Preis 60 Pfennig

Jugend

licher Traum

München 1936 / Nr. 1

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 1

WINTERWALD

Fremd sieht der Wald mich an,
seltsam vertauscht.
Hält er den Atem an,
weil er nicht rauscht?

Huschender Flügelschlag,
Schnee von den Zweigen
stäubt in den Tannenhag,
weht in das Schweigen.

Bäume im Geisterkleid,
Diener und Herrn.
In ihre Heimlichkeit
funkelt ein Stern.

Gottfried Lochmann

NEUJAHRSWÜNSCHE

VON ANDRÉ WARNOD

Berechtigte Übertragung von Anna Drawe

Herr Tournesol nahm einen altmodischen Zylinder aus der Schachtel und seinen Gehrock aus dem Kasten. Denn heute war Neujahrstag. Madame Tournesol erschien in großer Toilette, ihre Tochter Paulette hatte ihr Sonntagskleidchen angelegt, und die Familie ging aus, um die üblichen Besuche zu machen. Madame Tournesol stöhnte, weil ihre neuen Schuhe schmerzten, Herr Tournesol sagte nichts, gewürgt von seinem Stehkragen, den Leib eingeschnürt von seinem zu engen Gehrock. Paulette schleppte sich schläfrig dahin, denn sie hatte vergangene Nacht sehr lange auf einem Ball getanzt, wo ein junger Mann anwesend war, den sie liebte.

Es regnete und schneite abwechselnd. Taxis waren unauffindbar, und die Familie ging mit stoischem Gleichmut durch das Unwetter, um ihren Freunden und Bekannten ihre Neujahrswünsche zu bringen. Der Bürochef mußte besucht werden, die Mutter der gnädigen Frau, Onkel Jules, ein kinderloser, reicher Junggeselle, und die Tante Zoe, die immer fürchterliche Schokoladebonbons anbot, die man verschlingen und doch für ausgezeichnet erklären mußte. Herr Tournesol kämpfte mit seinem Regenschirm, seine Gattin klagte, ganz durchnäßt zu sein, Paulette dachte an ihren Geliebten und verwünschte die Neujahrsbesuche. Trotz alledem fanden sie, noch außer Atem vom Stiegensteigen, ein freundliches Lächeln und einen freundlichen Ton und riefen im Chor:

„Wir wünschen ein glückliches neues Jahr!"

Sie hatten erst drei Besuche gemacht, es verblieb ihnen noch mehr als das Doppelte, und sie waren schon ganz erschöpft. Paulette konnte fast nicht weiter, als sie die Stiege zu Onkel Jules hinaufstieg, und wünschte ihn innerlich zum Teufel.

Gerade in diesem Augenblick konsultierte der Teufel mit seiner Großmutter über die Aufrichtigkeit der Neujahrswünsche.

„Ich versichere dir", sagte die Großmutter, „daß gewisse Leute sehr glücklich darüber sind, ihren Freunden ihre Gratulationen darzubringen."

„Gut, wir werden sehen", erwiderte der Teufel. „Da ist gerade unsere kleine Paulette, die die Stiege zu ihrem Onkel Jules hinaufklettert. Ich werde alles erfüllen, was sie sich denkt, während ihre Lippen aussprechen „ich wünsche ein glückliches neues Jahr!"

Während sie ihre Wünsche darbrachten, schätzten die Tournesols das Vermögen des Onkel Jules und dachten daran, ob man bald dieses Geld bekommen würde. Paulette aber wünschte ganz einfach dem Onkel ein Kind, so daß man nicht mehr auf die Erbschaft rechnen konnte und sie nicht gezwungen wäre, diesen mürrischen Onkel zu Beginn jedes Jahres zu besuchen.

Da hörte man aus dem nebenan liegenden Zimmer einen Schrei wie von einer jungen Katze. Onkel Jules wurde sehr rot.

„Es ist ein Junge!" rief die Hebamme, indem sie die Tür öffnete.

Onkel Jules hatte seit langem eine Freundin: er erklärte nun, jetzt, nachdem er Vater geworden, werde er sie bald heiraten.

*

Herr Patafiol, Bürovorstand, empfing die Familie Tournesol hochmütig und frostig.

„Wir wünschen Ihnen ein glückliches neues Jahr!" riefen alle drei zugleich.

„Wenn nur dieser alte Ekel seine Stellung verlieren würde, dann müßten wir nächstes Jahr nicht mehr herkommen."

Herr Patafiol schien zerstreut.

„Entschuldigen Sie mich", sagte er schließlich. „Man hat mir von administrativen Veränderungen, von Versetzungen gesprochen."

Er rief sein Dienstmädchen und bat sie nachzusehen, ob die Zeitungen bereits erschienen seien. Bald darauf kam das Mädchen zurück und brachte ein noch druckfeuchtes Blatt, das er eiligst durchlas. Er stieß einen lauten Schrei aus: „Es ist also geschehen! Man schickt mich nach Carpentras. Mein armer Tournesol, ich werde nun das Vergnügen entbehren, Sie unter meiner Leitung zu haben."

Diesmal war Paulette starr. Es war etwas Geheimnisvolles. Um sich von ihrer seltsamen Macht zu überzeugen, wünschte sie ihrer Tante Zoe, an einem der gräßlichen Schokoladebonbons zu ersticken. Die alte Dame gab ihren Geist auf, da ihr sofort ein Bonbon im Halse stecken blieb.

Vollkommen betroffen, wagten Herr und Frau Tournesol nicht mehr ihr fröhliches „ich wünsche Ihnen ein glückliches neues Jahr" auszurufen, denn sie waren jetzt überzeugt, wieder die Ursache eines neuen Unglückes zu sein. Sie entschlossen sich, nach Hause zu gehen, ohne die Leute aufzusuchen, die noch ihren Besuch erwarteten. Sie waren bestürzt, aber Paulette war selig. Sie dachte bereits an alle Vorteile, die ihr diese neue Gabe bringen würde. Es handelte sich jetzt nur darum, keine Zeit zu verlieren, denn die Nacht brach an, und ohne Zweifel würde diese rätselhafte Kraft nur den ersten Januar andauern.

Dorf im Schnee — Walter Dolch-Amberg

Die Tournesols wohnten ganz hoch oben auf dem Montmartre in einem Wolkenkratzer, der sich in einer provinzialen Gegend inmitten einiger schmutziger Straßen und uralter Häuser aufreckte. Der Schnee breitete über alles seinen dicken Teppich. Die Kamine ragten aus den in Weiß eingehüllten Dächern wie aus einem Halstuch hervor.

Paulette hatte mit ihrem Verehrer ein Rendezvous an der Ecke der Rue St. Vincent. Sie wollte nicht, daß er in Schnee und Kälte warte. Kaum heimgekehrt, fand sie eine Ausrede, um nochmals fortzugehen. Die Hausmeisterin lauerte ihr beim Ausgang auf. Sie war eine alte, neugierige Person, deren Verschwiegenheit man mit Gold erkaufen mußte, wenn man einen Brief ohne Wissen der Eltern erhielt, oder wenn ein Verehrer bis zur Haustür mitkam.

„Ich wünsche Ihnen ein glückliches neues Jahr!" sagte Paulette, aber sie dachte:

Möge sich all das Geld, das ich dir je gegeben, in falsches verwandeln."

Sie war noch nicht um die Ecke, als sich bereits die Hausmeisterin mit der Milchfrau wegen eines Geldstückes aus Blei in den Haaren lagen.

Alexander, der schöne Liebhaber, wartete, seine Pfeife im Munde. Er war bei einem Architekten angestellt, gab sich aber das Ansehen des Künstlers, trug lange Haare und eine große schwarze Krawatte. Für Paulette gab es nichts Schöneres auf Erden. Sie lief auf ihn zu, schmiegte sich in seine Arme und flüsterte: „Ich wünsche dir ein glückliches neues Jahr!"

Zu gleicher Zeit wünschte sie alle Herrlichkeiten der Welt herbei, Ruhm, der ihn umschleichen möge, Ehre, die er genießen könne, den Rompreis! Alexander müßte der berühmteste und reichste Mann von ganz Paris werden.

Nach zärtlichen Umarmungen sagte sie obenhin: „Ich weiß nicht warum, aber ich habe das Gefühl, daß dir ein Glücksfall bevorsteht."

Das ist sehr leicht möglich", sagte Alexander. „Ich habe gerade von meinem Chef, dem Architekten, bei dem ich arbeite, einen sehr herzlichen Brief bekommen. Ich solle ihn morgen aufsuchen, er hat mir angeblich wichtige Vorschläge zu machen."

*

Paulette schlief nicht in dieser Nacht. Sie erwartete mit Ungeduld den Morgen. Ihre geheimnisvolle Macht war zu Ende, aber ihr letzter Wunsch würde für sie eine Quelle unendlichen Glückes werden. Alexander würde dank ihrem Wunsche ein berühmter Mann werden. Da wird dann alles sehr einfach. Er wird zu ihren Eltern kommen, um ihre Hand anhalten, die einem so schönen, so reichen, so berühmten jungen Mann nicht versagt würde.

Sie war die erste beim Rendezvous. Sie wartete voll Ungeduld. Endlich erschien Alexander am Ende der Straße. Sein Gesicht strahlte, aber seine Freude schien sich beim Anblick Paulettes zu vermindern.

„Nun?" fragte sie zitternd.

„Also, ich will es dir lieber gleich sagen, so ist es besser für beide von uns. Glaube mir, daß ich selbst verzweifelt bin. Mein Chef will mich zum Teilhaber nehmen. Das ist eine große Chance."

„Ich wußte es", unterbrach ihn Paulette, „aber dann . . ."

„Aber dann können wir uns nicht mehr sehen, denn er will, daß ich nicht nur sein Teilhaber, sondern auch sein Schwiegersohn werde. Ich bin mit Raymonde, seiner Tochter verlobt. Adieu!"

Bei Wasserburg — Karl Wähmann

HISTORISCHE MINIATUREN

Fürchterliche Drohung

Auf einer Brücke stand ein Bettler, der an die Vorübergehenden mit erhobenen Händen die Bitte richtete: „Erbarmt Euch, sonst müßte ich etwas tun, was ich in meinem ganzen Leben noch nicht getan habe."

Ein Herr blieb erschrocken stehen, zog die Börse und reichte dem Bettler ein größeres Geldstück.

„Unglücklicher", wandte er sich an den Zerlumpten, „was wolltest du denn tun?"

Der Bettler schob die Münze lächelnd in seinen Sack.

„Arbeiten", sagte er.

Eine Flasche mehr

Wenn König Ludwig XV. von Frankreich auf die Jagd zog, wurden immer zwanzig Flaschen Burgunder mitgenommen, die, weil der König selten zu trinken begehrte, die übrigen Jäger sich gut schmecken ließen. Eines Tages aber begehrte der König wider Erwarten zu trinken und die Flaschen waren schon alle leer.

Man zitterte schon vor dem Zorne des Königs, doch dieser sagte nur gelassen mit nachsichtigem Lächeln:

„Nehmt künftig lieber einundzwanzig Flaschen mit, damit ich im Notfall doch auch einmal trinken kann!"

Eine verdiente Antwort

Als der französische Gesandte in Spanien Bassompierre nach Paris zurückkehrte, Heinrich IV. Bericht über seinen Einzug in Madrid erstattete, erwähnte er: „Ich saß auf dem kleinsten Maultier von der Welt." — „Ah!" lachte der König. „Wie lustig muß es gewesen sein, den größten Esel auf dem kleinsten Maultier reiten zu sehen!" Bassompierre blieb die Antwort auf die Verhöhnung nicht schuldig; gleichmütig entgegnete er: „Ich war der Repräsentant meines Königs." *W.*

Die Räubergeschichte

In einer Abendgesellschaft langweilte man sich tödlich. Um der Unterhaltung wieder auf die Beine zu helfen, machte einer der Herren den Vorschlag, man möge sich — Räubergeschichten erzählen. Und so geschah es denn auch. Jeder aus der Runde wußte schließlich etwas Gruseliges zu berichten, das die anderen eine Zeitlang in Spannung erhielt. Als die Reihe an Voltaire kam, der an diesem Abend gleichfalls zu Gast geladen war, begann er:

„Es war einmal ein Generalpächter. — Den Rest erlassen Sie mir, bitte."

Der Unterschied zwischen Mensch und Tier

Als zur Zeit der Jakobinerriecherei in einem kleinen Fürstentum Deutschlands ein Erlaß gegen das Politisieren in Wirtshäusern bekannt gemacht wurde, gerieten die Mitglieder eines Stammtisches im Gemeindewirtshaus in wallende Erregung. Besonders der Schulmeister, der im Verdacht stand, das umstürzlerische Treiben der Neufranken zu billigen, machte, nachdem er den öffentlichen Anschlag gelesen hatte, seiner Empörung über die neue Verfügung laut Luft: „Was ...", erklärte er, „jetzt darf man also hierzulande auch nicht einmal den Mund auftun?"

Der zufällig anwesende Amtmann gab dem erhitzten Lehrer kühl zur Antwort: „Doch, Schulmeister — zum Essen und Trinken dürft Ihr's!"

Da schlug der Lehrer mit der Faust auf den Tisch.

„Zum Essen und Trinken, so? — Und wodurch, sagt mir, soll sich dann der Mensch noch vom Tier unterscheiden?"

Darauf der Wirt, der, die Hände vor dem Bauch gefaltet, daneben stand: „Durchs Bezahlen, meine Herren!"

WILHELM WELDIN:

GOLDFISCHE

Ich habe im Leben schon allerhand Leute getroffen, die ausgefallene Sachen geschenkt erhielten. Zum Beispiel jenes Ehepaar, das als Hochzeitsgeschenk ein Teeservice mit aufgemalten Rotkehlchen bekam, das sie heimlich nachts im Meer versenkten. Aber nie bin ich einem Menschen begegnet, dem aus heiterem Himmel ein Aquarium geschenkt wurde. Bekannte, die ein Aquarium besaßen, hatten es stets auf eigene Verantwortung. Irgendwie pflegte es nach einer Weile plötzlich spurlos zu verschwinden und niemand sprach mehr davon, wie man über schwere Schicksalsschläge nicht mehr spricht.

Man wird begreifen, daß mein Herzschlag stockte, als ich unter meinen Weihnachtsgeschenken ein Aquarium entdeckte. Auf Aquarien, meine ich, muß man Menschen langsam und schonend vorbereiten.

„Wie schrecklich nett!" sagte Melitta, das Aquarium beäugend.

Melitta ist meine Frau und enthusiastisch. Wäre sie nicht enthusiastisch, wäre sie wahrscheinlich auch nicht meine Frau. Ein circulus vitiosus.

Ich betrachtete das Ding, bleich, aber in guter Haltung. Es war ein rechteckiger Glasbehälter mit einer Burgruine in der Mitte. Um die Burgruine kreisten sechs Goldfische. Offenbar gibt es in den Gewässern, wo die Goldfische beheimatet sind, submarine Burgruinen und die Goldfische leben in einer Art Symbiose mit ihnen. „Hier", stelle ich mir vor, sagen Goldfische stirnrunzeln zueinander, „ist keine Burgruine! Lasset uns gastlichere Gewässer aufsuchen." Was außer Burgruinen zur Existenzbedingung von Goldfischen gehört, weiß ich nicht.

„Ist es dir klar, daß das ein Aquarium ist?" warnte ich Melitta. Frauen übersehen solche Sachen so leicht.

„Was für eine dumme Frage!" sagte sie mit jenem kühlen Augenaufschlag, der in solchen Angelegenheiten zu entscheiden pflegt. „Ich finde, ein Aquarium hat uns schon lange gefehlt. Es macht eine Wohnung so behaglich. Ein Aquarium ist nicht so tot, wie die anderen Einrichtungsgegenstände. Es entspannt die Nerven. Ich werde es in dein Arbeitszimmer stellen. Wann immer du überarbeitet bist und Sorgen hast, brauchst du nur das Aquarium anzuschauen. Da hast du ein Stück unschuldiger Natur mitten in der Großstadt und seine Betrachtung wird dich unwillkürlich entspannen und dich wieder sorglos und froh machen."

Ich muß gestehen, ich sah das Aquarium auf einmal mit anderen Augen. Aquarien haben einen hypnotischen Einfluß auf Menschen. Wie wundervoll! dachte ich. Ein Mikrokosmos. Dieses Stück lautloses, schwebendes Leben in meinem toten Zimmer. Geheimnisvoll. Ein Rätsel der Schöpfung. Wie können Menschen ohne Aquarium überhaupt leben?

Ich versuchte, mir das vorzustellen: Ich bekomme ein Steuermandat. Mit durchfurchtem Antlitz trete ich vor das Aquarium. Lautlos, graziös gleiten die Goldfische um die Burgruine. Ich denke: hier, in diesem kleinen Kosmos in meinem Zimmer gibt es nur Burgruinen und keine Steuerämter. Sorglos, heiter tummeln sich die Fischlein in ihrem unschuldigen Dasein. Sie wissen nichts von Steuermandaten. Es gibt so eine Welt und sie steht in meinem Zimmer. Wie märchenhaft! Und die Furchen verschwinden aus meinem Antlitz und ich lache froh und heiter.

Immerhin galt es, vorerst das Problem zu lösen, was Goldfische außer dem Anblick einer Burgruine sonst noch zum Leben brauchen.

Ich rief also einen Freund an, der im Geruch stand, einmal ein Aquarium gehabt zu haben.

„Goldfische?" sagte er erstaunt. „Goldfische gehen im Winter leicht ein, wenn man das Fenster aufmacht."

Im übrigen erklärte er sich auf dem Gebiete der Goldfische und sonstiger Fische, außer der Zubereitung von gebackenen Karpfen, für inkompetent, gab mir aber die Telephonnummer eines Bekannten, der angeblich einmal Goldfische gehabt haben sollte, die der Fama nach in kurzer Zeit eingegangen seien.

Der Betreffende erklärte auf Grund meines Anrufes, daß man das Ableben von Goldfischen daran erkenne, daß sie dann auf der Wasseroberfläche treiben. Mehr habe er von Goldfischen nie gehört.

Ich muß sagen, daß ich etwas nervös zu werden begann. Die Möglichkeit, daß Goldfische auch leben können, schien niemand ernstlich in Erwägung zu ziehen. Mit gerunzelter Stirn beugte ich mich über das Aquarium. Die Goldfische bewegten sich matt im Wasser, machten einen sorgenvollen Eindruck und schienen mich vorwurfsvoll anzusehen. Ich setzte Melitta tief beunruhigt von meiner Beobachtung in Kenntnis.

Vignette v. Bentheim

„Warte!" sagte Melitta mit weiblicher Intuition. „Ich habe eine Freundin, die einmal einen Flirt mit einem Absolventen der Tierärztlichen Hochschule hatte. Er soll ein Spezialist in Aquarien gewesen sein."

Ein Anruf produzierte die Freundin zum Tee. Sie war hübsch, adrett und hatte keine blaße Ahnung von Goldfischen. Mit dem Aquarien-Spezialisten war sie entlobt.

Dennoch schien sie von seinen beruflichen Fähigkeiten große Stücke zu halten. Sie erklärte, daß er am besten Wege gewesen wäre, der größte lebende Spezialist in Goldfischen zu werden. Er hätte schon als Student jahrelang nur von der Heilung erkrankter Goldfische gelebt. Er hatte direkt eine Goldfisch-Klinik. Gegen eine Mark Honorar nahm er die hoffnungslosesten Fälle in Behandlung und stellte sie nach einer Woche in strahlendster Gesundheit wieder zurück. Aber dann wäre die Konkurrenz hinter seine Methode gekommen und es sei aus gewesen, mit der Goldfisch-Klinik und der Verlobung.

„Und diese Methode ist heute Allgemeingut der tierärztlichen Heilkunde?" fragte ich hoffnungsvoll.

Die Freundin sah mich grenzenlos erstaunt an.

„Sie glauben doch nicht ernsthaft, daß Paul die Goldfische wirklich geheilt hat?" lachte sie. „Er hat ihnen nur sozusagen den Gnadenschuß gegeben, wenn man das bei Goldfischen sagen kann ... Dann ging er in die nächste Tierhandlung, kaufte um dreißig Pfennige einen Goldfisch — er hatte als geschätzter Stammkunde auch Rabatt — und lieferte ihn statt des zur Behandlung gegebenen als geheilt ab. Paul hatte regelmäßig einen Zwischengewinn von siebzig Pfennigen", fügte sie seufzend hinzu.

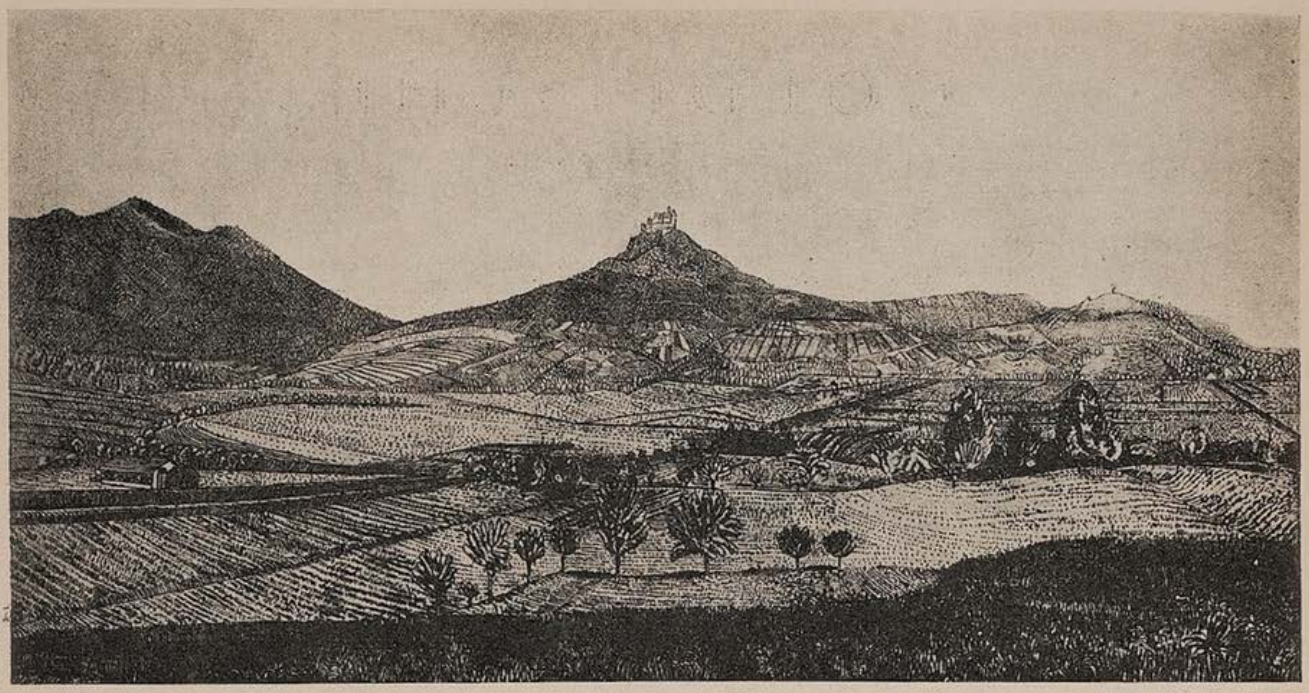
Und dennoch leben Goldfische in aller Welt. In Teichen. In Aquarien. Sie laichen. Neue Goldfische entstehen ... Ich wandte mich an die letzte Autorität im Hause, unser Mädchen Ilse.

„Entweder", sagte Ilse, aus reicher Erfahrung schöpfend, „gehen Goldfische in einigen Stunden ein, wenn man einen Tag vergißt, das Wasser zu wechseln, oder man wirft das Aquarium um und sie sind gleich hin."

Eine dritte Möglichkeit zu diskutieren, lehnte sie entschieden ab.

Ich hatte in dieser Nacht einen seltsamen Traum. Ich saß in einem Glaskasten mitten im Wasser. Zwei Fische schwammen um den Glaskasten herum und betrachteten mich interessiert.

(Fortsetzung S. 12)



Burg Hohenzollern — Alois Seidl

NEUJAHRSWUNSCH

Wer redlich hält zu seinem Volke,
Der wünsch' ihm ein gesegnet Jahr!
Vor Mißwachs, Frost und Hagelwolke
Behüt' uns aller Engel Schar!
Und mit dem bang ersehnten Korne
Und mit dem langentbehrten Wein
Bring' uns dies Jahr in seinem Horne
Das alte, gute Recht herein!

Man kann in Wünschen sich vergessen,
Man wünschet leicht zum Überfluß,
Wir aber wünschen nicht vermessen,
Wir wünschen, was man wünschen muß;
Denn soll der Mensch im Leibe leben,
So brauchet er sein täglich Brot,
Und soll er sich zum Geist erheben,
So ist ihm seine Freiheit not.

Ludwig Uhland 1817

ZUM NEUEN JAHR

(Aus Heimerans „Glückwunschbuch für alle Gelegenheiten")

Kleist, Neujahrswunsch aus dem Siebenjährigen Kriege:

... Ich eile, Ew. Hochwohlgeboren ein ganzes Arsenal voll aller zur Glückseligkeit des menschlichen Lebens erforderlichen Bedürfnisse anzuwünschen. Es müsse meinem hochgeehrtesten Herrn weder an Pulver der edlen Gesundheit, noch an den Kugeln eines immerwährenden Vergnügens, weder an Bomben der Zufriedenheit noch an der Lunte eines langen Lebens ermangeln. Es müssen Ew. Hochwohlgeboren alle, bei dem beschwerlichen Marsch dieses Lebens vorkommende Defileen ohne Verlust und Schaden passieren, und es fehle zu keiner Zeit, weder der Kavallerie Ihrer Wünsche, noch der Infanterie Ihrer Hoffnungen, noch der reitenden Artillerie Ihrer Projekte an dem Proviant und den Munitionen eines glücklichen Erfolgs.

Einem Junggesellen, a. d. 16. Jahrhundert:

Ich wünsch' Dir ein Fräulein wohlgestalt,
Das Dir im Herzen wohlgefallt
Und Dich lieb hat vor andern Knaben,
Die sollst Du zum neuen Jahre haben.

AUTO-XENIEN

Erwartung und Erfüllung

Stolz im hundertpferdigen Maybach startet der Jüngling,
Müde im klappernden Ford rattert nach Hause der Greis!

Warnungstafel

Wanderer, kommst du nach Sparta, fahr' nicht über 10 Kilometer,
Sonst wird man sitzen dich sehn, wie das Gesetz es befahl!

Hochmut

Seht, ich lasse mich nicht von Kreti und Pleti beklempnern,
Was einem Hanomag ziemt, steht dem Rolls-Royce doch nicht an!
Sprach's und konnte nicht weiter, verschluckt' sich vor Hochmut die Düse?
Abschleppen mußte man ihn mit einem — Ochsengespann!

Straßenpolizei

Hinter dir hörst du den Lärm? O Himmel, das sind Polizisten!
Pereat mundus!, dich holt, Fiat, Justitia ein!

Claus Brist

Carl Conrad:

DAS GESTÄNDNIS

Als Ulrich Teerbom, Bankangestellter, an einem Sonntagnachmittag gegen drei Uhr aus der Badewanne stieg und schlaff das linke Bein über den Rand hob, fühlte er, daß er das Gleichgewicht verlor. Er ruderte mit den Armen durch die Luft. Es war zu spät. Ehe der linke Fuß an den Steinen Halt finden konnte, war schon der rechte in der glatten Wanne ausgeglitten, und Teerbom fiel quer über einen Holzschemel. Die Hüfte schmerzte ihn ein wenig, sonst aber hatte er sich nicht verletzt. Der Schreck jedoch benahm ihm fast den Atem. Er hatte für einen Augenblick das Gefühl gehabt, von einer Brücke in eine ungeheure Tiefe zu stürzen. Er riß das Tuch vom Haken und begann sich hastig abzureiben. Wie er seine Knie trocknete, bemerkte er, daß sie leicht zitterten. Er streifte sich sein blaßblaues Sonntagshemd über.

Gerade als er die Knöpfe über der Brust schloß, und das ging schwer, denn die Knopflöcher waren noch von Stärke verklebt — da ertappte er sich, daß er sang. Er hatte das Gefühl, schon seit längerer Zeit gesungen zu haben. Er sprang zur Tür, schloß auf und blickte auf den Korridor. Aber es war niemand dort, der ihn hätte hören können. Teerbom zog sich schnell die Hose an und lief in sein Zimmer. Die Tür schloß er hinter sich ab. Das war seine Gewohnheit. Sonst hätte er sich im Zimmer nicht wohl gefühlt. Er setzte sich aufs Bett. Das Buch eines Staatsanwalts, darin er vor Jahren einmal flüchtig geblättert hatte, begann mit dem Satz: „Alle meine Mörder sahen wie Engel oder wie unschuldige Kinder aus." Diesen Satz hatte Teerbom auf einer Walzermelodie mehrfach leise vor sich hingesungen. Er ging zum Spiegel an dem hohen dunkeln Kleiderschrank. Lange blickte er sich ins Gesicht. Es war glatt und von einer völlig ausdruckslosen Schönheit. Auf dem Nachttisch stand eine offene, grün lackierte Dose mit Hautcreme. Teerbom stieß zwei Finger hinein und schmierte sich einen dicken fetten Strich quer über das Gesicht. Dann zog er eine Jacke über und blickte erst unters Bett, bevor er sich darauf legte. Die defekte Feder in der Matratze rasselte. Im Nebenzimmer wurde leise gesprochen. Im obern Stockwerk spielte jemand Klavier. Teerbom kannte das Stück schon auswendig. Eine Frauenstimme sang: „In Santa Lucia . . ."

Im Korridor ertönte die Klingel einmal kurz und dann lang. Das war Gretas Zeichen. Teerbom rührte sich nicht. „Jetzt halte ich es nicht mehr aus", dachte er, „jetzt sage ich alles." Seine Augen waren geschlossen, die Stirn lag in Falten. Die Zunge spielte über die Lippen. Er hörte, wie der Fußboden des Korridors unter den Filzpantoffeln der Wirtin knarrte; dann hörte er das Rascheln der Gardine, die vor dem runden Fenster in der Wohnungstür hing. Die Schlüssel klirrten. Greta lachte. Die Wirtin sagte: „Ah!" An dem festen, ein wenig knirschenden Geräusch von Gretes Schritten erkannte Teerbom, daß sie ihre hohen Stiefel anhatte. Natürlich, draußen regnete es wohl wieder. Teerbom hatte noch nicht daran gedacht, aus dem Fenster zu blicken. Es klopfte. Er rief: Herein!" Aber Greta rüttelte vergeblich an der Klinke. Die Tür war abgeschlossen. Teerbom sprang auf und drehte den Schlüssel um. Greta brachte einen Schwall Kälte mit ins Zimmer. Auch ihr Mund war kalt. Sie lachte, als sie den Fettstrich in Teerboms Gesicht sah, und wischte ihn mit ihrem dünnen parfümierten Taschentuch ab. Teerbom tat es wohl, daß sie über ihn lachte. Wie lange er heute wieder mal geschlafen habe, fragte sie, es sei ja schon fünf Uhr. Teerbom erschrak. So lange also hatte er in seinem Dämmerzustand auf dem Bett gelegen.

„Ich denke, wir gehen ins Kino?" sagte Greta. Teerbom war jetzt so weiß wie die gekalkte Zimmerdecke, hielt sich aber straff aufrecht. Die Hände hatte er auf den Knien liegen. Irgendwo im Hause orgelte ein Lautsprecher. „Was ist Pfingsten, Greta?" fragte Teerbom. „Unsre Verlobung, das ist doch ausgemacht", sagte sie. „Paß einmal auf", sagte er, „in der vorigen Woche — du erinnerst dich — hattest du abends noch etwas vergessen. Es war schon spät, du wolltest nicht mehr schellen und riefst unter dem Fenster meinen Namen. Ich zog die Jalousie hoch und blickte in die dunkle Straße hinab. Jemand, der Interesse daran gehabt hätte, mich zu beseitigen, hätte dich mit vorgehaltenem Revolver zwingen können, so lange zu rufen, bis mein

Erkenntnis

Ein Wind, gütig fächelnd,
läßt Blätter und Tränen verwehn.
Empfange einst lächelnd
Die weinend dir nachgesehn.

Gewesen, nicht vergessen;
Erinnert, doch verziehn.

Was uns Besitztum schien,
hat keins von uns besessen,
war höchstens nur geliehn.

Joachim Ringelnatz †
(aus dem soeben bei Rowohlt-Berlin erschienenen Nachlaßband.)

Winterlandschaft — H. Mayrhofer-Passau

Silvesternacht — Rolf v. Hoerschelmann

Kopf im Fenster erschien. Dann konnte er mich bequem abknallen und unerkannt entkommen. Würdest du mich gerufen haben, oder hättest du lieber riskiert, selbst erschossen zu werden?" Greta lachte. „Ich hätte gern Antwort!" sagte Teerbom, „was würdest du tun?"

Er blickte Greta mit einer sonderbaren Ängstlichkeit ins Gesicht. Sie lachte noch immer und meinte, natürlich würde sie ihn rufen, recht laut sogar. Als sie aber sah, daß es ihm ernst war, beteuerte sie, sie werde in einem solchen Falle selbstverständlich für ihn sterben. Teerbom nickte langsam und lachte in einer trockenen und gewaltsamen Art. Dann, mit leiser und matter Stimme, und indem er sich zu ihr neigte, sagte er: „Wenn ich es gar nicht verdient hätte? Was dann? Wenn ich selbst schon einmal jemand umgebracht hätte? Beispielsweise ein Mädchen, das mir lästig war. Eines Tages lag sie zerschmettert unter der Eisenbahnbrücke. In ihrer Handtasche fand sich ein Abschiedsbrief, aus dem einwandfrei hervorging, daß sie Selbstmord begangen habe. Was will das besagen? Sie kann ja den Abschiedsbrief geschrieben haben, damit ich ihn bei ihr entdecken und Mitleid mit ihr haben sollte. Um es ganz realistisch zu machen — und darin sind die Frauen bekanntlich groß —, kann sie ja zwei Briefe bei sich gehabt haben, einen an ihre Eltern und einen an mich. Den Brief an die Eltern ließ ich ruhig in ihrer kleinen Samttasche stecken. Ich sagte: „Wir müssen uns darüber aussprechen. Wir können einen Spaziergang machen, es ist so schönes Wetter heute." Wir gingen. Sie hing sich ein und bemühte sich, so lieb und freundlich zu mir zu sein, als sie es in ihrem Kummer nur vermochte. Immer versuchte sie, mir in die Augen zu blicken. Dann wieder drückte sie meinen Arm. Wir gingen auf einem schmalen, grasbewachsenen Fußpfad inmitten von Kornfeldern.

Ein leichter, lauer Wind raschelte in den Halmen. Auf den hohen Drähten der Überlandleitung saßen die Schwalben. Wenn wir an einem Mast vorübergingen, hörten wir ein helles Brausen daraus hervordringen, das anwuchs und wieder verklang. Das Mädel hob dann jedesmal den Finger und sagte: „Horch!" Ergeben und hoffnungsfroh wanderte sie an meiner Seite. Als wir über den Bahndamm gingen, blies der Wind ihr das Kleid gegen die Beine. Es war das grünseidene, das beste Kleid, was sie besaß. Und sie besaß nur wenige. Ich kannte sie alle. Ich hatte in der Stadt schon andere Kleider gesehen, duftige, reizvolle Gebilde, die ihren Trägerinnen etwas Märchenhaftes geben. Das grünseidene Ding hier erschien mir besonders geschmacklos. Wie wir so die Schienen entlang gingen, zwischen denen Ölflecke auf den Schottersteinen schimmerten, tat mir das Mädel ein wenig leid. Die Schienen senkten sich, und unsere Schuhe hallten laut auf den Steinen.

Wir waren auf der Brücke. Etwa in der Mitte der Brücke blieb ich an dem Steingeländer stehen. Tief unter uns lag in der Sonne das weite grüne Tal. Die Häuser mit ihren weißen Feldern, schwarzen Balken und roten Dächern erschienen klein wie aus einem Kinderbaukasten. Ein schmaler, blanker Bach durchzog das Tal in vielen Kurven. Die Straße überquerte ihn mit einer kleinen hölzernen Brücke. Ein winziges Fuhrwerk rollte gerade darüber, und das dumpfe Gepolter der Räder auf den Bohlen drang bis zu uns herauf. Ich blickte das Mädel neben mir an. Ich sah, daß sie die Tasche mit dem Abschiedsbrief locker an dem Nickelkettchen in der Hand hielt. „Gib doch mehr auf deine Tasche acht!" sagte ich, „nachher hast du sie wieder verloren." Ich streifte ihr die Kette über den Arm. Dann, indem ich mit der Hand ins Tal deutete, sagte ich: „Sieh mal, wie langsam das Auto da unten die Chaussee entlang kriecht!" Ich wunderte mich, daß ich so ruhig sprechen konnte. Meine Stimme hatte ganz natürlich geklungen. Das kleine Auto in der Tiefe stieß weiße Wölkchen aus. Das Mädel beugte sich übers Geländer. Der Wind bewegte ihr Haar. Ich bückte mich schnell, faßte ihre Beine und zog sie empor.

Der Körper verlor das Gleichgewicht und verschwand. Ich begriff kaum, daß es schon geschehen sei, so leicht und schnell war alles gegangen. Ich eilte in die Mitte der Brücke, damit man mich von unten nicht sehen könne, und ging über die Schienen heim. Ich kam nicht in die Versuchung, zu laufen. Ich war viel zu erschöpft. Erst, als ich mich in meinem Zimmer niedersetzte, erschrak ich, und zwar auf eine so tiefe und entsetzliche Weise, daß ich mich während zweier Stunden nicht von meinem Stuhl zu erheben vermochte. Durch das offene Fenster drang Abendkühle von den Wiesen herein. Das letzte Sonnenlicht lag noch wie ein heller Schleier auf den Baumkronen. Die Mücken spielten. In meinem Ohr war ein Gefühl, als habe ich soeben einen furchtbaren Schrei gehört. Sicherlich hatte das Mädel entsetzlich geschrien, als ich sie über das Geländer stieß."

Teerbom schwieg. Schon seit längerer Zeit waren ihm Tränen über das Gesicht gelaufen. Er war völlig zusammengebrochen. Da es bereits dunkel im Zimmer war, und seine Stimme ihren müden, ein wenig empörlichen Klang unverändert beibehalten hatte, bemerkte Greta nichts. Sie sprang auf und versuchte angestrengt, ihn in heiterer Art an das Kino zu erinnern. „Jetzt hast du mir einen ganzen Film erzählt und sicher nur einzig und allein in der Hoffnung, daß du jetzt nicht mehr mit mir ins Kino zu gehen brauchst", sagte sie. Teerbom trat auf sie zu, blieb dicht vor ihr stehen und faßte ihre Arme. Er wollte etwas sagen, aber ein nervöses Würgen im Hals hinderte ihn daran. Greta gab ihm einen Kuß, da bemerkte sie die Tränen. „Ulli!" rief sie, und rührte sich nicht. Er blickte ihr ins Gesicht. Er fühlte, wie sie zu zittern begann. Plötzlich brach ihr der Schweiß auf der Stirn aus. Teerbom ließ sie los. Mit einer ganz hohen, beinahe kreischenden Stimme brachte er hervor: „Berta Maria Fehlenburg aus Solingen, Herbergerstraße 7. Ermordet am 12. Juli 1929." Greta drehte sich um, nahm vom Waschtisch ihre Handschuhe und die Tasche und ging aus der Tür, die sie hinter sich offen ließ. Teerbom schloß die Tür.

In einem gleichsam schwebenden Zustand ging er durchs Zimmer. Er ließ sich am Fenster nieder. Soeben flammten die Lampen auf. Sie hingen in der Mitte von Drahtseilen, die quer über die Straße gespannt waren. Der Wind schwang sie hin und her, ihr Licht streifte die Stockwerke ab. Dünner Regen fegte über den Asphalt. Auf der Straße hielt ein Auto mit einem kastenartigen, fensterlosen Aufbau. Es blendete seine Scheinwerfer ab. Drei Polizisten kletterten heraus und schlossen an der Rückseite des Wagens eine Tür auf. Dann gingen sie ins Haus. Teerbom wurde übel. Er erhob sich, trat in die Mitte des Zimmers und blieb dort stehen, den Blick zu Boden gerichtet.

Aus Joseph Alois von Paurs Lebenserinnerungen

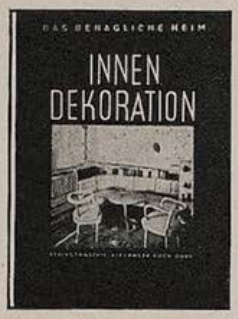
(Aus dem im Einhorn-Verlag erschienenen Buch „Altmünchner Erinnerungen")

Auf der Universität Salzburg, wo ich von 1788 bis 1792 Staatswissenschaft studierte, lernte ich den damals weit und breit bekannten Freiherrn von Unertl kennen. Man wußte von ihm, daß er dem 1776 von Weishaupt in Ingolstadt gegründeten Illuminatenorden angehört hatte, daß er nach den Edikten 1784 und 1785, in denen Kurfürst Karl Theodor die Gesellschaft aufgelöst und hiermit jede freie Religionsmeinung zu unterdrücken gemeint — im geheimen fest zu dem einmal als richtig erkannten Bund hielt. Zwar hatte das sogenannte geheime Gericht alsobald eingesetzt, seine Opfer in allen Schichten der Bevölkerung zu suchen und zu finden. Die Verdächtigen oder Verdächtigten verschwanden ohne gerichtlichen Prozeß, wie die Schatten, um nie mehr aufzutauchen. Aber gerade diese heimtückische Strenge reizte zum Widerspruch. Von uns Studenten, soweit wir nicht ganz hirnverbrannt waren, standen alle mehr oder minder zu dem unterdrückten Bund. Schon sollten da ud dort die ungeheuerlichsten Geschehnisse durch das heimliche Gericht zur Ausführung gekommen sein, schon hatte man auch in Salzburg das sogenannte Halbchaischen zur Nachtzeit begegnet, dessen Kutscher und Begleitmannschaft die geschlossenen schwarzen Kapuzen über das Gesicht gezogen hatten, aus deren ausgeschnittenen Augenlöchern der Blick unheimlich und gräßlich wie ein Dolchmesser herausstach; schon sah man sich allenthalben von Spionen bedroht — aber wir Studenten waren immer noch waglich genug, mit dem kühnen Freiherrn von Unertl, der den Kampf mit den geistigen Unterdrückern so mutig aufnahm, in nähere Verbindung zu treten. Noch sehe ich ihn vor mir, in den besten Jahren, groß, schlank, nicht eigentlich schön, aber geistvoll und ansprechend. Wir sprachen über Politik, Religion und all die wünschenswerten Verbesserungen, die wir uns begehrten. Und wir waren hingerissen von der stolzen Freiheit, die aus all seinen Worten und Blicken sprach. Er zog uns an wie der Magnet das Eisen, schon am zweiten Tag ließen wir uns gleiche Degenkoppeln machen, von schwarzem Leder, mit silbernem Verschluß, auf der Innenseite mit einer Silberplatte, darauf der Name des Trägers in kräftigen Buchstaben eingraviert war.

Das waren schöne Tage. Wir schwärmten nach Herzenslust von den goldenen Zeiten, die kommen sollten. So saßen wir auch einstmals bei unserm Kneipwirt in der geheimen Hinterstube, auf das nichts unsern Aufenthalt verraten sollte. Da klopft es plötzlich an die verschlossene Haustüre mit einem Hammer. Ein-, zwei-, dreimal. Wir sprangen auf, der Wirt kam mit kreideweißem Gesicht herein: „Das heimliche Gericht ist draußen und begehrt Einlaß! Meine Herren! Ich darf und kann nichts dawider ausrichten. Verschließ' ich ihnen heute das Tor, setzen sie mir morgen den roten Hahn aufs Dach!"

Würger Tod — F. Inhauser

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.

112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.

Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

Merkwürdig

Durchlaucht besichtigt das Naturhistorische Museum.

Ihr besonderes Interesse erregen die vorsintflutlichen Tiere.

„Sehr interessant, lieber Direktor", sagt Durchlaucht, „aber wissen Sie, was ich am meisten bewundere? Daß sich die Namen dieser Tiere durch die Hunderttausende von Jahren erhalten haben!"

Natürlich mußten wir uns fügen. Eine Minute später traten zwei in Gugeln (Gugel bedeutet einen kuttenartig mit über das Gesicht reichender Kapuze mit Augenschlitzen) Vermummte ins Zimmer: „Ist Hauptmann Freiherr von Unertl anwesend?" fragte einer mit verstellter Stimme.

Unertl trat ihnen ruhig entgegen: „Jawohl, was soll's?"

„Freiherr von Unertl hat sich seiner Taten zu verantworten und wird aufgefordert, uns stehenden Fußes zu folgen. Ist er bereit?"

„Das bin ich!" rief der Freiherr, indem er Hut und Mantel ergriff. „Ich komme wieder!" rief er zu uns zurückwinkend und folgte eiligen Schrittes hochaufgerichtet den beiden Gerichtsboten.

Vor der Haustüre warfen sie ihm eine das ganze Gesicht abschließende Kapuze über den Kopf und hoben ihn in die wartende Halbchaise. Wir sahen es deutlich vom Fenster der vorderen Wirtsstube aus.

Wiedergekommen ist er nicht mehr, weder an diesem Abend noch später; auch alle Erkundigungen in München, wo er geboren war und ein schönes Landhaus mit großem Garten besessen hatte, waren vergebens. Er war und blieb verschollen, ein Opfer des heimlichen Gerichtes. —

Nach vielen, vielen Jahren, als ich schon in München als alter Pensionär lebte, wurde (1831) ein unterirdischer Gang zwischen dem ehemaligen Jesuitenkolleg (jetzt Alte Akademie) und dem früheren Augustinerkloster aufgerissen, um eingefüllt zu werden. Dabei kam auch der Saal des heimlichen Gerichtes zur Freilegung. Es war ein ziemliches Geviert, rechts, etliche Stufen erhöht, ein länglicher Tisch mit drei Richterstühlen; für Verteidiger oder Protokollführer war kein Platz vorgesehen. An der gegenüberliegenden Wand verdeckte ein rotvollener Vorhang eine Nische, darin der Richtblock stand und dareingehackt das breite Richtbeil. Man mochte nicht viel Umstände mit den Verurteilten gemacht haben.

Zufällig kam ich des Weges, und ein Blick in die Tiefe machte mich schaudern. Währenddem waren die Arbeiter dabei, alles, was sich in diesen unterirdischen Gängen und Räumen befand, mit Schaufeln herauszuwerfen. Kleider, Waffen, Schmuckstücke, Menschenknochen, eine ganze Menge kleiner Kindergerippe. Mir gerade vor die Füße fiel eine alte, halbverwitterte, schwarzlederne, silberbeschlagene Degenkoppel, auf der kleinen Platte der Innenseite der Name graviert: „Hauptmann Frh. v. Unertl." —

Lichtenberg an Kaltenhofer, 1772:

In einigen Stunden ist dieses Jahr vorüber. Auch dieses Faß haben wir ausgeleert, wie mancher hat über dem Trinken das Aufstehen vergessen. Wir, die wir bis auf den letzten Tropfen dabei ausgehalten haben, wollen wünschen, daß das neue, das uns der Himmel ansteckt, eben so schmackhaft, so wenig berauschend und so gesund sein möge, als das nunmehr leere, so wollen wir mit Freude unser Geschirre unterhalten.

Biedermeier-Wunschkarte:

Das alte Jahr verging in Rauch
Und so vergeht das neue auch;
So blase, wie sie immer sind,
Die Sorgen heuer in den Wind.

Ihr sollt Bücher nicht nur lesen, sondern auch kaufen!

Der abgeblitzte Advokat

Ein Advokat, der sehr schmächtig war, verhöhnte vor Gericht einen überaus fetten Müller, indem er auf dessen dicken Bauch zeigte und sagte: „Euch Herren in den Mühlen geht es wahrhaftig besser als uns Herren an den Gerichtsschranken." — „Das ist doch kein Wunder", entgegnete der Müller. „Die Advokaten schlafen zu wenig." — Verwundert fragte der Advokat: „Warum sollten wohl gerade die Advokaten weniger schlafen als andere Menschen?" — „Weil sie meist ein böses Gewissen haben!" triumphierte der dicke Müller.

NEHMEN SIE EIN ABONNEMENT AUF DIE „JUGEND"

Liebe Jugend

Marie, die Perle bei Direktors, hat den während der Sommermonate von den Mücken stark belästigten Apoll vom Belvedere in einem Seifenbad liebevoll gereinigt und zu neuer Schönheit erweckt und stellt ihn im Salon auf sein Postament zurück.

„Bitt schön, gnä Frau", sagt sie, „die Büglerin lassert fragen, wer dös is; sie ist amal mit eim gangen, der hat akrat so ausgschaugt — und der waar ihr noch was schuldig."

*

Das Dienstmädchen ist auf dem Markt und fragt: „Sie, was kostet denn der Salat?"

„5 Pfenning", sagt die Marktfrau.

„Mei, Sie, dös is fein teuer", sagt das Mädchen.

„No, Frau, der is doch net teuer, der is doch so schön", sagt die Marktfrau.

„Sie, ich bin ja gar kei Frau", sagt das Mädchen belustigt.

„No ja, für was reden S' denn nachher so dumm daher?" beschließt die Marktfrau das Gespräch.

*

Am Starnberger See bin ich eingekehrt und sage zur Wirtin (bei trübem Wetter): „Schade, daß man die Berge so schlecht sieht!"

„Ja, gell", sagt sie voll Bedauern, „weils halt voller Schnee sind!"

*

Ich fahre mittags mit der Elektrischen durchs Tal. In qualvoller Enge stehen die Menschen auf der Plattform. Scharenweise strömen andere auf den Wagen zu. „Besetzt", ruft da der Schaffner mit Stentorstimme, „nur noch sechs derfen rauf!"

*

Aus fürstlichem Besitz werden eine Reihe von Gegenständen in Schloß Y. versteigert. „Und jetzt kommt noch", ruft der Auktionator, „ein von Seiner Durchlaucht abgelegtes Geweih!"

*

Baronin X. hat an ihre Base geschrieben. Die Hausgehilfin soll den Brief zur Post bringen. Sie kommt damit in die Küche und sagt: „Für so dumm hätt ich unsere Gnädige nicht gehalten, daß sie Fräulein so schreibt: Freiin."

Ehrbarer Kaufmann

Treff ich neulich den Fasel, Inhaber der längst pleite gegangenen Fa. Jesse, Fasel u. Cie. „Denken Sie sich", sagt er, „was mir passiert ist. Schreibt mir einer meiner besten Auslandskunden, er hätte gehört, daß bei meiner Firma Zahlungsstockungen aufgetreten seien. Was sagen Sie dazu?"

„Unerhört", sage ich, „Sie haben das natürlich richtig gestellt?"

„Selbstverständlich! Den Ruf der Firma laß ich mir doch nicht zerstören! ‚Sehr geehrter Herr', habe ich geschrieben, ‚dem Gerücht, daß bei unserer Firma Zahlungsstockungen aufgetreten seien, wollen Sie bitte sofort energisch entgegentreten. Wie haltlos es ist, ersehen Sie am besten daraus, daß wir nachweisbar seit über einem Jahr keinerlei Zahlungen geleistet haben!'"

Ordogravieh

Beim Antiquitätenhändler einer kleinen Stadt sehe ich zwei recht hübsche Barocksessel und wir werden handelseinig, trotzdem er meint, ich könne, „da aus sehr feinem Hause stammend" (er meint damit die Sessel) eigentlich noch 10 Mark zulegen. Ich bespreche, daß der Tapezierer noch einige lose Borten befestigen soll und daß die Fauteuils, wie sie der Händler nennt, im Souterrain beim Hausmeister abgegeben werden sollen, da meine Frau überrascht werden soll. Er kritzelt etwas und da ich fürchte, er könne so schnell gar nicht alles, Adresse usw., notiert haben, werfe ich einen Blick in sein Buch, finde aber alles richtig vermerkt: 1 Paar Rockvodel Dabzir Sutrö.

Aus Schulaufsätzen

Ein Schüler schreibt über die Beerdigung des Westgotenkönigs Alarich:

„Die Goten gruben ein Loch in das Flußbett und senkten ihren Allerwertesten hinein."

*

Über die Spartaner: „Da die Spartaner ihre Bedürfnisse nicht im eigenen Lande decken konnten, mußten sie fremde Häfen benützen."

H. H.

Wertvolle Erzählungen

in künstlerischer Ausstattung zu niedrigem Preise

Marie Diers
Die Erbschaft der Magd
Diese norddeutsche Guts- und Dorfgeschichte ist seltsam und überraschend in ihrer Handlung, aber zugleich auch ein Denkmal starker, eigenwilliger Bauernkraft, die sich ihres Wertes bewußt ist.

Paul Gurk
Die bunten Schleier
Gurk ist in seinen modernen Fabeln, Märchen und Legenden ein scharfer Kritiker unserer Zeit, dabei immer geistreich, witzig und treffend.

Karl Lerbs
Der blaue Leutnant
Aus dieser Fülle von witzigen und unterhaltenden Anekdoten heben sich besonders die Geschichten vom Handel und Wandel in einer deutschen Hafenstadt hervor.

Wilhelm Michel
Das Herz im Alltag
Diese Lebensbetrachtungen wenden sich an jeden, der sich durch Selbstbesinnung davor bewahren will, im Gleichmaß des Alltags zu versinken.

Arthur Maximilian Miller
Martin und Marlene
Eine Liebesgeschichte, die in Süddeutschland spielt und in die das Rauschen der Wälder und das Brausen der Wassermühlen hineintönt.

Franz Nabl
Das Meteor
Ein ausgezeichneter Erzähler und unbestechlicher Richter des menschlichen Herzens schildert ein erschütterndes Ehejschicksal und zufällige Begegnungen im Leben.

Alma Rogge
Leute an der Bucht
Ernste Schicksale und heitere Begebenheiten erzählt die niederdeutsche Dichterin, die ihre Menschen überzeugend echt und mit einem feinen, gütigen Humor zu gestalten weiß.

Wilhelm Schmidtbonn
Lebensalter der Liebe
Drei Liebesgeschichten des rheinischen Dichters: voll jugendlicher Ausgelassenheit, männlicher Reife und wehmütiger Altersstimmung.

Jeder Band in Leinen gebunden RM 1.50

In allen Buchhandlungen vorrätig

Carl Schünemann, Verlag, Bremen

INSERIEREN
BRINGT GEWINN!

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene

Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Der politische Witz — Bilek

Diese Bücher müssen Sie lesen!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! . . . . . Preis 75 Pfg.

FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise, die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

(Fortsetzung von Seite 5)

„Er heißt Bobby", sagte der eine Fisch.

„Ist er nicht süß?" sagte der andere Fisch. „Es ist doch furchtbar nett, so etwas Lebendiges zu haben. Es belebt das Heim."

„Er geht leicht ein", sagte der erste Fisch skeptisch, „und macht viel Arbeit. Wenn man nicht täglich die Luft wechselt, wird er ganz blau. Außerdem ist er schon etwas schäbig."

Die beiden Fische betrachteten mich eine Weile schweigend, der eine sorgenvoll, der andere nicht ohne Sympathie."

„Wie unschuldig und sorglos er ist!" sagte dann der sympathisch berührte Fisch. „Keine Haie ängstigen ihn. Wo bekommt man so etwas zu kaufen?"

„In der Tierhandlung", sagte der andere Fisch. „Aber wenn Sie eine Ahnung hätten, was seine Wartung für Umstände macht . . ."

Die beiden Fische warfen mir einen letzten Blick zu und entfernten sich plaudernd. Plötzlich hatte ich das Gefühl, daß mir die Luft ausging. Verzweifelt schlug ich um mich. Die Glaswand gab nach. Scherben klirrten.

Ich habe immer die Ansicht vertreten, daß unser Mädchen Ilse medial veranlagt und mit dem zweiten Gesicht begabt ist. Sie hatte es tatsächlich vierundzwanzig Stunden vorausgesehen, daß sie das Aquarium zerschlagen würde. Durch das Klirren des zerschellenden Mikrokosmos aus fieberdurchschüttelten Albträumen gerissen, erwachte ich zu einem neuen, von Goldfischen unbeschwerten Dasein.

Bettler — v. Welden

Der Chauffeur

Herr Huber will in der Großstadt den Abend angenehm verbringen. Er nimmt ein Taxi, nennt ein Vergnügungsetablissement vor der Stadt und läßt sich dorthin fahren. Als er ankommt, ist alles geschlossen. „Haben Sie denn das nicht gewußt?" sagt er etwas enttäuscht zum Chauffeur. „Ja natürlich, aber wenn ich was gesagt hätte, wären Sie doch nicht herausgefahren", antwortet der Chauffeur.

Aus einem Anekdoten-Lexikon 1842:

Und so wünsche ich denn, daß Ew. Gnaden in dem neuen Jahr länger leben möchten als in dem alten.

Balkon

„Hier ist eine Wohnung zu vermieten?"

„Jawohl, mein Herr; zweitausendvierhundert Mark mit dem Balkon."

„Und wieviel ohne Balkon?"

Freundlichkeiten

Verteidiger (sarkastisch): „Sie sind ja ein netter Mensch!"

Zeuge (kordial): „Das stimmt, Herr Rechtsanwalt. Stünde ich nicht gerade unter Eid, so würde ich von Ihnen das gleiche behaupten."

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl geht zum Bauerntheater

Preis M. 3.50

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl geht zum Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

BÜCHER

E. Escherich: „Altmünchner Erinnerungen“. Einhorn-Verlag, München.

Es ist der Reiz des Privaten, der diesen Aufzeichnungen verschiedener Mitglieder der alten bayerischen Familie Escherich ganz besonderen Wert verleiht. Der Geschichtsraum, den sie umfassen, beginnt mit dem Jahre 1777 und endet mit dem stürmischen 48er-Jahr, da Bayerns König Ludwig I. dem Thron entsagen mußte. In diesen fast 100 Jahren bayerischer — insbesonders Münchener Geschichte hat sich manches zugetragen, worüber die offizielle Geschichtsschreibung nichts zu vermelden hat. Hier in diesem Diarium einer altbayerischen Bürgerdynastie haben diese kleinen, zeitnahen und deshalb nicht minder wichtigen Dinge ihren Niederschlag gefunden. Wir verweisen an dieser Stelle auf die in vorliegender Nummer abgedruckte Textprobe aus dem hübschen und für alle Freunde Münchner Historie unentbehrlichen Buch.

Avis.

Glückwunschbuch für alle Gelegenheiten. Gesammelt und verlegt von Ernst Heimeran in München.

Können wir noch Glück wünschen? — Z. B. zum neuen Jahr jemand Liebes oder Nahes beglückwünschend ansprechen, von Herzen und auch mit der Kraft des Herzens? Man muß meinen, wir hätten es verlernt, wenn man liest, wie unsere Voreltern Glück zu wünschen verstanden. Ernst Heimeran, der schon so manchen Goldfund aus dem Grunde der Zeiten ausgegraben hat, legt eben ein Glückwunschbuch für alle Gelegenheiten vor, aus dem wir an anderer Stelle ein paar Proben abdrucken. Wer sie liest, der wird bald merken: ebensoviel wie zu einem Kunstwerk. Lauter echte kleine Kunstwerke sind die Wünsche in diesem Glückwunschbuch, und darum kann einer, der heute Glück wünschen will, gar nichts Besseres tun, als einfach dies Büchlein schenken: denn er selber bringt's zwischen Tür und Angel, zwischen Auto und Telephon, zwischen Kauf und Ratenzahlungen — — er bringt's im Leben nicht so gut fertig.

Dr. H. A. Thies.

Joachim Ringelnatz: „Der Nachlaß“. Rowohlt-Verlag, Berlin.

Hier hätten wir also das Letzte von diesem eigenartigen und eigenwilligen Dichter. Es sind Tagebuchaufzeichnungen aus dem Krankenhaus, Briefe an die Frau und liebe Freunde, nachgelassene Gedichte und zahlreiche Reproduktionen von Gemälden des Vielseitigen. Ein Hauch von Wehmut schwebt über dem Ganzen; viel Traurigkeit spricht aus Prosa und Vers, wenn auch die Sonne eines echten und gütigen Humors dann und wann durchbricht und die schon im Sinken begriffene Welt des Dichters auf Augenblicke erhellt. Je mehr uns der Tag entrückt, da Ringelnatz krank und arm diese Erde verließ, desto echter und geklärter erscheinen uns seine Verse. Die große Menschlichkeit, die alles erfüllt, was er je gesagt und gedacht, der hohe Anstand seiner inneren Haltung solche Werte treten uns in vorliegendem Buch noch einmal deutlich vor Augen.

Weiß-Rüthel

André Maurois: „Beiträge zur Lebenskunst“. Verlag R. Piper & Co., München.

Gibt es eine lehrbare Lebenskunst? Man kann darüber reden. Vor allem kann man streiten, ob sie — falls es sie gibt — genügend unter die Leute kommt. Dieser Maurois ist auf dem Wege dahin: er bricht mit jeder Art von exklusiver Vornehmtuerei, die gerade auf den Lebenskunst-Kathedern eine Zeitlang so weit verbreitet war. Er spricht gelassen, natürlich, umsichtig, und gibt jedem etwas. Da ist sein Kapitel über die Ehe. Ein Jahrhundert nach dem alten braven Hippel war die Lehre von der Lebenskunst in der Ehe immer mehr ins Dornengestrüpp erotischer Belehrung und in die Wüste banaler Sachlichkeit geraten; hier tritt das wirkliche Leben wieder hervor — d. h. das Leben, von dem Sainte-Beuve einmal gesagt hat, seine Grundbedingung sei, eine Portion Langeweile ertragen zu können. Die Ehe ist gewiß keine Literaturwissenschaft, und doch bin ich sicher, daß jede Ehe durch Lesen der 48 Seiten bei Maurois besser werden kann. Ich setze nur den einen goldenen Satz her: „Ehen werden nur dann glücklich, wenn Mann und Frau sich nicht einfach von der Strömung treiben lassen, sondern ihr Glück wollen.“ Aufs Glück läuft, wie natürlich, auch Maurois' Lebenskunstlehre hinaus. Er gibt eine reichhaltige „Gymnastik des Glücks“, dann aber — und das bezeichnet den ganzen Mann — schließt er mit der Weisheit der Stoiker und mit Nietzsche. „Wir wollen aber nicht Glück, wir wollen Heldentum.“ Dem Prometheus muß der Geier, der ihm die Leber benagt, willkommen sein, „vielleicht deshalb, weil dieser Schmerz ihn den noch unerträglicheren eines inneren Zweispaltes vergessen macht“.

Dr. H. A. T.

Der Gelehrte

Der Gelehrte Bentley war im Umgange mit seinen Mitmenschen sehr unbeholfen und verlegen. Er wurde deshalb nur selten in seine Gesellschaft geladen. Als er bei einer Gräfin von Ferréres erscheinen sollte, traf er dort bereits eine große Gesellschaft an. Das setzte ihn derart in Verlegenheit, daß er sich bald wieder entfernte. — „Wer war der sonderbare fremde Mann?“ fragte jemand. — „Er ist ein so gelehrter Herr“, versetzte die Gräfin, „daß er weiß, wie ein Stuhl auf hebräisch und griechisch heißt, aber nicht, wie man darauf sitzen soll!“

F. H. S.

Der König

Die Magdeburger waren mit ihrem Superintendanten unzufrieden und beschuldigten ihn, daß er nicht an die Auferstehung glaube. Sie wollten ihn deshalb seines Amtes entheben. Die Klage wurde Friedrich dem Großen zur Entscheidung vorgelegt. Der König verfügte: „Bleibt im Amt. Will er am Jüngsten Tage nicht aufstehen, so soll er liegen bleiben.“

F. H. S.

„Bin ich Ihnen im alten Jahr etwas schuldig geblieben, Ober . . .?“
„Außer einer anständigen Behandlung nichts!“

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Heutze
Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.–

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Fritz
Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.–

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Redaktionelle Notiz:

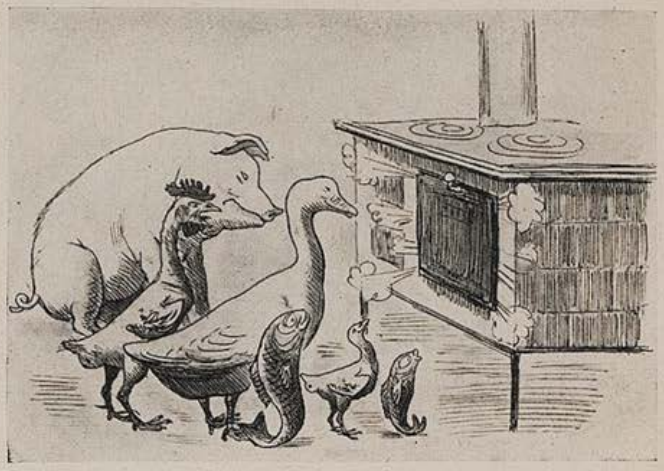
Die durch Herausnahme des Schlußblattes von Nr. 52 der „Jugend" in Wegfall geratene Foto-Seite liefern wir in vorliegender Nummer nach.

Das Titelblatt von Nr. 1 der „Jugend" zeichnete Ruth Mathi.

Die Redaktion

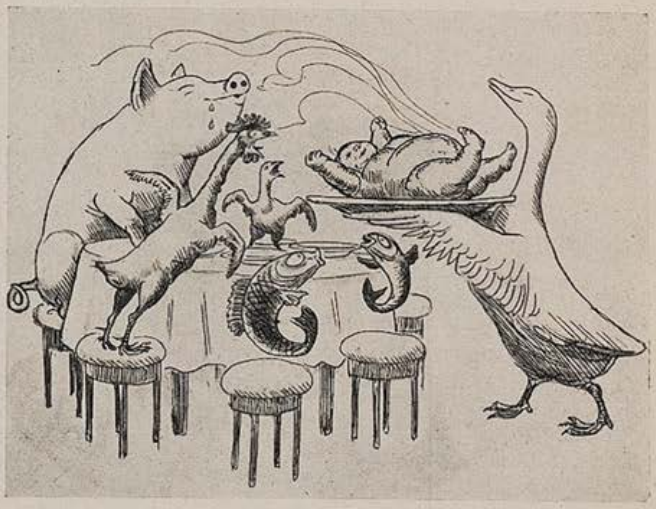
Der Neujahrsbraten

Von Franziska Bilek



1

2



3

DIE FOTO-SEITE

Lichter, die leuchten

Seit wir erkannt haben, daß zum Wesen der fotografischen Darstellung eine Betonung des Faktors Licht gehört (dieses Erkennen liegt nicht einmal weit zurück), sind wir zur Schaffung entsprechender Mittel bestrebt, die eine Hervorhebung gestatten. Man will das an sich an den Formgebilden nur empfundene Moment des Schimmerns und Glitzerns verdeutlichen, damit es nicht erst nach längerem Schauen im Foto „entdeckt" werden muß, sondern vielmehr jedem sogleich in die Augen strahlt. Die Lichter, die größten Helligkeiten im Bilde, sollen also wirklich leuchten.

Eine lange Versuchsreihe führt zur Schaffung der Duto-Linse, die in ihrer einfachen Anwendung verblüffend wirkt. Denn man setzt sie nur wie ein Filter auf das Objektiv der Kamera. Sie bewirkt ein Abklingen der Linienbetontheit zugunsten einer Hervorhebung von Helligkeiten, die wirklich leuchten, und wir erzielen im Grunde erst damit ein dem Wesen der Fotografie gemäßes Bild, gestaltet durch Licht.

Zu unserem Bilde

Gleich vorweg: Aufgenommen mit der Duto-Linse. Gewiß erhebt es keinen Anspruch, als Motiv etwas Gigantisches zu sein, sondern es will als Skizze empfunden werden. Diesem Skizzenhaften entspricht die Duto-Linse, indem sie die Hauptmomente betont, das Spiel von Hell-Dunkel zum Eigentlichen erhebt.

Gerade jetzt kann man solche Bilder herstellen. Als einen wertvollen Ausgleich zum Kunstlicht, das ja für gewöhnlich den Winter beherrscht. Auf das Unscheinbare kommt es dabei an; dort etwas sehen, wo andere vorübergehen, ist ein guter Teil unserer Aufgabe. Wir müssen ganz neuartig empfinden, weniger Form und Farbe als Tonwerte sehen. Dann wird der Lohn nicht ausbleiben.

Unser Foto-Lehrgang

9. Folge

Nachtrag: Die Beleuchtung

Hier etwas, über dessen Bedeutung Sie sich auch schon als Anfänger bewußt sein sollten. Die Frage der Beleuchtung ist im Grunde für die Fotografie das Zentrale. Durch günstigen Sonnenstand wird der einfachste Gegenstand zum Motiv.

Durch die Beleuchtung sollen Kontraste erzielt werden. Das Licht ist Mittel, um für unsere Kamera die Form erstehen zu lassen. Und die Art und Weise des Wechselspiels zwischen Hell und Dunkel machen den Charakter des Bildes aus.

Vorderlicht schafft kaum Gegensätze. Jede Plastik fehlt. Wir werden diese Beleuchtungsform für gewöhnlich ausschalten. — Seitenlicht steht dazu im Gegensatz. Hier haben wir starke Helligkeitsunterschiede, Feinstrukturen treten hervor und das Stoffliche wird betont. — Gegenlicht ist die Methode zur Erzielung feiner Stimmungsmomente. Das Grau und Dunkel überwiegen, und aus ihnen leuchten feinste Helligkeiten hervor. Es sei empfohlen, selbst einmal Vergleichsbilder anzufertigen; dann merkt man am schnellsten, worauf es ankommt.

Natürlich: Selbst entwickeln

Nun wollen wir darangehen und unsere Aufnahme bzw. unseren Film entwickeln. Dazu stehen uns verschiedene Möglichkeiten offen. Ganz davon abgesehen, daß der Fotohändler uns auch diese Arbeit abnimmt, ergeben sich für die eigene Tätigkeit mehrere Methoden, die sich gleichzeitig nach dem Negativmaterial richten.

Platte, Plan- und Packfilm werden einzeln in der Dunkelkammer verarbeitet; beim Rollfilm entwickeln wir einen ganzen Streifen mit mehreren Aufnahmen zu gleicher Zeit, wobei keine Dunkelkammer erforderlich ist. Die Entwicklungsvorgänge sind in jedem Falle gleich. Es tritt eine Silberausscheidung an den belichteten Bromsilberpartien der Emulsion ein, die quantitativ der wirksam gewesenen Lichtmenge entspricht.

In erster Linie müssen wir uns einen Entwickler anschaffen. Wir wählen am zweckmäßigsten eine mit mittlerer Geschwindigkeit arbeitende Substanz, die im besonderen noch die Eigenschaft hat, ein zartes Negativkorn zu erzeugen. Wir müssen hierzu bemerken, daß die Ausscheidung des Silbers in Form feiner Körner erfolgt und von der Größe der Körner die Vergrößerungsfähigkeit eines Negativs abhängt. Da der benutzte Entwickler einen Einfluß auf die Korngröße hat, werden wir einen sogenannten Feinkornentwickler verwenden.

Für die Entwicklung von Einzelaufnahmen richten wir uns entweder eine entsprechende Dunkelkammer her oder warten, bis es abends dunkel wird. Zur Beleuchtung des Arbeitsraumes dient eine rote (bei panchromatischen Emulsionen grüne) Lampe, die von Osram gleich mit entsprechendem Glaskolben hergestellt wird. Daneben brauchen wir drei Schalen für Entwickler, Wasser und Fixierbad im Format unserer Negative. Als Entwickler können wir die Fabrikate „Emofin", „Final" und „Mikrol" für den Anfang besonders empfehlen; alle wirken feinkörnig. Zum Fixieren kaufen wir saures Fixiersalz, das wie dort angegeben gelöst wird.

Für die Rollfilm-Entwicklung verwenden wir keine Schalen, sondern besondere Geräte, wie z. B. die Esti-Röhre. Es gibt auch Tageslichtgeräte, in denen der ganze Vorgang bei hellem Tageslicht erfolgen kann. Alle diese Apparate haben den Vorteil, daß der Filmstreifen während der Behandlung nicht angefaßt zu werden braucht und saubere Negative liefert, die bei Schalenentwicklung für Rollfilm in Frage gestellt sind.

1936 / JUGEND NR. 1 / 1. Januar 1936 — *Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig*

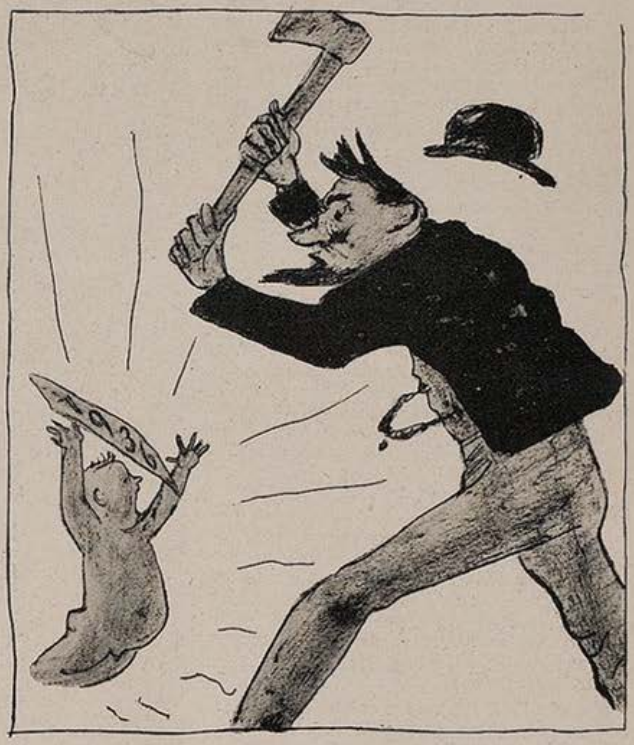
Begründer: Dr. GEORG HIRTH — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V. J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Das neue Jahr

beim

Anton Leidl

Sanguiniker



Choleriker

Melancholiker

Phlegmatiker

JUGEND NR. 2

MÜNCHEN 1936 / NR. 2
PREIS 60 PFENNIG

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / NR. 2

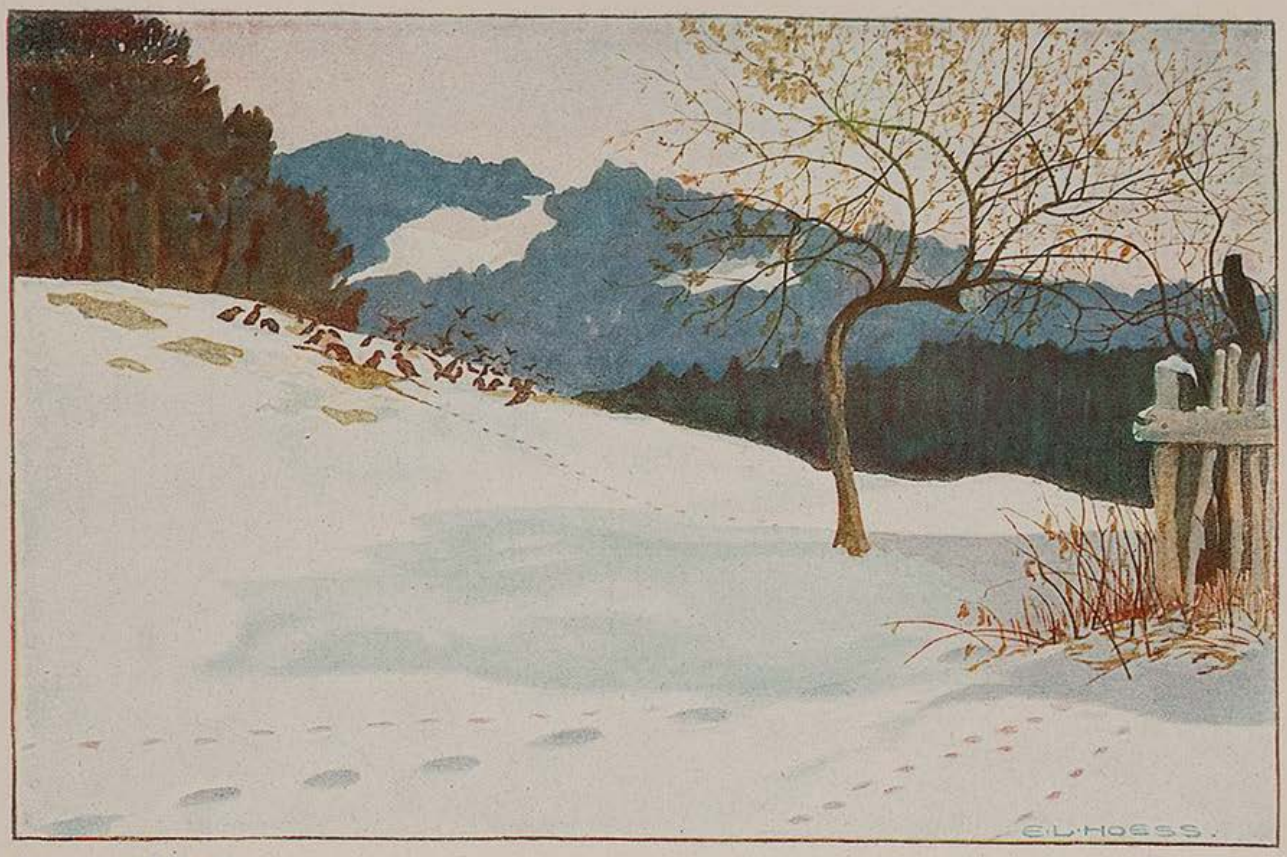
NACHT IN GIESSEN

VON HANS REIMANN

„Glänzend, wie der Wagen läuft — jetzt kann ich Ihnen endlich die Geschichte erzählen — meine Nacht in Gießen — hähä — (Motorräder sind die reine Landplage — sollten glatt verboten werden) — also, passen Sie auf — das war im November 18 — wissen Sie, die dolle Zeit nach dem Umsturz — die Kinder keine Milch — meine Schwiegereltern Gottseidank zu Hause in Dänemark — (ein N.F.P. — komisch — sieht man kaum noch!) — na scheen — also es war phantastisch — einfach nichts mehr zu fressen — nicht mal hintenrum — da hab ich einfach meine Frau und meinen Jungen auf die Bahn geladen — nachts gegen zwölfe waren wir in Kassel — den ganzen Tag unterwegs — (was kommt denn da? — ein Zeisler!) — kein Gepäckträger — keine Unterkunft und nischt — also weiter — Hamburg — dann mit der Fähre von Warnemünde — ein paar Ausländer hatten dem Lokomotivführer zwei Dollar gegeben, daß er in Rostock durchfährt, ohne zu halten — kurz und gut, meine Familie war in Sicherheit — ich nun in denselben Etappen retour nach Frankfurt — (ein Apel-Katzenstein ist hunderttausend Kilometer mitgefahren — jetzt ist er hin!) — ich hatte noch eine Kleinigkeit in Frankfurt zu erledigen — ja — aber bumms — nachts um elf hält der Zug in Gießen — Schluß — fährt nicht weiter — alles raus — (derselbe Wagen wie meiner — Beyer hat ihn auch — wissen Sie, der in Tutzing stand — in der Garage — aber saumäßig gepflegt — möchte wissen, wovon der lebt — angeblich macht er Hosenknöpfe — na scheen!) — das sah lieblich aus, sag ich Ihnen — der Bahnhofsplatz das reinste Heerlager — lauter Feldküchen und Pferde — ich hundemüde — können Sie sich ja denken, wie? — schon am Bahnhof wurde mir gesagt: kein Gedanke an Unterkommen — nirgends Platz — auch nicht im Wartesaal — der war übrigens geschlossen — da war irgend so ein Soldatenrat drin — ging ja alles drunter und drüber — (ein Tresto — auch schon wer!) — dabei goß es in Strömen — und ich hundemüde — (so einen flachen Kühler hat nur ein Lucia!) — da seh ich zufällig an einer Plakatsäule einen Theaterzettel — und entdecke einen Namen — die Schwester von meinem Schwager Brügmann — wann ist die Chose aus? — nach elf — na, denk ich, das klappt ja famos — Romeo und Julia — da hat sie bis zu Ende zu tun — die Julia stirbt ja erst ganz zuletzt, nich? — frage mich also durch bis zum Theater — komme auch gerade noch zurecht — erwische das Mädchen — was soll ich Ihnen sagen? — die freut sich kaputt, mich mal wieder zu sehn — will mir auch gleich Nachtquartier verschaffen — dabei gießts in Strömen — total durchnäßt — und hundemüde — (was stinkt denn da so?) — na scheen — sämtliche Hotels mit ihr abgeklappert — alles belegt mit Mannschaften und Offizieren — sämtliche Pensionen, die sie kannte — alles Essig — sämtliche Bürgerquartiere — hier geklingelt, da geklingelt — nischt — wie verhext — (bitte, fahren Sie ruhig vorbei, Herr Näsch — was ist denn das? — dem Kerl sein rechtes Hinterrad schlägt — könnt ihn sofort wieder haben, wenn ich wollte — was haben wir denn drauf? — Sechzig? — ist genuck!) — na scheen — in strömendem Regen rumgestiefelt bis um zwei — (ein Reibach, die reinste Lokomotive!) — und der Regen prasselte immer doller — stellen Sie sich meine Verzweiflung vor — drei Tage so gut wie überhaupt kein Auge zugetan — aber Julia wußte Rat — der letzte Ausweg — wissen Sie, was sie sagte? — „Ich geb Ihnen mein Zimmer und schlafe die Nacht bei der Tochter von meiner Wirtin!" — bong — mir war alles toute même Schulze — ich hätt auch zwischen den Doppelfenstern gepennt — na scheen — unterwegs schreit sie plötzlich: Sgehtnich! Sgehtnich!" — „Warumnich?" frag ich — „Sgehtnich! Sgehtnich! Ich hab ja heut abend mein Zimmer abgetreten an die Tochter von meiner Wirtin, die hat nämlich" — (kucken Sie mal — da ist ein Pinkerton — ganz große Klasse — Justizrat Scharnhorst fährt genau denselben!) — hat das Zimmer verpumpt an die Tochter von der Wirtin — und da schlief sie in dem Zimmer von dem Mädchen — glänzend — na scheen — mir war jetzt alles egal, das kann ich wohl sagen — aber Julia wußte einen Ausweg — sie wird die Sache schon arrangieren, sagt sie — (Gott, hat der's eilig! — fahr doch rechts, Dussel!) — ja, wird die Sache schon arrangieren — was sollt ich machen? — eben mit — kleine Straße — eng und miekrig — eine Gaslaterne mit einer zerbrochenen Scheibe — ich seh das alles noch deutlich und klar vor mir — (so ein dämliches Biest!) — und die Laterne ging egal an und aus — im Winde — (was so eine Kuh auf der Straße zu suchen hat, möcht ich wissen!) — Julia schloß ein Tor auf — (sehn Sie, so kommt man immer wieder vom Tempo runter!) — Hinterhaus — ein Hof — es roch penetrant nach Gurken und nach ätherischen Ölen — Haufen Kisten standen rum — ich unten gewartet — Julia kommt wieder runter — strahlt übers ganze Gesicht — ja, ich kann das Zimmer haben — beizeiten will sie mich wecken, daß ich den ersten Zug erwische — nach Frankfurt — aber scheen leise — daß niemand was merkt — eine Glastür — noch eine Glastür — eine Treppe — (das war ein Apricot-Cabriolet — der neue Typ — klappert aber ooch!) — noch eine Treppe — ein langer Gang — wieder eine Treppe — Julia sperrt vorsichtig auf — an der Tür so eine Klingel mit so einer großen Knubbel — die so rasselt, wissen Sie, ich kucke mich um — ein riesiges Zimmer — zwei Fenster — ein Eckzimmer — ganz hinten in der Ecke ein riesiges Bett mit wunderbaren Federkissen — ich sofort — wie ich ging und stand — rinn — (tadellose Chaussee — glänzend!) — ich habe kaum fünf Minuten geschlafen: kloppts! — ich reib mir die Augen — steht jemand direkt vor mir — ich sehe gegen die Fenster eine Silhouette mit Strohhut — mal wurde es heller, mal wurde es dunkler — die Laterne flackert — ein junger Mann — direkt vor mir — reißt die Haken zusammen und sagt andauernd: Krummholz — ich wußte erst gar nicht, was er wollte — dann merkte ich allmählich, daß das eine Vorstellung sein soll — dann bittet er mich, ich möchte so freundlich sein, ihn runterlassen — die Mutter sollte nischt merken — die Mutter von der Tochter von der Wirtin — also die Wirtin, nichwahr? — und der Schlüssel, den er in der Hand hatte, das war der Hausschlüssel — und den sollt ich dann aufs Fensterbrett legen — wenigstens sagte er immer wieder: „Schlüssel —Fensterbrett" — ich war ja sooo verschlafen! — (in Oberau müssen wir scharf rechts!) — na scheen — was wollt ich machen? — Herr Krummholz mit seiner Butterblume wollte partout runter — und ich sollte dann den Schlüssel aufs Fensterbr — — (ein Krystallet — nein, das war kein Krystallet — das war eine Krystalline — warum streicht denn der seinen Kasten so knallgelb an) — na scheen — ich also mit Herrn Krummholz runter — im Nachthemd — und in Pantoffeln — nee, ich hatte ja gar keine mit — also in bloßen Füßen und im Nachthemd — runter in den Hof — da roch's wieder so nach Gurken und nach ätherischen Ölen — ich schließe die Tür auf — der Mann mit der Butterblume sagt: „Vielen Dank!" — dann wieder: „Schlüssel — Fensterbrett!" — und dann war er verschwunden — wie weggeblasen — der Herr Krummholz — (ein Pickard — Pickard ist prima — Beyer will sich jetzt auch einen kaufen — Hosenknöppe scheinen sich zu rentieren!) — ich trete den Rückzug an — im Hemde — kaum bin ich hinter der ersten Glastür — schwupp, geht die Kerze aus — nun stand ich da im Dunkeln — ein Glück, daß der Boden so eisig kalt war, ich wär sonst glatt eingeschlafen — unten war ich munter — aber oben war ich müde zum Umfallen — der Kopp — (jetzt rechts ab — gleich haben wir's geschafft!) — na scheen — also ich die Treppe wieder hinauf — stockduster die Treppe — (schon wieder ein Apel!) — ich im Nachthemd langsam die Treppe hinauf — plötzlich hab ich eine Klingel in der Hand — aber was nützt mir das? — ich wußte ja nicht, wo ich bin — ich wußte ja nicht, wie die Leute heißen, wo Julia wohnt — ich

Ausfahrt — Hugo Troendle

wußte ja nicht, wie hoch — ob's im dritten Stock war oder im vierten — und auch, wenn ich gewußt hätte, wie sie heißen — ich hätte doch niemanden rausklingeln können — im Nachthemd — und die Mutter durfte doch von nischt was wissen — und wo hatt ich denn den Schlüssel her? — Julia wäre ja glatt kompromittiert gewesen — und das Mädchen von Herrn Krummholz auch — Sie wissen doch, wie es in so einer Kleinstadt ist — da ist doch einer dem andern sein Deibel — ja, also, jetzt wurd' ich allmählich munter — ooch oben — und gefroren hab ich! — Streichhölzchen hatt' ich natürlich nicht bei mir — wenn ich gewußt hätte, wie die Leute heißen, hätte mir garnischt genutzt — aber ich wußte es ja gar nicht — ich wußte überhaupt nichts — wenn ich in der verkehrten Etage jemand rausgeklingelt hätte, die hätten mich ja für verrückt gehalten — im Nachthemd — die wären glatt vor Entsetzen gestorben — und wenn ich in der richtigen Etage geklingelt hätte, das wär ja beinah noch schlimmer gewesen — ich konnte doch nicht fragen: „Entschuldigen Sie, wohnt hier Fräulein Julia?" — im Nachthemd — (was sagen Sie, wie der Wagen läuft? — alles mit dem dritten Gang!) — wissen Sie, man sollte immer Streichhölzer bei sich haben — man weiß nie, wie's kommt — und die Nachthemden müssen richtige große Taschen haben — (der ist wohl wahnsinnig? — der kann doch hier nicht überholen — der kommt aus Holland — ein Kraßna — phantastisch — auf der Landstraße hätt' ich ihn sofort wieder!) — na, und Julia konnte doch ihrer Wirtin nicht den ganzen Roman erzählen — ganz abgesehn davon, daß es einfach nicht möglich war — sonst wär' der ganze Zauber rausgekommen — auch das mit Herrn Krummholz — und daß ich ihr Zimmer quasi übernommen hatte — es war scheußlich, sag ich Ihnen — so im Nachthemd — einfach scheußlich — (glänzende Gegend — hier sollte man sich mal für ein paar Wochen niederlassen — Meyer war voriges Jahr hier — Hosenknöppe müssen doch eine gesunde Sache sein — was war denn das? — ein Eichhörnchen?) — na, schließlich bin ich in den Keller und dann wieder bis zum Dach — rauf und runter — rauf und runter — gesucht und gesucht, und dann hab ich mich auf die Treppe gesetzt und hab gewartet, bis eine Frau kam mit den Zeitungen — der hab ich was in die Hand gedrückt — daß sie den Mund hält — und die hat dann geklingelt — und Julia hat aufgemacht — in der ersten Etage — ich hätte geschworen, es war die vierte — und die Alte hat nischt erfahren — ich bin dann noch ein paar Tage in Gießen geblieben — geregnet hat's auch nicht mehr — wirklich ein paar riesig nette Tage da verlebt — (meine Zylinder muß ich mir nächstens gründlich ausschleifen lassen!) — ein reizendes Mädchen, die Julia — wirklich ein glänzendes Mädchen — (Sie Rindvieh, geben Sie doch Signal!) — sehn Sie, da rechts liegt das Kloster — und hier drüben gibt's fabelhaftes Bier — ich laß den Wagen gleich hier stehn — ist genug Schatten — das brauen die Mönche selber — auch den Schnaps — früher hatte man das alles nicht — aber jetzt, mit seinem Wagen, da kann man sowas alles glatt machen — glänzende Erfindung — so — so steht er gut — wo hab ich denn meine Papiere? — ich hatte sie doch in die Seitentasche gesteckt? — nannuh — Hosenknöppe — eine Musterkarte — Meyer & Co., Knöppe en gros — großer Gott — das ist ja gar nicht mein Wagen — da hab ich in Tutzing dem Beyer seine Mistkarre erwischt!"



Spuren im Schnee **E. L. Hoess**

HISTORISCHE MINIATUREN

Ein Toter lächelt

Montesquieu hielt einst einen Totenschädel in der Hand, der — zu lächeln schien.

Ein Witzbold wandte sich mit der Frage an ihn:

„Worüber mag wohl dieser Tote lachen?"

„Über einen Lebenden, der diese Frage stellt", gab ihm der Philosoph zurück.

Die Brüder unserer lieben Frau

Kaiser Karl V. ließ die Abgeordneten der Stadt Straßburg, die an seinem Hofe erschienen, hart an, da er erfahren hatte, daß die Bürgerschaft von Straßburg die Liebfrauenbrüder mit Schimpf und Schande aus der Stadt gejagt hatten. Die Abgeordneten ließen den Vorwurf des Kaisers über sich ergehen und erst, nachdem der Monarch geendet hatte, ergriff ihr Führer das Wort:

„Wir haben sie in Straßburg geduldet, so lange sie unserer lieben Frauen Brüder waren, Majestät. Als sie aber unserer lieben Frauen Männer wurden, wußten wir uns wahrhaftig keinen anderen Rat mehr."

Frauenaugen

Napoleon machte auf seiner Kurierreise von Moskau nach Warschau in einem Gasthof Station, an dem er schon auf dem Hinmarsche vorbeigekommen war. Die Wirtin der Herberge hatte den Kaiser damals nur flüchtig gesehen, sich aber doch die Erscheinung Napoleons gut eingeprägt. Der große Korse wollte nun, da er im Gasthofe nächtigte, sein Inkognito gewahrt wissen und wandte sich, um einen etwaigen Argwohn der Gastgeberin auf eine falsche Fährte zu lenken, an die Frau mit der Frage:

„Könnt Ihr mir sagen, Madame, wo sich das französische Hauptquartier befindet?"

„Gewiß", lautete die schlagfertige Antwort, „hier bei mir, Majestät!"

Der Reifrock

Die Favoritin des Kaisers von Marokko betastete bei einem Hoffest neugierig und mit fassungslosem Erstaunen den weiten Reifrock, den die Gattin des englischen Konsuls trug und brach, zur nicht geringen Erheiterung der Europäer, die bei dem Feste anwesend waren, in die Worte aus:

„Sag mir, bist du das alles selbst, Schwester?"

Es steht geschrieben . . .

Der Nürnberger Prediger Osiander, einer der eifrigsten Anhänger der Reformation (gest. 1552) erwiderte einst der Mätresse von Grävenitz, die ihn darum bat, sie in sein Gebet einzuschließen:

„Das tue ich tagtäglich mehr als einmal."

„Ich habe in Eueren Predigten meinen Namen nie gehört", antwortete Frau von Grävenitz.

„Dann hört Ihr mir nicht aufmerksam zu", tadelte sie der Prediger. „Ihr müßtet sonst wissen, daß ich das Vaterunser stets mit der Bitte schließe: Erlöse uns von dem Übel!"

Tränen

Der Leichenzug Mirabeaus bewegte sich durch eine staubbedeckte Straße. Einige Frauen beklagten sich darüber, daß die Polizei den Boden nicht mit Wasser habe besprengen lassen. Ein Spötter, der neben ihnen stand, bemerkte hierauf: „Sie hat auf die Tränen der Trauergäste gerechnet."

MAURICE DEKOBRA:

APACHENBALL

(Berechtigte Übertragung von Anna Drawe)

Frau Rosine de Leda, Schriftstellerin, sagte ihrem Gatten, indem sie sich zu Tisch setzte:

„Gaston, ich muß unbedingt für meinen nächsten Roman einen Apachenball ansehen gehen. Ich muß mich selbst an Ort und Stelle davon überzeugen, wie er ist. Ich habe mich schon bei unserem Freunde Pelissonge erkundigt und er hat mir geraten, zu Gardenia, Avenue Jean Jaurès, beim Villette-Tor zu gehen. Wir werden es heute abend tun. Du wirst einen alten Anzug anziehen, ich ein einfaches Schneiderkleid und wir werden die Sitten dieses so malerischen Milieus studieren."

Gaston zeigte gar keine Begeisterung für dieses malerische Milieu. Er war ein Bürochef, pünktlich und friedfertig und nahm sich neben der schönen Frau Rosine de Leda aus wie eine Gurke neben einer Orchidee. Er willigte trotzdem ein, denn er gab immer den Vorschlägen seiner Frau nach und antwortete daher: „Gut, meine Liebe, ich werde dich zu Gardenia begleiten! Aber mögest du nie deine Unvorsichtigkeit bereuen, falls mein Blut fließen sollte."

Um 10 Uhr abends betraten sie den Spiegelsaal, wo die Stammgäste des Lokales Gardenia tanzten, sogar sehr korrekt bürgerliche Foxtrotts und ganz gewöhnliche Bostons. Rechts beim Eingang war eine Art Bar, in welcher ein Kellner Branntwein und Schnäpse servierte.

Rosine de Leda setzte sich an einen Tisch zwischen einen Bummler und einen Angestellten des Schlachthauses, der mit seiner blonden Dulcinea schäkerte, einer kleinen Federnschmückerin dieses Stadtteils. Rosine flüsterte Gaston, dem schlecht zu Mute war, ins Ohr:

„Siehst du den Mann mit der kleinen blonden Frau? ... Das ist sicher ein einstiger Sträfling mit einer Straßendirne ..."

„Ja, meine Liebe."

„Beobachte die tierischen Merkmale auf diesem stumpfsinnigen Gesichte."

„Ja, meine Liebe."

„Und diese Leute, die da tanzen", fügte Rosine hinzu, indem sie ihr Lorgnon gegen die Mitte des Saales richtete, „sieh doch diese degenerierten Gesichter und diese Bewegungen, die den lauernden Katzen gleichen. Atavismus, Gaston! Die Zeichen des Lasters bei Verbrechernaturen."

„Ja, meine Liebe."

„Es ist die ganze Häßlichkeit einer totgeborenen Zivilisation, welche die Atmosphäre dieser Lasterhöhle vergiftet, wo aus den Angeln gehobene Seelen im Dickicht der Rachsucht umherirren."

„Ja, meine Liebe."

Aber der große Mann hatte sich erhoben. Er betrachtete Rosine seit einiger Zeit, während er seinen Schnaps schlürfte. Er verneigte sich höflich vor ihr und sagte mit schleppender Stimme:

„Würden Sie einen Tanz mit mir riskieren, Fräulein?"

Rosine, überrascht, sah ihren Mann an, der vorsichtigerweise seinen Kopf gegen die Bar gewendet hatte.

„Wie?" fuhr der große Kerl fort, „Sie lassen mich abblitzen?"

Rosine sah ein Drama voraus, daher lächelte sie und erhob sich:

„Mit Vergnügen, mein Herr."

Die Java begann. Der große Kerl umfaßte Rosine und führte sie in die Schar der Tanzenden. Rosine überlief eine Gänsehaut. Welch köstliche Sensation! Mit einem richtigen Kerl zu tanzen, einem Tätowierten, ohne Zweifel einem ehemaligen Angehörigen der Fremdenlegion.

Der große Kerl flüsterte ihr ins Ohr: „Sag, du bist mit deinem Freund hier?"

Rosine hauchte ersterbend:

„Ja."

„Er sieht nicht kräftig aus. Aber das hat nichts zu bedeuten. Es gibt unscheinbare Knirpse, die so roh wie nur möglich sind. Prügelt er dich?"

„O nein!"

Die Stimme des großen Kerls wurde einschmeichelnder:

„Laß ihn stehen ... Ich nehme dich mit. Du findest mich in fünf Minuten auf dem Bürgersteig gegenüber."

„Aber ich, ich ..."

„Keine Ausflüchte. In fünf Minuten. Und kümmere dich nicht um deinen Jammerlappen. Zeigt er die Zähne, schlage ich ihn nieder."

Der Tanz war zu Ende. Der große Kerl verschwand. Rosine, ganz erschüttert, sah bereits im Geiste das schöne Abenteuer, das sie erleben würde. Eine Nacht mit einem wirklichen Verbrecher, Erlebnisse für ihren Roman aus erster Hand! Sie vergaß darüber ganz Gaston und bebend in Erwartung verschwand sie.

Spielende Löwen — Nachbauer

Rikschakuli — Oswald Malura

Der Weise

Eines Tages besuchte ein wohl mit irdischen, nicht jedoch mit geistigen Gütern Gesegneter den Denker und Philosophen Scheler und traf ihn gerade bei einem vortrefflichen Abendbrot. „So, so", rief er, „ist ein Philosoph ein solches Leckermaul?" Scheler sah ernsthaft von dem reichbeladenen Tische auf, hob dem Besucher sein Glas entgegen und sagte ruhig: „Das nicht! Aber ich bin als Philosoph der Ansicht, daß die gütige Natur ihre besten Dinge nicht nur für Ignoranten hervorbringt." *F. H. S.*

Ehrlich

David Humes Geschichte von England war ein ganz großer Erfolg und der berühmte Gelehrte, der plötzlich reich geworden war, zog sich auf sein Landgut in Schottland zurück. Den Buchhändlern, die ihn dazu bewegen wollten, einen zweiten Band des Werkes zu verfassen, erwiderte er zuerst mit Ausflüchten. Als sie aber immer mehr in ihn drangen, schrieb er ihnen kurz und bündig: „Ich kann Ihre Vorschläge aus vier triftigen Gründen nicht annehmen und werde das Buch nicht mehr schreiben. Denn: ich bin zu alt, zu dick, zu faul und zu reich."

Höflichkeit

Der nordamerikanische General Grant fuhr mit seinem Adjutanten Major Creighton, der das Rauchen verabscheute, in einem geschlossenen Wagen. Der General zog seine Zigarettentasche und wandte sich lächelnd zu seinem Begleiter: „Hoffentlich haben Sie nichts dagegen, wenn ich rauche?" Der Major verbeugte sich höflich: „Und Sie, Herr General, haben hoffentlich nichts dagegen, wenn mir davon übel wird." *F. H. S.*

Der große Kerl erwartete sie. Er pfiff ... Sie näherte sich ihm. Er fragte, indem er sie um den Hals nahm:

„Wie heißt du?"

„Rosine. Und Sie?"

„Polo, Polo de la Courneuve ... Komm mit mir ..."

„Wohin?"

„Das wirst du sehen. Ich meine es nicht schlecht mit dir."

Er rief ein Taxi herbei und nannte die Adresse. Rosine genoß hemmungslos das Unvorhergesehene dieser Entführung. Der große Kerl nahm sie um die Taille und küßte sie leidenschaftlich auf den Mund. Rosine erbebte. Welch ein Kuß! Sie dachte an Gaston und unwillkürlich umspielte ein verächtliches Lächeln ihren Mund ... Sie beobachtete ihren Entführer. Welch schöner Mann! Er hatte einen Anker und einen Käuzchenkopf auf das Handgelenk tätowiert, den Nacken eines Galeerensträflings und einen Ring mit einem silbernen Totenkopf am Finger.

Der Wagen hielt vor einem Hause des Boulevard Suchet.

„Folge mir", befahl Polo.

Ohne zu verstehen, wie eine Schwimmerin, die ins Wasser taucht, ging Rosine eine Freitreppe hinauf und kam in eine prächtige Halle. Kein Geräusch. Das Haus schien unbewohnt.

„Wo sind wir?" fragte sie ängstlich.

Polo führte sie in eine Art finsteren Rauchzimmers und befahl:

„Kümmere dich nicht darum ..."

„Ich habe Angst", stöhnte Rosine.

„Alles ist in Ordnung. Bleib da ... Rühr dich nicht. Ich komme in einem Augenblick wieder zurück."

Polo verschwand.

Von Minute zu Minute unruhiger, setzte Rosine sich in einen großen Lederstuhl und wartete klopfenden Herzens. Sie begann ihre Unvorsichtigkeit zu überdenken und zu bereuen, als plötzlich eine Alabasterschale an der Decke aufleuchtete. Ein Vorhang schob sich zur Seite und Polo

erschien wieder. Aber es war nicht mehr der Polo vom Gardenia, keine Tätowierung mehr am Handgelenk, keine Kappe mehr am Kopf, kein Totenkopf am Finger ... Ein äußerst eleganter Polo in einem Hausrock aus rötlichem Samt, mit schwarzen Seidenrevers ... Eine rosa Perle im Schlips und einen Wappenring am Finger.

Er entzündete eine Zigarette und stellte sich ohne Vorortstonfall vor: „Paul von Lastignac, liebe Freundin ... Entzückt, Sie in seinem kleinen Heim begrüßen zu können."

Rosine war stumm vor Erstaunen. Herr von Lastignac fuhr fort: „Sie sind überrascht. Nicht wahr? Sie, eine Dirne aus dem 20. Bezirk, sind ganz versteinert darüber, auf einem Apachenball einen aus den höheren Kreisen, wie wir von euch geheißen werden, getroffen zu haben. Man muß sich doch ein wenig zerstreuen, meine kleine Rosine. Diesen Abend hatte ich Lust, mich im Gardenia zu unterhalten. Das Abenteuer erschien mir in der verführerischen Gestalt eines blonden Püppchens mit Namen Rosine ... Ich habe es an mich gerissen und hergeführt. Also, erholen Sie sich, mein schönes Kind ... Was trinken Sie?"

Aber Rosine hatte sich schon erhoben. Fürchterlich enttäuscht, strebte sie dem Ausgang zu und befahl:

„Öffnen Sie mir die Türe!"

Herr von Lastignac versuchte sich zu widersetzen. Aber sie bestand darauf.

„Ich sage Ihnen, daß ich fortgehen will!"

Herr von Lastignac, sehr erstaunt, versuchte sie zurückzuhalten. Aber Rosine stieß ihn zur Seite und auf der Treppe rief sie wütend:

„Sie Dummkopf! Sie haben mir meinen Abend verdorben! ..."

EIN MODERNES MÄRCHEN

Von Wilhelm Weldin

Fatme, die Fee, warf die siebente Zigarette, die sie an diesem Vormittag unter Mißachtung der Vorschriften ihres Pariser Kosmetikers geraucht hatte, in einen der kupfernen Aschenkübel des Grand-Hotel Brittanique. Sie war ein Nachkomme jener zu notorischer Berühmtheit gelangten Circe, die derzeit wegen der Kürzung ihrer Altersrente mit der Mythologischen Pensionskasse im Prozeß lag, und hütete wohlweislich das Geheimnis ihrer Abstammung. In der Fremdenliste erschien sie als Condesa Mercedes Fatme (Madrid), das ließ ein Kastell im Hintergrund ahnen oder vielleicht sogar spanische Weine en gros und gab jene solide Folie ab, deren eine Fee heute so dringend bedarf.

Ein nervöser Blick in den Spiegel ihres Flapjacks brachte Fatme die Beruhigung, daß man ihrer strahlenden äußeren Erscheinung nichts von der miserablen Laune anmerken konnte, die sie seit einer Woche beherrschte. Wie alle Feen war sie nicht sehr intelligent. Sie fühlte die Berufung in sich, Männer zu bezaubern, nicht anders wie eine Biene automatisch Bienenhonig produziert und sonst zu nichts anderem gut ist. Aber Männer waren heutzutage so nüchtern! Ihr zweiter Mann hatte sich eben von ihr scheiden lassen, weil er sich außerstande erklärt hatte, weiter ihre Abendtoiletten zu bezahlen. Vielleicht, dachte Fatme unglücklich, bin ich von der Circe erblich belastet und verwandle Männer zwar nicht in Schweine, aber in Bankerotteure, was sozusagen eine Übertragung des verrosteten alten Zaubers ins Moderne wäre ...

Seither jagte sie in ihrem achtzigpferdigen Hispano-Suiza ruhelos die elegantesten Küsten Europas entlang, erschien in den verführerischsten Verwandlungen in Spielsälen und Hotelhalls, aber alle Männer suchten nur flüchtige Abenteuer und wichen einer Bezauberung aus, deren seit Odysseus unwandelbare Riten einen homerischen Aufwand an Zeit erforderten, der mit dem Tempo des heutigen Lebens schwer in Einklang zu bringen war. Außerdem hatte sie bereits ihr Bankkonto überzogen und man drängte in der Zentrale, wo die bissigen alten Feen a. D. saßen, auf eine Kommerzialisierung des Betriebes mit Überwälzung der Spesen auf die Bezauberten und Streichung der Subventionen. Schwere Zeiten für Feen!

Fatme ließ sich die Hotelrechnung kommen, zahlte seufzend und bestieg ihren Hispano. Noch gab es das unfehlbare Mittel des Freengartens! An einer felsigen Stelle der Küste hielt sie den Wagen an und musterte das Terrain. Es war eine Geröllhalde, die durch nichts als einen Kaktus und eine Agave geziert war. Aber man mußte sparen. Eine Handbewegung von ihr hätte genügt, um hier ein romantisches Zauberschloß erstehen zu lassen, doch erstens war das altmodisch und zweitens bestand die Gefahr, daß die „Gesellschaft für parapsychische Forschung" sich in die Sache hineingemischt hätte, was äußerst kompromittierend gewesen wäre. So ließ sie sich vom Mobiliendepot einen als Architekten verkleideten Zauberer kommen, der mit der gebotenen Vorsicht zu Werke ging. Binnen drei Monaten entstand auf der Geröllhalde der paradiesischste Palmengarten der Küste mit einer reizenden Villa und binnen einem weiteren Monat stand in dem Garten Mr. Gregory Dalheimer, ein devalvierter Dollarprinz aus dem fruchtbaren Lande Kentucky, immerhin unter den gegebenen Umständen noch das denkbar Beste.

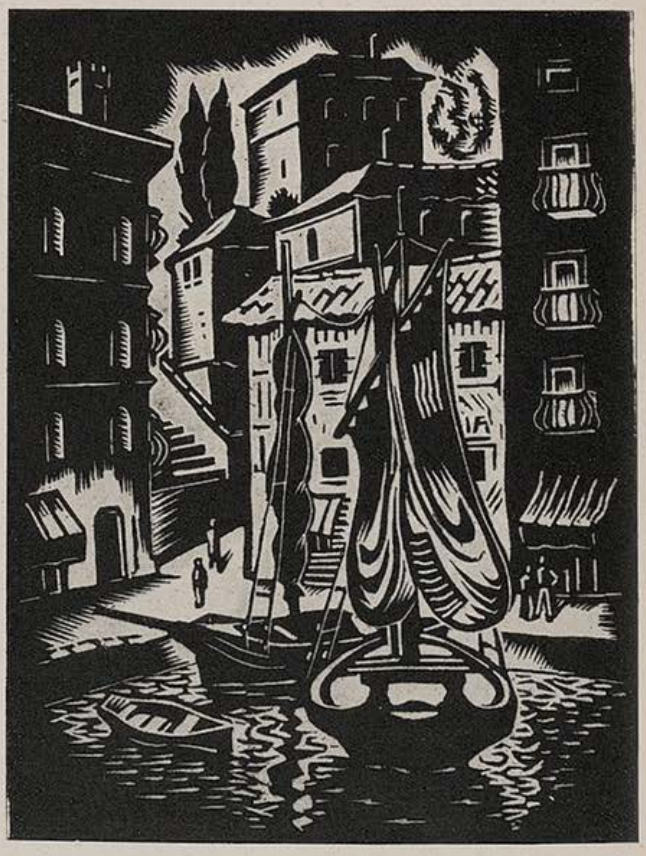
„Gee!" sagte Gregory. „Welch ein really wundervoller Garten! Ich möchte hier am liebsten mein ganzes Leben verbringen, Counteß."

„Verbringen Sie hier wenigstens vier Wochen", schlug Fatme vor. „Ich habe eine Haushälterin, so daß alles ganz schicklich ist."

Gregory war zweiundzwanzig Jahre alt, aus Kentucky und daher gerührt.

„Counteß!" stammelte er. „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll ..."

Er blieb. Er taumelte in Fatmes Zaubergarten wie ein Berauschter und erlebte zum dritten Male die schönste Zeit seines Lebens, denn die Welt ist voll heimlicher Feen, die bereit sind, junge Männer aus Kentucky für ewig glücklich zu machen. Das ging so viele Monate, bis Gregory eines Tages mit einem Gefühl des Unbehagens erwachte. Er entdeckte, daß der betäubende Duft des Zaubergartens ihm Kopfschmerzen bereitete, daß der unentwegt strahlende Glanz des Meeres seine Augen blendete und daß er schon eine ganze Ewigkeit lang nicht mehr im Kaffeehaus gewesen war und noch länger nicht Billard gespielt hatte.



Hafenstadt — E. Braun

„Ich gehe nur auf einen Sprung ins Café de Paris", verkündete er Fatme beim Frühstück.

Fatme runzelte unmerklich die Stirn. Sie kannte diese Symptome und wußte, daß Widerstand den Zauber gefährdete.

„Wie du willst, Darling", sagte sie süß. Hüte dich bloß vor einem Mann: dem großen Weisen. Er sitzt den ganzen Tag im Kaffeehaus und übt auf alle Menschen einen bösen Zauber aus."

Der Weise war ein Schriftsteller und wäre am liebsten gar kein Weiser gewesen, denn mit Weisheit verdient man heutzutage kein Geld und er hätte es daher vorgezogen, einen Sardinenexport zu betreiben, wenn er dazu imstande gewesen wäre. Aber er war zu allen vernünftigen Beschäftigungen völlig unfähig. Er war sozusagen ein Weiser aus Verlegenheit. So begnügte er sich damit, mit seiner Weisheit jungen Männern aus Kentucky das Leben zu verpesten, wozu Weisheit das geeignetste Mittel ist. Er begrüßte Gregory mit einem sardonischen Lächeln.

„Alle Wege enden im Kaffeehaus", bemerkte er aphoristisch.

Gregory fand das weder besonders weise noch geistreich, aber er fühlte das dringende Bedürfnis, sich auszusprechen und der Weise hatte immerhin eine gewisse Reputation als Schöpfer der modernen psychologischen Novelle. So erzählte er ihm rückhaltslos die Geschichte von Fatme, ihrem Zaubergarten, der ihm Kopfschmerzen zu bereiten begann und seinem überraschend wiedererwachten Bedürfnis, Billard zu spielen.

Der Weise sah Gregory lauernd an, wie ein Raubtier sein Opfer. Er neidete diesen jungen Männern aus Kentucky ihre Fähigkeit zum Bezauberterwerden und zur erfolgreichen Führung von Exportgeschäften und freute sich, daß er in der Lage war, sich zeitweilig dank seiner Weisheit an ihnen zu rächen.

Winter — Walter Busch

„Ich will Ihnen helfen!" sagte er und seine Miene nahm einen Ausdruck wohlwollenden Mitgefühls an. „Ihr inneres Ego wünscht sich von der Bindung Ihres äußeren Ego zu befreien, findet aber keinen Ausweg. Der Zaubergarten, dem sie nicht entkommen können, existiert nur in Ihrer Phantasie. Rotten Sie ihn aus Ihrer Phantasie aus und Sie sind frei!"

„O.K.!" sagte Gregory, der das alles nicht ganz genau verstanden hatte, dessen Tatsachensinn sich aber an das Praktische, nämlich an den erteilten Rat klammerte, setzte sich in seinen Packard und fuhr nach Hause.

Trotzdem er den Weg genau kannte, mußte er sich verirrt haben, denn plötzlich sah er ein Haus vor sich, das er noch nie gesehen hatte. Es war durchsichtig, ganz aus Glas und innen wie ein riesiger Schönheitssalon eingerichtet. Im Garten des Hauses, der eine bloß mit einem Kaktus und einer Agave bewachsene Geröllhalde war, saß eine Frau von der faszinierend abstoßenden Schönheit einer jungen Hexe und machte sich an einer käfigartigen Maschinerie zu schaffen, auf der weithin sichtbar zu lesen stand:

MÄNNERFALLE
PATENTIERT IN ALLEN KULTURSTAATEN

Verwirrt hielt Gregory seinen Wagen an und fragte widerstrebend und höchst angewidert, ob die Dame ihm sagen könne, wie er zu der Villa der Condesa Fatme komme.

„Ich bin die Condesa Fatme!" antwortete die junge Hexe lächelnd.

„Dann bin ich Georg Washington", sagte Gregory und brachte seinen Motor auf Touren.

„Aber Gregory, Darling!" rief die junge Hexe. „Erkennst du mich denn nicht?"

Gregory wurde bleich.

„Du bist ja eine Hexe, Fatme!" sagte er entsetzt.

„Im Gegenteil — ich bin eine gute Fee", sagte die junge Hexe giftig. „Und du bist ein undankbarer Lümmel!"

„Eine Fee!" rief Gregory höhnisch. „Jeder Mensch weit und breit kann sehen, daß du eine Hexe bist!"

Er lachte gellend und so heftig, daß er gar nicht merkte, wie ein eleganter Stromlinienwagen neben seinem Packard hielt. Ihm entstieg ein eleganter junger Mann, der der Hexe die Hand küßte.

„Ach!" rief der junge Mann verzückt. „Welch ein awfully wundervoller Garten! Ich möchte hier am liebsten mein ganzes Leben verbringen."

„Verbringen Sie hier wenigstens vier Wochen", lächelte die Hexe. „Meine Haushälterin — — —"

Da gab Gregory, von Grauen geschüttelt, Vollgas und raste davon. Die selbe Geschichte passierte ihm noch ein paar Dutzend Male, bis er auf die Idee kam, sich einen alten Ford, Modell 1917, zu kaufen. Da, endlich, nahmen die Feen keine Notiz mehr von ihm und ließen ihn in Ruhe.

Humorist sucht einen Stoff

Von Wilhelm Lichtenberg

Verehrliche Redaktion!

Ich bestätige Ihnen mit vielem, herzlichen Dank Ihre freundliche Zuschrift von heute morgen, in der Sie eine Humoreske bei mir bestellen, die allerdings bis zum Abend in Ihrem Besitz sein müßte. Sehr geehrt und sehr erfreut!

Ich kann Ihnen allerdings nicht verhehlen, daß mich Ihr geschätztes Schreiben in nicht gelinde Verlegenheit brachte; denn ich habe momentan keinen Stoff für eine Humoreske. Man kann leicht etwas Stimmungsvolles, etwas Kluges, etwas mit einer spannenden Handlung schreiben, wenn man nur ein bißchen Phantasie hat; aber etwas Lustiges, das die Leute zum Lächeln reizt? Da muß einem doch etwas einfallen, es muß ein humoriger Ausgangspunkt vorhanden sein, eine aparte Verwicklung, eine starke Pointe. Woher nehmen und nicht stehlen? Denn auch mit dem Stehlen hat es der Humorist schwer. Die andern Humoristen sind sehr aufmerksame Zeitungsleser. Und man geht doch im gestohlenen Pelz nicht zu Besuch des Bestohlenen.

Erkenne dich selbst!

Ein Geizkragen war von einem armen Bauernburschen aus dem Wasser gezogen worden. Der Gerettete drückte seinem Helfer, nachdem er wieder die Besinnung erlangt hatte, ein kleines Geldstück als Dank für seinen Dienst in die Hand. Darüber empörten sich ein paar Leute, die um die beiden herumstanden. Und einer rief erregt aus: „Was? Dafür, daß ihm der Jochem das Leben gerettet hat, gibt der Kerl nur zwanzig Pfennig?"

Ein alter Mann trat zwischen den Geretteten und den Sprecher, der in seinem Unmut mit dem Geizkragen schon handgemein werden wollte.

„Laß ihn", wehrte er den Burschen ab, „der Mensch muß doch selber am besten wissen, was er wert ist!"

Der sparsame Schotte

„Was kostet ein Zimmer in diesem Hotel?" fragt Mr. Mac Culloch. — „Zwölf Schilling." — „Und das Frühstück?" — „Drei Schilling." — „Und die Garage für das Auto?" — „Die ist gratis." — „Ausgezeichnet! Dann nehme ich Frühstück mit Garage und schlafe in meinem Wagen."

Arm und reich

In einem Abteil zweiter Klasse saßen, dank einer mutwilligen Schicksalsfügung, ein armer Pferdeknecht und ein dicker Millionär.

„Ich fahre zum erstenmal im Leben zweiter Klasse", sagte der Reiche und blickte verächtlich um sich.

„Ich auch", sagte der Arme und lächelte glücklich.

Holzabfuhr — Willy Niedermayer

Also, wird es diesmal mit der gewünschten Humoreske wohl nichts werden. Ich habe keinen Stoff. Glauben Sie mir, verehrte Redaktion, ich mühte mich redlich ab, einen ganz kleinen, winzigen, bescheidenen zu finden. Aber das Gehirn ist sicher der bockigste Teil des Menschen; es gibt nur das her, wozu es gerade Lust hat — und kommandieren läßt es sich überhaupt nicht.

Zuerst dachte ich, durch eifrige Zeitungslektüre etwas zu finden. Das Leben dichtet ja manchmal Humoresken, wenn es gerade gut gelaunt ist. Ich durchstöberte also die Zeitung bis in den geheimsten Winkel. Die Politik schaltete von vornherein aus; denn von mir will man ja etwas Humorvolles und nichts Groteskes. Und die Neuigkeiten vom Tage sind auch gerade kein geeigneter Canevas für Pointen. Aber vielleicht der Heiratsschwindler, der dreizehn Bräute hatte und eine vierzehnte heiratete, die ausgerechnet nicht mit ihm verlobt war? Nein, ein Mann mit dreizehn Bräuten ist bestimmt keine humoristische Figur; wer einmal verlobt war, weiß, wie anstrengend das ist. Mit dreizehn gleichzeitig muß es ein wahres Inferno sein. Übrigens dürfte ihn die vierzehnte, die er dann doch heiratete, schon seiner gerechten Strafe zuführen. Gibt das neue Haarwuchsmittel durch Einnehmen weiblicher Hormone etwas Lustiges her? Kaum. Kahlköpfe sind aus dem Kreis humoristischer Betrachtungen seit mehreren Jahren bereits endgültig ausgeschieden. Wintersportunfälle? Geht auch nicht. Mein Freund Paul hat sich unlängst auf der Skiwiese eine sehr komplizierte Verlobung zugezogen, die ihn für mehrere Jahre ans Haus fesseln wird, er würde daher einen Wintersportstoff als eine persönliche Verhöhnung auffassen. Im Theaterteil gibts schon lange nichts Lustiges mehr — also legte ich die Zeitung beiseite.

Jedenfalls aber verließ ich meine Wohnung, in der Hoffnung, irgend-

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 3.50

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

wo etwas Lustiges zu erleben. Auf der Treppe begegnete mir ein Stubenmädchen. Ich weiß nicht, ob es hübsch war — es huschte so schnell an mir vorbei, daß ich es nicht sehen konnte —, ich weiß nur, daß es ein Stubenmädchen war. Ein simples Stubenmädchen. Aber das in Not geratene Humoristengehirn begann sofort zu arbeiten... Stubenmädchen auf der Treppe... Ganz netter Beginn einer humoristischen Plauderei... Was kann, bitte, mit vorbeihuschenden Stubenmädchen auf Treppe geschehen?... Oh, das ginge! Stubenmädchen könnte von Unbekanntem geküßt werden... Immerhin eine gewisse Spannung... Aber was weiter? He? Was tut geküßtes Stubenmädchen auf der Treppe jetzt? Na, was kann sie schon tun? Sie gibt Unbekanntem eine Ohrfeige... Das ist das Allerwahrscheinlichste. Aber am wenigsten komische. Vielleicht schreit sie? Schreien wäre nicht schlecht. Aber was dann? Oder — sie läßt die Milchflasche fallen... Milchflasche ergießt sich auf unverschämten Küsser... Gattin des Küssers erscheint auf der Treppe... Fragt, warum Gatte so milchig... Nein, ich sah schon, daß das eine altmodische Vokativus-Humoreske würde. Ich ließ daher das Stubenmädchen auf der Treppe fallen und begab mich auf die Straße.

Und ging zur Haltestelle der Straßenbahn, wohl wissend, daß Straßenbahn-Haltestellen-Humoresken gerade auch nicht das Neueste vom Neuesten sind. Aber vielleicht kann man der Haltestelle eine neue Variante abgewinnen. Die Straßenbahn fuhr mir natürlich vor der Nase davon. Aber das war nicht zu verwenden. Denn die Nasen von Straßenbahnfahrgästen, denen Straßenbahnen davonfahren, haben schon im grauen Altertum eine Rolle in der humoristischen Literatur gespielt. Aber da war außerdem die reizende Nase einer jungen Dame, der die Straßenbahn ebenfalls davonfuhr... Junge Dame bei Straßenbahnhaltestelle — das ginge allenfalls... Junge Dame im Quatschwetter ist humoristisch durchaus zu verwerten... Aber was tut junge Dame jetzt? Schließlich nur schimpfen ergibt noch lange keine Plauderei... Halt! Ich glaubte es zu haben! Herr und junge Dame schimpfen gemeinsam... Und aus dem Schimpfen entsteht dann... Nur hübsch langsam nachdenken... Liebe natürlich... Aber so schnell verliebt man sich wieder nicht... Also... sagen wir... Sie kommen zuerst ins Gespräch. Der Anknüpfungspunkt ist gegeben... Und dann... was geschieht dann?... dann lassen sie drei völlig leere Straßenbahnwagen vorbeifahren, weil sie so ins Gespräch vertieft sind... Und dann? Und dann? Der Anfang wäre ja ganz nett gewesen. Aber dann müßten sie zumindest auf den verkehrten Wagen steigen... Mit falscher Fahrkarte von Kontrollor ertappt werden... Kontrollor aber ist der Bräutigam schimpfender junger Dame... Halt, halt! Da war ich schon mitten drin in der Tragödie! Und Sie wollten doch eine Humoreske von mir haben, verehrliche Redaktion, nicht wahr, und keine Sache, die mit einer geschwollenen Backe endet.

Nachdem sich also junge, schimpfende Dame an Straßenbahnhaltestelle als unmöglich herausgestellt hatte, überließ ich sie ihrem Schicksal und schlenderte die Straße hinab. Ein Geldbriefträger kam mir entgegen! Ha! Geldbriefträger! Wenn zum Beispiel ein Geldbriefträger mit dem rechten Fuß ins Kanalgitter kommt... Ich glaube nicht! Geldbriefträger stammen noch aus den ältesten Jahrgängen der Witzblätter und Kanalgitter haben keine innere Heiterkeit... Ich ließ also den Geldbriefträger ruhig passieren. Meinetwegen braucht er mit dem rechten Fuß nicht ins Kanalgitter zu geraten.

Aber wenn zum Beispiel diese sehr üppige Dame vor mir über eine Orangenschale ausrutschte und... Pfui! Menschliches Unglück ist nichts für humoristische Betrachtungen. Selbst wenn die Dame üppig ist.

Und wenn jener Herrenfahrerin im hellblauen Kabriolett plötzlich das Benzin ausginge und es wäre weit und breit keine Tankstelle zu sehen... Für den Moment war ich glücklich! Herrenfahrerin, ausgegangenes Benzin... Ein hübscher Anfang! In meinem Glück wollte ich die Straße überqueren, um raschest an meinen Schreibtisch zu gelangen. Wundervoll! Herrenfahrerin, der das Benzin ausgeht... Plötzlich hörte ich einen vielfachen Aufschrei. Die Herrenfahrerin, die in Wirklichkeit noch über eine Unmenge Benzin verfügte, hatte mich mit dem rechten Kotflügel erfaßt und zu Boden geschleudert. Die Freude, endlich meinen Stoff gefunden zu haben, hatte mich blind und dumm gemacht.

Und während ich noch beschmutzt am Boden lag, überlegte ich: Mann, von Herrenfahrerin niedergeschleudert... total beschmutzt... hält um ihre Hand an... Unsinn! So schnell hält man um keine Hand an... Aber vielleicht Schadenersatzansprüche in Form eines Kusses...? Kuß als Schadensersatz wäre etwas, sagte ich mir, noch am Boden liegend. Aber da kam ein Wachbeamter herzu und nahm sehr unsanft meine Personalien auf, weil alle Passanten übereinstimmend erklärt hatten, daß ich der alleinige Schuldige an diesem Unfall sei. Und da verging mir das Humoristische.

Während ich dann, über und über verschmutzt, heimging, vom Gespött der Gassenjungen verfolgt und von den Erwachsenen belächelt, ventilierte ich noch als humoristischen Stoff einen Mann, der keinen zweiten Anzug besitzt, eine Krankenschwester, die in Wirklichkeit eine amerikanische Multimillionärin ist und den Spleen hat, den ersten Verwundeten, der ihrer Pflege anvertraut wird, zu heiraten, und einen Richter, der unvorsichtige Fußgänger zu täglich einer Humoreske durch drei Monate verurteilt. Zu Hause angekommen, erkannte ich aber bald, daß dies alles keinen Stoff für eine Humoreske abgibt.

Und deshalb, verehrliche Redaktion, nichts für ungut, ich kann Ihnen leider den lustigen Beitrag diesmal nicht liefern. Es ist mir nichts eingefallen.

NEHMEN SIE
EIN ABONNEMENT AUF DIE
„JUGEND“

Olympiade – Fasching

Anton Leidl

„Grad z'reissn kunntst di!"

Herrmann

„Auch wir, meine Herren, wollen nicht zurückstehen im Kampf um die kulturelle Erneuerung — wir werden deshalb unserem wöchentlichen Nörgelabend ein karnevalistisches Gepräge geben."

Der säumige Zahler

„Sag', verlangt deine Zimmerfrau viel für das Zimmer?"

„Viel nicht, aber oft ..., so oft sie mich sieht!"

Das Abendkleid

Sie: „Ich brauche ein neues Kleid!"

Er: „Aber ich habe dir doch erst kürzlich ein Abendkleid gekauft!"

Sie: „Aber ich brauche doch ein Nachmittagskleid!"

Er: „Wozu: Jetzt beginnt doch der Abend schon am Nachmittag!"

Der Gatte

„Ich lese meiner Frau jeden Wunsch von den Augen ab!"

„Donnerwetter!"

„Ja, und dann sage ich, daß es mir furchtbar leid tut, ihn nicht erfüllen zu können!"

Allerdings

„Die Ehe des Professors Winkel soll ziemlich unglücklich sein!"

„Kein Wunder; er ist Mathematiker und sie eine unberechenbare Frau!"

Vater Rhein

In einer Münchner Schule wurde kürzlich das Aufsatzthema „Der Rhein" gestellt. Maxl faßte seine Verherrlichung des Rheines in dem Schlußsatz zusammen: „Der Rhein wälzt sich in seinem Bett wie eine Königin." *F. S.*

Nutzen des Wassers

Aus einer Schülerarbeit: „... auch ist das Wasser sehr nützlich, weil man ohne dasselbe nicht zu den Inseln gelangen könnte." *F. S.*

Ein Polyhistor

Lehrer: „Ich habe euch die neun Musen aufgegeben. Hans Meier, sag sie einmal her!"

Hans schweigt.

Lehrer: „Weißt du sie nicht, du Faulpelz?"

Hans: „Nein, alle nicht!"

„Wieviele weißt du denn?"

„Eine!"

„Welche?"

Hans (weinerlich): „Ich weiß nicht mehr, wie sie anfängt." *F. S.*

Der Kuchen

Der kleine Fritz verzehrt mit großem Behagen einen Kuchen. Mama meint, er solle nicht so schnell essen.

„Warum denn?" fragt der Fritz erstaunt.

„Weil das sehr gefährlich ist. Ich habe von einem kleinen Buben gehört, der seinen Kuchen so wild aß, daß er starb, bevor er ihn zu Ende gegessen hatte."

„Oh", meinte Fritz entsetzt, ... und nach einigen Sekunden fügt er hinzu: „Sag, Mutti, was hat man mit dem Rest seines Kuchens gemacht?" *F. S.*

Diese Bücher müssen Sie lesen!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! . . . . . Preis 75 Pfg.

FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise, die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Holzdieb

Hummel hat Holz geklaut.

Einen ganzen Baum. Aus dem Walde.

„Halunke!" erwischt ihn der Förster, „haben Sie den Baum aus unserem Bestand herausgesägt?"

„Nur unten", heult Hummel, „oben war er schon los." *F. S.*

Der Ruf

„Haben die Leute nach der Premiere nach dem Autor gerufen?"

„Nein, nur nach dem Auto!" *F. S.*

Modernes Fischrezept

„Wissen Sie auch, wie der Fisch behandelt wird?"

Neue Hausperle: „Jawohl, erst tue ich etwas gegen die Schuppen, dann wird er gepudert und zuletzt so lange mit Hitze behandelt, bis er einen braunen Teint bekommt."

Fußball

„Du kommst aber heut' spät heim von euerem Fußballspiel!"

„Ja, es war so neblig, und da haben wir eine Stunde lang gespielt, ohne zu merken, daß der Ball verlorengegangen war." *F. S.*

Küche

„Ich habe gestern meiner Frau eine Kücheneinrichtung gekauft!"

„War sie teuer?"

„Ach wo! Was kann ein Tisch und ein Büchsenöffner schon kosten!"

Der Kassier

„Warum trägst du denn deinen neuen Anzug nicht?"

„Weißt du, wenn mein Direktor den Anzug sieht, läßt er unter Umständen gleich die Kasse revidieren!"

Kritik

„Der Schriftsteller Federkiel soll ja jetzt Kritiker sein!"

„Stimmt, ja! Zuerst machte er schlechte Bücher und jetzt macht er Bücher schlecht!"

Nebensache

„Du hast dir also ein Motorrad gekauft?"

„Ja, fabelhafte Maschine, was? Und dabei so billig! Nur dreißig Mark Rate im Monat!"

„Und wieviele Monate mußt du zahlen?"

„Ach, darnach habe ich vergessen, mich zu erkundigen!"

Liebe Jugend

Die Mama hat ein Bad genommen und ein Päckchen Fichtennadelsalz ins Wasser gegeben.

Später kommt Kurtchen dazu, sieht das Wasser und will ganz erstaunt wissen:

„Aber Mutti, warst du denn so grün?"

Das Geheimnis

„So, der alte Torger ist tot? Woran ist er denn gestorben?"

„Die Ärzte konnten es nicht feststellen."

„Ein geheimnisvoller Bursche dieser Alte!"

„Wieso geheimnisvoll?"

„Nun, früher wußte niemand, wovon er lebt, und jetzt weiß niemand, woran er gestorben ist."

Ein guter Junge

Mutter: „Diese armen Kinder haben keinen Vater und keine Mutter, die für sie sorgen, und auch keine gute Tante Dora."

Fritzchen (der die Tante durchaus nicht liebt): „Dann wollen wir ihnen die Tante Dora schenken."

Unschuldig

Mutter: „Aber Emil, du unartiger Junge! Hör' gleich auf, die Katze am Schwanz zu reißen!"

Emil: „Tu' ich ja gar nicht! Ich halt' nur den Schwanz, das Reißen tut sie!"

Mutterglück

„Sie sehen ja so glücklich aus, Frau Berger!"

„Ja, ich bin glücklich! Aber welche Mutter wäre es wohl nicht, wenn sie hört, was für einen braven Sohn sie hat."

„Was ist denn geschehen?"

„Sie wissen doch, daß unser Ältester fünf Jahre gekriegt hatte. Nun hat man ihm ein Jahr erlassen wegen guter Führung."

So geht es

„Mein Sohn beschäftigt sich jetzt mit Hühnerzucht."

„Macht sich denn das bezahlt?"

„O ja, mein Sohn ist sehr zufrieden."

„Da ist er aber eine Ausnahme. Ich hörte die Züchter immer nur klagen."

„Vielleicht haben die keinen Vater, der ihnen die Hühner schenkte und nun dauernd das Futter bezahlt."

Abends als Letztes
Chlorodont
-dann erst ins Bett!

„Ekelhaft, diese Kerls mit ihren Brettern — vermiesen einem den ganzen Wintersport."

Ursache

„Wie kommt das? Gestern haben Sie als Blinder gebettelt und heute sind Sie sehend, aber dafür stumm!"

„Tja, wenn Sie blind wären und nun plötzlich wieder sehen würden, würden Sie vielleicht auch vor Freude darüber die Sprache verlieren!"

Beruf

„Was sind Sie denn von Beruf?"

„Komiker!"

„Sind Sie ledig?"

„Nein, verheiratet!"

„Also Tragikomiker!"

Vorsicht

„Wie kamen Sie eigentlich dazu, mich vom Stammtisch weg zu Ihrer Frau zu schicken mit der Meldung, daß Sie bald nachkämen? Ihre Frau hat mich ja schön behandelt!"

„Ja, wissen Sie, ich las einmal, daß man, bevor man sich Schlangen nähert, diese erst einmal in einen Lappen beißen lassen soll!"

Kinder

„Tante, ich gehe jetzt wieder heim!"

„Aber iß doch zuvor noch ein Stückchen Kuchen, Fritzchen!"

„Danke! Mama sagte, ich soll mir nicht so viel nehmen!"

„Na, dann stecke dir noch ein Stück für den Heimweg in die Tasche!"

„Tante, das geht auch nicht mehr! Meine Taschen sind alle schon ganz voll!"

Bildung

„Lieben Sie eigentlich Händel?"

„Nur gebraten!"

Paradox

„Wie geht es eigentlich Fräulein Liese?"

„Hm, was soll man da sagen! Sie ist nämlich sitzen geblieben und jetzt steht sie da!"

Vielseitig

„Ich glaube, deine Frau schafft für zwei!"

„Ja — sie schafft für zwei, ißt für drei, trinkt für vier und spricht für fünf!"

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.

112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.

Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

„Ja, warum tragn denn Sie heut a Faschingsnasn?"
„Mei, was tut ma net alles, um zu beweisen, daß ma a Kulturmensch ist."

Im Museum

Müller geht mit seinem Jungen in das naturhistorische Museum. Der Bub legt einem ausgestopften Löwen die Hand in das geöffnete Maul.

Sagt Müller: „Fritz, tu sofort die Hand raus! Wie leicht kann da was passieren!"

„Aber Papa, der Löwe ist doch ausgestopft!"

„Ganz gleich! Vielleicht ist er nur mangelhaft ausgestopft!"

Paradox

„Was treibt denn eigentlich Lehmann?"

„Der hat jetzt eine Wollwirkerei!"

„Hm — da wird er auch keine Seide spinnen!"

Geholfen

„Sie wollen meine Tochter zur Frau, Herr Baron? Tja — außer Ihrem alten Namen können Sie meiner Tochter nichts bieten. Das ist wenig, mein Lieber, und reicht nicht zum Leben! Es müßte schon was da sein, was mit dem Namen nichts zu tun hat!"

„Ist da, Herr Direktor! Ich liebe Ihre Tochter namenlos!"

Beste Gelegenheit

„Was, du schwänzt die Schule, Fritz? Hast du denn gar keine Angst vor deinem Vater?"

„Das wär' gelacht! Der hat doch den Arm gebrochen."

DIE FOTO-SEITE

Schnee und Kamera

Der Silvesterschwips ist für uns und die Kamera überstanden, und die Weihnachtsfotos sind sicher längst in ein Album geklebt. So ist es also an der Zeit, wenn wir zu neuen Taten ausziehen. Diesmal wollen wir unser Tätigkeitsfeld wieder mehr in die Natur verlegen, um den Winter in seiner ganzen Herrlichkeit mit Schnee und Frost einzufangen.

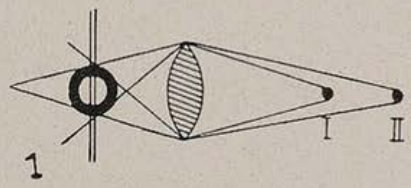
Wer Schneeaufnahmen herstellen will, braucht dazu keine weiten Reisen zu unternehmen. Ganz sicher locken die dick verschneiten Tannen der Gebirge und die weiten Schneeflächen mit Ski-Amateuren. Doch wir wollen ausdrücklich betonen, daß man auch im ebenen Gelände und in der Stadt zu guten Schneebildern kommen kann, und unsere Fotos sollen das belegen. Wie man dort sehen kann, kommt es dabei nicht auf die Wiedergabe großräumiger Landschaftsbezirke an, sondern auf Kleinigkeiten. Unsere Parole wird demnach lauten: Wenig darstellen, das dafür um so größer und klarer bringen!

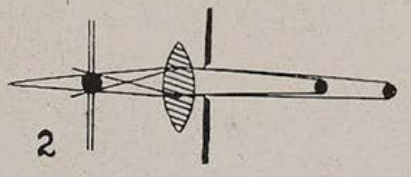
Als Hauptsache bleibt für uns eine Beherrschung der Aufnahmetechnik. Da wir die gleichen Dinge bei Aufnahmen daheim wie bei Fotofahrten ins Reich der Wintersportler zu beachten haben, sind unsere Hinweise für jeden bestimmt.

Das Charakteristische des Schnees, das sich gut mit dem Wesen der Lichtbildkunst verknüpfen läßt, ist sein Leuchten. Um Schnee echt wiederzugeben, brauchen wir eine Darstellung dieser Leuchtkraft in ganz besonders hohem Maße. Deshalb gehört zur Schneefotografie im wesentlichen Sonne.

Sonnenschein und Sonnenschein ist aber zweierlei — wenigstens fotografisch. Eine wichtige Rolle spielt nämlich die Beleuchtungsrichtung. Wir müssen in unseren Bildern die Schaffung von Tonwertkontrasten anstreben. Denn erst dann werden Helligkeiten hervortreten, wenn sie von Dunkelheiten eingerahmt sind. Einen solchen Tonwertwechsel erreichen wir durch Gegen- oder Seitenlicht. Dann treten auch die prächtigsten Schattenformen auf, die sich weit und langgestreckt über Schneefelder hinziehen und das eigentlich Reizvolle bei Landschaftsaufnahmen ausmachen. Bei Vorderlicht werden wir solche Erscheinungen vermissen; ebenso läßt Vorderlicht noch etwas anderes fehlen, nämlich das feine Funkeln und Glitzern der zahllosen Schneekristalle, welche weite Flächen und zarte Gebilde bedecken.

Bei Gegenlicht muß nur auf eines geachtet werden: Es darf kein direktes Sonnenlicht auf unser Kameraobjektiv fallen. Das kann Reflexe verursachen, die auf der Emulsion unseres Filmes zur Abbildung kommen. Solche „Verzierungen" sind natürlich unerwünscht. Wir können dem von vornherein abhelfen, indem wir mit Gegenlichtblende arbeiten, die einfach auf die Objektivfassung wie ein Filter gesetzt wird.





Noch etwas anderes ist wichtig. Ist es Ihnen schon aufgefallen, welche Farbe Schatten im Schnee haben? Wenn Sie darauf achten, werden Sie einen deutlichen blauen Ton feststellen. Wenn ein Maler eine Schneelandschaft darstellt, so wird er für die Schatten eine blaue Farbe verwenden. An diese Gegebenheit müssen wir ein paar grundlegende Überlegungen anschließen.

Die lichtempfindliche Emulsion unserer Platten und Filme ist in jedem Falle noch wesentlich für blaues Licht empfänglich. Das trifft auch für orthochromatische und panchromatische Schichten zu. Damit ist notwendig die Tatsache verbunden, daß blaue Farben eine relativ zu starke Wirksamkeit besitzen und eine verhältnismäßig zu große Schwärzung des Negativs an den entsprechenden Stellen bewirken. Das bedeutet: Unsere blauen Schatten im Schnee werden zu hell abgebildet. Dieser Erscheinung muß Abhilfe geschaffen werden, indem wir die Intensität des blauen Lichtes schwächen. Wir werden ein entsprechendes Filter verwenden.

Für orthochromatische Emulsionen benutzen wir ein Gelb-, für panchromatische Schichten ein Gelbgrünfilter, jeweils in heller Dichte. Denn ein dunkles Filter wirkt schon wieder zu kräftig und übertreibt. Es ist also schon wichtig, wenn wir uns jetzt ein gutes Filter zulegen, zumal wir es auch im Sommer gebrauchen können. Es hat aber wenig Zweck, billige Filter zu kaufen. Denn es kommt ja nicht allein darauf an, irgendeine farbige Glasscheibe vor das Objektiv zu setzen.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

gründer: Dr. GEORG HIRTH — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — rlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH RLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V.J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Zertrümmerte Ideale

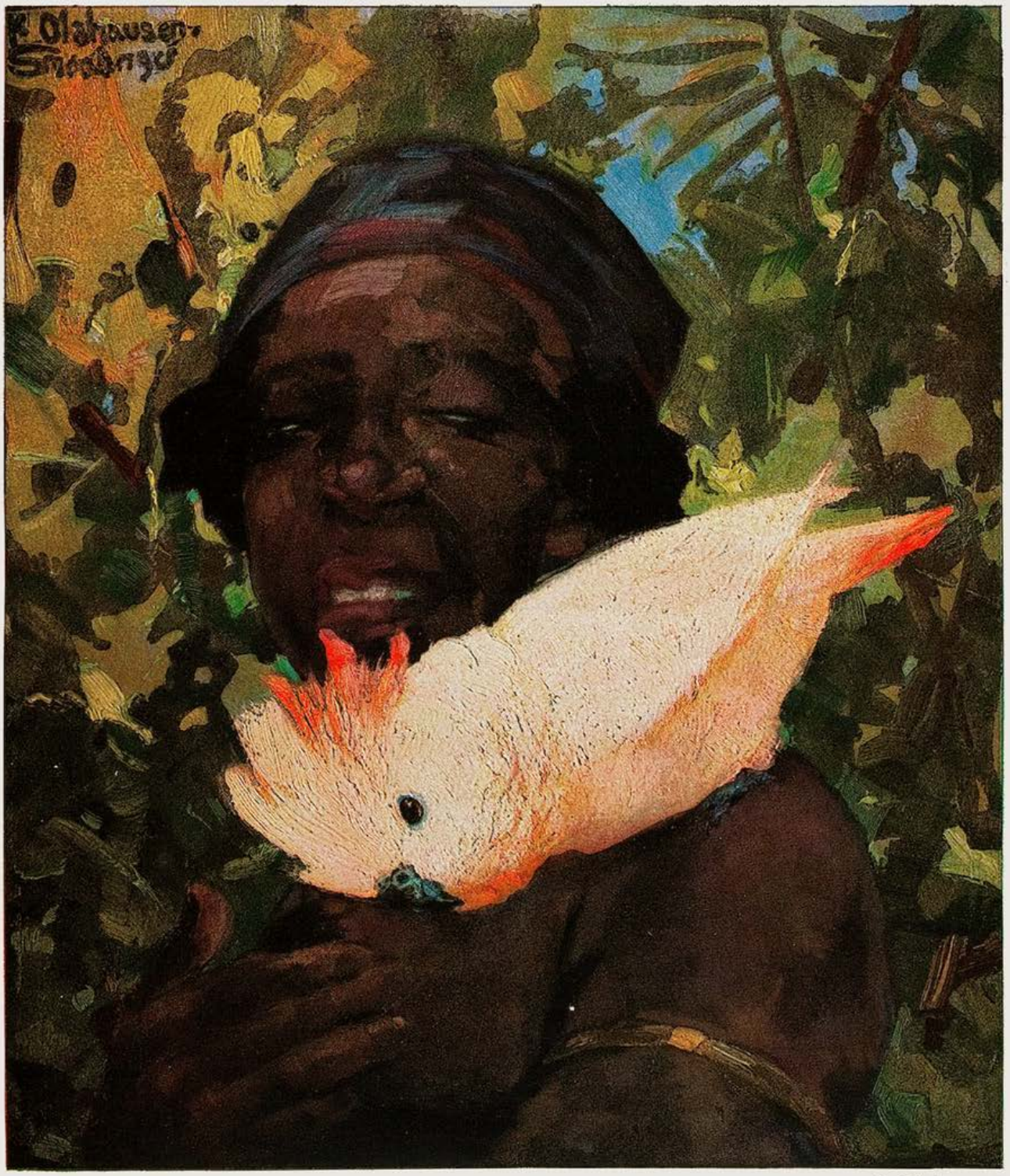
Erich Wilke

„Da hast an Haufen Geld hinghängt für so ein historisch echtes Faschingskostüm — und jetzt stellt sich raus, daß die alten Germanen gar net so ausgschaut haben."

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 3



Der Kakadu

K. Olshausen

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 3

STREICHQUARTETT VON HAYDN

Eine Berggeschichte

Von Nikolaus Holger

I.

Hinter dem kleinen Fenster der Skihütte stand bleigrau der Himmel. Es würde bald wieder schneien. Phil und Hans saßen auf der Ofenbank. Phil weit vorgebeugt, als ob er schliefe. Karin wußte, daß er vermeiden wollte, sie anzusehen. Das Schweigen lag schwer auf allen Dingen. Sie sah zur Tür des Schlafraums, als wenn sie dadurch Bernhard rascher hereinziehen könnte, der ihre beiden Rucksäcke fertig packte.

Das war also der Abschied. Sie hatte ihn sich ganz anders und schwerer vorgestellt. Nach der gestrigen Aussprache war alles ruhig geworden. Alles, was war, lag tot und kalt, das Feuer war ausgebrannt. Auch sie selbst fühlte weder Erleichterung noch Angst, nur zerrte die große Ruhe an ihren Nerven. Sie wandte sich an Hans: „Ich hätte gerne noch Musik gehört." Hans stand auf und holte das alte Koffergrammola aus dem Wandgestell. Die Kurbel krächzte wie immer, als er den Apparat aufzog. Er erinnerte an einen Leierkastenmann, wie sie manchmal in den Hinterhöfen der Großstadt stehen. Eine große Trostlosigkeit ging von diesem Bild aus. Er fragte nicht nach Karins Wunsch, sondern blätterte langsam in dem abgegriffenen Plattenalbum. Vor zwei Jahren hatte er dieses kleine Grammola heraufgeschleppt; sie waren damals sehr stolz gewesen, daß ihre Hütte nun Musik bieten konnte. Lange Zeit war es üblich gewesen, vor dem Einschlafen eine Platte zu spielen. Meist hatte niemand mehr das Ende gehört.

Das Surren der Nadel zerschnitt das Schweigen. Eine leise Frage von Geigen, kräftig und heiter die Antwort. Beschwingt und leicht tanzten die Töne durch den Raum. Unbekümmert um das Schicksal der Menschen folgte wieder der zögernden Frage die sorglose Antwort. Eine Zwiesprache, in der mädchenhaft sich die hellen Töne den dunklen entgegenschmiegten, um ihnen lächelnd wieder zu entgleiten. Sie vermählten sich und gaben sich frei, die Süßigkeit der Sehnsucht flüchtete in den sicheren Arm des Freundes. Karin sah Phil an, er saß noch immer bewegungslos, den Kopf auf die Hände gestützt, und starrte zu Boden. Die Musik brach ab, dem Kratzen der Nadel folgte hart das Schnappen der Abstellfeder.

II.

Mit einem hellen Flötenton begann die Serenade. Der Winter versank. In der verklärten Nacht des Frühlings stand die tote Liebe. Sie wußte nichts vom Gestern, sie wußte nur noch von den vergangenen Jahren. Werbend enthüllte sie das Geschmeide der Erinnerung vor dem bewegten Mädchen. Es ist alles nicht so schlimm, tröstete sie, Irrtum und Mißverstehen ist der kleine Schmerz der Menschen. Wieder werden die Rosen blühen, die entblättert wurden. Immer und immer wieder wirst du an die heimliche Schönheit des Herzens denken müssen, das für dich schlug und das nicht aufhören wird, für dich zu leben. Gib ihm den Sinn zurück, den du genommen hast. Mühelos glätten sich die Falten der Stirne unter leichten Händen. Schließe die Augen und vergiß das Heute. Wenn du sie öffnest, wird alles wieder so sein, wie es gewesen. Karin fühlte die Tränen aufsteigen. Weine ruhig, flüsterte die Musik. Lösen wird sich, was verkrampft und erstarrt scheint. Verlasse die Hand nicht, die dich führte, und trübe kein Gesicht, das unter deinen Augen vom Glück überleuchtet war. Zuversichtlich wie ein Freund schritt das Pizzicato.

Mit brennenden Augen sah das Mädchen Phil an. Jäh überfiel sie die Erkenntnis, daß ein Geringes alles wieder gutmachen könnte. Wenn er den Kopf heben und sie ansehen würde mit seinen dunklen und tiefen Augen, die so oft strahlend ihr Gesicht getragen hatten, dann müßte sie zu ihm hinüberstürzen und ihn bitten, alles zu vergessen und ihr zu verzeihen. Ihr kleines rotes Herz flehte wie ein Kind um dieses einfache und arme Wunder, aber Phil hob den Kopf nicht. Noch einmal wehte das Band der Melodie wie ein Versprechen durch das Zwielicht, dann sank es langsam zu Boden.

Die Tür des Schlafraums knarrte. Hart und schicksalshaft klangen die Schritte des Näherkommenden. Er ließ die beiden Rucksäcke zu Boden gleiten. „Wir fahren ab."

Karin sah hilfesuchend Hans an, er stand groß und ungefügig vor dem Fenster. Sein breiter Rücken war gekrümmt. „Wir wünschen euch alles Gute", sagte Bernhard. Seine Stimme klang fremd und nüchtern. „Komm Karin." „Gute Fahrt", antwortete Hans. Karin sah noch einmal Phil an, als dürfe sie dieses Bild nie vergessen. Immer noch saß er neben dem kalten Herd. Ihr Blick glitt über den Tellerrahmen und die vielen kleinen Dinge des Tages, die alle ihre Hand kannten. Ein Wort Phils flackerte in ihr auf: jeder Abschied ist ein kleiner Tod. Sie fühlte den festen Griff einer Hand. „Komm Karin", wiederholte Bernhard. Willenlos folgte sie. Kalt strömte die Luft des grauen Wintertags herein, als die Tür geöffnet wurde. Es dünkte Phil eine Ewigkeit, bie sie sich schloß. Er hörte mit überwachen Sinnen das vertraute Geräusch, das ihm sagte, daß die Ski in den Schnee gelegt und angeschnallt wurden. Er verkrampfte die Hände fest ineinander, als er das laute Stampfen hörte, mit dem der Schnee niedergetreten wurde.

Hans ging an den Tisch und zog den Apparat auf. „Ich will keine Musik hören", sagte Phil. Hans gab keine Antwort, die Kurbel krächzte weiter. „Was man begonnen hat, soll man zu Ende führen, Phil." Er sprach weiter: „Karin war jung und du bist es nicht. Alles stirbt und wird wieder geboren." „Ich kann nicht wieder anfangen", entgegnete Phil mühsam. „Sicher zerbricht jeder Krug, aber auch der Wein geht zu Ende. Karin hat ihn verschüttet bis zum letzten Tropfen, es ist der Schnee, der ihn aufsaugt und seine Röte rasch verblassen läßt. Du hast recht, ich bin nicht mehr jung. Aber der Schnee ist kalt und mich friert. Ich bin leer und arm geworden und begreife nicht, warum."

„Es gibt tausend Menschen, denen du helfen kannst", antwortete Hans. „Es gibt tausend Kinder, denen du eine Freude machen kannst, es gibt tausend Wege, auf denen du weitergehen kannst." Er beugte sich über das Grammola.

III.

Bestimmt und kraftvoll setzte der dritte Satz ein. Der feste Rhythmus des Menuetts marschierte vorwärts, Geigen wurden zu Querpfeifen, Fähnlein flatterten im Wind. Phil dachte an die Verloren Haufen der Landsknechte, er sah Piken und Hellebarden im Schneelicht glänzen. Eine Schlacht war verloren, eine neue begann. Die Pfeifen jubelten. Wer fragte nach dem Wohin und nach dem Wozu? Vorwärts ging es. Keiner sah zurück. Grübeln und Trauer saßen wie Raben auf den froststarren Bäumen, wer Zeit hatte, mochte sich um sie kümmern. Aber die Vision versank. Der Marsch versickerte. Die Melodie der Serenade schimmerte auf. In klagenden Tönen erstand der Schmerz. Das ist keine Lands-

Insel Reichenau — Peter Halm

knechtsmusik, sagte das Herz zu Phil, du betrügst dich mit Unsinnigem. Tanz und Kontertanz fröhlicher Menschen unter dem strahlenden Licht der Kerzenlüster will diese Musik. Das alte Spiel der Geschlechter, vorwärtsschreiten und die Hände erfassen, rückwärtsschreiten und die Verbeugung als Ankündigung der wiederkehrenden Begegnung, Mann und Frau gehören dazu, einer allein hat nichts dabei verloren. Diese Melodie ist dir nicht zum Trost geschrieben, sondern zum Schmerz. Aber kraftvoll setzten die Geigen wieder ein, der Drang nach vorwärts sprang wieder auf. Da endete der dritte Satz.

IV.

Schelmisch und kokett lockten die Geigen. Karin und Bernhard waren nun wohl schon über dem Grat. Phils Gedanken sahen sie in großen Bögen den Hang hinunterflitzen, wie eine Wolke stäubte hinter ihnen der Schnee auf. Das war die Musik dazu: haschen und davonlaufen, er hatte nichts damit zu tun. Er sah Karins gerötetes Gesicht und den Übermut ihrer blauen Augen, wie er sie so oft gesehen hatte, wenn sie gemeinsam einen Achter nach dem andern in einen unberührten Hang gezogen hatten. Er sah Hans in tiefer Hocke herunter, jagen, seine Spur durchschnitt die Kreuzungslinien der Achter, Askulapstab hatte Karin dieses Spiel genannt. Es war versunken für ihn. Die Musik kümmerte sich nicht um seine Bitterkeit, neckend und herausfordernd tollte sie dahin, ein lustiges Fangspiel. Hans hatte recht, er war zu alt dazu geworden.

Als das Schweigen wie eine Woge über den düsteren Raum hereinbrach, stand Phil auf. Er starrte den Stuhl an, auf dem Karin gesessen war, dann tat er wenige Schritte zum Fenster und preßte die Stirn an das kalte Glas.

„Wir wollen auf die Breitspitz hinauf, das wird uns gut tun", sagte Hans.

Drei Stunden später standen sie auf dem Gipfel. Heulend empfing sie der Wind. Nebel kochte über die Wand und trieb in milchigen Fetzen an ihnen vorbei. Der Himmel war ohne Licht und Farbe. Hinausgehoben in die Unendlichkeit standen sie und starrten in das Grau. Ihre Freundschaft hüllte sie ein wie ein Mantel.

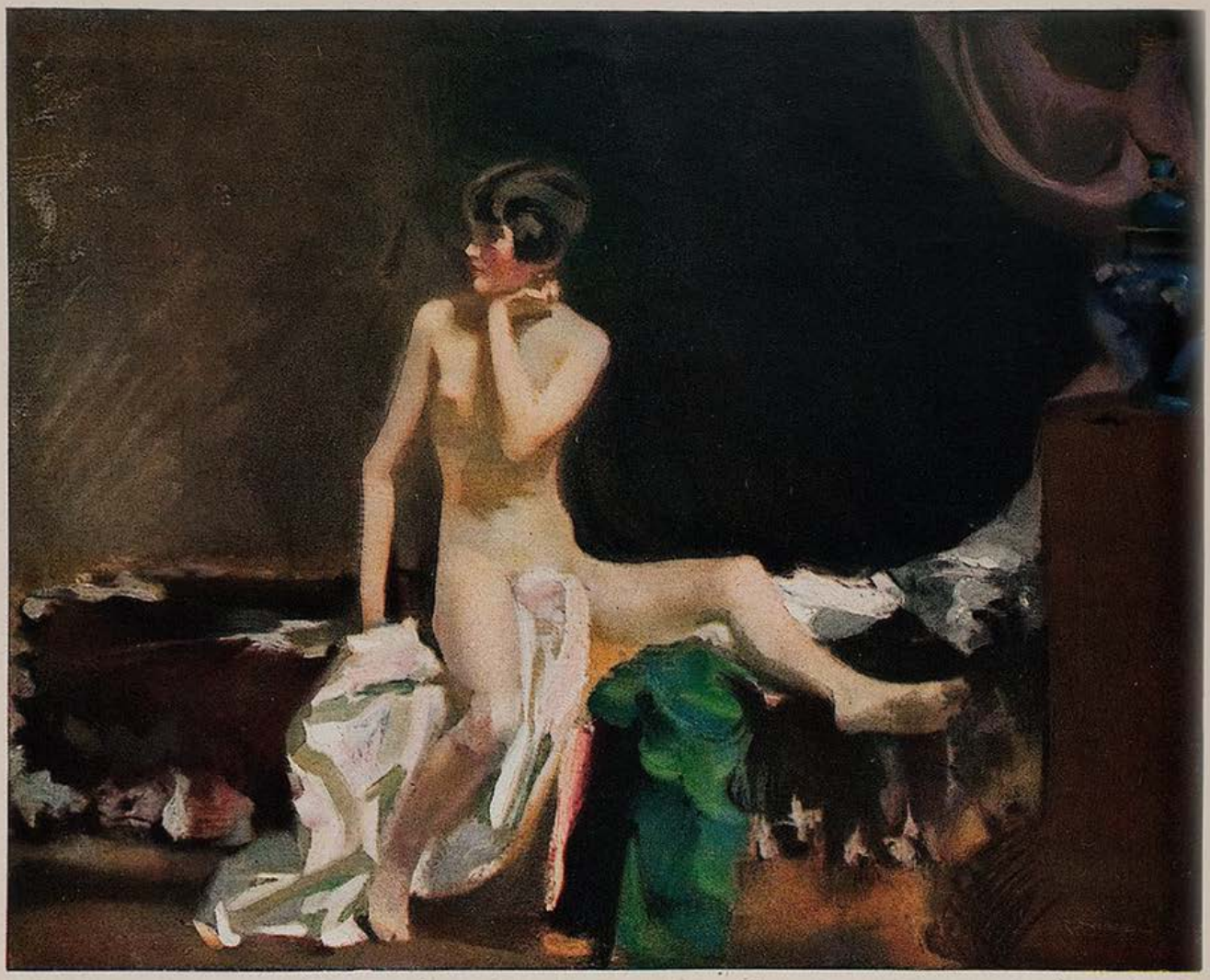
Tröstliches Lied

Hingegeben tiefstem Leiden,
reinster Liebe aufgetan, —
einmal aber muß ich scheiden
von des Lebens hellen Weiden . . .
Leise treibt zum andern Ufer
hin des Todes stiller Kahn . . .

Tod? — Es strömen alle Stunden,
die ich liebte und durchlitt,
rein aus meinen Lebenswunden
ausgereift und ungebunden
mit den zeitenlosen Wassern
in die Ewigkeiten mit,

und es werden in dem reinen
Leuchten, das mich fortgeführt,
schon die Seelen mich umscheinen,
die sich neu mit mir vereinen,
wenn mein Kahn im hellen Morgen
neuer Heimat Grund berührt . . .

Peter Burlach



Lauschende — Rudolf Nißl

Alina, die weiße Missi und die Schlange

Von Cornelius Rauten

Eines Tages brachte der Burenfarmer Zentgraf die weiße Missi in seinem kleinen, klapprigen Auto mit. Von dieser Änderung im Farmhaushalt war zuvor nichts angedeutet worden; und zunächst meinte das Bastardmädchen Alina auch, es handle sich nur um den flüchtigen Besuch einer Verwandten des Bas. Sehr bald aber wurde es deutlich offenbar, daß diese hellhaarige, milchwangige Missi mit den schnellen blauen Augen kein harmloser Verwandtenbesuch war. Der Jungbastard Dirk, der sich schon seit langem bemühte, Alinas Herz und Leib zu gewinnen, und daher stets mit allen Sinnen auf der Lauer lag, hatte es gleich behauptet. Doch Alina vermochte es einfach nicht zu glauben. Es war so schön gewesen, eine Art Königin auf der Farm zu sein, nur nach Belieben zu arbeiten und in dem kleinen Farmstore, wo Zucker, Kaffee und Tabak, wo buntfarbige Kattunballen und viele andere Herrlichkeiten aufbewahrt wurden, fast selbstständig zu schalten. Das sollte nun mit einem Schlage alles aufhören? Undenkbar! Man mußte diese verfluchte Missi wieder los werden — so oder so ... Man konnte ihr das Leben auf der Farm durch hunderterlei Dinge gründlich verleiden, ehe sie allzu fest Fuß faßte. Oder man konnte ... aber mit dieser zweiten etwas grausamen Möglichkeit spielten Alinas Gedanken einstweilen nur.

Heute hatte Alina sich besonders schön gemacht: sie trägt eine blendend weiße Sonnenhaube und ein langes rotgeblümtes Kattunkleid, das dicht unter der hohen, üppigen Brust eng abgeschnürt ist. Träge und lüstern streicht sie um das Haus, um den Store, der so unerwartet für sie ein verbotener Garten wurde. Jetzt hört sie das verhaßte, ewig rasselnde Schlüsselbund, und da fegt auch schon die Missi aus der Küche und schreit: „Mach, daß du hier aus dem Wege kommst, Alina!"

Alina verschwindet wütend um das Haus. Gleich darauf begegnet sie dem Bas und lacht ihn vielsagend an. Aber seine Augen durchblicken sie wie einen Schleier. Zornig verzweifelt fährt Alina auf: „Bas, ich will nicht ..." Zentgraf läßt sie nicht ausreden. Er durchschneidet die Luft heftig mit der Hand, knurrt „Pack dich", und läßt sie stehen.

Am Abend macht Dirk eine geheimnisvolle Bemerkung. So, als sei es gar nichts Beson-

deres, sagt Dirk: „Vielleicht geht die schwarze Mamba einen Besuch machen im Zimmer der weißen Missi — wenn du willst, Alina." Sein mageres gelbes Gesicht, die zusammengekniffenen Augen spiegeln die Verschlagenheit seines Denkens deutlich wieder.

Zunächst versteht Alina noch nicht so ganz; aber dann wird es hell in ihrem Hirn. Sie überlegt, daß Dirk als Schlangentöter bekannt ist, ja, daß er sogar lebendige Schlangen an die verrückten Weißen verkauft. Und denkt: Die schwarze Mamba ist die tückischste und giftigste Schlange Südafrikas — ja, es wäre vielleicht gut, wenn sie der weißen Missi einen Besuch machen könnte ... Alina lacht ein wenig zu Dirks Worten. Ihre dunklen Negeraugen, die seltsam glühend in dem jugendweichen, rosiggelben Mischlingsgesicht stehen, winken verheißungsvoll, als Dirk schließlich erregt fragt: „Wirst du mich belohnen, Alina?"

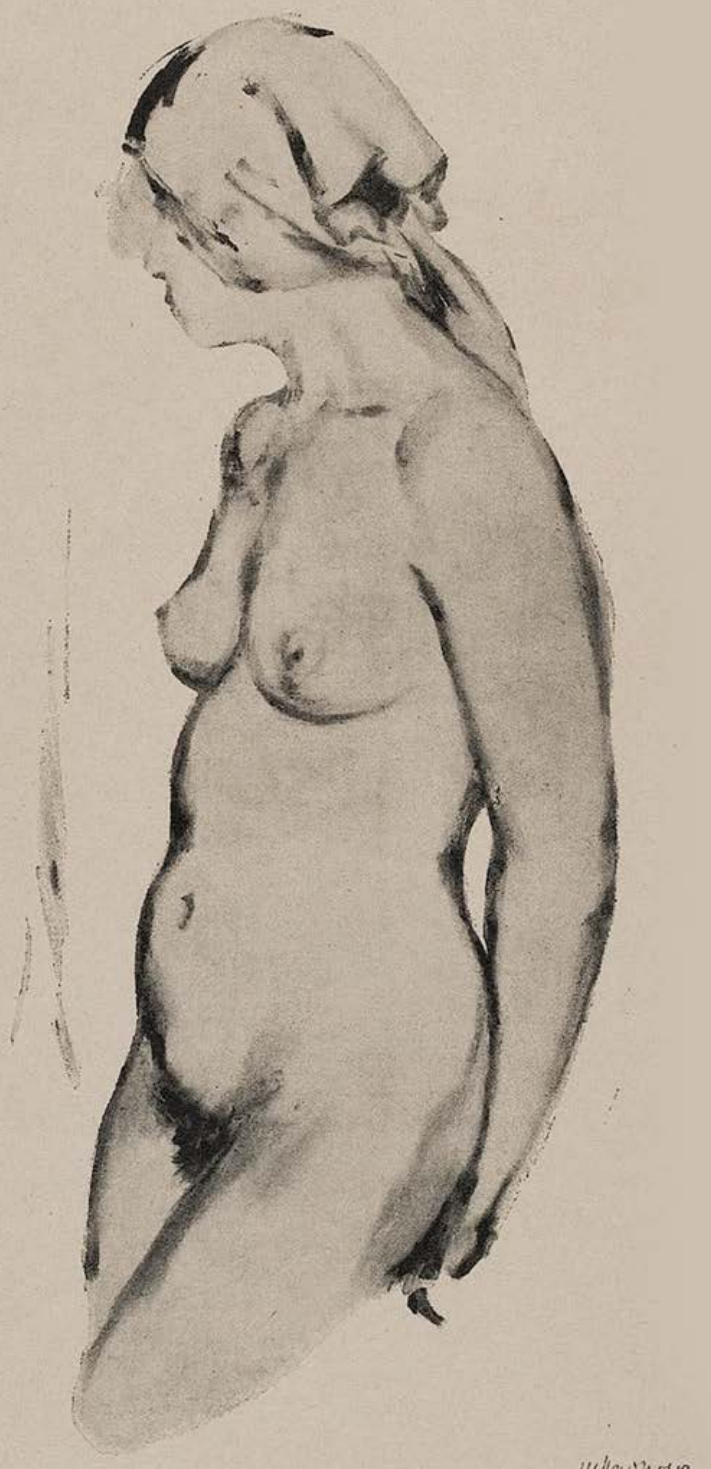
„Ai, Dirk, ich will ... wir werden sehen." —

Am folgenden Tag mit sinkender Sonne ist Dirk damit beschäftigt, unter dem von der Regenzeit ausgewaschenen Ufer des kleinen trockenen Riviers, das sich in der Nähe des Farmhauses vorüberwindet, einen länglichen Kasten zu verbergen. Aus dem Kasten dringt ein böses Fauchen. Dirk nickt befriedigt. Dann nähert er sich vorsichtig dem Farmhause. Stille — das Haus ist leer. Er lauscht hinaus und hört bei den Kralen die Rufe des Viehjungen, das Blöken der Schafe, dazwischen die Stimme des Bas und der Missi. Sie sind dabei, das Kleinvieh zu zählen. Eine günstige Stunde.

Dirk eilt zum Rivier zurück, zieht den Kasten aus dem Versteck hervor und ist in wenigen Minuten wieder beim Haus. Am Ende der Seitenveranda, von der aus die Blicke in die Einsamkeit des Busches und über die fernen Berge schweifen, liegt das Zimmer der Missi. Er öffnet die Tür ein wenig, klemmt den Kasten zwischen Türflügel und Pfosten, zieht vorsichtig den Schiebeverschluß auf: zischend schießt eine etwa zwei Meter lange, schwarze Mamba ins Zimmer. Türe zu, erledigt, verschwinden. Dirk denkt: Eine Schlange gerät leicht in ein Haus. Es muß ja auch gar nichts Schlimmes geschehen. Das muß Gott machen ... Und weiter denkt Dirk an Alina. —

Aber auch Alina weiß, daß im Hause zu dieser Stunde eine Überraschung nicht zu fürchten ist. Das Zählen der Schafe wird noch eine gute Weile dauern. Man kann wohl ohne Sorge indessen das Zimmer der weißen Missi mal ein wenig näher untersuchen.

In der gleichen Minute, da Dirk gleichmütig pfeifend beim Schafkral auftaucht, schlüpft Alina neugierig und voll boshafter Gedanken in das Zimmer der Missi. Ein einfacher, heller Raum: an der einen Wand steht das Bett, hinter der Tür ein Schrank, vor dem Fenster ein Tisch, daneben ein primitiver eiserner Waschständer unter einem Spiegel. Alina hat die Tür geschlossen. Während sie einige Sekunden horchend verharrt, wandern ihre Blicke begehrlich suchend durch den Raum und bleiben, gleichsam magisch hingezogen und neidvoll erinnernd, an der rot und gold schimmernden Halskette hängen, die vor ihr auf dem Tisch am Fenster liegt. Wenige Schritte nur, ein rasches Ausstrecken des Arms: die Kette ist in ihrer Hand. Man könnte sie doch wenigstens einmal zur Probe anlegen. Gleich darauf steht Alina vor dem Spiegel. Eitel betrachtete sie das farbig und funkelnd untermalte Bild ihrer hübschen Larve, in der jugendliche Weichheit und katzenhafte Wildheit sich reizvoll paaren. Alina ist so in ihren eigenen Anblick versunken, daß sie nicht bemerkt, wie seitwärts hinter dem Schrank ein langer schwarzglänzender Leib sich schattenhaft hervorwindet. Jetzt will sie eine neue Wirkung ihres Spiegelbildes versuchen und verändert mit kurzem Ruck ihre Stellung. Scharfes, warnendes Zischen trifft ihr Ohr. Ohne Bewegung des Kopfes drehen sich Alinas Augen langsam zur Seite und weiten sich zu starrem Entsetzen.



Akt — H. Mayrhofer-Passau

Aus der Vorstadt — Nachbauer

Die Mamba hat sich mitten vor der Tür zu Kniehöhe aufgerichtet. Als habe auch sie einen Schmuck angelegt, ist der Hals unterhalb des Kopfes hellschimmernd aufgebläht. Der peitschenschlanke Körper ruht in stillen Windungen auf dem Fußboden; nur der gereckte Vorderleib schwingt ganz sachte hin und her. In wutgesteigerten Skalen wiederholt sich kurz nacheinander züngelndes Fauchen. Die kleinen, bösen Augen schießen ihre stechenden Blicke mitten in Alinas Blickzentrum hinein. Auf Doppelarmlänge steht Alina ihr gegenüber und jetzt erfaßt ihren Körper von innen her ein Beben, das zwanghaft allmählich von dem gleichen Rhythmus getragen wird, der die sich leise wiegende Schlange bewegt. Es ist wie der Auftakt zu einem unheimlichen ekstatischen Tanz von Mensch und Reptil.

Dumpfe Hitze herrscht in dem Raum. Doch Alina friert. Eine wahnsinnige Angst läßt sie den drohenden Giftbiß schon jetzt fast körperlich fühlen. Vor ihren furchtfiebernden Augen wächst der Schlangenleib, weitet seinen gierig geöffneten Rachen, um sie hinunterzuwürgen wie Frosch oder Vogel. Noch behütet sie der Bannkreis der Erstarrung, die jeden Schrei, jede gefährliche Bewegung unterdrückt.

Die Unbesiegten

Ich weiß ein Heer von unbesiegten Streitern,
Die nimmer weichen und die nimmer wanken,
Sie stehn im Glied, die Waffen hoch, die blanken,
Und trotzen euern Schützen, euern Reitern.

Sie stürmen eure Wälle ohne Leitern
Und auferstehn, so viel auch ihrer sanken,
Weil sie vom Born des ew'gen Lebens tranken —
An diesem Heer wird euer Heer zerscheitern.

Schon gehn sie unsichtbar um eure Hallen
Und hauen euerm Löwen auf die Pranken
Und hauen euern Adlern auf die Krallen.

Ihr Schlachtruf donnert, und die Throne schwanken,
Ihr Heerschild blitzet, und die Tempel fallen —
Kennt ihr die Streiter? — Das sind die Gedanken.

Ludwig Pfau (1821—1894)

In diesen entscheidenden Augenblicken werden draußen Schritte und Worte laut. Die Mamba wird unruhig. Hinter Alina, dicht am Fenster, erscheint ein Gesicht — das Gesicht der Missi, die im Vorübergehen eine menschliche Silhouette in ihrem Zimmer bemerkte. Zunächst erkennt sie nur Alina mit der Halskette. Doch die seltsame Starre des Mädchens hält sie davon ab, gegen die Scheibe zu klopfen.

„Zentgraf, die Mamba!" hört Alina rufen und hört die knurrige Antwort des Bas.

Die weiße Missi oder die schwarze Mamba, denkt Alina, die Missi oder die Mamba... Dann reißt sie mit einem blitzschnellen Ruck ihre Schürze ab, wirft sie über den Kopf der Schlange und springt über den Tisch zum Fenster, das sie aufreißt, um bewußtlos hinauszusinken.

Im Hause fällt ein Schuß: ersterbendes Fauchen, Flüche des Bas. Alina schlägt erschreckt die Augen auf und blickt in ein helles, blondumrahmtes Gesicht. Die Missi lächelt spöttisch und sagt: „Gefällt dir meine Halskette, Alina? Du solltest sie aber besser doch nicht anlegen — sie birgt einen schlimmen Zauber." Auch Alina lächelt ein wenig. Sie denkt an Dirk.

DIE RETTUNGS-EXPEDITION

Geschichte eines Erdbebens auf Formosa

Von Walter Persich

Ihr fragt, warum sollte Menck nicht auf der Brücke von Anping zur Begrüßung seiner Landsleute erscheinen? Ja, seht ihr, wir hatten von Geschäftsfreunden böse Nachrichten erhalten. Menck war einfach als verschollen gemeldet, zur Zeit eines Erdbebens. Und was diese Vulkanausbrüche auf Tai-wan (Formosa) anrichten, davon habt ihr keine Ahnung!

Er drückte mir die Hand.

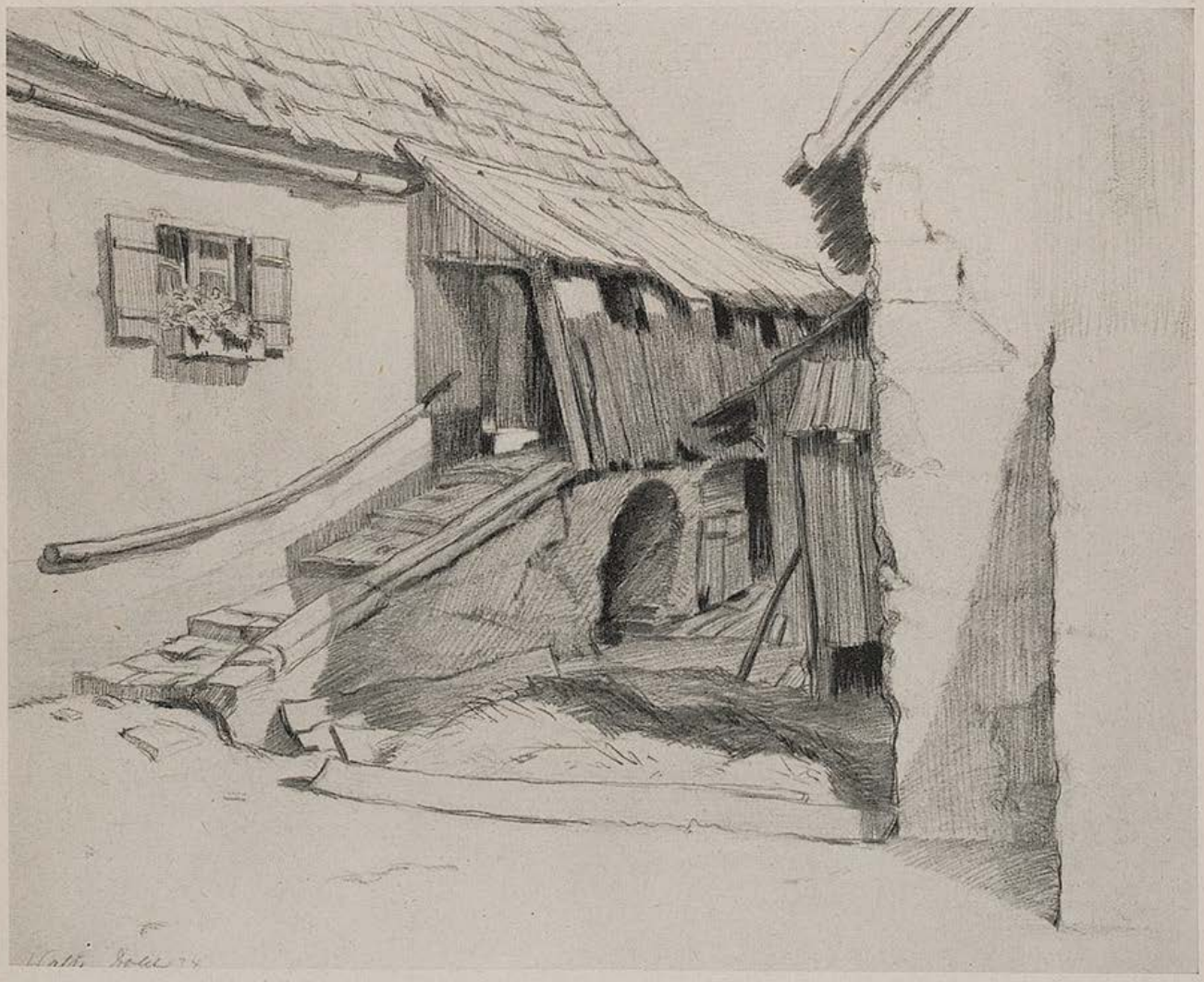
„Gewiß bietet Ihnen mein Bungalow nicht allen europäischen Komfort, immerhin aber jene Art von Sauberkeit und Hygiene, die sich hier mit einiger Mühe durchführen lassen. Sie sind mein Gast, Toffert. Es ist mir eine Freude, mal wieder mit einem Menschen zu sprechen."

An dieses Wort knüpfte er am Abend an, als wir uns zu einer Flasche Rheinwein auf der Veranda des Holzhauses niederließen.

„Ich kann Ihnen sagen", erklärte er mir, „es war eine drollige Lage, in die ich da geraten war. Hier auf Tai-wan glauben die Eingeborenen, ein gewaltiger Bär habe sich ins Unterirdische zurückgezogen, erschreckt und verärgert von den fremden Eindringlingen. Der große Bär ist so etwas wie der wahre Gott oder Herrscher über das Eiland. Grollend hat er sich mit den versprengten Stämmen der Kopfjäger in den Urwald und ins unwegsame Bergland verkrochen, und wenn seine Laune angegriffen ist, dreht er sich in seinen Höhlen unter den Kratern um und faucht er — dann kommen die Erdbeben und Vulkanausbrüche.

Wir hier unten im Westen hören das Rumoren, aber wir sind genau so machtlos wie die Herren des Landes, die Japaner, denen schon manches eben vollendete Werk durch den großen Bären zerstört wurde.

Vor Monaten gelangte in die zivilisierten Landesteile ein in mehrfacher Ausfertigung abgefaßtes Schreiben eines katholischen Missionars. Der Mann schrieb, es sei ihm gelungen, die Hälfte Tayals zum Christentum zu bekehren und von der bestialischen Gewohnheit des Kopfjagens abzubringen. Nun habe der Stamm sich in zwei einander feindliche Gruppen gespalten und es drohe ein furchtbarer Sippenkrieg auszubrechen, der nur durch das Eingreifen japanischer Behörden zu verhindern sei.



Fränkisches Dorf — Walter Dolch-Amberg

Indischer Bettler — Oswald Malura

Zerstreutheit

Es ist über die Zerstreutheit der Gelehrten mancherlei, vielleicht schon zuviel geschrieben worden. Immer wieder wird behauptet, daß der oder jener Mann der Wissenschaft in diesem Punkte den Vogel abschoß. Zu den Gelehrten, von denen man solches mit Fug und Recht annimmt, gehört wohl auch der Historiker, der einmal seine Pfeife an der Tischkante ausklopfte und dabei — „Herein!" rief.

Die Gegengabe

Benjamin Franklin schrieb dem englischen Staatsmann Sir Robert Walpole, Graf v. Oxford, auf dessen Veranlassung man allerhand Verbrecher in die amerikanischen Kolonien schickte, die dort in Strafniederlassungen angesiedelt wurden: „Wir werden Ihnen zum Dank für Ihre Spende ebenso viele Klapperschlangen für die königlichen Gärten senden!"

Engländer, Holländer, Deutsche wurden bei den Verwaltungsstellen vorstellig, baten um Truppenentsendung — ein Lächeln, ein bedauerndes Achselzucken. Niemand könne erwarten, daß Japan das kostbare Gut seiner Soldaten in die Hölle der Berge entsende und dem ziemlich sicheren Verderben ausliefere — um e i n e s weißen Mannes wegen.

Telegramme gingen hin und her mit dem Erfolg, daß ein halbes Dutzend Europäer, wohlausgerüstet, zusammentraf, um wenigstens den Mönch aus den Klauen der Kopfjäger zu befreien. Mein Nachbar, Waterstraat, der Teeplantagenbesitzer aus Rotterdam, Verdieu und noch drei andere waren dabei!

Drei Wochen waren wir unterwegs. Das einstige Stammquartier des Stammes war verlassen. Die Kopfjäger hatten die eigenen Hütten rücksichtslos niedergebrannt und nur die typischen Überreste, ein paar Skelette, zurückgelassen. An einem Baum befestigt fanden wir einen Brief: „Der Herr hat mir die Pflicht und den Mut zum Opfer eingegeben. So ihr mich findet, wird es beim Stamme der Tayal keinen einzigen Kopfjäger mehr geben — ein letztes Opfer wird alle Schuld sühnen!"

„Mein Gott!" sagte Verdieu. „Vor hundert Jahren hat ein japanischer Mönch den Stamm Tso von der Kopfjagd auch durch ein großes Opfer bekehren wollen. An bestimmter Stelle im Urwald sollten die Jäger es finden — sie fanden einen in einen Sack genähten Menschen und schlugen ihm den Kopf ab. Es war der Japaner! Das Klima macht hier ja selbst noch die Gelben verrückt!"

Was soll ich Sie mit Einzelheiten des furchtbaren Kampfes mit dem Klima, dem Urwald, dem unwegsamen Gebirge langweilen — genug, am Ende eines Tagemarsches sahen wir Feuer durch die Bäume blitzen, erblickten wir, näher schleichend, den Tanz widerlich bemalter Krieger. Es dauerte eine Weile, bis wir heraus hatten, daß der Mittelpunkt niemand anders als der Kirchenmann war, denn er begann plötzlich mit lauter Stimme einen Choral zu singen. Alles von der Überraschung eines Angriffs erhoffend, legten wir an — mehrmals knallten die Peitschenschläge unserer Büchsen ins Lager. Für Minuten entstand eine Panik — da reckte der Mönch den Arm und schrie den Eingeborenen in ihrer Sprache etwas von einem Gottesgericht zu. Die Psychologie dieser Menschenrasse zu erfassen wird uns Europäern nie gelingen. Jedenfalls brüllten vier oder fünf Männer Befehle und plötzlich saßen wir eingeklemmt zwischen dem Lager und seinen im Urwald verteilten Posten, und es hagelte nicht nur Pfeile, sondern auch ganz nette kleine Gewehrsalven, vor denen wir uns zurückziehen wollten — und, immer nach vorn feuernd, einem Nebentrupp der Kopfjäger geradenwegs in die Arme rannten.

Und das Gemütlichste am Freudentaumel anläßlich unserer Gefangennahme war, daß wir in einen Kreis von Kriegern eingeschlossen wurden, deren Speerspitzen wie eine todbringende Mauer gegen uns gerichtet waren. Der Mönch erzählte uns in kurzen Worten, daß er den friedlichen Teil des Stammes verlassen hatte, um sein Bekehrungswerk nochmals bei den wilden Tayas zu beginnen. Sie hatten verlangt, er solle ihnen als Sühneopfer den großen unsichtbaren Bären ausliefern, dann würde niemals wieder eine Kopfjagd stattfinden. An dieser Aufgabe mußte er versagen und jetzt sollte er daran glauben. Unser Dazukommen war geradezu ein Geschenk des heidnischen Gottes.

Soll ich Ihnen die gemütliche kleine Vorfolter schildern, der wir allesamt ausgesetzt wurden, indem man uns mit Speeren kitzelte, mit brennenden Holzscheiten die Fußsohlen anwärmte — vermutlich, weil Verdieu allmählich einen schrecklichen Schüttelfrost bekommen hatte? Soll ich Ihnen ausmalen, wie mir zumute war, als der Häuptling daran ging, zuerst dem Mönch, dann Verdieu, die von sechs Männern gehalten wurden, glattweg den Kopf vom Rumpf zu trennen? In einer weiteren Minute würde ich ebenfalls auf so unappetitliche Weise und vollkommen unsymmetrisch halbiert auf dem Boden liegen und ausbluten!

Der Holländer und ich wurden zufolge einem geheimen Ritus für eine Viertelstunde „zurückgestellt". Es begann ein entsetzlicher Tanz der Eingeborenen um die Flammen — und dieser Tanz brach mit einem Schlage ab. Namenloser Schrecken malte sich in den Mienen der

Farbigen: jetzt verstärkte sich das Grollen aus dem Urgrund der Erde. Der große unsichtbare Bär brummte und schlug mit seinen Tatzen um sich, die Welt wollte untergehen! Erdbeben!

War uns eben die Aussicht, den Kopfjägern ausgeliefert zu sein, als das denkbar Grauenhafteste erschienen, so ahnten wir unter den hilflosen Stößen des Bodens, die uns umwarfen, bedroht von über- und ineinanderstürzenden Bäumen, von heranpolternden Felsen, umgähnt plötzlich von gewaltigen Rissen und tiefen Schluchten, daß das Schicksal uns weit Furchtbareres aufbewahrt hatte. Wir klammerten uns an einen Baum, des nächsten Erdstoßes gewärtig, als Waterstraat mir in die Ohren schrie: Weg da, Menck! Ich sprang zur Seite, und er machte ebenfalls den Versuch. Sein Sprung war wesentlich kürzer — und der herankullernde Felsen, vor dem sein Zuruf mich gerettet hatte, ging einfach über das, was eben noch Waterstraat gewesen war, hinweg . . .

Nach einigen Stunden hatte ich mich in die Krone eines umgestürzten, ziemlich freiliegenden Riesenbaumes verkrochen, einigermaßen gesichert vor weiteren Überfällen durch niederbrechende Bäume und Felsgeröll.

Achtundvierzig Stunden später, halb verdurstet, wurde ich von der englischen Rettungsexpedition aufgefunden. Vier Tage nach Beginn des Erdbebens lag ich mit einer Nervenerschütterung in einem Spital. Erst drei Monate nachdem gelang es den Ärzten, meinen Namen und meine Herkunft festzustellen — und wie Sie mich hier sehen, bin ich nur ein Teil jenes Mannes, der als Major Menck bei Ypern der Schrecken ganzer Kampfabschnitte war. Sehen Sie . . ." er beugte sein Haupt etwas gegen das Licht, „kahl — aber künstlich."

„Wieso künstlich?" wollte ich, erstaunt, wissen.

Er lächelte seltsam. „Es könnte irgendwer auf die Idee kommen, zu sagen, ich sei aus Angst weiß geworden. Und ich kann Ihnen mein heiliges Ehrenwort geben, die Heimat braucht sich meiner nicht zu schämen: Ich war bereit, wortlos zu sterben. Ich hatte mich angesichts der Messer der Kopfjäger ohnehin auf den Tod gerichtet. Jeden neuen Tag, an welchem in diesem verfluchten Drecknest, über diesem verschlammten Hafen die Sonne neu aufgeht und mir abermals einige Stunden aus dem Schatz der Ewigkeit hinwirft, nehme ich darum als Geschenk des Schicksals. Ebenso Ihren Besuch, Freund, Ihre Worte von Zuhause und diesen funkelnden Tropfen Rebensaft! Darauf wollen wir anstoßen!"

Lichtmeß

Maria lehnt am Kreuz und flicht die Hände,
von Schnee und Eis ward ihr Gewand so fahl.
Ist niemand sonst, der an der Wegeswende
gerastet und gebetet hätte nur einmal?

Da dringt von ferne her ein Festgeläute
und eine weiße Taube fliegt herab.
Der Heiland lächelt; Lichtmeß ist ja heute —
und nur Maria denkt an Kreuz und Grab.

Lore Melching.

PAESTUM

Die tote Stadt

Hilflos wimmert der Wind,
Grillen girren im Staub,
Wenn auch die Vögel singen.
Licht die Erde noch liebt,
Tote erweckt es nicht.

Trümmer bleichen im Sand,
Von zerbröckelter Mauer
Züngelt Gras. Auch das Meer
Trat zurück. Und der Gott,
Dem sie den Tempel geweiht,
Ist lange gewichen.

Georg Schwarz

Liebe Jugend

Wir haben ein neues Mädchen. Recht willig; bloß das Bedienen bei Tisch will gar nicht gehen. „Aber Anna", sage ich, „es ist doch immer dasselbe: von links anreichen und von rechts abnehmen."

„Gnä' Frau", antwortet Anna, „das ist doch alles bloß Abergloobe."

Wagner

Ich spiele Tristan. Weltentrückt. Wild zerrissen die Stimmung. Wild greife ich in die Tasten; der Körper bebt unter den mächtigen Akkorden. Es geht heiß her; auch bei mir. Ich bin erschöpft, der Haarschopf hängt in die Stirn. — Ich ahne, daß jemand ins Zimmer getreten ist. Da lacht es laut auf, das Dienstmädchen meiner Wirtin. Die Arme eingestemmt erscheint es neben mir und sagt beinahe verächtlich: „Moanen S', des merk i net, daß mich Sie bloß derblecken (auslachen, veräppeln) wollen!"

Der Dichter Georg Schwarz — Siegfried Kühnel

Winter — Rolf v. Hoerschelmann

AMERIKANISCHE LANDSTREICHER

Ein Mann wurde nachts auf einer einsamen Landstraße von einem Landstreicher angesprochen. „Geld — oder das Leben. Ich schieße dir sonst das Hirn aus dem Schädel!"

„Schieß nur los, Buddy, in Neuyork kann man ohne Hirn leben, aber nicht ohne Geld!"

*

Hausfrau: „Was — so ein kräftiger Kerl wie du will nicht arbeiten!"

Tramp: „Ja, wissen Sie, Gnädigste, ich bin so ein unglückliches Zwischenglied in der menschlichen Gesellschaft, nämlich zu leicht für schwere Arbeit und zu schwer für leichtere!"

*

Wohlmeinender Herr: „Ja, mein Lieber, in der nächsten Stadt werden Arbeitskräfte benötigt!"

Tramp: „Ich bin Ihnen sehr dankbar für den Wink. Werde also einen Umweg machen müssen!"

*

Alte Dame: „Hier, armer Mann, haben Sie eine Cent, aber sagen Sie mir, wie Sie in Not geraten sind!"

Tramp: „Ich habe es genau so gemacht wie Sie auch in diesem Augenblick. Indem ich so riesige Summen an Arme verschenkte, wurde ich an den Bettelstab gebracht!"

Dame zum Blinden: „Mein armer Mann, wie sind Sie denn blind geworden?"

Blinder: „Ich habe mich zuviel nach Arbeit umgesehen!"

*

„Es muß doch sehr ermüdend sein, von einer Stelle nach der andern zu laufen und um Arbeit anzufragen!"

„Ja, das habe ich andere auch schon sagen hören!"

*

Tramping Gus: „Am besten ist es doch noch, Sonntags zu betteln, denn dann wird einem nie zugemutet, Holz klein zu machen!"

*

Dusty Al: „In dem Haus dort drüben wirst du kaum was Vernünftiges zu essen bekommen. Die Inwohner sind Vegetarianer!"

Dirty Dick: „Na, wenn schon . . ."

Dusty Al: „Aber sie haben auch einen Hund, der keiner ist!"

*

„Du bist ja aus einer Antialkoholiker-Versammlung herausgeschmissen worden. Warum denn?"

„Der Redner fragte, was es Erfrischenderes geben könnte als Wasser, und ich sagte: Bier!"

Erster Stromer: „Billy hat einen schönen Tod gehabt!"

Zweiter Stromer: „Wieso?"

Erster Stromer: „Er hat eine Flasche Haarwuchsmittel ausgesoffen, das sofort in seinem Magen Wirkung tat. Zwei Tage später lachte er sich zu Tode, weil er sich nicht kratzen konnte, wo ihn die Haare kitzelten!"

*

„Mein lieber Mann, Schnaps hat mehr Menschen umgebracht wie die Kugeln im Weltkriege!"

„Trotzdem möchte ich lieber voller Schnaps wie voller Kugeln sein!"

*

„Als sie Joe Bunkins hängten, lehnten sie es im Gegensatz zur allgemeinen Übung ab, ihm einen letzten Wunsch zu erfüllen!"

„Und der war?"

„Als er den Strick um den Hals hatte, bat er, ihn doch zu lockern, weil er keine Luft mehr bekäme!"

*

Mrs. Knicker: „Schämen Sie sich, so ein Mann wie Sie, um Geld zu betteln!"

Tramp: „Ich schäme mich ja schon, aber einmal habe ich zwölf Monate sitzen müssen, weil ich Geld nahm, ohne darum zu betteln."

BLUBO!

Anton Leidl

„Mit Schollendüften sucht voll List
der Dichter Reichtum zu erwerben —"

„Und gäb es keinen bessern Mist —
wir müßten alle Hungers sterben!"

AWR.

Hegenbarth

„Ich finde es sehr ungalant von Ihnen, mein Herr, mir nicht zu glauben, daß der Witz, den ich erzählte, von mir selbst erfunden wurde."

„Es würde noch viel ungalanter sein, gnädige Frau, wenn ich es glaubte, denn auf keinen Fall sind Sie schon so alt!"

Problem

Die Huberbäuerin ist recht krank. Pater Hubert vom Orden der Kapuziner leistet ihr geistlichen Beistand und besucht sie oft an ihrem Krankenlager. Sie hat den Willen zum Gesundwerden und wirklich geht es ihr allmählich besser. Sowie sie wieder hatschen kann, geht sie an die Leinentruhe, holt ein schönes Stück Leinen heraus, gibt es dem Pater und sagt: „Dös bringst na deim Weib mit, weilst mir so viel gholfen hast!"

„Aber Bäuerin", sagt der Pater, „ich hab doch kein Weib!"

„Mach Witz'", lacht da die Bäuerin überlegen, „du Schlankel; wo kamen nachher die jungen Kapuziner her?"

Liebe Jugend!

In einem hessischen Dorf hat der aus den Ufern getretene Dorfbach die untere Brücke weggerissen. Der Bürgermeister gibt dem Polizeidiener den Auftrag, dies in ortsüblicher Weise durch Ausschellen bekannt zu machen. Der Polizeidiener entledigt sich des Auftrags in folgender, seiner polizeilichen Funktion angemessenen Form:

„Es wird hiemit bekannt gemacht: Das Betreten der unteren Bachbrücke ist verboten! Grinde worin: Sie is nit mehr doo!!"

Antwort

Dame: „Und welches ist Ihr Beruf, Herr Miller, wenn ich fragen darf?"

Herr Miller: „Ich bin Geschäftsreisender."

Dame: „Oh, wirklich! In meiner Gegend werden Geschäftsreisende in der guten Gesellschaft gar nicht empfangen."

Herr Miller: „Hier auch nicht."

Schon geschehen

„Ich finde, man sollte alle Menschen, die bei den Pferderennen wetten, mit Geldstrafen belegen."

„Das tut man ja!"

Die Sitte

Gläubiger: „Vor einem Monat habe ich Ihnen bereits meine Rechnung gesandt!"

Redakteur: „Ich erinnere mich. Aber Sie hatten auf die Rückseite geschrieben: Ich bitte um prompte Regulierung."

Gläubiger: „Ganz recht! Und ...?"

Redakteur: „Es ist in allen Redaktionen Sitte, daß zweiseitig beschriebene Manuskripte ohne weiteres in den Papierkorb wandern."

Reiche Leute

Sie: „Ich finde, Eduard, daß wir ganz vorzüglich zueinander passen würden."

Er: „Wieso, Anni?"

Sie: „Keiner macht sich etwas aus dem anderen, und wir haben beide Geld."

So geht es

Die Unerfahrene: „Wenn ich nur wüßte, wie ich meinem Manne beibringe, nicht immer zu vergessen, die Briefe einzustecken, die ich ihm mitgebe!"

Die Erfahrene: „Ganz einfach! Steck sie ihm in seine Zigarrentasche."

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene

Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Kritik

Herr: „Ich hörte Sie heute morgen singen, gnädige Frau."

Dame: „Oh, nur um die Zeit totzuschlagen."

Herr: „Eine grausame Waffe!"

Entführung

Der Entführer: „Und nun, Geliebte, was machen wir nur mit der Strickleiter? Wir können sie doch nicht hier hängen lassen!"

Die Entführte: „O doch! Papa hat mir versprochen, sie hochzuziehen."

Der Entführer: „Aber ..."

Die Entführte: „Ja, er meinte, es wäre das Beste. Dann könnten wir nicht wieder zurückkommen."

Zwiegespräch

Redner (der gar kein Ende finden kann, seine Stimme zu einem eindringlichen Flüstern dämpfend): „Und, meine Freunde, habt ihr je darüber nachgedacht, wo ihr sein werdet, wenn ein weiteres Jahrhundert dahingegangen ist?"

Gelangweilter Zuhörer (auch im Flüsterton): „Wir werden jedenfalls immer noch hier sitzen und darauf warten, daß Sie endlich Schluß machen!"

Botanik

Gärtner: „Dies ist eine Tabakpflanze in voller Blüte."

Dame: „Wie interessant! Und wann sind nun die Zigarren reif?"

PSYCHOLOGIE

Von Geron

Unsere Nachbarin, Frau Irrlicht, war gestorben.

„Weißt du", sagte meine Frau zu mir, „wir könnten eigentlich Emilie, die Hausgehilfin der Verstorbenen, aufnehmen. Sie soll sehr tüchtig und wirtschaftlich sein und außerdem weiß das arme Mädel wahrscheinlich ohnehin nicht, was sie anfangen soll."

Ich hatte nichts dagegen einzuwenden.

Ilse sprach schon tags darauf mit Emilie, erhielt aber zu ihrer großen Überraschung eine glatte Absage.

„Die Verstorbene", erklärte die Perle, „stand in den letzten Jahren dem Wahnsinn nahe. Ich habe sie gepflegt und betreut und habe mich in dieser Zeit an ihre Absonderlichkeiten so gewöhnt, daß ich ein Leben unter völlig normalen Menschen nicht mehr ertragen könnte. Ich habe auch schon meine Dienste der Frau Tollinger versprochen, deren Schwester an Verfolgungswahn leidet . . ."

Als mir Ilse diese eigenartige Situation geschildert hatte, hielt ich es natürlich für das Vernünftigste, die Angelegenheit zu vergessen. Nicht so meine Frau.

„Sie wird trotzdem zu uns kommen", sagte sie. „Ich kenne die Psychologie dieser Art von Mädchen."

Mit dieser unklaren Bemerkung verließ sie mich und nahm die Sache von neuem auf.

Ich war ehrlich erstaunt, als ich zwei Tage später Emilie in der Küche sah. Sie kochte gerade und grüßte respektvoll.

Bei Tisch bat ich Ilse um Aufklärung.

„Reine Überredungskunst", sagte meine Frau. „Man muß es verstehen, mit diesen Leuten zu verhandeln."

Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu:

„Emilie wird gleich mit der Suppe hereinkommen. Wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann wirf bitte in ihrer Gegenwart eine Gurke in die Luft."

Ich fragte entgeistert, zu welchem Zweck ich eine Gurke in die Luft werfen sollte.

„Ja, weißt du", sagte Ilse, „ich mußte doch einen Trumpf in der Hand haben, um Emilie für uns zu gewinnen, und da habe ich ihr eben gesagt, daß du erblich belastet bist . . . Nicht gerade verrückt, aber ein wenig exzentrisch . . ."

Die Auskunft

„Der Angefragte betreibt seit Jahren einen Handel mit Kunstdünger, wovon er mit Frau und Kind lebt."

Abhilfe

„Hatten Sie nicht früher eine zahlreiche Verwandtschaft?"

„Ja — aber vor einigen Jahren hat doch ein Arzt in unsere Familie eingeheiratet!"

Liebe Jugend

Die Braut kommt mit ihrer Mutter in der kleinen österreichischen Garnison an, um die Wohnung des jungen Paares noch vollends einzurichten. Der Bräutigam, ein junger Leutnant, gibt dem Burschen Befehl, das Gepäck der Damen ins Hotel zu schaffen. Als er nur das Gepäck der Schwiegermutter bringt, wird er von den Damen zur Rede gestellt, wo das Gepäck der Braut geblieben sei. „Ich hab mir denkt", antwortet treuherzig der Bursche, „das Freilein schlaft wieder bei uns!"

Langes Bleiben

„Wie ich Ihnen bereits schrieb, Auguste, gebe ich Ihnen vierzig Mark Lohn und jede Woche einen Abend frei. Hoffentlich bleiben Sie recht lange!"

„Darauf können sich gnädige Frau verlassen, vor morgens komme ich selten heim!" *F. S.*

Letzter Schrei

Bettlerin: „Helfen Sie mir, liebe Dame! Ich bin ganz abgerissen. Ich habe weder Unterrock noch Korsett."

Dame: „Oh, dann sind Sie ja ganz auf der Höhe! Das ist doch die neueste Mode!"

Der Anschlag

Festkonzert. Die Ouvertüre ist verklungen. Die Orchestermusiker haben ihre Pulte verlassen. Ramin wird jetzt Orgel spielen; ein herrliches modernes Instrument, dessen Pfeifen ringsum im Saal hinter Wandverkleidungen verborgen sind. Er tritt links des Podiums an den Spieltisch, einen kleinen Kasten, kaum größer als ein Harmonium, von dem aus durch Kabel das Werk der Orgel elektrisch bedient wird. Als er die wundervolle Passacaglia, deren Akkorde die Luft erzittern ließen, beendet hat, sagt Frau Direktor neben mir: „Am meisten bewundere ich den kräftigen Anschlag!" Ich sage aus Höflichkeit gar nichts.

„Na, denken Sie doch nur", ereifert sich die Dame, „wie schwer es sein muß, aus einem so kleinen Kasten eine solche Tonfülle herauszuholen."

STEPTANZ
nach englischer Lehrweise leicht gemacht. Lehrbrief gegen Einsendung von RM 2.— auf Postscheckkonto München 15978
G. Schmeilzl, München 23
Heimstättenstraße 24

Toni Bichl

„Jetzt gibts wieder Butter grad gnua . . ."
„Kruzitürken, verpatz ma an Sonntag net mit solchene Sachen."

Diese Bücher müssen Sie lesen!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! . . . . . Preis 75 Pfg.

FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Der Rat des Gatten

„Ich habe soviel Zeit, Männchen; wäre es dir recht, wenn ich noch eine Sprache lernte?"

„Gewiß, Schatz; das würde mich freuen."

„Und zu welcher rätst du mir?"

„Zur Taubstummensprache."

Unmöglich

„Sie können mir gratulieren! Ich habe mich gestern mit Käthchen Flippe verlobt."

„Ich möchte ja gern, aber ich kann nicht."

„Sie können nicht?"

„Nein! Ich war selbst einmal mit ihr verlobt."

Der Beweis

Richter: „Sie haben immer noch nicht bewiesen, daß der Angeklagte geistesgestört war."

Verteidiger: „Geduld! Es erscheinen gleich ein paar Zeugen, die bestätigen werden, daß er oft mit Frauen über Politik sprach."

Fauler Zauber

„Die Zaubervorstellung gestern abend war großartig."

„So? Ich hörte, der Mann könnte nichts."

„Verleumdung! Ich lieh ihm für eine seiner Nummern ein falsches Fünfmarkstück und bekam ein echtes zurück."

Abhilfe

Sie (außer sich): „Wir haben nichts zu Mittag, Ernst! Denke dir, als ich nur für ein paar Minuten aus der Küche fortgegangen war, hat der Hund alles aufgefressen!"

Er: „Reg' dich nicht auf, Liebling. Ich kaufe dir einen neuen Hund."

Ihr sollt Bücher nicht nur lesen sondern auch kaufen!

Fr. Bilek

„Mein liebes Kind, wenn du bloß ein bißchen netter zu mir sein wolltest, könntest du mich um den Finger wickeln!"

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl geht zum Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl geht zum Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

BÜCHER

Robert H. Brotz: „Neue Wege in der graphologischen Forschung". Großes Lehrbuch der Graphologie, 3 Bände. Verlag Bernhard Sporn, Zenkenroda i. Thür.

Anfang Dezember hat Robert Brotz hier im Ecclaros-Saal zwei Vorträge gehalten, die über seine graphologische Forschungsmethode und über die möglichen Resultate einen orientierenden Überblick gaben.

Die positiven Anregungen gaben Veranlassung, sich mit dem oben genannten dreibändigen Werk zu befassen. Von den mathematischen Grundformen des Kreises, der geraden Linie und des rechten Winkels, von der schiefen Linie und dem schiefen Winkel ausgehend, sucht Brotz seine graphologischen und psychologischen Erkenntnisse zu stützen. Das Seelische und die Gefühlseigenschaften, künstlerische Begabung, Güte und Freundschaft werden in der symbolischen Gestalt der Kurve und Doppelkurve zum Ausdruck gebracht. Gerader und rechter Winkel sind Willensbetonungen und bedeuten Herrschsucht und Härte. Die schiefe Linie und der schiefe Winkel weisen auf das Störende und Verwirrende im seelischen Leben hin, während der stumpfe Winkel seelische Verwirrung und Charakterfehler aufzeigen. Dieser graphologischen Formenlehre schließt sich die Rhythmik und ihre Gesetzmäßigkeit in der Schrift an, die das regulative Prinzip der Ordnung darstellen.

In diesen prinzipiellen Erörterungen, denen eine große Auswahl von Beispielen zur Erläuterung beigegeben ist, ist von besonderem Interesse die Auffassung, daß Intelligenz und Intuition, daß Urteilskraft und Scharfsinn durch zu ergänzende, also immaterielle Linien und Winkel gefunden werden. Eine Zusammenstellung der ariophilosophischen Zahlensymbolik in bezug auf die Schriftinterpretation ergänzt den Versuch einer mathematischen Fundierung der graphologischen Grundprobleme.

Im dritten Teile werden die Schriftmerkmale, wie Weite und Größe, Lage, Druck und Zeilenführung als Grundlage für Schlüsse auf physiologische Zustände, Konstitution und Beschaffenheit der individuellen und rassischen Lebenskraft untersucht. Ausgehend von dem Grundsatz, daß der Charakter eines Menschen einen erheblichen Einfluß auf seinen Atem hat, und dadurch auf das Blut und die Organe wirkt, werden die Krankheiten des Blutes, der Harnsäure und der Drüsen in ihrem graphologischen Niederschlag behandelt. Daran schließen sich Ausführungen über die Schriftsymptome der Organ- und Nervenerkrankungen. Dabei überrascht die Fülle des beobachteten Schriftmaterials, so daß auch der Nichtgeschulte sich dadurch zu den Hauptleitsätzen hindurcharbeiten kann.

Wenn die allgemeinen Folgerungen auch problematisch bleiben, so ist die Anregung, einzelne Krankheitsfälle mit Schriftmerkmalen in Zusammenhang zu bringen, und umgekehrt in individuellen Fällen von Schriftsymptomen auf bestimmte Erkrankungen zu schließen, von besonderem Interesse und zeigt, welches weite Feld der Graphologie geöffnet werden kann.

Daß auch auf dem jetzt lebhaft diskutierten Gebiet der Rassenforschung die Schriftmerkmale einen nicht unwesentlichen Beitrag leisten können, beweist der Abschnitt über Krankheit und Rasse und die Schriftbeispiele zur Rassendiagnose.

Dem analytischen Teil schließt sich die Synthese an mit der Grundauffassung, daß der Wesenskern des Menschen nur in der zusammenfassenden Betrachtung erfaßt werden kann. Analyse und Feststellungen, die sich daraus ergeben, sind nur wissenschaftliche Vorarbeiten — die Zusammenfassung zu einem Wesensbild ist intuitive Kunst. An ungezählten Beispielen, die über die reiche Skala menschlicher Charakterprägung orientieren, wird der Eindruck synthetischer Arbeit der Graphologie lebendig.

Vergleiche mit Grenzgebieten wie Chiromantie, Phrenologie und Astrologie umreißen das Arbeitsgebiet der Schriftdeutung und lassen im Zusammenhang mit einer beigefügten Studienmappe den Wert richtig fundierter Schriftdeutung ins rechte Licht rücken.

Wenn der Anfänger oder noch mehr der schon durch andere Deutungsmethoden Geschulte bei der Lektüre dieses graphologischen Gesamtwerkes kritische Vorbehalte macht und erst durch eigene Studien die Probleme und Verwertung der Schriftdeutung für die charakterologische Beurteilung und Forschung entsprechend vertiefen will, findet er in dem vorliegenden Werk nicht nur Anregungen und weitgehende Anhaltspunkte, sondern er wird bei der Arbeit immer wieder die vorliegenden Resultate zum Vergleich heranziehen. Damit kann also die Lektüre dieses Werkes nicht eindringend genug empfohlen werden, und es erübrigt sich noch ausdrücklich zu bemerken, daß dieses Lehrbuch eine für weite Kreise sich erstreckende Verbreitung verdient.

Prof. Dr. Cajet. Zimmermann-München

Friedrich Torberg: „Die Mannschaft". Verlag Julius Kittels Nachf., Leipzig.

Ich muß gestehen, daß es mir schwer fällt, über diesen Roman mehr zu sagen, als daß er recht gut und anschaulich geschrieben ist. In einer Zeit, da es Fußballspieler und Boxkämpfer gibt, die pro Abend 15 000 Mark und noch mehr erhalten, während wertvollere Leute darben, kann der wahre Kulturmensch, den das „Wunder" der Hygiene und ähnlicher zivilisatorischer Kinkerlitzchen nicht um die Erkenntnis betrügen kann, daß es mit unserer geistigen Entwicklung weitaus weniger günstig bestellt ist, als mit der unseres Bizeps, mit einem solchen Werk herzlich wenig anfangen. Wer sich dafür interessiert, wie es auf Sport- und dergleichen Tummelplätzen zugeht, wird das Buch mit Vergnügen lesen. Soll er!

Weiß-Rüthel

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Heutze
Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.–

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Fritz
Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.–

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

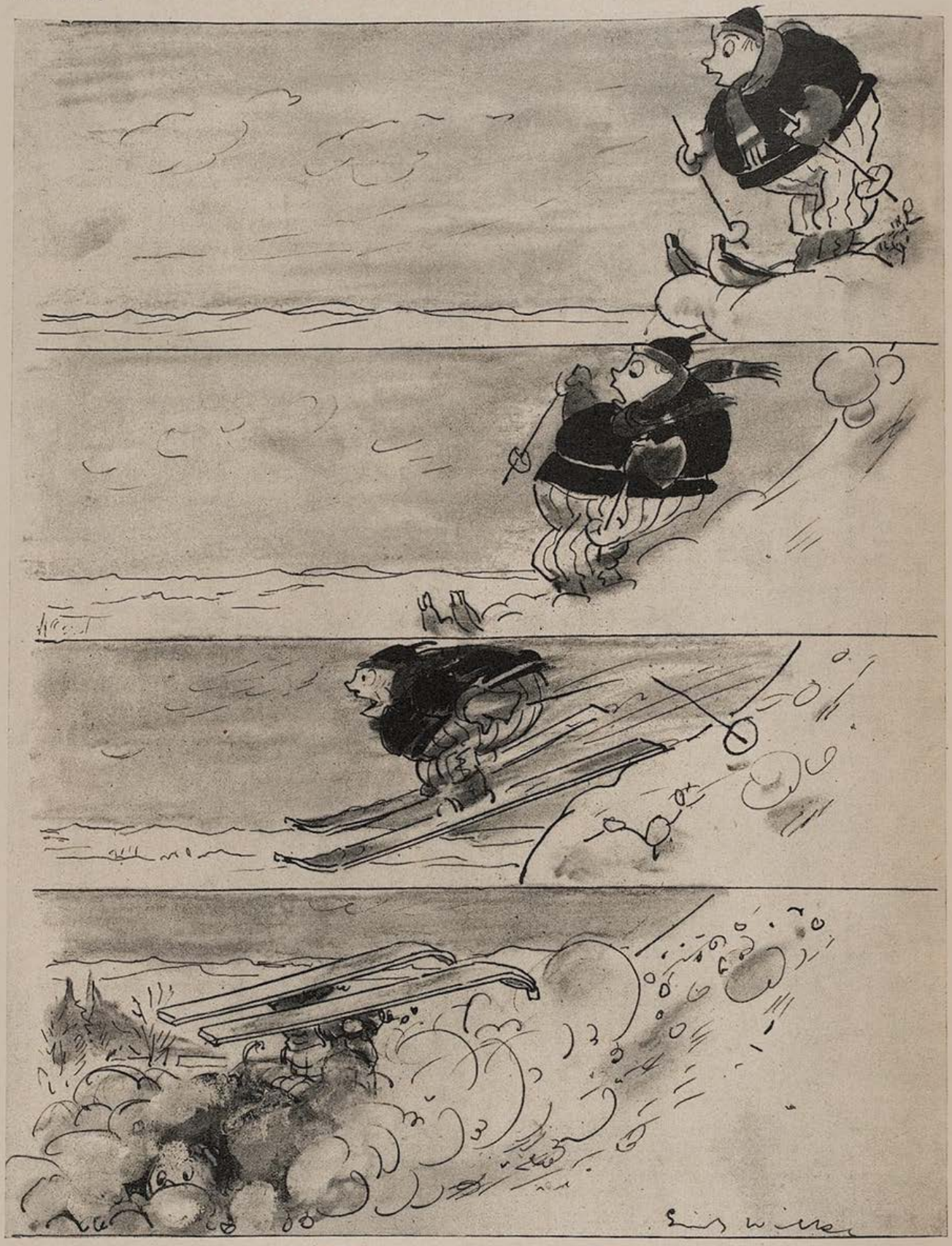
G. Hirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V.J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Schneeverhältnisse günstig!

Erich Wilke

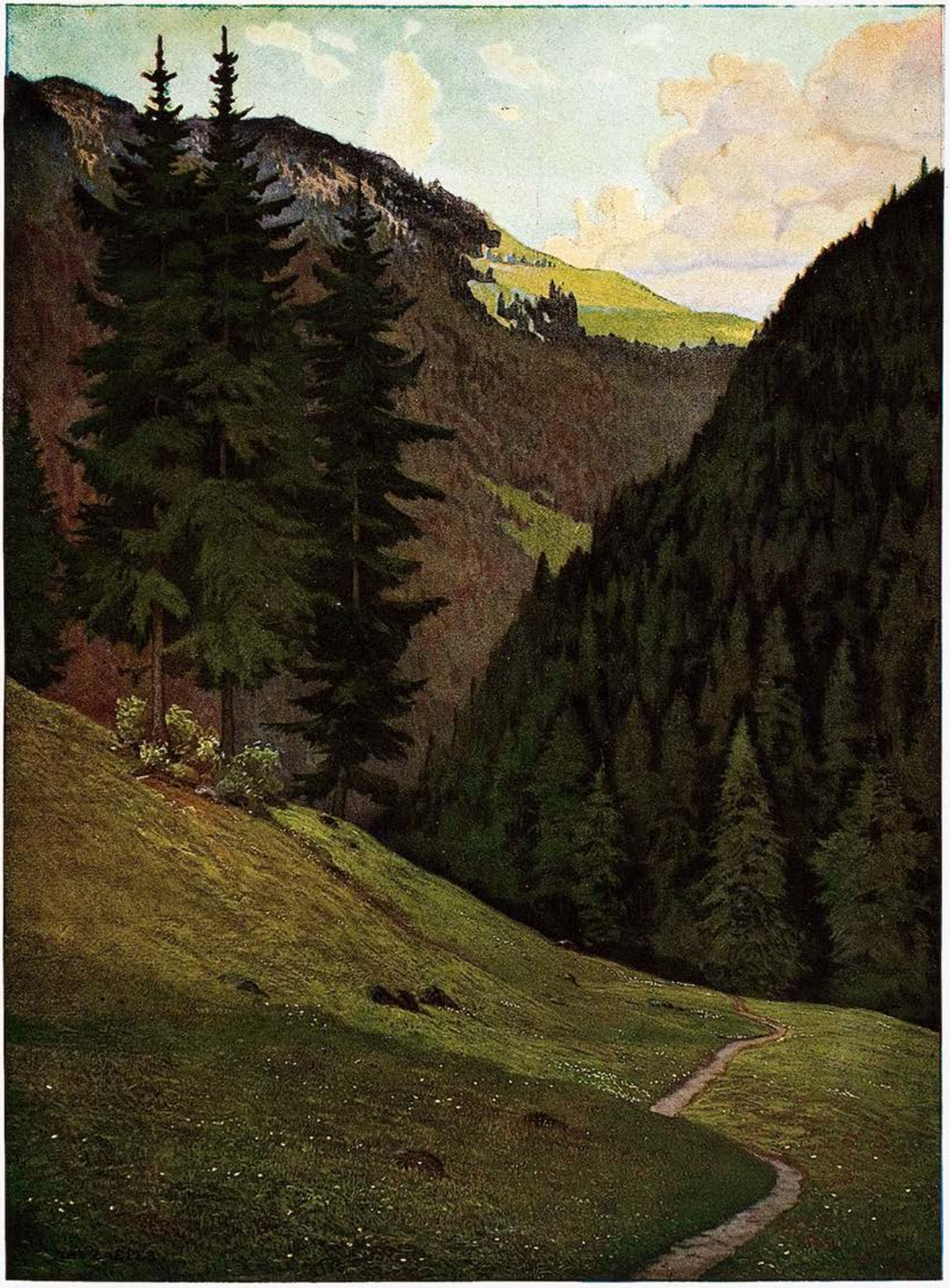


„Allerdings nur in den oberen Regionen"

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 4



Stilles Tal

Max Zaeper

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / NR. 4

PFEIFENGESCHICHTE

Von Karl Bahnmüller

Am Nachmittag war Anton draußen gewesen im Wasenwald, wo es ein Scheibenschießen gegeben hatte, und nun schlenderte er, hungrig und eines unbestimmten Verlangens voll, heimwärts. Ein schöner heller Schein war über die Straßen ausgegossen, den die Fensterscheiben und die gläsernen Ladenschilder glitzernd zurückgaben. Mitunter schob sich aber ein weißes Wölkchen vor die Sonne, und dann wurde ein wehender Schatten, ein dunkler Schleier über die Stadt gezogen, der den lichten Glanz verlöschte. Er streifte auch Anton, der halblaut vor sich hinsummte, und ließ ihn, den Vögeln gleich, stumm werden. Aber nicht lange und das Gesinge begann von neuem.

Sein Gesicht war noch milchern und kindhaft, doch es gab auch schon Zeichen an ihm, daß er sich der Schwelle näherte, über die man ins männliche Leben eingeht. Einstweilen benahm er sich freilich ganz nach der Weise der Knaben. Er schlug sich mit der Haselnußgerte, die er am Straßenrand geschnitten hatte, gegen die Hosen, setzte sich wie ein störrischer Gaul, der die Nähe des Stalles wittert, in einen gelinden Trab und bog geschwind in die Färbergasse ein. Die klappernde Stiege hinauf nahm er drei Stufen auf einmal und stand dann heftig atmend vor der Tür. Doch sie öffnete sich nicht.

Seine Eltern waren noch nicht zu Hause. Er hatte sie draußen vor dem Schützenhaus im mahlenden Gewühle verloren und, weil sich der Wettkampf noch lange hinziehen konnte, nicht eben fleißig gesucht. Ein klingendes Geschmetter hatte ihn dann zum Karussel hinübergelockt, das mit seinen Tieren schwebend und flimmernd kreiste. Rings aber stieg die sommerliche Lust auf ihre höchste Stufe. Rote und grüne Luftballone schwebten über der treibenden Menge, und, von vielen Füßen aufgewirbelt, erhob sich der Staub. Aus den Zelten drang das Gelächter der Trinkenden. Junge Mädchen wiegten sich, und ihre hellgelackten Hütchen schaukelten an Anton vorüber, verschwanden und tauchten als ferne Lichtpünktchen noch einmal auf. Von allem angesprochen und berührt, schlenderte Anton dahin und verlor sich. Einmal war es ihm vorgekommen, als habe er seine Eltern, schon sehr weit weg, der Stadt zumarschieren gesehen. Etwas in ihm widersprach der Pflicht, deren er sich wohl erinnerte, aber dunkel entschlossen blieb er bei der Schiffsschaukel. Es war dort ein Mann, dem es gegeben war, leichthin, mit einer kleinen Handbewegung nur, den sausenden Flug der Schiffe hinauf und hinab zu hemmen. Fruchtlos schritt er in seiner blauen Matrosentracht unter den gefährlich schwingenden Booten einher, und er rauchte, wie wenn nichts weiter wäre, gelassen seine kleine Stummelpfeife. Anton bewunderte ihn und seine Macht. Ein einziges Mal, hatte er sich vorgenommen, wollte er noch abwarten und sehen, wie jener die wildschaukelnden jungen Burschen bändigte und nicht ganz hinaufsteigen ließ gegen das rot- und weißgestreifte Zeltdach, doch unwiderstehlich festgehalten blieb er da. Er hörte die Glocke aus Messing noch oft gellen, und viele Male bremste der Matrose den Flug. Knirrschend hielten die Schiffe an und begannen wieder und wieder ihre Fahrt dem Himmel entgegen. Es war schwer gewesen, sich da endlich loszubinden, aber es mußt doch geschehen. In der Allee drehte er sich oft herum und blickte rückwärts. Das Gedudel und das Geschrei hing ihm lange in den Ohren, die Melodien wollten nicht weichen, und sie kamen ihm wie von selbst auf die Lippen. Er war ungern geschieden, nun fand er das Haus leer und sich betrogen.

Wohl lag der Schlüssel wie immer bei derlei Gelegenheiten, unter der Fußmatte, aber dies besänftigte ihn wenig. Sein Hunger meldete sich wieder, und als ihm dann in der Küche ein fetter Dunst in die Nase stieg, wurde die Leere im Leib nur noch fühlbarer. Er zog zwei, drei Schubladen auf, schob sie gedankenlos wieder zurück, schnitt sich dann eine Kante vom Brotlaib und aß auch eine kalte Kartoffel, die vom Mittagessen übrig geblieben war. Im Schrank stand eine Schale mit Zucker, er wußte es wohl, doch er traute sich nicht recht heran. Mißmutig trat er in die Stube, die ihm nüchterner als je vorkam. Die rote Plüschdecke lag wieder auf dem Tisch, die Stühle standen in peinlich ausgerichteten Reihen, und alles hatte das reine und streng geordnete Aussehen, das sich für den Sonntagnachmittag geziemte. Es war gefährlich, sich länger in dieser Ordnung aufzuhalten, die so leicht und wie von selbst zergehen konnte. Unentschlossen lungerte er herum, hier und da verweilend, ohne Ruhe. Er lehnte am Fenster, sah auf die verlassene Färbergasse hinunter und dann wieder auf die Uhr, die so träge tickte und nicht weiter kam. Er wartete. Er wartete auf dem Sofa, legte sich lang hin, zog die Beine an den Leib und die Stiefel aufs Polster, um gleich wieder aufzustehen, wie als sei er bei seinem Frevel ertappt.

Schließlich wurde er seines Vaters Tabakspfeife gewahr, die an einem Nagel über dem Sofa hing. Den Kopf schief auf die Schulter geneigt, stand er davor und betrachtete sie eindringlich. Sie hatte einen verrauchten Kopf, der aus Porzellan war. Es drängte ihn, das seltsame Ding, das er schon oft begehrlich angeblickt hatte, herunter und in die Hände zu nehmen. Ein scharfer durchdringender Geruch war in ihren Quasten verfangen. Kühl hing ihm das beinerne Mundstück zwischen den Lippen. Er tat etliche kalte Züge, die ihm einen beißenden Geschmack auf die Zunge brachten, allein, er hielt sich tapfer und zog ein strenges und feierliches Gesicht. Er marschierte mit großen Schritten in der Stube hin und her, seine Arme verschränkten sich vor der Brust, die gewaltig anschwoll, und er kam sich gewachsen und älter vor. Manchmal klappte er auch den silbernen Deckel auf und stopfte mit dem Zeigefinger die eingebildete Glut weiter ins rußige Innere, wie er es bei dem Matrosen von der Schiffsschaukel gesehen hatte. Und solange sein närrisches Gehaben währte, hatte er nur eines vor den Augen: den furchtlosen mächtigen Mann, der gelassen in Gefahren war, der lächelte und seine Pfeife rauchte, wie wenn nichts weiter wäre. Ihm trachtete er es gleichzutun. Anderen vielleicht wäre diese Gestalt zweifelhaft und der Nachfolge unwürdig vorgekommen, Anton schritt hinter ihr her mit dem traumhaften Vorsatz, nicht zu versagen. Kühn geworden nach seinem Vorbild stieg er auf den Tisch, achtete nicht auf die rote Plüschdecke und ließ die Lampe an ihren Schnüren schwanken. Es klirrte das Glas und sein Herz, doch im Gesicht rührte sich nichts. Seine Phantasie aber löste sich und malte eine dichtgestaute Menge, er lächelte ihr zu und empfing Bewunderung. Als er aber mitten in seinen Taten jemanden die Treppe heraufkommen hörte, zuckte er heftig zusammen, nahm die Pfeife aus dem Mund und wußte nicht wohin mit sich und ihr.

Es war, als habe ihm eine geschwinde Hand die Maske vom Gesicht genommen. Sein kindliches Antlitz kam wieder zum Vorschein und die Angst, die es erstarren ließ, machte auch seine Glieder reglos. Da stand er, auf seinen Tisch gebannt, blickte ratlos zur Tür hinüber und wartete, daß sie aufging. Dies geschah nicht, wiewohl es ihm nicht ganz glaubhaft scheinen wollte. Die Schritte gingen wirklich an seiner Tür vorüber, er konnte aufatmen, doch er wurde nicht froh. Nun, da es ernst gewesen war, hatte er sich keineswegs bewährt, er war nicht mutig gewesen, das war nun offenbar, und eine bedrängende Traurigkeit bemächtigte sich seiner. Schon war er dabei, die Pfeife, die ihn verführt und zu dieser Niederlage gebracht hatte, wieder an ihren Nagel zu hängen, als sie ihm aus den unsicher gewordenen Fingern glitt. Allerlei lag da auf dem Boden. Klopfenden Herzens neigte er sich über die

Hafen — Fritz Herpfer

Splitter: Weiß war das Außen, schwarz das Innen. Er meinte, es müsse ihm gelingen, die Pfeife wieder ganz zu machen. Als sie dann zusammengefügt war und an ihrem Platze hing wie zuvor, war es beinahe, wie wenn nichts geschehen wäre. Man durfte sie nur nicht berühren. Man durfte sie nur nicht genauer ansehen. Ein Riß hatte den Kopf gespalten. Es fehlte auch ein winzig kleiner Splitter, und so kam es, daß im Porzellan ein schwarzes Löchlein war. Unzureichend war all sein Bemühen, das Fehlende ließ sich nicht finden. Tiefer nur geriet er ins Schuldhafte, weil seine flatternde Unrast die Ordnung, die er vorgefunden hatte, vollends zerstörte. Sein Herz, es klopfte laut, und niemand war da, der ihm helfen konnte.

Unterdessen hatte es zu nachten begonnen, aus den Ecken krochen die Schatten näher heran und verhüllten wohltätig die Spuren seines Kampfes. Ein dunkel bezogener Himmel hing zum Fenster herein, der Tag war schier dahingeschwunden, doch das Fest mußte noch immer währen. Von fernher kamen seine Wellen in die Färbergasse geschwommen. Sorglose Rufe und Fetzen einer nahenden Musik trugen sie Anton zu, der ans Fenster trat, und da war der Zug der fröhlich heimkehrenden Schützen zu sehen. Ein stampfender Marsch wurde geblasen, dumpf durchwirkt vom Gleichtakt der Schritte, und voran flog die Fahne. Antons Spielgefährten aber begleiteten die Kolonnen. Sie hielten sich mit sanft schimmernden Lampionen nahe bei den Musikanten. Ihre Lichter schwebten heran, schwankten wohl auch hierhin und dorthin in der dunklen Gasse, beleuchteten die Gesichter mit ihrem rötlichen Schein und brachten das blanke Metall der Hörner und Trompeten zum Blitzen. Anton verlangte es fast unüberwindlich, dabei zu sein, doch es war sonderbar, von einer Sekunde zur andern sah er klar und genau: Wenn er nur dieser neuen Verlockung widerstand, dann konnte es nicht mehr viel ausmachen, was ihn nach der Rückkehr seiner Eltern erwartete. Darum rührte er sich nicht aus seiner Abgeschiedenheit, verharrte tapfer in der Stube und bei der Pfeife, obgleich ihn ein spitzer Schmerz durchfuhr. Schon aber verschwand der klingende Zug in der Ferne, entflattert waren die Laternen, und Antons Atem strömte wieder ruhiger aus und ein, und da war es, als dürfe er nun nicht mehr zögern, und zum zweitenmal an diesem Tag nahm er die Pfeife von ihrem Nagel. Ihre Spalten klafften von neuem auseinander, der Kopf zerfiel wieder, und als die Teile dann wie zum Beweise auf dem Tisch lagen, war es genug, er konnte sich endlich in die Tiefe hinabsinken lassen, in der die Träume ruhen.

Am Himmel wurde mittlerweile der dunkle Vorhang aufgezogen, und aus den Giebeln stieg der Mond. Schüchtern erschienen auch die Sternbilder, das Fest aber war nun vorbei, die Gäste entlassen, und sie strebten ihren Häusern zu. Der Schläfer indessen, von ihren klappernden Schritten, von ihrem letzten Gejohle zu halber Klarheit erweckt, sah die Tür aufgehen. Es knarrten die Dielen, Anton schnellte aus seinen Tiefen herauf, und während er noch um Fassung sich bemühte, glaubte er, der Matrose sei gekommen. Abwehrend hob er die Hände. Der andere aber kümmerte sich nicht darum, sondern zündete die Lampe an, und in der schmerzenden Helle zerstob das Trugbild. Es war der Vater, der da hereingetreten war. Mit einer jähen Gebärde wies Anton auf die zerbrochene Pfeife, und zugleich schlug er tapfer die Augen auf und forschte im Gesicht des Vaters. Es war jedoch vom Hutrand noch so beschattet und verfinstert, daß nicht zu entziffern war, was darin geschrieben stand. Doch still, es wird nichts geschehen! Und wirklich, herab zu ihm bog sich die Mutter, und sie trug eine der papierenen Laternen bei sich, ihm zugedacht, und das Geschenk rührte ihn sehr, wiewohl es doch zu nichts mehr nütze war.

Im Kahn

Leo Putz

Karl Conrad:

ZWISCHEN DEN ZEITEN

Es war ein kleines Nachmittagsgewitter mit grünen Wolken und hell schallendem Donner und viel feinfädigem Regen und Sonne dazwischen, und dann gegen fünf Uhr wieder volle Sonne, nur noch wenig Wolken am Himmel und ein Regenbogen über der Landstraße. Ich hatte am Fenster des Wirtshauses gesessen und dem Gewitter zugesehen und zwei Schnäpse und ein Bier getrunken, und als der Regen aufhörte, ging ich hinaus und auf der Landstraße weiter, atmete die Kühle und den Geruch von nassem Staub, und dann ging ich den Hohlweg hinab und durch das Wiesental, die Wiesen dampfend, und dahinter kam der Wald, alle Bäume noch naß vom Regen, aber unter den dichten Tannen der Boden trocken, und ich sah das Gutshaus zwischen den Buchen oben; es war ein Fachwerkbau mit weißgekälkten Feldern und schwarzen Balken, und man konnte es schon von weitem zwischen den Buchen sehen. Die junge Gutsherrin stand auf dem Hof und sah den Männern zu, die ein Pferd beschlugen.

Wie ich sie so in ihrem hellen Leinenkleid auf dem Hof stehen sah, in der Sonne, und wie sie den Kopf ein wenig geneigt hielt, weil sie den Männern zusah, dachte ich wieder, daß sie mir schon früher einmal irgendwo begegnet sein müßte oder daß sie eine Ähnlichkeit mit irgend jemand hätte, den ich kannte. Aber ich konnte mir nicht denken mit wem. Ich hatte die ganzen Tage, seit ich hier wohnte, daran gedacht, und als sie jetzt den Kopf hob und mich lächelnd anblickte, betrachtete ich sie wieder daraufhin, aber ich konnte es mir immer noch nicht denken.

„Sie sollen ihm flachere Stollen geben", sagte sie und machte mit dem Kopf eine Bewegung zu dem Pferd hin. „Ich will meinem Mann entgegenreiten. Er hat in Wildbach zu tun. Haben Sie wieder Ihren Rundgang gemacht?"

„Ja. Ich war zuerst beim Wilhelmshof oben und dann auf dem Weg, den ich als Junge oft geritten bin, zum Fluß und habe ein bißchen gebadet, aber ich hatte keine Ruhe, ich sah das Gewitter schon aufziehen."

Sie blickte mich an, und ich hatte ein sonderbares Gefühl, als ob wir uns plötzlich erkennen müßten und jeder sagen: „Ah! Sie sind es!", aber dann sah sie wieder nach den Männern, die das Pferd beschlugen, und sprach mit ihnen über irgend etwas von Stollen.

Ich ging die Treppe hinauf, in meinem Zimmer waren die Fenster zu, es war noch die ganze Wärme von vor dem Gewitter darin, und ich machte die Fenster auf, und wie ich mich umzog, fühlte ich die Kühle hereinkommen und sich im Zimmer verteilen. Ich hörte den Tenor nebenan, er sang einige tiefe Töne und einige hohe Töne, und dann hörte er auf und räusperte sich und fing wieder von vorne an. Dieser Flügel des Gutshofes wurde nicht mehr benutzt, und der geschäftstüchtige Verwalter hatte hier eine Art Pension eingerichtet; der Gedanke war originell, man hatte die Illusion, auf einem Rittergut zu leben, dafür waren die Preise ziemlich hoch. Aber ich wollte gern für einige Wochen mal wieder in meiner Heimat sein. Ich war über zwanzig Jahre weg gewesen.

Also zog ich mich langsam an und dachte an den Fluß, der jenseits der Landstraße und der Kornfelder war, in einem Waldtal, und an den kleinen Gutshof auf der Höhe, mit den Nußbäumen an der Westseite und von dessen Dachfenstern man ganz in der Ferne am Horizont die Stadt sehen konnte und immer einen leichten Dunstschleier über der Stadt, auch bei dem klarsten Sommerwetter. Meine Eltern lebten damals noch. Mein Vater war von seiner Jugend an mit Herrn Holmann, dem der Wilhelmshof gehörte, befreundet. Herr Holmann hatte viel auswärts zu tun, er handelte mit Pferden, ich war damals vierzehn, ich hatte auch ein Reitpferd, und ich durfte die junge Frau Beate Holmann auf ihren Spazierritten begleiten.

Im Sommer ritten wir fast jeden Tag durch den Wald bis an den Fluß, und da banden wir die Pferde an und versteckten uns in den Sträuchern, und kamen im Badeanzug wieder hervor und badeten, und ich sah zu, wie Frau Beate schwamm. Ich konnte noch nicht schwimmen, und sie machte sich lustig über mich, und ich schämte mich und wurde rot, wenn jemand von Schwimmen sprach. Ich ritt morgens um 5 Uhr, vor der Schule, an den Fluß, im flachen Wasser zu üben, und ich hatte Frau Beate schon erzählt, daß ich es könnte, aber an dem Tag hatte ich wieder ein bißchen Angst. Sie war bis zu der Sandbank in der Mitte des Flusses geschwommen, sie stand da und lachte und rief: „Hallo, warum kommst du nicht?"

Ich sah über das Wasser zu ihr hin, sie war ganz braun von der Sonne und naß und blank, und ich dachte: Warum habe ich solche Angst? Sie beugte sich vor und winkte. Als ich schon ein Stück geschwommen war, hatte ich das Gefühl, ich könnte überhaupt nicht mehr schwimmen, aber ich kam doch bis zu der Sandbank, ganz erschöpft, und mußte mich gleich auf den erhitzten Sand setzen. Frau Beate setzte sich neben mich. Ich sah auf das Wasser, das sehr rasch floß und in der Sonne glänzte, und man mußte die Augen zukneifen, wenn man länger hinsah. Aber es war angenehm, über den Fluß hinweg zu dem Wald am andern Ufer zu blicken, wie er so dunkel und ruhig vor dem klaren Himmel stand, und ich nahm mir vor, nicht nach Frau Beate zu sehen, immer nur über den Fluß hinweg nach dem schönen dunkeln Wald, denn ich wußte, daß ich sie zu oft ansah, und fürchtete, sie könnte es bemerken, aber dann konnte ich es nicht mehr aushalten und sah sie an, und im gleichen Augenblick sah sie mich auch an.

„Warum machst du immer so große Augen?", sagte sie, „man sieht von dir überhaupt nichts mehr als die Augen."

Ich konnte sie nicht mehr ansehen, ich blickte auf den Sand, und da lag ihre Hand, und ich beugte mich darüber und küßte die Hand. Sie fühlte sich warm an, und als ich sie geküßt hatte, sah sie noch genau so aus wie vorher.

„Ich will doch deinem Vater mal sagen, daß er dich in einen Tanzkursus schickt."

„Bitte nicht, gnädige Frau", sagte ich, „erzählen Sie bitte meinem Vater nichts davon." Sie stand auf.

„Ich will ihm nichts erzählen, wenn du jetzt keine Angst mehr hast und tapfer zurückschwimmst. Es ist Zeit für uns."

Ich lief ins Wasser, das Ufer fiel hier sehr steil ab, und ich schwamm mit hastigen Bewegungen, aber ich kam nicht sehr schnell vorwärts. Sie mußte oft auf der Stelle bleiben und Wasser treten und warten, bis ich wieder neben ihr war.

„Du mußt rascher schwimmen", sagte sie, „da hinten kommt ein Haifisch."

„Sie irren sich, gnädige Frau", sagte ich, „ich glaube, es ist ein Krokodil."

„Ich habe morgen nachmittag Schule", sagte ich, als wir heimritten, „ich habe erst um 4 Uhr frei."

„Das macht nichts", sagte sie. „Dann reite ich schon vor und gehe bis dahin ein bißchen ins Wasser."

„Sind sie bestimmt da, gnädige Frau?"

„Bestimmt!"

Auf dem Waldweg waren viele Mücken in der warmen Luft, schwebten um unsere Köpfe und hoben und senkten sich durcheinander, und einmal zog Frau Beate ihr Pferd beiseite, weil eine rote Schnecke mitten auf dem Weg lag.

Als ich am nächsten Tag an den Fluß kam, war sie nicht da, ich rief über das Wasser

Vignette Bold

Waldsteg — Rolf v. Hoerschelmann

„Hallo!" und war sehr enttäuscht, aber dann, nachdem ich ein Stück flußabwärts gegangen war, sah ich das Pferd an eine Buche gebunden, und ich ging weiter flußabwärts und rief „Hallo!", und dann kam ein Mann aus dem Ufergebüsch und winkte, und als ich näher kam, stand da eine ganze Menge Holzfäller um irgend etwas herum, aber ich konnte noch nicht erkennen, was es war, und als ich noch näher kam, sah ich, daß Frau Beate auf dem Boden lag, um sie herum war der Boden dunkel von dem Wasser, das von ihr herablief, und die Holzfäller sagten, daß sie schon alles versucht hätten und daß es vergeblich gewesen sei. Sie lag so ausgestreckt da und sah furchtbar tot aus.

Als ich mit meinen Stiefeln die Treppe hinabstieg, dachte ich noch immer daran, wie die junge Frau damals so ausgestreckt auf dem Ufer gelegen hatte, und dann hörte ich auf das Geräusch, das meine Sporen verursachten, und es ist immer ein angenehmes Gefühl, wenn man in Stiefeln und Sporen eine Treppe hinabsteigt, und unten steht das Pferd bereit, und die Stiefel fühlen sich schwer an, aber der Oberkörper ist leicht und alles so richtig zum Sitzen eingerichtet, und für die Stiefel gibt es Steigbügel; ich war schon oft hier geritten, aber ich hatte die Gutsherrin noch niemals reiten gesehen. Als ich aus dem dunkeln Hausflur auf den warmen, hellen Hof trat, sah ich sie vor den beiden Pferden stehen, die der Stalljunge hielt, und als sie mich kommen sah, ging sie zu ihrem Pferd. Ich wollte ihr in den Sattel helfen, aber sie saß schon oben, mit einem Sprung, einem Vorbeugen und einem schnellen Überschwingen des rechten Beines. Ich beobachtete sie, wie sie sich so in den Sattel schwang, und beobachtete sie, wie wir im Galopp zum Tor hinaus und in den Wald hinab ritten und durch das Wiesental und auf der andern Seite wieder hinauf und auf der Landstraße weiter, und ich sah sie in gleicher Höhe neben mir bewegt, in den engen Stiefeln und den grauen Breeches und dem weißen Hemd mit den kurzen Ärmeln, und die ganze Zeit über hatte ich das Gefühl, als ob in mir etwas sinke, und dann hörte das Gefühl auf, ich war ganz ruhig und meiner Sache sicher.

„Ich wollte Ihnen noch etwas sagen. Sie müssen beim Schwimmen im Fluß vorsichtig sein."

„Warum, gnädige Frau", sagte ich, „gibt es da Krokodile?"

„Nein, Haifische." Sie beugte sich vor, nahm den Zügel in die linke Hand und klopfte und streichelte mit der andern Hand den Hals ihres Pferdes, und dann ließ sie die Hand für einen Augenblick dort liegen. Ich sah die helle schmale Hand auf dem dunkeln Pferdehals. Plötzlich zog sie die Hand weg.

„Ich tue Ihrer Hand schon nichts", sagte ich. Ich sah sie an, und sie wurde ein bißchen verlegen. Und wir ritten weiter auf der Landstraße, zu beiden Seiten blühende Apfelbäume, und dahinter die Wiesen und Felder in einem besondern hellen Grün nach dem Gewitterregen.

„Es ist schon jemand ertrunken in dem Fluß", sagte sie, „er hat Strudel, gerade an der Stelle, wo Sie immer schwimmen, unterhalb der Sandbank."

„Ich weiß", sagte ich, und wir ließen fast gleichzeitig unsere Pferde Schritt gehen. „Ich vermeide diese Stelle. Ich habe Ihre Mutter sehr gut gekannt. Ich erinnere mich auch an Sie. Wenn Ihre Mutter fortritt, kamen Sie in einen kleinen Laufkäfig, nicht wahr? Und Sie hatten bunte Kissen in dem Käfig und Puppen und eine kleine Spieluhr: Weißt du, wieviel Sternlein stehen . . ."

„Ja", sagte sie und wurde blaß und dann ganz rot und mit einem wunderbaren Ausdruck in ihrem Gesicht, als sei sie eben erst wach geworden. „Sie werden mir noch viel erzählen

müssen. Bald werde ich nicht mehr reiten können, und dann habe ich sehr viel Zeit. Wollen Sie?"

Ich sagte, daß ich wollte, und nach einer halben Stunde sahen wir ihren Mann zwischen den Obstbäumen heranreiten, und sie beugte sich vor und fiel in einen so scharfen Galopp, daß ich darauf verzichtete, neben ihr zu bleiben, und mein Pferd anhielt und ihr nachsah. Ich dachte, daß man oft glaubt, etwas ist vorbei im Leben und kommt niemals wieder, und es ist eine leere Stelle da, alles andre nur lebloses Abbild, und dann an einem schönen Tag steigt es auf wie ein Traum und ist kein Traum, aus der Endlosigkeit; also darf man es ansehen, und das genügt. Ich freute mich, und dann kamen die beiden heran und ließen ihre Pferde Schritt gehen; sie hatten jetzt Zeit, und der Abend war sehr schön, mit bläulicher Dämmerung, über den Feldern Nebel, und am Horizont war noch Wetterleuchten.

DER BESUCH

Von Georg Schwarz

In der Mittagsstunde stand er auf dem Frauenplan zu Weimar. Er war offenbar vom Himmel gefallen. — Der würdige Fremde war biedermeierisch gekleidet, trug einen Ordensstern auf der Brust und war in einen wolligweichen Mantel gehüllt. Mit seinen großen, jupiterhaften Augen beschaute er prüfend ein paar neue Gebäude in der Umgebung des Platzes, wich ohne Eilfertigkeit einem nervös tutenden Auto aus und schritt ungesäumt auf das berühmte Goethe'sche Haus zu, zog mit rascher Bewegung am Klingelzug, ohne die Tafel zu beachten, auf der die Besuchszeiten des Museums genau bezeichnet standen. Der aufrechte Herr ließ sich keine Unruhe anmerken, als der Pförtner nicht sogleich öffnete, sondern ergriff den Klingelzug noch einmal und legte die Hand auf die Klinke. Ein Schlüssel klirrte im Schloß — und durch die schmale Türspalte blickte das Gesicht eines uniformierten Hausmeisters.

„Keine Besuchszeit!" meldete er.

„Aber mein Herr, Sie gestatten doch wohl, daß ich das Haus betrete, das ich fünfzig Lebensjahre mein eigen nannte!" erwiderte der Fremde. Entmutigt durch das bestimmte Auftreten des außergewöhnlichen Besuchers wich der Uniformierte ein Stück zurück und gestattete dem selbstsicheren Herrn, zur ungewöhnlichen Stunde einzutreten. Mit raschen Schritten stieg der Fremde die breiten Treppen empor, warf im Vorbeigehen einen vollen Blick auf die im Treppenhause aufgestellten Bronzen — und schlug eine Tür mit lautem Schlag hinter sich zu. Der Hausbeamte beeilte sich, den Ausgang nach der Straße rasch zu schließen und folgte dem zudringlichen Herrn mit größter Eile.

Er überraschte ihn im „Goetheschen Arbeitszimmer". Als wäre er hier zu Hause, hatte der Besucher bereits den Zylinderhut abgelegt und den Mantel über einen Stuhl geworfen.

„Mein Herr, Sie haben noch nicht bezahlt!" sagte der Hausmeister.

„Wollen Sie verlangen, daß ich in meinem eigenen Hause Entree bezahle?" kam es zurück. Zornige Blitze aus zwei großen, schwarzen Augen trafen den eingeschüchterten Mann, der es nicht wagte, seine Forderung zu wiederholen.

Der Besucher drehte ihm mit majestätischer Bewegung sogar den Rücken zu und kreuzte die beiden Arme darüber.

„Welches Amt haben Sie in diesem Hause zu versehen, mein Werteester?" fragte der Fremde. (Fortsetzung S. 56)

Stadtbrücke — Nachbauer

Alles um Goethe

Eine junge Lehrerin in Frankfurt-Bockenheim hatte versucht, den Kindern den früheren Zustand der Gerbermühle und besonders Goethes Beziehungen zu ihr zu veranschaulichen. Das Ergebnis dieser Bemühung wurde von einem Kinde folgendermaßen verarbeitet: „Am Main liegt einsam die Gebärmühle. Sie wurde früher von Goethe viel benutzt."

*

Eine Schulklasse hatte einen Ausflug nach dem Goetheturm unternommen. Einer der von den Jungen darüber geschriebenen Aufsätze sah so aus:

„Gestern machten wir auf den Goetheturm. Hier hat Goethe oft gesessen, damals war er noch nicht so voll. Nachher führten wir am Weg links ab wieder in Goethes Vaterstadt zurück."

Dazu hat er Zeit

Dem verschwenderischen Bukkingham warf ein berüchtigter Geizhals einmal vor: „Warum leben Sie nicht wie ich?"

„Wie Sie?" erwiderte Bukkingham. „Das kann ich doch immer noch, wenn ich keinen Cent mehr besitze."

Der Maisingersee — H. Mayrhofer-Passau

„Ich bin Hausmeister und führe die Besucher."

„So! Und kommen deren viele?"

„O ja! Tagtäglich."

Der Besucher drehte sich wieder um, und der Hausmeister begann mit seinen üblichen Ausführungen.

„Hier in dieser Stube, mein Herr, wenn es Sie interessiert — hat Goethe beinahe fünfzig Jahre lang gearbeitet. Hier vollendete er den ‚Faust'. Hier entstanden die Romane, die wissenschaftlichen Arbeiten und viele Gedichte ..."

Der Fremde unterbrach rasch: „Woher wissen Sie das?"

„Es ist überliefert — und außerdem gibt es gründliche Biographien!"

„So ist also mancherlei über diesen Herrn von Goethe geschrieben worden?" —

Der Hausmeister blickte unsicher umher und fuhr fort:

„Die Literatur über Goethe ist unübersehbar und wächst von Tag zu Tag. Diese Stube hier würde nicht ausreichen, um die ungezählten Bände, die über ihn geschrieben worden sind, aufzunehmen!"

„Hm! Hm!" ließ sich der Besucher vernehmen und begann, in der Stube auf und ab zu gehen, oder vielmehr, einen Rundgang um den Tisch zu unternehmen.

„Welcher Natur sind diese Bücher alle?" forschte er weiter.

„Oh, sehr verschiedener Art! Das meiste ist wohl biographisch", meinte der Gefragte, „außerdem ist Goethes Weltanschauung ..."

„Ah! Ich verstehe! Wie steht es denn aber mit der Würdigung der wissenschaftlichen Arbeiten des Herrn von Goethe?"

„Weniger gut! — Die Professoren sind der Ansicht, daß Goethes Farbenlehre kein wissenschaftliches Werk ist — verzeihen Sie! —, sogar auf gewissen Irrtümern beruht!"

Der Fremde, der mit sichtbar großem Interesse seine Frage gestellt hatte, veränderte jäh seinen freundlich-aufmerksamen Gesichtsausdruck und wandte sich stumm und verärgert ab.

„Der Herr ist wohl ein großer Goethekenner?" wagte der Hausmeister zu fragen. Aber es dauerte einige Zeit, bis er zur Antwort erhielt: „O ja, ich glaube!" —

Allmählich fand der Besucher seine Ruhe wieder und der Hausmeister fuhr schwatzhaft fort:

„Die Forschungsarbeit über Goethes Lebensgeschichte dringt heute schon in die kleinsten Details vor ..."

„Wie das?" unterbrach der Besucher erschrocken.

„Ach ja, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen der Merkwürdigkeit halber erwähne, daß ein Studiosus der ärztlichen Zahnheilkunde in einer süddeutschen Universität unlängst eine Doktordissertation über das Thema ‚Goethe und — seine Zahnschmerzen' zur Prüfung eingereicht hat!" Unwillkürlich fuhr der Gast mit der rechten Hand schützend an die Backe. —

„Und hat er den gewünschten Gradus erhalten?"

„Allem Anschein nach!"

Der Fremde schwieg und setzte sich schweigend in Bewegung, rund um den Tisch herum.

Der Hausmeister nahm seine Führung wieder auf und erzählte in leierndem Ton:

„Hier pflegte Goethe für gewöhnlich seinem Sekretär einige Stunden lang zu diktieren. Während der Arbeit hatte er die Angewohnheit, rund um diesen Tisch zu marschieren ..."

„Wie ich es jetzt beliebe!" ergänzte der Besucher.

Der Hausmeister stockte und betrachtete den Besucher mit erstaunten Augen. „Lassen Sie es aber nun gut sein, mein Lieber!" sagte dieser und drängte ihn aus der Stube hinaus. Im Gehen warf er einen raschen Blick durch die offene Tür in das kleine Schlafgemach nebenan. Der Hausmeister flüsterte: „In diesem Zimmer starb Goethe. Seine letzten Worte waren ..." Aber der Gast unterbrach seinen rührenden Bericht mit einem kühlen „Weiß schon!"

Der „Gast" begab sich ins „Junozimmer". Der Hausmeister beeilte sich, ihm zu folgen. Vor der Kolossalbüste der Juno blieb der Fremde betrachtend stehen und sein ruhiges Auge glitt über das zeitlose Antlitz der Göttin. — Das Tutgeräusch eines Autos auf der Straße störte ihn, und er trat an eines der Fenster, schob den Stor zurück und blickte hinab.

„Aber was sind denn das für lackierte Chaisen, die sich von selbst bewegen?" fragte er verwundert.

„Der Herr ist wohl ein Spaßvogel!" gab der Hausmeister lachend zur Antwort, „oder sollten Sie wirklich nicht wissen, daß es Autos gibt?"

„Wie beliebt?" meinte der alte Herr in scherzendem Ton und bat höflich um nähere Auskunft.

„Autos, Autos, Kraftwagen, Motordroschken, Automobile!" rief der Hausmeister laut lachend.

„Autos", flüsterte der Greis, „ah, ich verstehe! Also Wagen, die sich selbst betreiben! Eine unglaubliche Erfindung — und ihre Geschwindigkeit ist erstaunlich! Zum Exempel! In welcher Zeit fahren Sie mit Ihrer Motordroschke von hier nach Rom?" —

„In knapp drei Tagen!"

„Erstaunlich!" rief der Fremde aus, „einst brauchte man für dieselbe Strecke sieben ganze Wochen, fuhr in der elendesten Kutsche, einer ver-

naledeiten Schottermühle, hatte Malheur mit den Pferden oder mit dem Kutscher, mußte den Übelstand der Straßen, Staub, Wetterunbill, Radbruch, Wolkenbruch, Zöllner, Grenzer, Gauner, Diebe, und das schlimmste, eine langweilige Reisegesellschaft über sich ergehen lassen — während Ihr Euch in die bequemen Kraftdroschken setzt und in wenigen Tagen die herrlichsten Plätze des Kontinents erreichen könnt! Wie habt Ihr es gut! Freunde, wenn sie gleich auf viele Meilen voneinander entfernt sind, können sich schon nach wenigen Stunden leibhaftig begegnen. Seid Ihr darüber nicht glücklich und gar zu beneiden?"

Die Miene des Hausmeisters drückte Zweifel und Vorbehalt aus.

Aber der Besucher fuhr mit bedächtigen Worten fort:

„Ihr zweifelt dennoch? — Ihr gebt mir zu bedenken, daß die schnellen Verkehrsmittel auch Nachteile und üble Erscheinungen im Gefolge haben? Ich sehe das wohl — und vermute, daß Euch die Siebenmeilenstiefel schneller tragen, als Ihr wünscht! Der Taumel der Geschwindigkeit wird Euch berauschen! — Wenn Ihr schon den Raum überwindet, werdet Ihr auch die Zeit überrennen wollen und alle Bedingungen aufzuheben trachten: also das Leben beschleunigen, das Wachstum verschnellern, den Willen übersteigern, die produzierenden Kräfte antreiben und bis zur Erschöpfung hetzen, kurz, wider die Natur und ihre festen Gesetze schalten und walten, wie es Euch beliebt! Ist dem nicht so? — Wer aber kann sich über seine eigensten Bedingungen hinwegsetzen, ohne Schaden zu leiden oder Rückschläge zu erfahren? Den Fortschritt in Ehren! Und Eure scharmanten Vehikels sind ja an alledem nicht schuld! —"

Die körperliche Unruhe, die den Menschen ergreift, wenn sich dem Geist eine neue, überraschende Gedankenreihe eröffnet, nahm von dem lebhaften Besucher völlig Besitz. Er begann mit raschen Schritten in der Stube auf und ab zu wandern und kümmerte sich nicht um den erstaunten Anderen, der es sich nicht verbergen konnte, daß er es in dem Fremden mit einer irrealen Erscheinung zu tun hatte.

Plötzlich blieb der unheimliche Gast dicht vor ihm stehen und blickte ihm scharf in die Augen.

„Mein Herr!" rief unvermittelt der Hausmeister aus, „Sie sind entweder ein Narr — oder Goethe in Person!"

Die schwarzen Jupiteraugen des Greises begannen sonnenhaft zu leuchten und seine klangschöne Stimme sagte: „Eines von beiden, mein Lieber, werde ich wohl sein!" —

In diesem Augenblick schrillte die Hausklingel hellauf. Der Hausmeister fuhr zusammen und stotterte: „Besucher! Besuchszeit! Ich werde mich beeilen müssen, Ihro Exzellenz!"

„Genügen Sie Ihrer Pflicht — und sorgen Sie sich nicht etwa um mich!" brummte der Besucher und verschwand durch eine der Türen.

*

Es dämmerte schon, als die letzten Besucher sich anschickten, das Haus am Frauenplan zu verlassen. Im Treppenhause schloß sich der kleinen Gruppe ehrfürchtig schweigender Menschen ein altmodisch gekleideter Herr an. Als die Pforte geöffnet wurde, verließ er als Letzter das Haus, und vergaß nicht, vor dem Hausmeister den Zylinderhut zu lüften und mit einer freundlichen Geste der flachen Hand zu grüßen.

DIE KLEEBLÄTTER

Von Hans Graven

Beim Mittagessen hatte uns die Amerikanerin erzählt, daß sie in ihrem Leben fünf — acht — zwanzig — kurz also vierundfünfzig vierblättrige Kleeblätter gefunden hätte, und heute vormittag wieder zwei. Da wir jung verheiratet wären und man den Klee nicht behalten dürfe, gebe sie uns diese beiden „mit die herzlichsten Glückwünsche von sich und ihrem Mann". Der Mann saß an ihrem Tisch; er war fast taub und lächelte freundlich, wenn er zu unserem Tisch herübersah. Dann entspann sich zwischen unseren beiden Tischen eine Diskussion darüber, ob man gefundenen Klee wirklich verschenken müsse. Lore widersprach heftig, ich unterstützte sie, die Amerikanerin aber ließ sich nicht überzeugen. Ihr Mann lächelte weiter. Er verstand wenig von unserer Unterhaltung und las in der „New-York Times". Plötzlich stand die Amerikanerin auf, schrie ihrem Mann etwas ins Ohr, das wir nicht verstanden und verschwand. Lore und ich unterhielten uns leise weiter. Draußen regnete es. Das Rauschen des Regens drang bis in unsere kleine Wirtsstube, in der jetzt, im August, geheizt war. Vor dem Fenster sah man, unheimlich wie spiritistische Materialisationen, graue Wolkenfetzen an den dunkelgrünen Bergwänden des engen Tals langsam vorüberstreifen. Das amerikanische Ehepaar und wir waren hier die einzigen Gäste. Abends kamen manchmal ein paar Holzarbeiter und Flößer aus den nahen Wäldern zum Bier. Dann saßen wir alle unter der Petroleumlampe zusammen und tranken und lachten und hörten den derben Erzählungen zu, die seltsam gemischt waren aus Alltäglichkeit und altem Glauben. Wenn es Lohn gegeben hatte, holte einer von ihnen, der Lois, die Zither des Wirts vom Schrank herunter, fuhr wischend über die Saiten und jodelte und spielte mit seinen riesigen Fingern Walzer und Ländler. Die übrigen gingen in die Küche und holten die Mägde zum Tanz. Es gab immer einen ungeheuren Lärm und nachher stand die Stube unbeweglich fest und wie eingekeilt in den Dunst von Menschen, feuchten Loden und den Tabakrauch aus halblangen Pfeifen. Alle, auch die Amerikaner, waren dann immer sehr froh und unbeschwert und ohne Gedanken. Es war wie ein menschlicher Urzustand. Morgens schienen diese Abende wie Spuknächte, schwer von Dunst und Waldriesen, aber nun verflogen in der kühlen sprühenden Luft. Wir gingen meistens spazieren und stiegen auf viele Berge, ohne daß wir wußten, wie sie hießen, einmal entdeckten wir einen Hochsitz. Lore mußte natürlich hinauf und wir sahen nicht weit von uns einen Hirsch stehen. Wir standen gegen den Wind. Er spürte uns nicht, obwohl er aus einer Tannenlichtung heraus gerade zu uns herübersah. Lore hate meinen Arm gepackt und sich daran geklammert und sah hinüber. So standen wir lange oben auf dem Hochsitz, bis der Hirsch den Kopf senkte, auf dem Boden herumschnupperte und langsam im Wald verschwand. Von da an war Lore eine begeisterte Jägerin und Waldläuferin. Bei Wind und Wetter wollte sie draußen sein, nasse Schuhe störten sie nicht mehr, nicht einmal die grauen Wolken fürchtete sie mehr. Einmal hatte sie sogar mit mir in dem eiskalten Gebirgswasser gebadet, in dem es richtige Forellen gab und auf dessen hellgrün-grauen Strömen hie und da die Flöße heruntertrieben. Später hatten wir uns in die Sonne auf die heißen Steine des trockenen Flußbetts gelegt. Lore war traurig gewesen. Sie hatte Forellen gesehen, gefangen aber hatte sie keine. Nicht weit von uns hatten wir den tauben Amerikaner entdeckt, wie er auf einer Baumwurzel am Wasser saß und mit einer silbernen Angel fischte. Wie er so dasaß, sah er kümmerlich und bedrückt aus, und Lore sagte, daß sie Mitleid mit ihm hätte.

Tiefste Einsamkeit

O müde, schlaferfüllte Welt,
Geleert wie ein vergeß'ner Krug,
Den rauhe Faust, nach frohem Fest,
In Trunkenheit zu Scherben schlug.

Was sich in Heimlichkeit von regt
Ist träg, und abgelebter Hall,
Nur Wind, der dürre Reiser fegt,
Und schwacher Quellen Tropfenfall.

Schlaf! faß das Herz mit Traumgewalt,
Das in verlass'ner Öde schreit,
Und riegle ab den letzten Spalt
Für jede Hoffnung auf die Zeit.

Und lösche aus die letzte Glut,
Die Herzen gläubig suchen ging,
Die wie ein Narr ihr Edelgut
An heuchlerische Seelen hing.

O Würger Frost, du stiller Tod,
Der manchen kargen Odem stickt,
Sei Bruder in der Lebensnot
Dem Herz, das keinen Ausweg blickt;

Dem nie geworden Dach und Hort,
Vereinsamt irrte, alle Zeit, —
Sei du, der Kalte, ihm ein Port,
Auf daß es ruhe, eingeschneit!

M. F. Bevern

Auch jetzt, als seine Frau aus der Stube gegangen war, saß er traurig da. Wir beobachteten ihn heimlich. Auf einmal sahen wir seine Frau auf dem Platz vor dem Gasthof hin und her gehen; sie ging schnell, wie nach einem vorgefaßten, bestimmten Plan, von der Tür etwa zwanzig Meter weit bis zur Tanne und immer wieder zurück. Dabei rauchte sie und man sah deutlich ihre rotlackierten Fingernägel. Sie ging immer auf und ab. Ihre Lippen bewegten sich dabei, als ob sie redete, und die hohen Absätze ihrer Halbschuhe, die sie auch hier trug, bohrten mit einem knirschenden Geräusch kleine Löcher in den nassen Sand. In der rechten Hand hielt sie einen aufgespannten Regenschirm.

Sie wolle nicht dick werden, hatte sie Lore in ihrem Kauderwelsch gestanden und deshalb liefe sie nach jeder Mahlzeit tausend Schritte, wie es ihre Sekte vorschriebe. Dabei hatte sie ein Buch vorgezeigt mit Vorschriften und Sentenzen, die sie fast alle auswendig hersagen konnte. Lore hatte die kleine ältere und rundliche Frau mit dem energischen Gesicht stumm angesehen und nicht einmal gelächelt. Ich hatte sie dafür gelobt und so war es uns im Gedächtnis geblieben.

Gerade als die Amerikanerin ins Haus zurückging hörte es auf, zu regnen. Lore fragte mich, ob ich schon einmal ein vierblätteriges Kleeblatt gefunden hätte.

„Bis jetzt noch nicht", antwortete ich, „obwohl ich bei jedem Spaziergang danach gesucht habe. Und du?"

„Ich auch nicht", sagte Lore. „Aber wollen wir nicht ein bißchen spazieren gehen? Ich bin zimmermüde." Sie lachte laut, als ich etwas von nassen Schuhen und nassem Gras und Schnupfen in dieser Einsamkeit murmelte. Also gingen wir los. Mit dicken Nagelschuhen und echten Lodenmänteln. Es war nicht hell geworden, aber die Luft war sauber, wie wenn sie eben aus dem Bad gestiegen wäre, und so klar, daß man einfach nicht anders konnte, als sich zu strecken, die Arme zurückzubiegen und tief einzuatmen. Es roch kräftig nach Sauberkeit und Kräutern und Latschen. Wenn man unter den Bäumen ging, regnete es manchmal noch; dann hatte der Wind die nassen Äste geschüttelt und die blitzenden, zitternden Tropfen stürzten lärmend auf einen nieder. Der lehmige Boden der Waldwege war rot und glänzte wie Speck und die Steine waren wie lackiert. Neben uns, etwas tiefer, rauschte das wilde graugrüne Wasser, selten sahen wir es durch eine Tannenlichtung heraufschimmern. Noch immer wehten graue und weiße lange Wolkenfetzen über uns an den finsteren Bergwänden hin. Unsere Schritte klangen dumpf zwischen den Bäumen auf dem feuchten Lehm. Manchmal klirrten die Nägel auf den Steinen. Lore behauptete dann, Funken gesehen zu haben, seitdem sie einmal von diesem Phänomen gehört hatte. Sie nahm den Hut ab und sagte, ich solle ihn in die Tasche stecken. Aber da sie groß war und hohe schlanke Schenkel hatte, streiften ihre blonden Haare die Zweige. Dann blieb sie hängen, miaute und nestelte blind an ihrem Kopf herum. Jedesmal schnellte dann der Zweig, befreit, in die Höhe und begoß sie mit seinen tausend blitzenden Regentropfen, die an ihm gesessen hatten. Ihr Haar war schon ganz naß. Ich ging neben Lore und jedesmal, wenn sie, wie Absalom, von dem Gestrüpp gefangen worden war, blieb ich stehen und bückte mich und suchte im fett und dunkelgrün glänzenden Graben nach Glücksklee. Wir waren noch nicht weit gegangen, als ich das erste vierblättrige Kleeblatt fand. Eigentlich hatte ich gar nicht gesucht, meine Hand war einfach magnetisch angezogen worden.

„Loa" rief ich, „Loa sieh mal rasch, was ich da habe," und ich hielt ihr das Blättchen wie eine Kostbarkeit zwischen Mittelfinger und Daumen hin, während ich die linke Hand darunter hielt, als könnte ich es verlieren und dann nie mehr wiederfinden. Lore schaute mißtrauisch, ob ich nicht lachte und fragte, wo ich das gefunden hätte. Ich lachte nicht und beschrieb ihr, wo und wie ich das Blatt gefunden hatte. Sie nahm es in die Hand und zählte vorsichtig und ungläubig die vier Blätter. Sie sagte bloß: „Ach, wie wundervoll, Hermann." Dann wurde sie ärgerlich, daß sie ständig mit ihren Haaren hängen bliebe und zu nichts käme, während ich Zeit zum Suchen hätte.

„Und zum Finden" sagte ich.

„Gib mir meine Mütze", sagte sie, „ich will auch suchen."

Ich fühle fast so etwas wie Stolz.

„Das ist der erste Glücksklee, den ich in meinem Leben gefunden habe, Loa," sagte ich, „und den habe ich eigentlich nicht gesucht. Der ist mir von allein in die Finger gewachsen." Aber Stolz war es nicht, fühlte ich dann, es war mehr eine Zufriedenheit mit dem wohlwollenden Schicksal, das mir Glück bringen wollte.

Lore hörte schon nicht mehr. Sie saß da irgendwo im Graben und suchte nach Glücksklee. Ich mahnte weiterzugehen, sie werde sich bestimmt erkälten. Aber sie suchte weiter. Ich ging langsam voraus. Sie kam mir nach, ärgerlich und niedergeschlagen.

„Ich bin nicht neidisch", sagte sie mit hängender Lippe, „aber das ist ungerecht. Du hast nicht einmal gesucht und ich suche andauernd und finde nichts."

Ich konnte ihr nicht zeigen, daß ich stolz auf den Fund war, ich redete von gütigem Geschick für uns beide, es sei doch schon viel, einen Glücksklee zu finden, den ersten im Leben, und den auf unserer ersten gemeinsamen Reise. Dann bot ich ihr das Blättchen an, indem ich mich auf die Aussage unserer Amerikanerin berief.

„Glück bringt so etwas erst", sagte ich pathetisch wie die Sektiererin, „wenn man es herschenkt! Hier, Liebste, bewahre und presse es!"

Lore aber war schon wieder unter eine Tanne gekrochen und suchte. Sie wollte das Kleeblatt nicht geschenkt haben. Man dürfe das Glück nicht herschenken, sagte sie, ich sei doch vorhin der gleichen Meinung gewesen. Sie hatte recht.

„Die Amerikanerin hat auch zwei Glücksblätter heute gefunden", sagte sie verbissen und suchte. Sie fand nichts. Wir gingen weiter. Es gab große Pfützen, deren Wasser rot war vom Lehm und die aussahen wie verschüttete Farbe. Lore sah sie nicht an. Sie kümmerte sich überhaupt um nichts mehr. Sie ging stumm vor sich hin. Sie sah richtig vergrämt aus, fand ich. Auf einmal blieb sie stehen. Nur ihre rechte Stiefelspitze bewegte sich. Sie sah auf den Boden.

„Hermann, komm schnell her", rief sie, „siehst du das auch, was ich sehe?" Sie war aufgeregt. Ich ging hinüber zu ihr und bückte mich, um besser zu sehen.

„Nicht", sagte sie und stieß mich mit der Stiefelspitze weg, „nicht!"

„Was ist denn los?" sagte ich, „ich sehe ja gar nichts."

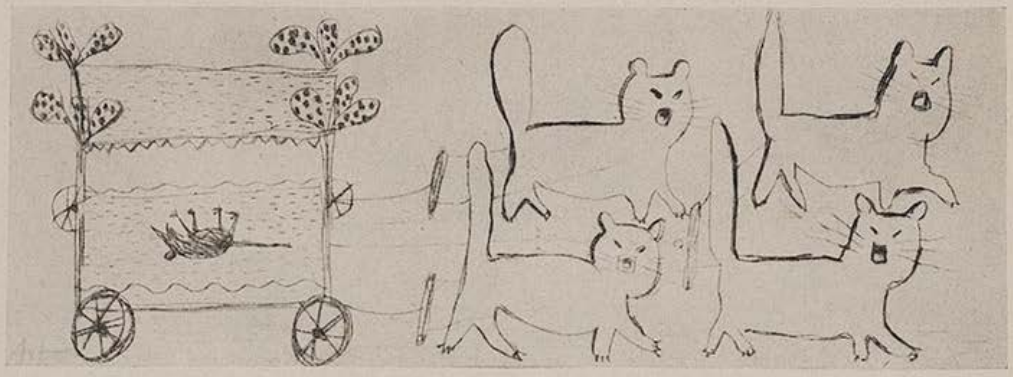
„Wieso, ist das nichts?" sagte sie und zeigte mir ein vierblättriges Kleeblatt, das sie eben gepflückt hatte. Sie lachte.

„Siehst du", sagte ich, „man darf nicht suchen, dann findet man!"

„Ach du mit deinem ‚siehst du, siehst du!'" sagte sie ärgerlich, „wie ein Lehrer tust du. Aber du bist bloß neidisch, daß ich auch eins gefunden habe."

Ich lachte und ging auf sie zu, nahm sie in

(Fortsetzung S. 60)



Begräbnis I. Klasse — Schäfer-As

DIE FOTO-SEITE

Auf den Himmel achten!

Das menschliche Auge addiert, die fotografische Darstellung erfaßt total. Das will heißen: Wenn wir mit unserem Auge einen bestimmten Raum wahrnehmen, so tasten wir ihn gleichsam ab, indem wir unser Auge wandern lassen, dabei unbewußt messen und vergleichen. Während dieser Wanderung im Raume verändert das Auge seine „Lichtstärke"; die Pupille wird verkleinert oder vergrößert, je nachdem es die Helligkeit des gerade im Blickpunkt des Auges liegenden Raumteiles verlangt. Unser Auge gleicht damit schon von sich aus große Helligkeitsunterschiede aus. Die fotografische Emulsion aber hat diese Fähigkeit nicht. Denn wir fotografieren das Ganze mit einer fest gegebenen Blende. Deshalb muß in gestalterischer Hinsicht der Einengung des Kontrastumfanges eines Motivs besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, und die Einengung wird um so größer sein müssen, je ausgedehnter der Helligkeitsumfang ist. Diese Angleichung gelingt uns durch entsprechende Wahl der Belichtung. Lange Exposition verringert, kurze (aber nicht Unterbelichtung!) erhöht den Tonumfang.

In dieser Hinsicht muß dem Himmel ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Es ist eine falsche Annahme, daß der Himmel durch möglichst kurze Belichtung allgemein so abgebildet wird, wie wir ihn empfinden. Das Blau erscheint uns nicht als höchster Farbton, und deshalb müssen wir anstreben, das Himmelsblau auch im Bilde grau zu erfassen. Kurze Belichtung würde wohl zu einer relativ geringen Deckung des Himmels führen, aber sie würde ihn durch Hebung des Tonumfanges in starken Kontrast zu den anderen Farbtönen setzen und deshalb doch im Positiv viel zu hell erscheinen lassen. Deshalb gehört auch zur Wiedergabe des Himmels reichliche Belichtung.

Reichliche Belichtung ist nicht Überbelichtung. Wir müssen berücksichtigen, daß die Emulsion heute reichliche Belichtungszeiten ohne weiteres verträgt. Und deshalb gilt nunmehr auch für die Wiedergabe des Himmels diese neue Erkenntnis. Daß daneben reichliche Belichtung eine entsprechende Durchzeichnung der Schattenpartien bringt, wollen wir nur aus Gründen der Vollständigkeit erwähnen.

Wenn wir klarblauen Himmel ohne Wolkenbildung tonwertrichtig erfassen, braucht uns nicht bang zu sein, daß wir damit ein Stück Langweiligkeit in unsere Aufnahme bringen. Der Himmel ist ja nicht gleichförmig blau; auch er zeigt eine Abtönung, indem er in Richtung nach oben zu allmählich immer dunkler wird, in ein mehr und mehr tiefes Blau übergeht. Indem wir diese Abstufung wiedergeben, wird sofort eine gewisse Belebung ins Bild gebracht. Diese Abtönung erreicht man unter Umständen nachträglich, indem der Himmel durch Abdeckung verschieden lange belichtet wird.

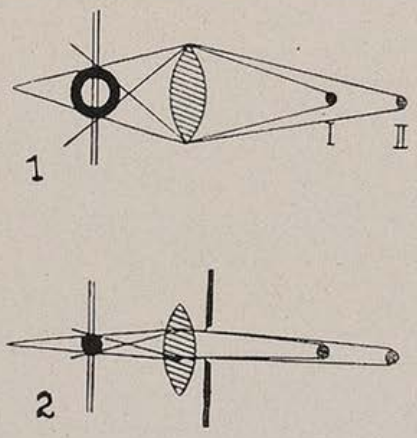
Unsere Aufnahme „Feierliche Stunde" zeigt eine Abtönung des Himmels in waagerechter Richtung. Der Himmel wird nach links zu heller und wurde bewußt so gestaltet. Denn durch die Anordnung des Kreuzes bekommt das Bild ein gewisses Gesicht; es ist nach links offen, nach rechts geschlossen. Und diese Wirkung wird unterstützt und weiter gehoben durch eine sinngemäße Abstufung des Himmels. Sie muß natürlich fein empfunden sein. Denn Übertreibung ist gewiß schädlich.

Vom Wesen der Tiefenschärfe

Es ist eine bekannte Tatsache, daß wir durch stärkere Abblendung unseres Objektivs eine Vergrößerung der Tiefenschärfe, d. h. jenes Entfernungsbereiches in räumlicher Richtung, das scharf bei einer bestimmten Einstellung erfaßt wird, herbeiführen können. Haben wir z. B. bei Blende 3,5 auf vier Meter eingestellt, so reicht der Raum scharfer Abbildung etwa von 3 bis 4 Meter bei irgendeiner Brennweite. Blenden wir auf 8 ab, so erstreckt sich der Raum nunmehr bei gleicher Brennweite von etwa 2 bis 8 Meter. Worauf beruht diese Erweiterung trotz gleicher Einstellung und gleichem Objektiv?

Betrachten wir unsere erste Skizze: Wir wollen mit einem Objektiv zwei Punkte I und II auf die Mattscheibe scharf abbilden. Verfolgen wir den Verlauf der von beiden Punkten ausgehenden Lichtstrahlen, so sehen wir, wie ein Strahlenbündel vor, das andere hinter der Mattscheibe vereinigt wird. Demnach erhalten wir auf der Mattscheibe selbst kein scharfes Bild, sondern einen Zerstreuungskreis, wie ihn die Skizze angibt.

In Skizze 2 haben wir ähnliche Verhältnisse, es wurde nur eine Blende angebracht, welche das Strahlenbündel einengt. Damit



erkennen wir eine notwendige Verkleinerung des Zerstreuungskreises auf der Mattscheibe, und unserem Auge wird dieses Bild scharf erscheinen, obwohl sich an der Einstellung, dem Abbildungsmaßstab usw. nichts geändert hat. Woran liegt das?

Der Durchmesser des Zerstreuungskreises ist kleiner geworden. Da in unserem Auge jedes Bild in einzelne Punkte zerlegt wird, was durch die Struktur der Netzhaut bedingt ist, erscheinen uns alle die Gegenstände in der Abbildung scharf, deren Zerstreuungskreis einen nicht größeren Durchmesser als $^{1}/_{1000}$ der Brennweite hat. Die Wirkung der Blende darf somit als eine optische Täuschung in gewisser Hinsicht angesehen werden.

Wir sehen zugleich, wie notwendig die Tiefenschärfe bei der Vergrößerung kleiner Negative abnehmen muß. Denn bei der Vergrößerung erfahren ja auch die im Negativ vorhandenen Zerstreuungskreise eine Ausdehnung. Zu lernen bleibt daraus im besonderen für den Kleinbildner, daß sich die so viel gepriesene Tiefenschärfe des kurzbrennweitigen Objektivs im wesentlichen nur auf Kontaktdrucke und Vergrößerungen im kleinen Maßstab bezieht.

Bellaton-Entwicklerzusatz

Unter Anwendung von Bellaton läßt sich jeder gewöhnliche Positiventwickler in einen Blauschwarzentwickler umwandeln. Da gerade mit stärkerem Gebrauch eines Entwicklers an sich die Fähigkeit zur Erzielung reiner Bildtöne nachläßt, sei im besonderen auf diese Möglichkeit hingewiesen, die auch zur „Regeneration" von gebrauchtem Entwickler dienen kann.

den Arm und küßte sie. Während ich sie so hielt, griff ich über mich in die Zweige und schüttelte sie, daß ein kalter Regen von Tropfen auf uns fiel. Lore schrie auf und wir lachten beide und dann hängte ich mich bei ihr ein und wir gingen weiter. Die Sonne kam jetzt ein bißchen heraus aus dem milchigen Himmel und wir zogen unsere Mäntel aus. Dort, wo die Sonnenstrahlen auf den Tannen lagen, dampfte es von Nässe und Feuchtigkeit. Es sah aus, als ob es darunter brennen würde.

Das Gefühl

„Als ich unter dem Auto vorkam, hatte ich das Gefühl wie die mittelalterlichen Könige."

„Nanu, inwiefern?"

„Jawohl, mein Haupt war mit Öl gesalbt."

Der Schotte

Der Besitzer einer Messerfabrik in Sheffield führte eines Tages einen ihm befreundeten Schotten durch seinen Fabrikbetrieb.

„Siehe, Mac", sagte er, ihm ein schönes Messer überreichend, „hier hast du ein schönes Andenken von mir! Aber", fuhr er lachend fort, „jetzt mußt du mir aber auch einen halben Cent als kleines Gegengeschenk geben, auf daß das Messer unsere Freundschaft nicht zerschneidet."

Unwillig suchte darauf der Schotte in seiner Geldbörse nach einem halben Cent, fand aber nur einen ganzen Cent.

„Kannst du mir einen halben Cent herausgeben?" fragte nun der Schotte zögernd.

„Nein", erwiderte ihm sein Freund.

Mac dachte nun einen Augenblick nach und sagte dann: „Nun, so gib mir noch ein Taschenmesser, dann sind wir quitt!"

Der Schweiger

Der Kölner Universitätsprofessor Max Scheler war nicht nur als Gelehrter, sondern auch wegen seiner witzigen und geistvollen Äußerungen berühmt. Bei seinen Vorlesungen wechselten Rede und Gegenrede oft schnell und jeder der Hörer legte Wert darauf, mit guten Antworten zu glänzen. Nur ein Student saß meistens ruhig vor seinen Heften und beteiligte sich nie an den Wortgefechten.

Scheler fragte ihn deshalb, warum er nie spreche. Da sagte der Student kurz: „Schweigen ist Gold, Herr Professor."

Max Scheler lächelte leise und erwiderte: „Falschmünzer!"

Ideen

Zu Max Reger kam einmal ein junger Komponist und wollte das Urteil des Meisters über eines seiner Werke hören.

Reger sah einen Augenblick lang in das Notenheft und fragte: „Haben Sie das selbst komponiert, junger Mann?"

„Ja", erwiderte der Musikus.

„Hm", sagte Reger, „es ist wirklich komisch! Wenn junge Leute keine Ideen haben, kommen sie auf komische Ideen!"

Trost

„Mein Bräutigam ist ein sehr kluger Mensch!"

„Tröste dich, meiner ist auch nicht hübsch!"

Hahn im Korbe — Bold

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene

Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

mit Buchschmuck von Bold

zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Bitten

„Jetzt habe ich Sie schon zehnmal gebeten, mir das Geld, das ich Ihnen geliehen habe, zurückzugeben!"

„Na, und wie oft habe ich Sie bitten müssen, es mir zu leihen?"

Der Ärmste

„Seit einiger Zeit raucht mein Mann nicht mehr und trinkt auch nicht mehr!"

„Der Ärmste! Wieviele Monate hat er denn bekommen?"

Liebe Jugend

Die zehnjährige kleine Margret unterhält sich mit ihrem Dienstmädchen, das katholischer Konfession ist, und meint: „Das finde ich überhaupt ganz verrückt, daß bei euch die Kinder schon mit sieben Jahren kommuniert werden. Bei uns wird man erst mit 14 Jahren konfirmiert. — Was weiß denn z. B. ein siebenjähriges Kind von einer Armbanduhr?"

Schmeichelei

Landwirten, vornehmlich aber ostpreußischen, sind allzu höfliche und liebenswürdige Leute zuwider. Überschwenglichkeit und große Worte liegen ihnen nicht. So kündigte einmal ein ostpreußischer Gutsbesitzer seinem Inspektor, weil er ihm zu liebenswürdig war ... Der Inspektor versuchte noch einmal (in verbindlicher Form natürlich) seinen Herrn zu überzeugen, daß ein Gut auch mit Liebenswürdigkeit gut zu verwalten sei. Aber vergeblich. Da riß dem höflichen Inspektor die Geduld, er schlug mit der Faust auf den Tisch und zitierte den Götz von Berlichingen. „Nei, nei, mein Gutster, jazz ist zu spät!" rief der Besitzer, „jazz wollen Se sich woll einschmeicheln, was?" *F. H. S.*

Americana

König Viktor Emanuel kann lachen; gewinnt Italien den Krieg, wird er Kaiser von Abessinien, verliert es, wird er König von Italien.

*

Rußland hat von Amerika das Baseballspiel übernommen; von dem Schiedsrichter, der schlechte Spieler nach Sibirien schickt, werden wir wohl bald zu hören bekommen.

*

Jetzt ist endlich bekannt geworden, warum die englischen Studenten alle den Scheitel in der Mitte tragen; bei den Ruderwettkämpfen zwischen Oxford und Cambridge hat die am besten ausgewogene Mannschaft die meisten Siegeschancen.

*

Ein Mexikaner ist im Alter von 120 Jahren gestorben. Er schreibt seine Langlebigkeit der Tatsache zu, daß er sich um die Politik seines Landes wenig kümmerte.

*

Die Befürworter der „Trockenlegung" haben sich noch immer nicht mit den bestehenden Tatsachen abgefunden; ein neuer Beweis, daß die Temperenzler zu den schlimmsten Folgen des Alkoholmißbrauches zu zählen sind.

(Fortsetzung S. 62)

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.
112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.
Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

Original-Aphorismen

Von Johann Diedrich Warnken

Rückgängig machen kann man nur eine äußere, niemals eine innere Angelegenheit.

*

Die meisten Enttäuschungen erlebt der Egoist, aber sie berühren ihn am wenigsten.

*

Jeder Gemütszustand, der alle anderen Gemütszustände verdrängt, ist eine krankhafte Erscheinung.

Viel Kraft wird nutzlos aufgerieben durch erheuchelte Freude und erheucheltes Leid.

*

Gram ist der Abgrund der Trauer.

*

Das Talent stellt eine Tatsache der Natur oder des Empfindens dar, das Genie eine ihrer unbegrenzten Möglichkeiten.

*

Rache zerschellt am Schicksal.

*

Ein gebildeter Dilettant ist ein solcher, der aufhört zu produzieren, sobald er sich erkannt hat.

*

Was weiß der von guten Zeiten, der keine schlechten gekannt hat?!

*

Wer zuerst den Ausspruch tat: die Welt will betrogen sein, schuf den Betrügern einen starken moralischen Rückhalt.

*

Nur weit abseits vom Leben stehend, vermag man das Leben zu überblicken.

*

Nichts brennt heißer, als ungeweinte Tränen.

Die Frau

„Eine Frau kostet heute sehr viel Geld!"
„Morgen und die übrige Zeit schon auch!"

Zimmer

„Was, Müller, der nur Frau und Tochter hat, behauptet, eine Fünfzimmerwohnung zu besitzen?"
„Er wird halt die Frauenzimmer mitrechnen!"

STEPTANZ
nach englischer Lehrweise leicht gemacht. Lehrbrief gegen Einsendung von RM 2.– auf Postscheckkonto München 15978
G. Schmeilzl, München 23
Heimstättenstraße 24

Hegenbarth

„Du bist nur nett zu mir, wenn du Geld brauchst!"
„Aber ich bin doch immer nett zu dir!"
„Ja . . . leider!"

Der Freund der Frauen

Kaiser Josef schrieb einmal unter eine Bittschrift, die ein Fabrikant bei Hofe einreichte und in der er um einen Zuschuß für sein Unternehmen bat, da seine Gattin aus ihren eigenen Mitteln nichts für den Betrieb beisteuern wolle: „Ich halte es mit der Frau!"

Das langsame Gift

Voltaire erhielt noch spät abends den Besuch seines Arztes, der ihn Kaffee trinken sah. Vorwurfsvoll sagte dieser zu ihm: „Wie können Sie nur so unvernünftig sein! Kaffee ist ein langsames Gift!" — „Ganz recht!" erwiderte Voltaire und schenkte sich seine Tasse wieder voll. „Gerade deshalb trinke ich ihn." — „Das verstehe ich nicht!" — „Nun, Sie sagten doch soeben, er sei ein langsames Gift. Das stimmt! Ich trinke Kaffee seit etwa sechzig Jahren."

Ein wahres Märchen

Ein berühmter Schauspieler saß an der Tafel des Königs. Seine Augen hafteten starr an einer goldenen Schüssel mit Rebhühnern, die gerade auf den Tisch gestellt war. Der König gewahrte es und sagte, gnädig gestimmt, zu dem Diener, der hinter ihm stand: „Reiche die Schüssel zuerst dem Künstler!" Der Diener führte den Befehl eiligst aus. Als er die dampfende Schüssel dem Schauspieler hinhielt, damit er sich bediene, blickte dieser zum König hinüber und fragte: „Die Rebhühner auch, Majestät?" Der König lachte laut und schenkte ihm die kostbare Schüssel.

Geistvolle Verteidigung

Der große Astronom Schubert war sehr schüchtern und oft äußerst linkisch. Als er wieder einmal auf einem glänzenden Hoffest inmitten vieler ordensgeschmückter Offiziere eine Ungeschicklichkeit begangen hatte, sagte einer der Herren: „Es ist mir unbegreiflich, wie man sich so ungeschickt benehmen kann!" Ein Verehrer des Gelehrten erwiderte: „Es wird ihn konfus gemacht haben, daß er so viele Sterne am unrechten Platze sah."

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl
geht zum
Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

(Fortsetzung von Seite 60)

Eine findige Modefirma hat eine neue Damenhandtasche in der Form eines Kohleneimers herausgebracht. Vielleicht bringt doch noch einmal ein Modehaus eine in der Form einer Damenhandtasche.

*

Einem Antiquitätenhändler ist es gelungen, das Bett der Königin Elisabeth von England zu verkaufen. Seine Kollegen sind voller froher Hoffnungen und beginnen, diese Betten nun am laufenden Bande herstellen zu lassen.

*

Nach ärztlichen Beobachtungen soll ein tägliches Schwimmbad das Körpergewicht ganz bedeutend verringern. Es ist nur schade, daß jeder Walfisch diese Behauptung Lügen strafen kann.

*

Nach Statistiken aus Washington besitzt dort die Hälfte aller Familien Lautsprecher. Der Sachlage entsprechend wird die andere Hälfte ohne solche nun ebenfalls verrückt werden.

*

Der Völkerbund hat mit dem abessinischen Konflikt jedenfalls bewiesen, daß er einen Krieg verhindern kann, bis er kommt.

G. Schm.

Höflich

„Sie nehmen also die Gefängnisstrafe an, Angeklagter?"

„Ich bin so frei, Herr Richter!"

REGENWETTER

Von Fred Endrikat

Da sitzt man nun und wartet auf die Sonne.
Der Himmel baumelt wie ein nasser Sack hernieder.
Aus Wolkenfetzen blickt ein Schimmer hin und wieder
in meine Kammer, wie in eine Regentonne.

Man wartet schon am Abend auf den nächsten Morgen.
Der kommt mit Wasserstiefeln und mit einer Nebelmütze,
klopft an das Fenster und schiebt durch die Ritze
schon wieder ein Paket mit neuen Sorgen.

Man wartet still von einem Jahr zum andern,
es schmerzt die Brust, die Seele wird zermürbt.
Die Jahre und die Ideale wandern
bis daß der letzte Hoffnungsschimmer stirbt.

Da hockt man nun in seiner Regentonne
und findet niemals die ersehnte Ruh.
Man sitzt und wartet, wartet auf die Sonne —
und ist sie da — zieht man den Vorhang zu.

Rubey

„Zwölf Kunstrichtungen, fünf Stipendien und zwoa Romreis'n hams scho aus mir rausgschlagn, — — und dabei sagns alle, i sei a Flitscherl."

Waldemar Keller: „Die letzte Nacht an Bord der Adelaide“. Roman. Schützen-Verlag, G. m. b. H., Berlin.

Die „Adelaide“, ein Trampdampfer mit Kohle und Salpeter auf dem Kurs zwischen dem australischen Newcastle und dem chilenischen Taltal, ist Schauplatz dieser Handlung. Geschildert wird allerdings nicht bloß die „letzte Nacht an Bord“, in der es zur Katastrophe kommt, sondern die wochenlange Entwicklung, die zur Ermordung des Kapitäns führt. Das Verhängnis war natürlich eine Frau, die man nicht an Bord solcher Schiffe halten soll. Keller begründet und erzählt das recht unterhaltend und echt, da er selbst an Bord solcher Tramps gefahren ist. K. K. Wolter

Otto Erich Kiesel: „Die Ungerufenen“. Ein Tatsachen-Roman. Broschek & Co., Hamburg 36.

Nicht ganz einheitlich in der Durchführung, eine Mischung aus reiner Reportage und geschlossenem Roman, berichtet K. das kriminelle Geschehen um die „Engelmacherin“ Mutter Feldmann, die etwa ein Jahrzehnt vor dem Weltkrieg ihre entsetzliche Tätigkeit in Hamburg entfaltete. Da K. das Ende vorwegnimmt, opfert er freiwillig einen Teil der Spannung. Trotzdem bleibt noch genügend, um den (an solcher Unterhaltung interessierten) Leser zu fesseln. K. K. W.

Eva Leidmann: „Ein Mädchen geht an Land“. Roman. Buch- und Tiefdruck-Gesellschaft, Berlin SW 19.

Erna Quandt, eine einfache nordische Seemannstochter, schweigsam und unbeirrbar in ihrem Tun, kehrt dem Frachtewer ihres Vaters den Rücken und verläßt die „christliche Seefahrt“, da sie ihrem Verlobten das Leben gekostet hat. An Land geht Erna in Dienst und durchkostet nun die kleinen Freuden und Leiden eines solchen Daseins in einem feinen Hamburger Haushalt. Die Verfasserin versteht es, anschaulich und überzeugend zu schildern, wenn auch die fast durchweg gewählte Form des „geschändeten Präsens“ ermüdend wirkt. Stellenweise findet man stilistische Entgleisungen (schon die Ankündigung auf den Buchklappen wimmelt davon) wie „Jonny hat einen Stich ins Ungewisse (S. 68). Aber trotz allem eine wunderliche Begabung, diese Leidmann. K. K. W.

Peter Hagen: „Bornemann gehört zu uns“. Buch- und Tiefdruck- G. m. b. H., Berlin.

Arbeiter — Werk — Staat, diese drei Einheiten und ihre wechselnden Beziehungen zueinander werden hier im neuen Deutschland und in Nordamerika innerhalb eines reportagehaften (einem Film gleichenden) Romans dargestellt. Erfreulich ist die Haltung und Gesinnung, die aus diesem Buch spricht. Dagegen erscheint die bunte Mischung von Lyrik, Reportage und Gedankenmonolog weniger geglückt, da sie den Fluß der Handlung hemmt und — trotz der gegenteiligen Versicherung des herausgebenden Verlags — eine stilistische Konstruktion darstellt. K. K. W.

E. A. Greeven: „Hoffnung auf Liebe“. 2 Novellen. See-Verlag, Friedrichshafen a. B.

„Sidonie Beeskow“ und „Briefe aus Asuncion“ sind die beiden Novellen betitelt. Fernes, Fremdländisches klingt an und man glaubt in ferne, geheimnisreiche, schicksalsvolle Reiche geführt zu werden. In Wirklichkeit ist der Schauplatz friedliches Gelände am Bodensee, wo Menschen in einer gehegten, befriedeten Natur werken und wandeln und dazwischen ihre Sehnsucht in Phantasiebilder über den blauen Spiegel des Sees bis zu den zackigen Silouetten der Berge verträumen oder zu magischer Weisheit bei der silbernen Klarheit der Luft kristillisieren. Bisweilen bleibt auch bei den reifen Menschen ein Rest von Unruhe, der schicksalsartig Gestalt annimmt in der Person einer Frau, die von fernher den stillen Kreis von Natur und Menschen betritt. Sehnsüchte werden noch einmal lebendig, Hoffnung auf die große tiefe Liebe wird noch einmal wach. Alle Lebensunruhe steigt auf durch das Erscheinen dieser Frauen aus der Fremde. Aber das seltsame Ferne und das warme Heimische erregen sich gegenseitig nur und vermögen nicht zu einer stärkeren Einheit zusammenzuwachsen. Schicksalartig wie die Frauen gekommen, gehen sie aus dem Kreis und für die Zurückbleibenden erweist sich die Hoffnung auf Liebe als ein Verzicht auf Liebe mit dem Gewinn einer resignierenden Abklärung. Man legt das Büchlein aus der Hand und hat eine Stimmung, wie wenn man an einem Herbsttag an den Ufern des Bodensees gewesen wäre: Aufsteigende Nebel hat eine kräftige Brise fortgeweht und verklärt liegt blauer See und blauer Himmel vor den weiten Blicken. Dr. Zimmermann

„Ein Volk von Fliegern ...“ Von Hans-Georg Schulze. Leipzig, Hesse & Becker Verlag. 254 Seiten mit 90 Bildern. In Leinen gebunden RM. 4.80.

Ein Buch, aus Begeisterung geboren und Begeisterung weckend Es klärt uns auf über Sinn und Zweck der großen flugsportlichen Veranstaltungen und über den Aufbau der deutschen Luftmacht Es gibt lebendige Schilderungen aus dem Leben der Flieger und Flugschüler. Mitarbeiter wie Loerzer, Angermund, Hirt, Riedel, Dittmar u. v. a. schreiben über den Segelflug, über das Leben in den Lagern, über Erlebnisse in fremden Erdteilen, über den Motorflug und über die fliegerischen Aufgaben von Gegenwart und Zukunft. Das Werk umfaßt das ganze Gebiet des Fliegens und weiht den Leser ein in das Leben und Treiben der jungen Luftmacht. Schöne Aufnahmen von Segelsport- und Flugplätzen, von Flugzeugen, aus den Lagern und aus Flugzeugen heraus umrahmen den Text und machen das Buch ganz besonders wertvoll.

Lerne reden! Ein Weg zum Erfolg. Praktische Redelehre für jedermann. Von Dr. Richard Wittsack. Leipzig, Hesse & Becker Verlag. 152 Seiten mit vielen Abbildungen und Zeichnungen. Preis: RM. 2.—.

Der weithin bekannte Fachmann schreibt in scharf umrissener, für jedermann verständlicher, ansprechender Form über die Macht der Rede und zeigt den Weg zu ihr. Jeder Berufstätige, ob Kaufmann, Werkmeister, Angestellter, Beamter, weiß, was das rechte Wort zur rechten Zeit bedeutet, und daß es oft den Erfolg bedingt. Er wird in dem Buch angeleitet, sich einer Redeschulung zu unterziehen. Alle wesentlichen Fragen für den Erfolg einer Rede werden berührt. Wir hören, wie man Sprech- und Redeangst bekämpft, den Willen stählt, die Sprechtechnik fördert, die Stimme gesund erhält, wie man den Stoff sichtet und schichtet, die Ausdruckskraft steigert und sich von der klaren, mündlichen Mitteilung allmählich zum freien Reden entwickelt. Bilder und Zeichnungen beleben das Buch und fördern das Verständnis des Textes.

Bescheiden

In einem Berichte, den General Suwarow von der italienischen Front an den Zaren gelangen ließ, heißt es: „Die Österreicher haben wie Helden gefochten und wir — wie Österreicher!“

Zu spät

Napoleon bekam in Fontainebleau eine Reihe von Flugschriften in die Hand, in denen an seiner Regierungstätigkeit scharfe Kritik geübt wurde. „Hätte man mir vor drei Jahren nur den hundertsten Teil dieser Wahrheiten gesagt“, meinte er zu einem Begleiter, „so stünde mein Thron vielleicht heute noch.“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer“* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V.J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend“, München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Angsttraum eines Münchners

oder

Das neue Opernhaus

Anton Leidl

Mir wars gnua!

Ausgschloss'n

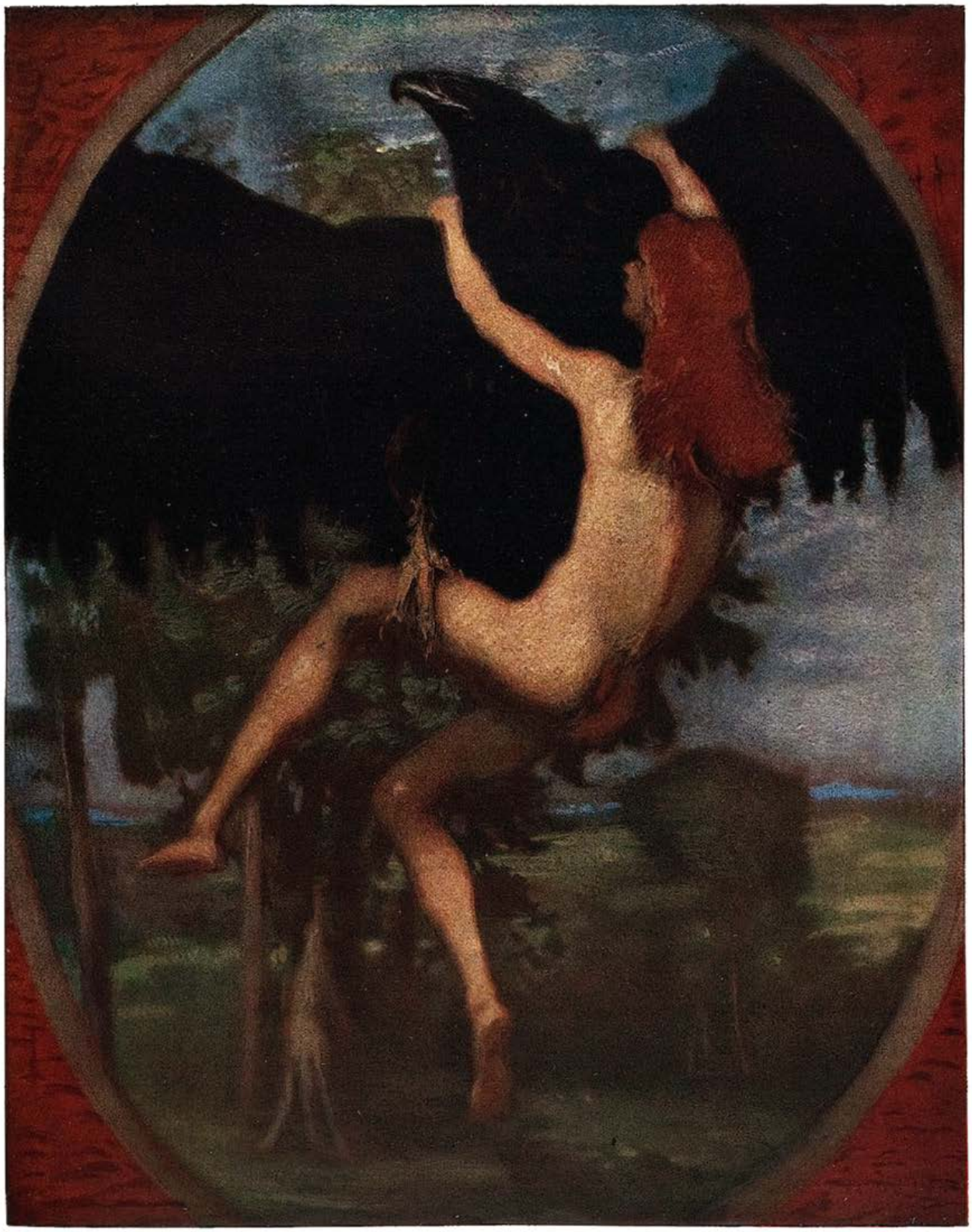
Net ums Verrecken!

Hilfe– Hilfe––

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 5



Ganymed

Hans v. Marées †

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / Nr. 5

DIE HKE.

Romantische Historie einer Kurz- und Kleinbahn

VON DIERKS PAULUN

I. Kampleven

Es war das furchtbarste Eisenbahnunglück, das man in der Gegend von Kampleven jemals erlebt hat. Man hatte dort vor diesem nämlich überhaupt noch niemals ein Eisenbahnunglück erlebt. Es war das erste und letzte Unglück der Heuscheede-Kamplevener Eisenbahn. Glücklicherweise hat es kein Menschenopfer gefordert. Ich sehe die Landschaft noch lieblich vor mir liegen: ein Fußpfad führte durch die grünen Wiesen in sanftem Schwung auf den fernen Heuscheeder Kirchturm zu. Sah man den Pfad näher an, so bemerkte man bald, daß er auf einem sogenannten Bahnkörper verlief. Die Fußgänger nahmen ihren Weg von Schwelle zu Schwelle, wenn sie in den Markt- und Kirchort mußten.

Zweimal täglich watete ein hochbeiniges Dampfroß durch das wogende Gras. Dann traten die begegnenden Fußgänger beiseite. Wenn sie den Zug überholten — aber das taten wirklich nur junge Leute auf dem Weg zum Heuscheeder Jahrmarktsball —, dann machten sie eben ein paar lange Schritte durch die Wiesen. Der Zug war kurz. Die Lokomotive zog nur zwei kleine Waggons hinter sich her. Im ersten standen Milchkannen des Großbauern Pötter, im zweiten saß er manchmal selber. Dann fuhr er in seinem Wagen hinter seiner Lokomotive auf seiner Bahn — und auch über seine Brücke.

II. Die Brücke

Die Brücke war ein ansehnliches Ding. Zehn Meter spannte der Bogen. Graublau gestrichen und braun gerostet lag das luftige Bauwerk in endlosen Wiesen und Feldern verloren da. Die Fußgänger waren böse auf die Brücke. Die Bohlen lagen weit auseinander, und wer etwa versuchte, seiltänzerisch auf einer Schiene dahinzuschreiten, verstieß gegen eine amtliche Vorschrift. An beiden Enden der Brücke standen Schilder mit der Aufschrift:

Fußgänger
Treppen benutzen!
(§ 17 PV. über d. Betr. a. d. HKE.)

In die Böschung waren dürftige Stufen gehauen, die man herabzurutschen und wieder emporzuklimmen hatte, wenn man nicht im Zug saß, wie Pötter. Von Treppe zu Treppe ging man über trockenen Sand, durch einen Graben, der schon eher eine Grube war. Es sah nicht aus wie ein natürlicher Graben. Es roch nach luftigen Projekten — es roch danach, daß die Brücke nur aus Spielerei gebaut und der Graben eigens zu diesem Zweck ausgehoben war.

III. Die Legende

Pötters zweiter Sohn hatte die Brücke gebaut. Zuerst hatte er nur die Bahn gebaut, und das Städtchen und das Dorf hatten mit Staunen gesehen, was so ein Pöttersohn zuwege brachte. Aber der Vater hatte nicht gestaunt. „Was ist das wert —" hatte er gebrummt, „so ein paar Schienen zu legen! Kannst du denn auch eine Brücke bauen?"

Und der Sohn hatte eine Eisenbahnbrücke gebaut. Der Vater hatte sie bezahlt. Aber der Junge war bald darauf nach Amerika gefahren. „Weil ihm seine Brüder das Leben schwer gemacht haben — mit seiner Brücke!" erklären die Nachbarn. Andere meinen, es wäre ihm eine Braut vor der Nase davongegangen. Und dann ist noch der schlaue Harder zu hören, der einen glatten Unfug behauptet: „Er wollte Bürgermeister von Heuscheede werden!"

IV. Kommunalhistorie

Sicher gab es mehrere Gründe. Mehrere Gründe für den Brückenbauer, daß er nach Amerika fuhr, aber auch schon mehrere Gründe für den alten Pötter, Bahn und Brücke überhaupt zu bauen. Einen Teil der Wahrheit kann man aus den Akten des Gewerbevereins von Heuscheede erfahren. Es läßt sich dort feststellen, daß vor fünfundzwanzig Jahren ein Streit zwischen den beiden Gemeinden entbrannte, in den die Provinzialregierung und der Landrat teils verschärfend, teils vermittelnd eingriffen. Die Provinz wollte den Kamplever Kirchenweg zu einer Straße ausbauen lassen. Die Stadt und das Dorf sollten je ein Drittel der Kosten beitragen. Pötter war damals Gemeindevorsteher und hatte es bei seinen Leuten schon durchgesetzt, als das Gerücht umlief, daß der Bürgermeister von Heuscheede nichts mit den Bauern von Kampleven zu tun haben wollte. Er hätte gesagt, er wollte kein Geld dafür ausgeben, daß noch mehr Pferdemist auf die Straße käme.

Da war es natürlich ausgeschlossen, daß die Bauern von Kampleven irgend etwas für die Verbindung mit Heuscheede bezahlten. Alle Vermittlungsversuche des Landrats und auch die freundschaftlichen Vorschläge des Heuscheeder Gewerbevereins, wo ein gebürtiger Kamplever, ein Vetter von Pötter, Vorsitzender war, wollten zu gar nichts fruchten. Die Bauern verschwuren sich, ihr Leben lang zu keiner Straße nach Heuscheede Geld zu geben und den Kirchenweg nicht mehr auszubessern. — Und dann sprang plötzlich die HKE. aus dem Faß, in dem man so lange herumgebuttert hatte:

V. Die Heuscheede-Kamplevener Eisenbahn

Jawohl, es war Pötter — Pötter, der Reiche, Pötter, der Sohn des Moorbauern, der den Sumpf ein wenig dräniert hatte, Pötter mit den vierzig fetten Milchkühen. Er kaufte einen Streifen Grund von seinem Vetter in der Stadt und einen Streifen Grund von dem Schwager dieses Vetters — und dann konnte er eine Bahn bauen vom Heuscheeder Staatsbahnhof bis zum Kamplevener See, ganz auf eigenem Grund und Boden. Er baute. Vielmehr, er ließ bauen. Sein Sohn war Eisenbahningenieur geworden und hatte ihn wohl auf den Gedanken gebracht. „Deine Bahn!" soll der Vater gesagt haben, „dein Erbteil!" — das Geld kam von der gestorbenen Mutter, sagen die Nachbarn.

Pötter gründete die HKE.-Betriebsgesellschaft. Wieder war es der Gewerbeverein von Heuscheede und die Gemeinde Kampleven, die das Unternehmen trugen. Sie übernahmen für billige Pacht eine fertige Eisenbahn samt Brücke, Lokomotive und Wagenpark (bestehend aus einem Personen- und einem Güterwaggon).

Ob es sich lohnte? Manche in der Stadt hielten Pötter für einen Narren. Die Bauern fragten nicht. Pötter mußte es wissen. Er war nicht der Mann, sein Geld zu vertun. Die Betriebsgesellschaft war als vorläufige Gründung gedacht. Ein Bauerndorf ohne Straße kann einer Kleinbahn schon etwas zu verdienen geben. Es war ein Lokomotivführer da, der alles Technische, und ein Schaffner, der alles Geschäftliche besorgte. Die Strecke hatte vier Haltestellen: Heuscheede-Bahn, Heuscheede-Markt, Kampleven-Moor und Kampleven-Kamp, aber die Strecke war nicht lang. Viele Kohlen fraß die Lokomotive nicht.

Straße im Moor — H. Mayrhofer-Passau

VI. Neue Ära

Aber den Bürgermeister von Heuscheede fraß die HKE. Die Einweihung gab einen Skandal. Der Bürgermeister trat kurz vorher eine Dienstreise an. Pötter und ganz Kampleven strahlten, als der beliebte Landrat für den Flüchtigen einsprang. Ihm zu Ehren gab es eine Feuerwehrübung, bei der „Landrat Korl" seine geflügelten Worte gesprochen hat. Er stand während der Übung mit dem Pastor an einem Strohdachhaus, und stieß ihn in die Seite: „Paster, steek de Kat man an; wüllt mol sehn, wat se künnt!"

Die Heuscheeder empörten sich indessen über ihren Bürgermeister und jagten ihn davon. „Es war ein arroganter Jurist!" sagte der Rentmeister Schnell. „Es war ein Hampelfatzke!" sagte der Meiereigehilfe Jochum. Und dann wurde der Führer der Opposition, der Vorsitzende des Gewerbevereins, Pötters Vetter zum Bürgermeister gewählt. Aber der davongejagte Bürgermeister steckte sich hinter die Provinzialregierung, und die Stadt bekam einen neuen Juristen verschrieben. Die Wogen der Erregung wollten gerade beginnen, hoch zu gehen, da entpuppte sich der neue Mann als Freund des Fortschritts sowie der Bauern. Er erklärte sich bereit, der Bahn jede Förderung angedeihen zu lassen, und die Stadt übernahm die Aktien des Gewerbevereins. „Später mehr!" sagte der Bürgermeister, als er unterschrieb. Dann wird er wohl andere Sorgen gehabt haben. Aber die Bahnbetriebsgesellschaft ließ ihren Zug hin- und herlaufen und setzte nichts dabei zu. Wie es mit Pötters Zinsen stand, kann uns gleich sein, wie es auch den Bauern gleich war. Aber sein Hof blühte mehr denn je. „Der Narr!" grunzte der Direktor der Sparkasse. „Der Schlaukopf!" grinste der Direktor der Meierei.

VII. Luftige Projekte

Die HKE. hatte den Krieg und die Inflation überdauert. Da besann sich der Bürgermeister von Heuscheede auf sein Wort „Später mehr" und beschloß, etwas zu tun. Der Gewerbeverein hatte in geheimen Beratungen einen großen Plan ausgeheckt und durchberaten. Man wollte einen Flughafen und ein Stadion bauen. Der Bürgermeister wurde unterrichtet, da er die Kredite beschaffen sollte. Und während sich der Verein um den Ankauf des Flughafengeländes auf dem Kamplevener Kamp und des Stadiongrundstücks zwischen Heide und Moor, neben Pötters Hof, bemühte, beauftragte der Bürgermeister einen großstädtischen Makler, sich unter der Hand nach den Preisen dieser Grundstücke zu erkundigen. Im Rat der Eingeweihten wurde erwogen, ob sich die Beteiligung von Heuscheede an der Kamplevener Kleinbahn nicht vielleicht in bares Geld verwandeln ließe. Der Wert der Eisenbahn würde zwar durch die Errichtung der neuen Anlagen unerwartet steigen, aber vielleicht konnte man ja durch Aussprengung von Gerüchten den Kurs der Aktien schon jetzt in die Höhe treiben.

Man sprengte also mit großer Geschicklichkeit Gerüchte aus. Was man in die Höhe trieb, war leider zunächst nicht der Wert der Aktien, sondern der Preis für den Boden, den man kaufen wollte, bisher öde Sumpf- und Heidestriche, jetzt aber goldhaltige, zukunftsträchtige Krume.

VIII. Pötter

Der Großbauer Pötter war ein altes Männchen geworden. Den Hof besorgte ein Verwalter. Der ältere Sohn war gestorben, der jüngere seit dem Krieg in Amerika verschollen. Aber Pötter gab das Spiel nicht auf. Als ihn sein Nachbar fragte, was er für die öde Heide nehmen sollte, die der Makler kaufen wollte, da sagte er geheimnisvoll: „Mein Junge gibt dir viel mehr dafür!" und dann fuhr er selber in die Stadt, um seine HKE. zu verkaufen. So half er, den Boden unerschwinglich und die Bahn unverkäuflich zu machen. Die Stadt und der Gewerbeverein gaben ihre Pläne auf, alles blieb beim alten.

IX. Jubiläum

Der bekränzte Zug mit dem Landrat, mit Pötter, mit dem Bürgermeister, dem Pastor, dem Gewerbevereinsvorstand und dem weißhaarigen Personal kam langsam von Heuscheede durch die Wiesen gekrochen. Ein Stück vor der Brücke stand Pötter auf und ging an die Tür. „Ut-

Vor dem Spiegel **Adolf Münzer**

stiegen!" sagte er, und dann sprang er ab. Alle folgten seinem Beispiel, auch der Lokomotivführer.

X. Die Katastrophe

„Ick hebb keen Luß mihr!" sagte Pötter, da stürzte die Brücke um und der Zug fiel in die Sandgrube. Das Dampfroß kam auf die Beine zu stehen, und weil sie im Sand feststaken, schrie es seinen Zorn zum Ventil heraus. Die bekränzten Wagen lagen regungslos daneben. Das war das Unglück, das schwerste Eisenbahnunglück, das man in der Gegend um Kampleven und Heuscheede jemals erlebt hat.

XI. Die Ursache

Während die Männer auf die Unfallstätte zuschritten, kam ein Mann über die Felder gelaufen, der ein Stück Holz in der Hand schwenkte. Sein abgerissener Habit war der eines Landstreichers. Atemlos rief er den Männern zu: „Entschuldigen Sie, ist das Ihr Zug?" — und, vom Pastor an Pötter verwiesen: „Entschuldigen Sie, war das Ihre Brücke?"

— — — — — — — — —

„Ich wollte mir ein Feuerchen anmachen, und weil ich nicht genug Holz fand, habe ich ein Stück von dem Schild mitgenommen!" stammelte der Vagabund und hob ein Brett vor Pötters Augen.

Fußgänger

stand darauf.

Die Männer sahen sich betroffen an. Dann blickten sie dorthin, wo vor wenigen Minuten noch das luftige Bauwerk der braunblaugrauen Brücke gestanden hatte. Da ragte ein Schild in den blauen Himmel, auf dem geschrieben stand:

Treppen benutzen!
(§ 17 PV. über d. Betr. a. d. HKE.)

XII. Ende

„Deine Bahn!" sagte Pötter, „dein Erbteil, Junge!"

Da rieb sich der Vagabund die Hände und sagte: „Ich wollte nur einmal ausprobieren, ob sich die Lokomotive nach dem Paragraphen richten würde."

DAS ENDE

VON HANS PRÜFER

Seit mehreren Wochen lag ein schwerer Druck über den Menschen. Sie gingen umher wie im Traume, fuhren zuweilen in nervöser Schreckhaftigkeit auf. Unerklärlich war besonders die allgemeine Verbreitung dieser krankhaften Erscheinung. Es war keine gewöhnliche Gereiztheit; nie war man versöhnlicher gestimmt als in diesen Tagen, niemals hatte eine solche Verbundenheit bestanden. Die Schranken des Besitzes und der Bildung fielen; es gab keine Parteien mehr, keinen Disput, keinen Zwiespalt irgendwelcher Art. Gespräche verstummten, weil sich kein Zuhörer fand; wer sprach, dem winkte man zu schweigen. Gewitterschwüle lastete über allem. Handel und Wandel stockten. Besonders energische Naturen rafften sich zu schwächlichen Taten auf, um bald wieder in dumpfe Untätigkeit zu versinken. Sogar die Tiere schienen unter dieser Stimmung zu leiden. Es war, als ob die Menschheit mit innerlich verschärften Sinnen auf irgendein fernes, dem Ohre noch nicht vernehmbares Grollen lausche. Kein Zweifel war möglich: Unerhörte Dinge bereiteten sich vor! Das Schlimmste war, daß man nicht einen einzigen vernünftigen Grund anzugeben wußte für diese unerträgliche Spannung, die endlich — es war am 10. August — in eine tödliche Angst hineintrieb. — —

An diesem Tage stellte man fest, daß der Kalender nicht mehr stimmte! Es waren anfangs nur Minuten, um die es sich handelte. Nur die Astronomen und die Bauern auf dem Lande fanden Unterschiede zwischen Uhr- und Sonnenzeit. Als diese unwahrscheinliche Nachricht in den Blättern auftauchte, fand sie überraschenderweise sofort Glauben; ja es ging trotz der Schrecklichkeit dieser Meldung fast wie ein Aufatmen durch die Welt, aber nur für einen Augenblick. Allmählich erstickte auch der letzte Zweifel. Irrtum war ausgeschlossen: Die Tage wurden nicht kürzer, sondern länger!

Am 20. August stand die Sonne bereits wie am Johannistage. Die Menschen blieben nachts im Freien und erwarteten, zu Tausenden vor den Toren der Stadt versammelt, in tödlicher Sorge den Morgen. Die Augen von Schlaflosigkeit entzündet, fieberten sie dem großen Gestirn entgegen, das von Tag zu Tag weiter rückte und am 1. September im Norden aufging.

In den Nächten tauchten am Sternenhimmel Meteoren und Kometen auf, die in rasender Eile über das Firmament jagten und gespenstisch verlöschten. Der Mond veränderte zusehends sein Gesicht, ohne Zweifel kehrte er der Erde die andere Seite zu! Das fahle Licht des Satelliten, sein fremdes Antlitz goß Grauen in die Seele der verstörten Kreatur.

Wortlos starrte die Menge das schreckliche Schauspiel an. In den Lüften kamen riesige Züge von Vögeln, die mit heiseren Angstrufen nach Osten zogen. Die ganze Nacht konnte man das Geschrei dieser in ihren Instinkten betrogenen Tiere hören.

Hirsche, Rehe und Hasen traten aus ihren Wäldern hervor; sie suchten Schutz und Hilfe bei dem Erbfeind. Man konnte sie mitten unter der Menge sehen und niemand wunderte sich darüber. Maulwurf, Maus und Hamster kamen aus ihren Verstecken und hockten still und ratlos neben Katze, Hund und Fuchs. Nach kurzer Zeit war ihr Fell ebenso weiß wie das Haar selbst der jüngsten Leute in diesen Tagen.

Am 10. September stellten Astronomen mit Hilfe der photographischen Platte einen neuen, gewaltigen Himmelskörper in unmittelbarer Nähe der Erde fest, der nur darum von niemand gesehen werden konnte, weil er nur ultraviolettes Licht ausstrahlte. Augenscheinlich nahm er die Erde ins Schlepptau, riß sie unwiderstehlich hinaus in die unfaßbaren Weiten des grenzenlosen Raumes, ein verwerflicher, scheußlicher Raub! Alle Weisheit der Welt versagte; der Gelehrte blieb dem Unwissenden, der Vater dem Kinde den Trost schuldig. —

Am 15. September ging die Sonne nicht mehr unter. Sie kreiste als feuriger Ball am Himmel, aber es gebrach ihr an Kraft. Tags darauf konnte sich niemand mehr der Beobachtung entziehen, daß ihre Scheibe trüber wurde, was vielleicht auf beginnende Bewölkung zurückzuführen war. Aber am nächsten

IM ANFANG

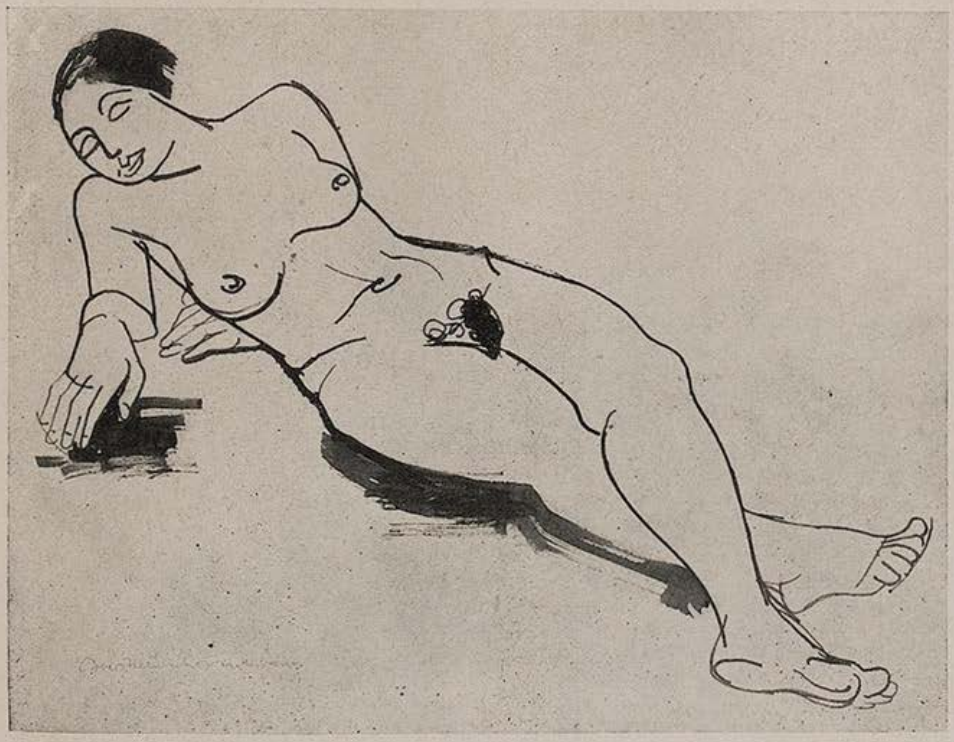
Von Paul Weber

Blitze spalten Wolkenschollen,
Die sich stoßen, drängen, treiben!
Donner rollen nach und grollen:
Raum! Das Licht muß Sieger bleiben!

Wipfel schwanken und gewähren
Blaue Wunder, glanzerschrocken;
Aus der Heiterkeit der Sphären
Läuten helle Vogelglocken!

Hügel schwellenden Ergusses
Wiegen sich in lauer Frische,
Gängeln keck des jungen Flusses
Schwall und tausend Silberfische.

Strahlend über Wolken schnellt
Glück in Zweier Schoß hinunter!
Rings im Überfluß zerschellt,
Blüht es bunt und immer bunter!



Liegende — F. Nachbauer

Die Bettelsuppe · Hugo Troendle

Tage mußte die letzte Hoffnung begraben werden: Das Bild der Sonne begann einzuschrumpfen. O Grauen ohne Maß: Sie läßt uns im Stich, geht auf und davon!

Auf Erden herrschte völlige Stille, es regte sich kein Hauch. Urweltliches Frösteln zitterte durch die Welt. Im Angesichte eines unabwendbaren Massentodes ergriff die Menschheit wilde Lebensgier. Ein jeder trachtete danach, sich zu vollenden, wie ihn die Natur gebildet hatte. Die Kultur versank, die nackte Natur triumphierte. Die Erde ward ein Sodom, sie spie ihren Geifer aus. Schamlos enthüllten sich die dunklen Winkel der Seelen, sich ihrer Wollust brüstend. Lasset uns schweigen von den schauerlichen Szenen, aus der Tierheit menschlichen Wesens geboren. Eros wütete in Blut und Brand, letzten Genuß findend in geiler Vernichtung! —

Es war, als ob die alte Erde vor ihrem Ende noch einmal ihre Vergangenheit durchträume. Sie war urplötzlich bevölkert von tollen Gestalten, die geisterhaft umgingen und in Nichts zerflatterten, wenn man sie greifen wollte. Man sah Napoleon Heerschau halten und gleich darauf rauchten allenthalben die Scheiterhaufen der Inquisition. Sie vergingen und an ihrer Stelle tauchten in rascher Folge die Schatten des Rittertums und der Völkerwanderung auf. Kaiser Friedrich, der herrliche Staufer, kam und ging, ihm folgte ein wilder Zug von Hunnen, von Attila geführt. Sodann konnte man in riesigen Wäldern unsere Altvordern sehen, wie sie den Wisent niederrangen. Endlich erschien ein menschenähnliches Wesen mit tierischen Zügen und katzenhaft schnellen Bewegungen inmitten einer fremdartigen Welt. Ungeheure Fabelwesen, die Tierkolosse der Vorzeit zeigten sich den entsetzten Blicken der Menschen, die zwischen Traum und Wirklichkeit keine Brücke mehr fanden: Die Erde durcheilte den Raum mit einer Geschwindigkeit, die tausendfach größer war als die des Lichtes. Sie überholte die Lichtstrahlen, die vor Jahrtausenden abgesandt, im unendlichen Raume ein unwirkliches Dasein führten.

Den erhabensten Geistern aber enthüllten sich in diesen Tagen die letzten Dinge. Dämonen hockten allenthalben, in chaotischem Durcheinander; über allem ein Wesen, riesig, von ungewisser Form, aber durchaus menschenähnlich. Es vergnügte sich damit, die Menschen an tausend Fäden zu zerren und nach Belieben zu zertreten, ohne daß diese Insekten ein Organ, es wahrzunehmen, besessen hätten. Sah man genauer zu, so entdeckte man, wie sich endlose Ketten von Ursache und Wirkung in bestimmten Punkten schnitten, die der Mensch mit dem Namen „Zufall" belegte. Nach strengen Gesetzen rollten diese Vorgänge ab und es zeigte sich, daß nicht der Zufall, sondern die Menschheit blind gewesen war. Sie war es noch immer, von einigen Auserwählten abgesehen.

Dennoch leuchtete in der kosmischen Dämmerung ein matter Schimmer eines fernen Lichtes, das unmerklich an Kraft gewann und von unbeschreiblicher Reinheit war. Adepten letzter Weisheit fühlten gläubig seine Wirkung; es deckte mit sanfter Stärke alle Greuel der Vernichtung, erwies sich mächtiger als alle Schatten. Es erschloß ihnen den Sinn des Lebens, Beethovens Sonaten ertönten ihnen, göttliche Freude füllte ihre Herzen. Voll ehrfürchtiger Scheu lobten sie die Gottheit, die sich endlich den Schleier zu lüften anschickte, der diese Welt des Scheins verhüllt. —

Die Zeit verlor ihren Sinn, niemand zählte mehr die Tage, als das Letzte eintrat, das auch die stärksten Seelen an den Rand des Abgrunds führte: Die Schwerkraft der Erde ließ zusehends nach, unaufhaltsam, unerbittlich! In stummer Verzweiflung klammerten sich die Menschen an Bäume und Steine. Vergeblich! Mutter Erde starb, sie vermochte ihre Kinder nicht mehr zu halten. Kleine Kinder rissen Bäume aus, trugen zentnerschwere Steine auf den Armen.

Die Oberfläche der Erde begann ein gespenstisches Leben zu entfalten. Uralte Felsen neigten sich, sanken weich und lautlos um. O erbarmungslose Gottheit! Diese stumme Vernichtung, diese weiche Fäulnis von Eisen und Erz war schrecklicher als alles andere! Die Fluren krümmten und kräuselten sich kränklich wie die Lippen Todgeweihter. Am westlichen Himmel stand eine kleine, blutrote Sichel: Die Sonne. Ewige Dämmerung sank herab. Der letzte Tag des Lebens sah noch drei Lebende auf ödem Sand, der zu ihren Füßen kleine Wellen warf wie ein Teich vor dem Gewittersturm. Aus nächtlichen Fernen nahten riesige Schatten auf dunklen Rossen. Es kamen die apokalyptischen Reiter, voran der Tod mit schwarzen Schwingen. Die Angst meiner Seele aber befreite sich in einem letzten, gewaltigen Schrei — — — und dann war alles wie vorher.

Aus Schulaufsätzen

Schwerkraft ist etwas, was, wenn es sie nicht gäbe, uns alle davonfliegen ließe. Sie lehrt uns, warum ein Apfel nicht in den Himmel fliegen kann. Sie tritt hauptsächlich im Herbst in Erscheinung, wenn die Apfel von den Bäumen fallen.

*

Ein Skelett ist ein Mann mit der Innenseite nach außen und der Außenseite weg.

*

Manche Kühe sind bösartig, besonders der Stier.

*

Pilze wachsen immer an feuchten Stellen. Deshalb sehen sie wie Regenschirme aus.

*

Ein Kreis ist eine runde Linie mit keinen Knicken. Sie läuft so ineinander, daß man nicht sehen kann, an welcher Stelle sie anfängt.

*

Ein Pessimist ist ein Mensch, der nur glücklich ist, wenn ihm elend zumute ist. Selbst dann fühlt er sich nicht wohl.

*

Homer ist nicht von Homer verfaßt, sondern von einem anderen Mann dieses Namens.

*

Poesie ist, wenn jede Zeile mit einem großen Buchstaben anfängt.

*

Der Rhein fließt bis Basel waagrecht und dann senkrecht.

*

Schwarze Wolken entstehen dadurch, daß schmutziges Wasser verdunstet.

Die Sonne geht im Westen unter und saust nach Osten herum, damit sie am nächsten wieder rechtzeitig aufgehen kann.

*

Afrika wird der schwarze Erdteil genannt, weil dort die Neger schwarz sind.

*

Die Katze ist ein Vierfüßler, weil sie die Füße, wie gewöhnlich, an den vier Ecken hat.

*

In Holland benutzt man die Wasserkraft, um Windmühlen zu treiben.

*

Mandolinen sind hohe Beamte in China.

Der Wald schläft

Von Fred Endrikat

Friedlich schläft der Winterwald.
Rauhreif glitzert an den Fichten.
Märchen werden zur Gestalt,
und es leben Spukgeschichten.

Ruprecht steigt herab ins Tal.
Unter teif verschneiten Tännchen
stapft der alte Rübezahl,
trippeln kleine Wichtelmännchen.

Brombeerstrauch und Seidelbast
schlummern an der Haselhecke.
Eichkatz träumt auf einem Ast
unter weißer Daunendecke.

Buchen ragen stark und alt
aus dem Schnee, wie Patriarchen.
Friedlich schläft der Winterwald —
und man hört die Bäume schnarchen.

Splitter

Von Johann Diedrich Warnken

Um nach seiner Lebenserfahrung zu handeln, bedarf es oft großer Selbstüberwindung.

*

Für den geistigen Menschen gibt es keine wirkliche Erholungszeit.

*

Eine Frau kann von einem Manne nie so gehaßt werden wie von einer Frau.

*

Manches Genie ist an dem Bedürfnis nach „Bildung" zu Grunde gegangen.

*

Ein Leben voll Freude ist meist ein Leben ohne Inhalt.

*

Beneidenswert, wer nach einer Enttäuschung sich damit zu trösten vermag, um eine Lebenserfahrung reicher zu sein!

*

Angeborene Unordnung pflegt durch ein gutes Gedächtnis ausgeglichen zu sein.

*

Die Quelle der Lüge heißt Furcht.

*

Jeder Künstler, dessen Wille stärker ist als seine Kraft, geht an der Kunst seelisch zu Grunde.

*

Wer nie Fesseln trug, weiß nicht, was es heißt, frei zu sein.

Bei Oberföhring — Alois Seidl

Alfred Grünwald:

DER MARQUIS UND DIE WÖLFE

Aus dem Portal fiel das Licht auf den Schnee und in die Flocken des Schnees, und das zierlich geschmiedete Torgitter warf einen ebenso zierlichen und noch dazu sich fortwährend bewegenden Schatten; denn es war eine stürmische Nacht, und die Kerzen im Flur des Schlosses bewegten sich auch.

Sie bewegten sich besonders heftig und verloschen beinahe, als der Lakai die Glastüre öffnete und zur Seite trat, um den Marquis an sich vorbeizulassen. Dieser, von schlankem Wuchs, war in einen dicken Pelz gehüllt, dessen Haare nach innen gingen. Alles übrige an ihm bildete zu diesem schwerfälligen Mantel einen Gegensatz: Der kleine Dreispitz, seine scharf gebogene Nase, die allein von seinem schmalen Gesicht in der Dunkelheit zu erkennen war, und das dünne Stöcklein in seiner Hand, das oben in einem elfenbeinernen Kopf des Merkurius endete.

Der Lakai hatte ihn überholt und das Gitter aufgerissen, und nun eilte er auch schon auf den Schlitten zu, um den Schlag zu öffnen. Die Pferde, es waren glänzende Rappen mit langen dunkelroten Decken und hellroten Federbüschen zwischen den Ohren, standen bis zu den Fesseln im Schnee. Der Kutscher aber saß als eine riesige unförmliche Masse auf dem Bock und schlief.

Der Marquis nahm nun Platz, der Lakai bedeckte ihn nochmals mit einem Felle und schlug das ovale Türchen zu. Die Pferde zogen von selber mit einem Ruck an, so daß Theophile, so hieß der Kutscher, ohne seine hohe Rückenlehne gewiß nach hinten gefallen wäre. Obgleich der Marquis gerade aus sah, verneigte sich der Lakai tief. Als aber der Schlitten schon in einiger Entfernung war, schüttelte er den Kopf und ging trotz der Kälte nur langsam wieder in das Schloß.

So glitt nun das Gefährt durch die Nacht, in der außer dem Schnauben der Pferde, dem Ächzen der Kufen und des Leders und dem Klingen der Glöckchen an Zügel und Zaum nichts zu hören, und außer den dicht fallenden Flocken auch nichts zu sehen war. Denn das Glas der Laterne neben dem Bock war angelaufen und ihr Schein matt.

Der Weg führte in sanften Windungen durch den Wald, immer durch den Wald, und die Pferde zogen, ohne vom Kutscher geleitet zu werden, gleichmäßig weder langsam noch schnell dahin. Der Marquis lag zurückgelehnt und befand sich in seinem traumartigen Zustand schon am Ende der Fahrt. Er hatte bereits die feine Musik in den Ohren, der Graf unterhielt ein exzellentes Orchester, seine Augen schlossen sich vor den vielen Kerzen in dem Saal, an dessen Eingang, auf einem kleinen weißen Stuhle, umringt von dem Kranz ihrer Kavaliere, dem dicken Chapeau, dem lächerlich steifen Docini, dem riesigen Belmonte und d'Argente, der schlechte Verse machte und die Stimme eines Raben hatte — in deren Mitte also er sie sitzen sah, die Dame des Hauses.

Er sprach ihren schönen Namen zweimal vor sich hin; und er wunderte sich, er, der doch gewiß kein Knabe mehr war, daß ihm das Herz dabei stärker schlug. Er wird rasch in den Saal treten, der Kranz der Kavaliere wird sich öffnen, und sie wird ihm ihre schmale Hand reichen, daß er sich darüber beuge. Und wenn er sich wieder aufrichtet und sie einen Augenblick lang einander ansehen, wird sie sagen: Mein lieber Freund, es ist schön, daß Sie gekommen sind.

Ihre Augen aber würden unendlich mehr sagen. —

Das Sattelpferd mußte von etwas erschreckt geworden sein, denn es tat einen Satz zur Seite und der Schlitten erhielt so einen Stoß nach links und nach rechts. Der Marquis zog die Decke dicht um den Leib und sah auf. Die Finsternis ließ ihn den breiten Rücken des Kutschers übergroß erscheinen.

Es schneite und stürmte nun nicht mehr, und man konnte die Äste der nächsten Bäume, die sich unter ihrer schweren bleichen Last senkten, erkennen. Manchmal strich der Schein der Laterne über eine offene Stelle, gleichsam ein Loch in dem dichten Gestrüpp, wo vielleicht eine Sau durchgebrochen war. Dann wieder gab ein morscher Ast nach und der Schnee fiel, andere Äste durchbrechend und in der Stille umher mit einem prasselnden Laut, zu Boden. Das wird wohl auch das Sattelpferd so erschreckt haben, sagte sich der Marquis, und überließ sich von neuem seinen süßen Gedanken.

Er sah sich nun plaudernd mit ihr in dem Saal umhergehen, dessen Spiegelwände ihm ihr Bild entgegenwarfen. Er fühlte, wie zwischen dem nichtigen Spiel der Worte ihre Herzen die unsagbar feinen Fäden schlugen, die doch stärker als die Ketten ziehen, an die man die Rüden koppelt. Parbleu, sagte er laut, wie ich verliebt bin.

Seine gebogene Nase war von der Kälte ungemein rot geworden, und er schneuzte sich eben, als diesmal das Zaumpferd scheute und einen solchen Satz zur Seite machte, daß der Schlitten geradezu sprang. Der Marquis fiel gegen die Rücklehne und streckte die Beine einen Augenblick lang in die Höhe.

Auf so plötzliche Weise aus dem Gleichgewicht gebracht, umschloß er sein Stöcklein wie ein Florett und sah vorsichtig um; denn er merkte nun auch, daß sich etwas Gefährliches begeben würde.

Er erblickte, und diesen Augenblick lang stockte ihm der Atem und der Mund blieb ihm offen, in der Spur des Schlittens zwei, drei oder wieviele in der Finsternis kaum noch erkennbare Körper, Wölfe, die mit der Nase am Boden einhertrabten. Sie liefen ähnlich wie Menschen, die in tiefe Gedanken versunken sind. Anscheinend war der Hunger über ihre Feigheit noch nicht Herr geworden. Das hinderte sie aber nicht, sich auf alle Fälle dem Schlitten zu nähern.

Der Marquis berechnete rasch und klar, wie man in der Angst zu denken pflegt, daß sie noch eine halbe Stunde bis zum Schloß der Gräfin zu fahren hätten. Seit Jahren hatte sich kein Wolf mehr in der Gegend gezeigt, nun mußte sie der Teufel wieder herführen. Er trug nichts Waffenähnliches bei sich, es blieb also nur die Schnelligkeit der Pferde. „Theophile" rief er den Kutscher zu, „wach auf, mein Sohn!" Aber der riesige Körper auf dem Bock bewegte sich nicht, und die Pferde, so unruhig sie waren, wurden es noch mehr dadurch, daß sie keine Hand über sich fühlten.

„Theophile!" schrie er zum zweitenmal, „daß dich die Wölfe fräßen, so wach endlich auf!" Als der Kutscher immer noch nicht hörte, beugte er sich vor und erblickte im Schein der Lampe ein Gesicht, das ihm nun wieder einen Schreck in die Glieder jagte. Nicht weil es entstellt gewesen wäre, im Gegenteil zeigte es die friedlichsten Züge. Theophile schlief in der Tat, und der Geruch, den er ausströmte, erinnerte stark an den von Wein und Branntwein.

Das erste, was der Marquis tat, war, daß er seinen Stock umkehrte und den elfenbeinernen Kopf des Merkurius in das breite Gesicht des Kutschers sausen ließ. Das lief zwar davon blau an; aber der Mann selbst, nachdem er einen grunzenden Laut ausgestoßen hatte, verfiel wieder in kräftiges Schnarchen und schien damit seine Entschlossenheit anzudeuten, sich von keiner Macht der Erde seinen seligen Schlummer rauben zu lassen.

Die Wölfe waren nun bereits nahe genug, daß man ihre schrägen, manchmal wie glimmenden Augen und ihren dampfenden Atem sehen konnte. Die Pferde aber setzten sich in einen hastigen und doch gar nicht

Säger — Ed. Braun

Eine Reise ohne Unkosten

Der große französische Satiriker François Rabelais (1495—1553) geriet auf seiner Reise von Rom nach Paris in arge Geldverlegenheit. In Lion, wo er seit geraumer Zeit in dem teuersten Gasthof wohnte und es den Wirt sehr befremdet hatte, daß ein Mann wie er zu Fuß gekommen war, wußte er sich kaum mehr Rat. Da kam ihm ein rettender Einfall. Er füllte mehrere Papiere, die er nach Art der Apothekerpulver kniffte, mit gestoßenem Zucker und versah sie mit den Anschriften: Gift für den König; Gift für die Königin; Gift für den Dauphin usw. Dann sorgte er dafür, daß ein Diener des Gasthofes die Päckchen erblickte. Alles kam nun wie er wollte. Der Diener glaubte, der Gast wolle die ganze königliche Familie vernichten, und teilte seine Entdeckung sofort dem Wirt mit, der eiligst den Präsidenten benachrichtigte. Die Folge war, daß Rabelais verhaftet und unter starker Bedeckung nach Paris gebracht wurde. Auf der Reise behandelte man ihn mit größter Rücksichtnahme, weil er geschickt den Anschein zu erwecken wußte, daß er der Träger großer Geheimnisse sei. In Paris angekommen, klärte er alles auf. Zum Beweise seiner Angaben verschluckte er vor den Augen seiner Ankläger die sämtlichen Pulver. W.

Hegenbarth

„Drei Redoutn und fünf Bäll an oanm Tog — i sags ja alleweil, der Fasching ghört unter ‚Sportnachrichten'!"

---

flotten Lauf, sie strauchelten in Vertiefungen unter dem Schnee, schienen vor aus der Finsternis tretenden Bäumen zu erschrecken und schnaubten aufgeregt. Ihre Kruppen glänzten von Schweiß.

Den Marquis durchfuhr blitzschnell eine Reihe unzusammenhängender Gedanken. Bald sah er sich bei fröhlichem Gelage, den Becher in der Hand einen voll Jubel aufgenommenen Trinkspruch tun. Dann brach er in tollem Ritt hinterm Hirsch durchs Gehölz, und dann wieder sah er einen Schlitten von großer Pracht, mit goldenen Engeln und brokatenen Tüchern geschmückt, über den in der Sonne blitzenden Schnee gleiten, und viele Herren, aus ihren Pelzen sahen die Spitzenkragen hervor, ritten nebenher. Einer der Reiter und dem Schlitten zunächst war er selber.

Die Wölfe waren nun auf dreißig Schritte herangekommen. Sie rochen an der Spur und schienen immer noch unschlüssig. Nun rückten aber die hinteren in eine Reihe mit dem, der an der Spitze war, sie drängten sich vor, und so wuchs auch ihr Mut und ihr Hunger nach warmem Fleisch. Der Marquis beugte sich vor und versuchte die Zügel zu erfassen, die neben dem Kutscher an einen Handgriff gebunden waren. Aber Theophiles riesiger Körper hinderte ihn daran. Er fühlte, wie die seidene Weste, die er unter dem blauen Rock trug, feucht wurde, und auch die Haare brannten ihm unter dem Dreispitz, so sehr strengte er sich an. Da, als er eben den Riemen von dem metallenen Griff gelöst und so die Pferde in der Gewalt hatte, vielleicht waren seine Finger von der Kälte klamm, entglitten ihm die Zügel. Die Pferde, so auf einmal des gewohnten Trensendruckes ledig, sprangen und schlugen aus, das rechte verwickelte die Hinterhand in den Riemen und hielt zitternd an, während das andere es vergeblich weiterzuzerren suchte. Der Schlitten stand.

Die Wölfe zögerten. Der Marquis konnte nun schon ihr Keuchen hören und in ihren Rachen sah er die blinkenden Zähne. Aber er wußte nun schon, was er zu tun hatte.

Er nahm den Dreispitz, der ihn drückte, ab und legte ihn auf den Sitz. Dann richtete er sich auf, blieb einen Augenblick ohne Bewegung und stieß plötzlich mit einer Wucht, die man seinem schlanken Körper nicht zugetraut hätte, den Kutscher vom Bock. Der zerbrach im Fallen die Laterne und schien durch den kalten Stoß, den er beim Aufschlagen vom Schnee erhielt, ernüchtert zu werden. Denn er fluchte und wollte sich schwerfällig aufraffen.

Aber da war der Marquis schon aus dem Schlitten gesprungen, hatte geschickt das Pferd aus der Schlinge gelöst und saß auch schon wieder auf dem Bock und feuerte die Tiere mit Rufen und Peitschenknallen an. Die Pferde stutzten zuerst, doch als sie fühlten, daß der Herr selber die Zügel führte, legten sie sich ins Geschirr, daß der Schnee stob und die Glöcklein an dem nun viel leichteren Schlitten klingelten.

Die Lakaien im Schloß der Gräfin wunderten sich, als sie das Gefährt mit dem so vornehmen Kutscher, mit schweißbedeckten Rappen und mit zerbrochener Laterne vorfahren sahen. Der Marquis befahl ihnen kurz, für die Pferde, denen er im Weggehen den Hals klopfte, zu sorgen und betrat rasch das Schloß und den Saal. Der Kranz der Kavaliere öffnete sich sogleich, die Gräfin reichte ihm ihre schmale Hand, daß er sich darüber beuge, doch als er sich wieder aufrichtete und sie einen Augenblick lang einander ansahen, erschrak sie plötzlich und rief: „Aber Herr Marquis, Sie bluten ja." Er warf einen raschen Blick in den Spiegel und entdeckte, daß er über der rechten Braue eine kleine Schnittwunde trug. „Es ist nichts", antwortete er lächelnd, „meine Schlittenlaterne ist an einem herabhängenden Aste zersplittert. Der Weg zu Ihnen war sehr lang, Komtesse."

Und nun widerfuhr ihm das Glück, daß ihm die Gräfin selber einen kühlen Verband um die Stirne legte.

Vom hohen Olymp!

Anton Leidl

„Ein Kranz ist gar viel leichter binden — als ihm ein würdig Haupt zu finden"

Goethe

Kein Wunder

Karl, ein kleines Bauernbürschchen findet sich in der Welt der Zahlen gar nicht zurecht. Rechnen ist ihm wirklich trotz aller Bemühungen des Lehrers ein Buch mit sieben Siegeln. Und nun gar die Regedetri, angewandte Aufgaben aus dem Leben der Kinder, macht ihm viel Beschwer. So gibt der Lehrer die Aufgabe: „Wieviel Geld verdient ihr euch, wenn ihr in den Wald gegangen seid und habt alle zusammen 25 Pfund Heidelbeeren gepflückt, und ihr bekommt für das Pfund 28 Pfennig?" Schnell sitzt alles über dem Buch und schreibt, und nach und nach melden sich alle, um die Lösung anzusagen. Nur Karl schwitzt noch über dem seinigen. Trotz wiederholter Aufmunterung scheint er nicht weiter zu kommen. Endlich, nach mehrmaligem Fragen, bittet er betreten: „Herr Lährer, wolln'se mir noch die Aufgabe noch emol sagen, ich hab sie vergessen." Der Lehrer, der Karlchens Nöte natürlich kennt, wiederholt, kaum aber ist er bis zu dem Wort Heidelbeeren gekommen, da geht ein Lichtstrahl über Karls Gesicht und es entringt sich wie eine Erlösung seiner Kehle: „Daisses ooch kee Wunder, daß ich's nich bringe, ich habe immer mit Preißelbeern gerechnet!" *K. B. W.*

Liebe Jugend!

Der Lehrer hat die Geschichte von der Hochzeit zu Kana erzählt und besprochen und gibt sich nun alle Mühe, den Begriff „Wunder" zu entwickeln. Das ist bei den Kleinen, obwohl sie über die Verwandlung des Wassers in Wein gestaunt haben, gar nicht so einfach. Und als er nun glaubt, fragen zu können: „Wie kann man denn nun eine Handlung wie diese nennen, wo aus Wasser Wein gemacht wird?" da antwortet der Junge eines Kaufmannes unbefangen: „Eine Weinhandlung." *K. B. W.*

Zeitungsanzeige

Wegen Auflösung seins jetzigen Chefs sucht ein gewiegter Commis einen zufriedenstellenden Posten im Laden.

Aus einem Testament

... von den modernen Leichenverbrennungen halte ich nichts. Ich will so begraben sein, wie ich es von Jugend auf gewöhnt bin.

Gemeinheit

„Warum kannst du Fritz gar nicht leiden, Ella?"

„Ach, der ist ein ganz gemeiner Kerl! Ich habe mir so fest vorgenommen, ihm einen Korb zu geben, wenn er um mich anhält und glaubst du, ich kann in dazu bringen, daß er mir einen Antrag macht?"

Ein Vater schreibt

Wenn mein Junge faul und nachlässig ist, so bitte ich Sie, Herr Lehrer, ihn tüchtig durchzuhauen. Zu Gegendiensten jederzeit bereit.

Einfach

„Lina haben Sie meine Uhr zum Reinigen weggegeben, wie ich Ihnen sagte?"

„Nein, Herr Doktor, das kann ich selbst auch machen! Ich habe sie einfach in eine Schüssel Wasser gelegt!"

Bitte

„Haben wir uns nicht mal in der Badeanstalt getroffen?"

„Möglich! Das muß aber lange her sein!"

„Bitte, bei mir nicht!"

Rubey

„Ich habe einen meiner alten Verehrer für heute abend eingeladen. Es ist dir doch recht?"
„Aber gewiß! Ich bin immer gern mit glücklichen Menschen zusammen."

Diese Bücher müssen Sie lesen!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! . . . . . Preis 75 Pfg.

FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt — was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.
112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.
Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

Liebe Jugend

In einer Mädchenschule hat die Lehrerin eine Hausarbeit aufgegeben, betitelt: „Was ich mir wünsche, wenn ich erwachsen bin!" Die kleine Hilde schildert: „Wenn ich erwachsen bin, wünsche ich mir ein Auto, eine schöne Wohnung in der Stadt, eine Villa am Land, zwei Kinder und einen braven Mann, der viel Geld verdient!" — Darauf schrieb die Lehrerin unter die Arbeit: „Reihenfolge!"

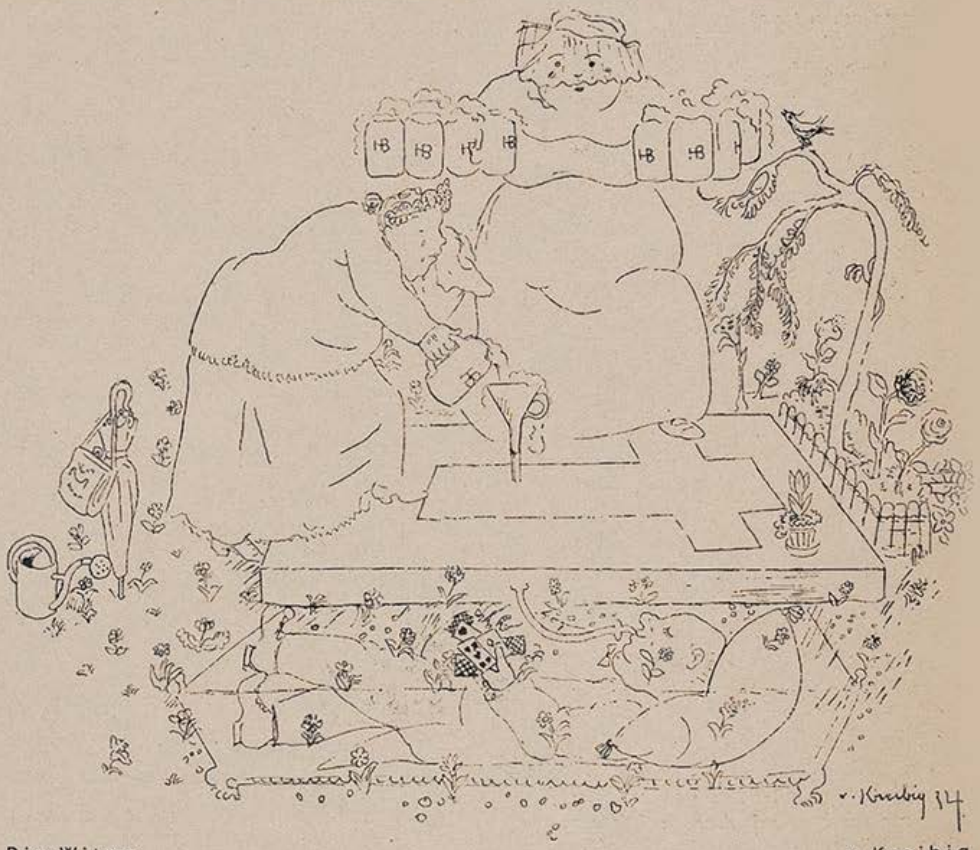
Schulaufsatz

„Die Liebe soll uns heilig sein. Das gilt vor allem von der ersten Liebe; denn diese wird am meisten verkannt und oberflächlich ausgeübt."

Ätsch!

In einer Kirche der Mark waren zwei Geistliche angestellt, Vater und Sohn. Die Gemeinde nannte sie den „Alten" und den „Jungen". Zu jenem kam kein Mensch in die Predigt, bei diesem aber war es jedesmal so voll, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. Das ärgerte den „Alten" nicht wenig. Er ließ deshalb einmal das falsche Gerücht verbreiten, am nächsten Sonntag predige der „Junge". Die Kirche war wieder übervoll. Als die Predigt gleich beginnen mußte, waren alle Blicke auf die Treppe gerichtet, die der Geistliche, der Gemeinde sichtbar, zur Kanzel hinaufsteigen mußte. Plötzlich tauchte oben, wie aus dem Boden gewachsen, der „Alte" auf, der sich dort versteckt gehalten hatte. Einen Augenblick überschaute er triumphierend die überraschte Gemeinde, dann sagte er schadenfroh: „Ätsch" der ‚Alte' predigt!!" W.

STEPTANZ
nach englischer Lehrweise leicht gemacht. Lehrbrief gegen Einsendung von RM 2.— auf Postscheckkonto München 15978
G. Schmeilzl, München 23
Heimstättenstraße 24



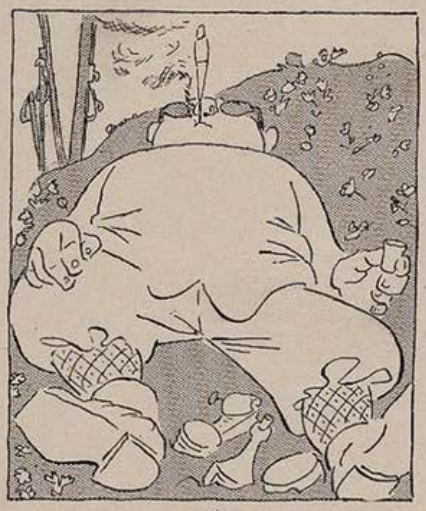
Die Witwe — v. Kreibig

TABAK UND SPORT

Physo-psychologische Studien

Von Julius Maçon

1



4

5

2

3

Der Typendrucker

Der Magistrat einer kleinen süddeutschen Stadt hatte sich einen modernen Typendrucker angeschafft. Der Amtsdiener, zu dessen Obliegenheiten es gehörte, das neue Gerät zu bedienen, hatte zunächst seine liebe Not mit der Maschine und die ersten beiden Verordnungen, die er nach langer Mühe zustande brachte, zierte folgender Wortlaut:

1. Bekanntmachung.

Die hiesigen Einwohner werden hiermit aufgefordert, alle sich etwa zeigenden Durchreisenden einzufangen, durch Übergießen mit siedend heißem Wasser zu töten oder sonstwie in geeigneter Weise unschädlich zu machen.

Die Gemeindevertwaltung B...

2. Bekanntmachung.

Mit Wirkung vom 1. Juni laufenden Jahres wird allhier eine Verpflegungsstation für arme Maikäfer errichtet. Dieselben erhalten dort Abend- und Morgensuppe, sowie freies Nachtquartier. Hausbettel strengstens untersagt.

Die Gemeindevertwaltung B...

Es bedarf keiner Betonung, daß besagte Gemeindevertwaltung zum Ehrenmitglied des Tierschutzvereines ernannt wurde, wohingegen der Fremdenverkehr in jener Gegend einen jähen Abbruch erlitt.

Zeitungsanzeigen

Ein neunjähriger Reisender in Spiritus sucht für seinen verstorbenen Chef einen neuen Chef in obiger Flüssigkeit.

Aus einem Gesellenbuch 1851

Viele Leute glauben an Geister und Gespenster, andere glauben nicht daran. Die Wahrheit wird hier, wie in allen menschlichen Dingen, in der Mitte liegen...

Unter Freundinnen

„Dein Verlobter ist gerade kein feiner Mensch!"

„Möglich, dafür ist er aber mit einer Dame verlobt, was man von Deinem Bräutigam nicht behaupten kann!"

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

BÜCHER

„Antike Briefe", Urtext und Übersetzung. Ernst Heimeran Verlag, München.

Einen durchaus klassischen Briefsteller, einen Briefsteller für alle Gelegenheiten des Lebens, d. h. eine Sammlung antiker Briefe im Urtext und in der deutschen Übertragung legt der verdienstvolle Ernst Heimeran Verlag in München vor. Ein wenig erschüttert bleiben wir nach der Lektüre zurück: 2000 Jahre haben es nicht vermocht, die Interessen, die Leiden und Triebe, die Wünsche und Freuden der Menschheit auch nur um ein geringes zu verschieben! Nicht die Glaubenskämpfe des Mittelalters und nicht die technischen Fortschritte unserer Zeit haben es fertig gebracht, die Grenzpfähle innerhalb der menschlichen, allzumenschlichen Bereiche zu verrücken! Ob es sich nun um einen Bauauftrag „zur Erneuerung eines Cerestempels mit Vorhalle" oder um einen Empfehlungsbrief des Cicero an einen hochmögenden Minister des römischen Imperiums handelt, ob von einer „Einladung zu einem Festschmaus" oder von „Großväterlichen Wünschen und Mahnungen" die Rede ist, — überall fühlen wir den lebendig gebliebenen Herzschlag der Menschen der Antike, der mit dem Herzschlag der Menschen unserer Tage, wie wir voll tiefem Staunen erkennen, im gleichen Takt und Schritt geht! Das ist der bedeutende Sinn des kleinen Buchs und dem ausgezeichneten Herausgeber und Übersetzer Michel Hofmann sei für die treffliche Auswahl gedankt, die allein dem unbeschwerten, unbefangenen und unliterarischen Brief Raum gab. Gra.

„Spielbuch für Erwachsene" von Ernst Heimeran. Ernst Heimeran Verlag, München.

Seit vielen Jahren schon hat es wohl kaum ein derart nützliches und gleicherweise liebenswürdiges kleines Buch gegeben wie dieses „Spielbuch für Erwachsene", das im (für Kenner aller Arten) wohlbekannten Ernst Heimeran Verlag zu München erschienen ist. Passen Sie auf: Sie haben eine kleine Gesellschaft (Gästezahl dem Vermögen angepaßt und es können viele sein!), Sie lieben es, Freunde und Gäste des Abends bei sich zu sehen, Gäste auch, die nicht vom ersten Augenblick des Abends an, wie sagt man doch, „unter einen Hut" zu bringen sind, die Stimmung ist noch bitter kalt, der beste Tee scheint nicht zu wärmen, Ihre arme Frau schleudert Ihnen Blicke zu, Sie wippen etwas mit dem Fuß und lächeln verlegen, ein Hüsteln greift um sich, — da plötzlich greifen Sie in die rechte Ecke Ihres Gehirns, wo Sie einen Teil des reichen Inhalts des Spielbüchleins aufbewahrt haben! „Was würden Sie tun, wenn..." fällt Ihnen ein, „Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten" folgen, das reizende „Kim", ja sogar das „Matrosenspiel" kommen zu ihrem Recht, — kurz, schon nach dem ersten, schon während des ersten Spiels steigt die Wärme in Ihren Gästen hoch. Sie sehen förmlich, wie die Heiterkeit in Bläschen nach oben treibt. Dies ist das Verdienst dieses Spielbüchleins. Eilen Sie also und kaufen Sie! Zu allem Überfluß ist es nämlich noch ganz reizend ausgestattet und eingebunden und so billig! Gra.

Florian Kienzl: „Bolivar, Ruhm und Freiheit Südamerikas". A. Metzner Verlag Berlin.

Mit hinreißender Gestaltungskraft, in formvollendeter Sprache, schildert der Verfasser das Heldenleben Bolivars, seinen Aufstieg, Glanz und tragischen Untergang. In zwanzigjährigen kampfdurchtobten Jahren, ungebrochen durch Niederlagen und schmählichen Verrat, durchschweift der „Libertador" die unermeßlichen Weiten Venezuelas, Neugranadas, Ecuadors, Perus, übersteigt mit seiner bunt zusammengewürfelten, jämmerlich ausgerüsteten „Armee" die Gletscher der Anden, er siegt — und sieht am Ende seines Lebens, arm, vereinsamt und beschimpft, das Werk der Einigung zerschlagen. — Wer weiß es heute noch, daß hannöversche Husaren, in Urwald, Savannen und Felspässen fechtend, an Bolivars Befreiungskämpfen teilgenommen haben? Viele deutsche Namen klingen aus den Schlachten auf, ein Heinrich von Lützow, Vetter des deutschen Befreiungskämpfers, liegt im Pantheon von Caracas begraben. A. Wisbeck

Titus Taeschner: „Atlantropa". Roman. 256 S. Goldmann-Verlag, Leipzig 1935.

Das kühne Atlantropa-Projekt Hermann Soergels liegt diesem Abenteurer-Roman zugrunde, dessen billig arrangierte Handlung höchstens einem anspruchslosen Lesebedürfnis, nicht aber dem phantastischen Zukunftsplan Soergels gerecht wird. Wenn man eine hübsche Amerikanerin den Generalingenieur beiläufig bitten hört: „Sie müssen mir erlauben, wiederzukommen. Ich liebe Ihr zukünftiges Atlantropa", dann scheint mit dem Wort Atlantropa irgendein idyllischer Garten im Besitz eines einzelnen, nicht aber der größte unserer — Erdteile gemeint zu sein!... K. U.

Bruno Wellenkamp: „Lauter Sonntage". Ein kleiner Roman. 147 S. Brunnen-Verlag W. Bischoff, Berlin 1935.

Wahrhaftig, so muß eine Dichtung aussehen, die eine Büchereihe mit dem verheißungsvollen Titel: „Aus neuer Saat" würdig einzuleiten vermag! Dieses kleine Buch hat seine eigene Melodie, eine volksliedhaft innige und herbe Melodie, die von junger Liebe, von Abschiednehmen und Sterben singt: zu Anfang des Großen Krieges lernen zwei Kinder eines norddeutschen Städtchens einander kennen und lieben, verbringen ein paar glückgesegnete Sonntage miteinander, werden getrennt und treffen sich als Siebzehnjährige wieder; in einer jugendhaft romantischen Nacht findet ihre Liebe Bestätigung, dann zieht der blonde Klaus ins Feld und stirbt ... Ein Einzelschicksal aus der Kriegszeit, und doch viel mehr: lautere Offenbarung jenes Geistes, der die neue Saat prägt. Diese Geschichte ist mit all der Unmittelbarkeit eines starken Herzens erzählt, sie ist erfüllt von einer großen Gesinnung und dem Glanz reiner unerschrockener Jugend, die das Leben um so tiefer liebt und lebt, je näher sie sich dem Tode weiß. Eine Storm'sche Poesie hat Wellenkamp um die Liebenden seines Buches gebreitet; der Himmel aber, unter den er sie stellt, ist größer, ist voller Heldentum und stiller Tragik. Karl Ude

Madelon Lulofs: „Kuli". Roman aus Sumatra. 317 S. Holle & Co., Berlin 1935.

Erzählt ist die Geschichte des kleinen Sundanesenjungen Ruki! Am Fuße des blauen Vulkans seiner javanischen Heimat wächst er auf; lebt in Armut, aber doch in einer Idylle. Ein weißer Agent lockt ihn eines Tages mit sich fort, verspricht ihm Gold, Spiel und Frauen, und Ruki wird zum Kontraktkuli auf Sumatra. Das Versprechen aber erfüllt sich nicht: die Arbeit im Urwald ist gewaltig, das Geld ist knapp und bald verspielt, und an Frauen fehlt es ganz. Ein wenig Unzufriedenheit kommt auf, geht aber in einem dumpfen Fatalismus bald unter. So bleibt Ruki dort, um — nie mehr heimzukehren. Das Buch ist nicht überragend, aber es trägt dieses Schicksal unsentimental in reportagehafter Treue vor, es erlaubt dann und wann erschütternden Einblick in die seelische Primitivität seiner schwarzen „Helden" und erweckt am Ende sogar eine herzhafte Anteilnahme. U.

Heinrich Luhmann: „Heimkehr". 242 S. Herder & Co., Freiburg i. Br. 1935.

Dieses ansprechende Buch setzt sich zusammen aus kurzen autobiographischen Erzählungen, die ein geschlossenes Ganzes ergeben. Luhmann weiß auf eine volkstümlich gegenständliche Art zu erzählen, seine Geschichten sind erfüllt von der Atmosphäre einer westfälischen Kleinstadt, erfüllt vor allem aber von einer unbändigen Liebe und Verehrung zur Mutter. Ihre gütige Menschlichkeit leuchtet aus jedem Bericht, mag er ernst sein oder von jenem schelmischen Humor überglänzt, der am kräftigsten aus dem Kapitel von der reizenden Kaninchen-Lotterie des Buben spricht. Es ist ein feinsinniges, in seinem Gefühl echtes und gesundes Buch, dessen Wärme beglückt. „All unser Schreiten ist Heimkehr, ewige Heimkehr zur Mutter" — dies der letzte Sinn dieser „Geschichte von Mutter und Kind". Karl Ude

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

DIE FOTO-SEITE

Zwischen Tag und Nacht

Wenn die Nacht hereinbricht, bieten Stadt und Land unserer Kamera stimmungsvolle Motive. Die Farben sind verschwunden, und vor unserem Auge tut sich eine Welt aus Helligkeiten, Grauabstufungen auf. Empfindet man dieses Bild malerisch als langweilig, so wird es gerade fotografisch wirksam; wir kommen der Wirklichkeit näher, denn es fällt ja für unsere Kamera ein Übersetzen von Farben in Grautöne fort. Diese Verhältnisse sind uns schon von Natur aus gegeben. Wir empfinden deshalb bereits von vornherein der Fotografie entsprechend, weshalb es leicht sein dürfte, wirksame Motive zu finden und der späteren fotografischen Wirkung gemäß Aufnahmestandpunkt, Perspektive usw. zu wählen.

Ein Bild höchster Ausdruckskraft ersteht, wenn durch den Grauschleier des Abends hier und da Lichter erstrahlen: Straßenlaternen und erleuchtete Fenster. Sie sprechen als größte Helligkeiten, geben dem Bilde Vitalität und Leben. Schnee kann ein wichtiges Mittel sein, um die an sich durch solche Lichter bedingten Helligkeitskontraste auszugleichen und zu mildern, daneben aber auch ein sanftes Abklingen der Lichter zu bewirken. Wir werden dazu in jedem Falle mit Ausgleichentwickler arbeiten, um alle Feinheiten in den Grautönen zu erhalten.

Nach entsprechenden Motiven brauchen wir nicht groß zu suchen. Wir finden sie vielleicht schon von unserem Bodenfenster aus, bestimmt aber von Aussichtspunkten in der Stadt oder auf der Straße selbst. Neben ihrem Wert an sich gebe diese Anregung einen Hinweis, wie auch der Berufstätige zur jetzigen Jahreszeit trotz früher Dunkelheit draußen reichliche Tätigkeit findet.

Sinkender Wintertag —
Aufn. Plösser, F/8, 17 Uhr 2 Min.
Peromniafilm

Unser Foto-Lehrgang

(10. Folge)

Einzelentwicklung (Platte, Plan- und Packfilm)

Wir wollen uns hier nicht auf viele Methoden einlassen, sondern ein bewährtes Verfahren ausführen, auf das sich auch besonders der Anfänger verlassen kann. Gerade für die Praxis ist ja die Einarbeitung auf einen Entwickler wichtig, um nach den damit erzielten Erfahrungen zu besten Ergebnissen zu gelangen.

In der Dunkelkammer stellen wir auf unseren Arbeitsplatz drei Schalen. Als Entwickler nehmen wir z. B. Emofin, das wir in Verdünnung 1:4 in die erste Schale füllen. Wir brauchen für ein Negativ 9×12 etwa 80 ccm. Daneben stellen wir die Schale mit Wasser und schließlich eine dritte Schale mit saurem Fixiersalz. Über dem Arbeitsplatz befindet sich in etwa 1 Meter Entfernung die Dunkelkammerlampe.

Platte oder Schnittfilm entnehmen wir der Kassette trotz der Dunkelkammerbeleuchtung möglichst im Schatten irgendeines Gegenstandes. Auch im Schatten bringen wir das Aufnahmematerial in den Entwickler, wobei die Platte vorher auf ihrer Schichtseite angehaucht wird, um Luftblasenbildung zu vermeiden. Bei Film ist das nicht erforderlich. Das Material muß so in den Entwickler gelangen, daß die Emulsion gleichmäßig mit der Flüssigkeit bedeckt ist. Man neigt die Schale etwas, schiebt die Platte oder den Film in die gesammelte Flüssigkeit, die man gleichzeitig über die Emulsion laufen läßt. Danach wird die Schale mit einer Pappe zugedeckt (Schutz gegen Dunkelkammerlicht) und bewegt. Nach zwei Minuten hat die Empfindlichkeit der Emulsion nachgelassen, und es kann ohne Schutzpappe weitergearbeitet werden.

Bei richtiger Belichtung dauert die Entwicklung 7—8 Minuten, wozu auch eine Temperatur von 18° C erforderlich ist. Mit anderen Temperaturen ergeben sich wesentliche Schwankungen. Bei falscher Belichtung muß die Entwicklungsdauer entsprechend abgestimmt werden. Es würde jedoch ein Fehler begangen werden, bei Überbelichtung (das Bild „schießt" hervor) schon nach wenigen Minuten abzubrechen; hier entwickeln wir vielmehr getrost über, um durch nachträgliches Abschwächen aus dem an sich zu stark gedeckten Negativ ein normales zu machen. Zu kurze Entwicklung ergäbe in diesem Falle Flauheit.

Nach der Entwicklung wird gespült, 10 Minuten fixiert und gut gewässert.

Automatische Zeitentwicklung

Wir sahen bereits, wie für die Entwicklung eines Negativs bei einigermaßen richtiger Belichtung nach einer bestimmten Zeit (bei Emofin 7—8 Minuten) ein richtig gedecktes Negativ entsteht. Deshalb ist es rein methodisch zu empfehlen, die Entwicklung der Negative in einem Tank vorzunehmen. Solche Geräte, die es für jede Art Aufnahmematerial gibt, gestatten nach dem Einbringen des Materials in der Dunkelkammer eine Weiterarbeit in hellem Tageslicht. Sie sind dabei eingerichtet für Aufnahme und Wechsel der Lösungen sowie zur Schlußwässerung, wo ein unmittelbarer Anschluß an die Wasserleitung erfolgt. (Fortsetzung Heft 6)

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

gründer: Dr. GEORG HIRTH — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — erlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V.J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Olympiade 1936

Erich Wilke

„In diesen Zeichen werdet ihr siegen!"

PREIS 60 PFENNIG

JUGEND

MÜNCHEN 1936 / NR. 6

Marienplatz

H. R. Lichtenberger

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 6

NEUER BEGINN

Von Claus Th. Rohmert

Wie groß ist das Leben, wie klein der Tag
im Singen und Schwingen der Zeit!
Wer fürchtete bei ihres Pendels Schlag
noch Traurigkeit?

Aus täglichem Kampf um Liebe und Licht
erhebt sich die Weltmelodie,
und gäbe es Sturm und Wetter nicht,
wie arm wär' sie!

Ein Jubelton liegt über jedem Beginn,
ob Sonne, ob Regen gilt gleich.
Wir ziehen mit fröhlichem Mut dahin:
Welt, bist du reich!

DAS MÖBELWUNDER

Von Bruno Corra

(Aus dem Italienischen von Carl Georg Asperger)

Der Salon eines Landhauses. Große Möbel aus Eiche mit viel Handschnitzerei. Ein runder Tisch, zwei Ecktischchen, zwei Sofas, fünf Armstühle, ein Schreibtisch und ein Schrank mit einem Geheimfach. Es sind die Meisterstücke des Hausherrn, des Dorfmöbeltischlers Edmund Pastor.

Der Schrank mit seinen vierundzwanzig kleinen Laden und den vierundzwanzig Messinggriffen ist ein wahres Wunderwerk. Nimmt man die sechste und achtzehnte Lade heraus und zieht kräftig an den in der Tiefe der beiden Abteilungen angebrachten Griffen, so setzt man zwei Metallhebel in Bewegung, wodurch eine zwischen den zwei Ladenreihen befindliche Klappe aufspringt und ein Geheimfach enthüllt. An jeder der vier Wände des Salons hängt ein länglichrunder Spiegel im Goldrahmen.

Wenn sich die Spiegel auf einen Augenblick des Gesichtes Edmunds bemächtigen können, rufen sie ihm zu: „Sieh dich an, sieh dich an!" Die breite, hohe Stirne, die schwarzen Augen, die kräftige Nase, das viereckige Kinn lassen auf männliche Tatkraft schließen. Nicht so der Mund, der kindlich ist, naiv. Wenn man seinen Gesichtsausdruck wieder beobachtet, nachdem man seinen Mund betrachtet hat, dann entdeckt man auch in den anderen Einzelheiten eine gewisse Schwäche. Er ist ein Mann, der nie von selbst auf etwas kommen wird. Man müßte zu ihm sprechen, ihm zuflüstern. Die Möbel geben sich alle erdenkliche Mühe, lassen ein Knacken hören, ein Wimmern.

Sie sind Edmund zugetan, sie lieben ihn. Nach seinem mühevollen Tagewerk bringt er in seinem Haar, seinen Kleidern, an seinen Händen den belebenden Geruch frischen Holzes mit heim. Und jeden Sonntagabend, wenn er von seinen Jagdausflügen nach Hause kommt, füllt Wald- und Feldblumenduft, Moos- und Harzgeruch die Zimmer. Die Möbel träumen von ihrem früheren Dasein: Finken zwitschern auf dem Sims des Schrankes, warmer Aprilregen rieselt auf die runde Tischplatte nieder. Aber wenn Juliana in das Zimmer tritt, ist der Zauber gebrochen. Ihren Kleidern entströmen scharfe, unnatürliche Düfte. Es ist ein jähes Erwachen. Die Möbel hassen Juliana. Es ist eine Qual für sie, ihren Haß nicht ausdrücken, die Frau nicht anklagen zu können.

Juliana bewundert ihr Gesicht in einem der länglichrunden Spiegel. Der Stuhl, auf den Edmund sich gesetzt hat, möchte ihm zurufen: „Sieh sie dir doch an!" Blondes Haar, schmale Lippen, helle Augen, etwas Duftiges und Ungreifbares. Eine durchsichtige Märzwolke, erfahren in der Kunst, sich drei oder vier Winden zu gleicher Zeit anzuvertrauen und sie am Gängelband auf den blauen Wegen des Himmels umherzuführen ... Edmund wird ihre Untreue nicht entdecken. Er ist aus weichem Lindenholz geschnitzt. Den ganzen Tag verbringt er in seiner Werkstatt, fern von dem Wohnhaus. Zweimal in der Woche kommt aus der Stadt der hübsche Musiklehrer mit der langen schwarzen Künstlermähne heraus, um Klara Stunden zu geben, Edmunds Töchterchen aus erster Ehe. Juliana ist Edmunds zweite Gattin, sie ist viel jünger als er. Seit einem Jahr fährt sie sehr oft in die Stadt. Zum Zahnarzt? Zur Schneiderin? ... Ein leises Krachen des runden Tisches. Ein Knarren des Schrankes. Dann wieder Schweigen. Sie werden nie sprechen können. Auf einem Ständer steht auf dem Schrank grün, gelb und blau der Papagei Toto, der seit drei Jahren tot ist. Er sieht wie ein Symbol aus, das Symbol des Unvermögens, zu sprechen. Wenn der Salon leer ist, richtet sich der Blick aller Gegenstände auf den Schrank, der in dem bewegungslosen Drama die erste Rolle spielt. In dem Geheimfach, im Herzen des von Edmund geschaffenen Möbelstückes sind die von dem Lehrer an Juliana gerichteten Briefe versteckt: flammende Worte auf himmelblauem Papier.

Schweigen. Ergebung. Tragik der Unbeweglichkeit. Die vierundzwanzig Messinggriffe an der Brust des Schrankes sind vierundzwanzig Kerkerriegel. Die zweiunddreißig Liebesbriefe sind zweiunddreißig Bleiplatten. Wird er sich von dem Alp, der sein Herz zu erdrücken droht, nie befreien können? Dinge können nicht sprechen. Juliana tritt in den Salon, versperrt die Tür, nimmt die zwei Laden heraus, zieht an den zwei Hebeln und macht die Last des Geheimnisses noch um einen dreiunddreißigsten Brief schwerer. Sie lächelt, stolz über ihre Kühnheit. Wie oft lehnt ihr Mann, wenn er mit ihr spricht, den Rücken an sein Lieblingsmöbelstück! Juliana sieht seine große Hand zerstreut an der Stelle verweilen, wo sich die, selbst mit einem Vergrößerungsglas kaum

Mädchenbildnis — Rolf v. Hoerschelmann

unterscheidbare Klappe befindet ... Sie lächelt und verläßt singend das Zimmer. Die Leichtigkeit, mit der die musikbeschwingten Silben ihrer Kehle entflattern, scheint den zur Unbeweglichkeit, zum ewigen Schweigen verurteilten Dingen ein Wunder.

Doch eines Abends geschieht ein noch größeres Wunder. Die kleine Klara tritt in den Salon, dreht das Licht an und lehnt die Tür zu. Was macht sie? Spricht sie mit sich selbst? Ihre Stimme klingt ganz sonderbar, anders als sonst. Dann ruft der Vater sie zum Abendessen. Klara eilt davon. Sie hat das Licht abgedreht. Aber ein leichter Schimmer bleibt im Dunkel hängen, eine Stimme lebt weiter in dem leeren Salon. Die vier länglichrunden Spiegel starren verblüfft auf den ausgestopften Papagei. Ist der sprechende Vogel vielleicht zu neuem Leben erwacht? Nein, Toto schweigt noch immer. Da richten die Spiegel ihren Blick auf das am Nachmittag neu hinzugekommene Möbelstück. Es ist ein Zwergschrank aus Kirschholz, mit zwei fensterartigen Öffnungen an der Vorderseite. Und dieses Möbelstück spricht, singt, spielt. Der schwache Schimmer, der zwei zarte Gobelins auf die gegenüberliegende Wand zeichnet, kommt aus dem kleinen Schrank.

Es ist eine Offenbarung, das Wiederaufleben einer verlorenen Hoffnung. Edmund, Juliana und Klara lauschen jetzt allabendlich dem kleinen Rundfunkschrank, der unermüdlich spricht, plaudert, Vorträge hält, eifert, lacht. Nach kurzer Ruhepause ändert das geniale Wesen

München bei Nacht **H. R. Lichtenberger**

aus Kirschholz seine Stimme. Es hat zwei, drei, vier Stimmen: Sie sind verschieden und gehören doch alle ihm. Wieder eine Ruhepause. Und der tausendfältige Zwerg holt tiefer Atem, und aus seinem Inneren dringt der süße Schmelz eines Liedes, schmettert das polyphone Brausen eines Orchesters, rauscht der Beifall einer begeisterten Menge. Juliana und Edmund sitzen ernst in ihren Lehnstühlen, den Kopf gesenkt, das Kinn in die Hand gestützt. Der Schrank blickt Juliana an und frohlockt. Warum sollte das, was der kleine Kirschholzkasten kann, für ihn unerreichbar sein? Er beobachtet das kluge Möbelstück aufmerksam.

Dann wartet er, bis das Zimmer wieder zur Gänze den Gegenständen gehört, um den ersten Versuch anzustellen. Er stemmt die Beine gegen den Boden, spannt alle seine Fasern an, plagt sich mächtig, um die reglose Luft in seinen Laden durch einen Atemzug zu beleben, glaubt schon, in seinem zu ewiger Schlafsucht verurteilten Herzen ein leises Pochen zu spüren und das Knacken der Hebel, das Aufspringen der Klappe zu hören ... Nichts. Mit leisem Knarren spricht ihm der große Tisch Mut zu. Die weit aufgerissenen Augen der Spiegel treten aus den Rahmen hervor. Der Schreibtisch flüstert leise ächzend, daß er an die Möglichkeit des Wunders glaubt. Nichts. Der Schrank steigert die verzweifelte Anspannung seines Willens. Er will den Namen seines Herrn hinausrufen: „Edmund ...!" Nichts.

Aber einen Sonntagnachmittag im Juni verbringt Edmund mit seiner Frau im Salon. Dunkel und drohend hängt der Himmel über den Fluren, ein Regenguß schickt sich an, den Durst der ausgedörrten Erde zu stillen. Windstöße greifen nach den Baumwipfeln und schütteln sie. Die Möbel winden sich, knarren, krachen, knirschen, wimmern unter dem Einfluß der entfesselten Elemente, die sie einst in beseligender Freiheit kannten. Das Eichenholz des Schrankes beschwört die Stunden der Leidenschaft herauf, die es in den Armen des Gewitters durchlebt hat. Es fühlt sich wieder lebendig und jung. Wie im Traum erlebt es das phrenetische Hin- und Herbewegen der Äste im trunkenen Tanz des Sturmes wieder. Das Rauschen der vom Wind gepeitschten Blätter erwacht in den vierundzwanzig Laden, in dem entweihten Herzen. Der ganze Schrank bebt. Ein Lebensschauer zuckt durch seine Fasern. Sich aufrütteln! Leben! Jetzt oder nie! Edmund sitzt in seinem Lehnstuhl gegenüber dem Schrank. Der Regen klatscht gegen die Fensterscheiben. Die Hagelschlossen prasseln auf das Fensterbrett. Die schwarzen Wolken senken sich immer tiefer über die Erde. Die entfesselten Elemente haben den Hilferuf des Schrankes vernommen ...

Ein krachender Donnerschlag erschüttert das Haus, grellweiß flammt das Streiflicht eines Blitzes vor den Scheiben. Juliana ist mit einem Schreckensschrei emporgeschnellt. Edmund hat seine Augen mit der Hand bedeckt. Der Blitz hat das schlecht verschlossene Fenster aufgerissen. Eine Feuerkugel schießt zum Fußboden, verschwindet unter dem Schrank, taucht über ihm wieder auf und flitzt durch das Fenster hinaus. Die geheime Klappe ist aufgesprungen, dreiunddreißig himmelblaue Briefe sind vor Edmunds Füße auf den Boden gefallen. Noch ganz verwirrt, ohne recht zu wissen, was er tut, hebt er einen Brief auf, entfaltet ihn, liest einige Zeilen und liest sie nochmals. Ein Zucken geht durch seinen Körper, als ob ein zweiter Blitz ihn gestreift hätte. Er wendet sich an Juliana:

Auf der Theresienwiese — Siegfried Kühnel

„Briefe im geheimen Fach? Seit wann? Hast du sie hineingelegt? An dich gerichtete Liebesbriefe? Was schreibt dieser Schuft? „... mein Leben ... unsere Leidenschaft ... ewiges Glück ...' Wer hat dir das geschrieben? Hans? Wer ist dieser Hans?"

Die Frau hat sich schon gefaßt. Sie hält das Fenster geschlossen, denn die Schnalle ist abgebrochen. Und sie lacht. Und erklärt:

„Briefe? Ach ja, die Briefe! Wer dachte noch an sie? Es sind Hans Manners Briefe, mit dem ich mich hätte verloben sollen, ehe ich dich kannte. Er hieß allerdings Ludwig, aber Ludwig gefiel mir nicht, und so nannte ich ihn Hans. Ich weiß selbst nicht, warum ich sie aufbewahrt habe ... Sieh nach, sie haben kein Datum, da er sie mir immer selbst übergab. Eine alte, schon ganz vergessene Geschichte ..."

Es regnet nicht mehr. Das Gewitter hat nachgelassen. Der Wind legt sich. Das Rollen des Donners entfernt sich. Das ganze Zimmer wartet gespannt auf die Antwort des Mannes. Der vom Blitz getroffene Schrank starrt auf Edmund Pastor. Sein offener Mund versucht vergeblich zu schreien: „Glaubst du ihr? War also mein Opfer umsonst?"

„Stimmt, sie haben kein Datum ..." murmelt er. „Du hast immer recht. Ich hatte geglaubt ... Ein Verdacht erwachte in mir ... Aber mir scheint, es ist höchste Zeit, diese dummen Briefe ins Feuer zu werfen ... Ich war ganz ... Das war ein Blitzschlag! Es hat nicht viel gefehlt, und er hätte uns beinahe getötet!"

Wieder kracht der Donner, wieder zittert das Haus. Edmund blickt um sich. Der Blitz hat den kleinen Rundfunkschrank um die eigene Achse gedreht. Und der Papagei Toto hat sein Federnkleid verloren. Bunter Flaum und bunte Federn wirbeln im Zimmer umher. Juliana hebt Hansens Briefe auf. Ein einziger Brief ist noch in Edmunds Hand. Und auch diesen wird er ihr zurückgeben, damit sie alle verbrenne ...

Ein heikler Vergleichsvorschlag

Ein Bürger in Nürnberg gewann einen Prozeß gegen den Scharfrichter; doch dieser konnte nicht zahlen. Der Anwalt des Bürgers verhandelte mit ihm und sagte schließlich: „Am besten, Sie machen einen Vorschlag, wie Sie die Schuld begleichen wollen." Der Scharfrichter antwortete: „Am liebsten möchte ich sie an der Familie Ihres Klienten abarbeiten."

Eine deutsche Antwort

In einem Pariser Salon spöttelte ein französischer Schriftsteller über die deutsche Sprache und nannte sie eine Sprache für Pferde. Ein gerade anwesender Deutscher erwiderte darauf: „Deshalb können Esel sie auch nicht lernen."

Ein seltsames Wesen

In einer Berliner Vorortsschule erklärte der Religionslehrer den Kindern das Wesen Gottes mit den Worten: „Gott ist ein körperloser Geist." Den Jungens mochte jedoch der Unterschied zwischen „Körper" und „Rumpf" noch nicht recht klar geworden sein. Jedenfalls gab einer der hoffnungsvollen Sprößlinge in der nächsten Unterrichtsstunde auf die Frage, was Gott sei, dem Lehrer zur Antwort: „Jott ...? Det ist eener, der am Kopp gleich die Beene dranhat!"

Gewissensfrage

Bernard Shaw unterhielt sich in Gesellschaft mit einem als Plagiator berüchtigten Schriftsteller, der gerade geäußert hatte, er werde in dieser Saison zwei Dramen herausbringen.

Darauf Shaw: „So, Dramen schreiben Sie auch?"

„Ja, ab und zu!"

Shaw: „Zu ... auch!"

Die Stadt — Julius Hüther

DIE STADT

Von Claus Th. Rohnert

Voll Unmut windet finster der Kanal
sich durch des Mauerwerks gewohnte Engen.
Man denkt, es müßte ihn noch ganz verdrängen,
so eingedrückt erscheint sein Bett und schmal.

Die Schiffe scheuern an die Uferwand
mit ihren widerspenstig harten Leibern,
als wären sie von unsichtbaren Treibern
aus ihres Lebens stetem Gang verbannt.

Was kümmert es die Stadt mit ihren Massen?
Sie braucht der Schiffe und des Wassers nicht,
und keine Tiefe hemmt den Lauf der Straßen,

die selbst der Brücken wuchtendem Gewicht
wie selbstverständlich nahmen sein Gesicht,
da sie des Ursprungs Bild schon längst vergaßen.

ANTON

Ein Mann kam in ein Hotel und bat um die Erlaubnis, seinen dressierten Floh vorführen zu dürfen. Der Wirt war einverstanden. Als alle Gäste versammelt waren, zog der Mann eine kleine Dose aus der Tasche und öffnete den Deckel. „Spring heraus, Anton!" kommandierte er. Der Floh befolgte ohne weiteres den Befehl. Dann kommandierte der Mann: „Spring' über die Dose, Anton!" Aber dies tat der Floh nicht; er sprang vielmehr auf den bloßen Arm einer Dame, kroch ihn hinauf und verschwand unter dem Ärmel. Die junge Dame war nicht zimperlich; sie holte ihn wieder hervor und setzte ihn auf den Tisch. „Marsch zurück in die Dose, Anton!" kommandierte der erzürnte Mann strenge. Doch der Floh rührte sich nicht. Auch mehrere immer härter gegebene Befehle nützten nichts. Schließlich nahm der Mann den Floh auf und betrachtete ihn von allen Seiten. Dann blickte er die Dame vorwurfsvoll an und sagte: „Gnädiges Fräulein, das ist nicht mein Anton!"

Bim

DAS TONFILM-ZEITALTER

Geschichtsstunde im Jahre 5000

VON WILHELM LICHTENBERG

Wir sind, meine lieben Schüler, im Geschichtsunterricht bisher ungefähr an das Jahr 2000 herangekommen. Ich wiederhole also: Die Geschichte der Menschheit scheidet sich in mehrere Gruppen, die ungefähr achthundert Millionen Jahre umfassen dürfte: Wir hatten zuerst das Azoische oder Archäozoische Zeitalter, später dann das Proterozoische Zeitalter, noch später das Spätpaläozoische, und dann die Mesozoische und Känozoischen Perioden. Es folgen die vier Eiszeiten, wobei in der letzten bereits das Auftreten des Neanderthalers zu verzeichnen ist. Später dann — bis ungefähr an die Wende des dritten Jahrtausends nach Christi — verfolgen wir das sogenannte Historische Zeitalter mit den ersten, schüchternen Ansätzen zu einer Kultur der Menschheit. In das Jahr 1930 ungefähr fällt die Entwicklung des Tonfilms, welcher den nächsten fünfhundert Jahren in der Entwicklung des Menschengeschlechtes seinen Namen gab. Wir nennen deshalb jene Periode, die auf das Historische Zeitalter folgt — das Tonfilmzeitalter.

Während aber der Geschichtsunterricht bis zu jenem Tonfilm-Zeitalter nur auf Vermutungen, fossile Funde und dürftige Überlieferungen angewiesen ist, sind wir Menschen im Jahre 5000 in der Lage, uns durch Betrachtung der tönenden Streifen aus jener sagenhaften, längst versunkenen Epoche, ein anschauliches Bild von den Sitten und Gebräuchen dieser sogenannten „Tonfilm-Menschen" zu bilden. Wir erkennen deutlich, wie diese frühen Erdenbewohner ausgesehen haben, wie sie sich gaben, trugen, was sie bauten, was sie bewegte, und wir hören auch eine Sprache, die heute längst unverständlich geworden ist, weil sie so primitiv war, daß sie sich nur mit unartikulierten Lauten behalf, die sich zuweilen zu einem seltsam unrhythmischen, in ihrer Klangwirkung kannibalischen Gesang verstärkte, zu dem auch seltsame Gliederverrenkungen als sogenannte „Tänze" prozudiert wurden.

Wir dürfen wohl annehmen, daß die Tonfilme aus jener Zeit ein vollendetes Abbild des damaligen Lebens bieten, und daß die Menschen um das Jahr 2000 wirklich so waren, wie wir sie auf den tönenden Streifen sehen.

Deshalb verdunkle ich jetzt den Saal und ersuche um absolute Ruhe. Es rollt ein Tonfilm vor euch ab, der — nach der vorgefundenen Jahreszahl — 1935 aufgenommen wurde. Ich verbitte mir jedes Lachen über diese prähistorischen Menschen um 1935. Denkt daran, daß ihr es mit einem noch sehr gering entwickelten Vorläufer unseres Geschlechtes zu tun habt und daß die niedere Entwicklungsstufe dieser Menschen noch lange kein Recht gibt, sich über sie lustig zu machen.

Schon der Titel dieses Tonfilms beweist, daß die Menschen um 1935 nur die allereinfachsten, animalischen Dinge des Lebens zu erfassen vermochten. Er heißt: „Küß mich noch einmal!" Wir sehen also, daß der Tonfilmmensch keinen anderen Wunsch und keine andere Begierde hatte, als von seiner Liebespartnerin unausgesetzt geküßt zu werden.

Jetzt betrachtet euch einmal die Männer aus jener Zeit. Sie trugen sehr viele Kleider und

Vorstadtgärtnerei — H. Mayrhofer-Passau

Die Straße — Eduard Braun

waren bemüht, ihren Körper restlos zu verhüllen, weil sie scheinbar so viele körperliche Fehler hatten, daß sie sich scheuten, diese öffentlich zur Schau zu stellen. Hingegen zeigen die Frauen der Tonfilmperiode schon ein weitgehendes Bedürfnis, sich möglichst hüllenlos zur Schau zu stellen. Auch eine gewisse barbarische Bemalung aller sichtbaren Körperteile fällt auf, die an die allerfrühesten Zeiten des Homo sapiens erinnert, als er sich ebenfalls noch mit bunten Farbstoffen bemalte, um so seinen ohne Zweifel vorhandenen künstlerischen Drang auf die primitivste Weise zu stillen.

Wir sehen in diesem Tonfilm aus dem Jahre 1935 weiter, daß sich die ganze Welt damals nur noch um die Liebe drehte. Andere Sorgen scheint der Tonfilmmensch nicht gehabt zu haben. Immer wieder kreist in den Gehirnen dieser prähistorischen Männer die Sorge, ob sie ihn liebt, ob sie ihm treu ist und ob sie es bleiben wird. Während das Weibchen bemüht ist, die Beantwortung dieser welterschütternden Fragen mit allen Listen hinauszuschieben. Infolgedessen ist ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet, ihre wirkliche Einstellung zu dem Männchen ihrer Wahl zu verdunkeln und sich erst knapp vor dem sogenannten „Happy end" — ein Terminus aus jener Zeit — völlig zu deklarieren.

Wir Historiker von 5000 möchten zusammenfassend sagen: Es muß eine glückliche Zeit gewesen sein. Da sich alles um die Liebe drehte, scheinen die Bewohner dieser Erde noch keine Nahrungssorgen gekannt zu haben, auch dürften sie kaum einem Beruf nachgegangen sein, sonst hätten sie wohl nicht Zeit gefunden, sich immer nur mit den wechselseitigen Beziehungen der beiden Geschlechter zu befassen.

Wie lebte der Homo sapiens aus der Tonfilmzeit? Man darf aus den wenigen erhalten gebliebenen Tonfilmen schließen: nicht schlecht. Gewiß, seine Wohnungen waren noch primitiv und seine Verkehrsmittel an den unseren gemessen lächerlich. Aber dafür blieb ihm auch der eigentliche Kampf um das Leben erspart. Wenn er nämlich nicht gerade liebeskrank war, trieb er — wie uns die Tonfilme zeigen — Allotria, die uns Heutigen zwar unverständlich sind, die aber doch im Jahre 1935 allgemeine Heiterkeit verbreitet haben dürften. Gut die Hälfte aller dieser Tonfilmmenschen sind lustige Typen, die ihr Leben nur auf Schabernack und Ulk gestellt hatten.

Zwischendurch sehen wir aber immer wieder eine Horde unbekleideter Mädchen erscheinen — diese scheinen besonders in Amerika beheimatet gewesen zu sein und man nannte sie „Girls" —, die alle etwa entstehenden Konflikte durch wüste Gliederverrenkungen wieder in Ordnung brachten. Ähnliche Sitten finden wir um einige Jahrtausende weiter zurück, beim Homo Heidelbergensis, manchmal auch Palaeoanthropus Heidelbergensis genannt, der aber diese girlhaften Gliederverrenkungen aus religiösen Motiven und nicht wie der Tonfilmmensch zur Schlichtung von Liebeskonflikten vollführte.

Auffallend an dem Tonfilmmenschen ist ferner seine — schon eingangs erwähnte — Sangesfreudigkeit. Man kann zwar nicht behaupten, daß seine Musik für unsere Ohren besonders hübsch klingt, dem Tonfilmmenschen scheint sie aber genügt zu haben. Die Musik entstand scheinbar so, daß ein Komponist das noch einmal aufschrieb, was ein anderer vor ihm schon von einem anderen genommen hatte. Die Menschen sangen allein oder im Duett, von einer Musik begleitet, die offenbar dadurch entstand, daß verschiedenes Kochgeschirr in gewissen Intervallen zu Boden geschlagen wurde. Daher auch der Name „Schlager", wie man diese Lieder um 1935 nannte. Die Texte dieser „Schlager" beschränkten sich auf sehr einfache Feststellungen. Manchmal waren sie nur Zurufe an alte Schimmel, kräftig anzuziehen, manchmal waren sie simple Abschiedsgrüße an Gardeoffiziere.

Refugium und stets wiederkehrende Zufluchtsstätte des Menschen aus der Tonfilmperiode aber war der sogenannte Wiener Heurige. In jedem der auf uns überkommenen Tonfilme aus jener Zeit sehen wir, wie der Tonfilmmensch immer wieder in so einen Heurigengarten zurückkehrt. Hier scheint sich überhaupt das Wiener Leben abgespielt zu haben, hier wurden Liebeskonflikte ausgetragen, in Ordnung gebracht, Beziehungen geknüpft, gelöst und wieder geleimt.

Allerdings, meine lieben Schüler, darf ich euch nicht verschweigen, daß es Historiker gibt, die allen Ernstes behaupten, das Leben von 1935 sei gar nicht so behaglich gewesen, wie es uns die Tonfilme aus jener Zeit schildern. Hier gehen aber die Meinungen unserer Forscher hart auseinander. Wir können uns nur an das halten, was von der Vorwelt sichtbar und hörbar auf uns gekommen ist. Wir können die Menschen aus jener Epoche nur so sehen, wie sie sich uns selbst gezeigt haben. Und jedes Zeitalter nimmt das Risiko auf sich, so auf die Nachwelt zu kommen, wie es sich in seinen Tonfilmen photographieren und synchronisieren läßt.

FRANZ FRIEDRICH OBERHAUSER:

DIE FAHRKARTE

In einer mittleren Station des Wilden Westens, dort wo er am sonnigsten ist und nahe dem Meer, stand Ambros Hall in einer grauen Stimmung und wartete mit unangenehmen Gefühlen auf den Westost-Expreß.

Niemand von den vorübergehenden und rings um ihn her stehenden Menschen ahnte etwas von dem heftigen Kampf, den Ambros Hall zu einem Entschlusse bringen wollte. Ein Geschäftsfreund, von dem er noch vorgestern einen Brief mit der Bitte bekam, sich ein rundes Sümmchen Geld abzuholen, war inzwischen auf geheimnisvolle Weise verschwunden, und so stand nun Ambros Hall allein in der fremden Stadt, ohne einen Knopf Geld. „Es ist mir ganz gleich", dachte er sich, „ich steige auf alle Fälle ein. Habe ich Glück, komme ich ohne kontrolliert zu werden, drei Stationen meinem Wohnort näher. Vielleicht sogar bis ans Ziel. Ansonsten — na, wir werden ja sehen, welcher Art die Menschen sind!"

Als der Zug kam, stieg Ambros Hall ein, setzte sich in eine Ecke an das breite Fenster, sah sehr gelangweilt aus oder sehr interessiert, wie es der Augenblick und die Nähe oder Ferne des Schaffners erforderte. „Ein kleines Abenteuer, sonst nichts. Eine Probe auf den gütigen Zufall!" Man hat Hunger und nichts zu essen. Man langweilt sich und nirgends liegt eine Zeitung, aber man findet eine halbverbogene Zigarette. Das ganze Unternehmen war eigentlich kühn. Aber die Menschen zimmern sich die Welt eben für allerlei Akrobaten.

Und wenn jetzt der Mann käme — und einmal mußte er ja kommen, dann würde er ausgeladen werden. Gut; doch eine Station gewonnen. Vorausgesetzt, daß der Mann ein honetter Mensch war. Wenn er es aber mit seiner Pflicht genau nahm? Das konnte vorkommen in diesen Gegenden. Dann würde er ihn . . .

Ambros Hall mußte plötzlich lachen. Es wäre besser gewesen, er hätte nicht gelacht, denn dieses Lachen holte magnetisch den Schaffner herüber. Aber Ambros war schon lange mit der Lebensführung in der neuen Welt vertraut, als daß er von jenem Zauber nichts wüßte, der für die richtige Fassung in allen Lebenslagen bürgte. Ohne dieser Zauberin käme man in dem ewigen Auf und Ab nicht weiter. Eigentlich hätte er sich entschuldigen müssen und dem Manne gegenüber sein Gewissen erleichtern.

„Verzeihung, Sir", sagte der Schaffner, „Sie sind gut aufgelegt. Worüber lachten Sie so herzlich? Lassen Sie mich teilhaben an Ihrer guten Laune!"

Ambros Hall sah in das glänzende, gutmütige Gesicht. Wundervoll, wie der Zufall spielt, wie ein Zahn in den anderen greift. Die Sache rundete sich. Dieses gutmütige Gesicht war das Modell für einen Witzblattzeichner. Rund, rotes Näschen, Schnauzer, kleine Äuglein.

„Warum nicht?" fragte Ambros. „Bleiben Sie einen Augenblick bitte so! Ihr Gesicht ist begeisternd . . . so . . . ja . . .!" Ambros hatte einen Notizblock gezogen, den Blei aus der Schlupfe genommen, einige Striche . . .

„Was heißt das? Sind Sie denn von der Zeitung?" fragte der Schaffner.

„Zeitung?" fragte Ambros plötzlich. Das Zahnrad drehte sich. Ein guter Typ, natürlich . . . „Yeah!" sagte er laut. „Sie haben es erraten! Sie sind ein Menschenkenner!"

„Oh", gab der Schaffner zurück, „die Presse ist eine große Macht. Ich weiß davon. Ich kenne mich aus. Die Herren von der Presse gehören zu meinen Stammkunden. Das liegt an der Strecke, und an diversen anderen Zufälligkeiten. Kenne fast alle die großen Namen . . ."

„Eitel", dachte Ambros Hall. Er sprach das Wort nicht aus, setzte dafür ein anderes ein: „Bravo!"

Noch eine kleine Weile ging das Gespräch so dahin, zwischen guter Laune, einigen neuen Witzen, die Hall zufällig einfielen, zwischen ein wenig Angst, Aufrichtigkeit und Lüge. Und dann — — ja, dann kam die erwartete Frage nach dem Ticket. Natürlich, sie mußte ja kommen. Es war aber schon nach der ersten Station. Eine ganze devote Stimme, die da laut wurde: „Wenn ich bei dieser Gelegenheit vielleicht gleich die Fahrkarte . . ."

„Haben Sie doch schon!" wollte Hall sagen. Aber nein, er fand den Mut nicht. Er begann in seinen Säcken zu suchen. Das Zahnrad drehte sich weiter. Wird es wieder einen Glückszahn fassen, oder wird es ihn erwischen? „Himmel!" sagte Hall und fuhr mit der Hand durch seinen rechten Rucksack, der ganz durch war. Und zwar ganz gründlich. Er zuckte die Achseln, „da kann ich mir die Mühe ersparen, lieber Freund!" sagte er, „hatte bestimmt darin das Ticket. Aber das kommt von der schlechten Wirtschaft zu Hause. Ihnen geht es sicher besser, Sie haben eine nette Frau, he?"

„Tja!" machte der Schaffner. Und Ambros bemerkte, wie sich dieses grundgütige Gesicht plötzlich veränderte. Es verknüpfte fast die gutmütigen Züge, wurde ernst, ja feindselig, böse. Ambros verstand.

„Auch Zeitungsleute können mal Pech haben, he?" sagte er. „Und man soll nie mit dem Ticket allein reisen."

„Gut. Wie soll ich das alles glauben?"

„Sehr einfach. Ich bin vom ‚Adler'!" sagte Hall.

„Adler? Western Eagle? Das ist mein Leibblatt. Famose Sache. Augenblick. Warten Sie mal. Sie haben Glück! Drüben sitzt nämlich der Boß vom ‚Adler'. Der kann gutstehen für Sie, und dann ist alles o kay!"

„Mein Boß?" fragte Hall und fühlte, wie ihn das Zahnrad erbarmungslos ergriff. Wenn die zweite Station erreicht wurde, dann lieber abspringen! Aber der Zug raste.

„Come an!" sagte der Schaffner.

Der Zug holte eine wundervolle kühn gezogene Kurve. Er nahm sie so herrlich, daß Ambros schief und seitwärts geneigt wie ein Schilfrohr im Sturm im zweiten Wagen auftauchte. Er flog seinem Boß fast in die Arme. Der Mann hatte eben eine Menge Karten, Skizzen und Zeitungen um sich ausgebreitet.

„Halloh, Mister Hiller!" rief der Schaffner und flog buchstäblich auf den bekannten Zeitungsmann zu. „Da ist einer Ihrer Leute. Hat kein Ticket und zufällig keinen Ausweis.

Mann vor dem Warenhaus

Von Fred Endrikat

Ein Mann steht vor dem Warenhaus.
Die Menschen gehen ein und aus.
Sie gehen aus — sie gehen ein.
Der Mann steht draußen ganz allein,
mit einem Hündchen an der Hand.
Die Frau kauft drin ein Gummiband.
„Ein kleines Stückchen Gummiband
brauch ich", so sprach sie — und verschwand.
Zuvor gibt sie ihm ganz scharmant
die Hundeleine in die Hand,
Lächelt sehr freundlich und verschwand.
Nun kauft sie drin das Gummiband.
Die Glocke schlägt die Mittagstund.
Der Mann steht draußen mit dem Hund
und wartet vor dem Warenhaus.
Die Menschen gehen ein und aus.
Sie gehen aus — sie gehen ein.
Der Mann steht draußen ganz allein,
die Hundeleine in der Hand.
Die Frau kauft drin ein Gummiband.
Der Mann geht wartend hin und her,
sein Magen knurrt — ihn hungert sehr.
Er wandelt her — er wandelt hin,
der Bart sprießt ihm schon aus dem Kinn.
Die Glocke schlägt die Vesperstund.
Der Mann steht draußen mit dem Hund
und wartet vor dem Warenhaus.
Die Menschen gehen ein und aus.
Sie gehen aus — sie gehen ein.
Der Mann steht draußen ganz allein,
die Hundeleine in der Hand.
Die Frau kauft drin ein Gummiband.
Dem Manne wuchs bereits ein Bart.
Der Hund hat sich indes gepaart.
Es brach die dunkle Nacht herein.
Noch immer steht der Mann allein,
die Leine in der welken Hand,
lallt wie im Fieber „Gummiband".
Er wankt mit schlotternd müden Knien —
halb zieht er ihn — halb sinkt er hin.
Es flimmert vor den Augen ihm.
Die Glocke schlägt dreiviertel siem.
Da huscht sie leichtbeschwingt hinaus
zu Mann und Hund vors Warenhaus.
Sie lacht mit strahlend heller Mien.
„Hast du gewartet?" fragt sie ihn.
Er murmelt schwer und lebensmüd:
„O nein." Dann seufzt er — und verschied.
So gingen denn ein Mann nebst Hund
an einem Gummiband zu Grund.

Scheint beides verloren zu haben. Sie wissen, ich komme der Presse stets entgegen. Kennen Sie den Mann?"

Der Boß vom „Adler" sah erst nach einem Weilchen mürrisch auf. Der Zug hatte wieder die Gerade erreicht. Es war ein langer, bedachtsamer Blick. Bevor er ein Wort sagte, zog er eine Zigarre aus der Rocktasche und ließ sich von Ambros Feuer geben. Ambros hielt dem prüfenden Blick stand. Tapfer. „Ich bin von der Abteilung für geheimnisvolle Ereignisse in den Prärien, Boß!" sagte er ruhig.

„Geheimnisvolle Ereignisse. Hm! Was ist das für eine Wirtschaft mit Ihnen. Ohne Ticket und Ausweis. Der Teufel noch einmal. Hab Sie nie gesehen. Was machen Sie hier?"

„Auf Reportage. In Warm Spring sollen sich große Geschäfte unter Filmleuten entwickeln. Auch Dorothy sollte eine rätselhafte Sache erlebt haben."

„So?" sagte der Herr und sah Hall plötzlich mit scharfen Augen an. „Wie heißen Sie?"

„Hall, Boß. Ambros Hall!"

„Hall, Ambros Hall, wissen Sie was?"

Hall erschrak. In der nächsten Sekunde...

„Ich kann natürlich nicht alle Reporter kennen. Wer hat Sie ausgeschickt? Oder nein. Hören Sie zu. Sie steigen in der zweiten Station aus. Verstanden? Ich habe für Sie einen anderen Auftrag!"

„Gewiß, Boß!" sagte Hall erleichtert. Die zweite Station, von dort waren es nur mehr wenige Kilometer, wenn er einen Wagen fand, der ihn mitnahm.

Der Schaffner ging mit Hall wieder in den anderen Wagen zurück. „Herrlicher Beruf, Mister Hall. Immer unterwegs sein. Was ist mit Miß Dorothy geschehen? Und wer macht Geschäfte in Warm Spring?"

„Pst!" sagte Hall. „Solange der Boß da ist, kann ich nichts sagen. Übrigens, wollen Sie auch mal in der Zeitung stehen!"

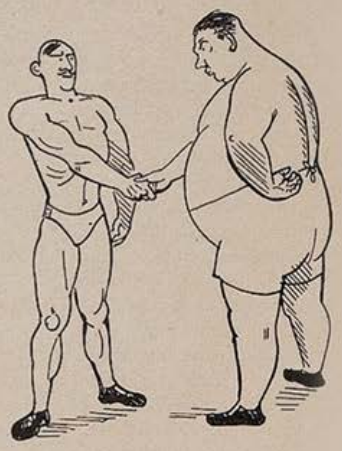
„In Ehren, Mister Hall. Es wäre nett. Aber lieber nicht. Ich heiße Kuckerback. Armstrong Georg Kuckerback..."

„Ein Name, den man sich merken muß. Hat einen Klang!" lachte Hall wieder fröhlich. „Und wissen Sie, warum ich vorher so gelacht hatte?" Aber der Zug hielt eben und der Schaffner verschwand. Als er wieder nach einer großen Weile auftauchte, war die Endstation für Hall nahe. Er kam nicht mehr dazu, seinen Witz zu erzählen. Der Schaffner half ihm aus dem Wagen. Hall eilte rasch dem freien Platz zu. In diesem Augenblick hörte er sich angerufen. Dann stand sein Boß neben ihm.

„Ah", sagte Hall, festen Boden unter den Füßen. „Ich danke Ihnen, mein Herr. Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen. Tatsache. Ich bin nämlich gar kein Reporter. Ich hatte nur kein Geld. Ulkig, was? Wenn ich mal etwas für Sie tun kann?"

„Was?" rief der Boß. „Für mich? Haben Sie, lieber Freund, haben Sie ausreichend. Bin nämlich auch keiner. Hatte es nur mit dem Glück probiert. Es gelang. Der Dank ist meinerseits! Für Ihre Zeugenschaft! Und nun guten Tag... Mister Hall! Einen freundlichen guten Tag. Und weiter Gut Glück!"

Der starke Mann



Fr. Bilek

Diese Bücher müssen Sie lesen!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! . . . . . Preis 75 Pfg.

FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Bernhard Rehse:

DIE GEFUNDENE BRIEFTASCHE

Jedesmal in den ersten Tagen des Monats, wenn alle Leute mit festbesoldetem Gewissen im Gelde schwimmen, dann sagt mir meine Frau, daß sie kein Haushaltungsgeld mehr habe. Und regelmäßig sind dann auch gerade die Kohlen aufgebraucht. Was tut man, wenn es in der Wohnung hundekalt wird? Man geht spazieren. So in der Abenddämmerung. Man könnte sich zwar auch ins Bett legen und lesen, aber das elektrische Licht hat die merkwürdige Eigenschaft, während es brennt, zu zählen.

Also wir gehen spazieren und schlagen zwei Fliegen mit einer Klappe: wir sparen Licht und Heizung. In solchen Tagen der tiefsten Ebbe pflegen wir die großen Geschäftsstraßen aufzusuchen. Und meine Frau berauscht sich an den Herrlichkeiten, die in den blendend erleuchteten Fenstern zur Schau gestellt sind. Es ist unheimlich, was eine Frau alles „unbedingt nötig haben muß", wenn diese Wunderdinge ihr verlockend vor die Augen gebracht werden. Ich lasse mich dadurch nicht erschüttern: ich kaufe ihr alles, was sie begehrt. Nur knüpfe ich daran die Bedingung, daß wir die schönen Dinge vorläufig im Schaufenster liegen lassen, damit die andern Frauen sie sehen, bewundern und — sich ärgern, daß wir alle die Köstlichkeiten ihnen vor der Nase weggeschnappt haben, und — gehen zum nächsten Schaufenster. Das Fazit solcher Käufe durch die Schaufensterscheiben ist, daß wir angeregt und durchwärmt nach Hause kommen.

Diesmal aber gerieten wir — sei es Zufall, sei es Bestimmung — in stillere Straßen. War es nun die Dunkelheit oder das Gefühl, daß wir eine unerhört leere Kasse hatten, die schon immer lebhafte Phantasie meiner Frau nahm, während wir so dahinwanderten, unheimliche Formen an. „Wenn wir jetzt ein Portemonnaie mit 200 Mark finden würden", sagte sie plötzlich zu mir, „ich würde es bei Gott behalten. Und ich würde das ganze Geld heute noch ratzekahl ausgeben." Frauen sind viel verbrecherischer veranlagt als Männer, — Gott sei Dank, in der Theorie —, beruhigte ich mich in Gedanken.

Dennoch war mir etwas unbehaglich zu Mute, und ich schlug meiner Frau vor, in die helle Geschäftsstraße einzubiegen. Aber sie hatte sich in ihr Thema, was alles sie für die gefundenen 200 Mark kaufen würde, so verrannt, daß sie meinen Vorschlag ablehnte mit der Begründung, in den erleuchteten Straßen mit ihren vielen Menschen könne man kein Portemonnaie mit 200 Mark finden. Um meine Frau aus den dunklen Irrgängen ihrer Seele herauszureißen, versuchte ich, die Situation ins Groteske zu retten und bemerkte mit einer noblen Geste, lumpige 200 Mark verlohne das Verbrechen der Fundunterschlagung nicht. Wenn schon, denn schon. Dann müsse es schon eine Brieftasche mit mindestens tausend Mark sein. Mit Begeisterung griff sie den Gedanken auf: „Dann würde ich endlich alles das bekommen, was ich mir zu Weihnachten wieder einmal vergeblich gewünscht hatte: einen Pelzmantel und eine Grudeherd für die Küche. Und vor allem einen echten Teppich fürs Wohnzimmer." Das Teppichthema war unerschöpflich. Der echte Teppich war ihr Lebenstraum. „Jetzt werde ich ihn kaufen. Und den Pelzmantel werde ich kaufen, den Grudeherd und ..." Sie stieß einen leichten Schrei aus, bückte sich und hob einen schwarzen Gegenstand auf, den sie blitzschnell in ihre Tasche verschwinden ließ. Hastig griff sie nach meinem Arm. „Komm nach Hause, ich habe sie", sagte sie mit einer mir ganz fremden Stimme und zog mich mit fort. „Willst du denn nicht nachsehen, was du da im Straßenschmutz aufgehoben hast?" fragte ich sie und versuchte stehenzubleiben. Sie riß mich fort und beschleunigte ihre Schritte. „Schweig still, bis wir zu Hause sind, es ist die Brieftasche, ich habe es gewußt." Mir war sonderbar zu Mute. Da redet man im Scherz von einer Brieftasche und findet wirklich eine auf der Straße. Meine Gedanken galoppierten, während wir stumm nebeneinander heimwärts eilten. Ich sah ungeheure Summen aus der Brieftasche quillen, und um nicht schwindlig zu werden und in den bodenlosen Abgrund jenseits der bürgerlichen Moral zu fallen, klammerte ich mich an den Finderlohn, der groß genug sein würde, unserer schmalen Existenz etwas aufzuhelfen. Ich sah den Grudeherd daherfahren, den Pelzmantel für meine Frau vom Himmel flattern, und der echte Teppich lag ausgebreitet vor meinen Füßen ...

Stumm erreichten wir die Wohnung, stumm machten wir Licht. Meine Frau zog den Fund hervor. Es war eine stark abgenutzte, in den Nähten aufgegangene bescheidene Brieftasche aus Wachstuch. Hastig griff sie hinein und zog eine Banknote heraus. „500 Dollar!" schrie sie und sank auf einen Stuhl. Der Schein war ihr in ihrer Aufregung aus den Händen geglitten. Ich hob ihn auf. Kein Zweifel. Es war eine wirkliche 500-Dollarnote.

Um unsere Nerven zu beruhigen, machte meine Frau einen Tee. Ich nahm unterdessen die Brieftasche nochmals vor und untersuchte sie. Im innern Fach fand ich einen mit Bleistift geschriebenen Zettel und las:

„Lieber redlicher Finder! Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich von dir die Rückgabe dieser 500-Dollarnote verlange. Ich schenke sie dir rechtmäßig und die Brieftasche dazu. Aber ich knüpfe daran die Bedingung, daß du die Note nicht einer Bank zum Wechseln vorlegst. Sonst bringt sie dir Unglück. Die Note ist ein Talisman.

(Fortsetzung Seite 93)

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

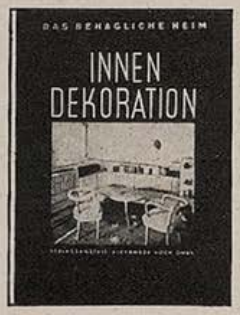
Ein gütiger Kaiser

Kaiser Wilhelm I., der bekanntlich sehr die Einfachheit liebte, fuhr einmal ohne irgendwelches Gefolge ins Viktoriatheater; nur sein Leibjäger begleitete ihn. Als er seine Loge eingenommen hatte, zog dieser sich zurück und ging in ein dem Theater benachbartes Restaurant. Das Stück, welches gegeben wurde, gefiel dem Kaiser nicht, und er verließ schon nach einer Viertelstunde die Loge. Der Wagen fuhr vor, aber der Leibjäger fehlte. Der Kaiser sagte kein Wort und wartete ohne ein Zeichen der Ungeduld in der Halle des Theaters. Auf Andeutungen des Kutschers hin eilte ein Logendiener fort und holte den Säumigen. Zu Tode erschrocken stürzte dieser herbei und stammelte Entschuldigungen. Doch der Kaiser sagte nur lächelnd: „Was machst du denn für Aufsehen von der Sache! Du hast oft auf m i c h gewartet, jetzt wartete ich einmal auf d i c h! Wir sind quitt. Öffne den Wagenschlag!"

Hört Ihr Herr'n

und laßt Euch sagen ...: Männer verwenden bei vorzeit. Schwäche d. wissensch. anerkannte Keimdrüsen-Hormon-Präparat „**RASPUSAN**" (100 Tabl. RM. 5.85, braun = f. d. Mann; weiß = f. d. Frau). **In allen Apotheken!** Auf Grund neuest. Forschungsergebn. hergestellt u. als Sexual-Therapeutikum hervorrag. bewährt. Verlang. Sie illustr. v. Arzt verfaßte Broschüre mit Probepackung diskr. im verschlossenen Doppelbrief ohne Abs. geg. 24 Pf. Porto. Keine unverl. Nachnahm.! **Friedr.-Wilh.-Apotheke, Berlin-Charlbg. 2,** Block 103

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Mr. Parkers Idee

Es ist allgemein bekannt, daß der Mensch, obwohl er das einzige Säugetier ist, das Sport treibt, an körperlichen Leistungen unter den Mitgliedern seiner Gattung nur einen recht mäßigen Platz einnimmt...

Wir wissen aber auch, daß die beste Jugend der ganzen Welt — nach bescheidenen Anfängen im grauen Altertum — seit Jahrzehnten damit beschäftigt ist, uns von dieser Schande zu befreien. Mit schönem Eifer, jedoch nur geringem Erfolg, denn, ach, ein hartherziges Geschick scheint uns auf ewig verwehrt zu haben, auf eigenen Füßen hundert Meter rascher als in zehn Sekunden zurückzulegen, schneller als in einer knappen Minute uns froschlings durch ebensoviel Wasser hindurchzuwühlen, und höhere Luftsprünge als solche über zwei kleine Meterchen zu machen... Damit haben sich die Weisen unter uns schließlich schweren Herzens abgefunden. Andere aber, ehrgeizigere...

Mr. Parker C. Peacock, Millionär und Rennstallbesitzer, ist zum Beispiel nicht gewillt, diese unwürdigen Ketten, die ihn, einen freien Mann im Staate Pennsylvania, bedrücken, auf sich und Pennsylvania sitzen zu lassen. Er hat seiner Regierung einen Entwurf vorgelegt, in dem er sie im Gegenteil ganz und für immer zerreißt —, und wenn Mr. Parker recht behält, bestätigt er nichts, als was sein großer Entdecker vor längerer Zeit feststellen konnte: daß man ein Ei am einfachsten zum Stehen bringt, indem man es geringfügig an der Spitze beschädigt.

Mr. Parkers Parole lautet: Sportzucht! Darunter versteht er die planmäßige Heranzüchtung einer Sportgeneration durch strenge Zuchtwahl. Der beste Leichtathlet und die Siegerin im Lauf und Sprung, der Tenniscrack und sein weibliches Gegenstück, Eislaufmatadoren beiderlei Geschlechts, Meistercrawler und -Crawlerin, sollen nach ihrer sportlichen Hoch-Zeit Hochzeit halten — Mitgift vom Staat — und sich fortan im friedlichen Wettstreit zur Heranzüchtung von Olympiahoffnungen treffen...

Mr. Peacock hat selbst bereits den Betrag von zehn Dollarmillionen zur Verfügung gestellt, andere Magnaten sind seinem Beispiel gefolgt. Die Behauptung Parkers, durch seine Methode werde sein Land in absehbarer Zeit, also schon Ende des laufenden Jahrhunderts in der Lage sein, alle olympischen Konkurrenzen überlegen zu gewinnen, hat seiner Idee den patriotischen Widerhall gesichert, das ganze Land bangt heut mit Parker um den Bescheid, den die Regierung erteilen wird.

Soviel bis jetzt feststeht, hat das Sachverständigengremium, dem die Eingabe zugeleitet wurde, vornehmlich in einem Punkte Einwände gegen den Plan erhoben: wird nicht, so fragen die einen Experten besorgt, die einseitige körperliche Auslese ein Nachlassen der Verstandeskräfte bei den Züchtungsergebnissen zur Folge haben? Ein anderer großer Anthropologe hat sogar der Regierung vorgerechnet, daß die Köpfe der heranzuzüchtenden Generationen im Verlauf langsamer an Umfang zurückgehen würden, bis sie u. U. an der Schwelle des neuen Jahrtausends ganz zum Verschwinden kämen...

Aber auch gegenüber diesen Bedenklichkeiten erwies sich Parker als wohlgewappnet. Die körperliche Überlegenheit der Nachkommen, hat er den Experten mutig und getrost zur Antwort gegeben, werde in diesem Zeitpunkt bereits so groß sein, daß sie Köpfe überhaupt nicht mehr nötig hätten...

Claus Brist

Vignette H. Oswald

Abgeführt

Fremder Bürgermeister (absprechend): „Ihr Friedhof ist ja ganz ansehnlich, aber mit unserem ist er keineswegs zu vergleichen."

Bürgermeister der Stadt: „Man sagte mir schon, der einzige Teil Ihrer Stadt, der zum dauernden Sichniederlassen verlocken könnte, sei Ihr Friedhof."

Kalte Dusche

Theaterdirektor (selbstbewußt): „Wissen Sie schon? Man will eine Zigarre nach mir benennen!"

„So? Na, hoffentlich wird die besser ziehen als ihre Stücke."

Heroismus

„Meine Freundin Berta geht nie an einem Spiegel vorüber, ohne schnell hineinzublicken."

„Soviel Heroismus hätte ich ihr nicht zugetraut!"

Nichts Gescheites

„Ich hörte, du hattest gestern bei dem Festessen den jungen Bröselberg als Tischherrn. Sagte er etwas Gescheites?"

„Nein, nichts."

„So? Er soll doch eine Rede gehalten haben?"

„Ja, das stimmt!"

(Fortsetzung von Seite 91)

Solange ich sie in der Tasche trug, hatte ich Glück. Sie gab mir Haltung und Vertrauen. Wenn man keine andern Sicherheiten bieten kann, so sind das die einzigen Eigenschaften, auf die man heute Kredit bekommt. Das Geld anderer Leute hat mir eigenes gebracht. Ich habe heute Bilanz gemacht. Mein Bankkonto ist so groß, daß ich keinen Talisman mehr nötig habe. Aus Dankbarkeit schenke ich ihn dir. Versuche dein Glück. Und wenn er dir dein Bankkonto eingebracht hat, verliere ihn weiter, den Talisman, damit er auch andern Glück bringt!"

Dieser freundliche, offenbar sehr geschäftstüchtige Wohltäter war ein ekelhafter Kerl. Schenkt mir 500 Dollar und verbietet mir unter Androhung eines Unglücks, sie auszugeben. Für Talismane bin ich sehr empfänglich. Aber was tue ich mit einem, der mir nur Kredit verschafft? Mit dem Gelde anderer Leute eigenes Geld verdienen, ist eine Kunst, die ich niemals erlernen werde.

Nach einer schlaflosen Nacht wollte ich es doch mit dem Kredit versuchen. Ich ging zu meinem Verleger. Aber der Talisman in meiner Tasche verhielt sich passiv; ich kehrte ohne Vorschuß nach Hause zurück.

Frauen haben weniger Respekt vor einem Talisman, wenn sie sich einen naheliegenden Vorteil ersehen. Sie nahm am Nachmittag heimlich die Brieftasche, ging damit zu einem befreundeten Bankbeamten und legte ihm die 500 Dollar zum Wechseln hin.

Es ergab sich, daß die Note eine raffinierte Fälschung war. Ein Glück, daß der Beamte dem Bankdirektor gegenüber meine Frau deckte, und daß der Schenkungsbrief unseres zugleich skrupellosen und abergläubischen Wohltäters die Herkunft der Note aufdeckte, sonst wäre sie noch verhaftet worden.

Als mir meine Frau mit tränenden Augen das traurige Ende unserer 500-Dollarnote berichtet hatte, fiel sie mir um den Hals, und in die noch feuchten Augen trat wieder ein fröhlicher Glanz: „Weißt du, Liebster, eigentlich bin ich froh, daß wir den ekelhaften Schein los sind, denn wenn er dir Kredit eingebracht hätte, dann wären wir aus den Schulden niemals wieder herausgekommen."

Maçon

„Noch nie war ich mir meiner Bedeutungslosigkeit so bewußt, als angesichts dieser gigantischen Bergwelt."

„Du solltest öfters ins Gebirge gehen, Egon!"

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.

112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.

Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

Bei ihrer lebhaften Phantasie ist sie sich heute noch nicht klar darüber, ob der Teufel die mysteriöse Brieftasche ihr vor die Füße legte, sie zu verführen, oder ob es ein Engel war, der sie warnen wollte, gefundenes Geld nicht für sich zu gebrauchen. Da das Resultat negativ war, so vermute ich, wird der Engel wohl bei ihr den Sieg davontragen.

Rechenstunde

Lehrer: „Wenn ich dieses Stück Fleisch in zwei Teile schneide, was habe ich dann? Fritz!"

Fritz: „Hälften."

Lehrer: „Und wenn ich die beiden Hälften abermals zerschneide? Anton!"

Anton: „Viertel."

Lehrer: „Und wenn ich es noch einmal tue? Karl!"

Karl: „Achtel."

Lehrer: „Und noch einmal? Emil!"

Emil: „Sechzehntel."

Lehrer: „Und noch einmal? Kurt!"

Kurt: „Hackfleisch."

Ein ganz Kluger

Polizeirichter: „Sie haben also diesen Jungen dabei betroffen, wie er mit einem Steine eine Scheibe des Fabrikgebäudes einwarf, und haben festgestellt, daß diese ganz außergewöhnlich beschädigt war. Inwiefern ganz außergewöhnlich?"

Polizist: „Sie war von beiden Seiten zerbrochen."

STEPTANZ

nach englischer Lehrweise leicht gemacht. Lehrbrief gegen Einsendung von RM 2.– auf Postscheckkonto München 15978

G. Schmeilzl, München 23

Heimstättenstraße 24

Karl Bartz: „Der Sonnenkönig“. Das Leben Ludwig XIV. Paul Neff Verlag, Berlin.

In der Persönlichkeit Ludwig XIV. findet der in Maßlosigkeit sich ausweitende Zeitgeist, die Unbedenklichkeit in der Wahl aller, der Machtentfaltung dienender Mittel, seinen lebendigsten Ausdruck. Bartz hat es in seinem Werk verstanden, den Sinn dieser Zeit faßbar zu machen, die nur mit ihren eigenen Maßen gemessen werden kann, und in der Unersättlichkeit des Lebensgenusses neben vollblütiger Kraft und männlicher Tapferkeit einhergeht. Der Sensationslüsternheit des Spießers freundlich entgegenkommend, hatte die Nachwelt in Schrift und Bildwerk das Wesen des „Sonnenkönigs“ vielfach einseitig nach der Richtung schwelgerischer Lebenslust und verschwenderischer Prachtliebe hin verschoben. Bartz aber schreibt ein geschichtliches Werk, das bei aller Lebendigkeit und Farbigkeit der Darstellung den großen Herrscher erscheinen läßt, den zielbewußten Politiker und tatkräftigen Reorganisator, der Frankreich zur stärksten Macht des Kontinents erhob. A. Wisbeck

Friedrich Sieburg: „Robespierre“. Societäts-Verlag, Frankfurt a.M.

Geistige Durchdringung des historisch Stofflichen, ein scharfer Blick für das Wesentliche und dichterische Kraft des Wortes, zeichnen auch dieses neueste Werk Sieburgs aus. Wie er aus der Flucht verwirrender Erscheinungen, aus den sich überschichtenden Trümmern einer zusammenbrechenden Welt die Gestalt Robespierres herausgreift, zu plastischer Anschaulichkeit bringt, ist meisterliche Kunst. Kaum jemals wurde das rätselvolle Wesen des unbestechlichen, der Starrheit des Prinzips unheilvoll verhafteten, von ewiger Trauer umschatteten Schreckensmannes so tiefgründig erfaßt, wie in diesem Buch. Unüberschreitbar reißt sich die Kluft auf, die den „Menschheitsbeglücker“ vom Menschen trennt, und die sich mit den blutigen Opfern eines Irrwahnes füllt. Von der scharfen Belichtung des Lebensbildes mit getroffen, erhellen sich auch Hintergrund und Umgebung. — Die Beigabe zeitgenössischer Bilder und Handschriftenproben verstärkt die lebendige Vorstellung von Geschehnissen und Persönlichkeiten. A. Wisbeck

Andreas Latzko: „Lafayette“. Rascher & Co., Verlag, Zürich.

Aus langjährigem Quellenstudium erstand dem Verfasser das unverfälschte Bild des ewigen Kämpfers Lafayette, des Helden zweier Welten, der sein ganzes schicksalsreiches Leben, vom Jünglings- bis zum Greisenalter, dem Ideal seines leidenschaftsvollen Herzens opferwillig hingegeben hat. Überzeugend durch die Beweiskraft unwiderlegbarer Urkunden, wird der aus oberflächlicher Betrachtung entstandene Makel revolutionären Doppelspieles endgültig vom Lebensbilde Lafayettes entfernt. Alle Gedanken, alle Worte, alle Handlungen deuten sich in tiefschürfender Ergründung und klarer Darstellungsweise nur nach dem einen, dem einzigen Ziele aus: der mißachteten, zertretenen Freiheit des Menschen zu dienen, ihr im selbstlosen Verzicht auf eigenes Glück zum Siege zu verhelfen. Es ist das Buch eines reinen, makellosen Heldenlebens, und es ist die Tragödie des gläubigen, durch eine bestechliche Umwelt traumwandelnden Idealisten. A. Wisbeck

Hans Franck: „Eine Pilgerfahrt nach Lübeck“. Novelle. 93 S. Holle & Co., Berlin 1935.

Hans Franck hat jene vier Monate aus Johann Sebastian Bachs Leben, die der Zwanzigjährige im Hause Meister Buxtehudes zu Lübeck verbrachte, zu einer Novelle ausgestaltet. Franck weiß seine Hauptgestalten, den jungen Arnstädter Organisten, den greisen Meister zu Lübeck und dessen eulenhafte Tochter, die der Nachfolger Buxtehudes einmal ehelichen soll, recht lebendig hinzustellen, er zeigt, wie Sympathien und Gegensätze aufkommen und wie der junge Bach, schwankend zwischen Anna Margareta und Maria Barbara, zwischen Gebundenheit und Freiheit, sich zu seinem Wege durchringt; er erzählt diese Episode nicht nur fesselnd, sondern er hebt sie auch ins Bedeutsame. Eines nur scheint uns fraglich: Ob die bekannten Eigenheiten der Franckschen Prosa nicht allmählich zur Manier werden? . . . U.

R. Seiffert-Wattenberg: „Aus der Sammlung Oskar Reinhart“. München, F. Bruckmann Verlag.

Seiffert-Wattenberg bietet in diesem Werk den Querschnitt einer der ersten und namhaftesten Sammlungen, die je ein europäischer Privatmann sein Eigen nannte. Von Grünewald über Caspar David Friedrich bis zu Leibl finden wir hier einen solchen Reichtum an Schönheit und Pracht, daß man den fragmentarischen Charakter der Publikation völlig vergißt. Von Poussin über Ingres bis zu Renoir und Cézanne — Köstlichkeiten von unbeschreiblicher Noblesse. Das Verdienstvolle an der Arbeit Seifferts-Wattenberg ist in erster Linie darin zu sehen, daß eine reiche Fülle deutschen Kulturgutes wenigstens auf dem Wege der Reproduktion der Nation zurückerobert wurde. Wunderbares, in vielen Fällen unbekanntes und immer wertvolles Material bietet sich dem Künstler und Kunstfreund; wir sehen Prachtstücke unserer großen Romantiker: Friedrichs „Kreidefelsen auf Rügen“, einzigartige Waldmüller und Kobell, einnen unsagbar reizvollen Fohr. Wir lernen einen Feuerbach von ekstatischer Unmittelbarkeit kennen und einen Marées von bezaubernder Intensität. Diesen prächtigen Dingen aus unserem heimatlichen Kulturkreis stehen scharmante Franzosen und saftstrotzende Holländer gegenüber. Neben diesem wichtigen Bildapparat beglückt die Art der thematischen Behandlung der feinsinnigen Einführung und Darlegungen des Herausgebers. In wohltuendem Gegensatz zu wortschwallreichen Kunstinstrukteuren der neueren Zeit gestaltet Seiffert-Wattenberg die literarische Umschreibung des schönen Stoffes zu einer wahrhaft lesbaren und wirklich notwendigen Ausführung, aus der uns die respektvolle Liebe zum Kunstwerk mit jedem Satz als ein schöner Beweis für die hohe Einfühlungsgabe des Verfassers entgegentritt. Alles in allem: ein würdiges und wichtiges Werk, für dessen Zustanndekommen wir dem Besitzer aller dieser Kleinodien, dem Herausgeber und dem Verlag Bruckmann unseren herzlichen Dank aussprechen müssen. Weiß-Rüthel

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

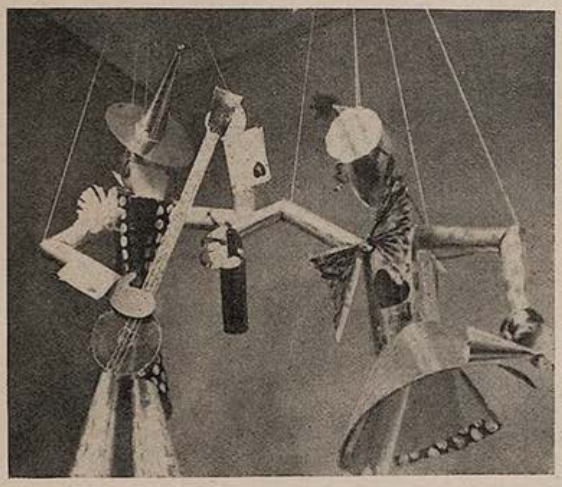
Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

DIE FOTO-SEITE



Wie wär's mit Schaufenstern?

Man mag über Schaufenster (insbesondere Modehaus-Schaufenster!) denken wie man will, — fotografisch sind sie ein wirklich reiches Betätigungsfeld. Wir wollen also hier ganz „Situationen" ausschließen, wo wir mit unserer Gattin vor einem solchen „Kundenfänger" stehen und sie entzückt und begeistert ausruft: „Schatzi, siehst Du diesen reizenden Hut?! Natürlich siehst Du ihn, wenn Du nur hinschauen wolltest. — Weißt Du, einen solchen Hut wünsche ich mir schon lange!", worauf wir ihr vorrechnen, daß augenblicklich Ebbe im Geldbeutel herrscht oder sie bereits sieben andere Hüte im Schrank habe.

Kurz und gut: Wir wollen uns hier über das Schaufenster von einem Gesichtspunkte aus unterhalten, wo auch das „starke Geschlecht" freudig einstimmt, weil es ja um die Kamera, um die Jagd auf Motive geht. Und da für derlei Dinge beide Geschlechter zugleich zu haben sind, wäre somit trotz des an sich heiklen Themas eine erfreuliche Brücke geschlagen, die beide zu ihrem Recht kommen ließe.

Nehmen Sie einmal des Abends, wenn die Straßen nach Geschäftsschluß schon ein bißchen unbelebter geworden sind, ihre Kamera zur Hand, um Schaufenster zu fotografieren. Diese Aufforderung soll hier nicht die übliche Methode nach sich ziehen, wo man sein Stativ auf dem Bürgersteig als Verkehrshindernis aufstellt und nach zehn Minuten Belichtungszeit aufatmet, daß kein Schutzmann gekommen ist und wegen Verkehrsstörung Tribut forderte. Uns interessiert auch nicht das Gesamte eines Schaufensters mit seinen vielen Kleinigkeiten, sondern uns fesseln Ausschnitte. Dicht, bis an die Fensterscheibe, werden wir also mit der Kamera herangehen, um Teile des Ganzen möglichst groß auf unseren Film zu bekommen.

Wir fotografieren also etwa das Porträt einer Modepuppe, die im Kunstlicht des Schaufensters durchaus wirksam aussehen kann (und vor allem geduldig in immer der gleichen Stellung verharrt), oder wir knipsen kleine Kompositionen aus dem ganzen heraus, die ein findiges Auge bald entdecken wird.

Natürlich arbeiten wir ohne Stativ. Die Belichtungszeiten sind unter Verwendung eines höchstempfindlichen, insbesondere panchromatischen Films (z. B. Perutz-Peromnia) so kurz, daß es sich noch um Momentaufnahmen handeln wird. Genaue Zeiten lassen sich nicht angeben, da die Lichtverhältnisse schwanken. Nimmt man für ein mittelhelles Schaufenster und Blende 3,5 etwa 1/10 Sekunde an, so trifft man meist das Richtige. Zeiten bis zu 1/5 Sekunde sind ohne weiteres aus freier Hand zu belichten. Man darf nur nicht aufgeregt sein, sondern muß mit der größten Ruhe vorgehen. Zuschauer bei unserem Tun dürfen uns auf keinen Fall irgendwie stören; wir sehen sie einfach nicht.

Mit der Kamera gehen wir so dicht an das Schaufenster heran — wenigstens trifft das für die weitaus meisten Fälle zu — daß die Objektivfassung die Schaufensterscheibe berührt. Das hat zwei Vorteile. Wir gewinnen zunächst einen gewissen Stützpunkt, der uns einen sicheren Halt gibt. Wir dürfen nur dabei nicht in Richtung Scheibe ausrutschen, weil wir sonst u. U. auf schnellem aber sicherem Wege in nächste Nähe zu unseren Motiven befördert werden. Jedenfalls soll man mit Glas keine Kraftproben machen.

Der zweite Vorteil liegt in der Vermeidung von störenden Reflexen. In der Schaufensterscheibe spiegeln sich die Lichter und Reklamen der Geschäfte auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Die Spiegelungen sind sonst nur sehr schwer durch Wahl eines entsprechenden Aufnahmestandpunktes aus dem Bildfeld zu bringen; oft ist das überhaupt nicht möglich. Diese Störenfriede schalten wir ganz aus, wenn wir uns mit der Kamera dicht an der Schaufensterscheibe befinden, wie das beschrieben wurde.

Hiermit wären die wichtigsten technischen Punkte ausgeführt. Zu sagen bleibt lediglich noch, daß so ein alltägliches Gebiet doch gestalterische Schule sein kann und in freien Abendstunden zum Schaffen und Entdecken anzuregen vermag. Es sollte auch einmal damit versucht werden. gi—t

---

(Fortsetzung aus Heft 5)

Für Rollfilm ist diese (oder auch die nächste) Methode voll zu empfehlen. Nur so werden Luftschleier, Schrammen und Fingerabdrücke vermieden, die sonst bei der Schalenentwicklung kaum ausbleiben. Für mehrere Entwickler des Handels sind die Entwicklungszeiten bereits in der Gebrauchsanweisung angegeben, so daß auch hier eine Anpassung an dieses Verfahren spürbar wird.

Tageslicht-Entwicklung

Für Rollfilm gibt es im besonderen Dosen, die neben den schon erwähnten Handgriffen, die sich bei Tageslicht ausführen lassen, auch das Einspulen des Filmstreifens in die Dose außerhalb der Dunkelkammer gestatten. Damit wird überhaupt jede Dunkelkammer entbehrlich. Es wäre falsch, aus dieser Automatisierung Schlüsse auf notwendige Fehlergebnisse zu machen; zu berücksichtigen bleibt, daß heute allein die treffende Belichtungszeit, die lieber zu lang als zu kurz sein soll, ausschlaggebend ist. Diese Mechanisierung ist sehr zu begrüßen, zumal noch genug Dinge bleiben, wo Überlegung und bewußte Arbeit ihre Rolle spielen.

Nach der Entwicklung

Die Fixage dient der Auflösung des unbelichteten und demnach auch ungeschwärzten Bromsilbers. Sie dauert gewöhnlich zehn Minuten, wobei zu berücksichtigen ist: Wenn gerade eben das gelbliche Bromsilber verschwunden ist, was sich von der Rückseite des Negativs her beobachten läßt, ist die Fixage noch nicht beendet. Erst danach bilden sich lösliche Salze, die überhaupt eine Auswaschung aus der Gelatine nach erfolgter Fixage gestatten. Bei zu frühzeitiger Unterbrechung der Fixage ist das Negativ nicht haltbar. Die doppelte Zeit bis zum Verschwinden des gelben Bromsilbers ist vielmehr erforderlich.

Nach dem Fixieren wird gewässert und getrocknet. Bei Schalenwässerung wird das Wasser während einer Stunde mindestens achtmal gewechselt. Besser ist Wässerung in fließendem Wasser. Trocknung erfolgt bei Zimmertemperatur, die stets gleich bleiben soll. Platten werden auf einen Trockenbock gestellt, Filme mit Klammern aufgehängt. Überschüssiges Wasser wird vorher entfernt mit einem Bausch aus Fließpapier. Sonst würden an diesen Stellen helle Flecke durch langsame Trocknung entstehen.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V.J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Die erste Flugreise

Anton Leidl

Es fängt gut an

Es wird immer besser

Starke Ermunterung

Mir gangst!

Jugend

Carneval 1936

Nr. 7

Pr. 60 ₰

Jugend
41. Jahrgang 1936 / Nr. 7

Das Narrenschiff Friedrich Inhauser

Das Narrenschiff

Was für ein Schiff kommt hier gefahren,
auf trocknem Land, beladen schwer
mit Dildapp, Schalks- und andren Narren,
wo fährt es hin .., wo kommt es her ..?

Mich dünkt, hier sitzt der Schelm am Steuer
und führt den bunten Firlefanz
ins Reich der Lust und Abenteuer
zu Fastnachtsspiel und Mummenschanz.

Der Narr, der schon in grauen Tagen
das Volk am Gängelband geführt —
hier thront er stolz auf seinen Wagen,
ein König, der die Welt regiert.

Nicht Seuchen, Krieg und Rebellionen
verdrängen ihn von seinem Sitz,
solang auf Erden Menschen wohnen
regieren Witz und Aberwitz.

Der Würde Ernst, dem hohe Denker
sich lang ergaben, stürzt und sinkt,
wenn dieser bunte Staatenlenker
das Szepter seiner Narrheit schwingt.

Und wollt ihn einer je bedrücken,
dem Frohsinn feind, aus Tyrannei —
dann beugt der Bursche wohl den Rücken
und macht sich im Verborgnen frei!

Drum laßt ihn nach Belieben schalten,
sein Schiff hat Platz für jedermann!
Es trotzet jeglichen Gewalten —
und fiel es gleich der Sturmwind an,

Dann bläht das Lachen seine Segel
und bringt es rasch in sichre Hut —
und ist der Schiffsmann auch ein Flegel,
vertraut ihm nur — er meint es gut!

BRIEFMARKEN GEHEN TANZEN

EINE FASCHINGSGESCHICHTE

Von Ernst Hoferichter

Josef Axelhuber, der approbierte Lohnkutscher und Besitzer einer handlichen Kropfanlage, pflegte sein Seelenleben, wie eine Hausfrau ihren Ausguß pflegt — damit er nicht durch Unreinlichkeiten verstopft werde...

Er verband und verknüpfte sich mit allen Bestrebungen, die ihn von den fleischlichen Lüsten der Welt — wie einen süßen Wein in Flaschen — abzogen und haltbar machten für die Ewigkeit...

Zu allem Überfluß — um jede böse Lust schon im Keime zu ersticken — sammelte er sich mit Briefmarken in eine entgegengesetzte Leidenschaft hinein, die ihm für den heißen Kampf gegen das anwachsende Sündenbabel den nötigen Dampf lieferte. Und wie andere Menschen im Austausch von Gefühlen und Küssen die bessere Seite ihres Daseins erleben, so empfand Herr Axelhuber dasselbe im gegenseitigen Austausch von Briefmarken und sonstigen Postwertzeichen. Bald kannte er ihren Wert und Unwert wie nur selten einer — und es dauerte nicht lange, so wurde er auch schon vom „Verein zur Förderung des Briefmarkentausches" in den Vorstand gewählt...

Da kam die Zeit, in der das Faschingstreiben mit Luftschlangen, Dekolletés, Knallerbsen und Florstrümpfen über die sowieso schon schwer belastete Erde hinwirbelte. Und es gab keinen Stammtisch, der nicht seinen Vereinsball oder seinen Kostümtanz haben wollte. Bald gärte es auch unter den Mitgliedern des Briefmarkenklubs in karnevalistischen Blasen, die bis zur Höhe der Vorstandschaft stiegen und den Josef Axelhuber zu den schwersten Gewissensfragen nötigten... Was tun?...

Nach einer schlaflosen Nacht klopfte er durch die Wand seiner Zimmerwirtin Ursula Morassel, die im ersten Augenblick glaubte — ihr Zimmerherr habe wieder eine jener Erscheinungen gehabt, die bei ihm regelmäßig Durchfall erzeugten... Sie setzte sich mit streichelnden Blicken auf seines Bettes Rand, als wollte sie sich an den Ufern eines Sees niederlassen. So hatten sie schon oft über die letzten Dinge und geheimsten Mysterien alles Seienden gesprochen; da war das letztemal unter ihnen die Rede von den Jünglingen im Feuerofen und vom Propheten, der im Bauch des Haifisches Lebertran inhalieren mußte... Und deshalb konnte er ihr auch jetzt in vollem Vertrauen alles herauskitzeln, was er auf seiner Hühnerbrust sitzen hatte: „Frau Morassel, sagn Sie mia amal, Aug in Aug und Zahn in Zahn — wia muaß sich a Mann, der unsere Weltanschauung Tag und Nacht mit sich herumziagt — wia muaß sich ein solchener in diesem traurigen Fastnachtfalle benehmen...?"

Frau Morassel klappte unruhig die Tür des Nachtkästchens auf und zu und fuhr dann mit dem Finger die Ritzen der Matratze aus, als wollte sie nebenzu Wanzen fangen. „'s beste waar ja, Herr Axelhuaba, mir kannten alle Laster und Sündenfälle in liebreiche Handlungen verwandeln, wo ma was aufopfern kannt, dös sich mit ewigen Lohn verzinsen tat...!"

„Ja mei — aber ma ko halt do koan Bal pare in a Wallfahrt umbiagn. I waar der erste, Frau Morassel, der dös durch an soliden Kulturkampf anpacka tat. Überhaupts, d' Kreuzzüg müssen wieder her, a jeda sollt an Prügel in d' Hand nehma und zuaschlagn für die heiligsten Güater — bis allssamt hin is...! So wärad bald alles Irdische überwunden, mir brauchatn koan Fasching und koane Sünden mehr, a jeda kannt a Heiliga wern und i kannt Vorstand von meim Briafmarkenklub bleibn! Frau Morassel, i, als keuschlicher Vorstand meines Briefmarkenklubs, muaß alle Verantwortung tragn..."

„Passen S' auf, Herr Axelhuaba, in mir stoßt ein idealer Gedanke auf...! — — — Sie müassen für Eahnan Verein was ganz Harmloses macha, so was Kindliches — wodurch die Menschen eher noch besser werdn als schlechter...! Und es paßt großartig für Eahnen Verein!"

„Bittschö, Frau Morassel, und das wäre?"

„... Ja also: Sie lassen Eahnene Mitglieder als Briefmarken Maschkera geh, Sie selba machan an Postsekretär, i geh als Gummiarabikum, und dann macha ma so Schalterspiele... Sie wissen scho, grad wias auf der Post oft zuageht... Und dös waar gwiß harmlos gnua...!"

„Zünfti, zünfti... Frau Morassel...! Sie san halt a Frau mit Erfindungstrieb...! Und so werd i es a macha...!"

Vignette Hoerschelmann

Getan wie gesagt. Die Mitglieder fanden diesen Vorschlag Axelhubers originell und rüsteten sich in der vereinbarten Kostümierung zum Fest. Im Saal wurden zwei Postschalter aufgeschlagen, weil der andere Vorstand des Vereins, Hans Vierlinger, auch als „Postsekretär" Maschkera gehen wollte — und für sich ebenfalls ein Schalterfenster beanspruchte.

Und der ersehnte Abend kam wie ein langbestelltes Voressen an. Josef Axelhuber, Vorstand des Briefmarkenklubs, schob sich als himmelblauer Postsekretär mit seiner Hausfrau Ursula Morassel zur Saaltüre, wie eine frischgeölte Schnellzugslokomotive mit Tender, herein. Sie hatte ihr haselnußfarbiges Reformkleid durch ein Drahtgerüst zur Form einer Gummiarabikumflasche ausgebaucht, wozu über ihrem Apfelbusen das Schild „Klebstoff" schaukelte — und wo darunter geschrieben stand: „Vor Gebrauch schütteln!"

Die übrigen Gäste waren als Briefmarken zu drei, fünf und zehn Pfennig erschienen. Zuweilen tauchte auch eine rosarote Marke aus Java auf, und hie und da ein alter bayerischer Kreuzer — und ganz rückwärts saßen ein paar unfrankierte Postkarten mit Rückantwort...

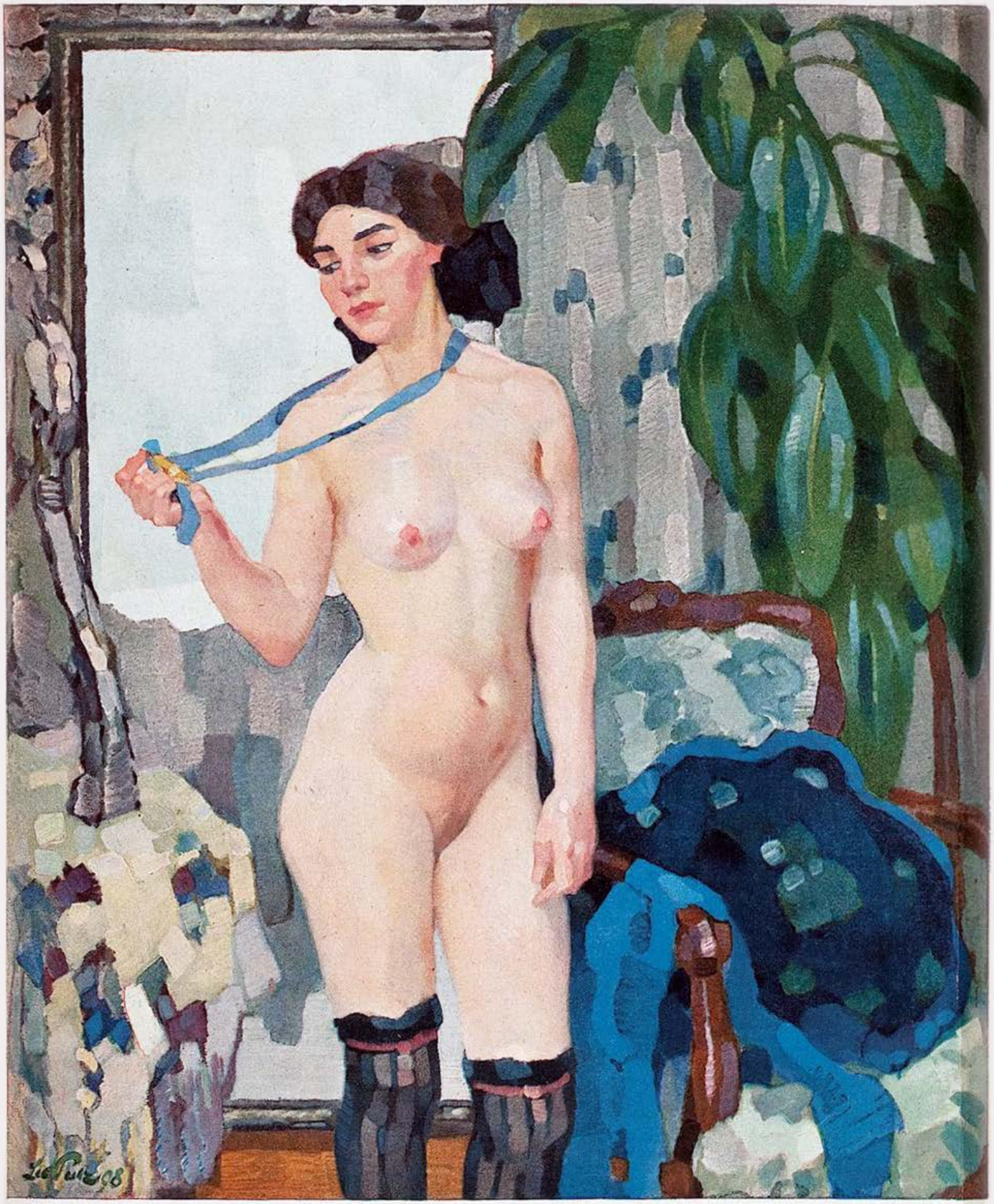
Und es wäre alles so schön gegangen, wenn nicht die angekündigten „Schalterspiele" von den einzelnen Mitgliedern falsch aufgefaßt worden wären. Nur wenige gab es, die sich eine Art von Kinderspielen an den Sandbänken der Anlagen erhofften. Vielen schwebten Neros Zirkusszenen vor, Bacchanale und Orgien, bei denen ein ganzes Briefmarkenalbum mit internationalen Raritäten gekauft und vertauscht werden könnte — oder die einzelnen Marken sich selbst verschenken würden...! Denn besonders an weiblichen Marken waren herrliche — Exemplare erschienen und auch schon mit Wein und Schnaps getränkt worden.

Jetzt ließ der Vorstand Josef Axelhuber seine Zwillingsköpfe in schaukelnder Bewegung zum Schalterfenster heraushängen. Es sollte ein Spiel nach der Weise des Sekretärschreibens vor sich gehen, das in jeder besseren Familie vor dem Bettgehen vom Kanapee herab gespielt wird — und wie es Frau Morassel in ihrer Dienstmädchenzeit bei Familien vom Regierungsrat aufwärts beim Abservieren gesehen hatte.

Aber da öffnete auch der Vorstand Hans Vierlinger seinen Schalter und gab bekannt, daß alle Briefmarken in dieser Nacht noch „ausgetauscht" werden müßten...

Das Gummiarabikumfaß, Frau Morassel, schrie eifersüchtig auf: „Waas wolln Sie macha?... Pfui Deifi...! Schamen S' Eahna...! Sie verhunzen ja die Idee des Festes...!"

„Alter Rührkübe, mit deine glanzpapierenen Ohrwaschel, halt do du dei Mäu...!"



Das Medaillon — Leo Putz

„Sie, gölln S' ...! Hier ist der Herr Axelhuaba, mei Zimmerherr, kean S' sichs fei überlegn, welchen Ton Sie hier zu wählen haben ...!"

„Für di wüßt i scho den richtigen — aber i habn grad net in mir ...!"

„Halt, jetzt werden Sie persönlich ...! — — Herr Axelhuber, der Herr Vorstand is grad im Begriff, persönli z' werden ...!"

„Ja, Herr Kollege — i glaab fast, daß dös üba unsere Statuten hinausragt ...!"

„Geh zua, alter Bazi, laß dö gräusliche Trommel predinga, und geh zu mia rüber ... du hast do aa a schöne Briafmarkn gern ... Geh zua, Sepp, geh eina zu mia ...!"

„Briafmarken hab i scho gern, woaßt, aba solchene warn halt sündhaft, und ma derf net — — —"

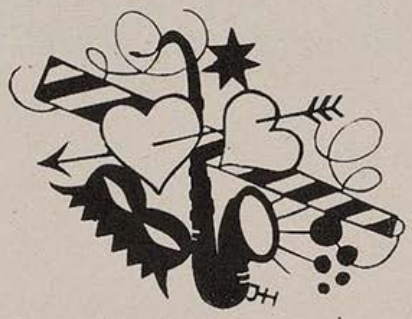
„Du Bazi du, bei die papierern hast di a net Sünden gforchten, wennst d' Mitglieda beim Tauschen bschissen hast, daß eahna d' Augn tropft ham ...!"

„Jessas, sei grad staad und schrei net so laut ...!"

„Freili, weilst jetzt an Heiligen markieren willst und dreinschaugst wia a Einfamilienvater ... Geh zuawa, sag i dir, zu dö Briefmarken ...!"

Axelhubers Seele schwankte wie ein Grabgitter in ihrem Gehäuse hin und her. Und wie es Stürme gibt, die die schwersten aller Eichen zu Fall bringen, so fiel auch sie zu Boden ...

Frau Morassel war als Gummiarabikumflasche vor Schreck gesprungen ... Das hatte sie nicht geahnt, daß ihr seelentiefer Zimmerherr so in jede Briefmarke verliebt war, daß er ihnen nicht widerstehen konnte — wenn sie — aus Leib und Seele waren.



Im Saal war inzwischen eine wilde Briefmarkensammelwut ausgebrochen. Viele ließen sich um eine Maß Bier vertauschen oder verkaufen ...

Als der Morgen mit langen Fingern zu den Fenstern hereintupfte, war Josef Axelhuber an Leib und Seele vertauscht. Als zerbrochenes Nachtgeschirr lag er in einem Haufen schnarchender Drei- und Fünfpfennigmarken herum. Er fühlte sich als „Muster ohne Wert", das keiner hohen Frankierung mehr würdig sei ...

So rutschte er auf allen Vieren zu seinem Gummiarabikumfaß, das vor Elend eingeschlafen war. Sie streichelte ihn und flüsterte: „Mei, Zimmerherr, wenn i a koa neue Briefmarken bin — — — aber mich hat keiner vertauscht ...!"

Der Zimmerherr hörte alles.

„Passen S' auf ... wir tauschen uns scho noch ein ...!"

„Jetzt waars aber Zeit ...!"

„Ja, recht habn S' — — —!"

Und bald klebte auch sie in seinem Album der Liebe und Ehe ...!

FASCHING IM URWALD

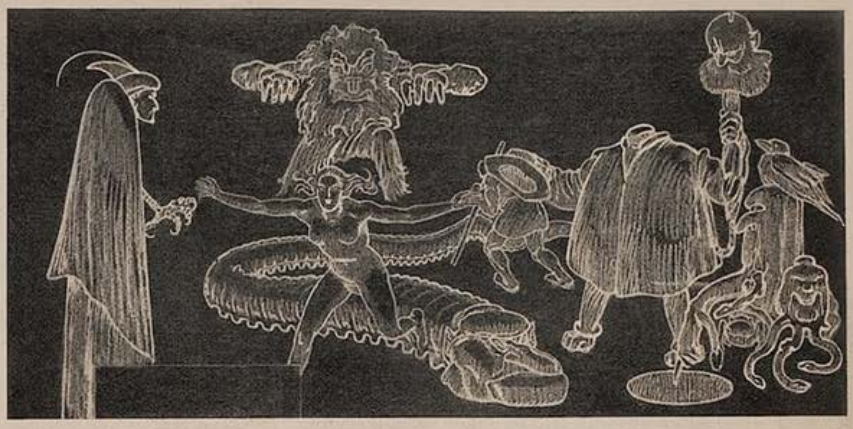
VON FRED ENDRIKAT

Der König rief — und alle, alle kamen.
Er brüllte laut: „Verehrte Herrn und Damen.
Verehrte Damen und verehrte Herrn."
Dann Pause. — „Bravo!" schrie man von nah und fern.
Der König räuspert sich und lächelt gnädig,
dann fährt er fort: „In München und Venedig,
sogar in Köln der Fasching bricht herein.
Wie dürften wir im Urwald müßig sein?
Der Mensch versuchts uns Viechern nachzuäffen.
In diesem Fasching müssen wir ihn übertreffen.
Macht wie ihrs wollt — mir ist es einerlei.
Wir sind die Viecher — unser ist die Viecherei.
Frisch auf, mein Volk. Frisch auf. Ich hab gesprochen.
Seid lustig — sonst zerknack ich euch die Knochen."
So brüllt der Leu mit unheilvollem Blick.
Der Festausschuß zog sich hierauf zurück.
„Hört, großer König", grunzt ein altes Schwein.
„In unsern Fasching muß ein Schuß Erotik rein.
Nur die Erotik kann den Zustand heben,
den Leib erquicken — und das Herz beleben."
„Pfui Teufel", brummt ein wohlbeleibter Bär.
„Nein, nein. Erotik hin — Erotik her.
Es wär verfehlt, Erotik nachzuäffen,
denn darin ist der Mensch doch nicht zu übertreffen.
Ich schlage vor — dies ist ein Vorschlag nur:
Wir machen diesen Fasching in Kultur."
„Das wird zu teuer", schrie ein Pavian.
„Denn die Kultur fängt mit Kanonen an,
und gegen Bomben und Granaten wehr ich mich.
Wir Affen sind doch schließlich keine Affen nich.
Nein — etwas ganz Verrücktes könnten wir probieren,
indem wir Tiere uns einfach als Mensch maskieren.
Wie wäre es in diesem Karneval
im Urwald mit dem Film- und Bühnenball?"
„Großartig", schrien Schimpanse und Mandrill.
„Abstimmen", riefen andre mit Gebrüll.
Man debattierte laut und lange ganz barbarisch.
Die Viecher sind nun mal parlamentarisch.
Mit vierzig Stimmen gegen acht fiel der Entscheid.
Das Schwein schied aus wegen Stimmenthaltsamkeit.
Der König dankte hoheitsvoll, und höchst loyal
ernannte er den Pavian zum Prinzen Karneval.

Heissa juchhei — das war ein lustiges Maskieren,
denn keines von den Tieren wollte sich blamieren.
Voran ging die Giraffe, hoch den Kopf, als Star.
Der Vogel Strauß als Diplomat — und dann das Dromedar.
Das fesche Nashorn und ein stolzer Panther
tanzten als prominente Bestien miteinander.
In einem süßen Tango war der Clou
ein Känguruh mit einer Elefantenkuh.
Kein Tier blieb unmaskiert, sogar der bürgerliche Igel
probierte einen Klemmer vor dem Spiegel.
Die Bisamratte walzt mit dem Schakal,
und eine Wildsau brüllt dazwischen: „Damenwahl".
Das Nilpferd in Ekstase mit dem Unterkiefer zuckte.
Das Lama wie ein böser Schutzmann spuckte.
Ringsum im Kreis die Herren von der Presse
machten Notizen mit größtem Interesse.
Der Löwe thronte hoch auf der Empore,
vor ihm der Tiger und der Leopard als Matadore.
Mit Wohlbehagen schaut er in den Trubel,
dann ließ er einen Brüller, gleich verstummt der Jubel.
Der König rief: „Verehrte Herrn und Damen,
ich rief mein Volk — und alle — alle kamen.
Ich gebe zu, die Masken waren ganz brillant,
doch an den Hinterteilen hab ich euch erkannt.
Vom Angesicht konnt ich euch nicht beim Namen nennen,
an euren Schwänzen aber seid ihr zu erkennen.
Sogar beim Prinzen Karneval merkt man in kurzer Frist
von hinten, daß er nur ein Pavian ist ..."

5000 Jahre Karneval

Von H. A. Thies



Im Paradies

Adam: Was machst du für ein unausstehliches Gesicht?

Eva: Laß mich! Ich denke über mein Faschingskostüm nach.

Adam: Also denke.

Eva: Denke! Ein ganz famoser Rat. Von so einem Mann hat man doch nicht das Geringste.

Adam: Jetzt bitt ich dich: was soll ich dazu sagen: — Was kann man schon mit so einem Feigenblatt anfangen?

Eva: Wieder mal echt männlich gedacht! Tausend reizende Dinge kann man damit machen. Man kann es in wunderhübsche Plissees legen, kann ein Ränchen dranhäkeln, kann es mit Hohlsaum besticken. Man könnte es auch bunt gepünktelt tragen. Voriges Jahr trug ich Batik. Geblümt wäre auch ganz schön.

Adam: Ja, geblümt wäre herrlich! Geblümt würde mir auch gefallen!

Eva: Wirklich? Würde es dir gefallen? Also machen wir. Siehst du, wir müssen uns nur unterhalten. Du hast doch immer den nettesten Einfall!

Bei den Phöniziern, am Hofe Psittakos' III.

König Psittakos: Sagt, mein Oberhof- und Zeremonienmeister, wir müssen unbedingt zur Besänftigung und Zerstreuung unserer geliebten Untertanen einen noch nie dagewesenen Faschingsball arrangieren. Was für eine Idee schlagt Ihr für das Kostüm vor?

Oberhof- und Zeremonienmeister: Majestät, wir sind das erste Kaufmannsvolk der Weltgeschichte. Majestät, wir sind Kaufleute. Es gibt nur e i n passendes Kostüm.

König Psittakos: Das wäre?

Oberhof- und Zeremonienmeister: Der Schottenrock.

Der vollkommene Lateiner

1. Römer (hebt den Becher): Nunc est bibendum!

2. Römer (trinkt): In vino veritas!

3. Römer (hascht sich eine Tänzerin): Hic Rhodus, hic salta!

4. Römer (schmaust Nachtigallenzungen) O Lucullus!

5. Römer (wendet sich der Tänzerin eines andern zu): Variatio delectat.

Die Wurzen (von unzähligen Neffen und Nichten belagert): Unus pro multis!

Alle (ziehen die Geldbörsen und zahlen): Tabula rasa.

Der Ober: Errare humanum est.

Der letzte Römer des Balls (begleitet seine Tänzerin nach Hause): Post festum — heureka!

Am Ende der ritterlichen Zeit

Burgherr: Ich habe versucht, den Harnisch auf dem Städtischen Leihamt zu Silber zu machen. Aber was meinst du, was der Kerl mir bietet? Vier Reichsmark.

Burgfrau: Unglaublich! Fünfhundert hat er gekostet. Allerdings war er damals modern.

Burgherr: Du kannst dir denken, wie ich in Harnisch geraten bin!

Burgfrau: Und was hast du dem unglaublichen Menschen geantwortet?

Burgherr: Nee, für vier Mark nich! Geben Sie mir das Ding wieder her! Und wenn ich es später mal zum Fasching tragen soll! Es ist ja schließlich ein historisches Stück.

Burgfrau: Recht so. Es wird bestimmt nochmal auf dem Karneval Aufsehen erregen. Die Zeit kommt schon. W i r können warten.

Casanova in Venedig

Eine Maske: Hab ich dich endlich!

Casanova: Was heißt hab ich dich? Wer bin ich? Wer bist du?

Maske: Zum achtenmal sehe ich dich heute abend eine Gondelfahrt machen und jedesmal mit einer anderen Dame. Schätze, du bist der weltberühmte Casanova.

Casanova: Stimmt. Richtig geraten.

Maske: Also komm sofort mit mir nach Hause.

Casanova: Oho! So eilig ist noch keine Schöne bisher mit mir verfahren. Ich fühle mich ein wenig ermüdet. Ich möchte nicht.

Maske: Sie m ü s s e n kommen. Mein Papa ist nämlich Verleger und will unbedingt Ihre Memoiren haben. Ich hab es ihm versprochen, daß ich Sie bringe! (Hakt ihn ein und schleppt ihn ab.)

Casanova: Schon reingefallen!

Geistergespräch Orlofskys und Rezniceks

Prinz Orlofsky: Alles langweilt mir, selbst der Liebe! . . .

Reznicek: Mir geht es wie Ihnen, Prinz.

Orlofsky: Ihre Zeichnungen scheinen vom Gegenteil zu sprechen.

Reznicek: Scheinen, Prinz, scheinen! Vergebens sucht man auf tausend Bällen, — vergebens nach seinem Ideal.

Orlofsky: Haben Sie schon die Wessely in dem Reznicek-Film „Maskerade" gesehen?

Reznicek: Ja, d a s wäre mein Fall. Aber Sie erinnern mich zur Unzeit an mein Alter, Prinz. Mein Gott, warum ist man fünfzig Jahre zu früh auf die Welt gekommen! Jetzt, ach, jetzt nochmal jung sein! . . .

Orlofsky: Von einem gewissen Zeitpunkt an, mein Lieber, sind wir alle um fünfzig Jahre zu früh auf die Welt gekommen.

Reznicek: Reichen Sie mir Ihren Arm, Prinz, stützen Sie mich! Und begeben wir uns zurück in unser reichlich abgekühltes, nur noch spärlich erleuchtetes Jahrhundert.

Orlofsky: Zurück in unsern ewigen Aschermittwoch.

Reznicek: Prinz, überall ist Aschermittwoch, nur nicht bei der Jugend.

Dekorationsentwürfe von Prof. Ernst Liebermann-München

In eigener Sache!

Das Zentralorgan des NSD-Studentenbundes „Die Bewegung" veröffentlicht in seiner Nummer 4 vom 22. Januar 1936 nachstehenden Artikel:

Schluß machen!

Es ist nicht das erstemal, daß sich die „Bewegung" mit einem Blatt beschäftigen muß, das lange Zeit als ernstzunehmende Vertretung deutschen Geistes galt — nämlich der Münchner „Jugend". In den letzten Jahren hat sich hier ein Verfall und eine Verrottung breitgemacht, die für das deutsche Zeitschriftenwesen untragbar werden.

Bis jetzt konnte man noch im Glauben sein, daß weniger Böswilligkeit als vielmehr Schwäche und Hilflosigkeit gegenüber gewissen „Traditionen" der Systemzeit die Ursache solcher Entgleisungen waren. Aber was sich die „Jugend" in letzter Zeit leistet, das muß auch diese Annahme restlos zerstören. Die Schamlosigkeit dieses Blattes geht so weit, daß es sogar Bordellgeschichten des jüdisch-französischen Dreckfinken Maurice Dekobra abdruckt. Wer jemals das „Schrifttum" Berliner und Wiener Judenblätter beobachtet hat — und in Wien noch beobachten kann — der weiß, was Dekobra bedeutet.

Unter diesen Umständen ist es uns unmöglich, der „Jugend" gegenüber noch irgendwelche Rücksicht walten zu lassen. Wir hoffen vielmehr, daß diese pornographische Zeitschrift so bald als möglich aus Deutschland verschwindet. Es sitzen ja schon viele ihrer ehemaligen Mitarbeiter in Prag, Paris und Zürich — möge der Rest bald dorthin nachfolgen! Kaktus.

Wenn es einem zunächst auch schwer fällt, diesem Tonfall und diesem, mit einem so aparten Pseudonym unterfertigten Angriff, die Ehre einer Erwiderung zuteil werden zu lassen, so möchten wir doch nicht versäumen, dem Produzenten dieser boulevardesken Philippika in aller Ruhe zu sagen, daß wir uns eine derartige Anrempelung verbitten. Als verantwortlicher Schriftleiter eines Blattes, dessen Ruf über die ganze Welt gegangen ist, das von einem der größten Mäzene, einem gläubigen Deutschen gegründet wurde und jahrzehntelang zahllosen deutschen Künstlern Ehre und Lohn eintrug, kann und will ich es nicht glauben, daß der Geist des Nationalsozialismus sich zum Protektor einer derartigen Pamphletistik erniedrigen könnte. Wenn Sie also, Herr Kaktus, sich jetzt in Ihre Heldenbrust werfen, die Faust der Macht und des Rechtes auf Ihr Erzeugnis pressen und uns noch so laut in die Ohren schreien, wir seien Schweinehunde und Sie ein Edelmann, so werde ich Ihnen trotzdem sagen: Sie lügen! Lügen zugunsten jenes dürftigen Erfolges mit dem die Revolverblätter sämtlicher Zonen und Zeiten ihr Dasein bestreiten, und weil sie wohl glauben, wir würden vor Schreck auf den Rücken fallen und uns als geschlagen betrachten.

Werter Herr Kaktus! Ich kenne Sie nicht, weiß nicht, was für ein Ritter sich schamhaft hinter diesem nom de guerre versteckt, erkläre mich aber trotzdem bereit, vor jedem Forum und wo immer Sie wollen, Ihnen in das Gesicht hinein zu beweisen, daß Sie lügen!

Was die sachliche Behandlung und Erledigung Ihrer Vorwürfe anlangt, möchte ich Sie in erster Linie darauf aufmerksam machen, daß unsere Haltung nicht — wie Sie vermuten — einer „Schwäche und Hilflosigkeit gegenüber gewissen Traditionen der Systemzeit" entspringt, sondern der Erkenntnis, daß Witz und Satire nicht in das Reglement einer staatspolitischen Observanz gepreßt werden dürfen, eine Erkenntnis, die auch schon von höheren Persönlichkeiten, als Sie, Herr Kaktus, eine sind, vertreten und proklamiert wurde und in der wir uns einig wissen mit den Gründern und Künstlern jener „Jugend", die ja auch Sie als „ernstzunehmende Vertretung deutschen Geistes" anerkennen. Im übrigen gebricht es mir an Lust, mich mit Ihnen über die ursächlichen Phänomene der satirischen Gattung zu unterhalten.

Was den eigentlichen Anlaß Ihrer Erregung betrifft — eine kleine harmlose Geschichte von Maurice Dekobra in Nummer 2 dieses Jahrgangs, bin ich leider nicht humorlos genug, um aus dem Inhalt dieser Skizze eine solche Fülle an Abscheu gewinnen zu können, wie Sie. Was Herr Dekobra, der nicht zu meinen Mitarbeitern gehört, in außerdeutschen Blättern alles schreibt, offenbar Dinge, über die Sie sehr genau Bescheid wissen, ist mir nicht bekannt. Ich bekomme außerdeutsche Zeitungen und Zeitschriften nicht zu Gesicht.

Sie nennen die „Jugend" eine „pornographische Zeitschrift"! Eine solche Kühnheit — sagen wir Kühnheit — könnte beinahe konsternieren. In dieser pornographischen Zeitschrift haben die größten Künstler Deutschlands mitgearbeitet. In dieser pornographischen Zeitschrift sind die Bildnisse der größten deutschen Staatsmänner — von Bismarck bis Adolf Hitler — erschienen. Der Redaktion dieser pornographischen Zeitschrift hat vor wenigen Wochen einer Ihrer Freunde, ein Mitarbeiter der „Bewegung" eine Novelle zum Abdruck angeboten. Der Redaktion dieser von Ihnen also qualifizierten Zeitschrift hat der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler erst kürzlich sein Bild mit persönlicher Unterschrift geschenkt.

Mein Herr! Machen wir Schluß — in einem anderen Sinne, als Sie das meinen. Hören Sie endlich auf, anständige Menschen mit dem Kot Ihrer Journalistik zu bewerfen. Es mag in diesem Lande Tausende geben, die erbleichen und zu zittern anfangen, wenn Sie Ihre Stimme erheben, ich, Herr Kaktus, tue weder das eine noch das andere; aber ich sage: kusch! Und das muß genügen.

Für die Redaktion der „Jugend"
Arnold Weiß-Rüthel

Fasching

Von Ernst Klotz

Fasching! Schämt euch eine kleine
Weile mal der Narrheit nicht!
Setzt dem grauen Alltag eine
Bunte Maske vors Gesicht

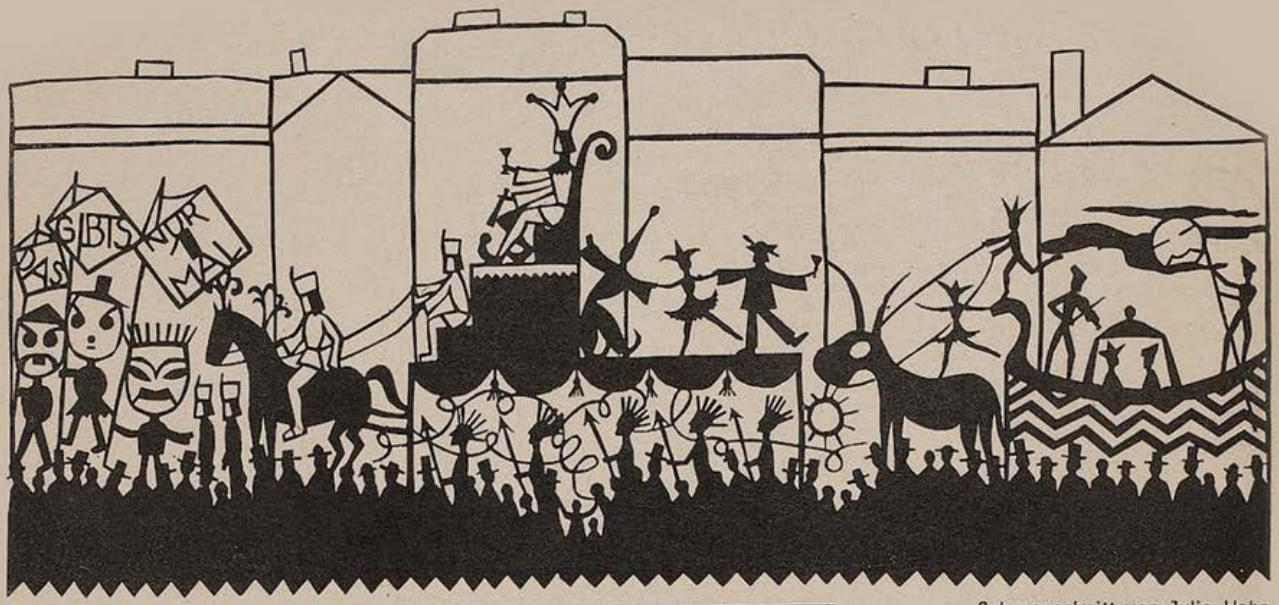
Und werft ruhig mal die Bürde
Eures Bürgerstrebens ab,
Brecht mal ruhig aus der Hürde,
Lauft mal schön Galopp statt Trab!

Ach wie oft im Lauf des Jahres
Habt ihr diese Zeit ersehnt,
Da ihr endlich euer wahres
Wesen mal zu zeigen wähnt.

Da aus nüchternen Pedanten,
Da aus Rat und Sekretär
Schelme werden und Bacchanten —
Also rasch die Masken her!

Raus mit dir aus Schrank und Kasten
Kleid, aus Scherz und Traum gewebt,
Nachher ist noch Zeit zum fasten,
Jetzt wird erst einmal gelebt!

Also rein nun in den Strudel!
Welt, ich wollte wohl, du sähst
Mich jetzt stapfen zu dem Dudel-
Sack, auf dem der Fasching bläst!



Scherenschnitt von Julie Hahn

Schlaumann im Fasching

Von Ernst Klotz

Schlaumann ist an eine Maid gebunden,
Die, das sei hier öffentlich enthüllt,
Oft für ihn in zärtlich schönen Stunden
Ganz den Zweck der Ehefrau erfüllt.

Aber wie so oft in solchen Fällen
Wär' er trotzdem in der Faschingszeit
Auf den sehr mit Recht beliebten Bällen
Lieber nicht von Anfang an zu zweit.

Lange rang er still mit dem Dilemma,
Bis ihm plötzlich die Vermutung kam:
Trotz der Liebe zu der lieben Emma
Sei er wohl im Grunde polygam!

Schlaumann ist darüber sehr erschrocken
Aber trotzdem macht er sich doch mal
Eines Abends heimlich auf die Socken
Und begibt sich in ein Ball-Lokal.

Und nun sitzt er da im bunten Treiben,
Sein Gewissen ist nicht völlig rein,
Andrerseits will er sich doch beweiben
Da beschließt er, ganz korrekt zu sein!

Pirscht sich also mit dem Vorsatz leise
An die hübschesten der Mädchen ran:
„Handle so, daß deine Handlungsweise
Andern stets als Richtschnur dienen kann!"

Eh' er also von den Damen eine
Tanzes wegen um die Taille nahm,
Sprach er erst in seines Herzens Reine:
„Fräulein, ich bin leider polygam!"

Ia Butterwitze

leicht ranzig, billig abzugeben,
en gros und en det. bei
Meckerl, Großlieferant.

E. Braun

Wer das fröhliche Künstlervölkchen kennen lernen will, werde Mitglied des Stammtisches

Der blaue Gustl

in der Brennessel zu Schwabing.

Sieben Damen hatten nichts dagegen,
Einer schien es angenehm zu sein,
Eine wurde sichtlich sehr verlegen,
Eine sagte sogar laut: „Du Schwein!"

Aber keine, wie sich leider zeigte,
War am Thema ernstlich interessiert,
Weshalb Schlaumann sich alsbald verneigte
Und sich eine neue engagiert.

Schließlich ist nun eine Maid gekommen,
Die ihm nicht so oberflächlich schien,
Denn sie hat ihn sichtlich ernst genommen.
Ja — sie interessierte sich für ihn!

Und sie läßt sich ruhig von ihm sagen:
Emma bleibt durchaus sein Ideal,
Und sie soll sich nicht mit Hoffnung tragen.
Plötzlich lacht das Mädchen durch den Saal!

Zieht ihn mit in eine stille Ecke,
Und er sieht auf ihrem Schulterblatt
Zwei bekannte kleine Leberflecke
Wie sie doch nur seine Emma hat!

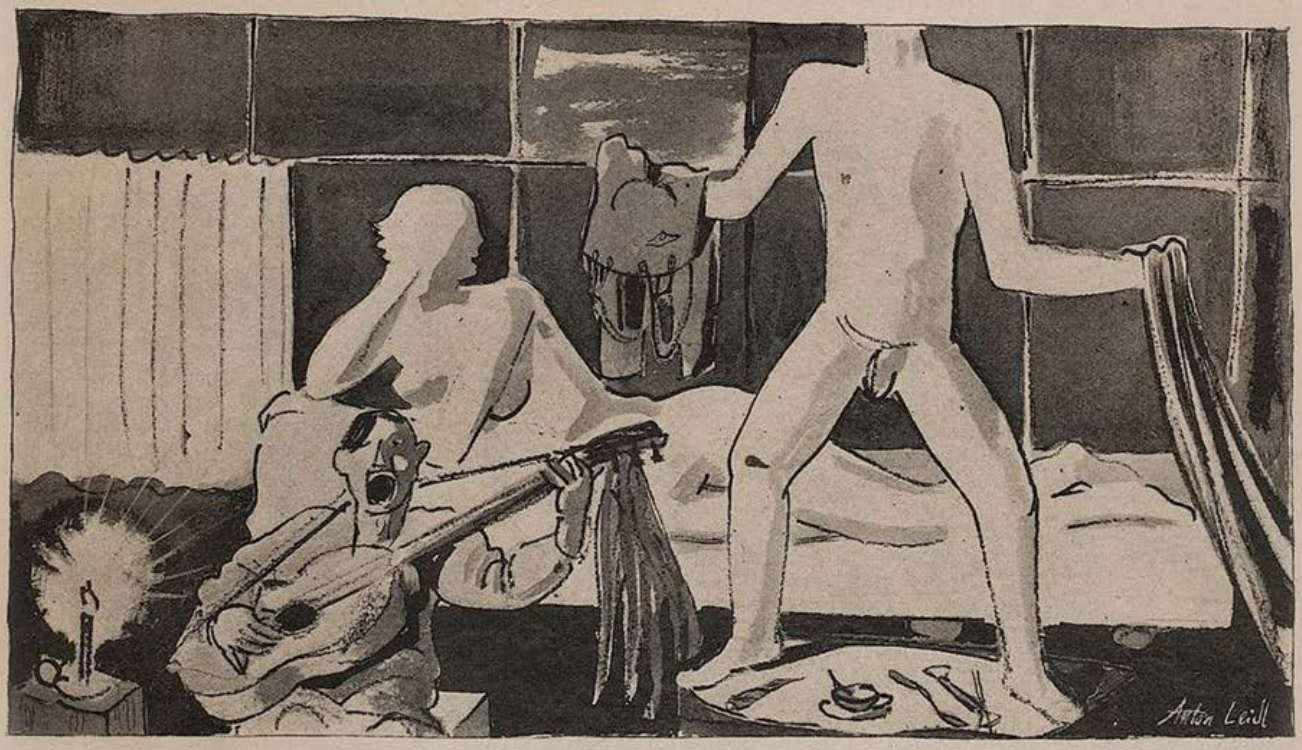
Lachend schiebt sie ihr Visier nach oben:
„Kleiner dummer schlauer Philosoph!
Willst du dich nicht lieber gleich verloben,
Für den Fasching bist du doch zu doof!"

Schlaumann, der ein wenig brummelt,
Weil sie heimlich zur Redoute kam,
Hat sie bald in ihren Pelz gemummelt,
Bräutigam und nicht mehr polygam.

ATELIERFEST

A. Leidl

Wie es der Spießer sieht . . .



und wie es in Wirklichkeit ist.

Zeichnung von Rudolf Kriesch

Anton Sailer:

Die tolle Faschingsnacht

Jener riesige Atelierraum auf Nummer 26 der Römischen Straße, der, mit seinem Gewirr von Deckenbalken, verwinkelten Wänden und gigantischen Vorhängen bereits Phantastik in sich barg und dank primitiver Petroleumbeleuchtung auch in normalen Tagen romantisches Gruseln vermittelte, war durch seine Dekoration vollends zu unwirklichstem, alltäglicher Welt völlig entrücktem Dasein gestaltet. Gleich beim Passieren der Ateliertüre (vom steilen Treppenaufgang, in welchem rote Windlichter flackerten, ganz zu schweigen!) grüßte ein riesiges Lampion, dessen blaues Licht zwei Säulen bestrahlte. Diese Säulen, klassisch in Form und Stil, standen nebeneinander, zu ihren Füßen lagen zerbrochene Tonkrüge und ein Winkelmaß, die abgebröckelten Kapitäle jedoch zeigten sich von Rosenguirlanden umwunden. Aus der Dunkelheit der verhängten Fensterecke reckte sich ein überlebensgroßes Pferd, aus dessen Füßen sich Stroh in dicken Bündeln drängte; und auf der Galerie oben hingen drei Fledermäuse, jede ein zartes Bilettdour im Schnäuzchen. Niemand hätte behaupten können, daß diese Dinge die einzige Dekoration darstellten, denn schließlich waren ja noch die Vorhänge da, aus deren Falten nackte Arme winkten, und man konnte auch Schnüre sehen, die in enger Reihenfolge die Decke durchzogen, scheinbar zwecklos in ihrer Art, und doch, da sie offenbar zu ganz bestimmten Verhältnissen zusammenliefen, mit zu dem ganzen Bild gehörend. Es waren ferner vorhanden: erstens ein riesiges Büffet, vollbeladen mit Speisen und Getränken, zweitens Blumen, und zwar Blumen in Menge, Blumenbuketts, in Papiere mit Spitzenmustern kunstvoll hineingebunden und überall verstreut liegend, und drittens stand ein Spielautomat an der Wand. Eine Art Jahrmarktorgel, die mechanische Figuren zeigte und von aufstrebender Bodenbeleuchtung diskret erhellt wurde.

Der Hausherr erwartete in feierlichem Schwarz seine Gäste und ein anmutiges Mädchen in rosa Trikot beschäftigte sich hingebend am Büffet, kam jedoch später nach vorn, um mit die Honneurs zu machen. Die Eingeladenen erschienen zuerst tropfenweise, dann aber in Rudeln. Durchwegs interessante Menschen, eine Elite aus jenen Kreisen, die sich wohl mit Anstand langweilen können, aber um ein bißchen Zerstreuung genau so froh und dankbar sind wie der einfachste Mann von der Straße. Die Dekoration löste durchwegs helles Entzücken aus, und wem das Interieur nicht ganz zusagte, der blieb bestimmt vor dem Büffet in Bewunderung und Wohlgefallen stehen. Deren Genüsse wurden in vorbildlicher Weise von Anfang an nicht vorbehalten und die Güte derselben wirkte sich in angenehmster Form aus. Völlig zwanglos begann auch die Eröffnung des Balls. Die Orgel fing eben zu spielen an und wer Lust hatte, tanzte auf längst verschollene Weisen Walzer und ähnliches. Die ungezwungene Stimmung wurde durch die verbindliche Haltung des Hausherrn erhöht, er schenkte ein, lachte und sagte den Damen tausend Verbindlichkeiten, er veranlaßte das Mädchen im Trikot auf die Wünsche Aller und Jeder zu achten und allmählich wurde es heiß im Raum und die Stimmung mehr als ausgelassen. Etwa um Mitternacht ließ nun der Gastgeber aus den Schnäuzchen der Fledermäuse die bereits erwähnten Briefchen fallen. Dieselben entfalteten sich dabei gleich den Illusionspaketen der Varieteezauberer, so daß ein wahrer Regen von Zettelchen auf die überraschten Festteilnehmer fiel. Alle haschten danach und Einige fingen ohne weiteres an, den Text derselben laut vorzulesen, ließen aber nach den ersten Worten betroffen davon ab. Ja, der Inhalt schien sie derart zu bestürzen, daß sie nicht einmal den Versuch machten, die Zettel Anderer zu lesen, oder gar übrige, auf dem Boden liegende aufzuheben und durchzusehen. Es sei hier immerhin gesagt, daß in diesen Schreiben düstere Prophezeiungen, sachliche Berichte von Schreckenstaten und drohende Zitate von längst verstorbenen, berühmten Männern standen. Nicht zu erklären ist jedenfalls die sonderbare Laune, derartige „Scherze" zu unternehmen und lächerlicher Weise die gefälligen, zartblauen Papierchen obendrein mit starkem Parfüm zu versehen. Einer Aufforderung des Veranstalters entsprechend lagen schließlich alle Zettel in der Mitte des Ateliers, ein ansehnliches Häufchen Papier, das von ihm mit rigorosen Bewegungen dem riesigen Pferd ins Maul gestopft wurde. Nicht wenige unter den Gästen waren plötzlich überzeugt, bei einem Verrückten zu weilen, eine Vorstellung, die manchen Damen angenehm über den Rücken rieselte, im übrigen jedoch Unsicherheit und leichten Schreck verbreitete. Um die Nerven zu beruhigen, folgte man all-

gemem dem Beispiel Einiger und stürzte mehrere Gläser Sekt hinunter. Viele begannen laut zu lachen, so, als wenn gar nichts wäre und sie sich übermäßig wohl fühlten. Andere hatten das unbedingte Gefühl, daß etwas geschehen müsse und gingen deshalb mehr aus sich heraus. Vor allem muß hier eine Prinzessin erwähnt werden, die, in ihrer Excentrik früher lange Jahre bei einem fahrenden Zirkus lebend, sich vieler ihrer Künste zu erinnern geruhte und mit Auf-den-Händen-gehen anfing, einiges davon zu zeigen. Von einem Herrn ist zu erzählen, der mit tränenstickender Stimme ein Lied von Bayrischzell vortrug, und von einem weiteren, der, auf die Galerie stürzend, den dort hängenden Fledermäusen eine Strafrede hielt. Niemand hörte ihn übrigens an, denn an den Säulen war ein großer Streit entbrannt. Alle drängten sich hin, um gleich albernen Touristen ihre Namen darauf zu kritzeln. Viele setzten den Namen ihrer Dame zu dem ihren und zeichneten ein Herz dazu; Andere, großspurig und tatendurstig, setzten Datum und Ort ihrer Geburt daneben. Es gab auch Einige, die zuviel getrunken hatten, und diese folgten dem Beispiel eines großen, mageren Mannes, welcher die aus den Vorhängen grüßenden Hände mit Inbrunst zu küssen begann. Es herrschte ein undurchschreibliches Durcheinander; eine Gruppe sang, andere tanzten zu selbstgepfiffener Musik, wieder andere versteckten sich hinter dem Pferd und riefen nach ihrer Liebsten, wie kleine Kinder dazu „Kukuk" rufend. Wer in diesen Augenblicken den Gastgeber betrachtet hätte, würde ihn beim Wechseln seines Kragens gesehen haben. Eine Handlung, der er, wie jeder normale Mann, mit Verrenkungen und Verwünschungen gerecht wurde. Waren auch alle übrigen in amüsanten Verkleidungen (wurde schon berichtet, daß Jemand als grüner Vogel kam und den ganzen Abend nur piepste?), so hielt er selbst auf streng seriöse Art. Und man muß sagen, seine korrekte Kleidung konnte den ihn umgebenden Zauber des Unheimlichen nur erhöhen. Wie er dann, das Mädchen im Trikot im Arm und viele Blumenbuketts in Händen, vor Alle trat und ein ganz kleines, inniges Gedicht von der blauen Blume aufsagte, das wird wohl jedem Anwesenden unvergeßlich bleiben! In den brausenden Beifall mischten sich Schreie der Bewunderung. Die Ach's! und Oh's! flogen wie bunte Bälle durch den Raum und da er dabei so ganz leicht in die Luft griff, die Hand dort schloß und dieselbe zur Brusttasche führte, konnte man glauben, daß er Ruhm und Ehre auf solche Weise einzusacken vermochte. Nach dieser Szene trat etwas Ermattung ein. Erschöpft lag man auf Ottomanen und fächelte sich Luft zu, kleine Seufzer verrieten zarte Geständnisse und der klatschende Ton einer Ohrfeige konnte nur den unverbindlichen, bei aller Freiheit dezenten Charakter des Festes beweisen. Daß dessen Höhepunkt jedoch erst kommen sollte, ließ sich aus dem Aufstellen eines Tisches schließen, auf welchem eine kleine Spielzeugkanone plaziert war. Ein Karton voll Kartuschen lag mit dabei. Der Hausherr lud, das Mädchen schwenkte eine Flagge und mit mächtigem Krachen donnerte der erste Schuß los. Viele hatten die Vorbereitungen nicht bemerkt und sie erschraken bis ins Herz hinein. Beim zweiten Schuß jedoch, dessen Knall nicht mehr überraschend kam, dessen Flamme wieder mit so magischen Schein das Atelier durchzuckte, wurde die freundliche Absicht, zu unterhalten, offenbar, und alles klatschte begeistert in die Hände. Es erfolgte nun Schuß auf Schuß und alle galten dem Pferd. Der Schütze zielte sicher und mit Überlegung, er schien eine bestimmte Absicht zu verfolgen und richtig, ungefähr beim achtzehnten Schuß barst der ganze, mächtige Leib des Tieres. Eine Puppe wurde plötzlich offenbar, dieselbe saß steif und ohne Gesicht, obwohl ovaler Kopf auf langem Halse schwankte. Sie wurde mit Lachen begrüßt und man drängte sich um sie, doch weitere Schüsse ertönten. Sie waren gegen die Decke auf die Fledermäuse gerichtet, und bald plumpsten dieselben mit dumpfen Aufschlag zu Boden. Von

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.
112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.
Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

ihrer Hülle dadurch befreit, offenbarten sie sich als prachtvolle, gerupfte Fasanen, die dem Mädchen im Trikot zur sofortigen Zubereitung übergeben wurden. Die Säulen, denen der Arrangeur mit einem Messer die Kanten entlang fuhr, erwiesen sich als hohl, Kisten voller Champagner standen in ihnen und die Puppe selbst hielt, wie sich nachträglich herausstellte, einen Korb voll Faschingskrapfen auf den Knien. Endlich wurden die rosa Arme in den Vorhangfalten als pures Marzipan erkannt und der Jubel schlug in beinah verlegenes Schweigen um — man sah, daß man bei einem wahrhaft königlichen Grandseigneur zu Gaste war. Als derselbe zum Schluß aus dem Pferdemaul die bewußten Zettel nahm, um sie nochmals zu verteilen da waren dieselben leer, also die Schrift darauf, da sie in synthetischer Tinte geschrieben, vollkommen verschwunden. Mit einer großen Schere bewaffnet, versuchte dann Jeder (bis die Fasanen fertig waren), daraus Konfetti zu schneiden; und wie man sich nach dem Mahl mit Hallo damit bewarf, war die allgemeine Ansicht die, daß das Ganze erstens ein überaus gelungenes Fest darstellte, daß es jedoch zweitens bedeutend leichter sei, Konfetti zu werfen als solches herzustellen ...

Saphir

Ein Emporkömmling versäumte keine Gelegenheit, mit seiner ärmlichen Jugend zu kokettieren.

„Ja, meine Herrschaften", sagte er, „auch ich habe ganz klein angefangen. Schon als junger Mensch wurde es mir in der Heimat zu eng und ich wanderte nach England aus. Mühsam schlug ich mich durch und ersparte mir fünfzig Guineen. Mit diesem Kapital wollte ich wieder zurückreisen, um in meiner Heimat einen kleinen Handel zu beginnen, als ich plötzlich krank wurde. Fünf Wochen später war ich zwar wieder gesund, aber meine fünfzig Guineen hatte der Arzt verschlungen!"

„Da haben Sie allen Grund gehabt, Gott zu danken, daß Sie in England krank wurden", sagte Saphir nachdenklich.

„Wieso?" fragte der Emporkömmling.

„Nun", lächelte Saphir, „für so viel Geld hätten Sie in Ihrem Heimatdorf mindestens drei Jahre krank sein müssen!" *H. K. B.*

Der Unterschied

Leo Slezak, der bekanntlich ganz ausgezeichnet den Ton des jüdischen Komikers Max Eisenbach traf und ihn wiederholt parodierte, wurde von einem Rassegenossen des Wiener Jargonschauspielers einmal gefragt: „Ich staune, Herr Kammersänger, wie großartig Sie unsere Sprache beherrschen, wo Sie doch — nebbich — ein waschechter Arier sind!?"

„Da wundern Sie sich, was?" gab ihm Slezak zur Antwort. „Ja, sehn S', das is nämlich so: ich kann jiddisch reden und Sie — müssen!" *K. J.*

Schmiere

Karl Rößler erzählt:

„Es war an der Knatter, wo wir in einem lieblichen Spießernest unseren Musentempel aufgeschlagen hatten. Wir spielten auf der „Bühne als moralischer Anstalt" den Wallenstein. Dem etwas schwerhörigen und durch seine Trunkliebe nie ganz sattelfesten Tragöden unserer Truppe sandte der Souffleur oben die Worte des großen Friedländers auf die morschen Bretter:

Denn aus Gemeinem ist der Mensch
gemacht
Und die Gewohnheit nennt er seine
Amme!

Mit allem Pathos der Überzeugung donnerte daraufhin unser Generalissimus in das Publikum:

Denn auf Gemeinheit ist der Mensch
bedacht
Und aus Gewohnheit nimmt er sich
'ne Amme!" *K. J.*

Gespräch beim Tanz

„Wissen Sie, wer den Weltrekord im beidarmigen Drücken hält?"

„Natürlich, der Josef Straßberger, der Kronenwirt in der Schützenstraße in München."

„Nee. Falsch geraten."

„Bitte: wer denn sonst?"

„Sehen Sie da drüben in der Loge den Herrn: mit einer Dame rechts im Arm, mit einer Dame links im Arm — das ist der Weltmeister im beidarmigen Drücken!"

O glücklich, ein Bär doch zu sein!

Am Parkplatz zur Olympia-Sprungschanze in Garmisch-Partenkirchen trottet ein mannsgroßer Eisbär auf und ab. Er begrüßt alle Ankommenden, d. h. um die männlichen kümmert er sich weniger, dagegen sehr um die weiblichen. Er braucht keine von ihnen erst kennenzulernen: er darf sie streicheln, tätscheln und umarmen. Die meisten Damen sind darüber so erfreut, daß sie sich mit ihm photographieren lassen.

— Das einzige Kostüm, das jedem Herrn ohne weiteres passen würde. *T.*

Aktuelle Broschüre!

Wie bleibe ich standhaft . . ?

Direkt zu beziehen vom Verfasser
Prof. Hans Buschknapper.

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene

Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat
mit Buchschmuck von Bold

zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Die Schatzkammer

In der Schatzkammer des Prinzen Karneval zu München sind hunderttausend Faschingsherrlichkeiten ausgestellt, aus rund 5000 Jahren. Auch Faschingsorden liegen da herum, mit und ohne Band, so Stücker hundertundfünfzig.

Ein Münchner sieht sich die Dinger mit niederhangender Virginia lange an. Minutenlang. Schließlich sagt er zu seiner Begleitung:

„A Schmarrn! Fünftausend Jahre — und so a bißl Zeugs! Da hab i in fuchzg Jahrn mehra zammbracht!" *Teha*

Große guterhaltene

Abzeichensammlung

preiswert abzugeben, wegen Raummangel.

Offerte u. „Historiker" an die Exped. d. Blttts.

Haftungsausschluß

Die Gemeinde B. hat mit ihrem Schulgrundstück Pech gehabt; mehrfach haben sich Kinder beim Spiel Beine gebrochen oder andere Körperschäden zugezogen, für die sie die Gemeinde als Eigentümerin in Anspruch nahmen. Um solchen Regressen in Zukunft vorzubeugen, wurde jetzt eine Tafel angebracht mit der Aufschrift: „Für Schäden aller Art, die durch Benutzung der Schule entstehen, wird kein Ersatz geleistet. Der Gemeindevorstand."

Mißgeschick

Mr. Shean beherrscht das Deutsche nur unvollkommen. Trotzdem hat er den für Engländer seltenen Ehrgeiz, es mit seinen deutschen Freunden ohne Dolmetsch und Lexikon zu sprechen. Daß es dabei oft Mißverständnisse und Verstimmungen gibt, ist natürlich kein Wunder. Neulich aber hat es beinah einen gesellschaftlichen Eklat gegeben. Beim Neujahrsempfang ging er auf den tödlich verlegenen Hausherrn zu und gratulierte „ihm und seiner Frau Gemahlin zum Eintritt der — Wechseljahre"!

Aus einem Roman

„Als Frau Lore hörte, daß Max nicht kommen würde, ging sie in ihr Schlafzimmer und wechselte die Farbe."

STEPTANZ
nach englischer Lehrweise leicht gemacht. Lehrbrief gegen Einsendung von RM 2.— auf Postscheckkonto München 15978
G. Schmeilzl, München 23
Heimstättenstraße 24

Maçon

„Was? Frech wern a no? Als Abessinier derfa dir a paar Prügel nix ausmacha!"

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

In der Provinz begegnen sich zwei

„Hallo! Sie trifft man? Ich glaubte, Sie wären mit Ihrer Frau in Berlin und amüsierten sich?"

„Ja und nein. Meine Frau ist in Berlin, und ich amüsiere mich."

Ein Schlauer

„Hast du an Papa geschrieben und um meine Hand angehalten, Georg?"

„Ja, Gerda."

„Merkwürdig! Papa scheint sehr vergnügt zu sein, und sonst kann er dich doch gar nicht leiden. Wie erklärst du dir das?"

„Oh, ganz einfach! Ich habe den Brief nicht unterschrieben."

Kein Unnsinn!

„Der Fall ereignete sich im zwanzigsten Stockwerk eines Wolkenkratzers. Der Mann putzte die Fenster. Auf einmal wurde ihm schwindlich, und er fiel von der Fensterbank. Aber außer ein paar Schrammen ist ihm nichts passiert."

„Unsinn! Das machen Sie anderen Leuten weiß!"

„Doch! Er hatte das Glück, nach innen zu fallen."

Nachbarn

„Mich wundert, daß Sie in Ihrem Garten gar keine Vogelscheuchen aufstellen."

„Es ist nicht nötig. Meine Frau ist ja so gut wie immer drin."

Der Erfinder

Vater: „Mein Sohn ist ein großes Erfindertalent."

„So! Was erfindet er denn? Luftschiffe?"

„Nein. Er hält sich vorläufig an arbeitsparende Erfindungen."

„Wie meinen Sie das?"

„Er erfindet immer neue Entschuldigungen für seine Faulheit."

Überfragt

„Mutti, hier steht, ein Missionar wurde von den Kannibalen aufgefressen. Kommt der Missionar nun in den Himmel?"

„Aber gewiß, mein Kind."

„Und die Kannibalen auch?"

„Nein, die nicht."

„Aber wie machen sie das? Der Missionar ist doch drin!"

Liebe

Anbeter: „Wie schön Sie sind, Fräulein Otti!

Otti: „Bedenken Sie, daß Schönheit nicht tiefer geht als die Haut."

Anbeter: „Oh, dann müssen Sie eine sehr dicke Haut haben!"

Im Eisenbahnabteil

„Sind Sie auch beruflich unterwegs, mein Herr?"

„Wie man es nimmt!"

„Wieso?"

„Ich fahre zum Strafantritt!"

Zu viel verlangt

In Frankreich war es Sitte, daß bei der Geburt des Kronprinzen hundert junge Mädchen, die sich verehelichen wollten, von Staats wegen ausgestattet wurden. Als ein junges Mädchen sich zu diesem Zwecke in das im Schlosse ausgelegte Buch eingetragen hatte, sagte der Beamte zu ihr: „In diese Rubrik hier müssen Sie den Namen Ihres Bräutigams schreiben." Die Jungfrau blickte ihn sehr erstaunt an und erwiderte: „Ach ich glaubte, man bekäme hier alles!"

Das ist mehr wert als Prachtentfaltung

Der preußische Gesandte in London schrieb an Friedrich den Großen: „Meine geringe Besoldung reicht bei den hohen Preisen hier nicht aus. Binnen kurzem werde ich mich genötigt sehen, Equipage abzuschaffen und zu Fuß an den Hof zu gehen. Ich bitte deshalb um eine Zulage." Der König antwortete lakonisch: „Geh' Er nur immer zu Fuß, das verschlägt nichts. Und wenn jemand Glossen darüber machen sollte, so darf er nur sagen, Er sei mein Gesandter und hinter ihm gingen 300 000 Mann."

Der General

Während der Tafel fragte der französische Gesandte den Großen Kurfürsten, ob es wahr wäre, daß einer seiner Generale Schneidergeselle gewesen war. Ehe noch sein Fürst antworten konnte, war Derfflinger, der dies gehört hatte, aufgesprungen und rief dem Unverschämten mit flammenden Blicken zu: „Hier ist der Mann! Und hier" — dabei schlug er auf seinen Degen — „ist die Elle, mit der er die Hundsfötter nach der Länge und Breite mißt!"

Ein verbitterter Marschall

Marschall d' Hurelles, der wegen seiner oft sehr kränkenden freimütigen Äußerungen von seinen Zeitgenossen als Menschenfeind bezeichnet wurde, war oft die Zielscheibe ihres Spottes. Als man ihn einmal wegen seines ledigen Standes aufzog, fragte jemand: „Warum sind Sie noch immer Junggeselle?" „Ich habe noch keine Frau gefunden, deren Mann ich sein möchte, und keinen Mann, den ich mir als Sohn wünschte", antwortete der Marschall bissig.

Richter Zeit

Als Sokrates die Nachricht überbracht wurde, die Athener hätten ihn zum Tode verurteilt, meinte er gelassen: „Und die Natur sie!"

v. Kreibig

Ein Schmetterling

„Wie ist denn deine Adresse, Kleines . . .?"
„Die wird sich erst nach dem Karneval endgültig herausstellen."

SCHINKEN

Anton Leidl: „Die Reklame in der Kunst“. Propaganda-Verlag der Berufenen-Genossenschaft, München.

Aus reicher Erfahrung schildert der langjährige Propagandaleiter der R.K.G. (Reklame-Kunst-Gestalter) den Weg zum „arrivierten Künstler, von dem man spricht“. Wenn hierbei allerdings meist nur vom „eigenen Grab graben“ gesprochen wird, so weiß das Kapitel „Trautes Heim — lautes Glück“ gegenteilige Äußerungen anzuführen. Ein großes Mausoleum sei schließlich auch eine Art von Reklame, meint der Verfasser launisch zum Schluß. Die als „Anhang“ beigefügte Dokumenten-Sammlung (Karl-Leidl-Archiv, Frankfurt a. M.) füllt drei Viertel dieses umfangreichen Werkes. kakuwo.

Arnold Weiß-Rüthel: „Alles für die Redaktion!“ Ein Tatsachen-Roman.

Dieses aus Mangel an geldlicher Unterstützung im Selbstverlag erschienene Buch behandelt den Niedergang eines Optimisten. Idealistische Begabung kämpft hier gegen finanziellen Unverstand. Treffend das Kapitel „Umgang mit der Verlagsleitung“. Ebenso erheiternd die „Gespräche in der Redaktion“, wobei Begegnungen mit Münchner Dichtern, wie Gregor Noire, Alfred Entrecôte, Charles Voltaire, Antoine Malheurette u. a. geschildert werden. Wenn zwar das Schriftleiter-Gesetz hier in manchem Wandel geschaffen hat, so sollte sich der Verfasser einmal entschließen, seine Kenntnisse in einem praktischen Lehrbuch zu vereinen und uns die ideale Redaktionsbetriebslehre schenken.

Fred Endrikat: „Untier-Gedichte“. Duplicissimus-Verlag Anton Prostet & Co., München.

Der Tierkreis zählt längst zum Bekanntenkreis dieses Dichters. „Das beste Rindfleisch auf der Erde / das liefern uns die Wagenpferde“, murmelt es von der Titelseite. Bewundernswert bleibt die zähe Verbissenheit, mit der E. die unmöglichsten Reime zuwege bringt. Wortgymnastik wird hier zu Wortakrobatik — aber es löst sich schließlich alles zu versöhnlich moralischem Ende. Bei dem Weingeistreichtum dieser Endrikatastrophen scheint es nicht weiter verwunderlich, daß bereits die 6. Auflage (in Sackleinen!) vergriffen ist. K. K. W.

Friedrich Springorum: „Die Praxis des Kamera-Tausches“. Verlagsgesellschaft Aja-Reisser, München.

Nach dem Grundsatz: „Wer fotografiert, hat nichts mehr zum Leben“, weiß der Verfasser seine Kamera einer besseren und anregenderen Verwendung zuzuführen: Er vertauscht sie jeweils gegen einen anderen gebrauchten Apparat. Von der „Robot“ zur „Leica“, zur „Ihagee“ usw. Den zuletzt vorhandenen Apparat versetzt man und kauft sich unter Hinzufügung von RM. 200.— eine neue „Robot“, woraus der lustige Tausch von vorn beginnen kann. Auch über weitere Verwendungsmöglichkeiten versteht Spr. anschaulich zu berichten; artistische Übungen mit der Kamera, wie Jonglieren, werden anhand technischer Skizzen demonstriert. Das Buch wird von der Foto-Industrie bestens empfohlen. kakuwo.

Karl Kurt Wolter: „Film und Funk als Kunst“. Eine Kampfschrift. Sempironen-Verleih, München-Berlin.

Der Verfasser verkennt, daß die These vom „Film an sich als Kunst“ gewöhnlich nicht für die Praxis zutrifft. Zur Kunst wird der Film erst, wenn man ihn in Verbindung zum praktischen Leben zu bringen versteht, d. h. wenn es gelingt, durch ihn finanzielle Erträgnisse zu erzielen. Diese Kunstform kann erfahrungsgemäß als die höchste bezeichnet werden. Weltanschaulich betrachtet können auch die angeführten Interviews mit Filmstars für den Reichssender München in unmittelbare Beziehung zu unserem obigen Einwand gebracht werden. Beachtlich das Vorwort von Prof. Kutscha, das für Film und Funk erst einmal „Zentren schaffen“ will. P. W.

Georg Schwarz: „Der mythische Abend“. Däumling & Co., Königinstraße.

Seinem ersten, in allen größeren Weinkneipen Schwabings mit größtem Erfolg abgesetzten und besprochenen Lyrikband „Mythischer Morgen“ läßt der junge, geniale Schwabe soeben den zweiten Band auf den Versfuß folgen. Er enthält alles, was der überaus fruchtbare Poet im Lauf der letzten drei Wochen produzierte und groß ist die Freude, wenn man bei der Lektüre des reizenden Buches alle jene Gedichte wieder entdeckt, die uns schon aus jeder besseren Tageszeitung einmal freundlich angeblickt haben. Wir hoffen, daß der hochbegabte Mann, dessen literarische Firma bisher unter dem Titel „Mörikes sel. Erben“ florierte, uns auch in den kommenden Jahren mit dem Füllhorn seiner unsterblichen Klänge beglücken wird. Rüpel

Kaktus: „Die Stellung der Jugend zur Pornographie unserer Tage“. Bewegungsverlag München.

Wenn wir auch nicht wissen, was für eine Koryphäe sich hinter dem ebenso anmutigen als vielsagenden Pseudonym „Kaktus“ verbirgt, so müssen wir aus Gründen der Gerechtigkeit doch die Feststellung treffen, daß dem Verfasser hier ein ganz großer Wurf gelungen ist. An Hand von in Häufen gelieferten Material bietet uns „Kaktus“ einen abscheuerregenden Einblick in die Literaturkloaken der Systemzeit von Karl dem Großen bis zu Maurice Dekobra. Daß der Verfasser bei der Enthüllung all dieser Scheußlichkeiten kein Feigenblatt vor den Mund nimmt, sei ihm besonders hoch angerechnet. Das Buch wird zweifellos seinen Weg machen und namentlich in Studentenkreisen großen Anklang finden. Möge uns sein Verfasser noch recht lange erhalten bleiben. Reiß-Wüthel

Eugen Roth: „Das Mensch . . .“. Reinh. Pipser-Verlag, Schwabing.

In diesem mit über achthundert ebenso launigen als tiefgründigen Gedichten ausgestatteten Büchlein variiert der Verfasser ein seit Kriegsende in dieser Art nicht mehr behandeltes Thema. Jedes der entzückenden Gedichte beginnt mit der abwechslungsreichen Feststellung „Das Mensch . . .“ und endet im Rahmen einer Philosophie, die durch Namen wie Karl May, Maurice Dekobra und Schopenhauer hinreichend gekennzeichnet ist. Der Unterschied zwischen den einzelnen Gedichten besteht vorwiegend in der Länge der Verszeilen, manchmal sogar in der Dokumentierung verschiedenartiger Umstände, unter denen „Das Mensch“ kraft höheren Beschlusses von Seiten des Verfassers zu leiden hat. Ein harmloses, fröhliches Buch ist es, das uns hier auf den Redaktionstisch flatterte. Sein Inhalt beweist auf das Eindeutigste, daß der Sinn für Humor sogar unter Zeitungsleuten — zu denen der Autor gehört — noch nicht ganz ausgestorben ist. Weiß-Rüpel

Jeder gute Deutsche liebt die

Brennessel

das berühmte Künstlerlokal in der Leopoldstraße 119

Sachlich

Nachdem Kaiser Josef II. das Toleranzedikt erlassen hatte, wurde ihm einmal die Bittschrift eines Juden vorgelegt, in der dieser — trotz dem Verbot seines Oberrabbiners — um die Erlaubnis bat, sich seinen langen Bart abnehmen lassen zu dürfen.

Diese Eingabe verdroß den gewiß langmütigen Monarchen und er ließ dem „Antragsteller“ den kurzen und bündigen Bescheid zugehen: „Er soll mich und seinen Bart ungeschoren lassen.“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*“ bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V.J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend“, München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Der Verführer

Erich Wilke

„Da wirf mal ein bißchen mit Knallbonbons, kleine Landestochter — — —"
„Was soll das bedeuten?"
„Sowjetrussischer Karneval."

Preis 60 Pfennig **Jugend** 1936 / Nr. 8

J U G E N D

41. JAHRGANG

1936 / Nr. 8

OTTO DODERER:

LUSTSPIEL-PREMIERE

In den ersten Jahren nach dem Krieg lebte in einer großen Stadt ein schon älterer Herr, der ein kleines Haus in einer stillen Gartenstraße besaß und ein ererbtes Bankkonto, das ihm, zumal seine Ansprüche bescheiden waren, ein bequemes Wohlleben erlaubte. Da die behäbige Lebensweise, die durch keinen entsprechenden Kräfteaufwand verzehrt wurde, sich gleichsam wie die Jahresringe eines Baumes um seinen Körper legte und er mehr und mehr an Verfettung zu ersticken drohte, hatte ihm der Arzt eindringlich Bewegung verordnet. Den ärztlichen Rat gewissenhaft befolgend, erging sich Dr. Linck — so hieß er — nun auch jeden Vormittag mehrere Stunden in einem Park, und schon wiederholt war er dort einer jungen Dame begegnet, die sofort seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Die Bekanntschaft mit ihr vermittelte das Hündchen, von dem sie sich begleiten ließ — ein kleiner, dicker, sich offenbar nur mühsam fortbewegender Mops —, und zwar in einer an sich recht peinlichen Weise. Gänzlich unerwartet hatte er eines Morgens die Maske seines grimmigen Gleichmuts abgeschüttelt, sich wütend mit gefletschten Zähnen auf Linck gestürzt und eines seiner Hosenbeine zerfetzt. Das hübsche Fräulein, das den in seiner Leibesfülle schnaufenden Herrn und den knurrenden Mops mit eingezogenen Hälsen sich anlauern sah wie ein Ebenbild das andere, konnte nur mit Mühe ein Gelächter unterdrücken, beeilte sich aber, ihr Bedauern über den schnöden Angriff ihres Köders eifrigst zu beteuern. Von nun an kam Linck fast täglich mit dem Fräulein ins Gespräch und machte jetzt seine Spaziergänge nicht mehr lediglich um der leiblichen Gesundheit willen, dafür mit um so größerer Leidenschaft, so daß er sogar die fällige Sommerreise aufgab. Sie hieß Siglinde Müller, nur Müller, aber Siglinde, und als er erfuhr, sie sei Schauspielerin, umkleidete er sie mit einer Romantik, die seiner aus der Jugend bewahrten fast heiligen Liebe zum Theater entsprang. Da ihm klar war, daß er sie nicht durch äußere Reize zu bestricken vermochte, trachtete er, es mit geistigen zu tun, und es lag nahe, sie auf ihrem eigensten Gebiet, dem Theater, zu suchen. Er entsann sich eines Dramas, das er als Primaner verfaßt hatte, und stöberte es aus alten Papieren auf. Obwohl seinem beschaulichen Wesen jede Dialektik fernlag, ließ er sich also verführen, aus der schönen Ruhe seiner dankbaren und naiven Begeisterungsfähigkeit herauszutreten, um sich eine schöpferische Aufgabe anzumaßen, zu der ihm nicht die Eingebung des Stoffes Nötigung war, sondern die Sucht, sich ruhmvoll hervorzutun.

Er fand das Stück nach mehrmaligem Lesen besser, als er es in Erinnerung gehabt hatte. Es war ein Ritterdrama, in dem gewissermaßen ein Parzival und ein Götz von Berlichingen in das Graf von Gleichen-Motiv verwickelt waren. Es blieben nur einige stilistische Verfeinerungen vorzunehmen, und vor allem hielt Linck es für nötig, den Liebeserklärungen der beiden Nebenbuhler an die Heldin innigeren Ausdruck zu verleihen. Schon nach wenigen Tagen schrieb er das Manuskript säuberlich ab und überreichte es dann auf einer Bank im Park Fräulein Müller schamhaft und feierlich in einem verschnürten Paket. Sie nahm es nicht ohne Verlegenheit zu sich, erschien aber von diesem Tage an nicht mehr auf den gewohnten Wegen im Park.

Nach mehreren Wochen, in denen seine Sorge um Siglinde Müller sich durch die um sein Drama verdoppelt hatte, erhielt Dr. Linck durch die Post ein Schreiben. In ihm teilte ein Herr Alexander mit, da er das durch Fräulein Müller freundlichst eingereichte Stück unter gewissen Voraussetzungen zur Uraufführung erwerben möchte und damit das „Neue Schauspielhaus" zu eröffnen gedenke, das er für die kommende Spielzeit gepachtet habe; er bäte zunächst um eine möglichst baldige Unterredung. Linck hätte vor Freude einen Hopser getan, wenn ihn sein Gewicht nicht daran gehindert hätte. Sogleich am nächsten Morgen machte er sich klopfenden Herzens auf den Weg zu dem ihm so wohlgesinnten Mann. Das Haus, in das er eintrat, ernüchterte ihn ein wenig, weil er eine anspruchsvollere Umgebung erwartet hatte. Im vierten Stockwerk klingelte er an einer Türe, an die neben anderen auch eine Besuchskarte mit dem Namen Alexander geheftet war. Linck stand dann in der engen, noch ungeordneten Stube einem hemdsärmeligen Herrn gegenüber, der im Begriff war, sich vor dem Spiegel über der Waschkommode zu rasieren. Ohne lange Umstände forderte dieser ihn auf, auf dem Sofa Platz zu nehmen, kramte, indem er sich mit der rechten Hand den Seifenschaum ins Gesicht pinselte, mit der linken Hand unter einem Stapel Zeitschriften aus der anderen Sofaecke Lincks Manuskript hervor, und während er sich das Kinn vor dem Spiegel schabte, setzte er auseinander, daß heute Stücke in klassischer Form nicht mehr zögen, die Schauspieler überdies Jamben zu sprechen verlernt hätten, daß das Publikum realistische Sachen wünsche und infolgedessen das Stück nur dann brauchbar wäre, wenn es in Prosa umgeschrieben sei. Direktor Alexander war erst dabei, sich den Kragen anzuknöpfen, als sich Linck, ohne eine nennenswerte Einwendung gewagt zu haben, schon entlassen vor der Türe wiederfand. Das unverschämte Benehmen entschuldigte er als Burschikosität, aber es war ihm doch betreten zumute.

Nachdem er einige Tage gezögert hatte, machte er sich ächzend daran, dem Pathos seines Dramas die Stelzen seiner Versfüße zu entziehen. Es kam dann eine Verabredung in einem Café zustande. Dort erschien der Direktor erst eine geraume Weile nach der festgesetzten Zeit, schlürfte zunächst drei Tassen Kaffee, aß hastig einige Stücke Kuchen dazu und bestellte sich einen Kognak nach dem anderen und Zigaretten. Schließlich kam die Sprache auch auf das Manuskript, das Linck aus der Rocktasche zog. Alexander griff danach, und während er darin blätterte, verzogen sich die tiefen Falten um seinen Mund immer mehr zu einem belustigten Grinsen. „Unmöglich" oder „grotesk" murmelte er wiederholt und brach in ein lautes Lachen aus. „So geht das nicht", sagte er schließlich, „hören Sie selbst." Linck, der sich den Schweiß von der Stirn wischte, erkannte selbst, daß sein Werk unter einer derartigen illusionslosen Kritik in der Tat komisch wirkte. „Sie sollten ein Lustspiel daraus machen", sagte

Mutter und Kind — A. Plank

Alexander mitleidig und erklärte, wie der Handlung nur hier und da eine Wendung in entgegengesetzter Richtung zu geben und da und dort eine geschickte Spitze einzufügen sei, um diese Wandlung zu vollziehen. Linck war erschüttert durch die überzeugenden Einsichten des erfahrenen Fachmanns und verabschiedete sich bald, nachdem er die Zeche — einschließlich der Kognaks und Zigaretten — beglichen hatte, mit dem Vorsatz, seine Dramatikerlaufbahn nunmehr als beendet zu betrachten.

Aber es war jetzt nicht mehr Siglinde Müller, der er so demütig seine Geistesblüte zu Füßen gelegt hatte, sondern dieses so hochmütig emporgeschossene Unkraut selber, das ihn dennoch antrieb, nach den Vorschlägen des Theaterdirektors zu verfahren. Die Zusammenkunft war diesmal in einem Weinrestaurant, wo sie zu Abend speisten und mehrere Flaschen Wein vertilgten und Alexander zum Schluß Linck um hundert Mark anpumpte. Das Manuskript hatte Alexander zu sich genommen. Er wollte ihm selbst den letzten Schliff geben.

Linck ergab sich, und nach einigen Wochen las er in den Blättern auch eine Notiz, die die Eröffnung des „Neuen Schauspielhauses" unter der Direktion Alexander mit einem Lustspiel von Heinrich Linck ankündigte. Vierzehn Tage vor der Premiere schickte dann Alexander noch durch Einschreibebrief die Aufforderung an Linck, zweitausend Mark als „Garantiesumme wie üblich", rückzahlbar nach der zehnten Aufführung, an ihn zu überweisen. Auch hierein fügte sich Linck schweren Herzens, nachdem sein Name schon in der Öffentlichkeit festgenagelt war und im Hinblick auf die zugesicherte Rückzahlung. Selbst die Liquidation von 450 Mark „Kosten des dramaturgischen Büros" und 250 Mark für Freikarten („wie üblich"), die ihm mit der Einladung zur Uraufführung übersandt wurde, erledigte er, nachdem er vergeblich versucht hatte, mit dem Direktor zu verhandeln, der mit den Proben zu stark beschäftigt war und auch die Anwesenheit des Autors in einer Probe nicht wünsche, weil sie erfahrungsgemäß die Schauspieler beirre.

Wie sich herausstellte, war das „Neue Schauspielhaus" ein bisher zu Tanzlustbarkeiten benutzter Saal einer vorstädtischen Gartenwirtschaft. Linck betrat ihn schon lange vor Beginn der Vorstellung. Auf einem Stuhl neben dem Stand des Beleuchters hinter den

Vignette Hoerschelmann

Kulissen saß er den ganzen Abend fast ohne sich zu rühren und erlebte, wie gründlich sich sein Werk gemausert hatte. Aus der Tragödie war ein Lustspiel und aus dem Lustspiel ein Tingeltangel mit Ballett- und Chansoneinlagen geworden, das nun außer seinem Verfassernamen nicht mehr viel von ihm übriggelassen hatte. Der nur spärlich bekleideten Balletteusen wegen hielten die Freikarteninhaber mit ihm bis zum Schlusse durch und applaudierten dann auch einigermaßen. Als die ersten Hände klatschten, rannte der Direktor zu Linck und stieß ihn auf die Bühne. Er stolperte über den Rasenteppich und kugelte so gleichsam in seiner stattlichen Rundung unter die Darsteller mit dem Erfolg, daß der Beifall plötzlich lebhafter wurde. Die Heldin des Stückes, in der er Siglinde wiedererkannt hatte, die er seit Monaten heute zum erstenmal wiedersah, faßte seine Rechte, der Direktor seine Linke, und so verneigten sie sich immer wieder. Dankbar drückte er Siglinde einen Kuß auf die Hand. Als sie ihm ihren Mops — der mitgespielt und die Rolle gehabt hatte, den heimkehrenden Ehemann anzubellen — überreichte und der dicke Mann in dem zu engen Smoking und dem zu hohen Kragen den dicken Hund wie einen Säugling im Arm hielt, wollten die lachenden Bravorufe des Publikums nicht aufhören. Es waren die glücklichsten Augenblicke im Leben Doktor Heinrich Lincks.

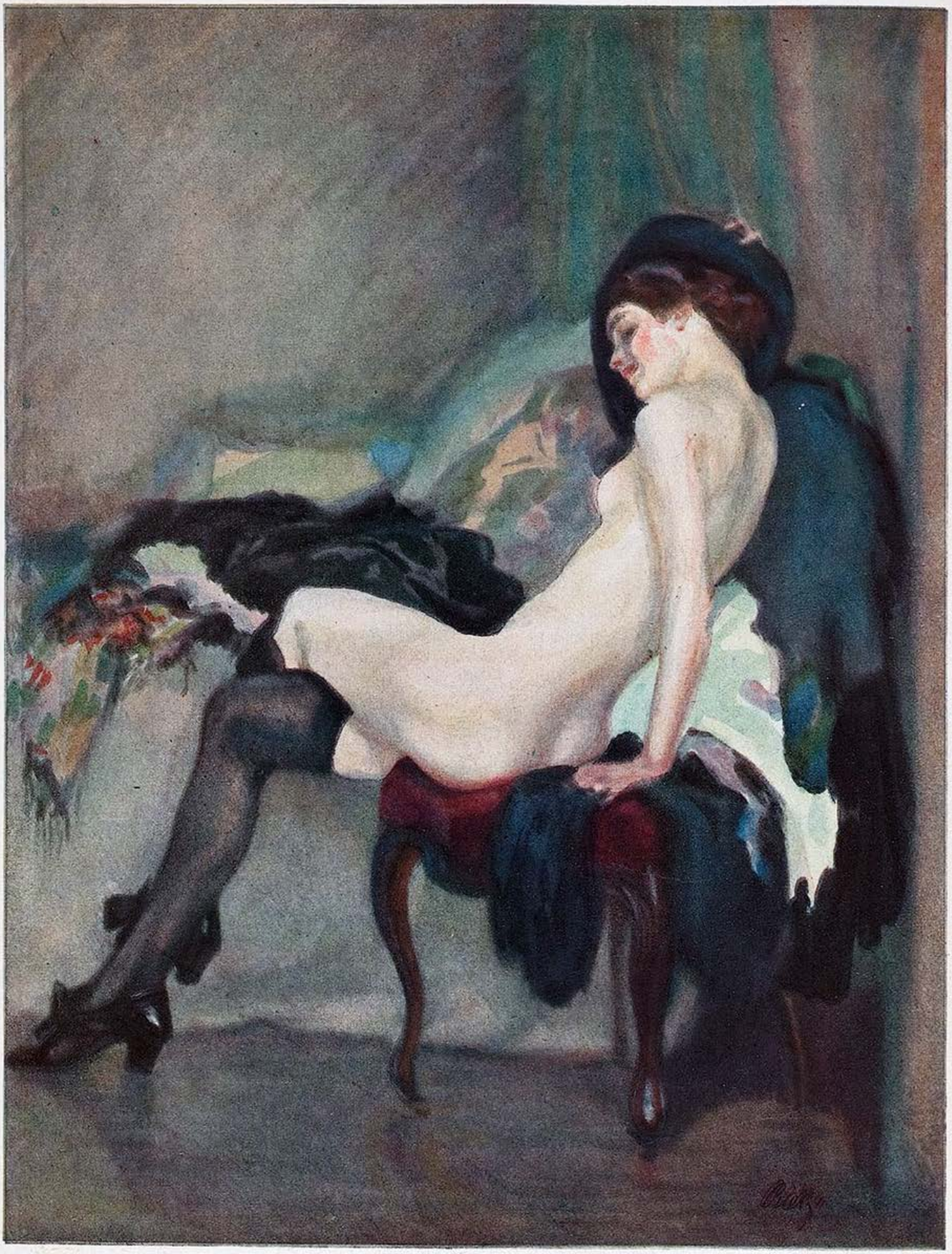
Diesmal freiwillig spendete er ein Festgelage für das gesamte Personal, das sich bis gegen Morgen hinzog und bei dem er mit Siglinde Schmollis trank. Erst am Nachmittag hatte er ausgeschlafen, ziemlich verkatert, aber mit dem erhebenden Bewußtsein des Aufstiegs aus der Verborgenheit seiner Existenz in das Licht eines großen Erfolgs. Um so mehr fühlte er sich ernüchtert, als er die Abendblätter zur Hand nahm, um sich an den Kritiken der Aufführung zu erlaben. Soweit sie das Ereignis überhaupt erwähnten, taten sie es sehr knapp mit Ausdrücken wie „absurd", „geistlos" oder gar „Quatsch" ab. Linck hatte das Gefühl, einer geheimen Verschwörung der Presse gegenüberzustehen, nachdem der Beifall des Publikums doch so offensichtlich auf seiner Seite gewesen war. Er hatte das Bedürfnis, sich mit einem Kreis freundschaftlich Gesinnter auszusprechen, nahm ein Taxi und fuhr zum „Neuen Schauspielhaus". Aber was war geschehen? Obwohl die Vorstellung im Gange sein mußte, war der Saal dunkel, und vor dem Eingang hatten sich erregte Menschengruppen zusammengerottet. Als er näher zusah, erkannte er die Schauspieler und Bühnenangestellten, die erbost murrend, die Hände in den Manteltaschen, sich miteinander berieten. Sie stürmten auf ihn ein, als sie seiner ansichtig wurden, so daß er schleunigst die Flucht ergriff. Soviel hatte er noch erfahren, daß heute keine einzige Karte verkauft worden war und Direktor Alexander das Personal um seine Gage geprellt hatte, indem er mitsamt der Kasse und Fräulein Siglinde Müller auf und davon gegangen war.

Erst nach einigen Stunden kam er zu Hause in seinem Sessel wieder einigermaßen zur Besinnung und begriff erst ganz allmählich, was für einem Schwindler seine Harmlosigkeit und Anständigkeit zum Opfer gefallen war. Er war nun um eine auch für seine Verhältnisse nicht unerhebliche Summe und eine beschwingende Hoffnung ärmer und dafür um eine bittere Erfahrung reicher. Indessen nützte auch sie ihm nichts, da wir bekanntlich Erfahrungen in den Wind schlagen, wenn unsere Eitelkeit durch sie betroffen wird und Wahnvorstellungen der Poesie wie der Metaphysik auch durch die Lächerlichkeit nicht zu heilen sind. So lebte der Doktor Heinrich Linck fortan als einer jener Unglücklichen, die sich für verkannte Genies halten.

PANS BEGRÄBNIS

Von Rudolf Kreutzer

Der Schrei der Hirschkuh klagte in das Land,
Die Herden brachen blökend aus den Hürden
Und alle Quellen hörten auf zu fließen,
Als sie in einer Nacht, in der der Mond verfiel,
Den großen Pan im schwarzen Wald begruben.
Dem fellumhang'nen Sichelwagen vorgespannt
Schritt stumm das Einhorn hin auf schöngespaltnen Hufen;
Aus allen Winkeln äugten scheu des Waldes Tiere.
Purpurne Fackeln tragend in die blaue Nacht,
Wehklagte laut die Schar der Nymphen und Mänaden.
Sie wanden Weinlaub ihm um die zerbrochne Stirne,
Legten die schilf'ne, holdertönende, die Hirtenflöte
Ihm an den liedersüßen, jäh verstummten, blut'gen Mund
Und schütteten des Herbstes Früchte vor ihm aus,
Granatne Äpfel und die blaue Traube,
Der Felder Fruchtbarkeit, die goldnen Weizenhalme.
Zu Füßen einer alten, tausendäst'gen Eiche
Betteten sie den großen Pan zur Ruhe.
Am Himmel löschten alle Sterne aus
Und mitten im Gesang aus hohen Zweigen
Fiel tot die Nachtigall auf seinen Hügel nieder.



Tage der Jugend — Paul Rieth †

Winterelegie

Rudolf Kreutzer

Jetzt aber stehst du, Eiswind im Gesicht,
Weiß dampft der Atem und wie Rauch dir aus dem Mund,
Es klirrt dein Schritt wie über hartes Glas
Und Reif fällt dir ins Haar auf deinem Weg.

Wie anders bist du diese Wege einst gegangen,
Da Sommer süß dir noch im Blute sang,
Der Flug der Schwalbe überm Haupt dir schoß
Und blau die Glockenblume läutete am Rain.

Vergaß dein Herz es, wird es je vergessen?

Wer weiß heut noch von übersternten Gärten,
Darin Jasmin und Flieder duftete in warmen Nächten,
Hörte die goldnen Donner, sähe die Wasser über Felsen rauschen,
Das Spiel der Regenbögen über Schierlingswiesen —

Dächte der Rose noch, der purpurdunkeln,
Lächelnd im hohen Mittag, wie ein Frauenmund,
Heiß und vergänglich und voll reifer Süße?

Ihr sommernächt'gen Feste mit den Freunden,
Trunken von Duft und Wein und Wald und Jugendlachen,
Da rote Lippen hell das Lied des Lebens sangen,
Im nahen Wald die wilden Tauben gurrten
Und überm Tal der Mond wie eine Silberblume blühte —
Wo seid ihr hin? — Verlacht, verküßt, versungen.

Wie lange noch, dann kennt uns keiner mehr
Und andere werden unsere Lieder singen
Und ihnen auch fällt einst der Frost ins Haar.
Doch immer wieder wird die Rose blühen
Und immer wird das Lied des Lebens klingen.

Orientalische „Weisheit"

Das große Wissen ist in kurzen Sätzen enthalten.

Ein guter Freund ist wie eine Pforte des Himmels.

Wer Feigen ißt, begnügt sich nicht mit einer Feige, der Mensch nicht mit einem Freunde.

Wer unter dem Bananenbaum sitzt, hat gut Bananen essen.

Wenn du kein Huhn hast, iß eine Krähe!

Das Feld hat Augen, der Zaun hat Ohren.

Die Flinte des Tapferen und die Tafel des Großmütigen lassen nicht auf sich warten.

Wenn der Brunnen versiegt, dann erkennt man seinen Wert.

Den Mund eines anderen und die Löcher des Zaunes kann man nicht stopfen.

Wer mit den Hunden schläft, steht mit den Flöhen auf.

Das fremde Haus sollst du loben, aber nicht betreten!

Wenn die Pferde streiten, bekommen die Esel Hufschläge.

Was du selbst tun kannst, verlange nicht von anderen!

Tue das Gute und wirf es ins Meer; du findest es später im (Meer-)Salze wieder!

Vignette — Jo Francis

Der Mensch wird durch das Wort gebunden, der Ochse bei den Hörnern.

Wolle nicht Honig werden, da dich sonst die Fliegen fressen!

Wecke die Hunde nicht aus dem Schlafe!

Niemand fragt, wie du voriges Jahr warst, sondern wie du dieses Jahr bist.

Die Wahrheit bleibt wie das Öl auf dem Wasser.

Den Zorn des Abends laß am Morgen austoben!

Die größte Dummheit ist, sich selbst für gescheit auszugeben.

Verdienen ist schwerer als Sparen.

Die Berge kommen nie zusammen, aber die Menschen können sich immer treffen.

Einmal gebrochenes Brot kann nicht mehr zusammengefügt werden.

In einem alten Dorfe kann man keine neuen Bräuche einführen.

Wie die Katze der Maus gesinnt ist, so der Mächtige dem Wehrlosen.

Wer die Beine bewegt, bewegt auch die Zähne.

Schwer ist zu leben, aber schwerer noch zu sterben.

Wüßte der Mensch, wann er sterben muß, er würde sich selbst sein Grab schaufeln.

Die Zunge ohne Knochen zerbricht den Schädel. *F. S.*

Aus Italien — Fritz Herpfer †

Aufruhr in Dingskirchen

Erzählung von Gert Lynch

Seit das Dorf stand, war so etwas noch nicht dagewesen. Der Piwacker Sepp war nach Amerika abgereist, ohne vorher ein Sterbenswörtchen verlauten zu lassen. Ohne Handschlag und Lebewohl war er gegangen, obgleich er über vierzig Jahre im Orte gelebt hatte und mit jedem auf gutem Fuße stand. Gestern in aller Herrgottsfrühe, als es zur ersten Messe läutete, war er mit seinem Koffer, den er am Riemen über die Schulter geworfen hatte, den Richtweg entlanggeeilt, der zur Bahn führt. Frau Schwatz, die Wäscherin, hatte gerade die Fensterläden geöffnet, als er hinter der Fichtenhecke verschwand.

Frau Schwatz erzählte es der Bäuerin, wo sie die Milch holte. Die Bäuerin erzählte es der Kramerin, und da die Ladenglocke der Kramerin fleißig bimmelte, wußte es bald das ganze Dorf. Noch niemals, so lange der Sepp lebte, war von ihm so viel gesprochen worden wie an diesem Tage. Er war über Nacht zu einer wichtigen Person geworden.

„Jedes Jahr", sagte der Moosbauer zu seiner Frau, „hat uns der Sepp beim Heuen und Kornschneiden geholfen! Schade, daß er nun fort ist, er war eine gute Kraft!"

„Man kann es ihm nicht verdenken", entgegnete die Bäuerin. „Wenn so ein Junggeselle in die Jahre kommt, will er wissen, wo er daheim ist. Die Gevatterin sagte, sein Bruder, der schon vor dem Kriege nach Amerika auswanderte, habe ihm die Schiffskarte besorgt und einen ruhigen Lebensabend angeboten."

„Wir hätten ihn auch nicht verhungern lassen", meinte der Bauer, „und daß er ohne Abschiedswort davonlief, das war nicht schön von ihm."

In der Schenke „Zum silbernen Pflug", wo der Sepp die Dachkammer bewohnt hatte, wurde der Wirt eifrig befragt.

„Nix", versicherte er, „gar nix hat er zu mir gesagt, der scheinheilige Patron, der hinterfotzige. Am Zahltag hat er sein Schlafgeld bezahlt, wie immer, und am Morgen war die Haustür aufgeriegelt und der Vogel ausgeflogen. Wär nicht nötig gewesen, daß er wie einer, der was auf dem Kerbholze hat, im Nebel davonschleicht. War sonst immer ein ehrlicher Kerl, der Sepp. Hat immer mit ausgeholfen, wenn im Saal was los war, und dann auf Heller und Pfennig abgerechnet. ‚Sepp', hab ich Weihnachten zu ihm gesagt, ‚bist nicht mehr der Jüngste und bloß ein Handlanger, und wenn es mal knapp ist mit Arbeit und Geld, die Bettstatt im Speicher und das tägliche Brot hast allweil bei mir!' — Liegt oben im Dachstüberl noch viel Kram, den wo er hat liegen lassen."

„Morgen", sagte der Lohnfuhrwerker Kahle, „hätt ich wieder nach ihm geschickt. Es gibt Ziegel und Schleifholz zum Fahren, und der Sepp konnte mit meinen Gäulen umgehen wie außer mir keiner. Er fuhr so sicher, daß ich ihm die schwierigsten Ladungen zutrauen konnte. Im letzten Herbst, als der Wolkenbruch niederging, fuhr er mit sechzig Zentnern, bis an die Achsen im reißenden Wasser, den Klammbacher Hohlweg

Aus Wasserburg — Hugo Troendle

herunter, wie wenn das ein Jux wäre. Ich selber watete hinterher und hielt mich am Wagen fest, und mir standen die Haare hoch! — Der Sepp hat was los, das ist kein Zweifel. Wäre er hier geblieben, hätte ich ihn zu Lichtmeß dauernd in Dienst genommen."

„Uns", erzählte der Rentner, der im Landhaus am See wohnte und auf einen Schoppen eingekehrt war, „uns hat er immer den Teppich geklopft, den Garten umgegraben und das Winterholz kleingehackt Er war ein anstelliger Bursche, der Sepp. Wir haben ihn stets gern gehabt!"

„Und mir", ergriff der Schreiner das Wort, „mir hat er immer zu Allerheiligen die Sau geschlachtet. Das ging bei ihm, als ob er gelernter Metzger wäre. Und die Blut- und Leberwürste, die er dann machte, die hatten eine Würze, sage ich euch, eine Würze — — "

Hier mischte sich der Gemeindeschreiber hinein, der eine Vorlage abgegeben hatte und stehend zuhörte. „Der Pivacker Sepp", sagte er, „hat sich amtlich nicht abgemeldet bei uns. Das kann ihm unter Umständen übel aufstoßen, denn die Papiere müssen heutzutage in Ordnung sein!"

„Geh, sei stad", winkte der Schmied ab, „ihr mit euren Papieren. Erstens braucht man in Amerika keine Papiere, und zweitens kann sich der Sepp die Papiere nachschicken lassen, wenn er sie wirklich braucht. — Heda, Wirt, schenk ein, noch eine Maß, der Sepp soll leben! Wenn ich doch noch das große Los gewinne, dann fahre ich nach Amerika nüber und besuche den Sepp. Und da werd ich ihn fragen: ‚Sepp', werd ich ihn fragen, ‚warum hast du zu deinem Freund Karl nicht Grüßgott oder Habe-die-Ehre gesagt, du Bazi, du miserabliger?!'"

„Auf das Wohl vom Sepp", sagte der Wirt, indem er die frische Maß hinstellte, „sollst noch eins trinken, dann aber schwingst dich und schnarchst deinen Spitz aus!"

„Ja, der Sepp, der Sepp", sagte, um auch etwas zu sagen, der alte Besenbinder Tobias, wobei er mit dem Kinn wackelte und mit dem Finger einen Zickzack in das Tröpfelbier auf der Ahornplatte malte.

Später kam noch der Förster herein und setzte sich zum Lehrer und Tierarzt an den Herrentisch neben den Ofen. Als er erfuhr, daß der Sepp ausgerückt sei, tippelte er sich an die Stirn: „Ah", rief er, „da liegt der Hase in Pfeffer! Jetzt verstehe ich auch, warum unsere Stütze verheulte Augen hat, und warum der Sepp in letzter Zeit so häufig am Forsthaus vorbeistrich!"

„Der Sepp", sagte der Lehrer, der im Ruhestand lebte, „ist bei mir zur Schule gegangen, und ich kenne ihn durch und durch. Er war keiner der Ersten, er war mitten drin, aber an Aufrichtigkeit und gutem Willen übertraf er alle! Mir sind solche Schüler immer die liebsten gewesen. Als er vierzehn Jahre alt war, verlor er die Eltern und mußte in Dienst gehen. Ich habe es stets bedauert, daß er mit seinem Pfund nicht besser gewuchert hat."

„Mir", erzählte der Tierarzt, „hat er einmal einen unvergeßlichen Dienst geleistet. Es war während des Krieges an der galizischen Front. Ich kam leicht verwundet, aber von Hunger und Blutverlust sehr geschwächt aus dem Graben zurück, und suchte nach dem Verbandsplatz. Da pflanzte sich plötzlich einer vor mir hin, stand stramm und schrie: ‚Herr Leutnant, Leberknödel gefällig?!' Es war der Sepp. Wir lagen bei verschiedenen Truppenteilen, aber er hatte mich auf den ersten Blick erkannt. Er war damals bei der Gulaschkanone und hatte die Leberknödel eigenhändig gemacht. Na, ihr könnt euch denken, daß ich nicht nein sagte. Zwölf Stück habe ich vertilgt! So herrlich wie jene Leberknödel hat mir in meinem ganzen Leben nichts geschmeckt, weder vorher, noch nachher." —

Aus Tibarias — Richard Seewald

Splitter

Von Johann Dietrich Warnken

Es gibt viele Menschen, die die Welt durchreist, aber wenige, die sie gesehen haben.

*

Die schönste Lebenserfahrung, die man machen kann, ist die, daß es noch Menschen gibt.

*

Das Glück ist die Oase auf der Wanderung von Geburt zum Tode; aber nicht jeder Wanderer findet eine Oase.

*

Wer sich über nichts entrüstet, läuft Gefahr, für gleichgültig gehalten zu werden.

*

Der größte Hochmut ist der, welcher sich hinter Bescheidenheit verbirgt.

*

„Heute vor zwanzig Jahren habe ich mich mit meinen Manne verlobt!"

„Da wird es aber Zeit, daß ihr endlich heiratet!"

Freundinnen

„Max ist wirklich originell! Er sagt Sachen, die ich noch nie gehört habe!"

„Ach, er sagte wohl zu dir, daß er dich heiraten will?"

Der Kochkurs

Mittags erzählt sie:

„Stell' dir vor, Hans, ich habe heute für meine ausgezeichneten Leistungen eine Medaille bekommen!"

„Das ist ja prachtvoll. Aber sag' mal, was esse ich hier eigentlich?"

„Rate doch mal!"

„Die Medaille??"

Gegen Mitternacht, als die letzten Gäste gegangen waren, legte der Wirt die Eisenstange vor das Haustor, nahm die Kassette und den Schlüsselbund an sich und begab sich hinauf, wo seine Frau schon schlief. Er lag noch nicht lange im Bett und dachte an dieses und jenes, da wurde die Glocke gezogen, und eine altbekannte Stimme rief halblaut: „Hias, mach auf, ich bins!"

Der Wirt griff sich zuerst an die Nase, zur Feststellung, daß er nicht träumte. Dann schnellte er auf, sprang barfüßig zum Fenster und riß es auf. Tatsächlich, unten stand leibhaftig und quietschvergnügt der Sepp und schwenkte seinen verbeulten Filz, als ob gar nichts geschehen wäre.

„Du??" schrie der Wirt, daß seine Frau erschreckt aus dem Schlafe fuhr, „was willst denn du hier? Bist doch fort nach Amerika?!"

Der Sepp hielt es für einen schlechten Scherz und sagte, sich entschuldigend: „Es ist später geworden, als ich es wollte!"

Der Wirt schlüpfte kopfschüttelnd in die Hose, lief hinunter und öffnete. „Na", sagte er, indem er mit der Faust drohte, „kannst dich auf was gefaßt machen! Fährst nach Amerika und sagst nicht gix und nicht gar. Das ganze Dorf hast du zum Narren gehalten!"

„Nicht, daß ich wüßte", erwiderte gelassen der Sepp, und schob seine Nase nahe an das Gesicht des Wirtes.

„Nix da", versetzte dieser, „brauchst mir nicht in das Maul riechen, bin völlig nüchtern. Red! Was ist? Hast das Schiff verpaßt in Hamburg?"

„Ich?" Der Sepp zuckte die Achseln und guckte den Wirt verständnislos an. „Ich ging gestern früh zum Marktflecken hinüber und hab meinen Koffer zum Sattler gebracht, damit er ihn richtet. Und weil der Sattler grad Polstergras mähte und Hilfe brauchte, bin ich halt dortgeblieben."

Der Wirt gab einen Gurgellaut von sich, als ob ihm etwas in die unrechte Kehle geraten sei. Dann legte er die gefalteten Hände über den Bauch, und der Bauch begann zu schüttern und zu schwabbeln, bis es dem Zwerchfell zu viel wurde und das Gelächter dröhnend herausbrach. Und der Wirt lachte so lange, auf jedem Treppenabsatz von neuem ansetzend und keines Wortes mehr mächtig, bis er endlich hinter der Tür zum Schlafzimmer verschwand, während der Sepp, der durchaus keinen Grund zu solcher Heiterkeit finden konnte, verdrießlich in seine Mansarde hinaufstieg und sich aufs Ohr legte.

Am anderen Tage, als der wahre Sachverhalt im Dorfe bekannt und ausgiebig belacht worden war, bekam der Sepp von allen Seiten Zigarren, Trinkgelder und Arbeit angeboten, daß er ganz verstört wurde durch so viel Entgegenkommen und Ansehen. Am Abend schickte sogar der Bürgermeister nach ihm. „Sepp", sagte er, indem er ihm auf die Schulter klopfte, „da es mit deiner Amerikafahrt nun doch nichts geworden ist, und weil der Gemeindeschreiber schon lange einer Hilfe bedarf, so haben wir uns entschlossen, für den äußeren Dienst einen eigenen Gemeindediener mit festem Gehalt anzustellen. Wie wäre es denn mit dir, he?" Und er hielt ihm die Rechte hin.

Und der Sepp schlug ein und drückte so herzhaft zu, daß es knackte.

ERNST MACHEK:

Wunderbare Rettung

Es gibt Leute, die behaupten, daß es heutzutage keine „Zeichen und Wunder" mehr gebe. Ihnen sei folgende Begebenheit zur Kenntnis gebracht:

In der herrlichen (und um die Zeit der Baumblüte bekanntlich doppelt schönen) Wachau lebt ein biederer Landmann namens Johann Eder, treu seiner Scholle, seinem Herrgott und (mehr oder minder) auch seinem Weibe. Beschaulich und frei von ruhestörenden Ereignissen fließen seine teils der Arbeit, teils dem Sonntagsstaat gewidmeten Tage dahin, doch einmal (und das ist noch gar nicht lange her) gab es eine Geschichte, die denn doch geeignet war, den braven Eder sozusagen total „aus dem Häusl" zu bringen. Um die Abendzeit war das. Da saß er mit seiner Angetrauten am Tisch in der guten Stube und las durch die vom Vater ererbten Brillengläser hindurch in dem kleinen Lokalblättchen, das er seit dreiundvierzig Jahren regelmäßig bezieht (und auch stets pünktlich bezahlt). Die grünbeschirmte Petroleumlampe leuchtete mild und friedlich, und das Weib ihm gegenüber war gerade ebenso mild und friedlich eingenickt, — da gab es plötzlich einen Krach: Johann Eder hatte mit der flachen Hand auf die Tischplatte geschlagen, daß die Lampe klirrte und die Angetraute wie vom Blitz getroffen zusammenschrak.

„Da schau, was da steht, Alte!" sagte Johann Eder, und, jede Zeile mit dem Finger verfolgend, las er der Ederin, die auch tatsächlich nur so schaute, diese Notiz vor:

„Mittwoch nachmittags wurde unterhalb Krems die Leiche eines jungen Mannes aus der Donau gezogen. Der Ertrunkene konnte alsbald als der seit einigen Tagen vermißte Knecht Johann Eder agnosziert werden."

„Und was sagst jetzt?" meinte er, nachdem er zu Ende gelesen hatte. Worauf das brave Weib, ganz außer sich vor Entsetzen, mit tonloser Stimme stammelte: „Johann Eder! Jessas, jessas, wie leicht hätt'st du dös sein kenna!"

„Dös moan i holt a", pflichtete Eder bei, „wie leicht hätt i dös sein kenna!"

— — — — — — — — —

Johann Eder ist ein Mann, der weiß, was sich gehört. Dies beweist ein Marterl an der Straße vor seinem Hof. Auf diesem Marterl kann jeder Vorübergehende diese Inschrift lesen:

„Zur Ehre Gottes und zum Dank für die wunderbare Rettung aus Ertrinkungsgefahr."

Im Theater

„Ich bin fest überzeugt, der Herr da drüben in der Loge ist der Geliebte der Dame, neben der er sitzt."

„O nein! Ich kenne die Dame. Der Herr ist nur zufällig in ihrer Gesellschaft, weil sie zufällig nicht in der Gesellschaft eines anderen Herrn ist."

Die vielen Füße

Ein Professor fand, als er von einer längeren Tour heimkam, daß er seine Füße wundgelaufen hatte. Man sagte ihm, das beste Mittel sei Baden in heißem Wasser. Er befolgte den Rat. Nach Beendigung des Badens trocknete er den linken Fuß, dann den rechten. Aber während er den rechten trocknete, hatte er gedankenverloren den linken wieder ins Wasser gestellt. Und als er dann den linken Fuß trocknete, machte er es ebenso mit dem rechten. Das ging eine Weile so.

Schließlich meinte er verwundert: „Ich hätte nicht gedacht, daß ich so viele Füße hätte!"

F. S.

Heimbezahlt

„Meine Mutter sagt, sie könne sich noch der Zeit erinnern, als deine Mutter einen kleinen Kramladen hatte."

„Und meine Mutter sagt, sie könne sich noch genau der Summe erinnern, die deine Mutter damals für Einkäufe bei ihr schuldig geblieben ist."

F. S.

China

„Sagen Sie mal, Anna, die neue chinesische Vase hat ja einen Sprung; der kann doch unmöglich schon drinnen gewesen sein, wie ich sie gekauft habe!"

„O warum nicht, gnädige Frau, jetzt bei dem Durcheinander in China!"

F. S.

Großmut

„Kellner, ich habe ein Markstück fallen lassen. Wenn Sie es finden, geben Sie es mir morgen zurück; wenn nicht, können Sie es behalten!"

F. S.

Liebe

„Sag', Männe, wirst du mich auch lieben, wenn ich jetzt vollschlank werde?"

„Liebes Kind, ich gehe mit dir durch dick und dünn!"

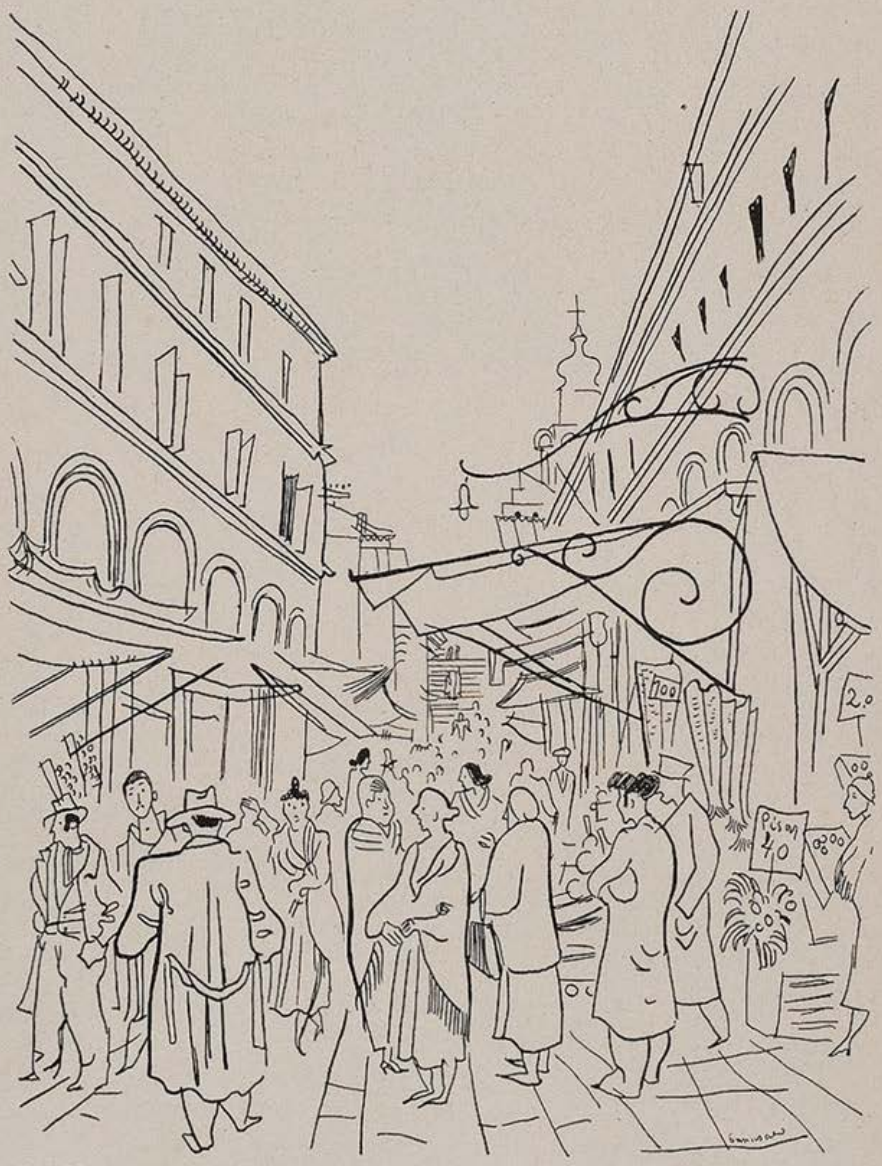
F. S.

Bart

„Bevor ich heute beim Rasieren war, habe ich mich wiegen lassen. Genau sechzig Kilo!"

„Na, und nachher?"

F. S.



Am Rialto — Richard Seewald

Die Wurzel — Rolf v. Hoerschelmann

Holzschlag im Winter

Von Heinz Rusch

Wenn der Axtschlag hallt,
Dunkel bebt der Wald,
Und der Bauer sinnt
Horchend in den Wind:

Im Gezweig die Brut
Lag vor Monden gut:
Ob der Balken hält,
Wenn die Schneelast fällt?

Haus und Bett und Stall
Hör'n der Stämme Fall:
Durch die schwarze Luft
Atmet Harzgeduft.

Und das Saftblut rinnt,
Leise dröhnt der Wind:
Segen füllt den Wald,
Wenn der Axtschlag hallt.

Das ist die Lösung des Rätsels

Der berühmte holländische Arzt Doktor Vauseblen, der sich in London niedergelassen hatte, suchte einst einen Quacksalber auf, den er oft von einem schönen, mit vier Pferden bespannten Wagen aus mit Hilfe von prächtig gekleideten Dienern auf dem Marktplatz seine Universalmedizin an das ihn umdrängende Volk verkaufen sah. Als er ihm gegenüberstand, gewahrte er, daß er ihn früher schon im Hause eines Freundes als Bedienten gesehen hatte. „Wie ist es möglich, daß Sie es ohne Erziehung und ohne Kenntnisse zu so großem Vermögen bringen konnten?" fragte er ihn. „Ich übe seit vierzig Jahren die Arzneikunst aus und kann sagen, daß ich es zu Ruhm gebracht habe. Aber mit dem Reichtum wollte es mir nicht glücken." Der Quacksalber erwiderte lächelnd: „Erlauben Sie, daß ich eine Gegenfrage an Sie richte. Sie wohnen doch in einer der belebtesten Straßen Londons. Wieviele Menschen gehen wohl täglich an Ihrem Hause vorbei?" — „Nun, sagen wir tausend." — „Und was glauben Sie, wieviele von diesen tausend haben gesunden Menschenverstand?" — „Vielleicht hundert." — „Sehen Sie, Herr Doktor, hier haben Sie die Antwort auf Ihre Frage. Diese hundert kommen zu Ihnen, die übrigen kommen zu mir."

Bauernhaus

Rolf v. Hoerschelmann

DER PROPHET

Als Cromwell, der Lordprotektor Englands, einmal sehr gefährlich krank war und alle glaubten, sein letztes Stündlein habe geschlagen, ließ er dem Volke verkünden, er werde totsicher am Leben bleiben, der Himmel selber habe es ihm geoffenbart.

Seine Freunde stellten ihn wegen dieser frevelhaften Komödie zur Rede und wiesen ihn darauf hin, daß er sich außerordentlich lächerlich mache und unsterblich blamiere, wenn seine Worte nicht in Erfüllung gehen sollten.

„Liebe Freunde", sagte Cromwell lachend, „wenn ich sterbe, liegt mir gar nichts mehr daran, ob ich mich deswegen lächerlich gemacht habe; werde ich aber gesund, bin ich ein großer Prophet und der Respekt vor mir ist noch weiter gestiegen".

Er wurde wirklich gesund und nun von allen im Lande wie ein höheres Wesen angestaunt.

Unschuldig

Hausfrau: „Ich möchte Sie gern in meinen Dienst nehmen, Sie haben aber doch gar zu schlechte Zeugnisse!"

Dienstmädchen: „Ja, wat kann ick denn dadervor. Habe ick se vielleicht selbst jeschrieben?"

F. S.

Schadenersatz

Richter: „Wie hoch schätzen Sie die Stiefel, die man Ihnen gestohlen hat?"

Zeuge: „Zwanzig Mark haben sie neu gekostet, dann habe ich sie zweimal besohlen lassen, macht neun Mark, zusammen also neunundzwanzig Mark!" *F. S.*

Goethes Briefe

„Mama?"

„Na, was willst du denn schon wieder, Fritzchen?"

„Ja, sieh mal, ich habe doch angefangen, Briefmarken zu sammeln. Und du hast dir doch ‚Goethes Briefe' gekauft, kann ich da nicht vielleicht die Marken davon kriegen?" *F. S.*

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene

Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

mit Buchschmuck von Bold

zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Nicht beabsichtigt

„Gestern habe ich Else um ihre Hand gebeten!"

„Und hat sie dir sie gegeben?"

„Leider — mitten ins Gesicht!"

Sicher ist sicher

„Warum hast du denn nicht Hilda geheiratet? Wahrscheinlich wärst du ganz glücklich mit ihr geworden!"

„Schon möglich, aber so ... bin ich es auf alle Fälle!"

Der Volontär

Der Volontär tritt seinen Dienst an mit den Worten:

„Da bin ich, Herr Chef!"

Meint dieser: „Sagen Sie doch nicht Chef zu mir, sondern lieber Herr Schulze!"

Volontär: „Gewiß lieber Herr Schulze!"

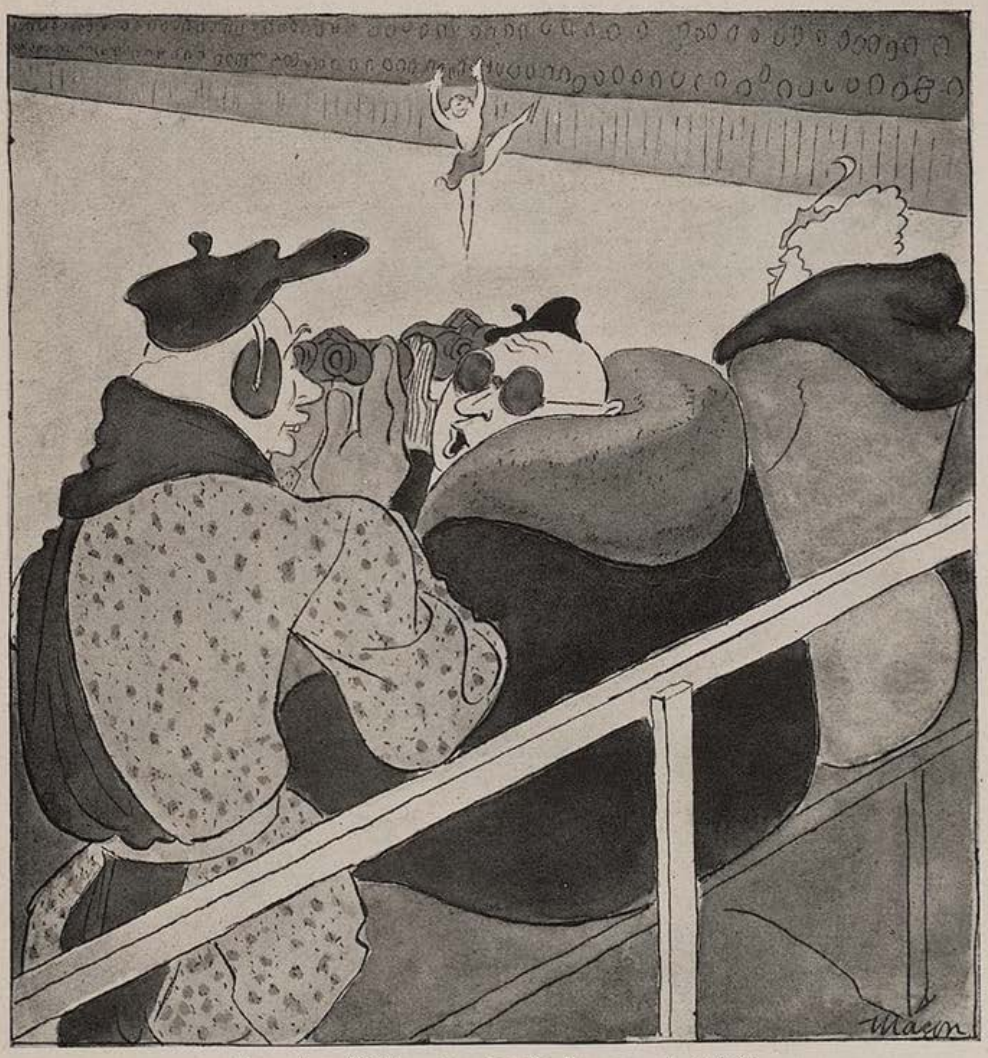
Kindermund

Kurt und Fritz beobachten ein Gewitter. Meint Kurt: „Ich möchte nur wissen, womit es früher geblitzt hat, als es noch keine Elektrizität gab!" — Entgegnet der ältere Fritz herablassend: „Mit Gas natürlich!"

Unterschied

„Ich schreibe Satiren und meine Frau macht die Bilder dazu!"

„Sie Glücklicher! Bei mir ist es gerade umgekehrt: Ich male die Bilder und meine Frau macht die satirischen Bemerkungen dazu!"



„Zu meiner Zeit konnten das die Damen noch nicht."
„Nein, aber dafür hatten sie pikantere Dessous."

Der Kaiser und der Schmied

Ein biederer ungarischer Schmiedmeister, welcher sehr praktische landwirtschaftliche Maschinen anfertigte, hatte einmal eine Audienz beim Kaiser Franz Joseph, um sich für die Verleihung einer Auszeichnung zu bedanken. Bei der Audienz zog nun der ehrsame Handwerksmeister ungeniert die Bilder des Kaisers und der Kaiserin aus der Tasche und sagte: „Majestät, ich hätte noch eine herzliche Bitte vorzubringen. Wollen Ew. Majestät nämlich auf dieses Porträt den werten Namen der Königin Elsibath (Elisabeth) schreiben?"

Der Kaiser lächelte und fragte nach dem Grund.

„Weil ich, wenn ich sterbe, das Verdienstkreuz zurückgeben muß. Ich möchte aber meiner Familie ein Andenken hinterlassen, daß ich bei dem König der Ungarn gewesen bin!"

„Die Königin ist aber jetzt nicht hier, sondern in München."

„Dann wollen Ew. Majestät Ihren Namen schreiben!"

„Ich habe aber nichts bei der Hand, womit ich schreiben könnte."

„Ich habe einen Bleistift bei mir", entgegnete treuherzig der Meister und reichte dem Monarchen einen gespitzten Bleistift.

Als dies geschehen war und der wackere Schmiedmeister das

Bild eingesteckt hatte, hüstelte er verlegen.

„Wünschen Sie noch etwas?" fragte der Kaiser.

„Ja, Majestät, meinen Bleistift!" lautete die Antwort.

Fenelon und Richelieu

Der durch seinen generösen Wohltätigkeitssinn bekannte Abbé Fenelon, der den Minister Richelieu oft und zwar immer vergeblich um Beiträge zu guten Zwecken angesprochen hatte, erzählte demselben eines Tages, daß er sich soeben das Porträt des Ministers angesehen habe.

„Haben Sie es etwa auch um eine Beisteuer für Ihre Armen angesprochen?" fragte Richelieu mit spöttischem Lächeln.

„Nein", erwiderte der geistreiche Abbé schlagfertig, „das Porträt sah Ihnen nämlich so ähnlich, daß ich gleich einsah, es würde nichts fruchten".

„Wenn ich denke, daß es Menschen gibt, die sich im Karneval wirklich amüsieren, könnte man heulen über die Primitivität dieser Welt."

Uncle Sam und die Frauen

Der Haarschmuck vieler amerikanischer Frauen erinnert an einen Mop, aber da diese meist keine Ahnung haben, was ein Mop eigentlich ist, fühlen sie sich gar nicht beleidigt.

*

Eingefleischte Junggesellen bleiben gesellschaftlichen Veranstaltungen gerne mit der einleuchtenden Begründung fern, daß man eine Frau nur in die Arme zu nehmen braucht, um sie auch schon auf dem Hals zu haben.

*

Wenn ein Herr in Gegenwart zweier Damen sagt, daß sie beide gleich jung aussähen, dann ist die mit dem saueren Lächeln gewöhnlich die Tochter.

*

Die Ehe ist schuld daran, wenn Frauen altern; manches nette Frauchen würde gern zugeben, daß es fünfundvierzig ist, wenn es verheiratet wäre, aber so bleibt es bei neunundzwanzig.

*

Befürworter einer schärferen Bestrafung von Doppelehemännern (Bigamisten) sollten immerhin bedenken, daß diese durch ihre zwei Schwiegermütter reichlich genug gestraft sind.

*

Magazine wie die „Wahren Geschichten" bezahlen so gute Honorare, daß manches Mädchen mit einer bewegten Vergangenheit für die Zukunft versorgt ist.

*

Ein Mann fühlt sich stets so jung wie er ist, — eine Frau fühlt sich wie zur Zeit der Aufnahme einer fünfzehn Jahre alten Photographie.

*

Eine Frau braucht nur einen Blick in ein vorübersausendes Auto zu werfen und schon weiß sie genau, ob die Mitinsassin die Frau des Fahrers ist oder nicht.

*

Die Frauen von heute sind nicht mehr das, was sie vor zwanzig Jahren waren. Viele geben zu, daß sie zehn Jahre älter geworden sind.

G. Schm.

Kollegen untereinander

Ein Opernsänger erzählte von seinem Erfolg bei den Salzburger Festspielen. Unter anderem sagte er stolz: „Und nach meiner großen Arie im zweiten Akt hat es Beifall geradezu geregnet!"

„Na", erwiderte einer seiner Kollegen, „der Regen in Salzburg ist ja bekannt. Den nennt man Schnürlregen, weil er so dünn ist!"

Duell

Graf von Chasot, ein Offizier aus dem engeren Freundeskreise Friedrich des Großen tötete im Duell seinen Gegner durch einen einzigen Säbelhieb. Als der König dies erfuhr, verabschiedete er ihn mit den Worten: „Ich liebe tapfere Offiziere, aber Scharfrichter kann ich in meiner Armee nicht gebrauchen."

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

Diese Bücher müssen Sie lesen!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! . . . . . Preis 75 Pfg.

FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — w rd in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Falsch verstanden

Richter: „Wo begann denn eigentlich die Schlägerei?"

Hauptbeteiligter: „Auf dem Michelbauern sei'm Kopf!" *F. S.*

Das schwarze Schaf

„Sieh mal die Schäfchen", sagte der Papa zu seinem Söhnchen bei einem Ausflug, „zähl sie mal!"

Hans zählt aufmerksam.

Dann sagte er nicht ohne Stolz: „Ich habe sie genau gezählt, es sind dreiundzwanzig. Nur das eine schwarze habe ich nicht zählen können, das hält nie still . . .!" *F. S.*

Der erste Radioamateur

„Wer war wohl der erste Radioamateur?"

„Hamlet! Er ruft im zweiten Akt, zweite Szene: ‚An jedem Ohr ein Hörer!'" *F. S.*

Mildernde Umstände

Richter: „Sie geben also zu, den Überzieher gestohlen zu haben. Können Sie etwas zu Ihrer Entschuldigung anführen?"

Angeklagter: „Ich wußte nicht, daß das Futter ganz zerrissen war."

Abgewunken

Sie: „Denk Dir nur, Kommerzienrat Meyer hat seiner Frau einen prachtvollen Pelzmantel um zweitausend Mark gekauft!"

Er: „Die Unglückliche!"

Sie: „Wieso?"

Er: „Daß sie einen solchen Esel zum Mann haben muß!"

Der Herzog

Der Herzog Erich von Braunschweig legte einmal, als er sich an einem Sonntag in der Kirche befand, einen Goldgulden vor sich hin, als er bemerkte, daß der Klingelbeutel herumgehalten wurde.

Kaum hatte ein Bauer, der in der Nähe des Fürsten saß, bemerkt, daß der Herzog einen Goldgulden vor sich hingelegt hatte, als er ebenfalls sofort einen Goldgulden ostentativ bereithielt, denn er war sehr reich und was sich sein Herr und Gebieter leisten konnte, das konnte er sich auch erlauben; er hielt aus.

Jetzt fügte der Herzog seinem ersten Gulden einen zweiten hinzu, und der Bauer tat auf der Stelle ein Gleiches. Der Herzog setzte das Zulegen von je einem Goldgulden eine ganze Weile fort und freute sich innerlich in seinem schalkhaften Herzen, daß der Bauer in dem edlen Wettstreit hochherziger Gebefreudigkeit nicht zurückstehen, sondern gleichen Schritt mit ihm halten wollte. Bald lag vor letzterem ein ebenso ansehnliches Häuflein wie vor dem Herrn Herzog.

Da nahte sich den beiden frommen Opferseelen der Küster und zwar dem Bauern zuerst, und der schob natürlich seinen ganzen Haufen in den Klingelbeutel und blickte dann mit triumphierendem Stolz zum Herzog hinüber; der aber strich seine Goldgulden wieder mit unheiligem boshaften Lächeln ein und steckte nur den ersten in den Klingelbeutel, als ihm derselbe hingehalten wurde.

Frauenposten

Eine redselige Dame unterhielt sich einmal lange mit einem berühmten Staatsmann über die Frauenfrage und wandte sich plötzlich mit den Worten an ihn: „Welchen Posten würden Sie mir geben, wenn die Frauen ebensogut Staatsämter bekleiden dürften wie die Männer?"

„Ich würde Ihnen die Leitung eines Taubstummen-Institutes übertragen", bemerkte der Staatsmann.

„Und warum?" forschte die Dame pikiert.

„Weil entweder diese Unglücklichen sprechen oder Sie schweigen lernen würden", bemerkte der Gefragte mit sarkastischem Lächeln.

Schlagfertige Antwort

Zu König Ludwig XIV. sagte eines Tages einer seiner Minister: „Mit dem Golde, welches die Schweizer von der Krone Frankreichs schon bezogen haben, könnte man eine breite Straße von Paris nach Basel pflastern."

Stuppa, der Oberst eines in französischen Diensten stehenden Schweizerregimentes war und gerade dabei stund, erwiderte schnell gefaßt:

„Er hat Recht, Sire; aber wenn Ew. Majestät einen Kanal zwischen Paris und Basel graben lassen würden, so könnte man ihn mit dem Blute ausfüllen, welches die Schweizer schon für die Krone Frankreichs vergossen haben."

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schrell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

DIE FOTO-SEITE

Kinder im Lichtbild

Kinderaufnahmen verlangen eine besondere Grundlage. Sie beschränkt sich nicht allein auf technische Belange, sondern ist mindestens ebenso in psychologischen Fragen zu suchen. Da es sich hier um eine vielfach vernachlässigte Fragestellung handelt, wollen wir technische Ausführungen ausschalten zugunsten einer breiteren Darstellung allzu leicht vergessener gestalterischer Aufgaben.

Vom Piepvögelchen und ähnlichen Dingen

Eine auch heute noch alltägliche Szene: Man hat die kleine Ingemarie auf einen Stuhl gesetzt, ihr ein Bilderbuch in die Hand gegeben, und nun soll sie — der Stolz der ganzen Familie! — lachen und strahlen, damit die Aufnahme gut wird.

Aber Ingemarie lacht nicht. Sie tut uns nicht den Gefallen. Ganz im Gegenteil, sie findet die Situation sogar höchst langweilig und bedrückend, hat Furcht vor dem nervös hantierenden Fotografen, zieht ein Gesicht und fängt schließlich bitterlich an zu weinen. Sie will nicht fotografiert werden. Jetzt wo alles herumsteht und jeder auf sie einredet schon lange nicht!

Die Mutter ist verzweifelt, der Fotograf ringt die Hände und Großmama hat einen Einfall. Der wird sicher helfen! „Schau, Ingemaus, gleich kommt hier ein Piepvögelchen herausgeflogen." Und wirklich, das Gesicht der Kleinen wird gespannter, sie schaut zum schwarzen Kasten und zum Fotografen, der bloß nicht knipsen kann, weil er auf diesen Augenblick nicht vorbereitet war. Die Sache mit dem Piepvögelchen wird wiederholt und verfehlt schließlich ihre Wirkung, weil sie eben doch bloß ein ausgeklügelter Schwindel ist.

Oder: Dem kleinen Peter wird Vaters Zylinderhut aufgesetzt und voll Würde steht er vor der Kamera. Die Eltern sind stolz, daß ihr Junge wie ein Großer aussieht, und ahnen nicht, daß sie den Weg des Unorganischen, des Kitsches beschreiten. Solche Aufnahmen sind restlos verfehlt und zumindest ebenso wertlos, wie wenn der Jüngste nackend auf einem Eisbärfell fotografiert wird. Wo bleibt hier die Natürlichkeit? Das Organische? Es wird doch niemand auf den Gedanken kommen, zwischen dem nackenden Buben und dem Eisbärfell auch nur den leisesten Zusammenhang zu sehen!

Solche Aufnahmen kommen nicht gelegentlich einmal vor, sondern sie sind heute immer noch vielfach der große Schlager. Und warum? Weil man nicht über ihr Wesen nachgedacht hat, weil man unüberlegt nachahmt, was zu einer Zeit gepflegt wurde, als man die Fotografie überhaupt noch nicht verstanden hatte.

Anpassung ist alles!

Bleiben wir beim Kinde. Passen wir uns ihm an. Versuchen wir, seiner Welt näherzukommen. Ganz verstehen werden wir sie freilich nie mehr, obwohl wir selbst einmal Kind waren.

So bleibt als notwendige Brücke zum organischen Kinderfoto, daß wir uns etwas mit Fragen der Kinderpsychologie befassen. Besonders für den wird das wichtig sein, der als Außenstehender Kinderaufnahmen fertigen will. Bei der fotografierenden Mutter ist das ganz anders. Sie lebt mit ihrem Kinde, begreift jeden Laut und jede Bewegung. Deshalb wird auch die Mutter in der Lage sein, die besten Aufnahmen von ihren Kindern herzustellen, und darum ist es ja auch eine solche Notwendigkeit und so wichtig, daß sie die Kamera zur Hand nimmt. Die paar technischen Kleinigkeiten sind bald gelernt und die geringste Sorge.

Der Außenstehende, auch der sogenannte Kinderfreund, aber muß wieder lernen. Denn mit Verhätscheln ist nichts getan. Dann geht das Kind aus seiner Welt heraus und ist nicht mehr wirklich Kind.

Wir müssen also versuchen, die kindliche Welt zu verstehen. Die geistige Entwicklung des Kindes ist vielgestaltig, doch wiederholt sie sich im wesentlichen bei jedem Kinde. Sie drückt sich im kindlichen Spiel aus, und deshalb ist es so ungeheuer wichtig, wenn wir unsere ersten fotografischen Erfahrungen bei der Darstellung des Spieles machen.

So kommen wir unbewußt mitten hinein in die Welt des Kindes. Wir werden vom Fehler befreit, der immer wieder zu beobachten ist, indem man im Kinde einen kleinen Erwachsenen sieht und mit den gleichen Stimmungen und Interessen rechnet, wie sie der Erwachsene kennt.

Wir geben also dem Kinde Beschäftigung, die ihm Freude bereitet. Wir erzählen eine lustige oder ernste Geschichte und gewinnen Gelegenheiten zu Ausdrucksstudien. Nicht wir bestimmen dabei den Zeitpunkt der Aufnahme, sondern wir richten uns nach unseren Kindern. Dann kommen wir schneller und besser zum Ziele als durch jeden Zwang. gi-t

Über die Vorstellung von der „scharfen Kamera"

Sogar in Amateurkreisen ist sehr oft die Meinung verbreitet, daß gelungene Aufnahmen von irgendwelchen geheimnisvollen Apparaturen abhängig seien. Indem man von einer „scharfen Linse" spricht, wird geglaubt, hier wäre der Stein der Weisen zu suchen, so weit er sich auf die Fotografie bezieht.

Dieser Aberglauben muß unbedingt beseitigt werden. Es wird vielfach mit ganz falschen Vorstellungen an die fotografische Darstellungsform herangegangen, und nur hieraus können solche Meinungen entstehen. Grundsätzlich arbeitet heute jede von der Industrie gelieferte Kamera gleich scharf. Es gibt keine besonders scharfen Linsen, denn man kann ja durch entsprechende Wahl ihrer Lichtstärke alle die Fehler beseitigen, die ein unscharfes Bild nach sich ziehen. Die Preisunterschiede der Kameras bedingen lediglich Verschiedenheiten in den Anwendungsmöglichkeiten.

Auch in der Fotografie kommt es auf den Mann hinter der Kamera an. Man kann nicht die ganzen Aufgaben auf eine technische Formel bringen, denn die Technik ist ja nur Hilfsmittel. Freilich wird es wichtig zu wissen, wo die Grenzen der Technik liegen. Und innerhalb dieses uns gegebenen Raumes haben wir uns zu bewegen. Aber er ist ja so vielgestaltig, daß es immer wieder Neues geben wird.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

ründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — lag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH RLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V.J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Der Künstler

A. Leidl

im gewöhnlichen Leben ....

... und nachdem sich herumgesprochen hat, daß er ein Atelierfest veranstaltet.

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 9

Junges Mädchen

R. M. Eichler

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / NR. 9

Die alte Mätzin

Von Jörg Englschalk

Die alte Mätzin kann was! Beim Müller hat sie d' Roß verhext, beim Marxbaur d' Milch, wie roter Maderi läuft die aus den Eutern, bei jeder Kuh gleich.

Der alt Klopfer kann sich nimmer kampeln! Jedesmal wenn er sich durchs Haar fahren will, löst sich von sein'm Kamm a Stück. Schon sein ganzes Leben lang hat er den gleichen Kamm und jetzt auf einmal ...

Die alte Mätzin kann was ... die alte Mätzin isch a Hex.

Beim Bobbenbauer hat sich 's Wasser im Brunnen verlaufen, sie können schöpfen wie sie wollen, kein Maul voll bringens rauf!

Beim Schuler traut sich der Hund nicht mehr ins Haus.

Beim Herrn Pfarrer selber, sein Birnbaum hat mitten im Winter 's Blühen angfangen ...

Wer sonst? Nur die alt Mätzin kann schuld sein.

Beim Gorimann kommt a Kind auf d' Welt. Schon elfmal war dies der Fall. Sonst stand 's Goriwei am dritten Tag auf und diesmal? Kein drandenken, sie liegt heut noch, heut, nach drei Wochen.

Nie war im Dorf etwas, nie gab es Anlaß zu Klagen, wer anders, die alt Mätzin, nur die alt Mätzin.

„Heiliger Sebastian!", „Bitt für uns!", „Heiliger Fabian!", „Bitt für uns!" ... G'steckt voll ist die Kirche. „Heiliger Kosmas und Damian!", „Bittet für uns!" ... Kein Platz wär zu kriegen ... nur ein Stuhl??? Die Wetterkerze ist an ihm angebracht und drin kniet, ganz allein, in dem Kirchenstuhl, die alte Mätzin ...

Steht nicht ein Heiliger auf und haut sie nieder? Steigt nicht der Herrgott selber runter und wirft sie aus sein'm Haus?

Der Mesmerhansenbalthus liest die Litanei .. „Alle Heiligen Gottes!" Nichts rührt sich ... „Alle Heiligen Gottes???" Keine Seele gibt an ... „Alle Heiligen Gottes?" Die Kirchenwände rufen es wieder ... aber kein Mensch antwortet. Der Balthus dreht sich um? Nicht nach dem Altar an dem sich das Mysterium der Menschwerdung vollzieht gehen die Blicke und Gedanken der Beter, alles reckt sich nach dem Stuhl an dem die Wetterkerze brennt, in dem die alte Mätzin stehend ihren bloßen Finger an der brennenden Kerze entzündet um dann mit diesem ihren Wachsstock anzubrennen! Eben bläst sie, als ob das so sein müßte, den Finger wieder aus, so wie andere einen Kienspan ausblasen ... Jetzt horcht sie auf? Hört wohl den Nachklang des „Alle Heiligen Gottes" und plärrt ganz allein „Bittet für uns".

„Alle Heiligen Witwen und Waisen!" Der Mätzin ihr Wachsstock brennt, es ist kein Grund mehr zu schauen ... fromm antwortet die Menge: „Bittet für uns."

Hinten, unter der Porkirche, steht der Hansorglwaschl. „Herrgott", meint der zum Stofflverl hin, „dera müßt man's austreiben, so epas in der Gmoa, it nur auf der Welt, auch d' Seligkeit nimmt ein'm so eine."

Mit dem Weihwasserwedel gibt der Pfarrer den Segen. Hätt ein Mensch sehen sollen, wie sich die Mätzin duckt hat ... als ob einer mit'm Ochsenfiesel auf sie neig'haut hätt.

Eng buckelt sich das Haus vom Mätz an die Freithofmauer. Ja direkt geht a Türl vom Freithof in den Mätzenhof. Die alt Mätzin harpft aus der Kirche, zwischen den Gräbern häuft sich der Schnee, wie sie nun zum Türl kommt ... geht dies von allein auf, der Ministrant hat's vom Sakristeifenster aus g'sehn.

Faul lauft das Bier aus dem Wechsel. Der Kirchenwirt schenkt ein. Was kann man machen, es lauft schon drei Tage! Die Zeiten sind teuer, das Land liegt in Not. Kein Krieg, ja nicht einmal Händel, die Leben ins Dorf brächten. Die Herrschaft seit Jahren nicht im Schlosse, ihre Rechte fast alle ans Kloster verpfändet, treibt sie sich irgendwo in der Welt rum ... Der Vogt macht die noch ledigen Geschäfte und der, der trinkt Wein! Wein, den die Bauern nur dem Namen nach kennen, erst gestern brachten die Klosterknechte wieder ein ganzes Faß voll ... wohl aus Tirol, oder gar von noch weiter her.

Der Gorimann sitzt da und ein Hausierer. Vor sie stellt der Wirt die Bitsche ... der Hausierer erzählt, von den geschundenen Bauern im Schwäbischen und vom Krieg in Hyspanien und vom guten Kaiser in Augsburg, der den verfluchten Fuggern einen schweren Batzen Geld gekostet, und er redet vom Pfarrer in Beuren, der weit und breit bekannt ist und dem Teufel an den Leib rückt und die Hexen drei Tage im Umkreis gebannt hat und der extra vom Papst nach Rom befohlen wurde, damit er ihn von seinem bösen Geiste befreie.

Der Kirchenwirt hat eine Nichte, Monika Apfelreutherin. Sie war lange am Hofe zu Blaubach, lernte dort Sitte und Art. Soll auch alles Schlechte von da mitgebracht haben und kein Mannsbild im Dorfe war mehr sicher und jedes Weib bekreuzte sich, sobald sie sie nur von der Weiten erblickte.

Monika Apfelreutherin war eine Dreißigerin und auch der Gori kam heute nur ihretwegen zum Wirt. Aber sie ließ sich nicht blicken. Sie kümmerte sich nicht, ob der Ofen brannte, oder ob der Gori von der heute erlegten und eben draußen am Spieße sich drehenden Sau ein Stück verlange.

Monika Apfelreutherin war oben in ihrer Kammer. Die große Teigschüssel bis zum Rande mit Wasser gefüllt stand vor ihr, sie besah sich darin und wickelte die biergetränkten Haare von den hölzernen Stäbchen und ordnete sie wohl um die Haube. Keck schaut ein Löckchen aus dem andern raus, so wie sie es wollte! Der Schnürleib drückt sie. Doch sie bindet die Schnur an die Türschnalle und zieht sich noch weiter zusammen, es soll keiner was merken, denn heute, oder nie wieder ...

Gestern, bei der Sauhatz, sah sie der Vogt! Er unterhielt sich mit ihr ... Der Vogt, ein alter Bock, wie sie meinte, aber ohne Weib, ihn gilt es zu fangen ... und dazu war nimmer lang Zeit.

Die Wirtshausstubentür knallt ins Schloß. Stiefeltritte dröhnen, Sporen scheppern auf den Steinplatten. Der Wirt buckelt und grüßt geängstigt, verlegen ... die Ehre, die Gnade, der gestrenge Herr Vogt in seinem Hause, nicht daß er sich bis dato erinnere ... Der Dehm sei doch pünktlich bezahlt, auch sonst der Zehnte, wie der Herr wohl wisse, das Kloster habe ihn gefordert ... doch dies Jahr, der Herr Erzabt habe ihn ihm, aus besonderer Gnade, geruht zu erlassen ...

Der Vogt rückt am Koller ... „Nichts da ...! Nur wegen der Sau, die gestern dem Wirte zufiel!" „Oh, sie drehe sich eben am Spieße, ein Frischling, wohl schon gar ... ob dem Herren gefällig ...?" „Nichts da ...! Nur einmal nachsehn, wie mit dem herrschaftlichen Gut ..." — da geht die Küchentür auf, Monika Apfelreutherin steckt ihren Kopf rein, macht ganz auf, kommt rein ... „Mit Verlaub, der Herr Vogt!" Sie knixt in höfischer Art, so daß ihr Spenzer fast platzt, „der gestrenge Herr Vogt."

Lautlos wispern der Gori und der Hausierer: „Wenn man den Beurer Pfarrer herkommen lassen könnt, vielleicht könnt uns der helfen."

„Der Herr Vogt wollen die Sau probieren und ein Gläslein dazu trinken?" säuselt die Monika und rennt in die Küche, lupft mit der Dirne die Sau vom Spieß, legt sie auf ein Brett. Samt wander tragen's die zwei in die Stube, setzen sie vor dem Vogt auf den Tisch ... das duftet und lockt und singt, das brät und brutzelt und Kringel steigen

Selbstbildnis — Walter Dolch-Amberg

in die Nasen, daß dem Vogt der Saft aus dem Mund läuft ... und gar der Gorimann, seine Augen werden wie Taler und dem Hausierer steigen die Haare in die Höhe, alle treibt es von den Bänken hoch, stehend neigen sie sich zu der Sau hin.

Monika Apfelreutherin läßt ein Messer in ihrer Faust blitzen, schneeweiß glänzt der Holzteller in der Hand der Dirne: ... „Euer Gnaden brauchen nur hinzudeuten ...?"

In beiden Händen hält der Vogt ein Trumm von der Sau. Das Fett lauft ihm durch den Bart, bis endlich der Wirt aus dem Keller den Krug Schnaps bringt ... seine Nase ist jetzt schon rot vom Probieren ... in der Ecke der Gori und der Hausierer kauen gleichfalls an ihrem Sauhaxen, nagen und beißen wie Hunde.

Der Schnaps macht die Runde! Es trinkt die Monika und es trinkt der Vogt ... auch der Gori und der Hausierer werden geladen ... der Wirt saust, um ja nicht zu kurz zu kommen, so lang, bis er naus muß ... Der Vogt verträgt mehr ... jetzt setzt er sich die Monika auf den Schoß ... der Gori liegt bereits unter dem Tisch, der Hausierer schnarcht in seinen eigenen Armen ...

Da klingelt ein Schlitten vorbei, ein zweiter, sie fahren die Straße zum Schloß zu ... „Die Herrschaft?"

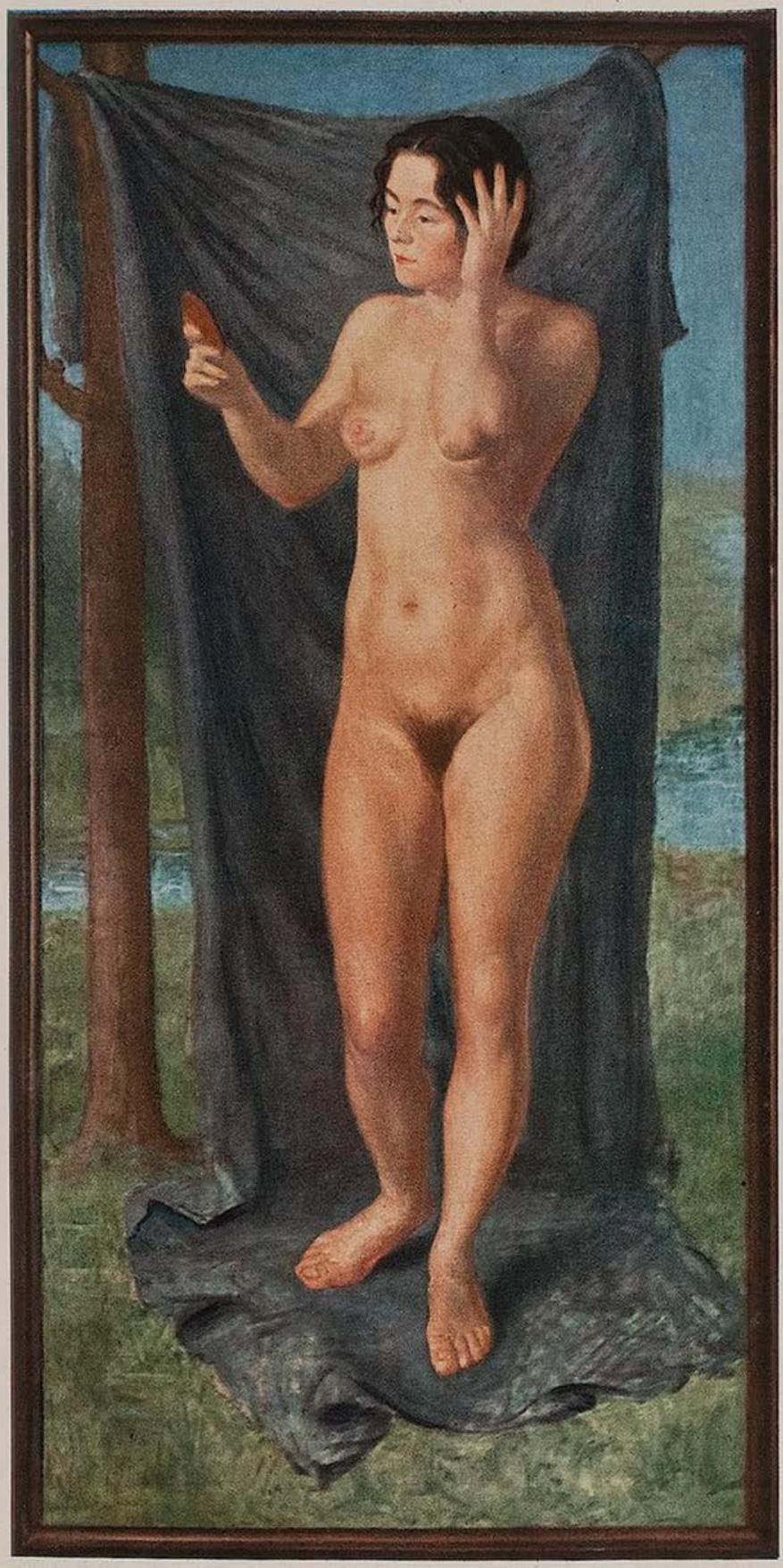
Dem Vogt gibt's einen Riß, er fährt in die Höhe, er torkelt und schüttelt sich ab ... die Monika knöpft an ihrem Spenzer ...

In die Nacht eilt der Vogt, überrennt den sich übergebenden Wirt, vergißt Metze und Fraß, vergißt den herrlichen Schnaps! ... „Die Herrschaft ..."

Vor dem Schlosse halten zwei Schlitten. Dampfende Gäule vor jedem Gefährt und auf den Deichseln je ein feistes Mönchlein. Der Herr Erzabt und der Pfarrer von Beuren und der Pfleger und der Schreibknecht seien im Schlosse ...

Den Vogt überlauft's kalt! Die Hexenbanner im Dorfe ... Alte Mätzin, deine Ruhe ist fort ... wie lange schon ist das Loch im Schlosse nicht mehr gelüftet, das Stroh darin wohl längst verfault ... dem Vogt graut es bei dem Gedanken ...

Und nun soll er berichten, mitten in der Nacht, so eilig hat es der Erzabt ... ja, er wisse wohl, sie zünde das Licht mit dem nackten Finger, sie verdrehe die Haare der Rosse, die Milch sei zu Maderi verhext und auch der Baum im Garten des Pfarrers ... der Hund vom Schuler, der Brunnen vom Bobb, der Kamm vom Klopfer, allerdings, dem Klopfer sei wenig zu trauen, aber die Freithoftür öffne sich von selber, wenn sie komme und sein Knecht sei ihr begegnet, da habe sie



Akt — Oswald Malura

verschüchtert den Besen aus der Hand in eine Ecke gelehnt und sei eilig davon geharpft ... „gesprungen!" verbessert ihn der Erzabt ... „gesprungen!" wiederholt gehorsam der Vogt.

Der Pfleger diktiert und der Gänsekiel lauft über das Pergament. „Und sie sei auch gesegneten Lei ...", der Erzabt wußt dies zu berichten, er verschluckte verschämt, daß sowas in seinem Bereiche nur möglich, die letzte Silbe. Der Vogt wußte dazu nichts zu erinnern. Die alte Mätzin, ist doch bestimmt über achtzig, und die gesegneten Leibes ... wenn es die Herren so wissen, dem Vogt ging es nicht in den Sinn.

Nun kam die Arbeit des Beurener Pfarrers. Bis der Morgen graute, dauerte sein Exorzismus. Drei Tage im Umkreis segnet er die Gegend und bannt alles Böse und gibt dem Schreibknecht genau die Figura der Inkulpantin. Der Vogt gibt seinem Rausch Schuld. Immer wieder, ganz die Person der Apfelreutherin, und als der Pfarrer die Harfarb nicht wußte, half ihm eilig der Erzabt über den Berg: „Rot wie Malvasier."

„Rot wie Malvasier?" Die Haare der Mätzin? dem Vogt wird es schwindlig ... vielleicht doch, unter dem Kopftuch ...

Während vorne, hofiert von dem noch immer besoffenen Wirte, ein Mönch das Kirchenwirtshaus verließ, schlich sich durch die hintere Türe eine vermummte Gestalt. Sie hatte eben geschworen, sofort Haus und Bereich zu verlassen und überlegte nicht lange wohin ... um die Ecke, die Freithofstaffeln hinauf, zwischen den Gräbern zum Türl in den Hof der Mätzin. Alte Weiber schlafen nicht schwer ... „Mätzin!" haucht es in die Nacht ... „Ja." Ihr Kopf zeigt sich am Fenster ... „Du bist es, Monika ...?"

Vorsichtig öffnet sich die Haustüre. Die Monika schlüpft hinein. Aus dem Kamin holt die Mätzin den Wind, stellt ihn auf den Herd ... der pfoost und bläst, bis das Feuer wieder lodert ... „und etz gehst naus und laßt niemand herein!" Der Wind schlüpft durch das Schlüsselloch und heult an der Hausecke ...

„So, da setz dich her, und red!" D' Monika erzählt, schaut verwundert auf, als d' Mätzin ein brennendes Scheit vom Herd sich unter die Füße legt ... „Wenn man älter wird, friert's einem gern!" ...

D'Monika zieht einen Zugbeutel aus ihrem Spenzer ... „Könnt ich nicht an Schnürleib aufmachen?" fragt sie noch und löst schon die Schnur ... die Spenzerknöpfe bringt sie jetzt nicht mehr zu ... Der Zugbeutel ist voller Goldstücke. Schön ist darauf, im Kloster haben sie ja auch Münzrecht, das Bild des Erzabtes, mit langer wallender Perücke geprägt.

D' Mätzin mustert die Moni, „ja bei mir, erfahren tut niemand was, und ins Haus kommt nur der, den ich rein lass' ..." Die beiden wurden sich einig, teilten den Beutel, einen ich, einen du, ging es eine ganze Zeit lang, bis da zwei Häufchen Gold auf dem Herdrand lagen ...

Es dauerte lange, bis die Mätzin den Wind wieder rein rief. Die Monika lag schon im Bett, sie selber mußte noch eine ganze Weile ihr Sprüchlein sprechen, bis es, endlich, ein Uhr schlug und, vom Freithof rüber, sich ein großer schwarzer Schatten auf ihr Haus legte ...

HIRTENLIED

Von L. E. von Reppert-Rauten

Durch den Bergwald schwingt ein heller Ton. Gleich einem Lichtstreif zerteilt er die stille, dunkelgrüne Dämmerung der Bäume.

Ein Mensch lehnt lauschend an einer riesenhaften Buche. Sein linker Arm ist fest gegen den glatten, grauen Stamm gestützt. Über der rechten Schulter hängt eine Jagdbüchse, der kurze Fellrock ist weit geöffnet. Unter der schiefsitzenden Tuchkappe hervor sticht eine blonde Haarsträhne quer über die breite Stirn. Von Zeit zu Zeit verhält er den vom Steigen beschleunigten Atem und dreht den Kopf ein wenig zur Seite; sein Mund ist dabei leicht geöffnet.

Der hohe erregende Ton über dem Walde ist tiefer, beruhigter geworden. Er fällt um eine Oktave, steigt, fällt aufs Neue. Die Tonfarben wechseln in gleichmäßiger Folge — eine kleine naturnahe Melodie ist entstanden.

Der horchende Mensch setzt seinen Weg aufwärts durch den steilen Wald fort, müht sich durch das Gestrüpp von Ranken und Büschen. Vom Wehen des Bergwindes hin und her getragen, lockt sehnsüchtig aus der Ferne die auf und nieder gleitende Melodie. Leise, mit keuchendem Atem pfeift der steigende Jäger die wenigen Töne mit und bringt dadurch ungewollt einen anstrengenden Takt in seinen Schritt.

Nach einiger Zeit erreicht er die Baumgrenze und während er erwartungsvoll auf einen freien Hang hinaustritt, verstummt das Lied.

Feierliche, gottesnahe Stille liegt über dem besonnten Bergrücken. Der flüchtige Schatten eines sich über die Rundung der Halde schwingenden Raubvogels schwebt im Rhythmus der entflohenen Melodie weich vorüber. Die schußgewohnte Hand greift kurz an die Büchse und indem der Jäger, gespannt und ein wenig ärgerlich schräg den freien Hang emporklimmt, setzt dicht über ihm, zum Greifen nahe, der Gesang eines Mannes ein. Es ist ein trauriges Singen, das aus einer rauhen, flehenden Kehle kommt; es hat nichts mit der sehnsuchtssüßen, hellen Melodie zu tun, die mit dem Schatten des Raubvogels entglitt.

Der Jäger hält im Steigen inne. Lächelnd, mit erstauntem Spott in den Augen, schüttelt er seinen eckigen Kopf und weiß:

„Hier geht es um ein Weib! Doch hast auch dein Lied bei dir „Vargo" das sitzt im Büchsenlauf ..."

Er folgt der Stimme und gelangt an eine weite, sanfte Mulde, in deren Grunde, einen guten Steinwurf von ihm entfernt, eine Hütte liegt. Vor der Hütte hockt singend ein Soldat in abgerissener brauner Uniform. Neben ihm auf der Erde liegt lang ausgestreckt ein Mädchen, dessen bronzefarbene Arme unter dem schwarzlockigen Kopf verschränkt sind.

Vargo pfeift durch die Zähne. Jetzt bemerkt ihn der Soldat und bricht seinen Gesang jäh ab.

„Singe!" ruft die Ruhende, unwillig mit einem Fuß gegen den Boden schlagend — und der Soldat singt. Seine Augen verfolgen argwöhnisch den herankommenden Jäger.

Als Vargo nur noch wenige Schritte von der steinernen Hütte entfernt ist, fühlt er, wie das noch junge Mädchen, ohne sich zu rühren, aus halbgeschlossenen Lidern zu ihm aufblickt. „Wer bist du?" fragt jetzt der Soldat mitten aus seinem traurigen Gesang heraus.

„Der Jäger Vargo."

„Was jagst du?"

„Wölfe."

Der Soldat grinst spöttisch: „Wo sind sie?"

Eine umfassende Handbewegung des Jägers als Antwort.

„Singe!" befiehlt die ungeduldige Stimme abermals zornig. „Singe!"

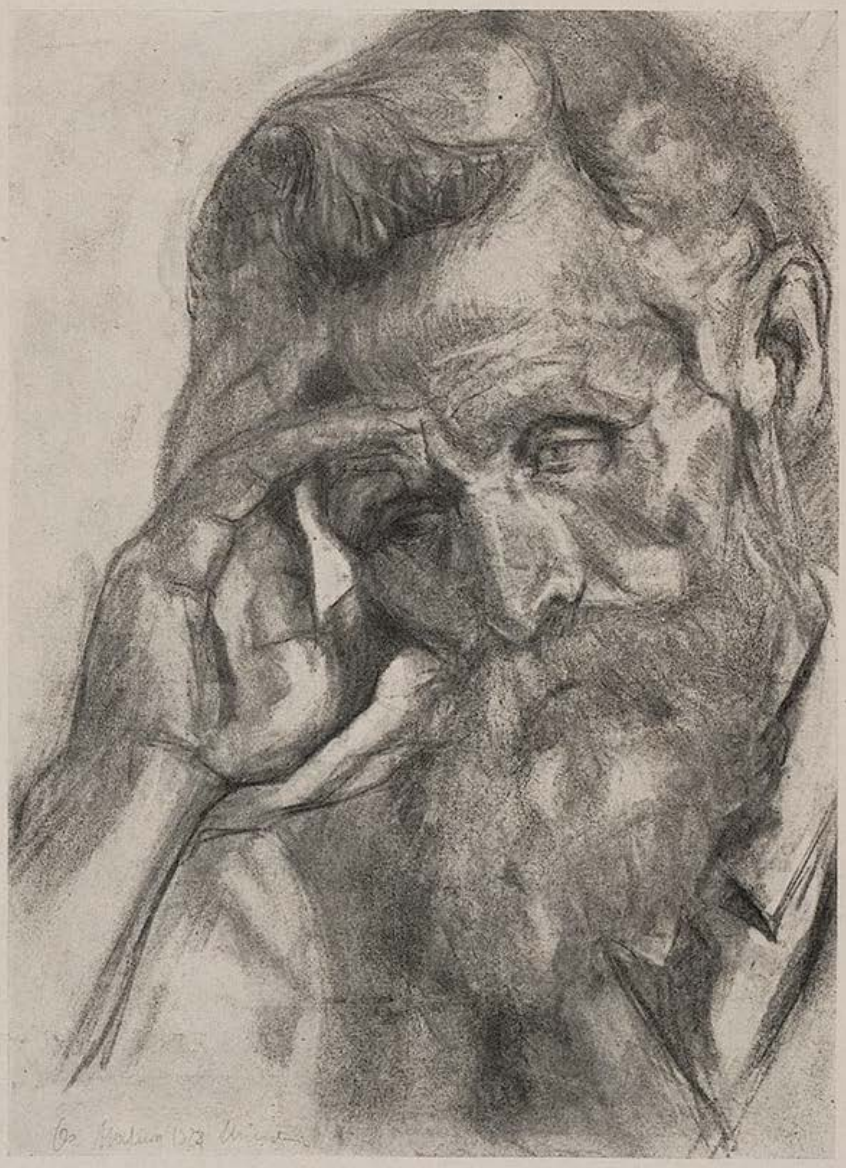
Und wieder beginnt der Soldat zu singen. Sein Mund ist ganz schief gezogen vor sklavischer Qual und seine lederharten Hände zittern. Sie schweigen. Vargo hat sich neben das liegende Weib gesetzt.

Langsam sinkt die Sonne hinter den glühenden Bergzacken; in der Tiefe verschwimmt die Ebene im Dunst der Ferne.

„Wie heißt du?" fragt der Jäger schließlich.

„Corinna" antwortet sie gedehnt und fragt nach einer Weile zurück: „Wann wirst du mir den Wolf bringen?"

„Sobald du mir etwas versprichst ..." flüstert Vargo erregt.



Studie — Oswald Malura

Im Pirëus — Richard Seewald

„Ich verspreche etwas ... vielleicht ..."

„Und er?" Vargo zeigt auf den Rücken des schiefen, singenden Soldaten.

Ein Achselzucken als Antwort.

Vargo greift heftig nach Corinnas Hand. Seine starken Zähne graben sich in die Unterlippe; Corinna gibt den Druck seiner Hand stumm zurück. Ihre Augen öffnen sich für Sekunden weit und glühend. Jetzt sieht sich der Soldat um. Sein Gesicht trägt den Ausdruck eines Vergessenen — und er ist auch so gut wie vergessen auf seinem einsamen Gebirgsposten, vom letzten Kriege her ein Restchen Wachsamkeit.

„Wölfe, sagst du?" wendet er sich mit steifen Hohn an den Jäger. „Du siehst nicht so aus."

Vargo lacht und sieht Corinna an. In diesem Augenblick ertönt in der Ferne wiederum die sehnsüchtig lockende Melodie. Feiner, fröhlicher, kunstvoller noch als zuvor. Über das Gesicht Corinnas spielt ein unterwürfiges Lächeln und verlischt leise, zärtlich und ängstlich im Schatten des sinkenden Abends.

Der Soldat blickt starr und verzweifelt in die Ferne. Der Jäger forscht unsicher und eifersüchtig in Corinnas Zügen.

„Wann bringst du mir den Wolf?" stößt sie unvermittelt hastig hervor und springt auf.

„Morgen", gibt Vargo zurück, indem er sie fest beim Arm packt.

„Morgen — und du, morgen ...?"

„Bringe erst den Wolf", lacht Corinna und reißt sich los. Ohne den armen Soldaten, der flehend zu ihr sieht, eines Blickes zu würdigen, läuft sie eilig durch die Bergmulde davon. Kurz ehe sie hinter der Höhe verschwindet, winkt sie dem Jäger noch einmal und ruft: „Morgen!" — —

Vargo macht sich in der Hütte sein Lager, und der Soldat schweigt verbissen auf alle seine Fragen. Noch in der Nacht bricht der Jäger zur Wolfsjagd auf, und am Morgen zerwühlt ein Schuß die Stille der Bergwände. Gegen Mittag kommt er mit einem starken Wolf zurück. Er findet Corinna und den singenden Soldaten wie am Tage zuvor.

„Also du hast ihn wirklich?" sagt Corinna nur. Ihre Stimme klingt kalt und gleichgültig. Schweigend zieht Vargo das Fell des Raubtieres ab. Der Soldat singt, Corinna sitzt stumm und lauschend dabei. Bisweilen nur greift sie kurz und hart in den Wolfspelz und gibt Vargo einen Stoß.

Nach einigen Stunden liegt das abgezogene Fell zu ihren Füßen. Wachsende Spannung zwischen den drei Menschen. Der Soldat hat eine giftige Bemerkung auf der Zunge. Corinna spielt sinnend mit der Hand an den Wolfsohren. Vargo reinigt sein Messer in der Erde — und wieder schwebt die hohe Melodie der Hirtenflöte über die Berghalden. Kommt näher. Schafe blöken. Eine Herde mit langen silbernen Fellen fließt langsam den Muldenhang herab. Die Schafe schnauben, als sie den Wolf wittern. Die riesigen Wachhunde sträuben die Haare und umkurren den Jäger. Der Hirt im weißen Hirtenkleid mit breit bestickten Gürtel, schreitet seine Melodie spielend gemächlich näher. Er ist groß, hell und offen. An seinem Gürtel hängt ein gebogenes Messer.

Unruhig läutet die Glocke des Leitschafes. Corinna hockt zwischen den Männern und blickt bewegungslos dem Hirten entgegen.

Stille ... Die Schafe legen sich zur Ruhe. Niemand spricht. Langsam erhebt sich Corinna, tritt zu dem Hirten und umschlingt ihn mit den Armen. Der Jäger bebt innerlich vor Wut und Enttäuschung; seine Hand krampft sich um die Büchse.

Doch der Hirt beginnt leise und weich wieder auf seiner Flöte zu spielen und wandert, ohne sich umzublicken, mit Corinna langsam abwärts dem Walde zu.

Der Soldat starrt in die Ferne — die Heimat. Vargo hat sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt.

Leise verklingen die hellen Töne der Melodie im Abendwind der Berge ...

Ehe-Mathematik

Von Wilhelm Weldin

Die tragische Geschichte der Ehe des Pantaleon Sparinger ist gekennzeichnet durch den Mangel aller durch viele Jahrtausende hindurch bestens bewährter Konfliktmöglichkeiten. Es fehlen in ihr die Hausfreunde, die Seitensprünge, die Eifersuchtsszenen, es fehlen mit einem Wort alle jene hinreichend dramatischen Geschehnisse der Ehe von einst und sie erscheinen im Vergleich zu der Geschichte des Pantaleon Sparinger wie liebliche Kinderspiele von der Art des „Vater leih' mir die Scher'!" und ähnlicher harmloser Versteckensspiele.

Die Ehe des Pantaleon Sparinger ist vielmehr eine ernste mathematische Angelegenheit, eine Sache mit Ziffern, Gleichungen und scharfsinnigen Integralrechnungen.

„Eva", hatte Pantaleon eines Tages gesagt. „Wir kommen mit unserem Geld nicht aus. So geht es nicht weiter. Wir müssen über unsere Ausgaben Rechnung legen. Wir müssen eine Buchhaltung einrichten".

„Pantaleon", sagte Eva mit jenem desinteressierten Wohlwollen, das Frauen so nebensächlichen Dingen wie Geld und Geldverdienen entgegenbringen, „wenn du meinst, daß wir eine Buchhaltung einrichten sollen, so richte eine Buchhaltung ein. Gehen wir übrigens heute ins Kino?"

Pantaleon richtet also eine Buchhaltung ein. Er überlegte drei Tage lang, ob er Rettiche und Krawatten unter einem auf Konto D (Diverse) verbuchen oder ob er den Rettichen ein eigenes Konto eröffnen sollte und er entschloß sich zu einem Mittelweg, derart, daß er die Krawatten auf Konto A (Anschaffungen) und die Rettiche auf Konto V (Verpflegung) verbuchte.

„Eva", sagte er nach einem Monat. „Mit dem Buchen allein ist nichts getan. Wir müssen künftig kalkulieren".

„Pantaleon", sagte Eva. „Wenn mit dem Buchen allein nichts gemacht ist und du meinst, daß wir kalkulieren sollen, so kalkuliere. Was hältst du übrigens von einer Sommerreise?"

„Eine Sommerreise ..." stammelte Pantaleon verwirrt. „Die Idee ist ja nicht so schlecht. Aber wohin soll ich die Reisekosten um Gotteswillen buchen? Ich habe kein Konto R und meine Buchhaltung hat nur 24 Konten, die alle auf etwas anderes lauten. Ich kann eine

Reise nicht auf Konto P (Portospesen) oder auf Konto Z (Zigaretten) buchen! Nein, mein Kind, wir werden nie wieder eine Reise machen können. Und jetzt lasse mich, bitte, ein wenig allein, ich muß kalkulieren".

Und Pantaleon kalkulierte.

Wenn ich das Konto V (Verpflegung) um die Hälfte entlaste — kalkulierte Pantaleon —, so kann ich das Konto VE (Vergnügen) um das Doppelte erhöhen. Wenn ich aber in dem gleichen Monat das Konto A mit einem neuen Hut belaste, so wird praktisch nichts erspart, es sei denn, ich bringe den Hut auf Konto F (Fahrten) und Konto Z (Zigaretten) wieder herein.

Pantaleon nahm einen Bleistift zur Hand und stellte folgende Gleichung auf: Ein Hut = 70 Straßenbahnfahrten = 3 Amalgamplomben = 48 Sardinenbüchsen = 24 Taschentücher = 30 Tuben Brillantine = 50 Liter Milch = 300 Dosen Mattcreme = 120 Kubikmeter Gas = 30 Kilogramm Kohle = 200 Haarspangen.

„Eva", sagte er einige Tage darauf. „Du hast die Wahl zwischen einem neuen Kleid oder zehn Kilo Salami oder drei Bänden Meyers Konversationslexikon oder ein drittel Windhund oder dem Dezimalen Bruchteil 0,000 002 8 einer modernen Schnellfeuerkanone oder — —"

Es war weder der fatale Irrtum, daß Pantaleon eine Flanellhose einem tausendstel Auto gleichsetzte, unter der Voraussetzung, daß die Anschaffung eines Autos durch die Ersparnis von 80.000 und nicht 100.000 Zigaretten möglich wäre, der das endgültige Verhängnis herbeiführte, wenngleich er auch das Budget für ein ganzes halbes Jahr in Unordnung brachte; noch war es die Voraussetzung, daß Pantaleon sich bequem ein Auto leisten konnte, wenn er sich selbst als Person nicht existent machen würde.

Das Ende kam vielmehr, als Pantaleon einmal einen Meldezettel vorgelegt bekam und ihn folgendermaßen ausfüllte:

Pantaleon Sparinger = 20 Liter Milch + 5 Kilogramm Kaffee + 30 Mittagmenues + 600 Zigaretten + 60 Straßenbahnfahrten + Eva Sparinger.

Heute ist Pantaleon damit beschäftigt, den Wert der Privatheilanstalt des Professors Irrtum in Gummistutschern auszurechnen.

AMERIKANA

Viel Arbeit und wenig Kost

In einer amerikanischen Provinzstadt kündigte die Kirchengemeinde den sonntäglichen Gottesdienst in folgender, für amerikanische Rekordfreunde sicherlich verlockender Art an: „Reverend R. Lavell wird am Sonntag in der Methodistenkirche von 11 Uhr vormittags bis 10 Uhr abends sprechen. In diesen elf Stunden wird er einundzwanzig verschiedene Predigten halten und sein Vortrag wird nur ein einziges Mal unterbrochen werden. In dieser Pause, während der die Gemeinde einen Psalm singen wird, wird Rev. R. Lavell — ein Sandwich zu sich nehmen."

Alles um einen Dollar!

In einer Nummer der Chikagoer Daily News fand sich folgende Notiz: „Als die am raschesten wachsende Gemeinde des Landes plant die Stadt Berwyn, die von 5000 Seelen im Jahre 1910 bis auf 65000 im heurigen Jahre angewachsen ist, eine Feier in der Form eines — Dollartages. Die Mitglieder der Ärztegenossenschaft von Berwyn haben beschlossen, an diesem Tage von 8 Uhr früh bis 9 Uhr abends alle etwaigen Geburtshilfen zum Preise von einem Dollar zu leisten. Das führende Leichenbestattungsunternehmen der Stadt hat sich dieser Resolution der Doktoren angeschlossen und wird alle Personen, die an diesem Tage sterben, zum Preise von einem Dollar einbalsamieren." Hoffentlich versäumte es kein Bürger von Berwyn, von diesem zweifellos kulanten Angebote Gebrauch zu machen.

Glückliche Arbeitslose

Eine Stadt ist Mittelwesten (USA.) hat eine strenge Verfügung erlassen, dahingehend, daß nicht mehr Unbefugte in den Besitz der Arbeitslosenunterstützung gelangen können. Die Verordnung sieht so aus: „Alle, die um die Gewährung der Arbeitslosenunterstützung einkommen, haben in Hinkunft die Startschlüssel ihrer Automobile bei der Behörde zu hinterlegen."

Strafe

„Warum ist der lange Bill allein in seiner Zelle zurückgeblieben, während alle anderen in der Kirche sind?"

„Ja, er hat heute einen Wärter mit der Schaufel niedergeschlagen und deshalb darf er zur Strafe nicht im Chor mitsingen!"

F. H. S.

Der Professor

Professor Tinter ist sehr vergeßlich. Kürzlich hat er wieder einmal seinen neuen Schirm bei Einkäufen irgendwo stehen gelassen. Wie er in die Tram einsteigen will, fällt ihm noch rechtzeitig ein, daß er doch einen Schirm gehabt hat als er von zu Hause fortging. Bleibt ihm nichts anderes übrig als in allen Geschäften nachzufragen, in welchen er gewesen ist. Die drei ersten Kaufleute erklärten, daß bei ihnen kein Schirm vergessen worden sei. Im vierten Geschäft findet sich der vermißte Schirm. Drückt Professor Tintinger dem Inhaber anerkennend die Hand: „Sie sind doch der einzige anständige Mensch, alle anderen haben glatt geleugnet!"

Mißverständnis

Der Autofahrer wendet sich an die Bäuerin: „Ich habe ihre Henne überfahren, ich bin aber gerne bereit, sie zu ersetzen!"

Staunt die Bäuerin: Ja mei, können Sie denn Eier legen?"

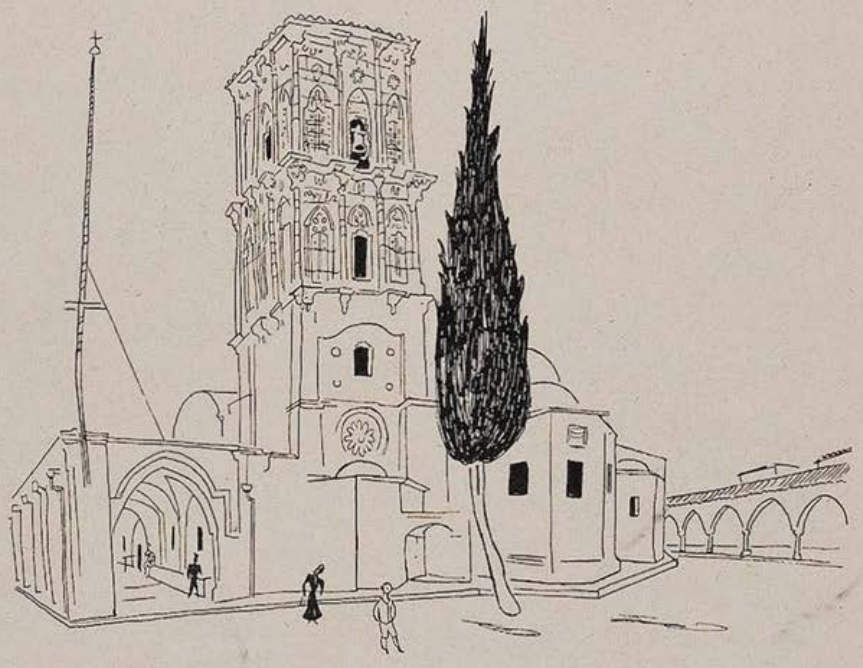
Die Häßliche

„Junger Mann, wie konnten Sie sich nur unterstehen, meine Tochter im Dunkeln zu küssen!"

„Da haben Sie recht! Bei Licht habe ich mir die gleiche Frage gestellt!"

Schwere Sache

Im Wiener Prater geht ein Vater mit seinem kleinen Buben spazieren. Im Gedränge verlieren sie sich. Läuft der kleine Bub heulend zum nächsten Wachmann und schluchzt: „Haben Sie nicht einen Herrn — — ohne mich gesehen?"



Larnaka — Richard Seewald

DICHTER — SPAREN!

Von Wilhelm Lichtenberg

Wir Dichter von heute sind heute — leider Gottes — in eine Sackgasse geraten. Es ist unser Beruf, zu dichten und immerfort zu dichten. Aber wer von uns — he? — könnte leugnen, daß alles, was wir zu sagen haben, schon vor uns — und mindestens ebensoschön — gesagt wurde? Wer? Neues gibt es nicht mehr unter der Sonne der Dichtkunst. Die Liebe in allen Varianten schöpft sich auch einmal aus, die Lyrik hat — vom Sonnenaufgang bis zur Mitternachtssonne — alles Reimenswerte durchpflügt, jedes Theaterstück ist schon einmal durchgefallen, jedes Feuilleton schon einmal nicht gelesen worden.

Wozu also immer wieder dasselbe — nur mit anderen, meist unzulänglichen — Worten schreiben?

Dazu kommt noch die ungeheure Verschwendung an Hirnschmalz, Arbeitsstunden und Material, wie sie in der Literatur leider gang und gäbe ist.

Deshalb sage ich: Sparen, sparen, sparen, Kinder! Die Vorräte strecken! Gewissermaßen rationalisieren.

Natürlich — gedichtet muß werden. Abschaffen will ich die Literatur ja gar nicht. Immerhin ist sie ein volkswirtschaftlicher Faktor, es hungern sehr viele Menschen von ihr. Nur — wie gesagt — die Vorräte strecken. Altes Material wiederverwenden. Mit Sachwerten und Energien geizen.

Kurz, man muß ja nicht alles hinschreiben, was andere schon oft und oft geschrieben haben.

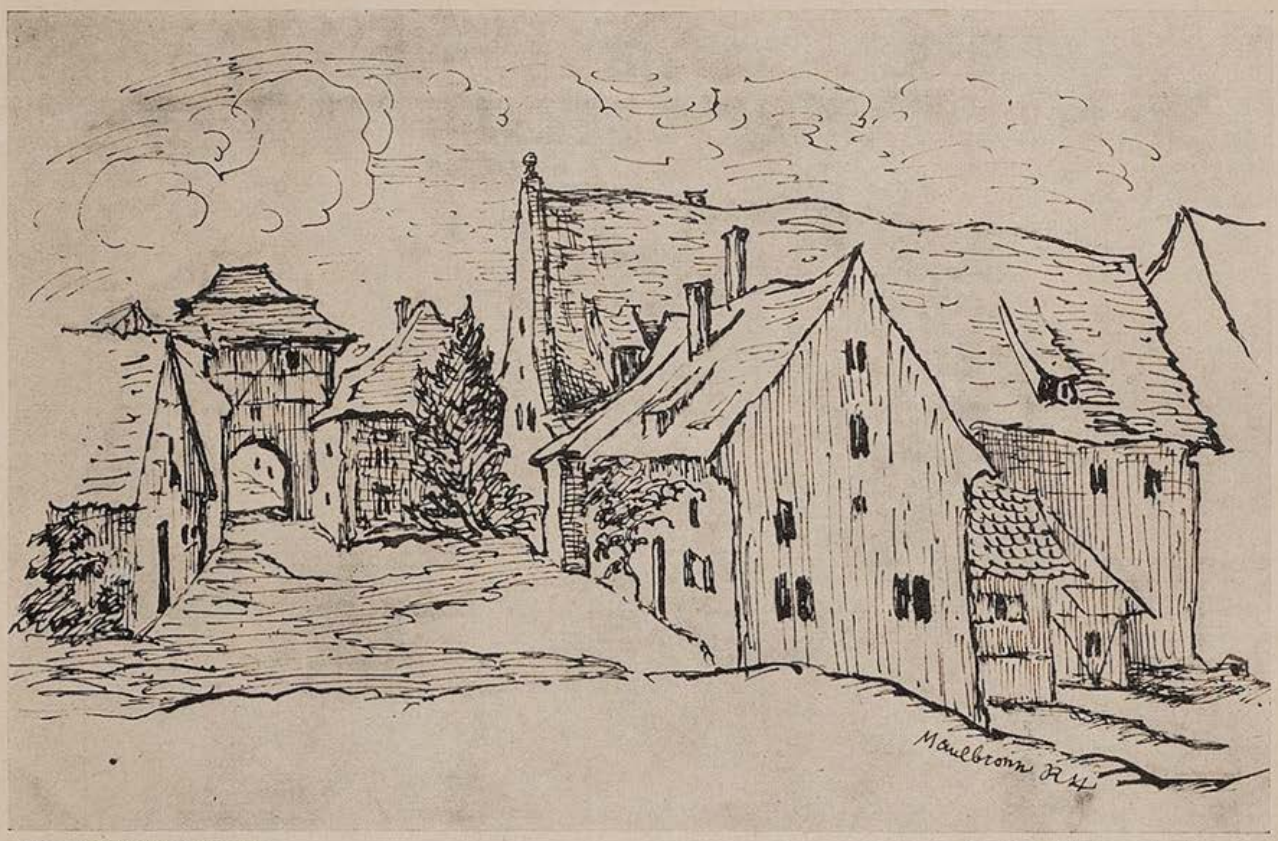
Nehmen wir zum Beispiel die Lyrik — immerhin die materialsparendste Dichtungsart. Was wollen neunzig von hundert Lyrikern sagen? Daß es über allen Gipfeln ruhig ist — nichtwahr? —, daß man über den Wipfeln nicht den Schimmer eines Hauches verspürt und daß wir nur warten sollen, weil wir auch einmal ruhen werden. Und zwar balde. Es ist eine tiefe lyrische Weisheit, die empfindsame Gemüter immer wieder anspornt, sie in Verse zu gießen. Wozu aber? Hat das Goethe nicht schon gesagt, daß man sich damit nicht weiter abmühen muß? Wie? Genügt es nicht, sein Gedicht etwa so zu formen:

Schweigsame Nacht kost um den einsamen Gipfelkranz — — —
Im übrigen — siehe Goethe — „Wanderers Nachtlied" ...
Ruhest du auch.

Der Zweck ist vollkommen erreicht, und man hat ganz ungeheuer an Papier, Tinte, Druckerschwärze etc. gespart. Mit der Zeit machen diese lyrischen Hemmungen ein Vermögen aus, von dem die Dichter unter Umständen leben könnten.

Oder: Was wollen fast alle Romanschreiber sagen? Klar: Daß die Liebe nimmer aufhöret, daß keine Unschuld so verfolgt sein kann, um nicht schließlich doch unter die Motorhaube eines Sechszylinders zu

Donaubrücke — H. Mayrhofer-Passau



Kloster Maulbronn — Rolf v. Hoerschelmann

BRUNNEN IM MÄRZ

Von Heinz Rusch

Wenn das Märzlicht rinnt
Übern Brunnengrund,
Löst dem Schweigenden
Sich der starre Mund.

Wärme taut ihm süß
Das gefrorne Herz,
Wenn der Vogel ruft
Tröstlich durch den März.

Wenn er steigt und quillt,
Hebt sich weltengroß
Aus dem schwarzen Grund
Gottes Auge los.

---

kommen, daß der junge Graf Degrasse ein energisches Kinn und eine sportlich gestählte Gestalt besitzt, daß die böse Intrigantin Fiametta alles aufwendet, um das liebende Paar zu entzweien und daß die jungen, schwergeprüften Leutchen doch noch in den Hafen der Ehe einlaufen, der nur vorübergehend von Sanktionen und Blockade bedroht war.

Hand aufs Herz, Kollegen, das wollen wir doch immer — in zehntausend Varianten allerdings — sagen. Damit füllen wir Millionen Druckseiten voll, überflüssigerweise, weil doch jeder halbwegs routinierte Leser schon nach dreißig Seiten weiß, wo wir hinaus wollen.

Wie überflüssig! Schreiben wir doch in Zukunft unsere Romane so:

1. Kapitel

Im blaugefirnißten Sleeping Car ... (Siehe Dekobra „Madonna im Schlafwagen") ... „Nein", schreit der junge Graf auf und preßt seine Rechte ans Herz ... (Siehe Pitigrilli „Der Keuschheitsgürtel" Seite 38—45).

2. Kapitel

Ein blauer Himmel lachte über den beiden. (Näheres in Allmeders „Rivieratage", Seite 65). Am Abend aber trafen sie sich im Kasino. Und er meinte zur Begrüßung: „Gnädigste ich rufe Ihnen die Worte aus Baumanns entzückendem Roman ‚Vom Spielteufel besessen', Seite 84, ganz unten, zu".

3. bis 44. Kapitel

Siehe überhaupt Hedwig Courths-Mahler, gesammelte Werke.

Ich bitte! Ein ganzer spannender Roman in höchstens zehn Zeilen. Die volkswirtschaftlichen Vorteile sind hier gar nicht auszurechnen. Allein an der Druckerschwärze könnte man so viel sparen, daß sämtlichen Romanautoren davon ein behagliches Leben gesichert wäre.

Oder die Dramatiker! Hand aufs Herz, Kollegen! Neues können wir nicht mehr erfinden! Von dieser Illusion haben wir uns doch schon lange freigemacht. Wir betreiben doch nur mehr eine Schwemme mit zurückgesetzten Stoffen. Wozu also soviel Aufwand, Mühe, Zeit und Geld? Wozu das alles? Wir könnten unsere Stücke in einer knappen Viertelstunde schreiben — wenn wir vernünftig wären — und die Spieldauer eines dreiaktigen Lustspiels etwa müßte nicht mehr als höchstens zehn Minuten währen.

Ich setzte also ein Stück, das nach den neuesten Ersparungsgrundsätzen gebaut ist, hierher:

Erster Akt

Stubenmädchen (tritt auf): Komisch! Meine Gnädige benimmt sich genau so wie Sardous Cyprienne. Aber der Herr wird sie schon wie der Petruchio aus der „Widerspenstigen" in Ordnung bringen. — Alma (tritt auf): Anna! Ich gebe Ihnen jetzt den Auftrag aus Kotzebues

Pächter Feldkümmel. Führen Sie ihn aus. — Erich (tritt auf): Geliebte! Wollen wirs wie in „Goldtaufe" von Labiche machen? — Alma (wehrt sich wie die „Leonore" von Lindau, sinkt Erich aber dann doch mit den Worten der „Fedora" von Sardou in die Arme. — Otto (der Gatte kommt dazu, sieht die beiden in inniger Umarmung und fertigt Erich mit der Szene aus Sudermanns „Ehre" ab). — Vorhang.

Zweiter Akt

Alma hat Ottos Haus verlassen und sich in die Gegend von Bauernfelds „Bürgerlich und romantisch" zurückgezogen. Erich ist ihr nachgereist und macht angestrengte Versuche, sie wieder in seine Arme zu zwingen, wie der Herr von Keller aus Sudermanns „Heimat". Plötzlich ist Otto da und tritt mit den Sätzen des „Veilchenfressers" aus der vierten Szene des zweiten Aktes ins Zimmer. Erich und Otto sprechen sich aus, und zwar in einer Szene, die in Kurt Götz' „Ingeborg" steht. Alma (hört entsetzt zu und ruft plötzlich): Ich schleudere euch die große Tirade aus dem ‚Hüttenbesitzer' ins Gesicht! Otto: So? Dann antworte ich dir mit der Rede des Architekten Ulrich aus Hermann Bahrs „Wienerinnen". Erich (wieder wankelmütig geworden, donnert Otto entgegen): Schweigen Sie! Und im übrigen — Götz von Berlichingen, Ansprache an den kaiserlichen Hauptmann! — Otto (bebend): Das mir? Sie werden mir Genugtuung wie im Hüttenbesitzer geben. Die beiden Männer gehen zu verschiedenen Seiten ab. Alma (bleibt allein zurück und weint die Luise aus „Kabale und Liebe".)

Dritter Akt

Alma (tritt vor den Vorhang): Meine Damen und Herren! Den dritten Akt eines Lustspieles kennen Sie aus unzähligen früheren Werken. Erfahrungsgemäß ist er immer der schwächste und überflüssigste. Daß ich und Otto uns wieder versöhnen, haben Sie sich wohl schon in der großen Pause gedacht, es erübrigt sich daher, Ihnen dieses längst abgedroschene Happy end noch einmal vorzuspielen. Nehmen Sie also an, wir hätten Sie eine weitere halbe Stunde gelangweilt und gehen Sie heim, mit der tröstlichen Versicherung, daß Sie in diesem dritten Akt nicht mehr gesehen hätten, als Sie sich ohnehin denken können, und nur den Vorteil genießen, dreißig Minuten früher in Ihr Café gekommen zu sein. Gute Nacht!

Ich zweifle nicht, daß mein Vorschlag, die Literatur aller Gebiete auf diese Weise zu komprimieren, von allen einschlägigen Faktoren freudigst aufgegriffen werden wird. Vielleicht können Statistiker errechnen, wieviel Volksvermögen auf diese Weise gespart wird. Ich kann nur sagen, daß es grundsätzlich zwecklos ist, sich mit einem Goethe in Konkurrenz einzulassen. Sparen, Dichter, sparen! Denn auch die Rohstoffe des Geistes können nicht so leicht beschafft werden, wie Ihr allgemein annehmt.

Verständlich

„Mein Mann ist ganz unglücklich darüber, daß er soviel Geld für unsere Hochzeit ausgegeben hat. Verstehst du das?"

„Hm. Vielleicht hat er nun nicht mehr genug für die Scheidung."

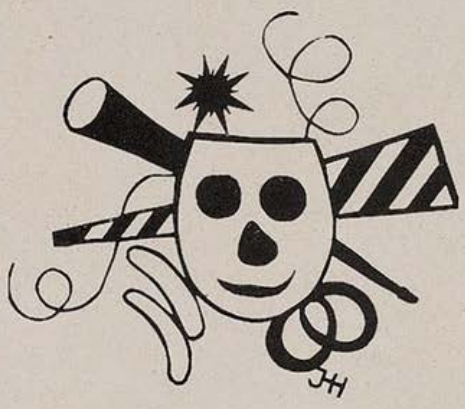
Tonfilme

„Bei der Grundsteinlegung des neuen Kinopalastes sind drei Tonfilme in den Grundstein versenkt worden."

„Eine ausgezeichnete Idee! ... Aber warum bloß drei?" *F. S.*

Mißverständnis

Eine Dame kommt ganz aufgeregt zur Polizei. Frägt der Beamte: „Ja, was fehlt Ihnen denn?" — Dame: „Einen Augenblick, ich habe den Atem verloren!" — Beamter: „Ja können Sie ihn nicht näher beschreiben?"



Vignette J. Hahn

Stimme

„Wie finden Sie die Stimme des Fräulein Else?"

„Überhaupt nicht!"

Der Fund

„Den Brillantring, den ich gestern fand, habe ich heute aufs Fundbüro getragen!"

„Dann war er also nicht echt?"

Rat

„Welches der beiden Mädchen soll ich nun heiraten? Ella ist hübsch und Ursula ist klug!"

„Verzichte auf beide und heirate eine Frau, die zu dir paßt!"

O diese Kundinnen!

Gehilfe: „Frau Piepenbrink beklagt sich, ihre Photographie sei nicht ähnlich."

Photograph: „Nicht ähnlich? Sie sollte dankbar sein!"

VOM ARMEN WÜRSTCHEN

Von Fred Endrikat

„— und wo sind Sie geboren?" fragte der Würstchenmann.
Das Würstchen überlegte eine Weile und sagte dann:
„Mein Geburtsort ist Frankfurt — so viel ich weiß,
weil ich von Hause aus Frankfurter Würstchen heiß."
„Also Frankfurt — hm hm — so so — —
Ja — ist das nun Frankfurt a. M. oder a. d. O.?"
Das Würstchen wurde verlegen und fragte ganz blaß:
„Frankfurt a. M. oder a. d. O. — wie meinen Sie das?"
„Na, das ist doch sehr einfach. — Ordnung muß sein.
Ist das Frankfurt an der Oder — oder Frankfurt am Main?"
Da hat das Würstchen ganz leise gepiept:
„Ich wußte nicht, daß es zweierlei Würstchen gibt.
Ich dachte — Wurscht ist Wurscht — das sei einerlei."
„Nein", brüllte der Wurstmann. „Das ist ja die Schlamperei.
Wie wär es sonst möglich, daß man die Wurst kontrolliere.
Eine jede Wurst braucht ihre Papiere,
über das Was, von Wem und Woher,
ob un- oder geräuchert, wie groß und wie schwer.
Wurscht ist noch lange nicht Wurscht. Bevor man sie frißt,
muß man ganz genau wissen, woher sie ist —
ob von der Oder — oder vom Main.
Bei mir herrscht Ordnung — und Ordnung muß sein."
Da weinte das Würstlein still vor sich hin:
„Ich glaub, daß ich demnach wohl heimatlos bin.
Aber ich will's versuchen, mir einen Schein zu besorgen."
Dann machte es einen Knix — und sagte „Guten Morgen".
Das Würstlein irrte landaus — landein —
vom Main zu der Oder — von der Oder zum Main.
Es fand nirgendwo eine ruhige Stunde,
und endlich ging es mit Glanz vor die Hunde.
Sie brachten das arme Würstchen zur Strecke.
Nun liegt es irgendwo hinter einer Straßenhecke.
Ruhe sanft, armes Würstchen, verstoßen — verdammt.
Wie gut hat's eine Salami —
die weiß, daß sie vom Esel stammt.

FINALE

„Fünf Ringerl — und koa Ring!"

Hegenbarth

„Wat, Sie woll'n hier fachsimpeln? Von meiner Arbeit haben Sie ja keine Ahnung."
„Na na, langsam, Junge, — ich bin Zahnarzt!"

Fremdenverkehrswerbung in Neu-Mexiko

Das Dorado-Hotel in Neu-Mexiko preist sich in seinem Prospekt folgendermaßen an: „Privatbadezimmer, fließendes Wasser in allen Räumen, kein Wisky, keine liederlichen Charaktere, sehr wenig Kaufleute und überhaupt keine Hunde ..."

Das Büro

Hamm kommt nach Wien.

Um mit seinem Geschäftsfreund Pomeisl eine größere Transaktion zu besprechen.

Gleich nach der Ankunft klingelt er Pomeisls Büro an.

„Hallo — hier Hamm ... Tag, Herr Pomeisl!"

„Jessas na, der Hamm is aa wieder amal in Wean, na so was ... Jo, jo — sag'n S' ma nur, was führt denn Ihna daher?"

„Wann haben Sie Zeit für mich, Herr Pomeisl?"

„Zeit? Für Ihna! Allerweil — da gibt's do gar ka Frag net erst — alsdann, außer mit de tiafen Tön, was gibt's?"

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen — dringend zu sprechen, Herr Pomeisl!"

„G'schäftlich oder privat?"

„Geschäftlich natürlich!"

„No — dann kommen S' halt zum Schwarzen ins Café Edison!"

H. B. K.

Der Eierkuchen

Frau Schmitz hatte Eierkuchen gebacken. Ungenießbares Zeug. Herr Schmitz hatte sie wütend zum Fenster hinausgeworfen, zog seinen Rock an und machte sich auf den Weg zum Restaurant. Unten hielt ihn der Hauswirt an:

„Herr Schmitz, sagen Sie doch mal Ihrer Frau, sie soll nicht dauernd Linoleum zum Fenster hinunterschmeißen!"

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt — was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.

112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.

Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

Scherenschnittchen

Das ereignete sich vor einiger Zeit in einer Wiener Mittelschule.

Stand ein Junge während der Pause in einem stillen Winkel des Korridors und kritzelte an die Wand:

„Der Her Proffesor ist ein Esel deßhalb kan er mich — —"

Die Fortsetzung ist in jeder besseren Goethe-Ausgabe nachzulesen.

In diesem Augenblick bog der Deutschprofessor Pivorka um die Ecke des Korridors, blieb stehen, sah dem Jungen zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte ihm verweisend:

„Was soll das heißen?"

„Ich — ich — bitt schön, Herr Professor —" stotterte der Junge schreckensstarr.

„In welche Klasse gehst du?"

„In — in — die Ia — ich bitt schön —"

„Unglaublich!" las Professor Pivorka empört die Stilübung und schaute den ertappten Sünder strafend an. „In die Ia ... Da hast du Professor Haberkorn in Deutsch und machst in einer ganz einfachen konklusiven Satzverbindung, abgesehen von der fehlenden Interpunktion, fünf Fehler? ... Junge, Junge, das dürfte, wenn du mein Schüler wärest, nicht vorkommen!"

Sprach's und ging kopfschüttelnd weiter.

H. K. B.

Die gute alte Dame

Bettler: „Meine Dame, ich bin von weither gewandert, nur um Sie zu sehen. Man sagte mir, Sie wären so gut zu armen Leuten."

Die alte Dame: „Wirklich? Und werden Sie nun den ganzen Weg wieder zurückgehen?"

Bettler: „Ja, meine Dame."

Die alte Dame: „Gut dann sagen Sie zu Hause, das Gerücht über mich wäre falsch. Guten Morgen!"

Pädagogik

Lehrer: „Wenn du immer recht nett und höflich gegen deine Spielkameraden bist, Emil Ritter, was wird die Folge sein?"

Emil: „Daß sie mich verhauen"

Eben deshalb

Sie: „Wohin wir auch gehen, immer geschieht es zu Fuß. Ehe wir heirateten, warst du nobler; du riefst immer gleich ein Auto an."

Er: „Ganz recht! Deshalb eben müssen wir jetzt zu Fuß gehen."

Freundinnen sind boshaft

Doris: „Während ich mit ihm sprach, riß der Elende dreimal den Mund auf und gähnte!"

Gerda: „Bist du dessen gewiß?"

Doris: „Wieso?"

Gerda: „Nun, vielleicht machte er nur einen Versuch, etwas zu sagen."

Unterricht

Lehrer: „Das Kamel kann acht Tage ohne Wasser fertig werden. Das können wir nicht."

Karlchen: „Ich könnte es, Herr Lehrer. Aber meine Mutti läßt es nicht zu."

Eben deshalb

„Als Automobilist ist man allein auf seine eigene Intelligenz angewiesen. Es ist etwas ganz anderes als das Fahren mit Pferden, von denen man immer abhängig bleibt."

„Ganz recht! Das ist der Hauptgrund, weshalb ich das Pferd für sicherer halte."

Mißverständnis

Der Geistliche beginnt den Eheschein für die Neuvermählten auszustellen. Im Ungewissen über den Tag, fragt er: „Nicht wahr, es ist heute der fünfte?" — „Wie kommen Sie darauf?!" fährt die junge Frau empört auf. „Es ist erst mein dritter!"

Übersehen

Mutter (streng): „Hier im Schrank lagen zwei Äpfel, und jetzt liegt einer da! Wie kommt das, Fritz?"

Fritz: „Den zweiten hab' ich nicht gesehen, Mutti; es war so dunkel."

So ist es

„Ehe ihr Männer dreißig seid, verliebt ihr euch in jedes junge Mädel, das ihr ansehet."

„Ja. Und wenn wir über dreißig sind, verlieben wir uns in jedes junge Mädel, das uns ansieht."

Nachdenkliches

„Sagt Bergmann eigentlich immer die Wahrheit oder lügt er nur geschickt?"

„Ich vermute letzteres, denn sonst würden ihm wohl nicht alle glauben."

Vorgebeugt

„Sag, Vater, warum schreiben die Redakteure in den Zeitungen eigentlich immer „wir", wenn sie von sich allein sprechen?"

„Ganz einfach, mein Junge! Wird jemand wütend über den Artikel und möchte den Verfasser verprügeln, dann soll er Angst kriegen, daß es vielleicht zu viele sind."

Freundlich

Gerda: „Als ich heiratete, war mein Mann ganz kurzsichtig."

Dora: Ja, ich weiß."

Gerda: „Du weißt es? Woher denn?"

Dora: „Oh, man sagte es damals allgemein."

Versorgt

Er (nach Hause kommend): „Ist denn nun endlich die Köchinnenfrage gelöst?"

Sie (sehr gut gelaunt): „Gott sei Dank! Vorläufig sind wir für lange Zeit versorgt. Ich habe heute früh zwei gemietet."

Er: „Zwei? Warum denn zwei?"

Sie: „Die eine kommt morgen, die andere in vierzehn Tagen."

Teils-teils

Gast: „Ist das auch wirklich echter Schweizer Käse?"

Kellner: „Zum größten Teil, mein Herr."

Gast: „Zum größten Teil? Was heißt das?"

Kellner: „Die Löcher sind aus der Schweiz und das übrige ist hiesiges Fabrikat."

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene

Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

mit Buchschmuck von Bold

zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Grob

Sie: „Ich mußte beim Arzt die Zunge herausstrecken. Er tat mir direkt weh..."

Er: „Hat der Kerl dir drauf getreten?"

Liebe Jugend

In der vierten Knabenklasse einer bayerischen Volksschule leistete sich ein Schüler in einem Aufsatz über das Thema Rasse folgende Feststellung:

„Wenn Adolf Hitler nicht das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses gemacht hätte, wären wir heute alle Idioten..." Rü.

Willensstärke

„Denke dir, Spitzmann hat geheiratet und das Trinken gänzlich aufgegeben!"

„Nicht möglich, dazu gehört aber eine ungeheure Willenskraft."

„Allerdings — aber die hat seine Frau!"

*

Einem Schotten wurde von einem Amerikaner 5 Pfund für seinen Hund geboten und von einem Engländer 4 Pfund. Er nahm das Anerbieten des Engländers an. Der Amerikaner war darüber natürlich sehr überrascht: „Warum geben Sie denn den Hund um weniger Geld her?" — „Der Hund kann von London zurücklaufen, aber er kann nicht das Atlantische Meer durchschwimmen!" antwortete der Schotte. F. H. S.

„Ach ja, Käthe, überall entdeckt man die Spuren einer schöneren Vergangenheit!"
„Pardon, Lilli, ich bin ein Jahr jünger als du!"

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

BÜCHER

Dorus Kromer: „Die Amerikafahrt“. Verlag L. Staakmann, Leipzig, 1935, 185 S.

Dies ist der von einem Nachkommen herausgegebene Bericht des Schwarzwälder Bauernsohnes Dorus Kromer über seine Abenteuer in Texas und Kalifornien um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Was uns gleichsam abstrakt bekannt war, nämlich, daß die Goldgier den Abschaum Europas in Kalifornien zusammentrieb, und daß alles in allem nicht viel Gutes dabei herauskam — das läßt Kromer konkret miterleben im Alltag der Goldgräber, in Verbrechen, in Angstzuständen vor Dieben und Mördern, in grausigen Szenen von Lynchjustiz. Aber dabei geht unserem biederen Bauernsohn keineswegs der Humor aus; er sieht die Welt auf seine Weise, unbeirrbar und gerade das macht dieses Buch so liebenswert, — der Widerschein der großen Welt in einem derben, einfachen und aufrichtigen Gemüt. Carl Conrad

Hellmuth Lantschner: „Tempo — Parallelschwung“. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin 1936.

Auf nicht ganz 30 Seiten gibt der als Skifahrer und als Ski-Schriftsteller bekannte H. Lantschner ein A-B-C für jeden Skiläufer, der es mit diesem Sport ernst nimmt. Das Wissenswerte über die moderne Ausrüstung, über die Schneeverhältnisse, über die Technik des Skilaufes in Slalom und Christiana und vor allem des Parallelschwunges ist in knapper Form zusammengestellt. Die eigenen Erfahrungen und die bekannter Skigrößen beleben die Ausführungen und können jeden Skifreund zu eigenen Übungen anregen, um so mehr als 12 Bildseiten die Darstellung eindrucksvoll illustrieren. Dr. C. Zimmermann.

Leo Maduschka: „Junger Mensch im Gebirge“. Leben — Schriften — Nachlaß. Gesellschaft alpiner Bücherfreunde, München.

Auf dem Titelblatt dieses Buches erscheint wie eine Vision der Kopf eines jungen Mannes umrahmt von steil sich auftürmenden Gipfeln. In die markanten Gesichtszüge sind die Geheimnisse der Berge gezeichnet. Der halbaufgeschlossene Mund weiß um die abgrundlosen Schluchten, das tiefliegende Auge mißt mit letzter Spannung Weg und Steg, der hinaufführt zur leuchtenden Gipfelherrlichkeit, die gefurchte Stirne verrät, daß die größte Strapaze und die letzte Anstrengung für die Verwirklichung hochgesetzter Ziele aufgeboten wird. Ergriffen blickt man in dieses junge Gesicht, in dem man das ernste Ethos des Bergsteigers verkörpert fühlt.

Diese Ergriffenheit wächst, wenn man das Buch aufschlägt. Zuerst blättert man und läßt den Zyklus von alpinen Bildern aus der Nähe und Ferne vorübergleiten und fühlt sich so in den Zauber der Bergwelt versetzt, in der Leo Maduschka heimisch war. Dieser Grundakkord wird verstärkt durch Gedichte, die durch Rhythmus und Gedankeninhalt den inneren, seelischen Takt des ringenden und reifenden Menschen charakterisieren. Dazu klingt die Melodie reich und voll aus den Tagebuchblättern. Mit dem Allegro der ersten Jugend beginnt in den Heimatbergen die Bergluft ihren ersten Reiz zu zeigen. Dann weitet sich der Blick und in zäher, ununterbrochener Arbeit gelingt die Ersteigung Gipfel für Gipfel, bis keine Wand steil genug ist, um nicht durch sicheren Griff und festen Tritt erklettert zu werden. Dem Fortissimo dieser harten, zähen Arbeit an steilsten Bergwänden folgt ein Piano von beschwingten Skifahrten in leuchtender Winterpracht. Wie ein Andante wirken die Ausführungen über das Wesen des Bergsteigens als romantische Lebensform. Erlebnisse und Erfahrungen werden zu Anschauungen verdichtet, weiten sich zu psychologischen und künstlerischen Erkenntnissen, die ahnen lassen, auf welche geistige Höhen der Weg diesen Menschen geführt hätte, wenn nicht ein tragisches Geschick ihn auf der Höhe seiner bergsteigerischen Leistung und am Anfang seiner geistigen Höhenentwicklung die Vollendung auf dieser Bahn versagt hätte.

Von diesem unfaßbaren Tod, von seinem Leben und seinem Charakter erzählen mit wehem Herzen drei Freunde. Es ist ein Vorwort und ein Epilog zugleich; denn nach der Lektüre der Tagebuchblätter liest man nochmals diesen Nachruf und dabei wird das Bild dieses heldenhaften, ringenden und reifenden Menschen nochmals lebendig und bleibt für den Leser unvergeßlich.

Prof. Zimmermann.

Eric F. D. Wells: „Mit Löwen auf Du“. Engelhorn-Verlag, Stuttgart, 1935, 157 S.

Eric F. D. Wells legt einen Bericht über seine Erlebnisse mit Löwen vor. Langjähriger Umgang mit diesen Tieren in Gefangenschaft und Freiheit ermöglichte ihm ein eingehendes Studium der Gewohnheiten des Löwen und seines Charakters — die Methode: behutsame Anbahnung einer Freundschaft. Wenn Wells im Freien einer Löwenschar begegnete, ging er hin und spielte mit den Tieren, oft, wenn ihm eine der 500pfündigen Bestien aus reiner Freundschaft die Pranke auf die Schultern legte, fiel er hin — aber niemals (bis heute) stieß ihm irgend etwas zu. Sein ungewöhnliches Buch ist die Geschichte dieser Freundschaft mit Löwen, unterstützt durch dokumentarische Fotos; die Quintessenz seiner Erfahrung, in eine Formel gebracht, heißt etwa: Der Löwe, wenn er aus den Flegeljahren heraus ist, greift ohne triftigen Grund keinen Menschen an — vorausgesetzt, daß der Mensch weiß, was für den Löwen ein „triftiger“ Grund sein kann. Und das scheint uns nicht immer leicht zu sein... Wer möchte es, wie Wells, darauf ankommen lassen? Carl Conrad

Hellmuth Lantschner: „Spuren zum Kampf“. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin 1936.

Es gibt wohl kaum ein zweites Buch über den Skisport und Skisportkampf, das man in einem Zug mit gespannter Aufmerksamkeit als das vorliegende liest. Angefangen vom Training mit seiner Technik im Biegen und Springen, im Wenden und Bremsen sind alle Etappen von Slalom und Sprungfahrt von der Silvaplana — auf der Corviglia-Bahn — auf der Muottas Muraigl-Abfahrt, wie der Wettkampf auf Coppa Doso del Duce bis zu den Abfahrten der Parsenn- und Dorftälibahn mit jener echten Begeisterung des Sportsmannes dargestellt, dem das Überwinden der schwersten Hindernisse volles starkes Leben bedeutet. Der Olympiawinter in unseren Bergen wird allen Sportbegeisterten in der Lektüre dieses Buches ein helles Echo erklingen lassen. Es ist die beste Vorbereitung für den Zuschauer oder die beste Ergänzung nach dem Sportskampf in Garmisch, dieses Buch mit seinen tiefen Erfahrungen und Erlebnissen des Skisportes wiederholt zu lesen. Das Schicksal, das den Autor an der Teilnahme an den Olympiakämpfen verhindert, berührt tragisch, aber die Anerkennung seiner Meisterschaft wird durch den Gehalt dieses Buches in weiteste Kreise getragen, so daß er mit Genugtuung diesen ideellen Erfolg wird buchen können.

Dr. C. Zimmermann.

DIE FOTO-SEITE

Immer wieder: Der Mensch

Zu den Aufgaben des Menschen gehört die Beschäftigung mit sich selbst. So weit wir auch eine Darstellung in Wort und Bild zurückverfolgen, überall tritt uns der Mensch als ein Problem entgegen, an dessen Lösung wir noch heute arbeiten. Es ist die ungeheure Vielgestaltigkeit, in der uns der Mensch erscheint. Dieses Differenzierte tut immer neue Aufgaben kund, und so wird der Mensch ein ewiges gestalterisches Problem bleiben, das man so und anders sehen und lösen kann.

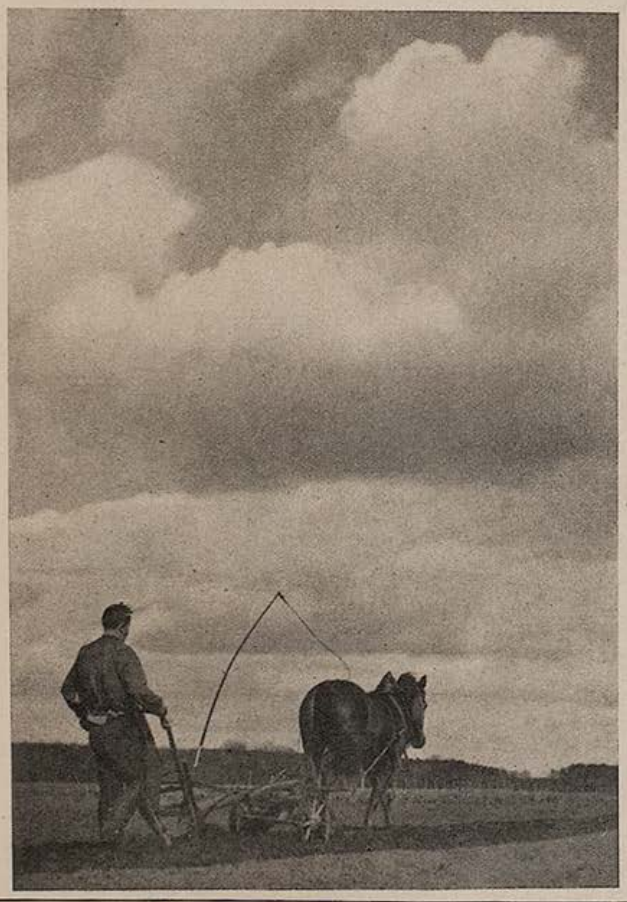
Ganz zweifellos finden wir nicht nur beim Menschen, sondern allgemein in der Natur einen rein zahlenmäßig großen Reichtum. Um ihn aufzudecken, wird viel Zeit erforderlich, in der wir uns vom Menschen lösen und allein dieser einen Aufgabe leben. Deshalb werden es immer Spezialarbeiten bleiben, die sich z. B. mit Tier und Pflanze tiefgründig befassen. So folgt quantitativ eine Bevorzugung des Menschen, und wir werden verstehen, wenn seine Darstellung in der Lichtbildkunst einen weiten Raum einnimmt.

Bei der Abbildung des Menschen steht die Frage des Wie an erster Stelle, und sie wiederum richtet sich nach der Absicht: Was soll fotografisch von ihm dargestellt werden?

Vor allem streben wir die Wirklichkeit an. Jede Pose und Maske erscheint uns verwerflich. Wir wollen nicht Oberflächlichkeit und Abklatsch gestellter und konstruierter Belange; dieses Bestreben ist längst überholt und kann nicht befriedigen.

Zu dieser Erkenntnis hat die Fotografie eine Entwicklung beschritten. Es ist Naturgesetz, daß jedes werdende Wesen die Entwicklung seiner Art wenigstens in wesentlichen Zügen noch einmal durchläuft. Das Gesetz bezieht sich nicht nur auf das Körperliche, sondern ebenso auf das Geistige — in unserem Rahmen auf die Fotografie. Man fängt in alten Anschauungen an, fotografiert zunächst „gekünstelt" und „gestellt", um in langsam wirkender Erkenntnis den gestalterischen Sinn fotografischer Verfahren zu ergründen.

Und gerade die Fotografie ist ja im besonderen dazu geeignet, das wirkliche Leben zu schildern. Man erfaßt mit ihr nicht das zeitliche Nacheinander, sondern das Ganzheitliche. Aus technischen Gegebenheiten folgt der Schnappschuß, der dieses Besondere nach sich zieht. Im Charakter der so bedingten Darstellungsform liegt es, daß wir uns auf wenige Einzelheiten beschränken. Es würde verwirren, wollten wir tausenderlei Feinheiten und Kleinigkeiten zusammen geben; selbst wenn es sich um gleichzeitige Vorgänge handelt, kann doch nicht Geschlossenheit entstehen. So erkennen wir die Notwendigkeit der Beschränkung auf das Wesentliche. Wenig, aber gründlich — das ist die Folge.



Beim Menschen kommt noch etwas anderes hinzu, das Moment der Bewegung. Der Mensch ist ja aktiv, und darin liegt Schönheit, die sich gestalterisch verwerten läßt. Es ist die Schönheit der Linien und Richtungen, die aus dem Motiv der Aktivität entspringt. Wir wollen sie nicht verwechseln mit der Schönheit der Form, die wir etwa im Porträt sachlich vermitteln und durch Komposition mit Licht und Schatten besonders bestärken.

Gehen wir vom Allgemeinen zu unserem Bilde. Wie wurde hier der Gesichtspunkt „Aktivität" erfaßt?

Die schräge Richtung der Linien bedingt Lebendigkeit. Nicht überstürzt, sondern gleichmäßig, dem Rhythmus der Arbeit entsprechend. Die Linie ist gegeben durch die Bewegungsrichtung. Über dem Menschen baut sich ein dem Charakter seines Schaffens entsprechender Himmel auf. Er gibt Frische und wieder Bewegung. Damit nun die Harmonie beider Faktoren allein wirksam wird, wurde ein tiefer Aufnahmestandpunkt gewählt. So taucht alles Nebensächliche unter, und allein der arbeitende Mensch und der sich ihm angleichende Himmel werden wirksam. Es wurde quantitativ wenig erfaßt; doch gerade dadurch ist ein hoher Ausdruck möglich. gi—t

Etwas Schnappschuß-Technik

Schußbereitschaft ist alles. Wer vor der Aufnahme erst lange herumhantieren muß, wird kaum zum Ziel kommen. Deshalb wird grundsätzlich das Negativmaterial sofort nach erfolgter Belichtung gewechselt, damit immer frisches Material bereit liegt. Blende und Belichtungszeit sind vorher eingestellt. Die gebräuchlichste Zeit ist $^1/_{50}$ Sekunde bei Blende 8. In anderen Fällen muß rechtzeitig eine Änderung erfolgen. Die Einstellung der Kamera wird für gewöhnlich auf vier Meter gehalten. Das gibt in den meisten Fällen die richtige Schärfenverteilung, die man ja leicht nach der Tiefenschärfetabelle ermitteln kann.

Unsere Motive lassen sich allzu leicht durch die Kamera beeinflussen. Das ist eine Erscheinung, die jeder bei seinen Schnappschüssen mehr oder weniger machen wird. Deshalb handelt man entweder blitzschnell, oder es wird überlangweilig an der Kamera herumhantiert, so daß die Aufmerksamkeit für uns und den schwarzen Zauberkasten sehr bald abnimmt. Wir müssen uns also in gewisser Weise in Extremen bewegen.

Wirksam ist es auch, wenn wir gewissermaßen um die Ecke fotografieren. Wir halten die Kamera so, daß die Aufnahmerichtung etwa senkrecht zur Blickrichtung steht.

Eine große Rolle spielt die Perspektive. Wenn wir die Kamera tief nach unten halten, also von unten nach oben fotografieren, erscheinen die Menschen mächtig und gewaltig. Perspektive von oben drückt sie zusammen. So gelingt es auf einfache Weise, gewisse Momente zum Ausdruck zu bringen, die allerdings zum Bildinhalt in organischem Zusammenhang stehen müssen. gi—t

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

gründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — rlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH RLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V.J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Genfer Fachleute

Erich Wilke

„Friedliche Auseinandersetzung, Bereitschaft zu gegenseitigem Verständnis — und so was nennen diese Deutschen . . . Politik!"

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 10

Des Knaben Wunderhorn

Moritz von Schwind †

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / NR. 10

Landstraße R. Seewald

DAS GEKENTERTE BOOT

Von Carl Conrad

Als sie ins Boot stiegen, stand schon eine Handbreit Wasser darin. „Das ist Regen", sagte Hans, tauchte die Ruder wechselweise ein und drehte den Bug in die Richtung auf den offenen See. Seine Mutter und Greta, mit der er sich vor drei Wochen verlobt hatte, saßen vor ihm. Sie waren heute, am Sonntag, alle drei aufs Land hinausgefahren, und beim Durchstreifen des Waldes hatten sie diesen einsamen See entdeckt. Im Schilf lag ein altes Ruderboot. Man hatte es flottgemacht, um ein wenig zu rudern. Gegen Mittag hatte sich ein unfreundliches Wetter aufgetan. Wolken waren über dem Wald aufgestiegen und hatten sich immer dichter zusammengezogen, bis sie eine gleichmäßige, trübe Schicht bildeten, die auch jetzt noch den ganzen Himmel bedeckte. — „Schaut mal!" sagte Greta. Hans blickte auf und sah, wie an dem schon ziemlich weit entfernten Ufer zwei Reiter vorübertrabten, beide in altmodischen schwarzen Kostümen. Die Dame, deren gelbes Haar hell unter der schwarzen Melone leuchtete, ritt voraus. Sie saß im Damensattel. „Vielleicht gehört ihnen das Gut, an dem wir eben vorbeigekommen sind", sagte Hans. Das Gut war ihm wegen des alten, aber festen Turmes aufgefallen, der vor dem Wohnhaus stand. Die Mutter nickte. Hans sah, wie die Reiter im Walde verschwanden. Eine kleine Staubwolke hing noch über dem Weg.

Im gleichen Augenblick deutete die Mutter mit der Hand, die leicht zitterte, auf den Boden des Bootes. „Ich weiß nicht, Kinder", sagte die Mutter, „es kommt mir so vor, als ob das Wasser immer mehr würde". „Das ist sicher Einbildung", sagte Hans. Aber auch ihm schien es, als sei jetzt mehr Wasser im Boot als zu Beginn der Fahrt. „Hans ist ja so ein guter Schwimmer", sagte Greta lachend, er wird uns schon herausziehen". Hans ließ die Ruder los, welche, vom Wellenschlag bewegt, in ihren Dollen quietschten. Greta zog die kleine graue Mütze vom Kopf. Eine Haarsträhne wurde mitgenommen und hing über das Gesicht herab. Greta hob langsam die linke Hand und strich das Haar über den Kopf zurück. Es war eine ruhige, schöne Bewegung, und Hans erinnerte sich an den Sommerabend, als er unter den dunklen Kastanien hin zu der Tanzschule ging, in der Greta an einem Gymnastikkurs teilnahm. Hans hatte sie schon oft gebeten, einmal zusehen zu dürfen, aber Greta sagte, wenn er komme, werde sie sofort den Saal verlassen, und sei ihm drei Tage böse. Nun hatte er bei der Tanzlehrerin angerufen und eine Vereinbarung getroffen. Es sollte ihm ermöglicht werden, Greta bei ihren Übungen zu beobachten, ohne selbst sichtbar zu sein. Die Schule lag inmitten eines eigenen kleinen Parkes. Das Parktor war verschlossen. Hans drückte auf die Glocke. Über der Glocke war ein Messingschild mit der Aufschrift: „Eva Pagenstecher. Schule für Körperkultur und Tanz." Ein junges Mädchen in einem engen Tanzkostüm aus schwarzer Seide kam von innen auf dem Kiesweg heran und schloß das Tor auf. Wie Hans um die Biegung des Weges bei den Fliederbüschen kam, hörte er Musik und sah den hell erleuchteten Gymnastiksaal jenseits einer Rasenfläche liegen. An der Längsseite zog sich eine Terrasse hin. Die großen, doppelten Glastüren standen auf, und Lichtstreifen fielen aus ihnen über die Terrasse. Hans stieg die drei Stufen hinauf. „Bleiben Sie im Schatten. Von dort aus können Sie alles sehen", sagte das junge Mädchen und ging in den Saal. Hans sah die Mädchen ihre Übungen machen. Sie trugen alle dies gleiche schwarzseidene Kostüm. Sie standen in einem großen Kreis, hatten sich bei den Händen gefaßt und bewegten ihre Beine im Takt der Musik durch die Luft. Dann ließen sich die Mädchen los, streckten die Arme empor und machten mit dem ganzen Körper zierliche Wendungen und Beugungen. Als Hans, der sich vorsichtig im Schatten hielt, Greta entdeckt hatte, dachte er: „Wie schön sie sich bewegt! Und so ganz für sich!" Er konnte es nicht begreifen, daß sie ganz allein, ohne ihn, etwas Nettes zuwege bringen könne. Er war sehr erschrocken darüber.

In der Erinnerung daran mußte Hans lächeln. Er sah, wie Greta sich zu seiner Mutter neigte und etwas zu ihr sprach. Aber er konnte es nicht verstehen. Die Mutter hatte ihre verarbeiteten, rissigen Hände im Schoß liegen. Aber sie lagen nicht ruhig. Sie waren beständig in Bewegung, als wollten sie irgend etwas auszupfen. So hatte Hans seine Mutter oft in dem kleinen Garten bei der Arbeit gesehen. Später waren sie in eine andere Wohnung gezogen, die im dritten Stock lag, und sie hatten keinen Garten mehr. Oft, wenn die Mutter abends auf dem engen Balkon hinter der Küche saß, wo man nur in den Hof und in die Fenster der anderen Wohnungen sah, sagte sie: „Hätten wir doch bloß unseren Garten noch!" —

Wie Hans die beiden Frauen so im Boote vor sich sitzen sah, dachte er plötzlich: Mein Gott, wenn wirklich mal was passieren würde, ich könnte doch nur eine retten.

Er war sehr müde und hatte das Gefühl, wenn er jetzt ins Wasser falle, würde er nicht einmal sich selbst retten können. Er ertappte sich dabei, daß er sich über den Bootsrand gelehnt hatte und die Hand ins Wasser hielt, um die Temperatur zu prüfen. Das Wasser war sehr warm. Hans begann wieder zu rudern. Als er sah, daß das Wasser im Boot an Gretas linkem Fuß einen kleinen Strudel bildete, als sei dort ein Leck, sprang er auf. Greta, die gleichfalls aufgestanden war, stieß einen Schrei aus. Sie hatte mit dem Fuß das morsche Bodenbrett durchtreten. Nun drang das Wasser in vollem Strahle ein. Greta verlor das Gleichgewicht und griff mit den Händen in die Luft. Hans sprang hinzu, umschlang sie und drückte sie mit leichter Gewalt wieder auf die Bank nieder. Das Boot schwankte stark. Hans, indem er sich die Jacke vom Leib riß, rief mit aller Kraft: „Hilfe! Hilfe!" Auch Greta versuchte zu rufen, aber die Stimme kam nur leise und heiser aus ihrem Mund. Die Mutter hatte ihre Hände gefalten. Ihre schmalen, blassen Lippen bewegten sich. Hans knüllte seine Jacke zusammen und stopfte sie in das Leck. Das Wasser füllte das Boot schon gut zur Hälfte. Die Halbschuhe zog Hans, ohne sie aufzuschnüren, von den Füßen. Er blickte sich um.

Das Boot befand sich in der Mitte des Sees. Es war schwer festzustellen, welches der Ufer das nächstliegende sei. Dann schien es Hans, als liege das Ufer, auf dem vorhin die Reiter vorübergekommen waren, am nächsten. Er schätzte die Entfernung auf etwa fünfhundert Meter. Da die Joppe durchweicht war, sickerte das Wasser hindurch und stieg im Boot schnell an. Greta saß zusammengekauert. Hans kleidete sich vollständig aus. Dabei schrie er unaufhörlich nach allen Richtungen: „Hilfe! Hilfe!" Greta kroch auf den Knien durch das Wasser zu ihm heran und umklammerte seine Beine. Er fühlte, wie sie zitterte, und auch seine Knie wurden unsicher und begannen leicht zu zittern. Gretas Gesicht war weiß wie Papier, die Züge waren verzerrt, und aus den weit aufgerissenen Augen liefen unaufhörlich die Tränen. Der ganze schmale Körper wurde vom Schluchzen geschüttelt. Hans blickte zu seiner Mutter hinüber. Ihre Augen ruhten unbewegt auf ihm. Er mußte die Beine spreizen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, denn das Boot machte jetzt sonderbare, schlingernde Bewegungen, als sei es schon ein Stück Wasser. „Kinder, ihr müßt jetzt auf mich hören", sagte die Mutter, und ihre Stimme war ruhig und klar, „ich bin eine alte Frau. Ich hätte ohnehin nicht mehr lange zu leben. Ihr müßt mich gehen lassen. Hast du mich verstanden, Hans? Du mußt Greta retten." Sogleich fühlte er, daß Greta ihn losließ. Sie stand auf und rief: „Nein! Nein!" Da begann das Boot zu sinken.

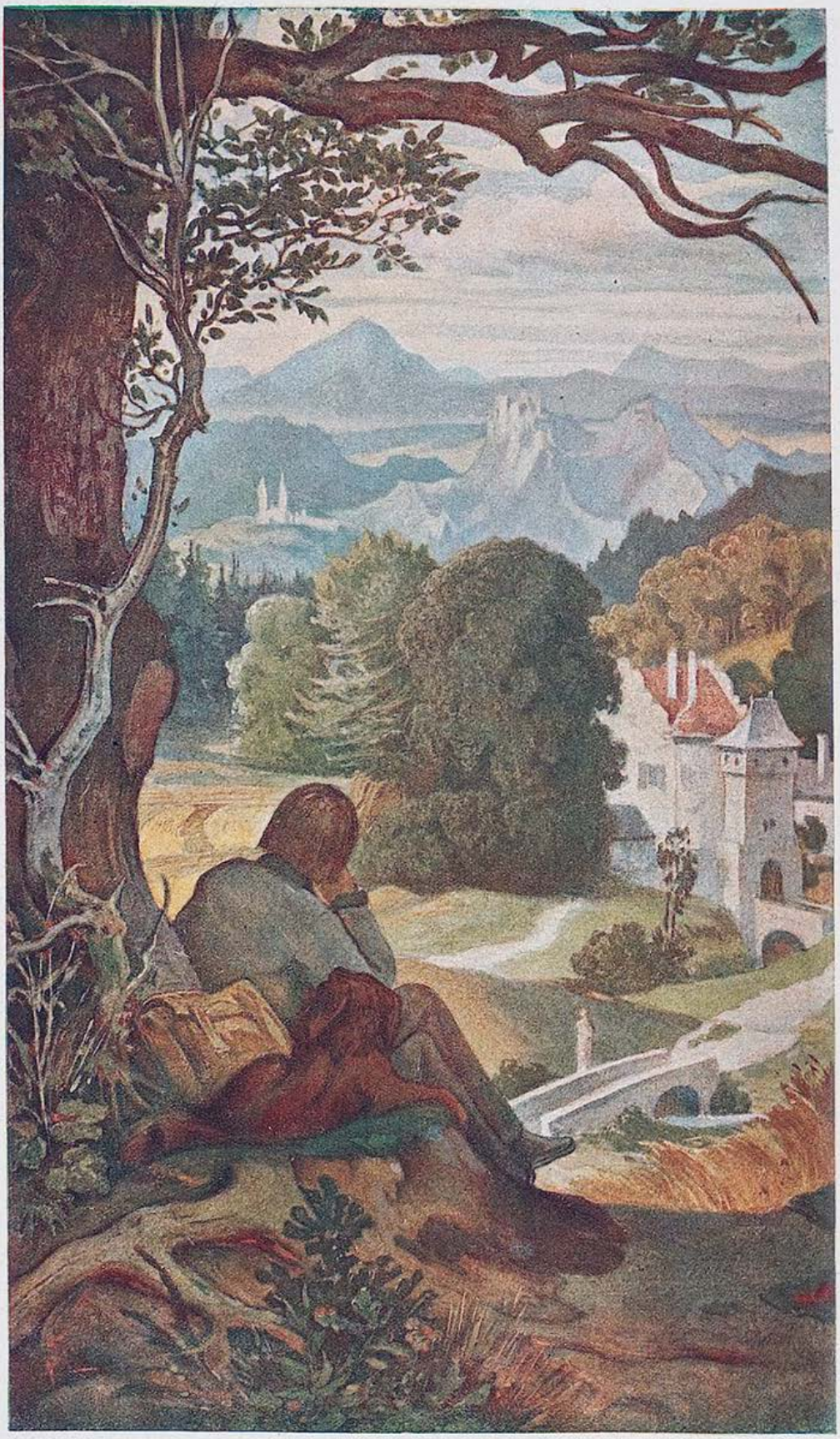
Es sank erst langsam, dann schneller, und das Wasser drang rauschend von den Seiten herbei. Greta schrie: „Die Mutter! Sie ist doch deine Mutter!" und ließ sich hintenüber ins Wasser fallen. Sie röchelte und schlug mit den Armen um sich, daß das Wasser aufgewühlt wurde und Hans ins Gesicht spritzte. Er zuckte zusammen, stieß Arme und Beine zurück und begann zu schwimmen. Er konnte nicht mehr denken. Zugleich sah er, daß der Kopf seiner Mutter, die sich noch immer am Boot festhielt, im Wasser versank, und war in zwei Stößen bei ihr. Er griff zu und arbeitete sich mit ihr an die Oberfläche. Er mußte tief atmen. Er hielt den Kopf seiner Mutter mit beiden Händen, während er mit den Beinen schwamm. Er fürchtete jeden Augenblick, einen Krampf zu bekommen. Das Gesicht der Mutter sah wie tot aus. Die Augen waren geschlossen. Sie war ohnmächtig. Hans schwamm mit seinen letzten Kräften. Von Greta war nichts mehr zu sehen. „Wenn die Mutter in Sicherheit ist, geh ich wieder ins Wasser", dachte Hans, „wenn Greta tot ist, will ich auch sterben"".

Arab. Kinder — Seewald

Er blickte sich nicht um. Er schwamm, so gut er es noch vermochte, mit dem linken Arm die Mutter haltend, und bei jedem Stoß hob sich sein Kopf etwas über das Wasser. Dann konnte Hans sehen, daß er dem gelben, lehmigen Ufer nähergekommen war. Immer wieder drang ihm das Wasser in Mund und Nase, und er mußte husten. Plötzlich war ihm, als habe er Boden unter den Füßen, und als stünden auf dem Ufer zwei Pferde und die Dame im schwarzen Kostüm, die vorhin vorübergeritten war. Aber das Bild verdunkelte sich sogleich wieder. Es war, als ziehe sich eine schwarze Blende rasch vor seinen Augen zu. Obgleich ihm sehr übel war, bemühte er sich, etwas vom Ufer zu erkennen, aber jetzt sah er nur noch e i n Pferd dort. Die Dame stand neben dem Pferd und hielt es am Zügel fest. Sie trug nun eine rote Jacke und hatte ein goldbronziertes Jagdhorn um die Schulter hängen. Das Pferd und die Dame bewegten sich nicht; sie waren sehr klein und standen auf der flach ausgestreckten Hand der Mutter. Hans lag in seinem schmalen, weißen Kinderbett und hatte Fieber. Er war sehr krank. Die Mutter hatte noch ihren dunkelblauen Mantel mit dem schwarzen Pelzkragen an. „Es war sehr teuer", sagte sie, „aber weil du so krank bist, hab ich es doch gekauft. Es ist eigentlich etwas für erwachsene Herren, als Briefbeschwerer oder so". Hans nahm die Figur in seine heißen Händchen. „Wenn ich groß bin, Mutti", sagte er, „dann stell ich es auf meinen Schreibtisch". —

Als Hans wieder zu sich kam, sah er, daß er auf dem Ufer lag. Man hatte ihn mit einer schwarzen Reitjacke bedeckt. Das Gesicht eines älteren Mannes war über ihm. Der Mann hatte nichts als eine Hose an, die triefend naß war. Sein Oberkörper war kräftig und braun, und Wassertropfen rannen über die Haut hinab. Hans, der sich auf dem feuchten Boden unbehaglich fühlte, wollte sich aufrichten, aber er war so schwach, daß sein Rücken bebte und der Kopf wieder auf die Erde schlug. Nun wandte er wenigstens den Kopf ein wenig und sah Greta neben sich liegen. Sie hatte die Augen auf und blickte ruhig zum Himmel. An den Atembewegungen ihrer Brust konnte Hans erkennen, daß sie lebte. „Wir haben Ihre Hilferufe gehört", sagte der fremde Mann. „Wir sind gleich im Galopp wieder umgekehrt. Als wir ans Ufer kamen, war es höchste Zeit. Meine Frau hat die Pferde gehalten. Als die junge Dame zum zweitenmal hochkam, konnte ich sie beim Rock fassen." Hans wollte etwas sagen, aber wie er den Mund öffnete, schlugen sogleich die Zähne heftig aufeinander. So schloß er den Mund wieder. Er hörte hinter sich eine Stimme, die ihm bekannt erschien. Hans drehte seinen Kopf herum, soweit es ging, und sah seine Mutter an einem Baum sitzen, den Rücken gegen den Stamm gelehnt. Sie bewegte die Arme durch die Luft und rief: „Mir geht es gut, Kinder. Macht euch meinetwegen nur keine Sorge. Ich fühl' mich sehr gut." Sie hatte einen roten Kopf und versuchte zu lachen. „Selbstverständlich sind Sie diese Nacht

(Fortsetzung Seite 149)



Rast auf der Wanderschaft — Moritz von Schwind †

unsere Gäste", sagte der fremde Mann. „Wir haben in dem Turm die Fremdenzimmer eingerichtet. Wenn es Ihnen paßt, können Sie dort die Nacht zubringen." „Sehr gern", sagte Hans, „ich wollte schon immer mal gern in einem Turm schlafen".

Der Gutsherr ging zu dem Pferd, das in einiger Entfernung unter den Bäumen graste. Hans drehte den Kopf wieder nach Greta. „Es ist doch alles aus", dachte er. Greta lag immer noch auf dem Rücken und blickte zu dem grauen Himmel. Das nasse braune Haar klebte glatt an dem schmalen Kopf. Ihr bleiches Gesicht zeigte einen ruhigen, zufriedenen Ausdruck. Der Mund sah aus, als wollte er gleich zu lächeln beginnen. „Greta", sagte Hans plötzlich. Er sah, wie sie den Kopf zu ihm wandte. Er bekam ein quälendes Herzklopfen, und beim Atmen zog sich ein stechender, lähmender Schmerz bis in seinen linken Arm. Er fror. Dann fühlte er, wie Gretas Hand sich auf seine Hand legte. Er schloß die Augen und hörte Greta sagen: „Ich liebe dich deshalb nur um so mehr."

LESINA

VON KONRAD SEIFFERT

Von allen diesen Inseln in der östlichen Adria geht ein Duft aus, der berauscht. Manche von ihnen sind wie verzaubert. Manche haben klingende Grotten, tote, steinerne Meere, Schilfseen mitten im Karstgestein mit fremden Vögeln, mit Pflanzenwundern, mit Felsungeheuern. Manche sind wie Toteninseln mit heiligen Hainen. Manche haben Schluchten mit moderigen Tiefen und geheimnisvollen Geräuschen. Um alle steht der verhaltene Atem der Adria und ein Duft, der berauscht.

Lacroma duftet nach Lorbeer, Kiefern und Schwarzföhren, Lissa nach Chrysanthemen und Johannisbrot, Brazza auch nach Chrysanthemen und dabei noch nach wilden Schafen und nach noch wilderen Ziegen, Pago nach Salz und Fischen, Curzola nach Schiffsplanken und Teer, Arbe nach Heidekraut, Fischen und herbem Wein, Lesina nach Strand-Kiefern, Pinien, Honig, Rosmarin, vor allem nach Rosmarin.

Wenn du von der alten, verwunschenen, zerbröckelnden Stadt Lesina aus den martervollen Steinweg zum Dorf Brusje hinaufgehst, dann wachsen da oben rechts und links in der Felsenwüste stark und duftend die Rosmarinbüsche hoch. In dem kleinen Dorf hat fast jedes Haus eine Rosmarinöl-Fabrik im Garten, an der Straße, neben dem Ziegen- oder Eselstall stehn. Es dunstet und duftet.

Lesina, das sie in Hvar umgetauft haben, ist nicht ganz so kahl wie die meisten andern Inseln. Die Macchia, der Buschwald, reicht fast über alle Berge, er bedeckt die Abstürze und Schluchten und geht stellenweis bis dicht an die Uferfelsen herunter. Dieser Buschwald blüht und duftet. Es ist ein fremder, unbekannter, wilder Duft. Es ist nicht nur Rosmarin.

Dieser Buschwald ist eine fremde, unbekannte, wilde Welt. Du kletterst stundenlang durch ihn hin, vor dir, unter dir ist die Adria mit einer Kette kleiner, schmaler Inseln, die über dem unwirklichen Wasser dieses Märchenmeers zu schweben scheinen, dahinter ist Lissa, dort schlug einmal Tegetthof die Italiener.

Libellen stehn durchsichtig in der Luft, fremde Schmetterlinge sitzen in Scharen auf fremden, unbekannten, ungehemmt duftenden Blüten, Käfer glitzern abenteuerlich, Eidechsen glotzen, Agavenblütenschäfte wuchten sich aus dem Kranz dicker, fleischiger, lederner Blätter hoch, Opuntien blühn gelb und heftig.

Das Fort Spagnuolo auf dem Berg über der Stadt Lesina zerbröckelt, wie die Stadt unter ihm. Es ist 1551 erbaut worden, von den Spaniern, zum Schutz gegen die Türken. Es hat vielen Stürmen getrotzt. Nun kann man von ihm nach Italien hinübersehn. Noch nicht einmal zweihundert Kilometer entfernt ist die italienische Küste von hier.

Skizze Mayrhofer-Passau

Ziegenherden stieben hinter den Büschen in der Macchia hoch, sie klettern, rasen, poltern durch die Felsen und über die Hänge, nach oben, verschwinden in der Wildnis, Staub weht wie eine lange gelbe Fahne hinter den eleganten Tieren her. Eine junge Ziege schreit auf. Sie meckert nicht. Sie schreit.

Die Pinien und Strandkiefern auf dem Weg zur Badebucht duften nach Harz und wie nach Weihnacht. Grillen lärmen. Ameisen schleppen tote Fischchen vorbei und in ihre Räuberburgen. Kakteen wuchern zwischen den Bäumen. Agaven stehn Spalier.

Im Bad hocken alle Gäste auf den Felsen oder auf der Zementmauer. Jemand hat eine Geschichte erzählt von einem Menschenhai, der weiter oben, bei Crikvenica gesichtet worden sein soll. Und nun sitzen sie alle da und traun sich nicht so recht ins Wasser. Jeder weiß immer noch eine neue Geschichte von Mordhaifischen und anderen Meerungeheuern. Sie rauchen, sie plätschern ein wenig mit den Füßen im Wasser. Und so vergeht halt die Zeit.

Aber am nächsten Morgen schwimmen alle wieder weit hinaus. Sardinenschwärme flüchten. Niemand mehr denkt an Haifische. Aus dem Wald weht der Duft der Strandkiefern hinter den Schwimmern her und zu andern Inseln hinüber.

Am Abend spielt auf dem glatten Platz vor der Loggia Sanmicheli eine Kapelle. Sie spielt laut und mit Ausdauer Wiener Walzer. Frauen mit schlafenden Kindern auf der Schulter stehn dabei. Die Burschen sitzen wie Schwalben auf der Hafenmauer. Alte Fischer mit Gesichtern, denen man es heut noch ansieht, daß ihre Vorfahren Seeräuber waren, stehn wie Statuen davor. Ihre weiten Faltenhosen sind die geflicktesten Hosen in ganz Europa, und die Schnäbel ihrer ehemals bunten Opanken ragen kühn hoch.

Katzen huschen den Musikern durch die Beine. Der junge Geschäftsführer des Hotels raucht eine Zigarette und wiegt sein kleines Kind auf dem Arm, hin und her, auf und ab, im Takt der Musik. Er tanzt dabei. Der Mond liegt auf dem leeren Domplatz wie auf einem Blatt Stanniol.

Im zerfallenen Palazzo Leporini, in dessen Ruinen sie eine kleine Stadt hineingebaut haben, fast ebenso wie in den Palast des römischen Kaisers Diokletian zu Spalato, in diesem Palast heulen die Hunde. Vielleicht heulen die, weil ihnen die Musik nicht gefällt.

Glyzinen und Oleander duften aus den Mauern heraus, durch die schmalen Gassen, um die Flügellöwen von San Marco. Ein leichter Wind weht den Duft zum Meer hin und zu den andern Inseln hinüber, die schwarz, geduckt, lauernd, wie riesenhafte Meerungeheuer im Silber des Mondes schwimmen.

Der Dorfteich — Fritz Hoffmann

ÜBERSTUNDEN

VON PANTELEJMON ROMANOW

Der Schutzmann des 65. Polizeirayons Iwan Mitrochin, der vor dem heutigen Dienstantritt den Geburtstag seiner Schwägerin ausgiebig gefeiert hatte, hielt sich mit Mühe an der Mauer aufrecht.

„Bier nach Wodka ist das Ärgste", dachte er. „Direkt Angstzustände kriegt man davon, alles tanzt einem vor den Augen. Dabei brauche ich doch eigentlich gar keine Angst zu haben: die Straße ist ruhig, wie immer bei Nacht, und zum Schutz gegen Diebe habe ich ja den Revolver."

Plötzlich stockte ihm das Blut in den Adern; schnurgerade auf ihn zu kamen zwei Ungeheuer. Sie trotteten auf allen Vieren und bemühten sich sichtlich, in der Straßenmitte zu bleiben, wurden aber immer wieder gegen die Straßenseite abgetrieben, wo riesige Schneehaufen lagen.

Mitrochin riß den Revolver heraus, erinnerte sich aber sofort, daß gegen Teufel damit nichts auszurichten sei; dann fiel ihm ein, daß er als aufgeklärter Mensch weder an Teufel, noch an Gespenster zu glauben habe.

Die Ungeheuer näherten sich mit großer Geschwindigkeit. Mitrochin kam der Gedanke, daß es vielleicht Bären seien, die aus dem Tiergarten ausgebrochen waren. Er versteckte sich im Haustor und wartete. Die Bären hatten das Tor erreicht und der Schutzmann vernahm deutlich folgende Worte:

„Jawohl — heute haben wirs ausprobiert", sagte einer von den Bären.

„Ach ja", antwortete der andere, wollte noch etwas hinzufügen, machte aber nur mit der Tatze eine Bewegung in der Luft und trabte weiter.

Als er die Bären sprechen hörte, trat Mitrochin aus seinem Versteck hervor, näherte sich ihnen vorsichtig und sagte: „Halt, Bürger!"

Er hatte sie aufs Geratewohl Bürger genannt, sah aber in demselben Augenblick, daß es wirklich zwei Bürger waren, die sich auf allen Vieren fortbewegten.

„Warum geht ihr nicht, wie es sich gehört?"

„Wir haben schon verschiedene Gangarten ausprobiert", sagte der eine müde und hob den Kopf. Dann richtete er seine Pelzmütze, die immer wieder über die Augen fiel und fügte mit schwerer Zunge hinzu: „Zuerst sind wir schon gegangen, wie es sich gehört, haben uns aber dabei nur die Nasen blutig geschlagen."

„Ich muß euch anhalten!" erklärte Mitrochin. „Wir werden ein Protokoll aufnehmen und dann kommt ihr wegen Trunkenheit vors Gericht."

„Ein komischer Kauz bist du", sagte einer von den Bären, „wie sollen wir denn gehen?! Wenn du an unserer Stelle wärst, könntest du auch nicht anders".

„Was seid ihr denn?"

„Gustatoren!"

„Wa—as?"

„Da—as! Das ist zu hoch für dich."

„So, dann kommt nur mit mir. Ihr seid mir feine Arbeiter, wenn ihr von der Arbeit besoffen nach Hause geht!"

„Eben darum sind wir ja besoffen, weil wir von der Arbeit kommen."

„Ruhig sein! Maul halten! Gebt die Hand her, ich führ' euch!"

„Wie soll ich denn auf drei Tatzen gehen?"

Auf zwei hast du zu gehen, wie alle anderen Bürger!"

„Sind wir denn die anderen?"

„Zum Teufel noch einmal! Ich kenne mich mit euch nicht aus. Was, habt ihr gesagt, seid ihr?"

„Gustatoren!"

Mitrochin hielt das Ohr hin, lauschte angestrengt und sagte schließlich: „Also kommt mir mit!"

Er ging voraus, spürte aber sofort, daß Wodka und Bier eine gefährliche Mischung ergeben.

„Was treibst du denn?" rief einer von den Verhafteten. „Was steckst du die Nase in den Schneehaufen, ist dir die Straße zu eng?"

„Schweig!" sagte der Schutzmann ärgerlich. „Schaut lieber auf euch! Das soll das Bauvolk der kommenden Welt sein! Sternhagelvoll besoffen alle beide!"

„Wir haben Überstunden gemacht", antworteten die Verhafteten.

Mitrochin betrachtete das Paar, spuckte aus und ging weiter. In der Wachtstube angekommen, trat er zum Journalbeamten hin und meldete: „Betrunkene sind da!"

„Schon wieder! Her mit ihnen!" sagte der Beamte. „Wir werden ihnen schon die Hölle heiß machen!"

Als die Festgenommenen, über und über mit Schnee bedeckt, hereingeführt wurden, blickte sie der Journalbeamte strenge an und fragte:

„Wer seid ihr?"

„Gustatoren!" war die Antwort.

„Woher kommt ihr denn?"

„Von der Arbeit."

„Von welcher Arbeit?"

„Na, aus dem Geschäft."

„Also habt ihr euch bei der Erfüllung eurer Dienstpflichten angesoffen?"

„Freilich in Erfüllung der Dienstpflichten. Sonst trinken wir ja nicht!"

Der Beamte und der Schutzmann wechselten hilflose Blicke.

„Neblige Sache!" flüsterte der Schutzmann leise.

Dem Journalbeamten waren die Fragen ausgegangen und er glotzte die Beiden verdutzt an. „Und warum kommt ihr so spät in der Nacht daher?" fragte er endlich.

„Wir haben doch Überstunden gemacht!"

„Herrgott noch einmal! Worin besteht denn eure Arbeit?"

„Worin? Weine kosten. Es gibt verschiedene Sorten. Die einen sind teuer, die anderen noch teurer . . ."

„Das ist also euer Beruf?"

„Natürlich, was denn sonst?"

„So etwas. Und wie macht ihr das?"

„Ganz einfach, wie es vorgeschrieben ist. In den Mund nehmen, ein wenig gurgeln und dann ausspucken."

„Weine ausspucken?! — Das ist ja direkt ein Hohn", sagte Mitrochin. „Bei mir hätten sie lang warten können, bis ich etwas ausspucke. Und ihr spuckt wirklich alles aus?"

„Das ist verschieden, aber auch wenn man ausspuckt, kommt genug hinunter, wenn man so einige Stunden lang mehrere Sorten . . ."

„Ihr seid also jeden Tag in der Verfassung?" erkundigte sich der Journalbeamte.

„Nein, nur nach den Überstunden."

„Und kann man freiwillig Überstunden machen?"

„Natürlich, wenn genug Weine da sind."

„Und was geschieht, wenn man gar nichts ausspuckt?" fragte Mitrochin.

„Dann kommst du auch auf allen Vieren nicht nach Hause."

„Wollt ihr also bei uns übernachten, oder sollen wir euch begleiten?"

„Nein, nein, wir werden schon allein ankommen."

Die Gustatoren torkelten, aufeinander gestützt dem Ausgang zu. Beide Beamte sahen ihnen nach, von aufrichtiger Hochachtung erfüllt. Dann rief der Journalbeamte ihnen nach: „Gibt es in eurem Geschäft noch freie Stellen?"

„Nein, es ist alles besetzt!"

Der Schutzmann kratzte sich den Kopf, dachte nach, stürzte dann plötzlich hinaus und schrie über die Stiegen hinunter: „Und kann man bei euch vielleicht Heimarbeit bekommen?!" (Deutsch von Geron.)

Porträtskizze Oswald Malura

Badeplatz — Anton Leidl

Karl G. A. Gößele:

Mundinger Naturgeschichten

Die Mundinger, die nicht weit ab von Ehingen an der Donau zu Hause sind, waren stets tüchtige Bauern, gute Kaufleute und gläubige Christen. Nur konnten sie sich früher nicht so recht befreunden mit dem vielen Tierzeug, das der liebe Gott erschaffen hatte, um die Natur bunt zu machen. Das, was auf Erden fleucht und kreucht, war so vielseitig, daß sich ein Mundinger unmöglich darin zurechtfinden konnte. Dies hatte zur Folge, daß sich in Mundingen gar so manches ereignete was der Aufzeichnung wert ist.

Eines Morgens ging ein Ehinger Fischer, der die Nacht über in der Donau gefischt hatte, über die Mundinger Weide. Er hatte eine Menge dicker Krebse gefangen und trug sie in einem Bottich nach Hause. In Gedanken genoß er schon die Krebssuppe, die ihm seine Frau bereiten würde. Weil aber einer, der in Krebssuppe schwelgt, nicht auf den Weg achten kann, stolperte er über einen Stein, fiel hin, und die Krebse flogen aus dem Bottich. Der Ehinger Fischer mußte sie mühsam wieder auflesen. Einen Krebs aber übersah er. Und den fanden später die Mundinger Hütebuben, als sie das Vieh auf die Weide trieben.

Als die Hütebuben den Krebs sahen, waren sie baß erstaunt. So ein Tier war ihnen noch nie unter die Augen gekommen. Einer wollte es aufnehmen. Da kniff sich der Krebs mit einer seiner Scheren im Finger des Jungen fest, daß dieser Zetermordio schrie und Mühe hatte, das Biest wieder los zu werden. Der Junge lief pflichtschuldigst zum Bürgermeister, hielt ihm den gezwickten Finger unter die Nase und berichtete von dem bösartigen Ungeheuer auf der Mundinger Weide. Da ließ der Bürgermeister die Sturmglocke läuten und die Feuerwehr ausrücken.

Draußen auf dem Anger standen dann Bürgermeister, Gemeinderat, Feuerwehr und halb Mundingen um den Krebs herum, der sich vorwärts und rückwärts bewegte. Alle hielten sich in gebührender Entfernung, damit das Untier niemand Schaden antun könnte. Sie waren sich einig, daß ein so merkwürdiges Lebewesen auf ihrer Gemarkung noch niemals erblickt worden sei. Etliche hielten es für die Mißgeburt eines Hirsches; wirkten die Zangen des Krebses nicht wie ein verkrümmtes Geweih? Andere erklärten, daß das Tier eine Kreuzung zwischen einer Taube und einer Forelle sei, dafür spreche der Taubschwanz und der Fischleib. Ihre Meinung setzten aber diejenigen durch, die den Krebs für eine Ausgeburt der Hölle und für einen Genossen des Teufels hielten. Gottes Geschöpfe kröchen vorwärts, sagten sie, nur des Teufels Kreaturen könnten auch rückwärts gehen.

Am Ende kamen Bürgermeister, Gemeinderat und Feuerwehr zu folgendem Schluß: Das höllische Ungeheuer hat nichts in den Grenzen der frommen Stadt Mundingen zu suchen. Es ist deshalb zu vernichten, indem es in einen Kessel Wasser geworfen wird.

Nachdem ein solcher Kessel herbeigeschafft worden war, luden sie das Ungeheuer auf eine Schaufel und warfen es in das Wasser hinein. Entsetzen ergriff aber die braven Mundinger, als sie sahen, wie die Vollstreckung des vermeintlichen Todesurteils auf den „Genossen des Teufels" wirkte. Als nämlich das Krebslein jenes Element um sich spürte, in dem es zu Hause ist, schwamm es lustig darauf los und war guter Dinge. Ungemütlich wurde dem Krebs die Sache erst, als den Mundingern einfiel, ein Feuer um den Kessel herum zur Bannung des höllischen Geistes anzu-

zünden. Es wurde ihm wärmer und wärmer. Und als das Wasser im Kessel zu sieden anfing, rötete er sich und hauchte sein Leben aus.

Die Mundinger waren nicht wenig stolz, daß sie wieder einmal den bösen Geist besiegt hatten. Und sie konnten nicht begreifen, warum die Ehinger Donaufischer unbändig lachten, als sie von der Mundinger Heldentat erfuhren.

*

Kurze Zeit später ging ein Mundinger mit einer neu gekauften Kuh durch den Wald, in dem sich ein Kuckuck die Zeit vertrieb. Er flatterte lustig von Baum zu Baum und rief kuckuck, kuckuck. Der Mundinger Bauer, der noch nie etwas von einem Kuckuck gesehen und gehört hatte, meinte, daß er gemeint sei und daß ihm jemand etwas zeigen wolle. Er band deshalb seine Kuh an einen Baumstamm und schritt quer durch den Wald immer in der Richtung, aus welcher der Kuckuck lockte. Als er so eine halbe Stunde lang durchs Dickicht sich durchgekämpft hatte, wurde er ärgerlich und rief: „Dummer Kerl, schrei doch net emmer guck, guck! I guck ja schon, nur seh i nix!" Nach einer Stunde aber wurde ihm die Sache zu dumm. Er brüllte: „Saudummes Rindvieh, guck selber!" Dann kehrte er um.

Als der Bauer wieder zu der Stelle kam, wo er seine Kuh angebunden hatte, war diese weg. Nur noch der Strick am Baumstamm erinnerte an sie. Ein Landstreicher hatte die verwaiste Kuh gestohlen, während der Bauer dem „guck, guck" nachgegangen war. Er geriet in Verzweiflung, und die Versuchung war groß, sich statt der Kuh am Baum festzuknüpfen. Das Leben in ihm scheute dann aber doch vor einer solchen Sünde zurück. Er ging schnurstracks aufs Rathaus nach Mundingen und erzählte dem Bürgermeister sein Mißgeschick.

Am gleichen Tag noch schellte der Ratsbüttel folgende bürgermeisterliche Warnung aus:

„Bürger von Mundingen, neuerdings treibt der böse Geist ein ganz besonders böses Spiel mit uns. Er ruft guck guck durch den Wald. Und wenn man dann geht und guckt, sieht man nichts. Die Kuh aber ist weg. Hütet euch vor dem guck, guck!"

Noch heute haben die Mundinger den Kuckuck nicht gern. Besonders verhaßt aber ist ihnen jener, der auf blauem Grunde schwebt und mitunter auf ihrem Eigentum klebt!

*

Die schönste Mundinger Naturgeschichte ist aber die von der Schlange.

Ein Mundinger Bauer hatte sich auf die Schweinezucht verlegt und für die Pflege seiner Borstentiere ein eben der Schule entlassenes Knechtlein gedingt. Als dieses Knechtlein eines Tages in den Schweinestall ging, um zu füttern, züngelte ihm aus einem der Schweinekoben eine Schlange von ansehnlicher Größe entgegen. Das Knechtlein ließ vor Schrecken den Futtereimer fallen und alarmierte seinen Brotherrn. Dieser bewaffnete sich mit Mistgabel und Axt und zog also in den Kampf mit dem Drachen. Als er aber der züngelnden Schlange ansichtig wurde, sank ihm das Herz in die Hosen. „Renn zum Schmied", befahl er aufgeregt dem Knechtlein. „Er möge sofort kommen, und zwar mit der größten Zange, die er hat!"

Das Knechtlein lief, so schnell ihn die Beine tragen konnten. Und deshalb war er auch bald wieder zurück. In seiner Begleitung befand sich der Schmied und noch ein paar Dutzend andere Mundinger, denen er unterwegs von der grauslichen Schlange erzählt hatte. Alle fürchteten sie sich, als sie den Leib des Untiers sich ringeln sahen.

Der Schmied aber als stärkster und beherztester Mann von Mundingen faßte sich zuerst. Er näherte sich vorsichtig der Schlange mit seiner großen Zange, während die andern den Atem anhielten. Dann kniff er zu. Er zwickte die Schlange mitten entzwei. Unterdessen aber hub eines der Schweine im Koben ein fürchterliches Geschrei und Gequieke an.

Das Knechtlein, besorgt um seine Tiere wie eine Mutter um ihre Kinder, ließ sich nicht mehr halten. Er kletterte auf den Koben und schaute hinein. Da mußte er etwas Furchtbares entdecken: Eines der Schweine, eine riesige Sau, die trächtig war, raste im Koben herum wie wahnsinnig. Anstelle ihres lustigen Ringelschwänzchens aber ragte ein blutender Schwanzstummel in die Luft.

Das Knechtlein konnte seine Entdeckung nicht für sich behalten und sagte zu den Umstehenden: „I glaub, mir hent dr Sau ihr Schwänzle abzwickt!"

Unerwartete Antwort

Als eine schriftstellernde Frau den französischen Satiriker Alfonse Karr einst fragte, wie er über Blaustrümpfe denke, antwortete er offenherzig: „Meine Dame, ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, daß die mir unsympathisch sind, weil sie ein doppeltes Verbrechen begehen. Dadurch, daß sie erstens die Zahl der Bücher vermehren und zweitens die Zahl der Hausfrauen vermindern." O. P.

*

Richard Wagner äußerte einst zu Fürst Bismarck, es sei schade, daß sie nicht in ein und derselben Stadt wirken könnten. Darauf entgegnete der Reichskanzler: „Es besteht leider keine Aussicht, daß ich je nach Bayreuth versetzt werde."

Der Sparsame

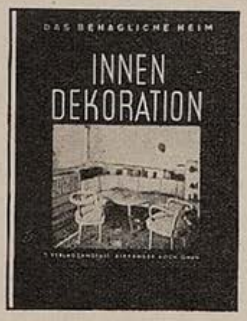
Alexander Dumas der Ältere, der bekanntlich äußerst verschwenderisch lebte, ließ sich kurz vor dem Ende zu seinem Sohne bringen, um bei ihm zu sterben. Dort sagte er, daß ihn die Welt mit Unrecht einen Verschwender nenne. Er könne das Gegenteil beweisen, denn er sei kaum achtzehnjährig mit nur drei Louisdor nach Paris gekommen und habe jetzt noch einen übrig. Dabei öffnete er seinen Geldbeutel, der gerade noch einen Louisdor enthielt. O. P.

Ideenassoziation

Als auf einem Musikfest in München einst Händels „Messias" in starker Besetzung aufgeführt wurde, sagte ein Virtuos und Gegner der Händelschen Musik zu dem berühmten Maler Schwind: „Dieses Elefantengetrampel ist doch unausstehlich." Schwind antwortete durch ein Gelächter, nach dessen Grund der Virtuos fragte. Und der Maler antwortete: „Ich lachte, weil mich die Sache an eine Fibel erinnerte, die ich in meiner Kindheit benützte. In dieser stand nämlich unter andern illustrierten Tiererklärungen in Reimen: „Der Esel ist ein dummes Tier. Der Elefant kann nichts dafür." Sehen Sie, das ist eine Ideenassoziation, über die ich lachen mußte." Der Virtuos soll sich nicht mehr über die Händelsche Musik aufgehalten haben. O. P.

Paar v. Velden

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über

Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G.m.b.H., Stuttgart O 42

Hoher Posten

Jochen hat einen neuen Auftrag bekommen. In einem großen Büro muß er die Wände und Decken frisch weißen. Stolz erzählt er:

„Ich habe jetzt einen hohen Posten! Niemand wird über mir sein! Sogar die Leiter des Geschäfts habe ich unter mir!"

Begreiflich

„Sie scheinen kein großer Hundefreund zu sein!"

„Nein! — Ich bin Besitzer eines Eckhauses!"

Die Krätze

Der Major von Bornstedt, der Sieger von Hagelsberg im August 1813, hielt sehr auf Sauberkeit bei seiner Landwehr. Bei einer Parole sagte er: „Alle Krankheiten kommen vom lieben Gott! Die Krätze aber kommt vom Herrn Kompagniechef, weil er nicht auf Sauberkeit bei den Leuten hält!"

Das Kind

„Du, der Steuerexekutor hat sich wie ein Kind benommen!"

„Wieso denn?"

„Er wollte alles haben!"

Apropos Abessinien!

In einem Wiener Ministerium sitzen zwei höhere Beamte Tisch an Tisch. Sie sind gute Freunde und, wie das bei guten Freunden so üblich ist, einer gelegentlichen kleinen gegenseitigen Neckerei nicht abgeneigt. Besonders seitdem es einen italienisch-abessinischen Krieg gibt, fehlt es nicht an Anlässen und Ursachen zu harmlosen Spötteleien; der eine der beiden ist nämlich mit seinem ganzen Herzen bei den Italienern, der andere wieder „druckt" unentwegt für Abessinien.

Eines Morgens findet der „Abessinier" auf seinem Schreibtisch die folgenden Spottverse:

Es lebe weit und breit der Italiener Macht,
Der Schwarzen Tapferkeit wird überall verlacht.
Es wachse mehr und mehr der Italiener Glück,
Der Abessinier Wehr ist eitel Mißgeschick.
Es leb' in stolzer Pracht der Italiener Krieg,
Der Abessinier Wacht ist gänzlich ohne Sieg!

Der „Abessinier" liest dieses Gedicht bedächtig durch, dann noch einmal — und lächelt. Ganz sonderbar lächelt er.

Nach einer kleinen Weile, währenddem sein Kollege gerade nicht zu ihm hinsieht, nimmt er verstohlen eine Schere zur Hand, schneidet das ganze Gedicht von oben nach unten in der Mitte durch und klebt dann die so entstandenen zwei Längsstreifen untereinander an.

Hierauf reicht er das Ganze seinem verdutzten Kollegen hinüber, der zu seinem immer größer werdenden Erstaunen folgendes liest:

Es lebe weit und breit
Der Schwarzen Tapferkeit,
Es wachse mehr und mehr
Der Abessinier Wehr,
Es leb' in stolzer Pracht
Der Abessinier Wacht.
Der Italiener Macht
Wird überall verlacht.
Der Italiener Glück
Ist eitel Mißgeschick.
Der Italiener Krieg
Ist gänzlich ohne Sieg:

Hans Gerdenius

Das einzige Mittel

Ein Herr, der jahrelang im Übermaß den Tafelfreuden gehuldigt hatte, war schließlich mit seiner Gesundheit so sehr am Ende, daß er einen berühmten Arzt konsultieren mußte. Dieser erkannte ohne weiteres den Grund der vielen Krankheiten, die sein Patient sich herangetrunken und -gegessen hatte, und sagte, nach einer eingehenden Untersuchung: „Zu heilen sind Sie noch; aber nur, wenn Sie sich genau an meine Verordnung halten." — „Das verspreche ich, Herr Professor! Was soll ich tun?" erwiderte der Kranke erfreut. — „Sie müssen ein Pferd stehlen oder was Ihnen sonst gerade ähnliches einfällt." — „Was? Ein Pferd soll ich stehlen? Da komme ich ja ins Gefängnis!" — „Ganz recht. Nur dort werden Sie die strenge Diät durchführen, durch die allein Ihr Leben noch zu retten ist." W.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg, mit Porto 95 Pfg. in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90

Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer

Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer

Ministerpräsident Göring K. Bauer

Reichspräsident v. Hindenburg K. Bauer

Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer

Albert Leo Schlageter K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10

Reichsminister Darré K. Bauer

Maçon

„Hat nicht schon Klopstock etwa über den Skisport geschrieben...?"
„Ach, diese langweiligen Sportlehrer mit ihren ewigen Theorien."

Das Gitter

Bei Mark Twain erschien eines Tages eine Delegation seiner Heimatsstadt mit der Bitte, er möge zur Errichtung eines neuen Gitters für den Ortsfriedhof ein Scherflein beitragen. „Dazu liegt doch gar kein Anlaß vor!" erwiderte der bekannte Humorist. „Die, die drinnen sind, kommen nicht wieder heraus und die, die draußen sind, wollen nicht hinein!" A. v. K.

Rußland

Genosse Iwan schlägt in der Genossenschaftsversammlung vor, eine „Petroleum- und Essigfabrik" zu gründen.

„Wie willst du das anfangen!" rufen die Genossen.

„Ganz einfach", erklärte Iwan, „ich kaufe einen Bohrer, mache ein Loch in die Erde, und dann wird schon das Petroleum hervorquillen..."

„Und wenn aber kein Petroleum hervorquillt?"

„Nun, dann ist es eben Essig!"

Paris

Premieren-Hausse in den Theatern. Nach dem ersten Akt eines sehr langweiligen Lustspiels treffen sich zwei Kritiker im Foyer des Theaters. Bevor sie sich noch begrüßt haben, gähnt der eine heftig.

Ruft der andere: „Dasselbe wollte ich Ihnen soeben auch schon sagen!"

Lest die „JUGEND"

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.
112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.
Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

Liebe Jugend

Im zweiten Schuljahr wird das Märchen vom „Wolf und Fuchs" gelesen. Die Stelle „der Fuchs wäre seiner gern ledig gewesen" ist zu erklären.

Frage: „Was bedeutet es, wenn jemand sagt: Er ist noch ledig?" Antwort: „Er hat noch keine Frau."

Frage: „Wie sagt man, wenn einer nicht mehr ledig ist? Was ist das Gegenteil?" Antwort eines Mädchens: „Er ist erledigt!" P. A.

Aus der Schule

Lehrer: „Welche Zeit ist das: ‚Ich werde schlafen gehen!?'"

Schüler: „Die unbestimmte!"

Lehrer: „Wieso denn?"

Schüler: „Ja einmal wird es 9 Uhr, ein andermal wieder 11 Uhr!"

Liebe Jugend

Bevor ich Ecke Hohenzollern- und Leopoldstraße in den Omnibus nach Bogenhausen umstieg, wollte ich mir bei dem an der Ecke stehenden Zeitungsmann noch ein Abendblatt kaufen, und gab ihm ein Fünfzigpfennigstück zum Wechseln. Während er umständlich das Wechselgeld aus seiner Tasche herauskramte, setzte sich der Omnibus in Fahrt und ich brummte halb vor mich hin: „Wenigstens ist mir der jetzt auch vor der Nas'n davon g'fahr'n!" Da schaut mich der Mann mit seinen treuen, wasserblauen Augen voller Entschuldigung an und meint: „is mir selba z'wida, Herr!"

*

In einen Wagen der Linie 3 stiegen vier Engländer, ein älteres Ehepaar mit seinen beiden erwachsenen Kindern. Der Vater verlangte in deutscher Sprache nach dem amerikanischen Reisebüro und der Schaffner, der wohl früher einmal irgendwie einen englischen Unterricht genommen hatte, sagte: „Oh yes — — do müass'ns am Schillermonument aussteig'n!"

Er zeichnete mit betonter Würde die 4 Fahrscheine und überreichte sie dann jeden einzeln, den 4 Fahrgästen. „One — two — three —" sagte er zu den ersten drei, den vierten Fahrschein streckte er zunächst wortlos hin, dann aber entfuhr es ihm unwillig: „Mera ko i halt nimma!"

Der Fachmann

Ein Witwer, der zum viertenmal heiratete, und zwar eine Frau, die auch schon zweimal verheiratet gewesen war, schrieb am Schluß der Hochzeitseinladungen:

„Wir rechnen bestimmt auf Ihr Kommen." Dies ist keine Dilettanten-Vorstellung!

Erkannt

„Sie halten Wisky gewiß für das beste Vorbeugungsmittel gegen Erkältungen?"

„Ganz recht! Aber woher wissen Sie das?"

„Ich habe Sie noch nie erkältet gesehen."

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene

Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

mit Buchschmuck von Bold

zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Gefährlich

„Mama, ich möchte mir gerne die Sonnenfinsternis ansehen!"

„Ja! — aber gehe nicht so nah ran!"

Anstrengend

„Was treibt eigentlich Lehmann?"

„Der hält Rennpferde!"

„Ist das nicht recht anstrengend, die Tiere dauernd zu halten?"

Flieger

Berger ist leidenschaftlicher Anhänger des Flugsports. Eine Dame, die davon nichts weiß, fragte ihn einmal:

„Na, Herr Berger, was interessiert Sie denn besonders?"

„Fliegen!"

„Was? Sammeln Sie die?"

O diese Kinder!

„Onkel, bist du eigentlich sehr teuer?"

„Wie kommst du auf eine solche Frage?"

„Weil Papa neulich sagte, er wird sich dich nächstens kaufen!"

Trauer

Er: „Heute nacht träumte ich, daß ich einem reizenden Mädchen einen Antrag machte!"

Sie: „Und was antwortete ich?"

Im kleinen Ort

„Na Junge, du bist wohl ein Eingeborener?"

„Nein — ich habe noch einen Bruder und zwei Schwestern!"

Die Feder

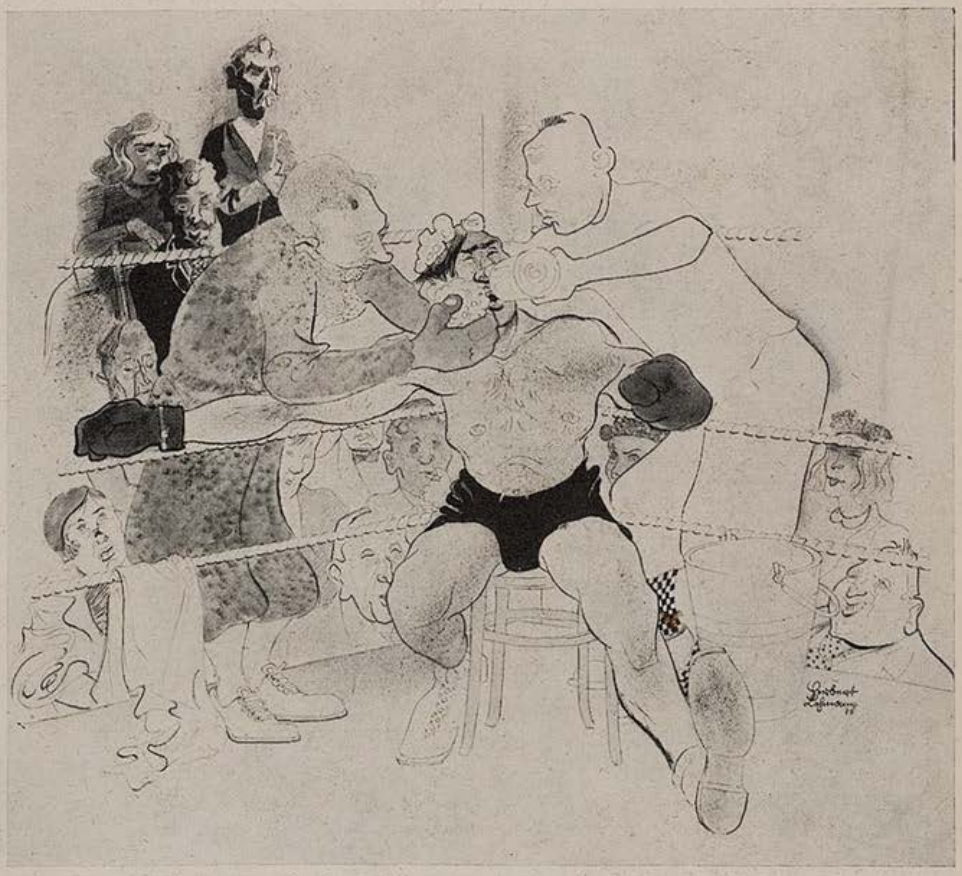
„Wo hast du denn den neuen Hut her?"

„Das ist ein Ertrag meiner Feder!"

„Bist du also endlich bei einer Schriftleitung angekommen?"

„Nein, ich habe meinen Goldfüllfederhalter verkauft!"

Lehmann



„Fassen Sie sich, Meister — bedenken Sie, was für kulturelle Güter auf dem Spiele stehen, wenn Sie verlieren."

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Fred Endrikats Post

Aus Nord und Süd und West und Ost
Kommt morgens, mittags, abends Post.
Durch Tropenglut und Alpenschnee
Bringt sie getreu ein Postboteh
Bis er erklärt: ich mag nicht mehr,
Ich bau mir einen Robotähr!
Und der Roboter wird gebaut,
Und ihm die Briefpost anvertraut!
In Tropenschnee und Alpenglut
Bewährte sich der Kunstmensch gut,
Nur immer bei dem Adressat
Allhier mit Namen Endrikat,
Da ließ der neue Briefträgähr
Den Kasten an der Türe leer
Und sprach, als man ihn dienstlich frug,
Warum er alles unterschlug?
„Vom Himmel hoch da komm' ich her
Doch nicht etwa als Robotähr!
Bloß Endrikat läßt wie er will
Den Ton falsch fallen auf die Sil —
Die Silbe, die ihn gar nicht hat,
Drum ließ ich auch für Endrikat
Die Briefe fallen, wie Sie sehn,
In einen falschen Briefkastehn!"
Sein Postrat, der dies nicht verstand,
Der pensioniert ihn kurzerhand.
Da stürzt als Postboteh a. D.
Sich der Roboter in den soeben frisch nachgefüllten Kleinhesseloher See! Wohl bekomm's!
Wird hier zu Motten und zu Rost,
Und Endrikat kriegt wieder Post!

Ernst Klotz.

Übermodern

„Ist Herr Pulato eigentlich ein moderner Maler?"

„Das will ich meinen; der stellt sogar den Tod nicht mehr mit der Sense, sondern mit der Mähmaschine dar!"

Im Stellenvermittlungsbüro

„Können Sie kochen? — — "

„Klar kenn' ick Kochen. Dat iss doch der olle Bazillenonkel. Sein Denkmal steht vor 't neue Tor."

Beziehungen

Fräulein hat Bubi beim Naschen ertappt und hält ihm jetzt die verdiente Standpauke:

„Weißt Du nicht, daß der liebe Gott alles sieht und alles bestraft? — Ich würde so etwas nie tun. Da hätte ich viel zu viel Angst vor seiner Strafe."

„Ja — — Sie vielleicht", meint der hartgesottene Sünder seelenruhig. „Aber ich nicht. Ich brauch' nicht. Mein Onkel ist Pastor."

Alter

„Wie alt wohl Fräulein Ilse ist!"

„Ich weiß es nicht, aber ich glaube, sie ist schon ziemlich alt, weil man bereits immer zu ihr sagt: „Wie fabelhaft jung Sie aussehen!"

Romeo

Hausfrau: „Und noch eines, Lina, einen Romeo dulde ich nicht in meiner Küche!"

Das neue Mädchen: „Kommt auch nicht in Frage, gnä' Frau! Mein Bräutigam heißt Fritz!"

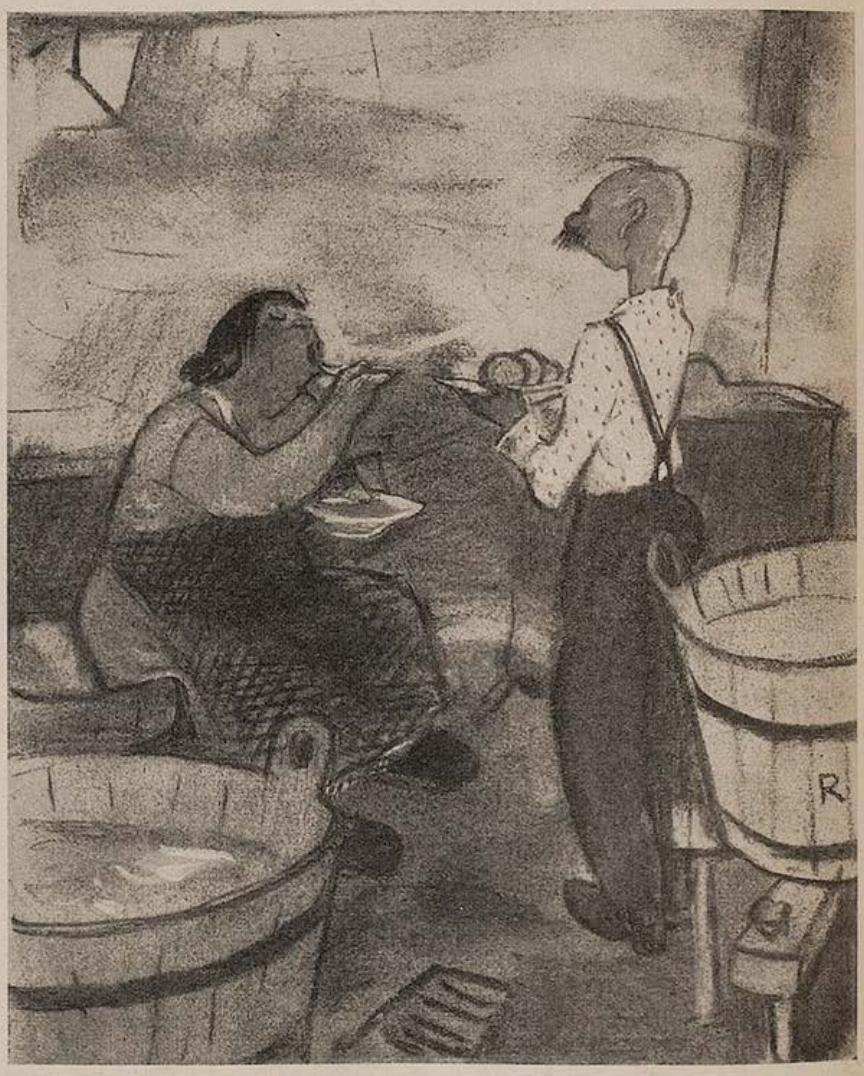
Ah so!

Müllers scheinen sehr gut verheiratet zu sein, Sie sagt immer —, ihr Mann sei das Licht des Lebens!" — „Wahrscheinlich, weil er — — nicht ausgehen darf!"

Ehegespräch

Sie: „Immer bist du betrunken! Du warst sogar betrunken, als du mich heiratetest."

Er:: „Ja, Total betrunken!"



Der Waschtag — Rudolf Kriesch

DIE FOTO-SEITE

Perspektive ist Ausdrucksmittel

In unserer Abhandlung „Immer wieder: Der Mensch" kamen wir schon kurz darauf zu sprechen; da aber die Frage der Perspektive von so ausschlaggebender Bedeutung ist und allzu leicht vernachlässigt wird, müssen wir uns noch etwas genauer damit befassen.

Es gibt in der Fotografie ganz bestimmte Ansichten, die vor langer Zeit einmal aufgestellt wurden und sich bis heute völlig unbegründet erhalten haben. Wir begegnen ihnen in Lehrbüchern, wo sie gewissermaßen als kategorischer Imperativ wirken. Man fotografiere aus Augenhöhe — so lautet solch ein Satz mit der Begründung, daß das fotografische Bild unserem Blickpunkt entsprechend eingefangen werden müsse. Es wird hierbei ganz das gestalterische Moment übersehen und der so schädlichen und immer noch so weit verbreiteten Ansicht vom fotografischen Bilde als objektive Reproduktion der Wirklichkeit gedient. Es gibt für diese einseitige Ansicht große Fanatiker. Spiegelreflex-Einrichtung und Brillantsucher sind in ihren Augen nutzlose Dinge, weil sie zur Abweichung von der so heiligen Regel zwingen. Anderseits aber gehen die gleichen Vertreter der objektiven Richtung an dem wesentlichen Punkte vorbei, der unserer Lichtbildkunst eben doch ein abstraktes Merkmal aufsetzt: Wir halten Helligkeitswerte fest, nicht aber primär Farben und Formen. All das entsteht erst durch das Licht. So also wäre zu erkennen, daß die Fotografie gar nicht so objektiv ist, wie sie scheint. Und eng mit dieser Erkenntnis verknüpft ist die Suche nach Ausdrucksmöglichkeiten, die im Rahmen fotografischer Darstellung liegen, wozu im besonderen auch die richtige Perspektive gehört.

Bei der Wahl unserer Motive legen wir an die Gegenstände einen Wertmaßstab. Sie können uns voller Bedeutung, Eindruck und Freiheit oder gebunden, begrenzt und abhängig erscheinen. Das sind zwei gegensätzliche Formen, die wir immer wieder antreffen. Suchen wir nach einer symbolischen Deutung, so finden wir sie für den Inhalt des Freien in einem Aufstreben, in Großfigürlichkeit und Isolierung, für den Inhalt des Gebundenen in einer Wechselwirkung zweier Momente und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit. Unter diesem Maßstab wird das äußerlich Unscheinbare gewaltig und das äußerlich Gewaltige unscheinbar, wenn in seinem Wesen eine ganz andere Note liegt, als nach außen hin erkennbar ist. Hier spielt unser Empfinden eine wesentliche Rolle, und es kommt darauf an, nicht nur die äußere Gestalt zu sehen, sondern auch ihren wahren Inhalt zu erkennen, der hinter dieser Gestalt liegt.

Es wird wichtig sein, unsere Darlegungen an zwei Beispielen näher auszuführen, damit ihre Bedeutung anschaulich wird.

In unserer Baumstudie ist die junge Pappel zum Beherrschenden geworden. Frei steht sie im Bildfeld und ragt in den Himmel hinein. Die schräge Lage, in die sie vom Winde gebracht wird, gibt dem Bild Leben und Jugend, ein Dennoch findet seinen Ausdruck.

Der Baum sieht in der Aufnahme bedeutend aus. In Wirklichkeit aber handelt es sich um eine kleine Pappel, die nicht einmal zwei Meter groß ist. Im Foto wird sie zu einem Wesen voll Kraft und Leben, erscheint gewaltig. Somit wäre hier dem Einwand „Die Fotografie lügt!" eine Tür geöffnet, und ganz sicher wird dieses Schlagwort hier und da kommen. Aber überlegen wir doch einmal: Lügt die Fotografie hier wirklich? — In diesem Falle doch sicher nicht. Hier findet ja nur eine Ausdruckssteigerung statt, es geht um einen gewissen Expressionismus oder um verstärkte Impression. Jedenfalls ist damit das Wesen des Baumes erkannt und wurde die eigentliche Hauptsache zur Darstellung gebracht. Das ist fotografisches Gestalten!

Mittel dieser Ausdruckssteigerung war in unserem Falle eine tiefe Perspektive. Das Objektiv der Kamera befand sich nur rund 10 cm über dem Erdboden. Deshalb haben wir auch den tiefen Horizont, den nur angedeuteten Erdboden und den so weiten Himmel mit seinen leichten Wolken, die sich gut dem Inhalt angleichen.

Beschreiten wir jetzt den entgegengesetzten Weg, geben wir also der Kamera einen hohen Standpunkt, so tritt die umgekehrte Wirkung ein. Der Himmel verschwindet fast oder ganz, der Erdboden gibt Hinter- oder besser Untergrund, wie wir es in unserem zweiten Foto finden. Damit tritt das Moment der Freiheit zurück und seinen Platz nimmt Gebundenheit ein. Der Wagen, der über das Pflaster rollt, die Haltung des Pferdes, insbesondere des Kopfes dieses pflastermüden Tieres berichten von einer Begrenzung ihrer Möglichkeiten. Nur eine Bewegung auf dem Untergrund, also in waagerechter Richtung, ist möglich und wird im Foto ausgedrückt durch die diagonale Stellung von Pferd und Wagen. Aber es fehlt ein Wachstum nach oben, in die Höhe.

So erkennen wir einen Zusammenhang zahlreicher Faktoren in einem Bilde. Es kommt nicht allein auf die Technik an, sondern es gehört auch dazu, daß wir diese Momente schon während der Aufnahme empfinden. Empfindung heißt hier nicht Formulierung; es ist schlechthin das, was vielfach als „fotografisches Sehen" bezeichnet wird. Es steht also über aller Technik und baut sich auf Erfahrung auf. Nicht wahlloses Knipsen führt zu ihm, sondern systematisches Arbeiten an bestimmten Aufgaben, an denen man sich bis zu einem gelungenen Abschluß versucht.

SCHENKEN SIE IHREN FREUNDEN
EIN ABONNEMENT AUF DIE
„JUGEND"

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V.J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

1000 Jahre später

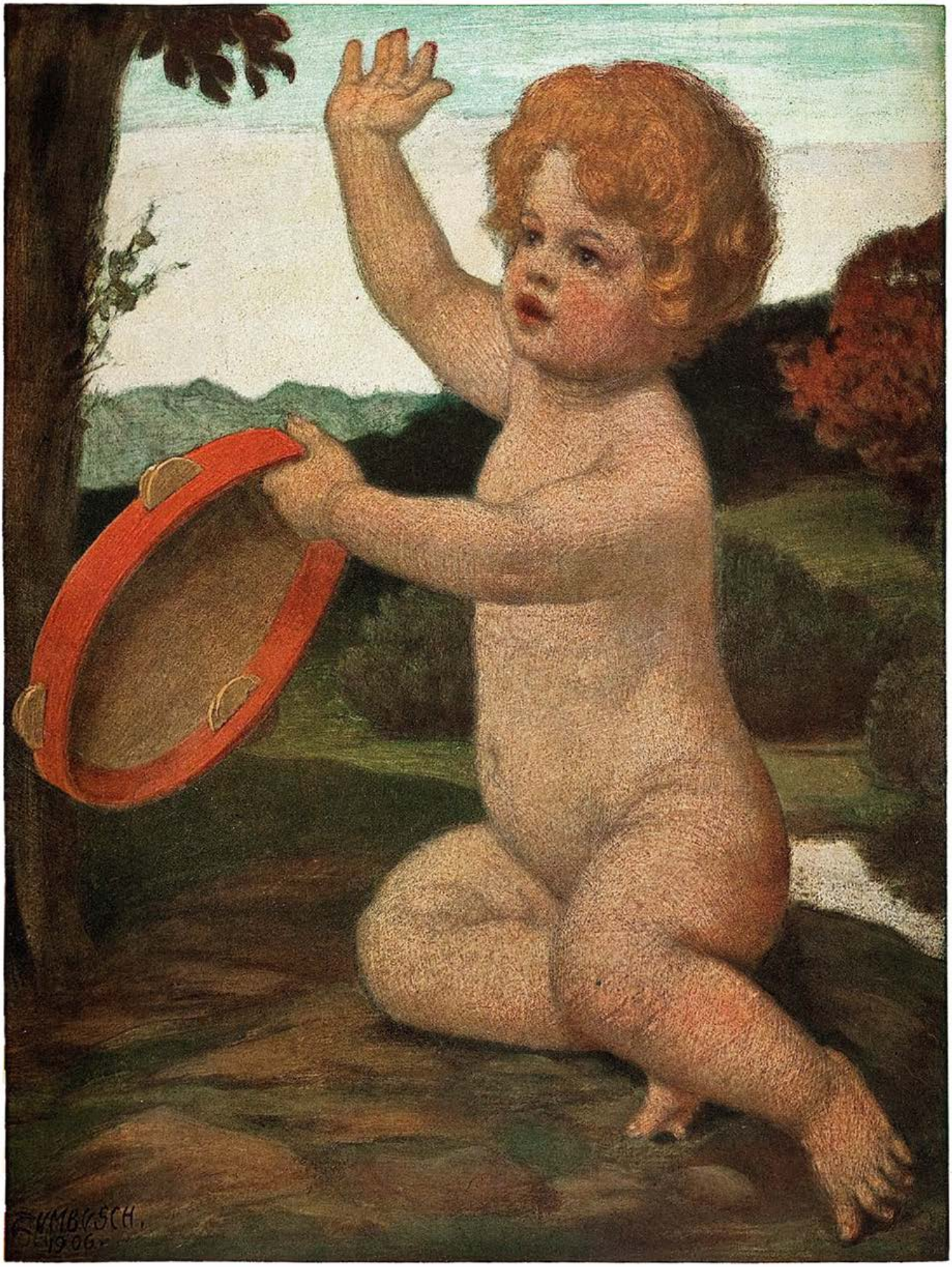
Anton Leidl

Olympiadische Überbleibsel

PREIS 60 PFENNIG

JUGEND

MÜNCHEN 1936 / NR. 11



Putte

Ludwig v. Zumbusch †

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 11

Griechische Windmühle R. Seewald

DAS FEUER

VON HANS FRANCK

Da ich aus Todesfernen in das Land
des Lebens wieder heimgefunden, stand
— als ob Natur um meine Seele wüßte —
dort, wo die Erde ihre Hügelbrüste
dem Himmelbräutigam entgegendehnte,
bis seine Wange zu ihr hin sich sehnte,
ein Feuer, jung und edel, stark und klar,
wie keines ich gesehen all mein Jahr.

Die Felder rings von Sonnenfrüchten leer,
urtief der See wie herbstbesonntes Meer,
darüber unermeßlich blaue Bläue,
die aus dem Schoß der Ewigkeit aufs Neue
mit jedem Atemzuge ward geboren,
bevor von ihrer Reinheit sich verloren
das flüchtigste, das winzigste Atom.
Stille verrauschte silbern wie ein Strom.

Das junge Feuer, das am fernen Rand
des Horizontes stark und gläubig stand,
genährt von dürrem ausgelebtem Leben,
nur nützt noch, es dem Tode hinzugeben,
das Feuer ließ gen Gott empor im hohen
Dome des Morgens seine Flammen lohen
und — dienstbar diesem so wie jenem Reich —
war es Vernichtung und Geburt zugleich.

Aus seinem goldnen Haupt entsprang ein Rauch,
licht, leicht und luftig wie des Atems Hauch;
ein Nichts zunächst, ein Wähnen, ein Gedanke,
ein hinundhergewiegtes Traumgeranke;
dann aber — ins Leibhaftige sich wandelnd,
und nun mit Wissen und mit Willen handelnd -
hineingeboren in die Menschenzeit,
dem Schicksal untertan zu Glück und Leid.

Das Feuer riß sich höher himmelan.
Steil stieg der Rauch; entwirbelte, entrann
in reinster Weiße irdischen Geländen.
Doch als er sich vermaß, sein Los zu wenden
und einzugehen in die helle, hehre
Unwägbarkeit, da war es nichts als Schwere,
und gleich zerwehten Fetzen, fahl und grau,
hing er im schwerelosen heiligen Blau.

Er wußte keinen Weg ins Nichts hinaus,
fand vom Unendlichen nicht heim nach Haus,
hing überm See in wirren, dunklen Ballen,
hing da — —, hob sich nicht auf, ließ sich nicht fallen;
bis Gott sich des Verlassenen erbarmte
und eine Wolke sandte. Die umarmte
Feuer und Rauch; und jenseits ihres Scheins
war Erd und Himmel, Tod und Leben eins.

Kanallandschaft — Hermann Fricke

MOTORRAD, ERSTE MARKE...

VON WILHELM AUFFERMANN

Ich wohne in einer Kleinstadt, in einer ruhigen Gasse.

Vor zwei Jahren bog einmal ein Fahrrad ein — der Fahrer hatte den Weg verfehlt und kehrte sofort um — das war aber auch alles. Dann schiebt noch jeden Dienstag- und Donnerstagmorgen die Milchfrau ihr Wägelchen ins Gäßchen. Mittags zieht sie es wieder heraus.

Woher das kommt? Man muß das doppelt verstehen: bis hierhin, weiter gehts auch im menschlichen Leben nicht mehr. So eine Gasse ist das. Verstehen Sie mich? Eine abfallende Sackgasse!

Und finden Sie es nicht auch für sonderbar, daß ausgerechnet unser Prikopa in der Lotterie gewinnt? Wir gönnten es ihm aufrichtig, schon vorwegen der Nachbargasse, die immer so hochnäsig tut, weil sie normale Enden hat. Ehrlich stolz aber waren wir, als er sich ein Motorrad kaufte. Der Okkultist aus dem Sechserhaus vermittelte die Sache. „Achtzig Mark die ganze Maschine, erste Marke, und nur zwei Monate gefahren . . .", sagte er mit Brustton und hielt die Hand aufs Herz. „Nur wegen Todesfall . . ." Weiß der Teufel, wie er auf den Gelegenheitskauf kam, anscheinend kannte er die Witwe. Und wie gesagt, Prikopa, der Glückspilz, konnte es sich leisten.

Das war ein aufregender Tag, als wir die Maschine holten. Uneigennützig hatte uns die Milchfrau ihr Wägelchen geborgt. Selbst der Okkultist zog persönlich an der Deichsel. Als wir zurückkamen, lief die ganze Gasse zusammen, um das Wunderwerk zu bestaunen. Oh Mensch, was hast du doch alles drin im Kopf!

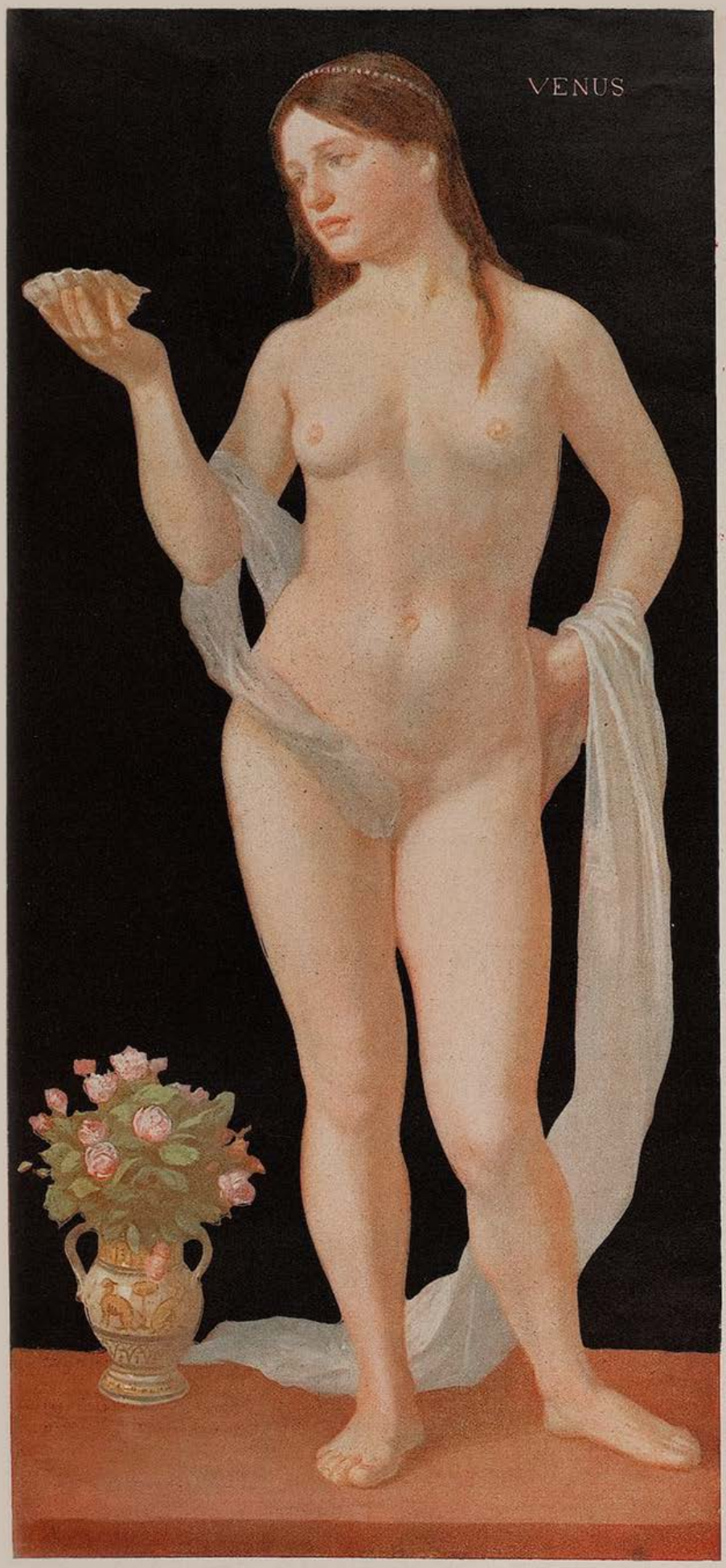
Der mit Ehrfurcht bewunderte Prikopa, er trug eine große Skibrille, wischte andächtig mit einem Lappen herum, war zufrieden und drückte feierlich dem Okkultisten die Hand. Und da sahen wir tatsächlich, daß die Verkehrstechnik etwas auf sich hat, was für eine fabelhafte Sache diese Marke ist. So eine Maschine hatte noch keiner gesehen. Die Stangen so dick wie Pumpenschwengeln, die Schrauben und Hebel waren nicht zu zählen. Alles noch neu. Und dieser unglaublich niedrige Preis.

Von allen Seiten untersuchten wir die Maschine. Nicht zu begreifen, daß man sie mutterseelenallein in sausender Fahrt bedienen konnte.

Da frug Prikopa: „Weiß jemand, an welcher Stelle ich drücken muß?"

Da es keiner wußte, trat ein Jüngling hervor, sicher ein Spion der neugierigen Nebengasse, und erklärte zu unserer Beschämung: „Erst den ersten Hebel, dann den zweiten und dritten: — Ich will es probieren."

Was sollten wir machen. Schließlich gestatteten wir es, schlossen aber einen dreifachen Kreis.



Der Spion ging bedächtig um die Maschine herum und schnüffelte klug: Als er aber dann vorne die Hebel zählte, kam er in Aufregung: „Über ein Dutzend Hebel, ist denn so etwas möglich?!" Verwirrt durch seine Unkenntnis, flüchtete er in seine Gasse zurück.

Stolz schlug uns das Herz bis zum Hals.

Ein anderer, ein Individualist mit ungeschnittenem Haar, probierte es. Besah sich ebenfalls alles genau, strich dann nachdenklich über die Stirn und suchte gewählte Worte — schwieg. Verlegen ging auch er.

Da zog der Okkultist einen logischen Schluß: „Wenn wir alle Hebel gleichzeitig drücken, muß auch der erste Hebel dabei sein." Auf Kommando drückten wir sämtliche Hebel, drehten an jeder Schraube — die Maschine rührte sich nicht.

„Wißt ihr was", rief der bewunderte Prikopa, „wir holen den Notgeldsammler!" Das war eine Idee. Der Notgeldsammler, er ist Schneider im Zwölferhaus, liest täglich eine Zeitung. Wir hatten Glück. Er habe schon einmal eine Gebrauchsanweisung gelesen, sagte er, und ließ sich nicht lange bitten. Kam mit.

Ach, aber auch er gebärdete sich hilflos vor dieser Maschine. Das einzige, was er uns zeigen konnte, war die Hupe. Immerhin etwas: „So klingen die Trompeten von Jericho!" sagte er ernst. Wir sprangen vor Freude.

Nach einer Viertelstunde Huperei — man konnte den Notgeldsammler nur mit brutaler Gewalt entfernen — gingen wir ganz entschlossen vor. Würden es dem Biest schon zeigen. Wir setzten den vielbewunderten Prikopa auf den Sattel, stülpten ihm die Skibrille über die Nase, und schoben hinten an. Bergab, dem Gassenanfang zu. Es ging ziemlich leicht und immer schneller. Der Uhrzeiger wackelte sofort von 0 auf 10. Genial. Wir waren tatsächlich zehn Mann. Selbst der Okkultist war baff. Wir blieben stehen und schrien dreimal „Hurrah, Prikopa!"

Der Prikopa aber hatte vorher in seinem Glück getrunken. Als es nun mit Volldampf immer schneller bergabwärts geht, überquerte gerade ein Mann die Straße. Prikopa sieht ihn doppelt — und wollte mitten durch. Da war das Unglück schon geschehen.

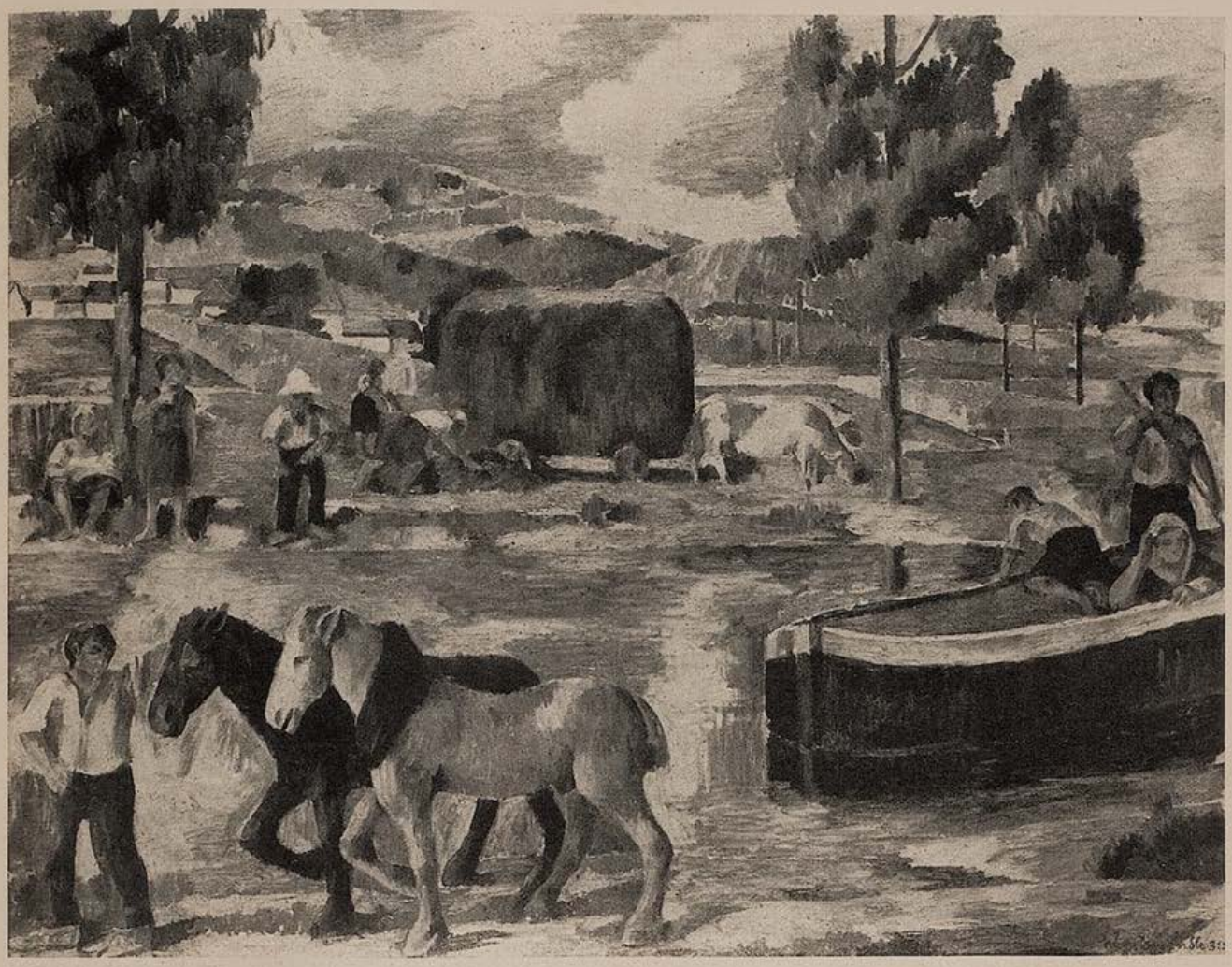
Der Mann schrie wie eine Katze.

Ein Schutzmann kam gelaufen. Wir klapperten vor Entsetzen mit den Zähnen.

Dem Mann war weiter nichts passiert, aber von Prikopa und der Maschine hatte sich allerhand gelöst.

Der Schutzmann ging wieder fort. Mit dem Verunglückten. Mit Prikopa und der Maschine.

Sie können sich denken, wie wir uns zwei Stunden später auf das Abendblatt des Notgeldsammlers stürzten. Erstens waren wir neugierig, wo denn Prikopa — dem wir nie über die Hutschnur trauten — wirklich das Geld her hatte, und zweitens, was für eine Strafe er wegen dem Unglück ausfaßte. Aber besonders freuten wir uns schrecklich, einmal den Namen unserer Sackgasse in der Zeitung zu lesen. Aber nicht eine Zeile fanden wir. Die Redaktion unterschlug uns glatt der Öffent-



Oberrheinische Landschaft — Hugo Troendle

(Ausstellung „50 Jahre Münchener Landschaftsmalerei")

Ufer

Von Hans Graven

Blau dringt der Strom in mich ein,
in meinen Adern drängt sein Wellenschlag.
Die Ufer ruhen, silbern von Weiden. So mag
auch meinem Herzen Antwort und Grenze sein!

Schiffsleiber tanzen farbig im blitzenden Netz
aus drehendem Nebel und zitterndem Strahl.
Hinter des Himmels herbstblauem Seidenschal
verbirgt sich auch meines Blutstroms Gebot und Gesetz

Ferner Berge schwingender Gesang
taucht leise herüber in das silberne Gerausch:
Zarte Grenze dem Strom und des Herzens Gang
in frommem, erlösendem, ewigem Tausch!

---

lichkeit. So eine Enttäuschung. Lediglich ein Benzin-Inserat fanden wir auf der letzten Seite. „Benzin!" Ach Gott, Benzin, da hatte tatsächlich niemand daran gedacht. Sogar der Okkultist hatte darauf vergessen.

Als wir noch so disputierend um die weinende Frau Prikopa standen, hörten wir plötzlich so eine Jericho-Trompete. Es schnitt uns tief ins Herz, denn wir dachten sofort an eine neidische Nachbargasse, die nun auftrumpfen wollte. Vielleicht hatte da auch einer „in der Lotterie gespielt". Aber da sahen wir schon, daß es anders war und trauten kaum unseren Augen. Prikopa kam um die Ecke. Ja, wirklich, unser Prikopa. Ohne Scham, wie nur ein rechter Mensch geht. Seine Frau machte einen Schrei der Erlösung und fiel um. Und alle waren wir froh, daß wir nichts Dunkles geglaubt hatten.

„Der Okkultist ist ein Trottel", brüllte er, „die Hupe ist das Einzige, was auf die Straße darf. Außerdem hätte man einen Fahrschein gebraucht. Den gibts aber nicht auf so eine Maschine!"

Der Okkultist war nirgends zu sehen, obwohl er noch soeben da war.

So kam es, daß anderntags doch noch unsere Sackgasse in die Zeitung kam. Prikopa inserierte: „Motorrad, erste Marke, zwei Monate und einen Tag gefahren, abzugeben. Preis nur achtzig Mark."

In Scharen liefen sie herbei. Prikopa führte sie in die Gemeindegarage, wo die Maschine zwangsweise steht. In Scharen liefen sie fort.

— — — — — — —

Jeden Donnerstagnachmittag trifft sich unsere Sackgasse in der Garage. Von zwei bis vier Uhr sind stille Stunden. Dann fahren wir abwechselnd im Kreis. Der Direktor hat es uns erlaubt.

Auch der Okkultist kommt mit. Schließlich meinte er es gut. Er fährt zusammen mit dem Notgeldsammler. Der Individualist tröstet dann die Witwe, deren Mann ursprünglich das Motorrad gehörte. „Nur zwei Monate ist der Ärmste darauf gefahren . . ." jammert sie dann, „dreißig Jahre hatte ich es im Schlafzimmer stehen. Es erinnerte mich so an ihn. Haltet es doch in Ehren!" Und sie ringt die Hände.

„Ja", nickt dann Prikopa stolz mit dem Kopf, „es ist die e r s t e Marke!"

Ähnlichkeit

Redakteur: „In einem Punkte kann man Sie mit unseren besten Autoren vergleichen."

Junger Schriftsteller: „Wirklich?"

Redakteur: Ja. Sie benutzen dieselben Interpunktionszeichen.

Aktstudie — Julius Hüther

Neues über Hans Thoma

Kleiner Beitrag zur Kunstgeschichte

In Nummer 7 des „Ärzteblattes für Bayern" referiert ein offenbar in Straubing praktizierender Landarzt über das Thema „Grundsätzliche Einstellung zum ärztlichen Beruf". Daß es dabei ohne Seitenblicke auf rassische Belange nicht abgeht, versteht sich und liegt auch ganz im Rahmen der Handlung. Daß uns dabei aber auch kunsthistorische Streiflichter verabreicht werden, ist gewissermaßen ein Übriges, das der Herr Doktor tut, nicht nur, um zu beweisen, daß er auch von Malerei was versteht, sondern, um endlich einmal mit dem alten Vorurteil, Hans Thoma sei ein großer deutscher Künstler gewesen, aufzuräumen; und das geschieht auf folgende Weise:

Jeder macht eben aus dem Beruf das, was er aus ihm kraft des in ihm wirksamen Gesetzes machen muß. Ein Beispiel aus der Malerei möge dies erläutern: Die Darstellung des Heldischen ist ein beliebter Vorwurf: Betrachten Sie: Hans Thoma, Ritter mit dem Drachen! Der Drache, nicht viel größer als ein sechzehnpfündiger Hecht, der Kopf des Drachen nicht viel länger als der Fuß des Ritters. Das Gesicht des Ritters, soweit man von Gesicht sprechen kann, ostisch formlos. Die Bewaffnung des Ritters eine sehr lange Lanze, die gar nicht ganz ins Bild aufgenommen ist, aber kein Schwert! Der germanische Drachentöter schlägt aber den Drachen mit dem Schwert. Wie erklärt sich das Bild? Hans Thoma war vorwiegend ostischer Mensch, nicht nur leiblich, sondern auch seelisch: Er war unfähig, das Heldische sowohl wie den deutschen Wald darzustellen. Daher mußte der Drache so klein ausfallen, daher die lange Lanze, weil damit die Entfernung vom Feind größer ist; auf Klingenlänge dem Gegner gegenüberzustehen, ist für den Ostischen ein äußerst unsympathischer Gedanke; Held Siegfried schlägt den Drachen mit dem Schwert, das ist für den Nordischen selbstverständlich. Durch eine günstige Presse ist Hans Thoma als deutscher Maler gepriesen worden, und wehe dem, der sich gegen solche Meinung auflehnte. Betrachten Sie dagegen Dürers Ritter, Tod und Teufel! Straff und aufrecht Reiter und Pferd, fest die Zügelführung, Abstand gegen die Umwelt; sie wird nicht gefragt, es geht nur dem Ziele zu, immer zum Kämpfen bereit. Welch ein eindruckvoller Unterschied gegen den Ritter mit Drachen, wie anschaulich der rassische Unterschied in beiden Bildern! Beide Künstler deutsche Maler, jeder nach dem in seiner Brust wirkenden Rassengesetz sehend und darstellend. Genau so ist es mit dem ärztlichen Beruf: Jeder handelt so, wie es in seinem Innern bestimmt ist.

Sachen gibts! AWR.

Landschaft v. Velden

HISTORISCHE MINIATUREN

Völkerrecht

Jemand pries einmal die Reize eines nichts weniger als schönen Fräuleins vor Nestroy und dieser fragte sofort:

„Warum machen Sie denn Ihre Ansprüche auf diese wunderbare Schönheit nicht geltend?" —

„Mit welchem Rechte könnte ich das tun?" erwiderte der Andere.

„Ganz einfach nach dem Völkerrecht", sagte jetzt mit ernster Miene Nestroy, „— und zwar als der erste Entdecker derselben!"

Die Genugtuung

Bernard Shaw behauptete einmal in einer französischen Gesellschaft, eine vernünftige Veranlassung zum Duellieren sei gar nicht denkbar.

„Schön, mein Herr!" rief da ein Offizier, „aber was würden Sie tun, wenn Ihnen jemand ins Gesicht sagte: „Sie lügen!"?"

„Was ich tun würde?" entgegnete Shaw. „Ich würde ihn bitten, es zu beweisen. Beweist er es nicht, wäre er der Lügner, beweist er es aber, muß ich als Lügner die Beleidigung einfach einstecken."

Künstlereifersucht

Von Cherubini, dem großen italienischen Komponisten (1760 — 1842), dessen unter deutschem Einfluß entstandene Oper „Der Wasserträger" noch heute gegeben wird, behauptet man, daß er einer der eifersüchtigsten Künstler war. Als er einmal der Uraufführung der neuesten Oper eines Kollegen beiwohnte, deren ersten beiden Akte beim Publikum wachsenden Beifall fanden, versank er immer tiefer in düsteres Schweigen. Im dritten Akt flaute der Beifall jedoch schnell ab, und schließlich wurde ein Duett vom Publikum eisig zurückgewiesen. Nun begann der Maëstro — zum Erstaunen seiner Freunde — rasend zu applaudieren. Einer fragte ihn: „Gefällt dir denn dieses stümperhafte Machwerk wirklich? Es ist doch das armseligste Duett in der ganzen Oper!" — „Du Narr!" antwortete Cherubini mit echter Naivität, „applaudierte ich nicht, so würde er es doch sicher aus seiner Oper herausstreichen!"

Der Gelehrte

Die Frau des großen Botanikers setzte die Schüssel mit einem herrlichen Pilzgericht auf den Tisch und sagte zu ihrem Manne: „Komm, Aristoteles, wir wollen essen!" Aber der Gelehrte erwiderte zärtlich: „Nein Luzinde, diese Pilze habe ich für dich ganz allein gesucht; du sollst sie deshalb auch ganz allein verzehren." Seiner Frau war dies nicht unangenehm, und sie ließ sich nicht lange bitten. — Am anderen Morgen fragte der Gelehrte seine Frau sehr interessiert: „Nun, wie sind dir die Pilze bekommen?" — „Ausgezeichnet!" — „Hattest du gar keine Beschwerden?" — „Nicht die geringsten!" — „Hurrah!" rief der Gelehrte aus. „Dann gehören diese Pilze also wirklich einer eßbaren Pilzart an, und Kollege K. hat unrecht!"

Erkenntnis eines Gelehrten

Als der große Naturforscher Charles Darwin (1809—1882) einmal den Besuch des Lord Wilton erhielt, war dieser überrascht über das sehr einfach eingerichtete Arbeitszimmer des Gelehrten, das jeder Ausschmückung entbehrte. Sich darin umschauend, sagte er: „Ich sehe, daß sie das Nützliche dem Angenehmen vorziehen. — „Weil ich nichts Angenehmeres kenne als das Nützliche", erwiderte der Gelehrte.

Akropolis I — Richard Seewald

Genies am laufenden Band

Von Wilhelm Lichtenberg

Man erinnert sich vielleicht noch. Vor drei Jahren trat der russische Professor Makanoff mit der sensationellen Mitteilung vor die Öffentlichkeit, daß es ihm in jahrzehntelanger Forscherarbeit gelungen sei, das Geheimnis des menschlichen Genies zu ergründen. Der Fall liegt — wie gesagt — schon drei Jahre zurück, und ich will dem Gedächtnis meiner Leser etwas nachhelfen.

Professor Makanoff behauptete also, daß jene besonders sensationellen Eigenschaften, die unter Millionen Menschen ein einziges Exemplar als Genie herausheben, beliebig auf jeden, ausnahmslos auf jeden Menschen überpflanzt werden können. Das Genie liege an einer von ihm entdeckten Stelle des Hirnanhanges und bestehe in einer bestimmten Verdickung der Substanz, die — durch eine kleine und völlig ungefährliche Operation — an jedem Lebewesen dieser Schöpfung vorgenommen werden könne. Das heißt also —aus der Sprache der Wissenschaft auf eine einfachere Formel gebracht —, daß jeder Mensch, auch der minderbegabte, ja sogar der Kretin, ein Genie werden könne, wenn er sich bei Professor Makanoff dieser kleinen Operation unterzöge. Oder noch deutlicher: Professor Makanoff sei imstande, Genies am laufenden Band zu erzeugen.

Man wird zugeben müssen, daß Makanoffs Entdeckung geeignet war, unsere alte Erde von Grund auf zu revolutionieren, sofern sich eben seine Behauptung von den Genies am laufenden Band als stichhaltig und wissenschaftlich fundiert herausstellte. Denn was, so sagten sich alle, könnte ein Geschlecht der Menschen leisten, wenn es durchwegs, oder zum größten Teile, aus Genies bestünde, wie müßte diese Welt in kürzester Zeit aussehen, wenn sie nicht mehr unter den Hemmungen und Einflüssen der Durchschnittsexemplare zu leiden hätte, wie glücklich könnte eine Menschheit werden, wenn jeder einzelne zu Höchstleistungen befähigt wäre.

Trotzdem nahm man die Entdeckung Makanoffs mit äußerster Skepsis auf. Begreiflich. Die großen Taten in der Geschichte der Menschheit sind immer belächelt worden — bestenfalls —, wenn sie nicht gar mit Pech und Feuer verfolgt wurden.

Die Tierversuche des großen Forschers — die ja jeder medizinischen Entdeckung vorausgehen müssen — fielen freilich glänzend aus. Auf einem Kongreß der Neurologen, der 1934 in Lissabon stattfand, führte Professor Makanoff einige Vierfüßer vor, die sich nach der Makanoffschen Operation am Hirnanhang befanden, und erzielte damit allgemeine Verblüffung.

Tiere als Genies? Warum nicht? Auch der tierische Intellekt kann zum genialen Stadium gesteigert werden. Es kommt eben nur auf die kleine Verdickung der Hirnsubstanz an.

So zum Beispiel führte Professor Makanoff in Lissabon ein Kaninchen vor, das bereits als Genie gelten konnte. Dieses Kaninchen lebte in glücklichster Ehe mit einem Männchen, vollkommen monogam, und hatte in sechs Monaten nur einem einzigen Jungen das Leben geschenkt. Das Merkwürdigste war aber das Fell dieses genialen Kaninchens; es glänzte wie Chinchilla und hatte auch alle spezifischen Eigenschaften dieses hoch im Preise stehenden Edelfelles. Nach dem Hinscheiden von ungefähr zwanzig genialen Kaninchens würde man also aus ihren Fellen nicht mehr das billige Seal canin, sondern einen wundervollen Chinchillamantel verfertigen können.

Ganz selten war auch die Metamorphose, die nach der Operation mit einem kleinen Meerschwein-Weibchen vorgegangen war. Es wählte in Modesalons die geschmackvollsten Toiletten aus, schminkte sich hochmondän, wenn es unter Leute geführt wurde, spielte vollendet Bridge und hatte einen Flirt, den es seinem Meerkater auf die raffinierteste Weise verheimlichte.

Gar nicht zu reden von dem operierten Rhinozeros, das Schlagertexte verfaßte, die man sofort in der ganzen Welt sang und ihrem Verfasser Unsummen eintrugen.

Diese Lissaboner Vorführungen erregten gewiß das Staunen der gesamten Fachwelt. Wie sollte Professor Makanoff aber Menschen dazu gewinnen, sich den Hirnanhang verdicken zu lassen, um über Nacht Genies zu werden? Und wenn er nicht in der Lage gewesen wäre, den homo sapiens mit der Durchschnittsintelligenz vorzuführen, der durch die Operation über Nacht zum Genie erwachte, hätte seine sensationelle Entdeckung — am Tier überraschend ausprobiert — jeden praktischen Wert verloren.

Aber man weiß ja, wie schwer die Menschen für medizinischen Neuerungen zu haben sind. Man erinnert sich wohl noch, wie mühsam die Blatternimpfung durchzusetzen war, welche Schwierigkeiten der geniale Koch zu überwinden hatte, wie Semmelweis verlacht und angefeindet wurde. Nicht besser ging es — trotz allem — unserem Professor Makanoff.

Nur zwei Menschen fanden sich, die bereit waren, sich der Operation zu unterziehen. Ein Mann namens Krautschneider und ein Schriftsteller Pollessan. Sie legten sich unter das Messer Makanoffs und waren bereit, Genies aus sich machen zu lassen.

Wer waren diese beiden? Nun, Krautschneider, Michael Krautschneider, war ein kleiner Hausierer gewesen, der durch die Dörfer

Schneemann weint

Von Fred Endrikat

Die Sonne lacht. Der Schneemann weint.
Sie hat es gut mit ihm gemeint.
Nun schmilzt er bis zum letzten Rest.
Es säuselt leise aus Südwest.
Das Eis am Giebel tropft und taut.
Der Schnee am Weg ist sanft ergraut.
Bald kommt der Frühling über Nacht.
Der Schneemann weint. Die Sonne lacht.

zog, um den Bauern plumpe, wertlose Holzschnitzereien anzuhängen, die er nicht einmal selbst zu erzeugen vermochte — dazu fehlte ihm die Handfertigkeit —, sondern die er von gerissenen Händlern bezog. Ab und zu gelang es ihm ja, ein solches Stück um winziges Geld abzusetzen, aber es war alles in allem ein Leben, das kaum lebenswert erschien. Tagsüber wanderte er über Landstraßen, nachts schlief er in Scheunen und zwischendurch ließ er sich von erbosten Bauern die Treppe hinabwerfen. Seine Begabung reichte eben zu nichts mehr als zu diesem kümmerlichen Verdienst, und er hatte sich mit diesem Hundeleben längst abgefunden.

Der andere, Kurt E. Pollesan, konnte sich allerdings einen weitaus höheren Standard leisten. Er war Schriftsteller und hatte unbedingt den Erfolg für sich. Denn er schrieb kitschige Lustspiele, die das Entzücken aller Theaterbesucher der Welt erregten, verfaßte dumme Filme und streifte die höchsten Honorare ein, schmierte verlogene Abenteurerromane zusammen, die in Massenauflagen erschienen und verfertigte auch Operettenbücher, die Vermögen trugen. Da er aber ehrgeizig war und gern ein genialer Dichter werden wollte, vertraute er sich Professor Makanoff an, in der Hoffnung, nach der kleinen Operation ein Genie werden zu können.

Der arme Hausierer Michael Krautschneider freilich hatte es nicht aus Ehrgeiz getan; er wollte nur einfach von Makanoff ein paar Wochen ausgefüttert werden, das war sein einziges Motiv gewesen. Aber es kam anders, als er gedacht hatte. Krautschneider wurde nach der Operation ein Finanzgenie. Er entrierte plötzlich die größten Transaktionen, versetzte die Börsen der ganzen Welt in Erregung, Krautschneider-Aktien wurden die gefragtesten auf allen Finanzmärkten, er bewohnte die luxuriösesten Schlösser, besaß die schönsten Frauen und führte das Leben eines Grandseigneurs.

Kurt E. Pollesan aber machte dem Professor Makanoff noch größere Freude. Nach der Operation hatte er plötzlich mit der ganzen, gutbezahlten Unterhaltungsschriftstellerei Schluß gemacht. Er war wirklich ein Genie geworden. Keine Lustspielzeile, kein Filmentwurf, keine Romanfortsetzung, kein Operettenwitz flossen mehr aus seiner Feder. Er schrieb nur mehr Weltumstürzendes, Großes, Bleibendes, Geniales. Ein neuer, großer Dichter war der Welt erstanden, der lange vermißte, heiß ersehnte.

Und gestern, das muß ich freilich auch noch berichten, hat sich in Paris eine entsetzliche Tragödie abgespielt. Gerade als Professor Makanoff seine Villa in der Rue Pontière verließ, trat ein ärmlich aussehender Mann auf ihn zu, legte einen Revolver gegen ihn an und knallte ihn nieder. Makanoff verschied auf der Stelle. Aber als man den Missetäter, der keinen Fluchversuch unternommen hatte, verhaften wollte, stellte sich die Maßnahme als überflüssig heraus. Der arme Teufel war auf dem Asphalt zusammengesunken und gestorben. Der rasch herbeigeholte Arzt stellte bei beiden den bereits eingetretenen Tod fest. Professor Makanoff war an seiner Schußverletzung gestorben, Kurt E. Pollesan aber — dieser war der Attentäter — war einfach verhungert. In seiner Tasche fand man einen Zettel folgenden Inhalts vor: „Ich räche mich an Makanoff, weil er ein Genie aus mir gemacht hat. Als Unterhaltungsschriftsteller lebte ich wie ein Gott in Frankreich; als Genie konnte ich mir kein trocken Stückchen Brot verdienen."

Als Michael Krautschneider vom Tod des Professors Makanoff erfuhr, sagte er zu seinen Zellengenossen in der Strafanstalt: „Recht geschieht ihm! Als der kleine Hausierer war ich ein ehrlicher Mann. Jetzt habe ich eine Gefängnisstrafe von fünf Jahren abzusitzen, weil er aus mir ein Finanzgenie gemacht hat!"

Leider ist mit dem Tode Makanoffs sein Geheimnis für immer dahingegangen. Leider? Oder Gott sei Dank? Ich überlasse die Entscheidung der breiten Öffentlichkeit.

Akropolis II — Richard Seewald

Liebeswerben

Junge Dame: „Ich wüßte nicht, warum ich sie heiraten soll, wenn ich sie nicht liebe!"

Junger Herr: „Oh, ich bin ja so wenig zu Hause!"

Boshaft

Der Herr mit der schmutzigen Wäsche: „Mein Gedächtnis wird immer miserabler. Will ich etwas nicht vergessen, so muß ich mir eine Notiz auf meiner Manschette machen."

Der Herr mit der reinen Wäsche: „Gewiß tun sie das mit weißer Kreide?"

Wie man's macht

„Warum haben sie sich vorher mit ihrer Frau gezankt?"

„Sie sagte, ihre Freundin sei doch ein bildschönes Mädchen und ich pflichtete ihr bei."

Auf Stottern

„Wirklich, fabelhafte Stromlinie! Was hat denn der Wagen gekostet?"

„Was heißt gekostet? Der kostet noch!"

Unterschied

„Wie konntest du nur deinen Eltern den Kummer bereiten und eine Tänzerin heiraten?"

„Was heißt Tänzerin — —, das bildet sie sich nur ein!"

Die indirekte Steuer

Der Professor erklärt den Unterschied zwischen direkter und indirekter Steuer und verlangt für letztere ein Beispiel. Meldet sich ein Hörer und meint: „Die Hundesteuer!" — „Wieso?" runzelt der Professor die Stirn. — „Nun", antwortet der Hörer, „die Hunde zahlen sie doch nicht selbst!"

Kindermund

Lehrer zum zu spät kommenden Schüler: „Warum entschuldigst du dich denn nicht, wenn du zu spät kommst?"

„Weil mein Vater immer sagt, zum Lernen sei es nie zu spät!"

Erkenntnis

„Oh, Georg, welch' ein süßer Traum ist doch die Liebe!"

„Ja. Und die Heirat ist die Weckuhr."

Lehrer

Lehrer: „Welches Tier beansprucht die geringste Nahrung?"

Hänschen: „Die Motte."

Lehrer: „Die Motte? Wieso denn?"

Hänschen: „Die frißt nur Löcher."

Teuer

„Hat es eigentlich viel gekostet, als wir heirateten?"

„Ich finde. Die Strafe betrug vierzig Mark."

Pechvogel Hoerschelmann

DER WARTENDE

Von Ernst Handschuch

Der Stadtteil ist vornehmlich um die neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts erbaut worden. Es zeigen dies die an den Giebelwänden einzelner Häuser angebrachten Inschriften. Der Mann von dreißig, der vom Bahnhof her kommt, wundert sich, daß die Häuser überhaupt noch vorhanden sind. Er bewegt sich zwischen ihnen, als seien sie aus einem Baukasten seiner frühesten Jugend erstellt.

Es ist Sonntag; nachmittags um die vierte Stunde. Der Winterhimmel trägt eine unbestimmbare Farbe. Gleichgültig liegt sein fahles Licht in den breiten Straßen, die selbst dann tot bleiben, wenn Menschen sie durchschreiten. — Sie sind von Geburt an schon gestorben.

Die Häuser, meist einer, aber hin und wieder auch mehreren Familien als Wohnung dienend, stehen in der Regel von den Straßen abgerückt; durch Vorgärten und Gitter sorglich von ihnen getrennt. Abgesondert, von der Gemeinschaft zurückgezogen wie ein Kranker, warten sie die Zeit ab, die sie erlösen wird.

Auf dem weiten Platze vor der Kirche will der also bedrückte Mann die Geliebte treffen. Es hat längst vier geschlagen, und der Wartende blickt abwechselnd auf das große Haus, in dem er das junge Mädchen weiß, und auf die Kirche, deren Türme fast an den Platz stoßen. Auch sie gehört nicht der Erde, aber weniger noch dem Himmel, obgleich er so rührend nahe ist. Kümmerlich sind die Bäume aufgereiht vor ihr und beziehen von dort aus ihre verlorenen Posten rings um die freie Fläche. Die Büsche, die den kurzen Weg zum Portal säumen, wachsen wie in Kübeln. Selbst die Uhr und der Schlag der Glocke, der von Zeit zu Zeit von einem der Türme fällt, verleihen dem Gotteshaus nicht das Leben.

Das Haus, in dem das Mädchen bedienstet ist, steht auf der rechten Ecke über der nächsten Querstraße. Fünf Stockwerke zählt es, von denen eins hinter dem anderen geziemend zurückbleibt. Das letzte ist schon unterm Dach angelangt, und die drei Lichtgelasse, die in dem schmalen Vorsprung blinken, hoken in engen Gaupen. Das äußerste rechts gehört zu dem Schlafraum des Mädchens; im stolzen Erdgeschoß mit den hohen, gewölbten Fenstern verbringt es den Tag.

Die Zeit, zu der er sein Eintreffen angekündigt hat, ist um. Das Mädchen ist ausgeblieben. Was es wohl abhalten mag? —Denn es braucht doch nur durch eines der Fenster zu blicken, um ihn warten zu sehen. — „Sollte ich später als vier Uhr ankommen, so schaue von Stunde zu Stunde, wie sich eben die Züge folgen, auf die Straße", hatte er ihm geschrieben.

Niemand zeigt sich an den Fenstern der umliegenden Häuser. Kein Blick, der ihm gilt, und entsprängе er nur einer Langweile, tröstet ihn. Wenige Menschen gehen an ihm vorüber, und auf dem Platze selbst tummeln sich einzig und allein zwei gleichgekleidete Jungen, also Brüder. Ihr Spiel aber kennt er von seiner Kindheit her auswendig.

Links von der Gaupe, unter der das Mädchen schläft, sitzt dicht die nächste. Sonach kann das Bett nur rechts vom Fenster stehen; denn lediglich dort ist der Raum breit genug. Ob es sein Bild noch auf dem Nachttisch liegen hat, wie es ihm einmal berichtete? — Der Wartende sinnt darüber nach, welches Stockwerk des Hauses dem Mädchen wohl am meisten gibt, das unterm Dach oder das im Erdgeschoß. Er kennt es nun beinahe ein volles Jahr schon, aber diese Frage vermag er in seinem Sinn doch nicht unterscheiden. So wenig besitzt ein Mensch den anderen. Gewiß, für ihn stehen die großen Räume des Erdgeschosses an Innigkeit der engen Dachkammer weit nach. Aber ist es eben als Mädchen nicht der Erscheinung untertan und vielleicht noch derart, daß es ihn verlachte, wenn er ihm sagte, wie er empfindet?

Der Wartende beschließt, die den Platz seitlich auffangende Straße hinaufzupilgern, bis an das langgestreckte weiße Haus an ihrem Ende. Hinter einem mürben Zaun wachsen Holundersträucher. Viele Zweige sind abgebrochen oder angeknickt. Die vorüberkommenden Knaben und Mädchen haben es aus einer ungewissen Sehnsucht heraus getan. Es sind Wunden, die eine irrgeleitete Liebe schlug. Auch er schneidet einen Zweig ab und bricht ihn in kleine Stücke. Das Holz ist wie Glas so spröde.

Etliche Male ist der Wartende die Straße auf und ab gegangen. Eine Nonne trat aus dem weißen Haus, das die Straße abschließt, und ein Kraftwagen fuhr vor. In all den anderen Häusern stand das Leben still.

Die Turmuhr schlägt fünf, und eine Glocke läutet verloren. Der Menschen sind es mehr geworden. Sie gehören der Kirche, in die sie eintreten. — Eine Stunde ist gekommen, zu der er eintreffen könnte, aber in dem mächtigen Haus an der Ecke rührt sich nichts. Er schreitet auf es zu und sieht, daß die Fensterläden des letzten Zimmers niedergelassen sind. Ob jemand von der Herrschaft krank liegt?

Eine Viertelstunde verrinnt und mit ihr die Hoffnung. Der Wartende begibt sich an den Zaun zurück, dahinter der Holunder wächst. Breit lehnt er sich an ihn, zieht ein Büchlein aus der Manteltasche und beginnt zu lesen. Nach einer Weile friert es ihn an den Hals, so daß er das schützende Tuch fester binden und den Mantelkragen schließen muß. Er denkt, es komme vom Buche her, das voller trostloser Trauer ist. Doch nun friert es ihn auch an die Hand. Aber er liest unentwegt weiter. Als er einmal aufblickt, bemerkt er einen bloßköpfigen und mantellosen Herrn, der von seinem Rade abgestiegen ist und ihn verwundert betrachtet.

Er steht noch und beobachtet, als der Wartende schon nahe ans Ende des Bändchens gekommen ist. — „Du mußt ihn erlösen, den vom Ungewohnten Gebannten", denkt er und steckt das Buch zu sich. — „Entschuldigen Sie, mein Herr, doch ich warte nur auf jemanden", ruft er seinem Zuschauer zu. Der also Angeredete wird rot, steigt schnell auf sein Rad und fährt davon. Den Wartenden durchzuckt es plötzlich. „Sackerlot!" sagt er sich, „sollte es schließlich der junge Herr Doktor gewesen sein, der mich vielleicht vorhin vor der Wohnung stehen sah?"

Den Himmel hat es grau zusammengezogen, und bald fängt es an zu regnen. Unangenehm zart und vorsichtig fallen die Tropfen ein. Da die Uhr erst dreiviertel auf sechs zeigt, will der Wartende langsam das Häuserviertel umschreiten und auf dem Rückweg zum Platz am Hause vorbeigehen. Obgleich er Schritt für Schritt setzte, hat er kaum zehn Minuten benötigt. Das Haus ist still geblieben. Die Fensterläden vor dem letzten Fenster sind noch immer geschlossen. — „Wenn jemand krank ist von dem jungen Ehepaar, so kann es nur die Frau sein. Denn sonst hätte sich das Mädchen doch längst einmal für einen Augenblick frei gemacht und mir Bescheid gesagt, überlegt der Wartende.

Es schlägt sechs, und wieder ist es an der Zeit. In der Kirche werden die ersten Lichter angezündet. Schwankend fangen die Straßenlaternen an zu leuchten. — Oh, nun muß sich der Abend ja rasch einstellen. Der Abend, der ihn nahe ans Haus treten läßt. — Niemand kommt.

Langsam schreitet er jetzt auf das Haus zu, vor dem er stehen bleibt. Im Mittelzimmer gibt es Licht. Eine Gestalt läßt die Läden herunter. Nun auch im Eckzimmer. Und nur das Mädchen kann es sein! Auch hinter den bereits herabgelassenen Läden flammt es rot auf. Offenbar

(Fortsetzung S. 174)

Frühlingsahnen

Anton Leidl

„Bitte Fräulein, reichen Sie mir mal ‚Frühling' — Buchstabe F"

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg, mit Porto 95 Pfg. in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90

Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer

Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer

Ministerpräsident Göring K. Bauer

Reichspräsident v. Hindenburg K. Bauer

Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer

Albert Leo Schlageter K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10

Reichsminister Darré K. Bauer

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Rubey

„Ob sich die Russen auch dankbar erweisen werden, Pierre . . . ?"
„Gewiß . . . wir bekommen sicher alle mal ein Freibillett nach Sibirien . . . !"

Schlimme Aussichten

Hänschen: „Sag' Papi, wenn ich heirate, krieg ich dann auch so eine Frau wie Mutti?"

Vater: „Wahrscheinlich."

Hänschen: „Und wenn ich nicht heirate, werd' ich dann ein alter Junggeselle wie Onkel Fritz?"

Vater: „Vermutlich."

Hänschen: „Oh, Papi, es ist doch schlimm für uns Männer, nicht?"

Rache

Alte Sängerin: „Wenn ich nur wüßte, ob Onkel Anton an mich gedacht hat, als er sein Testament machte. Ich habe ihm oft etwas vorgesungen."

Rechtsanwalt: „Vermutlich tat er es. Soviel ich mich erinnere, ist ihr Name nirgends in dem Dokument erwähnt."

Ganz recht!

Herr: „Kennen sie mich nicht mehr, gnädiges Fräulein? Wir waren doch voriges Jahr miteinander verlobt!"

Dame: „Ganz recht! trugen sie nicht einen gestreiften braunen Anzug?"

Beste Gelegenheit

„Was, du schwänzt die Schule, Fritz? Hast du denn gar keine Angst vor deinem Vater?"

„Das wär' gelacht! Der hat doch den Arm gebrochen."

Allerdings

„Was sagen Sie? Müller hat wieder, kaum ein Jahr nach dem Tode seiner Frau, geheiratet!"

„Nur gut, daß sie es nicht erlebt hat!"

Kindliche Frage

„Papa, was ist eine Pantomime?"

„Ein Stück, in welchem keiner redet."

„Kann denn ein Stück, in dem gar keine Frau vorkommt, interessant sein?"

Wunsch

„Ich lese meiner Frau jeden Wunsch von den Augen ab!"

„Donnerwetter!"

„Ja, und dann sage ich, daß es mir furchtbar leid tut, ihn nicht erfüllen zu können!"

Ehe

„Die Ehe des Professors Winkel soll ziemlich unglücklich sein!"

„Kein Wunder; er ist Mathematiker und sie eine unberechenbare Frau!"

LEST
DIE „JUGEND"

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene
Geschenk-Ausgabe
von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat
mit Buchschmuck von Bold
zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Korrektionsapparat
beseitigt schmerzlos
O X
Original Hildner
BEINE
ohne Berufsstörung
Arno Hildner Nachf.
LEIPZIG-C1
Pfaffendorferstr. 58
Verlangen Sie Broschüre 22 und Beratung kostenlos

Abends als Letztes
Chlorodont
-dann erst ins Bett!

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

(Schluß von Seite 170)

deckt es die Betten ab, um alsdann das Haus zu verlassen. — Kein Mensch ist krank.

Der Wartende steht auf der dem Haus gegenüberliegenden Straßenseite. Es ist völlig dunkel geworden. Der Regen strömt heftiger hernieder. — Hin und wieder schaut er, ob die Dachgaupe hell ist. Vielleicht hat die Geliebte droben noch etwas zu erledigen? — Es ist nicht das erste Mal, daß er wartet. Er hat es gelernt und kann es auch. Doch als das Licht immer noch brennt und niemand das Haus verläßt, überfällt es ihn bitter.

Auch in der Straße, in der er wartet, steht eine Kirche. Sie ist ebenso tot wie ihre Schwester an dem freien Platz. Menschen verschwinden in ihr. Der Wartende tritt näher, um den Türanschlag zu lesen. Junge Musiker spielen auf der Orgel. Schon will er alles vergessen und nur noch der Musik gehören, da erinnert er sich zeitig genug, daß er Sportstrümpfe trägt. Also geht er zum Haus zurück. Als er ankommt, erlischt das Licht. Nun hat er wieder Mut zu warten.

Um sieben Uhr tritt er plötzlich in das Haus. Rechter Hand befindet sich die Tür. Er klingelt. Jetzt wird sein Mädchen ihm aufmachen, und er wird gütig, doch nicht ohne Vorwurf, lächeln. — Ein zierlicher, schmächtiger Herr in Hose und Hemd öffnet ihm. Überrascht nennt der Wartende seinen Namen und fragt, ob er das Mädchen sprechen darf. „Für ein paar Minuten" fügt er hinzu und ärgert sich sogleich über den Zusatz; denn der junge Mann in der Tür hat nichts an sich, was haften bleiben könnte.

„Fräulein Hamala ist ausgegangen", erklärt er unverbindlich. — Der Wartende gibt einen Gruß auf und dankt; mehr sagt er nicht. „Ausgegangen?" fragt er sich. „Ja, dann aber hätte das liebe Mädchen mir doch schreiben müssen ... Das also war der Herr Doktor, von dem es hin und wieder spricht. Aber den kann ich ja dreimal in meine Brust stecken. Doch das unverbindliche Lächeln, (wer hält es fest?), mache ich ihm nicht nach. — Diesen Mann nun bedient das Mädchen, dem meine Liebe gehört. Das Mädchen, das jetzt die große Stadt, die weite Stadt verschluckt hat ..."

Es regnet immer noch stark. Mütze und Mantel sind sehr naß. — Einmal hatte die Geliebte am Bahnhof auf ihn gewartet. Mit hurtigen Schritten geht er hin. So rasch ist er davon gelaufen, daß er noch nicht einmal mehr nach der Dachgaupe geschaut hat, darunter sie doch auch heute schlafen wird. — Das Mädchen ist nicht am Bahnhof.

Schließlich nimmt ihn ein Kino auf. Aber der Film entrückt ihn nicht. Und ganz am Ende rollt der Zug aus der Stadt, der großen; und er grüßt nach dem so toten Teil hinüber. Er verzeiht der Geliebten und bittet sie um Entschuldigung, obgleich er ihr gar nicht recht zürnte. Sein Gruß ist derart inbrünstig, daß der Schaffner, der ihn sah, es kaum wagt, ihm die Karte abzufordern.

Schulaufsatz eines zehnjährigen Knaben über Johann Wolfgang Goethe

1899 feierte Goethe sein 150 Jubiläum indem er nicht mehr lebte. Er wurde geboren von 1749 bis 1832. Am 28. August erblickte Frankfurt a. M. das Licht der Welt.

Sein Vater war kaiserlicher Rat und die Mutter des Stadtschultheißen Tochter, eine lustige Person. Das Verhältnis der Mutter war sehr liebevoll.

1765 bezog er die Universität Leipzig; um den Jura zu studieren; wozu er aber nicht kam, indem er sich anderweitig amüsierte. Er verfertigte mehrere Theaterstücke und Gedichte und wurde hierauf sehr krank.

Von 1768—70 kehrte er wieder in den Schoos des Vaterhauses zurück; um auf die Universität nach Straßburg zu gehen. Hier studierte er die Rechte, indem er Friederike von Sesenheim kennen lernte.

Auf dem Reichskammergericht in Wetzlar lernte er Charlotte kennen, was die „Leiden des jungen Werthers" verursachte und großen absatz fand.

Er mußte nach dem Hofe zu Weimar, weil es der Herzog wünschte. hierauf hob ihm der Herzog in den Adelsstand. Er hieß jetzt von Goethe. Aber er dachte immer an Italien, wo es viel Zitronen und Maultiere gibt. Er ging auch hin und kehrte darauf wieder. Vor der Reise liebte Goethe Frau von Stein, nach der Reise seine eigene. Da Schiller auch sehr gut dichten konnte, gründete Goethe mit ihm einen Freundschaftsbund im Jahre 1795, indem Schiller ihn wieder zum Dichten aufregte. Schiller machte diesem schönen Verhältnis 1805 ein Ende, indem er starb, Goethe hingegen starb erst 1832.

Er schrieb sämtliche Werke. Seine größten Werke sind:

Iph. auf dem west-östl Divan
Wilhelm Meisters Farbenlehre und
Götz von Berlichingen mit der eisernen Faust I. und
II. Teil.

Wir werden Goethe stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Ein überlegener Bauer

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam ein junger Mann, der gerade seine Studienzeit hinter sich hatte, auf der Wanderschaft in seine Heimat durch ein Dorf und forderte hier, weil er gerade Hunger verspürte, von einem Bauern gebieterisch ein Mittagsmahl. Dieser aber wies ihn kalt ab. „Herr!" fuhr der junge Mann auf, „wissen Sie, wer ich bin?! Ich habe auf zwei Universitäten studiert!" — „Was will das heißen?" erwiderte der Bauer. „Ich hatte ein Kalb, das an zwei Kühen säugte, und je mehr es säugte, ein desto größeres Kalb wurde es."

W.

Was übrig blieb

Als der französische Trauerdichter Crebillon, „le terrible" genannt, gefragt wurde, weshalb er als Stoff für seine Tragödien immer nur das Schreckliche und Grausige wähle, antwortete er: „Corneille hat mir den Himmel weggenommen, Racine die Erde. Mir blieb nichts übrig als die Hölle."

W.

In den Krallen des Geizes

Der berühmte englische Feldherr und Staatsmann Herzog von Marlborough kannte keine größere Befriedigung als Geld zusammenzuscharren. Sein Geiz ließ ihn selbst vor den niedrigsten Mitteln nicht zurückschrecken. Jemand, der diese Schwäche des Herzogs kannte, bat ihn eines Tages um ein hohes, sehr einträgliches Amt. Um seines Erfolges sicher sein zu können, wagte er, seiner Bitte hinzuzufügen: „Gnädigster Herr, wenn ich das Amt erhalte, so können Sie nach Gefallen über tausend Guineen verfügen, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich niemanden das mindeste davon sagen werde." Der Herzog antwortete: „Weißt du was? Gib mir zweitausend Guineen, die Stelle ist es wert. Und dann sag's, wenn es dir Spaß macht, wem du willst."

W.

Der alte Daun

Als Maria Theresia den Beschluß kundgab, daß keiner ihrer Offiziere in der Armee mehr befördert werden solle, der nicht in puncto puncti ein untadeliges Verhalten an den Tag lege, rief der alte Feldmarschall Daun vergnügt aus: „Gott sei gelobt, daß ich nicht mehr Leutnant bin, Majestät!"

DIE FOTO-SEITE

Diesmal: Das Porträt

Heute wollen wir den Menschen einmal fotografisch von einer anderen Seite aus besprechen, indem wir uns dem Porträt zuwenden. Immer wieder begegnen wir der Meinung, daß dieses Thema außerordentliche Schwierigkeiten bringe. In Wirklichkeit aber wird mit falschen Voraussetzungen an die Arbeit gegangen; allzu oft ist die Ansicht anzutreffen, daß nur ganz bestimmte Typen von Menschen für ein gutes Porträt geeignet wären. Man denkt vor allem an den „alten Mann mit Vollbart", der unter der Bezeichnung „Charakterkopf" ein beträchtlich abgegrastes Dasein führt, oder dann an das junge Mädchen mit dem „schüchternen Lächeln", das stark vom Film beeinflußt ist. In Wahrheit läßt sich aber von jedem Menschen ein gutes Porträt herstellen, wenn wir das reproduktive Moment zurückstellen, dafür aber zur Wiedergabe des Lebens, des einem natürlichen Augenblick entstammenden Ausdruckes gehen.

Darüber hinaus dürfen wir uns von gewissen psychologischen Momenten nicht beeinflussen lassen. Es ist zu berücksichtigen, daß jeder Mensch von sich selbst eine Vorstellung hat, die nicht der Wirklichkeit entspricht. Es gibt in dieser Hinsicht kaum eine objektive Selbstbetrachtung. Damit erklärt sich die Unzufriedenheit des Dargestellten über die Aufnahme, die in den weitaus meisten Fällen desto weniger seinem Idealbilde entspricht, je mehr das beabsichtigt wurde. Hierdurch dürfen wir als Kameramann uns nicht enttäuschen lassen; maßgebend bleibt immer das Urteil eines bei der Aufnahme ganz Unbeteiligten.

Wie wir schon andeuteten, ist die Darstellung des Lebens das Wesentliche. Wir wollen nicht die Wiedergabe eines „Fotografiergesichtes", sondern des Menschen. Die Lichtführung ist dabei Mittel, um das Wesen des Gesichtsausdruckes zu bestärken, indem sich allein schon damit Frische oder Müdigkeit, Jugend oder Alter und viele weitere elementare Inhalte formulieren lassen, wenn wir an solche Möglichkeiten wie Seiten-, Gegen-, Ober- und Unterlicht denken, die teils im Freilichtporträt mit Sonne, sämtlich im Heim mit Kunstlicht möglich werden.

Zur Herstellung eines lebendigen Porträts ist es zunächst grundlegend, daß wir als Kameramann mit dem Darzustellenden in Kontakt kommen. Wir dürfen ihm nicht Zeit lassen, daß er sich intensiv mit der Aufnahme beschäftigt, sondern wir unterhalten uns mit ihm über Dinge, denen er ein besonderes Interesse entgegenbringt, lenken ihn also auf ein für ihn sympathisches Gebiet, um während der sich daraus ergebenden Unterhaltung nebenher zu fotografieren, ohne großes Wesen davon zu machen. Dann erfolgt eine Aufnahme ganz ungezwungen, mitten aus dem Leben heraus. Selbstverständlich gehört zu einer solchen Darstellungsform Erfahrung. Glückt sie nicht beim ersten Male, dann dürfen wir es nicht aufgeben. Sicher wurde dann noch etwas falsch gemacht.

Kunst oder nicht Kunst?

Über diese Frage, bezogen auf die Fotografie, ist in letzter Zeit viel geschrieben und diskutiert worden, ohne daß einmal versucht wurde, das Problem von der Aufgabe der Fotografie her aufzurollen. Den Meinungen haftet allzu oft noch der alte Zopf an, indem die Fotografie früher mit der Malerei, also mit einer gänzlich artfremden Gestaltungsform, in engste Beziehung gebracht wurde. Ebenso falsch ist es auch, wenn die Fotografie z. T. heute restlos unter dem Motto Kunst marschiert und immer wieder eine Verwechslung der Begriffe „Fertigkeit" und „Gestaltung" festzustellen ist. Wir dürfen auf keinen Fall einseitig werden, sondern wir müssen alle Möglichkeiten sehen. Selbstverständlich ist das technisch schlechte Bild von vornherein auszuschließen. Denn hier geht es um elementare Handgriffe, die von unserer Fragestellung aus nicht als primär zu nehmen sind, wenn sie natürlich auch als Grundlage der Fotografie unbedingt erforderlich werden. Doch für unsere Betrachtung müssen wir sie als gegeben auffassen.

Haben wir somit eine gewisse Eingrenzung, dann fällt es leicht, die Frage zu beantworten. Dabei kommt der jeweiligen Aufgabe der fotografischen Aufnahme Bedeutung zu. Verwenden wir die Kamera allein zum Reproduzieren, d. h. zum objektiven Darstellen der Wirklichkeit, so tritt das gestalterische Moment ganz in den Hintergrund, und wir werden den Begriff „Kunst" ausschließen müssen. Auch volles technisches Gelingen der Aufnahme erhebt keinen Anspruch, als Gestaltung gelten zu dürfen. Wahres fotografisches Gestalten nimmt Bezug auf die Mittel der Darstellung, die hier nicht vorerst durch die technische Ausrüstung, sondern durch etwas ganz anderes, nämlich durch das Licht gegeben sind. In der gestalterischen Fotografie ist das Licht alles; es läßt durch Hell-Dunkel die Formen und Stimmungen der Umwelt erstehen. Dieses gestalterische Mittel Licht ist spezifisch. Es gibt der Fotografie ihre besondere Note und macht es unmöglich, die Fotografie mit anderen Darstellungsformen zu vergleichen. Unkenntnis dieser Verhältnisse führt gern dazu. Doch es geht dann um Effekte, um Kitsch. — Wir sehen also, daß wir zwei gegensätzliche Momente berücksichtigen müssen, wenn wir in der Fotografie technisch oder gestalterisch urteilen wollen.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V.J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Die Scheuklappe

Erich Wilke

„Nicht hinschauen, lieber Freund — ein paar harmlose Sänger."

JUGEND

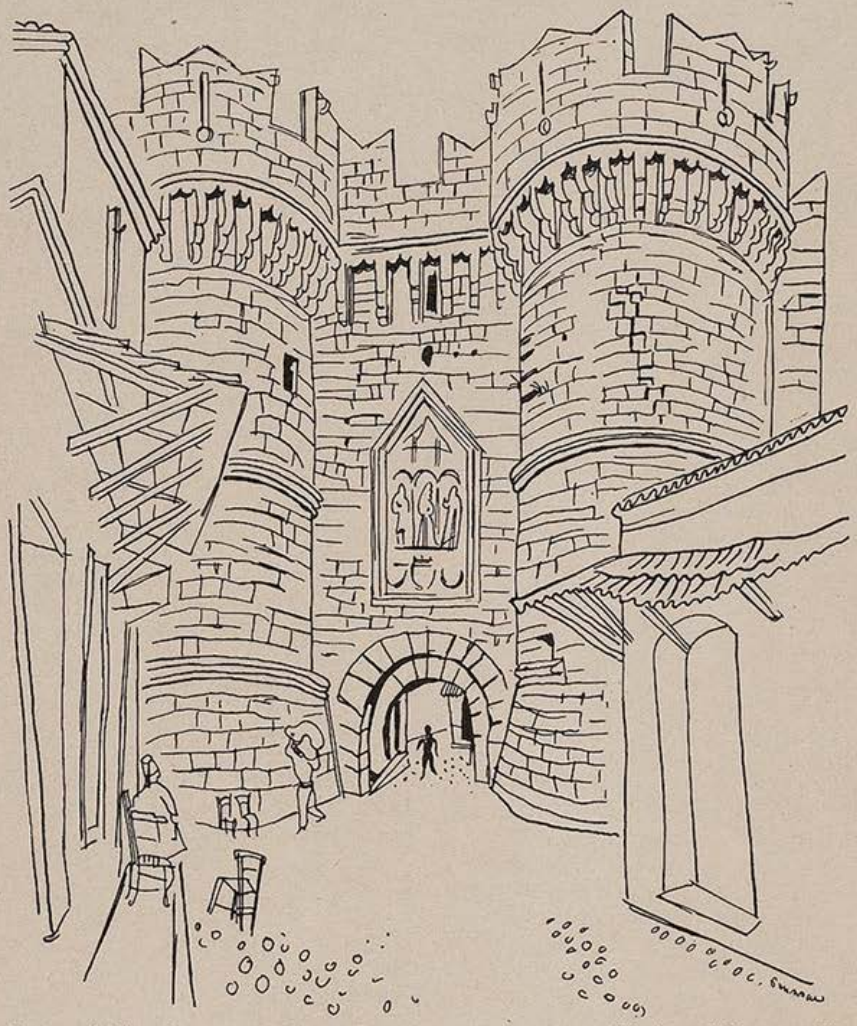
PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 12

Wasserträgerin

C. Schwalbach

JUGEND
41. JAHRGANG 1936 / NR. 12



Tor auf Rhodos — Richard Seewald

DIE FONTÄNE

Von Ernst Th. Rohnert

Sie ist wie eines steilen Turmes Ragen
den Lichtgezelten droben zugewendet,
den unaufhörlich sie ihr Fluten sendet,
als müßten diese höher noch es tragen.

Und fällt doch immerzu in sich zurück,
versprühend wie die Sehnsucht kühner Träume.
Und trotzdem steigt sie, daß sie nur nicht säume,
stets stolzer neu, als wüchs' sie Stück um Stück. —

Aus dunkler Tiefe kommend, muß zur Tiefe
auch immer wieder ihr Geström hinab.
Doch was wär' Leben, wenn es reglos schliefe?

Seit sie das Licht mit seinem Glanz umgab,
strömt sie ihm zu, wie wenn es nach ihr riefe.
Das Dunkel, siehe, ist nun Born, nicht Grab . . .

EIN MERKWÜRDIGER MENSCH

Von Niels P. Christensen

„Ein merkwürdiger Mensch", sagten die Leute in Dybüll, wenn die Rede auf Cord Asmussen kam. „Ein so merkwürdiger Mensch, wie der alte Asmus Asmussen ein merkwürdiger Mensch gewesen ist, das liegt in der Familie."

Man muß nicht unbedingt etwas auf das Gerede der Leute geben, schon gar nicht in Dybüll, wo so wenig geschieht, daß alles sorgfältig beachtet wird, was nur ein wenig vom Herkömmlichen abweicht. Aber die Asmussen, das muß man sagen, hatten immer eine besondere Freude daran gehabt, vom Herkömmlichen abzuweichen. Das hatte sich vom Vater auf den Sohn vererbt, und vom Sohn auf den Sohnessohn, ebenso wie das Amt, das sie seit Menschengedenken in Dybüll ausfüllten. Vielleicht war auch dieses Amt ein wenig schuld daran, daß sie sich keinen Pfifferling um das Gerede der Leute scherten, denn eines Tages — das war mal sicher —, waren all diese Leute, vom Bürgermeister und vom hochwürdigen Herrn Pfarrer bis zur Kramliese, auf einen Asmussen angewiesen.

Wer anders als ein Cord Asmussen hätte es sich wohl erlauben dürfen, Hochwürden Herrn Pfarrer auf offener Straße zu einem Gläschen Ingwerschnaps einzuladen, und von wem anders als Cord Asmussen hätte Hochwürden Herr Pfarrer wohl eine solche Einladung angenommen?

Wer anders als Cord Asmussen hätte sich wohl erlaubt, der griesgramen Frau Revisorswitwe Sunderband einen Schalksstreich zu spielen, daß ganz Dybüll darüber aus dem Häuschen geriet? Was tat der Cord? Er schlenderte langsam die Straße herunter, schnitt wie immer Grimassen zu den Fensterspionen herauf, mit deren Hilfe die Dybüller die Vorgänge auf den Straßen beobachteten — vor dem Hause der griesgramen Frau Sunderband blieb er stehen, vergewisserte sich, daß des Revisors verbliebene bessere Hälfte am Fenster saß, tat einen Sprung, hopp, auf den Fenstersims, und benutzte in aller Seelenruhe den Spion als Spiegel, um sein Struppphaar zu kämmen!

„Ist das ein Benehmen für einen Totengräber?", fragten die Leute in Dybüll. Und sie fanden, daß es kein Benehmen wäre. Aber als sich die Revisorswitwe gerade auf den Weg machte, um sich beim Bürgermeister über Cord zu beschweren, fiel ihr die Geschichte der Frau Obersekretär Pettersen ein, und schleunigst kehrte sie wieder um. Jene Frau Obersekretär nämlich hatte vor grauen Tagen einmal einen Asmussen beleidigt, und als sie krank lag, kam der Asmussen jeden Tag in ihrem Heim vorsprechen, ob er die Grube für die Frau Obersekretär schon ausheben dürfte.

Kein Wunder also, wenn man die Asmussen in Dybüll nicht minder zuvorkommend behandelte, wie etwa den Herrn Bürgermeister, denn schließlich war es immer noch besser, man konnte über einen Totengräber lachen, als hätte man bei jeder Begegnung mit ihm an die Vergänglichkeit alles Irdischen denken müssen — und dazu boten die Asmussen eigentlich niemals einen Grund. Der Cord ging stets in hellen modischen Anzügen daher (sie waren zwar ein wenig abgetragen, denn er bekam sie immer erst dann, wenn sein hoher Gönner, der Wert darauf legt, ungenannt zu bleiben, keine Verwendung mehr dafür hatte), und daß einem Schalksnarr ein pfiffiges und lustiges Gesicht zu eigen war, sollte man wohl angenehmer finden, als wenn ein düsterer Mann mit einer Leichenbittermiene herumschlich, bei dessen Anblick man unwillkürlich an eine bereitstehende leere Grube denken mußte.

Nun wäre wohl gar vieles aus dem Leben dieses Cord Asmussen wert, erzählt zu werden — aber da könnte man wohl ebenso gut statt Cord den Asmus, seinen Vater, oder den Peder, seinen Großvater, bemühen. Und an einem Punkt, einem gewissen Punkt, müßte die Schilderung ohnehin aus Gründen der Schicklichkeit aufhören, denn sowie ein junger Asmussen herangewachsen war, setzte sich der Alte zur Ruhe. Das wäre gewiß nicht unschicklich zu nennen, aber im gleichen Augenblick begannen sie mit beharrlicher Regelmäßigkeit dem Ingwerschnaps, der ihnen bis dahin nur ein kleines Trösterchen gewesen war, so viel Liebe entgegen zu bringen, daß sie aus den Liebesnetzen überhaupt nicht mehr herauskamen. Die Leute in Dybüll sagten dazu (wir müssen wegen der unzarten Ausdrucksweise um Entschuldigung bitten, aber es liegt leider nicht in unserer Macht, den Dybüllern deswegen Vorhaltungen zu machen): „Die Asmussen benehmen sich fünfzig Jahre ihres Lebens verrückt, und dann ersäufen sie ihre Verrücktheiten in Ingerschnaps."

Aber diese Gewohnheit der Asmussen wollen wir, wie gesagt, mit dem Mantel der Verschwiegenheit zudecken, zumal zu dem Zeitpunkt, der als der eigentliche Höhepunkt dieser Geschichte anzusehen sein wird, besagter Mantel aus dem einfachen Grunde noch nicht bemüht werden brauchte, weil Cord in dem Ingwerschnaps noch keineswegs mehr als ein kleines Trösterchen erblickte. Sein Sohn nämlich, der dereinst das Geschäft eines Totengräbers von Dybüll übernehmen sollte, beschäftigte sich vorläufig lediglich mit dem Ausheben kleiner Gruben für Maikäfer und verunglückte Stubenfliegen, die er mit viel Geschick in seinem Sandkasten beisetzte — wir erwähnen das nicht etwa der selbstverständlichen Tatsache wegen, daß dieser Sohn also ein würdiger Sohn seines Vaters zu werden versprach, sondern lediglich, um sein kindliches Gemüt aufzuzeigen.

Bei eben dieser Beschäftigung (und zwar handelte es sich genauer gesagt um die Aushebung einer zwanzig Zentimeter tiefen Grube für zwei auf etwas gewaltsame Weise verunglückte Stubenfliegen) wurde der kleine Asmussen eines heiteren Morgens durch das Erscheinen eines fremden Herrn gestört. Der fremde Herr fragte über das Gitter des Gartens hinweg den Kleinen: „Wohnt hier der Totengräber Asmussen?", und der Kleine machte daraufhin dem Fremden eine lange Nase und streckte zu allem Überfluß auch noch die Zunge dabei heraus, soweit es eben ging. Sodann holte er in aller Seelenruhe die beiden verunglückten Fliegen herbei, um sie in die sorgfältig bereitete Grube zu betten.

Den fremden Herrn schien dieser unhöfliche Empfang jedoch nicht zu stören, denn er betrat entschlossen das Haus, wandte sich an eine Frau, in der er nicht mit Unrecht die Mutter des Knaben vermutete und fragte geradeheraus:

„Wenn Sie die Frau des Totengräbers sind, dann wissen Sie vermutlich auch, wo der Mann steckt?"

Ob der Herr wohl gekommen wäre, um eine Grube für sich zu bestellen, fragte die Frau gelassen. Aber der Fremde behauptete, sich quicklebendig und sehr wohl zu fühlen. Doch vielleicht wüßte die Frau, daß er ihrem Mann vor einiger Zeit einmal ein Lotterielos geschenkt hätte, ein halbes zwar nur, die Hälfte seines eigenen, und dieses Lotterielos nämlich — —

In diesem Augenblick wurde der Knabe Asmussen von seinem Vater mit einer wohlklingenden Maulschelle bedacht, wodurch gerade noch verhindert wurde, daß der Hut des fremden Herrn mit einigen Litern Jauche übergossen wurde. Daraus sieht man wohl, daß der kleine Asmussen trotz seiner Jugend bereits zu mancherlei fröhlichen Scherzen aufgelegt war, zum andern aber dürfte daraus ersichtlich sein, daß Cord dem fremden Herrn sehr wohlgesonnen sein mußte. Und das mit gutem Grund: dieser fremde Herr nämlich hatte ein paar Wochen vorher, als ein Zufall ihn durch Dybüll führte, an dem lustigen Totengräber Cord Asmussen Gefallen gefunden, hatte mit sichtlicher Freude dessen fröhlichen Schnurren gelauscht und ihm zum Abschied ein Lotterielos geschenkt — eine Laune, ije, wer wird darüber den Kopf schütteln, mancher reiche Mann gäbe sein halbes Vermögen für ein paar herzensfrohe Stunden. Er hat sich sicher nicht soviel Gedanken über dieses kleine Geschenk gemacht, wie wir es jetzt müssen, da wir in die schwierige Lage versetzt sind, mit glaubhaft klingenden Worten von diesen beiden Launen zu berichten. Denn zu der Laune des fremden Herrn hatte sich eine zweite hinzugesellt: eine Schicksalslaune, oder eine Glückslaune, oder eine Laune der Vorsehung, oder wie soll man es sonst nennen. Jedenfalls hatte sich das buntbedruckte Lospapier in viele Tausender guter dänischer Kronen verwandelt — so, nun ist es heraus; und sollte einer diesen Launen mißtrauisch gegenüberstehen,

Rheinlandschaft

Hans Thoma †

Geburtshaus Adolf Hitlers — Fritz Hoffmann

so mag er sich damit trösten, daß es uns nicht anders ergangen ist, und den Dybüllern auch nicht.

Denn als sich die Geschichte herumgesprochen hatte, daß Cord Asmussen über Nacht zu einem reichen Mann geworden wäre, gerieten die Leute in Dybüll nicht etwa aus dem Häuschen, wie es sich bei einer solchen Neuigkeit gehört hätte, sondern sie zwinkerten sich vergnügt mit den Augen zu und lachten dabei, wie man eben lacht, wenn einer einen guten Witz erzählt hat. Einzig Hochwürden Herr Pfarrer setzte ein bedenkliches Gesicht auf, steckte den rechten Zeigefinger in die Luft und sagte: „Möchte wissen, was der lose Bursche Cord mit solchem Scherz bezweckt: sicher steckt etwas dahinter!"

Und also beobachteten die Dybüller von nun an mit sichtlichem Mißtrauen alles, was der Cord trieb — und es war nicht eben wenig und schon gar nicht Herkömmliches und Alltägliches. Denn der reiche Cord war natürlich ein anderer als der arme Cord — der reiche Cord mußte zum Beispiel ungeheuer viel nachdenken, was er mit den vielen Tausendern anfangen könnte, und ob er das Leben, das der arme Cord bisher geführt hatte, überhaupt weiterführen könnte; und so ging der reiche Cord in den nächsten Tagen mit einer dicken Denkerfalte mitten auf der Stirn umher, und Schnurren erzählen konnte er auch nicht mehr, denn er mußte ja nachdenken.

Die Leute in Dybüll wurden immer mißtrauischer, und als es gar bekannt wurde, daß der Cord dem Ingwerschnaps täglich mehr zusprach (obgleich doch, wie wir ja bereits unter dem Mantel der Verschwiegenheit andeuteten, die Zeit für reichlichen Ingwerschnapsgenuß noch nicht gekommen war), da wurde es den Dybüllern vollends zur Gewißheit, daß der Totengräber einen riesengroßen Schalksstreich plante, einen Schalksstreich, der alle Schnurren und Streiche der früheren Asmussen um ein Tolles überbieten würde.

Der Rektor Lund, der ja von Amts wegen ein gelehrter Herr sein mußte, sagte später einmal, es wäre in jenen Tagen in Dybüll so zugegangen, wie in einem Ameisenhaufen kurz vor dem Gewitter. Nun können wir zwar nicht nachprüfen, ob der gelehrte Herr schon einmal vor dem Gewitter in einem Ameisenhaufen war, aber sicher ist, daß die Dybüller mit ungeheurer Spannung auf den riesengroßen Schalksstreich warteten, der auf Grund der Tatsachen und des erhobenen Zeigefingers von Hochwürden Herrn Pfarrer ja nun bald eintreffen mußte.

Aber der Cord verstopfte weder dem Bürgermeister die Schornsteine, noch schlich er sich des Nachts in das Pfarrhaus, um Hochwürden Herrn Pfarrer die wohlbereitete Sonntagspredigt vom Schreibtisch weg zu stiebitzen und dafür eine selbstverfaßte in die Bibel hineinzulegen — nein, der Cord tat nichts weiter, als zum Bürgermeister zu gehen und ihn um Entlassung aus seinem Amt zu bitten: denn nachdem er reichlich und sorgfältig nachgedacht hatte, war es ihm klar geworden, daß es sich mit den vielen Tausendern auch ohne Arbeit vorzüglich leben ließe.

Der Bürgermeister lachte fröhlich auf, als Cord seinen Spruch zu Ende getan hatte, aber dann fiel ihm ein, daß womöglich dies der Schalksstreich sein könnte, den der Cord den Dybüllern spielen wollte: darum setzte er schnell eine Amtsmiene auf und warf den Cord zur Tür hinaus. Und die Dybüller schüttelten die Köpfe, als sie davon hörten, steckten die Zeigefinger in die Luft, wie es Hochwürden Herr Pfarrer bei solchen Gelegenheiten zu tun pflegte, und meinten:

„Jetzt kommt ja sicher noch was ganz Tolles hinterdrein. Wahrscheinlich will er uns erst mal zeigen, daß wir ohne Asmussen gar nicht auskommen. Aber sicher kommt noch was hinterdrein, gebt nur acht!"

Und es kam noch etwas hinterdrein; denn der Cord bestellte sich plötzlich einen Baumeister, und die Maurer kamen und sollten für den

Heimkehr — Hugo Troendle

Totengräber Cord Asmussen ein Haus bauen, größer und prächtiger als das des Molkereidirektors. Aber der Bürgermeister paßte auf und schickte sie sogleich wieder zurück, gab ihnen gar noch das Fahrgeld dazu und wollte den Schaden aus eigenem bezahlen — denn es wäre noch besser so, als wenn sie dem armen Totengräber nachher ein Schloß gebaut hätten, und das Geld dafür könnten sie sich dann im Mond abholen.

Die Dybüller lobten ihren klugen Bürgermeister, aber sie waren überzeugt, der Cord würde noch etwas viel Schlimmeres aushecken. Und der Bürgermeister hatte wohl Bedenken, daß dieses Schlimmere noch einmal etliche Kronen kosten würde, und darum beschloß er, dem Cord zuvor zu kommen. Die Gelegenheit dazu bot sich, als der alte Knud händeringend auf dem Rathaus erschien und erzählte, daß Cord sich geweigert hätte, die Grube für Knud's Tochter auszuheben — er wäre kein Totengräber mehr, hätte Cord gesagt, und der Bürgermeister hätte ja Zeit genügend gehabt, um sich nach einem Nachfolger umzusehen.

Der Bürgermeister beruhigte den alten Knud, daß er sich keine Sorgen zu machen brauchte, und machte sich sogleich auf den Weg, um Cord seine Schnurren auszutreiben.

„Also, Cord? Knud's Tochter ist gestorben. Hast Du die Grube ausgehoben?"

Cord bot dem Bürgermeister einen Ingwerschnaps an und sagte, daß es ihm um den alten Knud sehr leid täte. Sie wäre ja noch ziemlich jung gewesen, die Tochter, und immer vergnügt und lustig, er hätte sie wohl leiden können, die Knudtochter.

„Ja, also die Grube, Cord?"

Ja, die Grube, die würde nun wohl der Nachfolger — —

„Red' nicht so dumm, Cord, sondern mach' Dich an die Arbeit!"

Cord schenkte dem Bürgermeister den dritten Ingwerschnaps ein, aber von der Grube könnte keine Rede sein. Er wäre jetzt ein reicher Mann — —

Da ging der Bürgermeister wortlos davon, ging schnurstracks zum Friedhof herüber, suchte sich die Grabstelle des alten Knud, holte sich die Schaufel aus dem Schuppen, zog sich den Rock aus, spuckte in die Hände — und Cord stand am Fenster, sah den Bürgermeister schaufeln, schaufeln, schaufeln — — wenige Augenblicke später stand Cord neben dem Bürgermeister und riß ihm die Schaufel aus der Hand.

„Es wäre auch das erste Mal, daß ein Asmussen seine Pflicht vergäße!", sagte der Bürgermeister, während er sich gelassen seinen Rock wieder anzog.

Cord Asmussen aber hat nie so lange an einer Grube gearbeitet, wie an jenem Tage — immer wieder sah er sinnend auf und mußte über den letzten Satz des Bürgermeisters nachdenken. Und als er dann am Nachmittag im Gasthaus erschien, da setzte er sich nicht wie in den letzten Tagen still in seine Ecke, um nachzudenken, sondern erzählte wie immer seine fröhlichen Schnurren, und war ganz der alte Cord, der alte lustige Cord, wie man ihn in Dybüll kannte.

„Nun sag' bloß, Cord!", fragte einer, „was hast du dir bloß gedacht, als du uns den Schwindel von dem Lotterielos aufbinden wolltest. Vieles haben wir dir ja geglaubt, aber dies war denn doch zu dick aufgetragen. Wieviel waren es noch, Cord, wieviel Kronen?"

„Hunderttausend!!", lachte Cord und streckte beide Arme aus, um zu zeigen, wieviel hunderttausend wohl so ungefähr sind.

„Hunderttausend!!", lachten auch die Andern. „Aber unser Totengräber willst du deshalb doch bleiben, was Cord?"

„Ja!", sagte Cord. „Ja!" Und die Andern wußten nicht recht, warum er dabei ein solch feierliches Gesicht machte.

Das ist ihnen erst viel später klar geworden, als der „Dybüller Sonntagsbote" einen vom Bürgermeister selbst verfaßten Artikel auf der ersten Seite brachte, daß der Totengräber Asmussen der Stadt Dybüll eine Schenkung in Höhe von fünfzigtausend Kronen gemacht hätte.

„Ihr seht, Dybüller", so schloß der Artikel, „daß Cord Asmussen nicht nur ein guter Sohn unserer Stadt ist, sondern auch ein guter Nachfahr seines Geschlechts. Denn die ehrbare Arbeit stand ihm höher als alles andere: darum blieb er auch trotz des plötzlich erworbenen Reichtums seinem Gewerbe treu."

Die Dybüller aber schüttelten die Köpfe und wußten nicht recht, ob sie nun aus dem Häuschen geraten sollten oder nicht.

„Jedenfalls ein merkwürdiger Mensch, haben wir ja immer gesagt!", meinten sie nachdenklich. Und liefen auf die Straße und sahen lachend dem Cord nach, der im feierlichem Schritt durch die Stadt stolzierte, vorn und hinten ein Zeitungsblatt umgehängt, mit dem Artikel des Bürgermeisters, versteht sich. Und die Kinder von Dybüll zogen feierlich hinterher, hübsch im Gänsemarsch, und schnitten Grimassen zu den Fensterspionen herauf, wie es sich gehörte, wenn man im Gefolge des lustigen Cord marschierte.

Dunkles Ateliergespräch

Maler: „Kritisieren Sie ehrlich! Wie finden Sie mein Schlachtenbild?"

Besucher: „Nun also: ganz schrecklich!"

Maler: „Es ist mir wirklich gelungen, die Schrecken des Krieges voll zum Ausdruck zu bringen?"

Besucher: „Offen gestanden, ich kann mir nicht denken, daß der Krieg so schrecklich ist wie dieses Bild."

Schmeichelei

Sie: „Anstatt den Mann zu beleidigen, hättest du ihm lieber schmeicheln sollen."

Er: „Das tat ich doch!"

Sie: „Das tatest du? Ist es eine Schmeichelei, wenn du ihm sagst, er sei halb verrückt?"

Er: „Aber sicher doch!"

In der Verlegenheit

Sie: „Du sollst gestern bei Bergers erzählt haben, du habest mich geheiratet, weil ich eine so gute Köchin wäre. Dabei weißt du doch, daß ich kaum Kartoffeln schälen kann. Wie kommst du dazu?"

Er: „Mir fiel im Augenblick kein anderer Entschuldigungsgrund ein."

Deshalb

Dora: „Im Vertrauen, Klara, ich habe letzte Woche drei Heiratsanträge gehabt."

Klara: „Gratuliere! Dann ist es also wirklich wahr, daß dein Onkel dich als Universalerbin eingesetzt hat?"

Abwarten

„Wenn ich aus meiner Braut nur herausbringen könnte, wie sie eigentlich über mich denkt."

„Sei ohne Sorge. Wenn du acht Tage verheiratet bist, weißt du es ganz genau."

Offene Kritik

Kontrolleur (an der Theaterkasse): „Sie gehen hinaus, mein Herr? Nehmen Sie eine Marke mit, damit ich Sie durchlasse, wenn Sie zurückkommen."

Theaterbesucher: „Ich komme nicht zurück."

Kontrolleur: „Na, meinetwegen können Sie die Marke auch verschenken."

Theaterbesucher: „Ich habe keine Feinde."

Kleine Stadt — Heinz Kistler

EUGEN ORTNER:

KINDHEIT

(Zur Aufführung von „Moor" am 19. März im bayerischen Staatstheater)

So ist der Mensch. Er verliert sich in der Summe seiner Erfahrungen und findet sich wieder in den Gründen des eigenen Ich.

Die Kindheit ist die magische Zeit unseres Daseins, Zeit der Urschöpfung unserer Welt und all der leuchtend bunten Bilder, die zuerst vor uns aufstehen, dann wie unverrückbare Kulissen den Raum umstellen, der unserem Dasein gegeben ist.

Bewußtes Leben erscheint nur noch wie Ablauf und Addition. Alles war schon einmal wirklich in dieser Kindheit, vorgelebt im Hell-Dunkel unserer ersten Jahre, vorgefühlt und vorgeahnt. Fortschreitend beziehen wir uns auf dieses erste Sein, beziehen uns zurück auf das, was schon war, weil Späteres nicht anders sein wird ...

Ein Fabrikdorf im fränkischen Sand, das war meine Welt, die mir bleibt. Gelbe Roggenfelder sind da liniert von roten Ziegelsteinfassaden, seidenblauer Himmel wölbt sich, in den dicke Schornsteine ihren rußigen Qualm spucken. Vom Westen her, zwischen den zitterigen Türmen von St. Sebald und St. Lorenz, steht die Kaiserburg vor mir auf, ganz braunrot bedacht, der rosarote Sandsteine des Gemäuers leicht angeschwärzt, wie alles in dieser Stadt der Kaiserstuben und Fabrikschlöte.

So füllt Gegensatz mich von Anfang an: Kolonnen wortkarger Menschen, die zu den Fabriken gehen oder von ihnen kommen, dann Einsamkeit am verträumten Weiher und rote Heide mit ihren Föhren und Birken.

Das Dorf gegen Osten ist meine Heimat, und so ist es mit mir: Irgendwo in mir beginnt der Osten. Im Westen ist Geschäftigkeit, Getue und Gedränge, im Osten ist Weite, Einsamkeit und eigene Sicht.

Mitten im kleinen Ort, an der Straße von Nürnberg nach Regensburg, lag der „Regensburger Hof", in dem ich geboren bin. Für Fuhrleute ehedem letzte Station vor der großen Stadt, war das geräumige Haus dann in Wohnungen aufgeteilt worden, aber breite Treppen, eine mächtige Holzveranda an der Südseite und ein großer Hof mit Ställen und Scheunen beließ dem Haus auch späterhin sein urtümliches Wesen, Herberge zu sein, für solche, die da kamen und gingen. —

Es geschah eines Tages, daß die Kriminalpolizei erschien und meine Mutter fragte, wo ihr Ältester wäre. Nun muß sich der Beamte etwas verschaut haben, denn meine Mutter war damals jung und schön, und ich, auf dem Küchenboden herumrutschend, konnte unmöglich der Hochstapler Ortmann sein (NB! Namensverwechslung!), der in Bad Kissingen mit der „Dame von nebenan" ein paar nicht ganz hasenreine Dinge gedreht hatte. Meine Mutter deutete damals lachend auf mich und sagte zu dem Beamten: „Das ist mein Ältester!" Ich kannte Olga die „Dame von nebenan." Sie war Ende der Zwanzig und hatte eine alte, häßliche Mutter, die wir „die Hex" nannten. Olga selbst hatte glänzend rote Haare, einen knalligen Schritt und war die erste Dame, die meine Nase mit Wohlgerüchen erfüllte. Oft lief sie dürftig angezogen im Haus herum; denn sie zeigte gern allen Frauen, wie vornehm sie beisammen war. Mich hatte sie besonders gern und nahm mich manchmal in ihre Arme, weiche volle Arme, die ebenfalls parfümiert waren. —

Immer lachte meine Mutter, wie sie heute noch gern lacht, und die zwölf Singvögel, die mein Vater in der Küche hielt, sangen alle mit. Mitten in meiner Jugend liegt wie ein großer, heller Fleck eine sonnige Küche voll fränkischer Wohlgerüche und erfüllt vom Lachen und Singen meiner Mutter und dem heillosen Gezwitscher der zwölf Vögel, die in ihren Käfigen an den Wänden hingen.

In einer düsteren Ecke des Hofes, nah beim Hollerbaum, stand das Kasperltheater. Es war eine kleine Bretterbude, die niemand gehörte, die früher ganz anderen Zwecken gedient haben mochte. Eine Türe war nicht vorhanden und eben diese Öffnung war unsere Bühne. Dort war als Rampe eine Latte an beiden Pfosten befestigt und ein roter, zerfetzter Teppich verhüllte die geheimnisvolle Versenkung. Wir Kinder spielten selbst. Als Puppen dienten uns grob geschnitzte Holzkeile, wunderlich verwachsene Äste oder die bloßen Fäuste. Gespielt wurde mit Feuer und Schwert! Zwei ältere, verwegene Burschen, die später nach Amerika ausrissen, waren es zuerst, die uns täglich ihre Prügelszenen vorführten. Als sie dann den Spaß verloren und anderswo auf Abenteuer ausgingen, durften wir andern hinter den Vorhang treten. Wie wir spielten! Obgleich keiner von uns je in der Stadt „das große Theater", vielleicht nicht einmal ein Puppentheater gesehen hatte, rollten die schwersten Tragödien, die derbsten Komödien bei uns ab. Da erschien Tod und Teufel in leibhaftiger Gestalt, und der Mensch, der Hanswurst, tanzte lustig zwischen beiden, ließ sich prügeln und prügelte wieder, wie es sich für einen braven Hans Kaspar gehört.

Richard, der Zimmermannssohn, fertigte bald bessere Figuren. Der Kaspar hatte nun rote Wangen, ein breites Maul und eine richtige Nase, der Teufel war kohlschwarz und hatte ein paar Hörner hinter den Ohren. Und der Tod! Nie späterhin habe ich einen schrecklicheren Tod gesehen! Er hatte ein Gebiß, das ging rund herum und sein kahler Schädel war in Kalk getaucht! Wenn er erschien, wie schrieen die Mädchen! — Ich arbeitete mit Richard zusammen, war sein Gehilfe. Wir dachten uns Tragödien aus, die stundenlang dauerten und mit der Niedermetzelung aller noch vorrätigen Puppen endeten. Das Blut floß in Strömen. Oft spielte Richard dazu zum Schluß als Dreingabe eine Liebesszene, die an Realistik nichts zu wünschen übrig ließ. —

Um uns lag der „Regensburger Hof" mit seinen mächtigen Mauern, seinen Schuppen und Ställen. Dort spielte das Leben selbst. Da saß ich neben meiner Mutter scheu auf der Treppe, als drunten im Unterstock die Polizei die Türe sprengte und der junge, verkrüppelte Kontorist in seinem Blute lag. Mitten durchs Herz hatte er sich geschossen. Da sah ich, wie man Anna, das Milchmädchen ins Haus herein trug, die man im Dutzendteich aufgefischt hatte, und ich hörte die heftigen Worte des Vorwurfs, die meine Mutter zu der Mutter des Mädchens sprach. Immer durfte ich mich neben meine Mutter sitzen und überall ins Leben hinein schauen, auf die große Bühne ...

Dann kam die Schule, die blieb ohne Eindruck auf mich. Und dann kam die Geschichte mit der Marie. Das war mein erstes Geheimnis. — Und wieder kamen andere Bilder. Maries Mutter, Frau eines Glasers, war eine flotte Blondine. „Die hat es mit einem andern!" das hörte ich zufällig, wie es meine Mutter zu meinem Vater sprach. Tags darauf sagte dann meine Mutter: „Dort drüben steht der Kerl!" Und sie deutete aus dem Fenster. Ich schaute auch mit hinaus und sah weit über dem Bahndamm einen Mann heftig winken. Bald erschien Maries Mutter in einem neuen Kleid auf der Straße, hob die Röcke hoch über den Schmutz und schwänzelte durch die Unterführung davon. Ich begriff nicht, warum eine Frau, die einen Mann hatte, noch einen zweiten haben mußte, aber ich schwieg. — Einmal kam ich zu Marie, weil ich meinte, daß sie mir gerufen hätte. Aber im Schlafzimmer schrieen die Kinder und der Glaser prügelte seine Frau, daß ihr die Haare flogen. Ich lief davon.

Dann spielte ich allein mein erstes Stück. Marie saß vor der Rampe, ich spielte die Geschichte von einem Ritter, der seine Geliebte dem Teufel entreißt. Da wir im Ensemble keinen Ritter hatten, so spielte der Hanswurscht den Ritter, wie es ja auch manchmal geschieht.

Dann kamen wieder Gestalten des Lebens, alle meine lachenden, sehr städtischen Tanten, Schwestern meiner Mutter, und mein Onkel Hans kam, ein hellblauer Riese mit goldenen Tressen, der in München bei den „Leibern" war. Dann kamen die „Herren Vettern vom Land", die Onkel meines Vaters aus dem Altmühltal, störrische, fränkische Bauern mit tollen Köpfen, die hageren Gestalten in dünne Hosen gezwängt und mit Talern auf den schwarzen Westen.

Bald fuhren wir selbst aufs Land, mußten jeden Sonntag mit der buntbebänderten Bauerntante zur Kirche gehen, ritten wochentags auf jungen Gäulen oder wälzten uns zwischen den Schweinen. —

Als wir zurückkamen, stand das Kasperltheater nicht mehr. Dann zog der Glaser, der Schreiner aus, dann die „Alte Hex" und die Milch-

(Fortsetzung Seite 186)

Anton Leidl

Der Dramatiker Eugen Ortner

Die Mutter — Emil Krieger

(Fortsetzung v. S. 184)

frau. „Hier kommt eine große Spielwarenfabrik her!" sagte meine jüngste Tante und sie wußte es genau. Ich vermeinte, der Vater selbst hätte es bis zuletzt einfach nicht wahr haben wollen, denn wir zogen noch immer nicht aus, als sich schon eine Backsteinmauer dicht vor unsern Fenstern erhob und uns die Sonne versperrte.

Ich stand oft am Fenster und schaute verwundert den vielen Bauarbeitern zu, die zwischen Wagen, Steinen, Mörtelgruben und Gerüsten hin und her turnten. Als die Eltern endlich zu packen anfingen, tat ich, als merkte ich nichts. So verblieb ich weiter in meiner Welt, obgleich gewaltige Fabrikmauern eine Wiese nach der andern fraßen, den großen Hof zerteilten, Schuppen und Scheunen über den Haufen warfen und den Hollerbaum zerquetschten.

„Ich habe eine Wohnung!" sagte mein Vater eines Tages und die Mutter nickte. Wir gingen nachmittags alle hin, meine Schwester Helene nahm sogar ihre schönste Puppe mit. Ein grauhaariger, schief blickender Mann stellte sich als Hausherr vor. Er paßte sogleich auf, ob wir Kinder uns die Füße tüchtig abstreiften, ehe wir die Treppe hinaufgingen. Eine Mansarde nahm uns auf. Mutter ging sogleich überall umher, als ob sie schon zu Hause wäre. Vater stand schweigend in einer Ecke, Helene unterhielt sich mit ihrer Puppe. Ich hatte die Arme in der Dachrinne hängen und schaute hinüber in enge, steinerne Höfe ...

Hollerbaum, Himmel und Freiheit, Marie und die Marionetten waren dahin! Doch nicht verloren! In mir war jetzt alles! Aufgebaut war meine Welt, in mir! So ist sie und so bleibt sie! Das ist die Wahrheit!

Mittag

Lösend steigt das Licht.
Zu Glanz und Schaum
Taut des Himmels Gletscher.
Ruhe
Hüllt in Traum
Das geprägte Erdgebirge.
Schweigen,
Weltgewaltig,
Gipfelt weit im Raum.
Das allmächtige Sonnenauge
Lebt den Mittag.

Weber-Kirch

DER NEUE TOTENGRÄBER

Von Wilhelm Auffermann

Eine Lerche wippte im Himmelsblau. Veit Klaasen hörte ihren Wettersegen nicht, er hatte mit der Erde zu tun und sang selbst, obwohl seine Stimme wie eine verbrauchte Ziehharmonika rasselte.

„... Alles, was ich habe, dank' ich, Spaten dir! Reich' und arme Leute werden meine Beute, kommen einst zu mir!" Das alte Totengräberlied Höltys war ein wesentlicher Bestandteil seiner Arbeit geworden und lief von selber ab, wie unbewußter Atemzug. Die schwarzen Erdbrocken flogen im Takt aus dem Loch. „Weiland groß und edel, nickte dieser Schädel keinem Gruße Dank! Dieses Beingerippe ohne Wang und Lippe hatte Gold und Rang. Jener Kopf mit Haaren war vor wenig Jahren schön, wie Engel sind! Tausend junge Fentchen leckten ihm das Händchen, gafften sich halb blind!"

Nun hielt er ein und wischte sich den Schweiß von der Schläfenbucht. Das Asthma plagte ihn sehr. Im Kopf sauste es die letzten Tage. Er verschnaufte ein Weilchen und betrachtete nachdenklich den Schüppenstiel. Ein langes Schicksal, sein eigenes, hatte sich hartnäckig und umständlich ins Holz gegraben. Dort, wo er anpackte, lag es wie bräunlicher Firnis. Der Griffelzug der Zeit hatte tiefe Runen gerissen.

Als der Atem wieder ruhiger ging, rieb er sich ein bißchen Spucke wie Seife durch die Finger. „Grabe, Spaten, grabe! Alles was ich habe, dank' ich, Spaten, dir! Reich' und arme Leute ..." so arbeitete er weiter. Stieß der Spaten auf einen Stein, dann gab er eigenartigen Klang. Aber Klaasens Bein wurde fertig damit.

Als er uns Ave herauskrabbelte und von oben kritisch hineinschnupperte, stellte er zufrieden fest: ein Jüngerer hätt's auch nicht besser geschafft. Er kratzte sich den Dreck von der Sohle, stopfte sich eine Pfeife und haute ab in sein Häuschen.

In dieser Nacht schrie kläglich ein Leichenhühnchen.

Und richtig, frühmorgens, trippelte aufgeregt ein verhutzeltes Weiblein die Dorfstraße hinunter und brachte die Botschaft von Haus zu Haus: „Gestorben ist einer ... diesmal hat's aber den Klaasen selbst erwischt!" Zwischendurch murmelte sie ein kleines Gebetchen.

„Gestern hatte er noch ein Loch geschaufelt, ein tiefes Loch, weil keines mehr frei war. Hatte sein verteufeltes Liedchen gesungen und dabei schwer nach Luft geschnappt. Nun hatte sie ihn langgestreckt in der Hütte gefunden, sein verkniffenes Gesicht war hell geworden."

„Der alte Totengräber Klaasen?"

„Ja, sein eigenes Loch hat er sich gegraben!"

Obwohl ein bißchen Erlösung dabei war, denn es hätte statt den alten Klaasen jeden andern treffen können, schob sich Bedrückung in die Brust der Leute, und ganz große Verlegenheit auch: der Spaten war verwaist!

Das Käuzchen aber hatte keine Schuld. Sein nächtliches weinerliches Ahme-Rufen stand dem Leben weit näher und war ein hoffnungsvolles eheliches Gespräch gewesen. Erschreckt wachte es oben im Kirchgemäuer auf, als jetzt plötzlich der grauverwitterte Turm seine ernsten Glocken-

töne über die schüchternen Hütten und protzigen Gehöfte der Ortschaft streute, über das Geplätscher der schwatzhaften Weiber unten. Über die ernsten Wälder und hellgrünen Kuhweiden, auf denen das Vieh heute genau wie gestern die Sonne anbrüllte, die über den Berg rollte, rund um die Erde, und immer wieder kommt.

Mit ihr kam diesmal ein alter Mann über die Höhe geschritten, die Schultern gebeugt, aber die Beine frischlebendig und das Herz schlug ihm bis zum Hals hinauf. Kornblumen und brennender Mohn verblühten im schweißigen Hutband. Die Faust, die den Wanderknüppel schwang, war straff und hart. Er kam aus der Welt.

Im funkelnden Tag sah er sein Dörfchen liegen und der blaue Himmel glänzte darüber wie ein unendliches Glasgehäuse. So war es auch in der Jugend gewesen. Da breitete er weit die Arme aus: „Ich bin wieder da!" Und lief hinunter.

Der Kreis der alten Weiber löste sich: „Wer ist denn das?"

Sie starrten ihn an und er schaute ihnen tiefsuchend in die Augen hinein — „... ich heiße Olm Minkus!" — und hätte schreien können, vor Weh. Es kannte ihn keiner mehr und auch er erkannte niemand. Hier kopfte er an und dort. „So, so! Er sei von hier?" und das war alles. Immer leerer wurde die Brust und das dumme angstgroße Herz schlug wie ein Hammer.

Als er die Straße zurückschlich, waren auch seine Beine schwer geworden. Beim Brunnen standen Kinder und zählten aus: „In der Tenne steht ein Faß ... in dem Faß da sitzt ein Haß' ... Lieber Haß', so fragt die Henne ... sag' wie kommst du in die Tenne? ... Sag' wie kommst du in die Faß? ... Armer Tropf, was heißt denn das!" Da packte ihn wilde Wut. Mit dem Wanderknüppel verjagte er die grillenhohen Stimmchen. Er haßte nun das Junge, wie er die Straße haßte, die ihm seine Heimat geraubt hatte. Als Schuldiger wankte er wieder auf die Höhe. „Ich bin alt geworden!" stöhnte er und preßte ein paar Tränen aus den Augen, dann hockte er auf einen Stein und rechnete aus: „Vierzig Jahre sind's her ... oder auch fünfundvierzig ... oder gar über fünfzig! Man nimmt's nicht so genau, wenn man im Ziellosen wandert ..."

Bis zum Mittag ist er oben gesessen und hat gerechnet, sein ganzes Leben durchgerechnet, dies und das — „verteufelt nochmal!" — ohne mit sich eins werden zu können.

Bauernmädchen F. Rieger

Mittags, als Hitze und nahrhafter Speckgeruch die Gehöfte umfriedete, machte er sich nochmals durchs Dörfchen. Sah nicht mehr nach links und rechts. Steuerte schnurstracks zu den Ulmenbäumen hinter der Kirche. Hier würde er sie finden.

Der Kirchhof war verschlossen.

Am kleinen Schindelhäuschen nebenan, wo der Totengräber hauste, klopfte er ungestüm gegen die Tür: „Ich möchte mal hinein!"

Als er ohne Antwort blieb, drückte er einfach mit Wucht auf die Klinke.

Drinnen lag einer, der hätte ihn vielleicht noch gekannt, wenn er nur ein bißchen früher gekommen wäre. Nun empfing er ihn mit furchtbarer Stille und rührte sich nicht.

Olm Minkus stand wie erstarrt. Dann legte er seine Fäuste vors Geschau und es hat ihn tief gebeugt: „Du hast sie mir alle eingegraben, du ...! Da hättest auch auf mich warten können!" Wie kleine Bächlein liefen nun die Tränen durch die Finger. Sein ganzes Leben kam ihm nochmals in den Sinn. Mit diesem hier, er wußte es ganz genau, hatte er Kugeln gepinkt, an sonnenwarmer Hausmauer, als sie noch kleine Jungen waren ...

Er blieb lange bei Veit Klaasen und hat Totenwacht gehalten. Die Schüppen hat er sich auch angesehen und die blankste nachdenklich in der Hand gedreht.

Gegen Abend schlug er ein Kreuz über Klaasen und ging zum Pfarrer: „Er habe in dem und dem Erdwinkel Kohlen getrimmt, habe im Westen einen Sumpf gerodet, der Straßenbau im Welschen war auch keine leichte Sache. Sein Name sei Olm Minkus, hier im Ort geboren, und weil er keine Unterkunft habe und Klaasen nicht mehr lebe ... Schließlich ist's ja gleich, was man auf der Schüppe hat. Er kenne das Leben." Dabei zeigte er die kräftige Faust. Er sprach mit angstvollem Eifer. Als er schwieg, blätterte der geistliche Herr im Pfarrbuch nach, überlegte eine Weile — und nickte.

Und Olm Minkus blieb. Es gab kein Wohin mehr und kein Woher.

Als sie den nächstfolgenden Tag Klaasen zur Ruhe brachten, trug er schon das schwarze Kreuz, von ihm selbst frisch gestrichen. Hinter ihm schritten die kleinen Meßdiener, die er noch vor kurzem von der Straße gejagt hatte. Das weiße gestärkte Hemd knisterte trotz der Spitzen unwillig an ihrem quecksilbrigen Leib. Dann folgte der Pfarrer und weiter hinten die lautbetenden Bäuerinnen mit den schweren Seidenkleidern, die sie sonst nur Sonntags trugen. Die Bauern mit den schmalkrempigen Sammethüten und grünem Band kamen mit hängenden Armen holperig hinterher. Murmelten von den neuen Marktpreisen und der Kuh, die bald kalben wird, denn Erntefeld und Totenacker ist ein und dieselbe Erde. Der Wind des heiligen Geistes streicht mit Vogelsang und Glockenklang über beide hinweg, läßt verwelken und wiederentstehen.

So schob sich die kleine Trauerprozession durch das quietschende Eisentor des Friedhofs, denn Klaasen war als Dorfältester eine geachtete Person gewesen.

Als alles vorüber war, die Leute sich eilig wieder heim verlaufen hatten, um ihr Tagwerk fortzusetzen, verschloß Olm Minkus die Eisentür, holte sich aus der Schindelhütte, die nun sein war, den Spaten und machte sich an die Arbeit. Er zog sich den Rock aus und hängte ihn in Greifnähe über einen Ast, biß die Zähne zusammen — und deckte Veit Klaasen zu. Sonne brannte ihm Nacken und Backen rot. Das Hemd wurde schweißnaß.

Ein altes Weiblein äugte neugierig über die Mauer. „Grabe, Spaten, grabe ..." ging es ihr ungewollt durch den Sinn. Aber es blieb still. Nur aus der Ferne krähte dann und wann ein Hahn oder bellte ein Hund.

Olm Minkus räusperte sich verlegen, obwohl er sich allein glaubte. Hatte nie so große Brocken auf der Schüppe gehabt.

„Möge euer Zusammenkommen oben an keinem Fluch von unten zerbrechen", betete sein Herz. „Ihr sollt euch alle glücklich wiederfinden. Gott ist nicht böse. Veit Klaasen, alter Freund, ich grabe dich in die ewige Heimat."

Als er fertig war, zog er sich die Jacke wieder an, brachte die Schüppe ins Häuschen und schlenderte suchend durch die Gräberreihen. Nachdenklich buchstabierte er im Kreis die Buchstaben durch. Da standen auf so einem Stein ein Name und zwei Daten und waren doch die Zeichnung eines ganzen Menschenlebens.

Maçon

„Weshalb trägst du denn einen Trauerflor?" — — —
„Weil heute der Todestag deines ersten Mannes ist!"

Gute alte Sitten

Als Rochefort von Neukaledonien heimkehrte, besuchte er auch die Sandwich-Inseln und staunte über die fortgeschrittene Kultur der Eingeborenen.

Er drückte ihnen sein Bedauern darüber offen aus und sagte, er habe geglaubt, die Bewohner noch in ihrer ursprünglichen Natürlichkeit und mit ihren väterlichen Sitten anzutreffen.

„Das wäre ihnen übel bekommen", erklärte ihm einer der Polynesier, an die er sich gewendet hatte.

„Warum denn das?" fragte der erstaunte Rochefort.

„Weil sie dann nicht mehr am Leben wären. Denn beobachteten wir noch unsere alten Sitten, so wären sie längst aufgefressen!"

Voltaire

Als Voltaire einmal den berühmten Gelehrten und Dichter Haller sehr lobte, der ihn selbst vielfach rücksichtslos getadelt hatte, meinte einer der Zuhörer: „Sie loben Herrn von Haller, Herr von Voltaire, und dieser spricht seinerseits doch ganz anders von Ihnen!" — „Sie haben recht!" erwiderte Voltaire, „aber möglicherweise irren wir uns beide."

Oft blieb er länger stehen und mußte erst in seinem Gedächtnis das passende Gesicht zusammensuchen. Und dann, wenn er es hatte, lachte er ein bißchen in sich hinein: „O, du . . .!" Oder es strömte ihm Weh mit Scham ins Herz. Denn er hatte viele Freunde gehabt, aber mit der Sonne war auch Dunkelheit in der Jugend, so daß er damals eines Tages zum Wanderstab griff.

Von einem Stein streifte er mit dem Ärmel Staub und Spinnenweb herunter und freute sich, daß oben im Geäst des Busches eine Amsel jubilierte. Tief, voller Süßigkeit war ihr Gruß. Zärtlich tremolierend. Er fühlte eine sammetweiche Mädchenhand, damals war es ein Stück Himmel: die braunlockige Geliebte.

Und anderswo, im Schatten einer Weide, da blühte ihm ein Gesicht auf, mit all der Wärme, die Gott jedem Menschenkind nur einmal schenkt: das Antlitz der Mutter. Ehrliche Trauer durchzitterte sein Gebet. Der Wind lispelte scheu mit den silbernen Blättchen.

Und indem der alte Olm Minkus so in den grauen verwitterten Steinen las, rief er sie alle wieder zu sich. Eine große Schar Herzen. Die ganze Heimat.

Oben am Himmel zog ein Keil Vögel, wie ein Pfeil, der den Weg ins Unendliche weisen will. Olm Minkus sah ihn nicht mehr. Er hielt nun die Augen geschlossen. Er hatte sich auf eine efeuumrankte Steinbank gesetzt, war ein Stück zur Seite gerückt, hatte lieben Besuch. Aus fernster Kindheit kamen sie zu ihm zurück. Sprangen aus den Wolken in seine Arme — „. . . Olm Minkus, da bist du ja!" — ohne sich verändert zu haben. Kamen aus den kühlen Hügeln zu ihm und drückten sich an seine warme weitgewanderte Brust. Sein altes Antlitz leuchtete vom Wiedersehen, das seine Seele berauschend erfüllte.

Die Amsel sang immer noch.

Die Sonne breitete Goldkringel vor seine Beine.

Das äugende Weiblein hinter der Mauer, nickte nun zustimmend den Kopf, schürzte den Rock und schlürfte staubwirbelnd zurück ins Dorf, wohl auch um ein Stündchen zu schnarchen. Es können ja die Weibsleut nicht träumen ohne zu sägen.

So kam es, daß das Dörfchen wieder seinen Totengräber hatte. Und Olm Minkus, der müde greise Heimkehrer, seine Heimat, von der er sich nicht lösen konnte.

Nichts hatte sich verändert. Oben im Turmgebälk sitzt noch immer das Käuzchen um nachts mit weinerlicher Stimme Ähme-Hähme zu rufen.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

Grund genug

„Das ist ja ein ganz scheußlicher Köter, was Sie da auf der Kommode stehen haben! Wie konnten Sie den nur ausstopfen lassen?"

„Aus Dankbarkeit. Er hat mir das Leben gerettet."

„Zog er Sie aus dem Wasser?"

„Nein, er fraß einen Kuchen auf, den meine Frau mir zum Geburtstag gebacken hatte."

Der getröstete Oberlehrer

Zum Universitätsprofessor Hensel in Erlangen kam ein alter Schüler und klagte, daß er in seiner jämmerlichen Kleinstadt geistig versumpfen müsse.

„Wieviel Einwohner hat sie denn?"

„Neuntausend."

„Na, als Goethe nach Weimar kam, hat das Nest dreitausend Einwohner gehabt. Und wenn Sie in Ihrem dreimal so viel leisten wie Goethe — — mehr verlangt kein Mensch von Ihnen." —

Lange her

„Ich glaube, gnädige Frau, ich hatte schon früher das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft. Nicht wahr, Sie sind Frau Gutenfels?"

„O nein. Das war vor zwei Männern."

Warmes

„Kann man in dem Gasthaus dort drüben warme Milch bekommen?"

„Das weiß ich nicht. Warmes Bier aber bestimmt!"

Diese Bücher müssen Sie lesen!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

VON GERHARD ISERT

Das Buch zeigt, wie Sie Ihre besten Aufnahmen zu Geld machen können. 100 beigegebene Adressen vermitteln Ihnen die günstigsten Absatzstellen. Daneben wertvolle Ratschläge über das Wie und Was. Wenn Sie dieses Buch lesen, müssen Sie Erfolg haben! . . . . . Preis 75 Pfg.

FOTOGRAFIEREN MIT INFRAROT

VON GERHARD ISERT

6.—7. Tausend. Diese Neuauflage wird Sie besonders interessieren. Alle Möglichkeiten — auch das Neueste — wird in verständlicher Weise gebracht und durch gute Bilder belegt. Wählen Sie dieses Buch als Führer zu einer ganz neuartigen Weise die Ihnen sicher Freude bereiten wird. Preis M. 1.40

Zu beziehen durch jede Buch- u. Fotohandlung oder von der

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO.

Die Rechnung

Rudolf Wilke, der geniale Zeichner, kam eines Tages auf die Idee, seinen Atelierofen versetzen zu lassen. Er wollte sich in der „südlichen Tiefe" des Raumes eine trauliche Ecke einrichten und deshalb sollte der Ofen versetzt werden. Der Fachmann — ein biederer Ofensetzer aus Schwabing — nahm die Lokalität in Augenschein, klopfte an den Wänden herum und stellte schließlich fest, daß der Ofen aus technischen Gründen nicht versetzt werden könne, ... der Kamin lasse das nicht zu, es müßte ein zu langes Rohr gelegt werden u.s.f. ... kurz das Projekt war zum Scheitern verdammt. Ehe der brave Fachmann sich verabschiedete, betrachtete er noch gründlich die an den Wänden herumhängenden Bilder des Künstlers, stellte sich dann lange und bewundernd vor eine gerade auf der Staffelei stehende Komposition und erkundigte sich, was der Herr Professor für so ein Bild zu bekommen pflege. „Zehntausend Mark" sagte Wilke und komplimentierte den guten Mann zur Türe hinaus. Am anderen Tag erhielt Wilke eine Rechnung über 10 Mark „für Auskunft über das Versetzen eines Ofens." Wilke schickte das Schreiben zurück, nachdem er es vorher auf folgende Weise quittiert hatte „für Auskunft über den Preis eines Bildes gleichfalls zehn Mark." Reklamation von Seiten des Fachmanns soll daraufhin nicht erfolgt sein.

Strindberg

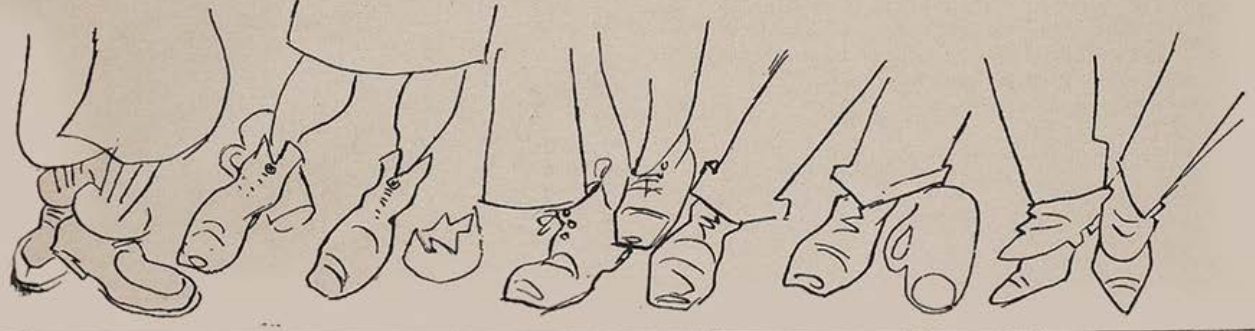
August Strindberg zählte nicht mehr zu den Jungen; er, der es schon mit zwei Frauen versucht hatte, spürte wenig Verlangen, ein drittes eheliches Inferno auf sich zu nehmen. Es begab sich aber, daß Strindberg zu der Schauspielerin Harriet Bosse — der späteren schwedischen Darstellerin seiner „Kronbraut" und „Schwanenweiß" — eine innige Zuneigung faßte, die aus seiner Bewunderung für ihre Kunst erwuchs. Es war nach der Probe zur „Kronbraut", als Strindberg der Künstlerin ganz unvermittelt seine Liebe gestand.

„Harriet, um Ihretwillen könnte ich das Schlimmste erträglich finden", erklärte er.

„Ach, derlei sagt sich gewöhnlich leichter als es getan ist", erwiderte die Schauspielerin. Und mit einer leisen Ironie fügte sie hinzu: „Wie wollten Sie mir übrigens Ihr Gefühl beweisen?"

Der leichte Ton, in dem die Schauspielerin diese Bemerkung fallen ließ, mochte Strindberg verstimmt haben. Seine Stirne umwölkte sich und seine Augen schossen Blitze.

„Werden Sie meine Frau", zischte er sie an.



Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Kinder

„Tante, warum regnet es eigentlich?"

„Damit alles frisch und blühend wird, liebes Kind!"

„Ach, deshalb hast du wohl auch deinen Regenschirm daheim gelassen?"

Zustände

„Neulich habe ich gehört, daß das Ehepaar Lehmann an Dämmerzuständen leiden soll!"

„Ja, das stimmt! Wenn er vom Dämmerschoppen heimkommt, kriegt sie Zustände!"

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene
Geschenk-Ausgabe
von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat
mit Buchschmuck von Bold
zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Der Reinfall des Großherzogs

Großherzog Ludwig IV. von Hessen sagte zu seinem Generaladjutanten: „Do hot doch de Offebach so e schee Stickche geschriwwe, de schee Helena. Des mecht ich zu gern sehe!"

„Aber Königliche Hoheit brauchen doch dem Intendanten nur zu befehlen!"

„De tuts net, de tuts net. Er sat, des Stick gehört net ins Hoftheater! — Aber wisse Se was, nächste Sonntag werd de schee Helena in Meenz gegeve, do fahre mir nibber!"

Am nächsten Sonntag auf dem Bahnhof der Kreisdirektor, vor dem Theater der Oberbürgermeister zum Empfang.

„Untertänigste Dank, Königliche Hoheit, für de Besuch unsers Theaters ... Ich hab gleich 's Programme ändere lasse: gegebe werd de Jungfrau von Orleans!" —

Eine Kölsche Geschichte

König Friedrich Wilhelm III. ließ 1837 während der „Kölner Wirren" den Erzbischof Clemens Freiherrn zu Droste-Vischering verhaften und auf die Festung Minden abführen. Die Erregung in Köln war groß.

Vor einer Kunsthandlung auf der Hochstraße in Köln staute sich eine lachende Menge. Die Polizei wurde aufmerksam. Im Schaufenster stand ein Bild des Erzbischofs. Auf einem angehängten Zettel stand: „Das Original befindet sich im Besitz S. M. des Königs." —

Aberglaube

„Bist du abergläubisch?"

„Nein!"

„Schön! Dann leihe mir dreizehn Mark!"

Mehl

„Das Mehl, das ich gestern bei Ihnen kaufte, ist sehr hart!"

„Hart? Das ist doch unmöglich!"

„Doch! Ich habe davon einen Kuchen gebacken, und mein Mann konnte ihn kaum schneiden!"

Moral

„Fräulein Eulalia soll ja sehr sittsam sein!"

„Und ob! Die verabscheut sogar die Austern, nur weil sie schlüpfrig sind!"

Für Sie

„Lisa, es hat keinen Wert, daß ich mich weiter um dich bemühe. Dein Vater sagte heute zu mir, er würde dich mir nicht geben und wenn ich mich auf den Kopf stellen würde!"

„Willst du es nicht wenigstens mal versuchen, Otto?"

Aus der Schule

„Wie heißt die Zukunft von: ich liebe?"

„Ich heirate!"

Examen

Ein Student der Rechte steht vor seiner Prüfungskommission. Man hat ihm ein Thema gegeben, das wirklich nicht leicht zu behandeln war. Es handelte sich um einen Prozeß, der alle Instanzen zu durchlaufen hatte. Der Prüfling sah seine Ohnmacht dieser Aufgabe gegenüber ein und entschloß sich, die Sache mit einem Scherz abzutun. So schrieb er: „Die Sache Y. gegen Z. hat ihre Erledigung gefunden, die Parteien haben sich außergerichtlich geeinigt."

Gewiß lachten die Herren über diesen Einfall. Angesichts der mangelhaften Leistung konnten sie den Prüfling natürlich nicht durch das Examen bringen und so bekam er folgendes Urteil: „Da sich erfreulicherweise die Parteien außergerichtlich verglichen haben, so werden Sie einsehen, daß Sie als Rechtsanwalt hier völlig überflüssig sind."

Aus amerikanischen Schulaufsätzen

Lloyd George rettete England wie die Jungfrau von Orleans Frankreich, doch wurde er im Gegensatz zu dieser bis jetzt noch nicht verbrannt.

*

Eine Kunstgalerie ist ein Ort mit Bildern, manche davon von Künstlern.

*

„Wollte Gott, ich wäre statt deiner gestorben!" sagte David, nachdem er Urias erschlagen und dessen Witwe geheiratet hatte.

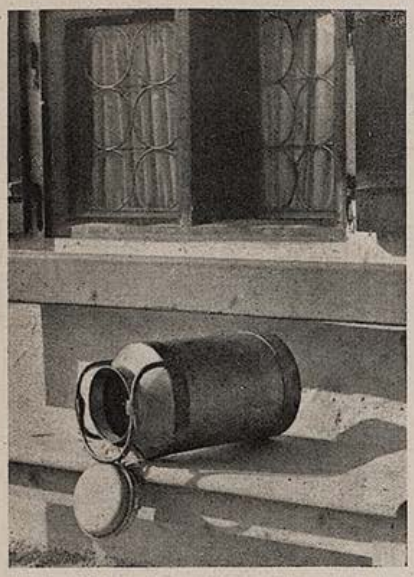
*

Julius Cäsar war berühmt wegen seiner Körperkraft. Er warf bekanntlich Brücken über den Rhein.

*

Marconi ist der berühmte Erfinder des gleichnamigen italienischen Nationalgerichts.

DIE FOTO-SEITE



Die Foto-Skizze

Skizzieren heißt üben. Es ist Studium von Linienaufbau, Struktur und sinngemäß benutzter Technik. Nicht nur für die grafischen Künste bedeutet Skizzieren wichtige vorbereitende Arbeit, sondern ebenso auch für die Fotografie.

Die Bedeutung der Fotoskizze wird vielfach übersehen. Oft sogar ist sie unbekannt, man weiß überhaupt nicht von ihrer Existenz. Man sieht nur die großen Zusammenhänge und weiten Bildräume, ohne daß man aus ihrer Kompliziertheit das Einfache herausschält, um an ihm zu üben, zu skizzieren.

Die Kleinkamera, die Spiegelreflex und die vielen Kameramodelle, denen große Schußbereitschaft eigen ist, sie wurden nicht allein „erfunden", damit der Mensch leichter und natürlicher dargestellt werden konnte, sondern damit wir auch das Gebiet der Fotoskizze pflegen. Nebenher, ganz unauffällig und ohne ein bestimmtes Vorhaben fangen wir sie ein.

Wir müssen bei solchen Aufnahmen grundsätzlich eines berücksichtigen: Es darf die zeichnerische Skizze nicht mit der Foto-Skizze verwechselt werden. Die Foto-Skizze bezieht sich auf Lichtwerte, auf Hell und Dunkel und baut aus Helligkeiten das Bild. Lineare Elemente treten zurück, wenn sie auch nicht ganz verschwinden und unbedeutend werden. Sie geben der Foto-Skizze ihren inneren Halt, das Gefüge.

So sehen wir zugleich, wie die Foto-Skizze erzieherischen Wert besitzt. Sie verlangt von uns ein neues Schauen, indem wir in Helligkeiten denken. Wir begreifen also im kleinen und belanglosen Knipsen den eigentlichen gestalterischen Sinn der Lichtbildnerei. Wenn in diesem Zusammenhange das Wort „Knipsen" gebraucht wird, so dürfen wir es nicht verwechseln mit dem Knipsen, das ein oberflächliches Arbeiten meint. Knipsen heißt skizzieren, hier und da aus der Mannigfaltigkeit unserer Umwelt kleinste Ausschnitte herauslösen, die vielen belanglos erscheinen, für uns aber durch Licht und Schatten Wert bekommen.

Skizzieren verlangt nach einem neuen Sehen. Wir müssen gewissermaßen in Schatten denken. Schatten müssen uns mehr interessieren als Helligkeiten. Nur so wird es gelingen, den Wechsel zwischen Hell und Dunkel anschaulich zu geben. Lichter und Helligkeiten sind immer vorhanden, Dunkelheiten aber treffen wir seltener, müssen wir erst entdecken. Und diese Suche wird erleichtert, wenn wir Aufnahme- und Beleuchtungsrichtung gegensätzlich halten. Wir kommen somit zu Seiten- oder Gegenlicht. Bei Frontlicht werden niemals Schatten auftreten. Es fehlt hier der Gegenpol, der notwendig wird, um die Lichter lebensfähig werden zu lassen. Denn Licht kann ja erst entstehen durch Schatten, durch Dunkelheit.

An der Foto-Skizze können wir aber noch mehr lernen. Arbeiten wir unsere Aufnahmen selbst aus, vergrößern wir sie selbst, dann gewinnen wir damit einen bedeutenden Blick für den richtigen Bildschnitt. Gerade der Bildschnitt ist für die Fotografie ja so wesentlich. Er gibt der Aufnahme ihren letzten Schliff, indem das Unbedeutende vom Wesentlichen getrennt wird.

Wir schenken also dem eigentlich Gemeinten unsere besondere Aufmerksamkeit, beschränken uns auf das Hauptmotiv. Alles Nebensächliche wird rücksichtslos gestrichen, und vor uns ersteht ein Stück Klarheit. So bietet die Foto-Skizze Schulung für zweierlei Dinge, für Aufnahmetechnik und richtiges Sehen sowie für zweckmäßige Ausarbeitung der Aufnahme. Beide Momente werden allzu leicht vernachlässigt, und so lohnt es sich schon, wenn wir uns einmal dazu erziehen, sie ernst zu nehmen und in ihrer Bedeutung zu erkennen. Nicht prinzipiell, sondern zwanglos, nebenbei — eben in der Foto-Skizze. gi—t

„Überbelichtung" u. Überbelichtung

Der Begriff ist ein Wort, in dem ein Bereich kompliziertester Vorstellungen und Zusammenhänge kurz und bündig erfaßt wird. Er entsteht nach einem schon vorhandenen Etwas, dem wir einen Namen geben.

Dieses Etwas kann entwicklungsfähig sein, kann sich ändern. Der Begriff aber bleibt bestehen, so daß wir häufig in Schwierigkeiten kommen, indem ein Wort nicht mehr klar einen Zusammenhang auszudrücken vermag. Gerade die Lichtbildnerei macht ständig einen Entwicklungsweg durch; wir sind noch längst nicht am Ende, und die Technik wird uns in jeder Hinsicht weiter führen. Auf diese Weise ist es in der letzten Zeit gekommen, daß der Begriff „Überbelichtung" zu einem Schlagwort wurde, das einer neuen Abgrenzung bedarf, wenn mit ihm gearbeitet werden soll.

Jeder von uns hat schon einmal etwas vom Belichtungsspielraum einer Negativ-Emulsion gehört. Worauf er beruht, ist eine zweite Frage, über die wir uns aus Raummangel erst das nächste Mal unterhalten können. Durch den Belichtungsspielraum kommt es der Emulsion zu, jedem Motiv eine bestimmte Belichtungsspanne zu geben, indem wir ein gleich gutes Ergebnis erzielen, wenn z. B. 1/25 oder ½ Sekunde belichtet wird. Unser Belichtungsmesser wird uns die kürzestmögliche Zeit angeben. Belichten wir länger, erhalten wir immer noch ein tadelloses Negativ. So erstreckt sich der Belichtungsspielraum bei den meisten Emulsionen auf eine zehnfache Spanne, was wir ja jederzeit nachprüfen können. Der Belichtungsspielraum ist wichtig, um uns Sicherheit zu geben.

Sehr oft wird nun schon eine längere Belichtung, die noch innerhalb des Belichtungsspielraumes liegt, als Überbelichtung bezeichnet. Und das zu Unrecht. Denn das Ergebnis zeigt ja immer noch ein gutes Negativ, nicht aber die typische Kraftlosigkeit, wie sie einer weit über die Grenzen des Spielraumes belichteten Aufnahme eigen ist. Wir müssen also scharf trennen zwischen reichlicher und übermäßiger Belichtung. Diese verlangt eine spätere Nachbehandlung, um die Kontraste zu heben, jene ergibt von sich aus ohne weiteres ein gutes Negativ.

Ein paar Neuheiten

An neuem Aufnahmematerial erschienen in letzter Zeit der panchromatische Eisenberger-Film und die Derby-Platte von Kranseder, die sich durch eine hohe Orthochromasie auszeichnet. Eine wichtige Papieroberfläche brachte die Agfa im Filigran-Papier der Brovira-Serie, die sich besonders für Kleinbildvergrößerungen in mittleren Formaten eignet. Neu ist das Leigrano-Papier der Leonar-Werke, das im besonderen für Kleinbildvergrößerungen geschaffen wurde. Endlich gibt es auch quadratische Papiere von der Firma Byk, die ihr Bylei-Papier in den Formaten 18×18, 24×24 und 30×30 cm herstellt. Der Projektions-Lumimax ist ein Vergrößerungsgerät, das nebenbei auch noch zum Projizieren von Diapositiven geeignet ist. Man kauft also zwei Geräte in einem. Spiegelreflex-Kameras 6×6 erfreuen sich einer großen Beliebtheit; an neuen Modellen erschienen die Zecaflex, Pilot 6, Primarflex und Mentorett. Die Spiegelreflex im Mittelformat wird sich zweifellos zur Kamera der Zukunft entwickeln. gi—t

Ein Wink fürs Positiv

Das Gelingen der Kopien und Vergrößerungen hängt wesentlich von der Dauer der Entwicklungszeit des Papiers ab. Sehr oft wird viel zu kurz entwickelt bzw. zu lange belichtet. Denn die Entwicklungsdauer richtet sich ja nach der vorangegangenen Belichtungszeit. Wir müssen uns grundsätzlich für alle Entwicklungspapiere einprägen:

Gaslichtpapier (das Papier für Kontaktdrucke) muß so belichtet werden, daß das Bild nach einer Minute ausentwickelt ist. Bei Chlorbromsilber- und Bromsilberpapieren (für Vergrößerungszwecke und gelegentlich auch Kontaktdrucke) dauert die Entwicklungszeit zwei Minuten.

Die Einhaltung dieser Zeiten ist nicht nur für die Erzielung der günstigsten Gradation, sondern ebenso für einen ansprechenden Bildton wichtig. Hinzu kommt eine Beachtung der Temperatur des Entwicklers. Ganz allgemein ist für sämtliche fotografischen Lösungen 18° C die richtige Temperatur. Steigerung führt im Positivprozeß zu einer Erhöhung der Härte, kann also richtig angewandt durchaus nützlich sein. Im Negativverfahren muß allerdings von einem Abweichen von der Normaltemperatur abgeraten werden, da hier die Emulsion allzu leicht weich wird und dann zerfließt. Verarbeiten wir lieber das Negativ normal und passen wir ihm das Positivverfahren an.

LEST DIE „JUGEND"

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V.J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Maskerade

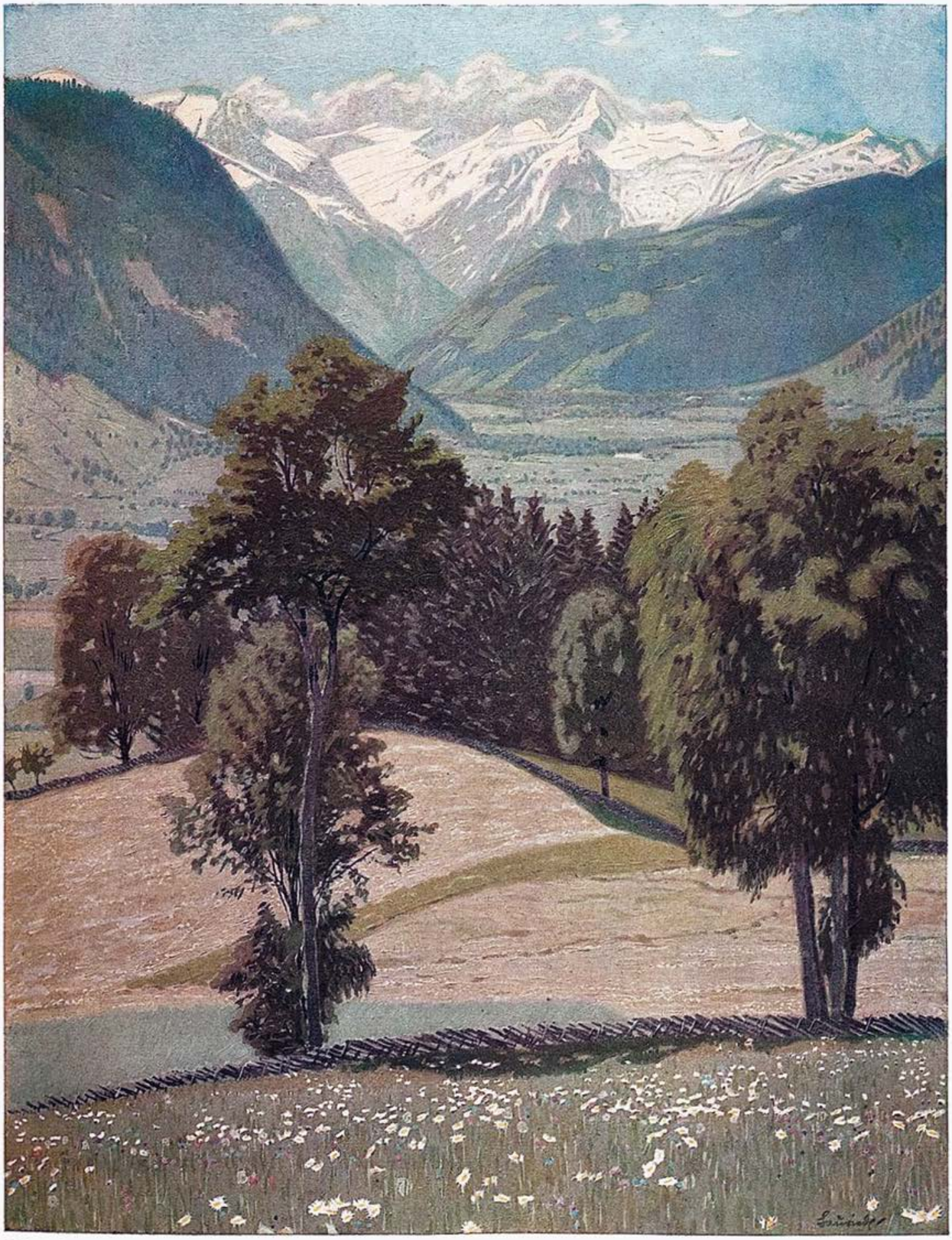
Erich Wilke

„Des Mannes Zierde ist der Hut“ (Schiller)

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 13



Blick in die Tauern — Otto Bauriedl

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / Nr. 13

Seewinkel H. Mayrhofer-Passau

GROSSER ATEMZUG

Von Paul Weber-Kirch

Hoch im Lichtsturm schwankt des Maibaums Stange,
Steil herüber geht der Wolken Ritt.
Großer Atemzug bedrängt dich! Bange
Nimmt's den Atem dir vom Munde mit.

Nah der Kirche, bei der alten Linde,
Faßt du mit dem Winde Tritt,
Fühlst, die Knospe schwillt, die blinde,
Die doch winterlange litt.

Längs dem Friedhof, weiter hin am Hange,
An der Mauer hallt dein Schritt;
Wärmer rührt ein Hauch die Wange,
Echoschritte fallen mit,

Schreiten mit zum Sonnensiege!
Tote aus dem Erdenkriege
Scharen sich im Schattenklange,
Atmen tief im Windgesange,

Alle Toten wandern mit!

DIE FAHRT ZUM MARKT

VON CHRISTIAN GUTENBERG

Schon um ein Uhr nachts mußte der Gemüsebauer Trillhase anspannen, wenn er seine Ware rechtzeitig auf den Frühmarkt der Kreisstadt bringen wollte. Alles wird zur Gewohnheit. So wie Trillhase es nie verschlief, waren auch seine beiden Pferde an den Markttagen früh auf den Beinen. Der alte, neunzehnjährige Braune Moritz, der sich sonst zum Aufstehen nötigen ließ, fürchtete an jenen Tagen eine besonders heftige Aufmunterung von unsanfter Stiefelspitze und zog es vor, seine Bereitschaft, wenn auch schläfrig, so doch stehend kundzugeben. Hingegen war die fünfjährige junge Stute Hanna, obwohl ihr fülliger Körperbau rein kaltblütige Abstammung verriet, voll übermütigen Temperamentes. Wenn der Gemüsebauer den Halfter losmachte und Hanna zum Aufschirren nach der Stallgasse umtreten ließ, schnappte der lustige Fuchs mit angelegten Ohren seinem griesgrämlichen Kameraden Moritz schnell einen Gutemnorgengruß in die Mähne. Selbst Trillhase bekam, falls er beim Kumtauflegen nicht aufpaßte, einen Knuff mit der Schnauze vor den Magen.

Der Bauer liebte seine Pferde und legte auf ihre Sauberkeit großen Wert. Niemals begann er die Fahrt zum Markt, ohne die Pferdehufe eingehend zu untersuchen und mit Hufschmiere zu wichsen. Sein Nachbar Bormann hatte ihn deswegen oft genug gehänselt. Er tat solch

„Überflüssigkeiten" mit dem Sprichwort ab: In der Nacht sind alle Katzen grau.

Bormann war ein Liederjan. Zum Markttag kam er nur dann pünktlich in die Stadt, wenn er sich bis zur Stunde des Anspannens in der Dorfkneipe trinkend wachgehalten hatte. Den Hufen seiner Pferde schenkte er nicht eher Beachtung, als ein Eisen so sehr klapperte, daß Gefahr bestand, städtische Spaziergänger könnten solche vermeintlichen Glückszeichen von der Straße auflesen.

Die Nacht war dunkel. Trillhase hing die Laterne unter die Deichsel, schirrte die Pferde ein, richtete die Schoßkelle, band sich den wollnen Schal um den Hals, stieg auf und fuhr los. Als er an Bormanns noch völlig dunklem Hof vorbeikam, knallte er laut mit der Peitsche. In Vertretung des Schläfers nahm sein Hofhund den Weckruf belfernd zur Kenntnis. Außerhalb des Dorfes ließ der Bauer die Zügel locker und zog die Pferdedecke über den Kopf.

Die Pferde gingen ihren Weg von selbst. Der alte Braune war ein Pfiffikus, er verstand es meisterhaft, so zu tun, als habe er um die Fortbewegung des Wagens ganz besondere Verdienste. Er wiegte den Kopf, er stampfte mit den Hufen, aber seine Stränge waren wenig gestrafft; nur eben so, daß sie nicht im Bogen am Schwengel hingen. Das unter der Deichsel zum Ziehen befindliche Ortscheit schlug voll zur Seite nach Hanna aus, sie zog in Wirklichkeit den Wagen. Der Bauer kannte seinen Pappenheimer: fuhr er aus dem Schlafe auf, sauste gewohnheitsmäßig die Peitsche nur Moritz über den Rücken.

Die Pferdebeine, deren Schatten von der schaukelnden Laterne unter dem Wagen überlebensgroß nach vorn auf die Landstraße geworfen wurden, klopften wie helle Hämmer an das Pflaster. Die Kumte knirschten, an den Kopfstücken klingelten kleine runde Messingscheiben, im Pferdemaul stieß eine Zunge die Stahltrense gegen die Zähne.

Die Tiere schnoberten mit den Nüstern, wenn der Duft eines Heuschobers vorbeistrich; sie spitzten die Ohren, wenn ein Hase über den Weg hoppelte; sie richteten ihre großen Augen auf die Glühschlitze einer wildernden Katze. Eine Maus schoß an ihnen vorbei, ein Wiesel hinter ihr her. Vom Pappelbaum strich eine Eule an. Moritz trottete, Hanna zog die Landstraße entlang. Kilometer um Kilometer.

Das erste Tagesgrau unterschied sich in nichts von dem am Boden schleichenden Nebel.

Immer wenn das Fuhrwerk in den Bereich der vor den Toren der Stadt liegenden Zuckerfabrik kam, wurde Trillhase durch die tiefen Schlaglöcher der ausgefahrenen Straße wachgerüttelt. Dann war der Zeitpunkt gekommen, die Zügel in die Hand zu nehmen und die Pferde anzutreiben; denn unmittelbar hinter der Fabrik stieg die Straße steil an zu einem Bahndamm hinauf. Der Bauer erschrak, als er bemerkte, daß die Umgebung einer einzigen großen Waschküche glich. Gut, daß die Pferde den Weg kennen, dachte er, es hätte bei diesem Nebel leicht ein Unglück geben können. Er knallte mit der Peitsche, die Pferde legten sich in die Kumte, Moritz mußte Farbe bekennen, Hanna zog aus Leibeskräften.

Jetzt waren sie oben. Bedächtig hob der Braune die Beine über die Stahlschienen, Hanna, noch im harten Ziehen, stampfte neben ihm. Ein funkensprühender Schlag mit dem linken Vorderbein, ein trommelndes Haltsuchen mit den Hinterbeinen, Trillhase straffte die Zügel — ein Knacken — das Pferd Hanna sank in die Knie, schwankte und fiel hin. Keine im ersten Augenblick sinnlos geführten Peitschenschläge brachten das Pferd wieder hoch. Moritz trat unruhig zur Seite. Der Bauer kletterte aus der Schoßkelle.

Der Schrankenwärter kam aus seiner Bude, trat dicht heran, glotzte. — Mein Gott, da ist ja ein Pferd gestürzt; das ist ja Trillhase!

Der Bauer stand am Kopf seines Pferdes, stumm und unbeweglich. Hanna stöhnte, ihre Flanken jagten, immer wieder suchte sie eine Drehung des Körpers herbeizuführen; über ihr Fell rann der Schweiß. Trillhase rührte sich nicht.

Die Signalglocke schlug an. Der Schrankenwärter schrie: „Trillhase, Mann, von den Gleisen herunter. Der Rangierzug muß gleich kommen. Schnell, ausspannen!"

Der Bauer begann zu begreifen. Hanna wurde ausgeschirrt.

„Von den Gleisen herunter!" brüllte der Eisenbahnbeamte, „ich muß die Schranken schließen".

Vorwärts ging es nicht, da lag Hanna. Der Wagen mußte nach rückwärts gebracht werden. Mit der linken Hand riß der Bauer dem Moritz die Trense ins Maul, mit der rechten schwang er den umgekehrten Peitschenstiel vor dem Kopf des Pferdes. „Zurück, zu—rück", gröhlte Trillhase. Moritz wollte ausbrechen. Der Bauer warf seine ganze Kraft auf das Pferd, er war dunkelrot im Gesicht. Er schrie. Der Bahnwärter griff mit in die Speichen und schrie.

Plötzlich stolperte der Eisenbahner davon, hinein in die Wärterbude, riß Fahne und Horn von der Wand, lief, lief die Gleise entlang in den Nebel.

Helle Hornrufe gellten durch die milchgraue, feuchte Luft. „Zu—u—rück", ächzte Trillhase. Moritz stemmte sich mit untergesetzten Hinterbeinen gegen den Wagen; ließ nach, stemmte wieder; der Wagen bewegte sich, schaukelte, kam ins Rollen, rückwärts aus dem Bereich der Gleise. Keuchend standen Pferd und Mensch.

Die Hornrufe waren verstummt. Auf den Bahnschwellen klappten die eisenbeschlagenen Schuhe des Bahnwärters; er war zurückgekommen: „Ich muß die Schranken schließen. Wenn Autos kommen, ich bin verloren." Er drehte wie irrsinnig am Hebel. Die Schranken krachten in die Gabeln und hüpften auf und nieder.

Trillhase stand wieder bei Hanna auf den Gleisen. Er hatte dem Tier, als es sich zu wälzen versuchte, so gut es ging, eine Pferdedecke unter den Leib geschoben. Hochzubringen war es nicht. Der linke Vorderhuf stak festeingeklemmt in der Spurrille neben der Schiene. Das Vorderbein war gebrochen.

Rollen und Stampfen. Aus dem Nebel auf den Gleisen kroch es heran, eine Riesenschlange. Wieder stieß der Schrankenwärter ins Horn.

„Trillhase, Achtung, Achtung!" Wieder gellte das Horn. Nun klappten die Bremsen gegen die Räder der von rückwärts geschobenen Güterwagen. Der Zug verlangsamte die Fahrt Meter um Meter.

Trillhase trat zurück. Er sah auf Hanna, wandte sich ab Unerbittlich: ein Knirschen — ein Schurren — ein markerschütternder Ton, den kein Horn der Welt auszustoßen vermag.

„Hanna", brüllte der Bauer und schloß die Augen. „Hanna", stöhnte er und drückte seine Fäuste vor die nassen Augen.

Eine gute Stunde später, als Bahn- und Polizeikommissionen an der Arbeit waren und festgestellt hatten, daß eine Mitschuld des Trillhase insofern bestand, als er zur Schonung der Hufe seines Pferdes besonders geschmiedete Eisen verwandt hatte, kam auch der Bauer Bormann mit seinem Gemüsewagen des Weges. Er hielt an und besah sich eingehend die Unglücksstelle.

„Ja, Trillhase, das ist ein großes Unglück", brachte er seinen Trost an, „das schöne junge Pferd. Konnte nicht wenigstens der alte Braune verrecken? Ausgerechnet den verkehrten muß es haschen".

Trillhase sah seinem Nachbarn in die Augen, er sagte kein Wort, aber im Zucken seines Mundes schien eine bittere Bestätigung zu liegen. Er schüttelte den Kopf und ging zu seinem Wagen.

Dort stand Moritz, geruhsam auf drei Beinen, und knapperte unbekümmert das Gras vom Wegrand.

Der Sündenbock — Hoerschelmann

Erfurt vom Hügel — Karl Lürtzing

EXPEDITION NACH AFRIKA

VON HANS KRIEG

„So", sagte ich zu meinen Stammtischfreunden, „jetzt will ich euch mal was erzählen, etwas ganz Neues, was ihr noch nie gehört habt. Von meiner Afrikareise nämlich, von der ich aus gewissen Gründen bis jetzt nie gesprochen habe.

Weil die Löwenjagd heutzutage nicht mehr modern ist, seit man entdeckt hat, daß die Löwen aus der Hand fressen, hatte ich mir vorgenommen, auf Löwen ganz zu verzichten. Nach meiner Ankunft in Mombasa erkundigte ich mich nun, auf welches Wild man als anständiger Mensch zur Zeit jagen könne, ohne sich den Vorwurf einer feigen Schießerei auszusetzen.

„Vielleicht auf Nashörner?" fragte ich ganz zaghaft und bescheiden den berühmten amerikanischen Forscher Woodking, einen Mann, der durch seine Fixigkeit und einige in aller Welt bekannte Großfilme gut und gerne vier Millionen Dollar gemacht hatte, einen Mann von Rang und Ansehen also, gegen den ein deutscher Wissenschaftler natürlich bescheiden sein muß.

„Auf Nashörner", brüllte Woodking und nahm in komischem Schreck die Pfeife aus dem Mund, „auf Nashörner? — Sind Sie von Gott verlassen, Mann? Sie sollten sich schämen, auf Nashörner schießen zu wollen. Ach je, so ein Nashörnchen kann uns alten Afrikajägern weiß Gott nicht imponieren. Ich für meinen Teil gehe nur auf Nashorn aus reiner Langeweile; dann reize ich so ein Biest ein bißchen, und wenn es auf mich losgeht, trete ich einen Schritt beiseite, springe hinauf und schneide ihm den Namen meiner Frau in die Schwarte. Ich habe so schon sechshundertdreiundzwanzig Stück markiert. Aber schießen? Ist kein Geschäft!"

Ich sah ein, Nashorn war abgedroschen.

„Auf Büffel?" fragte ich am Tage nachher den Oberkellner in meinem Hotel.

„Büffel?" meinte der mit einem säuerlich-höflichen Lächeln und neigte sich direkt zu meinem Ohr. „Zu Büffeln würde ich nicht raten, mein Herr, Büffel ist nicht fair. Kleiner Sport. Seit Jahren ist kein Mensch mehr durch einen Büffel umgekommen. Büffel sind nicht einmal mehr beim Film gefragt. „Ich wenigstens ... mir wenigstens", sagte er mit Nachdruck und dem bescheidenen Stolz des wirklich feinen und wohlerzogenen Menschen, „mich wenigstens könnte niemand auf der Welt veranlassen, auf einen Büffel den Finger krumm zu machen."

Ich dankte ihm höflich, daß er mich vor dieser Schande bewahrt habe und trank etwas betreten meinen Wisky zu Ende.

Am Tag darauf ging ich auf der Straße spazieren. Wen sollte ich fragen? Ich wollte mich doch nicht ein drittes Mal blamieren.

Das Volk fiel mir da plötzlich ein, das Volk, die Eingeborenen mußt du fragen. Sie sind's doch schließlich, die am ehesten Verständnis für mein unverdorbenes Jägerherz haben müssen, diese wahrhaft naturnahen Menschen, diese Söhne der Wildnis.

Ein alter Mohr kam herbei, dessen Äußeres mir ein Beweis größter Naturnähe zu sein schien, denn seine Bügelfalten waren lange nicht überholt worden. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte ihn gerade heraus, wie man eben mit solchen Naturburschen reden muß: „Ist Elefantenbulle fair?" Da kniff er sein linkes Auge zu, blinzelte vielsagend mit dem rechten und zuckte die Achseln. Dann nahm er mir mit reizender Zutraulichkeit meine eben angerauchte Zigarre aus dem Mund, steckte sie sich selber ins Maul und schlenderte qualmend weiter.

Ich blieb stehen, in Gedanken versunken.

„Ich bin zu spät nach Afrika gekommen" dämmerte es mir „alles ist schon gemacht. Ein afrikanischer Großwildjägerheld werden ... moderne Kinder träumen davon längst nicht mehr. Ich muß mich umstellen, muß irgend etwas starten, was noch keiner gemacht hat."

Es fiel mir nichts ein. Ich versuchte meine Fantasie durch Wisky anzuregen, durch Abstinenz, durch die Lektüre von Karl May. Nichts! Monate gingen dahin, meine Mittel schwanden. Es war eine abscheuliche Lage. So konnte ich nicht nach Hause zurückkehren!

Ich fing in meiner Verzweiflung an, Eidechsen zu fangen — alle waren schon bekannt und in dicken Büchern beschrieben.

Ich fing Ratten, Mäuse, Käfer, Schmetterlinge und Schnecken. Die Spezialisten, denen ich meine Beute sandte, lachten mich aus in ihren Briefen, denn nichts Neues war darunter.

Da fing ich eines Nachts an der Wand meines Hotelzimmers eine Wanze. Aus reiner Bosheit tat ich sie in ein Gläschen und sandte sie am nächsten Tag an den berühmtesten Wanzenforscher der Welt, der im Nebenberuf Lehrer in einem Dorf in Böhmen ist.

Nach weiteren vier Monaten — meine Mittel waren entgiltig erschöpft — kam ein Telegramm: „Gratuliere. Neue Unterart! Sicher erkennbar, da nur fünf Beine! Revolutionäre Entdeckung: Cimex lectularia Subsp. defecta!"

Ihr könnt euch denken, wie glücklich ich war! Die Internationale Vereinigung aller Wanzensammler der Welt ernannte mich telegrafisch zum Ehrenmitglied und als ich, von Genua kommend, den Boden meines Heimatlandes betrat, empfing mich eine Kommission in Zylinderhüten. Heute bin ich Vorsitzender, Ehrenmitglied und korrespondierendes Mitglied zahlreicher einschlägiger Vereine und Stammtische. Kurz und gut: meine Unsterblichkeit ist gesichert."

Ich schwieg. Ein Engel flog durch's Lokal. Mein Freund Ludwig räusperte sich nach einer Weile und sagte „Zahlen!" Da wachte ich auf und zahlte auch.

Traurig ging ich nach Hause. Es ist doch verflixt: immer, wenn mir ein großer Wurf gelungen ist, stellt sich nachher heraus, daß ich nur geträumt habe.

Marabus — Keller-Kühne

Von Ziska Luise Schember-Dresler

Illustriert von Werner Paul Schmidt

„Von schwindelnder Höhe schau ich zurück
den Hohlweg des Lebens, finster und fern —
ein halbes Jahrhundert schon dient mir das Glück
gehorsam gleich wie eine Magd ihrem Herrn.
Die zackigen Schroffen der Schicksalswand
erklomm ich, als wären es Stufen zum Ziel.
Die Spuren der Tiefe verwehte der Sand,
was hemmend den Aufstieg mir sperrte, das fiel!
Die Welt ist ein trügerisch Spiel von Reflexen.
Um alles nach eigenem Willen zu wenden,
bedarf's mir des einen: verwirren und blenden!
Der furchtbaren Teufelskunst: herrschen und hexen!
Wer weise verbirgt, was in Zukunft er trachtet,
dem zeigen sich Zufall und Zeiten gelaunt.
Geehrt wird, wer alles und alle verachtet,
bewundert, wer nichts und niemand bestaunt.
Im Zauberspiegel der Meinung ich strahle
als Kronschmuck des Stammbaums aus altem Geschlecht.
Mit glänzenden gleißenden Farben ich male
mein schillerndes Trugbild auf Lügengeflecht.
Mein Famulus einzig vermißt sich zu denken,
ich sei noch derselbe, der einstens ich war.
Vergebliche Mühsal, Gedanken zu lenken —
wer Götzen vergoldet, kniet nicht am Altar.
Zwar schweigt er, doch macht mich sein Schweigen erzittern.
Vergangenheit hebt ihre Schattenhand —
des Zweifels Phantome mich würgend umwittern,
der Freund wird zum Feinde, dem Vieles bekannt.
Ein uralter Glaube besaget: beim Bauen
vermenge den Mörtel der Mauer mit Blut —
die Zwingburg der Zukunft will sicher ich schauen:
es kittet des Mitwissers Herzader gut?"
St. Faubourgs, St. Germains erlauchte Namen
ruft goldbetreßt der Lakai in den Saal;
mit tändelnder Anmut am Gartenportal
entsteigen den Wappenkarossen die Damen.
Es flimmern und flackern wie Weihrauch die Kerzen,
vom Rasenrondell zieht Jasminduft herein,
Erwartung erregt selbst die zweifelnden Herzen:
„Was wird wohl sein heutiges Wunderwerk sein?"
— „Er bindet und löst das Gesetz der Natur!" —
— „Es stehen ihm Rede die schweigenden Toten!" —
— „Er rührt an die Zeiger der Schicksalsuhr!" —
— „Die Geisterwelt sendet ihm zu ihre Boten!" —
— „Er wandelt geäderte Steine zu Gold!" —
„Er zwinget zur Liebe erkaltete Herzen,
bis brandend der rote Lebensstrom rollt!" —
— „Gibt Trank des Vergessens für Kränkung und Schmerzen!"
Cagliostro, der Hausherr, macht langsam die Runde:
„Gern bin ich auf Wunsch meiner Gäste bereit,
— des Himmels Gestirne sind günstig der Stunde —
durch zaubrische Künste zu kürzen die Zeit.
Belieben Sie, treten wir auf die Terrasse;
beachten Sie dort an der Parkwand den Rauch,
sein tötlicher Hauch bleicht die Blüten am Strauch!
Erlauben Sie mir, daß ich nun Sie verlasse!"
Zum Turmgemach steigt auf gewundener Stiege
der Magus zum Jünger. „Bald winkt Dir der Lohn!
Du heißest von morgen Cagliostro, der Sohn,
und teilst meinen Weltruhm und pflückst meine Siege!
Zum letzten Mal sollst Du als Märtyrer heute
am Marterpfahl stehn in bengalischem Licht,
zu Tode gehetzt von der höllischen Meute!"
— Mit lautlosem Lachen der Magier spricht. —
„Zum letzten Mal kämpfe den Schattenkampf!"
Am Pfahl bei der Parkwand, geschützt vor den Blicken
der Gäste durch wallenden Nebeldampf,
er bindet sein Opfer mit hänfenen Stricken;

dann schleicht er verborgenen Weges ein Stück
und lockert den Riegel am Hundezwinger
und knüpft eine Schlinge mit bebendem Finger —
Das Ende der Schnur trägt er sorgsam zurück
zum Lattenverschlag, wo die Zauberlaterne.
Ein quellender Lichtstrom mit blendendem Schein
zerteilet das Dunstgewölke der Ferne.
Nun fügt eine farbige Scheibe er ein:
Aus wallenden Dämpfen, aus neblichen Dünsten
entraucht des Märtyrers marmorner Leib.
Im naht sich mit schmeichelnden Liebeskünsten
ein reizendes, lockendes Blendwerk: ein Weib.
Die Huldin der Hölle will heiß ihn umschlingen —
da schlägt er ein Kreuz — die Erscheinung entschwebt —
Jetzt muß mit dem Höllenhund keuchend er ringen:
die Zuschauer graust es — der Spieler erbebt!
So schauerlich n a h klingt das Heulen der Meute —
ein Ruck an der Schnur — und der Zwinger klafft auf!
Dem Schattenhund folgen im rasenden Lauf
die l e b e n d e n Rüden mit wildem Geläute.
Es würgen den wehrlosen Mann an der Kehle
die lechzenden Bracken mit tötlichem Biß! —
Ein Handgriff — ein riesiger Schattenriß
verfinstert den Schauplatz der scheidenden Seele.
Sternregen strömt nieder in zuckenden Strahlen,
Raketen durchschneiden das Bahrtuch der Nacht,
Das Zauberfest endet. — Im Zwielicht, im fahlen,
betrachtet Cagliostro die Leiche und lacht:
„Es töten die Götter zuletzt die Vasallen!
D u hobst mich zur Höhe — i c h brach dich entzwei!
Getan war Dein Tagwerk, Du m u ß t e s t mir fallen,
damit ich wie G o t t ohne Ebenbild sei!"

DIE LÖWENJAGD

VON PROF. G. FUCHS

Professor Fritz Behn, der berühmte Bildhauer, hatte sich einmal von einer Afrika-Reise ein paar lebendige junge Löwen mitgebracht, welche, da sie ihm als Modelle dienten, in einem Käfigraume neben dem ebenerdig im Garten gelegenen Atelier untergebracht waren. — Wer aber beschreibt das Entsetzen des Künstlers, als er eines Morgens diesen Raum leer fand! — Die Löwen waren fort! —

Gartenhaus, Nachbarschaft, alles wird abgesucht: die Löwen sind und bleiben verschwunden! — Da, als schon der Angstschweiß von der Stirne des Meisters zu tropfen beginnt, schrillt das Telephon! — „Hier Schloßgut Leonhardshof! — Es sind zwei junge Löwen unter unsere Schafe geraten und haben großen Schaden angerichtet. Wie wir hören, kommen nur Sie als haftpflichtiger Besitzer in Betracht. Die Tiere sind vorläufig bei uns untergebracht und können gegen Erstattung des entstandenen Schadens abgeholt werden." — „Komme sofort!" — Das Auto rast los. — Aber oweh! Unterwegs ruft der Chauffeur vom Vordersitz zurück: w e l c h e s Schloßgut gemeint wär', das obere oder das untere; es gäbe nämlich zwei Güter in Leonhardshofen. — Das war in der Aufregung am Telephon offenbar nicht richtig verstanden worden. Aber nur zu! Nur keinen Aufenthalt! Erst zum unteren; und, wenn das der falsche ist, dann zum oberen Hof! — Nur weiter, weiter! — Der Wagen durchbraust Dorf um Dorf, hält am oberen, hält am unteren Hofe: nirgends will man etwas von jungen Löwen wissen. — Muß am Telephon mißverstanden worden sein. — Also Volldampf zurück! — Vielleicht haben sich die Biester inzwischen daheim wieder eingefunden! — Leider nein! — Also Polizei anrufen! — Nichts amtsbekannt; aber man wird sofort verständigt werden, wenn . . .

Kaum ist der Hörer wieder eingehängt, klingelt's schon wieder: „Hier Stadtgärtnerei! — Es sind uns soeben zwei junge Löwen zugelaufen. Nach polizeilicher Auskunft haben Sie gerade nach solchen dort angefragt . . ." „Komme sofort!" — Aber wieder stimmt etwas nicht! — Die Stadtgärtnerei hat viele Amts- und Arbeits-Stätten. Die im äußersten Süden verweist den fast schon todgehetzten Meister nach der im äußersten Norden; und die im äußersten Westen nach der im äußersten Osten. Aber von überall her telephoniert's, daß man nichts von Löwen gehört noch gesehen habe, weder von alten noch von jungen, und daß man sich solche albernen Scherze „überhaupts" verbitte! — Zu unangenehm, sich so etwas sagen lassen zu müssen! — Da stimmt etwas nicht! — Also: kehrt marsch, nach Hause!! Größte Geschwindigkeit!

Man ist noch nicht zur Tür herein daheim, da klingelt das Telephon schon wieder: „H i e r Z u g s p i t z - H a u s! — S o e b e n s i n d u n s z w e i j u n g e L ö w e n . . ." — „S c h l u ß ! ! — Ihr Bazi, ihr elendigen! — Das kriegt ihr heimgezahlt! — Bande übereinander, verfluchte! — Schluß!!" — Und da ist auch schon der Gärtner und meldet schmunzelnd: „Die Löwen sind wieder da! — Rätselhaft, wie das zugegangen ist!" — Na also. — Ein sauberer Reinfall! — Aber man kann sich schon denken, w e r da wieder dahinter steckt!

Etliche Tage später klingelt das Telephon bei einem anderen berühmten Bildhauer, den sie unter sich nur den „Gottesacker-Hias" nennen, weil er Matthias mit dem Vornamen heißt und als Spezialist in Grabdenkmälern viele Aufträge zu erledigen hat. — „Hier Hotel Bayrischer Hof! — Sind Herr Professor persönlich am Apparate? — Bitte einen Augenblick: Seine Durchlaucht, der Fürst von Henckel-Donnersmark wünscht den Herrn Professor zu sprechen." — Gleich darauf die sonore Stimme des Fürsten: „Ich bin auf der Durchreise hier, und möchte Sie dringend sprechen,

Rast — Hugo Troendle

mein sehr verehrter Herr Professor! — Man hat Sie mir von kompetentester Seite als den zur Zeit hervorragendsten Meister auf dem Gebiete der Grabmals-Kunst empfohlen. Es handelt sich um ein Monument für meinen kürzlich verstorbenen Vater — Sie werden ja wohl in der Presse ..." — „Gewiß Durchlaucht! — Gestatten Durchlaucht, meinem untertänigsten Beileid Ausdruck zu geben ..." — „Danke herzlich, verehrter Meister! — Dürfte ich Sie möglichst sofort hier im Bayrischen Hof erwarten?" — „Augenblicklich, Durchlaucht! — Allerunterthänigsten Dank für den ehrenvollen Auftrag!"

Und allsobald warf sich der „Gottesacker-Hias" in einen hochfeierlichen Gehrock, stülpte den Zylinder mit Trauerflor — was ja alles gewissermaßen zu seiner Berufs-Ausrüstung gehörte — auf sein blondes Lockenhaupt, preßte seine Bildhauer-Pratzen in schwarze Glacé's und sauste nach dem Bayrischen Hof.

„Sie wünschen?" — Frug dort der Portier. — „Zu seiner Durchlaucht, dem Fürsten von Henckel-Donnersmark!" — „Wohnt nicht bei uns!" — „Aber natürlich wohnt er hier! — Er hat mich doch gerade eben erst von hier aus angerufen!" — Der Portier verweist achselzuckend an den „Chef de reception". — Dort werden alle Meldebücher usw. nachgeschlagen: der Fürst wohnt nicht im Hotel! — „Aber" — fügt der „Chef", dank einer plötzlichen Erleuchtung hinzu: „Aber der Fürst wird im Russischen Hof abgestiegen sein; der gehört auch unserer Gesellschaft und hat mit uns denselben Zentral-Umschalter." — „Na also!" — Also zum Russischen Hof! — Aber auch hier will man sonderbarerweise nichts vom Fürsten wissen. — „Jedoch" — so meint der Portier: „Seine Durchlaucht pflegen doch sonst immer im Hotel Kontinental abzusteigen, wie ich dort tätig war. Vielleicht liegt eine Verwechslung vor — ..." „Selbstverständlich! — Kann nur eine Verwechslung sein! — Ist ja in der gleichen Straße! — Nur ein paar Schritt! — Also ins Kontinental!" —

Als aber hier wieder niemand etwas von dem Fürsten wissen wollte, da dämmerte dem abgehetzten Meister doch so etwas wie ein Racheakt für die beiden jungen Löwen, bezüglichen deren er kein allzureines Gewissen hatte, und er lohnte tief zerknirscht den Taxi ab — über sechs RM. hatte der Spaß gekostet! — und schlich zu Fuß nach Hause — grimmige Rache brütend. —

Noch nicht lange steht der Gottesacker-Hias wieder vor seiner Staffelei; da rasselt der Fernsprecher: „Hallo! — Herr Professor selbst? — Hier Prinz A. von H. — Es handelt sich um ein Grab-Monument für meine kürzlich verstorbene Gattin ..." — „So, so! — Ei, ei! — Das ist ja großartig! — Wissen's was: Lassen's Cana Olten in vaner Sardinen-Bichsen beisetzen, Sö Depp, Sö; Sö ganz g'scheider!" Und triumphierend knallt der Hörer auf die Gabel ... — Mit hochgeschwelltem Busen kann sich der Meister nun wieder ans Werk begeben in dem hehren Bewußtsein, seine Kegel- und Tarock-Spezln einmal ganz „zinfti" abgetrumpft zu haben. —

Aber was ist dann jetzt das —? — Fährt da auf einmal am Vorgarten-Türl ein hochherrschaftlicher Wagen vor! — Ein Diener saust herunter und reißt, den Hut in der Hand, den

Schlag auf; heraus steigt ein äußerst eleganter, jüngerer Herr mit Trauerflor um den Arm, gefolgt von einem zweiten, ebenfalls offiziersmäßig-feudal dreinschauenden, während der Bediente die Haus-Glocke in Bewegung setzt. — Allmächtiger Gott: was bedeutet das? — Ein hoher Auftrag? — —

Der Meister eilt, die Tür zu öffnen — und da steht der hohe Besuch schon vor ihm: „Ich bin der Prinz A. von H., der vorhin mit Ihnen telephoniert hat. Ich bin gekommen, um Sie für die unerhört rohe Beleidigung zu z ü c h t i g e n!" — Und schon schwang die nervige Rechte des Besuchers das spanische Rohr über dem Haupt des unseligen Meisters. — War das diesmal ja ein „echter Prinz" und ein „echter Auftrag" gewesen! — So ein Reinfall! — Doch ehe der Stock niedersausen konnte, hatte der Künstler sich geistesgegenwärtig vor dem „Rächer seiner Ehre" auf die Knie geworfen — richtiggehend, wie man's auf dem Theater sieht — und stammelte eine derart humoristische Abbitte, daß der Prinz und sein Begleiter Mühe hatten, ernst zu bleiben. Dadurch gewann der Meister Zeit, mit allerhand Ausschmückungen zu erzählen, wie das alles so hatte kommen müssen, dabei auch die beiden jungen Löwen nicht vergessend. Er erzielte damit nicht bloß großmütige Pardonierung, sondern auch — und das war das Wichtigste: er bekam auch tatsächlich den Auftrag.

Sprung in den Erfolg

Von Rudolf Schmitt

Der Direktor mühte das feiste Gesicht zu einem Schmunzeln der Befriedigung.

„Also als Erste, die Nummer mit den Kartoffeln. Statt rohe, empfehle ich Ihnen gekochte zu nehmen, da sich diese leichter auf die Gabel spießen und schneller weggenommen werden können."

Herr Direktor freute sich über seinen fachmännischen Einfall. Der Artist nickte, eine Strähne, gut gewellt, — das Zeichen bewußter Genialität — strömte aus der Haarfülle über die Schläfe.

Bis zum Abend hatten buntgrelle Plakate mit versprechenden Worten eine dichtgescharte Zuschauermenge angelockt, aus den abgespannten Gesichtern lauerte Hunger nach festlicher Sensation.

Die Vorstellung wurde eingeleitet durch ein schauerlich süßes Konzert des dudelnden, jammernden und kreischenden Jazzorchesters. Gerade fielen die kleinen Trompeten mit hellen Schreien ein — da öffnete sich der Vorhang.

In der Mitte der Bühne hüpfte der Clown umher mit langen Beinen und kurzem Oberkörper wie ein toll gewordenes Känguruh. Nach einer Weile rannte er zum Bühneneingang, seine geschweiften Frackenden flatterten wie seltsam geformte, buntscheckige Standarten. Mit würdevoller Grandezza komplimentierte er den Artisten herein.

Der Künstler trat ruhig und selbstbewußt auf, begrüßte das Publikum mit vollendeter Verbeugung. Dann warf er mit der linken Hand seine Kunstrequisiten (gut gedünstet) blitzschnell hintereinander in die Höhe, während seine Rechte — reagierend auf leisesten Impuls — mit der Gabel drohte. Der erste Kartoffel landete sicher und elegant. Doch hier — keiner der Fachleute hatte mit der veränderten Stabilität gerechnet — zerstieb er gegen alle Erwartung. Ein Teil pflanzte sich rücksichtslos auf den scharfen Nasenrücken des Jongleurs, der ihn — ein blitzrasches Messer — restlos zerkleinerte. Der auch in die Augen getroffene Geschwindigkeitsathlet stand noch versteinert, am hilflos gezückten Fanggerät zitterte ein kümmerlicher weißer Flocken . . . da sausten tack, tack, tack die übrigen Geschoße herab und zerplatzten auf der einladend gereckten Stirne mit bewundersswerter Präzision.

In der laufaufbrüllenden Heiterkeit rettete der Clown (geschulte Geistesgegenwart) die zersprengte Situation. Mit gut markiertem, gierigem Geheul stürzte er sich auf die improvisiert servierte Mahlzeit, fingerte eilig nach den zerstreuten Brocken, und schlang unter schmatzendem Geräusch.

Das Publikum johlte begeistert, der verstummte Musikkörper setzte wieder ein. Hinter den Kulissen warf der kreidebleiche Zaubermeister dem verstörten Direktor ein: Rindvieh! an den Kopf.

Die zweite Nummer, eingeübt in jahrelangem Training, gab willkommene Gelegenheit, den blamierten Ruhm erneut zu befestigen.

Wieder schritt der Artist herein, diesmal weniger selbstbewußt. Das Orchester empfing ihn mit süßem Pfeifen und rührendem Quaken, die freundliche Zuneigung der Menge äußerte sich in wieherndem Gelächter.

Inzwischen hatte der erfolgreiche Zirkusheld sein Handwerkszeug, biegsame Stahlstreifen, hergerichtet, indem er die kleinen, an der Innenseite in gleichen Abständen angeordneten Pechbehälter entzündete. Er ergriff die Flammenkränze und von geschickter Hand geschleudert führten sie der schaulüsternen Menge einen Reigentanz von kreisenden Feuerrädern vor. Die geschickte Hand leitete — ein schwungvoller Ballettmeister — mit schleunigen Griffen. Aber erregt von vorausgegangenem Mißgeschick, übertragen als schwere Hemmung ins Unterbewußtsein, zögerte sie den winzigsten Bruchteil einer Sekunde, und — faßte heftig eines der brennenden Gefäße. Der Schmerz riß sie zurück, die leuchtenden Kreisel, um ihren dirigierenden Antrieb gebracht, sausten — einer haarscharf über den Kopf des Akteurs hinweg — in die Manege.

Großartige Panik, lautloser Schrecken, ein überschnappender Schrei aus weiblicher, naiver Zuschauerkehle:

„Herr Künstler, Ihre Locken brennen!"

Der Direktor, ungeahnte Behendigkeit im dicken Leib, stürzte mit rettendem Wasserschlauch aus der Seitenkulisse. Zischend spritzte, sonst für widerspenstige Löwen bestimmt, der löschende Strahl.

Da . . . aus einer Ecke . . . ein verirrter, noch schwelender Stahlreif . . . huschende blaue Flämmchen über einen Stapel seltsamer Gegenstände . . . und . . . plötzlich entlud sich ein Brillantfeuerwerk, das allerdings erst für Schluß der Vorstellung bestimmt und angekündigt, und gab der anscheinend wirklich verunglückten Szene einen grandiosen, würdigen Abschied. Konzentrierte Überraschung befreite sich in erstaunten Ausrufen, Beifall prasselte unaufhörlich und verstummte erst, als das letzte Feuerkörperchen sprühend verzischte.

Das Programm näherte sich nun dem Ende. Während der gepeinigte Direktor händeringend an der Aufgangstreppe zur Bühne kniete, als flehte er um ungestörten Verlauf, gab der Vorhang den Blick auf das gespannte Seil frei.

Unter dröhnenden Paukenschlägen und rhythmischem Instrumentenlärm, den aufmunternden Rufen der Zuschauer, stieg der unglückliche Artist die Strickleiter empor. Verzerrtes Lächeln im Gesicht betrat er die schmale Bahn und vollführte schreitend, drehend und hüpfend, wahre Bravourstücke seiltänzerischer Geschmeidigkeit. Hunderte von Augenpaaren verfolgten gespannt jede Bewegung, harrten dabei auf witzigen Endeffekt.

Der schwankende Luftweg endete an der Orchesterbalustrade, gerade bei der großen Trommel. Totenstille lag über der Arena. Selbst die Kapelle war von der hoffenden, schwingenden Unruhe mitgerissen.

Nur ein Schritt noch. Schon malte sich Enttäuschung in erregten Mienen. Der Künstler atmete auf . . . zurückgekehrtes Selbstbewußtsein verwirrte — als Einlage eine besonders zierliche Kniebeuge — das haltende Bein glitt aus, der nachdrückende Körper sauste, ein dumpfer donnernder Schlag, mit den Füßen voran durch doppelt gespannten Trommelfellboden, stand unbeschädigt, um den Leib die im Gestell schaukelnde, horizontale Trommelwalze.

Ein ohrenbetäubender Lärm brach los wie eine Sturzflut. Verzückte Bravos tobten in der ausgeschrieenen, heiseren Begeisterung.

Zwei handfeste Musiker liefen auf den innigen Komplex von zerfetztem Kalbsfell, zappeln-

(Fortsetzung S. 206)

Vignette Franz Meyer

ANEKDOTEN

Er hat keinen Namen

Der deutsche Schriftsteller Gottlieb Wilhelm Rabener, ein Zeitgenosse Gellerts, war nicht nur in seinen Schriften, sondern auch im Leben ein bissiger Satiriker.

Als er einmal in einem Konzert neben Gellerts Bruder zu sitzen kam, der sich ungemein viel darauf einbildete, mit dem berühmten Fabeldichter so nahe verwandt zu sein, fragte ihn ein Nachbar: „Sagen Sie, wie heißt der Herr neben Ihnen?" Worauf Rabener kühl sachlich zur Antwort gab: „Er hat keinen eigenen Namen; er behilft sich mit dem seines Bruders."

Das Pamphlet

Karl II. von England versuchte bekanntlich vergeblich, die absolute Monarchie wiederherzustellen. Als er einmal einen Mann am Pranger stehen sah, erkundigte er sich nach dem Grund für diese harte Bestrafung und erfuhr, daß der Mann ein Pamphlet auf die Minister geschrieben habe.

Mit bitterem Spott erklärte der König daraufhin: „Der Narr! — Warum hat er es nicht auf mich gemacht. Dann wäre er straflos ausgegangen."

Illustration Hermann Ebers

Der Feind

Im Siebenjährigen Krieg waren die Soldaten der französischen Regimenter sehr gegen ihr unfähiges Kommando aufgebracht. Als nun einmal der Adjutant des Marschalls Clermont einen Leutnant der Truppe nach der Stellung des Feindes fragte, reichte ihm dieser sein Fernglas und wies in eine bestimmte Richtung.

„Haben Sie die Stellung gefunden?" erkundigte sich der Leutnant.

„Impossible, mon camarade", entgegnete der Adjutant, „was Sie mir da zeigen, ist ja unser Hauptquartier!"

„Sehen Sie", meinte der Leutnant, „das ist der Feind!"

Die Formel

Georg II. von England wollte eine bedeutende Stelle entgegen dem Rat seiner Minister mit einem Manne seines Vertrauens besetzen. Lord Chesterfield überbrachte dem König das Anstellungsdekret, in dem nur mehr der Name des ausersehenen Beamten einzusetzen war.

„Wem geruhen Euere Majestät also die Stelle zu geben?" erkundigte sich der Lord.

Der König hatte es satt, gegen den Widerstand seiner Minister anzukämpfen. „Ach was", sagte er, „gebt sie meinetwegen dem Teufel!"

Der Lord verbeugte sich.

„Befehlen Euere Majestät, daß wir auch in diesem Falle die überkommene Formel ‚Unserem getreuen und vielgeliebten Vetter' beibehalten?"

Georg mußte lachen und — gab nach.

Warnung an Selbstmörder

Zur Zeit der Schreckensherrschaft in Paris häuften sich die Selbstmorde. Der Nationalkonvent hielt über den Gegenstand eine eigene Sitzung ab, in der beschlossen werden sollte, wie man dem Übel steuern könnte.

Am Tage nach dem Konvent steckte auf dem Tor des Versammlungsgebäudes ein Zettel. Darauf stand: „Sagt den Selbstmördern, daß es auch im Jenseits einen Nationalkonvent gebe!"

Schlafender Faun

Von Rudolf Kreutzer

Das Haupt gebettet in des Widders Wolle
Mit dem zerdrückten Kranz von Eppich und Salbei,
Im Horn des Hufes noch die feuchte Scholle
Und in behaarter Faust die feiernde Schalmei —

So liegt er schlummernd und von seinem Mund
Schlürft seines Amtes Wein ein schwarzer Schmetterling.
Die Schlange wacht auf grüner Farne Grund
Im zott'gen Felle sich ein Rüsselkäfer fing.

Er träumt. — Und manchmal stampft sein Huf
Im Takt des Tanzes, wenn aus Wäldern weht
Im goldnen Wind der süße Flötenruf
Des fernen Gottes, der im Mittag geht.

Der Himmel glänzt wie von Türkisen grün
Hoch über Smyrna mit den Silberbrüsten
Und groß mit violettnem Segel ziehn
Die Schiffe stumm vorüber an den Küsten.

Ein guter Rat

Voltaire, der berühmte französische Dichter und Philosoph, der wegen seiner scharfen Zunge bekannt und gefürchtet war, hatte einst bei einer Festtafel einen Nachbar, der nicht nur ebenso eifrig wie langweilig redete, sondern auch seine Worte stets durch einen Druck auf Voltaires Arm begleitete.

„Nehmen sie doch ihre Hand von meinem Arm", sagte dieser endlich ungeduldig.

„Ja, ja", antwortete der Gesprächige verlegen, „wir sitzen nur so eng, daß ich nicht weiß, wo ich meine Hände lassen soll!"

„Sie sollten sie vor den Mund halten!" war der trockene Bescheid.

Deshalb

Ludwig XIV. wandte sich einmal unwillig an den Geschichtsschreiber Mezeray: „Erklären Sie mir, weshalb Sie Ludwig XI. als Tyrannen schildern?"

„Sire! — Warum war er ein Tyrann?" lautete die Antwort.

Illustration (Aus der Casanova-Mappe) Hermann Ebers

ZWEI GEDICHTE

Von Else Rüthel

Der Liebe Angesicht ist tief verhüllt

Ein Stern fiel in die Milch des Sees.
In blauen Ringen rennt der Sturz zu Rande
und bricht sich ohne Laut des Wehs,
ein Silberlicht, am schwarzen Wälderbande.

Und fallen Herzen Brust auf Brust
und schicken hell in dunklen Nächten
einander Ruf und Blut und Lust
wie Grubenlichter in die Adernschächte.

Ein Kuß. Ein Fluch. Vergeßlichkeit.
Doch Welt und All und Blut erfüllt
des Lichtes Unermeßlichkeit.
— Der Liebe Angesicht ist tief verhüllt.

Geburt des Augenblicks

Die Stille rauscht. Die Zeit wird mir zum Raum.
Was ich bestrebte, sieh, es blieb — der Traum.
Doch was ich lebte, war die Wirklichkeit.
Das schwindet nicht. Das steht im Raum der Zeit.

Was ich bedachte, war die Wolkenwand,
dahinter, was ich tat, die Sonne, stand.
Ich drehte mich, doch sie stand wissend stille.
Ich war das Wollende. Sie war der Wille.

Und was geschah, hat vielerlei verraten.
Die bittere Süßigkeit getaner Taten,
wie herb enthoben nun dem Ja und Nein . . .
Nur lieben kann ich sie, denn sie sind mein.

Nun muß ich tun, nur, was ich lieben kann.
Denn Zeit ist Raum. Im gnadenlosen Bann
ist jeder Augenblick von strenger Kunde
und Atemlosigkeit der letzten Stunde.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

Strindberg

August Strindberg setzte sich an den Schreibtisch, um zu arbeiten, klingelte aber gleich seiner Wirtin.

„Was ist das nur für eine Wirtschaft hier. Jedesmal, wenn ich mich an den Schreibtisch setze, fehlt was."

„Aber was denn nur, Herr Strindberg?"

„Ein Korkenzieher", brummte der.

Degas

Degas Atelier war völlig kahl. Wenn sich Besucher darüber wunderten, erklärte der Künstler:

„Was wollen Sie, ein Degas kostet heute über eine halbe Million, diesen Luxus kann ich mir nicht leisten!"

Versetzt — F. Bilek

Die Schwester

Die Sandrock war empört über die allzu langen Proben, die ihr Direktor Robert zumutete.

Eines Tages erklärte sie dem Direktor: „Ich muß um 2 Uhr zu Hause sein. Als ich gestern wieder zu spät zum Essen kam, drohte mir meine Schwester: Adele, wenn das noch einmal vorkommt, nehme ich Dich vom Theater weg."

Briand

Briand war wegen seiner bissigen und witzigen Bemerkungen im Parlament bekannt und gefürchtet. Einmal erklärte ein Abgeordneter, einen Gesetzentwurf kritisierend: „Als ich zuerst den Text las, dachte ich, ich sei blödsinnig."

„Daß der Abgeordnete doch immer solch allbekannte Tatsache mitteilen muß!" rief Briand laut dazwischen.

Lebensdauer

Ein bekannter Chirurg besuchte den Maler Böcklin in seinem Atelier. Auf einige Bilder des Meisters deutend, rief er entrüstet: „Aber, mein lieber Böcklin — diese Wesen dort haben ja überhaupt keine anatomische Existenzmöglichkeit!"

Böcklin lächelte: „Lieber Professor, die leben länger als Sie!"

Getäuschte Mäzenaten-Eitelkeit

In dem Hotel einer kleinen Stadt, war ein berühmter Violinvirtuose abgestiegen. Sofort suchte ihn ein reicher Bürger auf, der gern als Protektor der Künste galt, sich diesen Ruhm aber nicht viel kosten lassen wollte. Mit überschwenglichem Enthusiasmus lobte er das Können des Künstlers und lud ihn endlich für den nächsten Tag zum Tee ein. Aus Höflichkeit nahm der Geiger die Einladung an, obgleich er wußte, daß er in das Haus eines Geizhalses gehen werde. Als sie sich beim Abschied die Hände schüttelten, sagte der reiche Bürger: „Und, nicht wahr, Sie bringen Ihre Geige mit?" — „Oh, meine Geige trinkt keinen Tee", erwiderte der Künstler trocken. *W.*

Die Schauspielerin

Die wegen ihrer vielen Amouren bekannte Schauspielerin Clairon mußte wegen Aufwiegelei ins Gefängnis. Sie machte ihrem Ärger über diese Verfügung dem Gefängniswärter gegenüber Luft. „Der König", erklärte sie empört, „kann mir alles nehmen, nur nicht meine Ehre!"

„Mh..." stimmte ihr der Wärter in einem trockenen Ton bei, „da haben Sie recht! Wo nichts ist, hat auch der König das Recht verloren!"

Eine Klugheitssteuer

Dem Finanzminister Ludwig XIV., Colbert, überreichte einst ein Mann einen Vorschlag, der dahin ging, eine Steuer auf die Geisteskräfte der Untertanen einzuheben. Der pfiffige Ratgeber meinte: „Eine solche Steuer wird jeder gern bezahlen, nur, um nicht für einen Dummkopf gehalten zu werden!"

„Vortrefflich! Vortrefflich!" meinte Colbert. „Für diesen guten Einfall sollen Sie von der Steuer befreit werden!"

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene

Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat
mit Buchschmuck von Bold
zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

„Arduhr, mir wird so gomisch in dr Friehlingssonne."
„So? Mir nich!"
„Feichling! Hasd schon wied'r Angst!"

Junge Ehe

Sie: „Ach Fritz, das macht nichts, wenn du das Mittagessen nicht ganz ißt. Ich weiß einige ganz ausgezeichnete Rezepte zur Verwendung von Resten!"

Er: „Dann will ich es doch lieber jetzt aufessen!"

Alter

„Achtundzwanzig Jahre ist das beste Alter einer Frau!"

„Ja, besonders, wenn sie schon fünfunddreißig ist!"

Metamorphose

„Früher hast du gesagt, meine Küsse würden dir wie Nektar schmecken — heute sagst du, sie schmecken nach Tabak!"

Die Rattenfalle

Hans-Georg hat in einem Eisenwarenladen eine Rattenfalle geholt. Nach drei Tagen kommt er wieder in denselben Laden und verlangt wiederum eine Rattenfalle. Der Ladeninhaber, der ihn kennt und sich daran erinnert, daß er doch erst kürzlich da war, fragt ihn: „Du hast doch erst vor einigen Tagen eine Rattenfalle geholt? Ist denn die schon kaputt?" „Nein", antwortet Hans-Georg, „aber da ist schon eine Ratte drin!" *K. B. W.*

Im Examen

„Gnädige Frau, wünschen Sie, daß ich Ihren Mann mit Röntgenstrahlen durchleuchten lasse, um eine möglichst schnelle und sichere Diagnose zu stellen?"

„Nein, Herr Sanitätsrat, lassen Sie man, ich kenne den Mann innen und außen genau."

Es geht

„Dieser Verlobungsring ist aber nicht sehr haltbar!"

„Ach, so lange, wie ich ihn brauche, hält er bestimmt!"

Die Aufgabe

Vater: „Nun, was hat dein Lehrer zu der Aufgabe gesagt, bei der ich dir geholfen habe?"

Sohn: „Er sagte, daß ich jeden Tag dümmer werde!"

Der Bruder

„Dein Bruder war doch früher im Affenhaus des Tiergartens?"

„Ja — aber als Wärter natürlich!"

Jugendjahrgänge in Originaleinband

und zwar die Jahrgänge 1898, 1900 bis 1908 vollständig in je zwei Semesterbänden und von den Jahrgängen 1896, 1897 1899, 1909, 1910 und 1911 einzelne Bände, **werden preiswert an Liebhaber abgegeben**. Diese Jahrgänge sind beim Verlag vergriffen und sie werden zweifellos zu einer bibliophilen Seltenheit.

Angebote unter A. F. 13 an die Geschäftsstelle der „JUGEND", München, Herrnstraße 10 erbeten.

Zu **Chlorodont** *darf man getrost Vertrauen haben!*

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

(Schluß v. S. 201)

dem Lebewesen und metallenem Gestänge zu, um ihn fortzuschleppen. Bei jedem der Unsichtbarkeit zustrebendem Schritte klappte der Eingezwängte nach vorne und dankte so dem Publikum mit tiefer Verbeugung.

In der Garderobe schlüpfte die gescheiterte Künstlerexistenz, ohne den überglücklichen Direktor zu beachten, in die Bürgerkleidung — eine Beute schmerzendster Gefühle. Wie gehetzt rannte er durch die verödeten Straßen und gelangte zur dürftigen Wohnung. Hier empfing den Flüchtigen eine heulende Kohorte von Manegern und Agenten, Zeugen seines phänomenalen Erfolges, die gefüllte Häuser witterten.

Verzweifelt um sich schlagend, bahnte sich der Ankömmling eine Gasse durch seine Bewunderer. Erschöpft warf er sich aufs Bett und fiel in tiefe Ohnmacht.

Wertbedeutende, mit Visitenkarten behaftete Banknoten, Vorschüsse auf Engagementsverpflichtungen, häuften sich über dem Bewußtlosen.

Er erwachte am anderen Morgen, und sah verdutzt die Bescherung. Allmählich begann er sich zu erinnern, langsam fuhr er über die leergebrannte Haarstelle, befühlte ungläubig die Geldscheine und überlas die Angebote.

Plötzlich übermannten ihn Tränen der höchsten Freude und wie durch einen Zauberkristall tat er einen Blick in eine glückliche Zukunft. Sein Mißgeschick hatte ihm die große Idee geschenkt. Nun wird er Abend für Abend den Sprung in die Lächerlichkeit zu einem Sprung in den Erfolg gestalten.

Amerikanische Stilblüten

Mit Strohwitwe bezeichnet man gewöhnlich die Gattin eines verstorbenen Vegetariers.

*

Unter Epistel ist die Gattin eines Apostels zu verstehen.

*

Der Vorteil des bargeldlosen Verkehrs besteht darin, daß man kein Geld zu zählen braucht.

*

Die hellgefärbten Rückseiten unserer Hirsche und Rehe wie auch die feurigroten Gesäßschwielen mancher Affenarten dienen wohl den Jungtieren beider Gattungen zur Führung im Dunkel der Wälder und Dschungel; beide dürften das Vorbild geworden sein für die im modernen Straßenverkehr unentbehrlich gewordenen Rückstrahler.

*

Mit den gesundheitlichen Einrichtungen der Ansiedlungen unserer amerikanischen Pionierzeit war es so schlecht bestellt, daß die Schweine auf den Straßen ebenso herumliefen wie heutzutage die Leute in unseren Städten.

Rubey

„Soso, Freilein — san S' scho wieder da! I hab halt in meiner Jugend oamal bad't ... und dann war i verlobt!"

DIE FOTO-SEITE

Alles wird neu

Es gibt ganz bestimmte fotografische Motive, die immer wieder geknipst werden. Sie haben ihren Einzug gehalten bei jeder Gruppe von Amateuren, und tauchen sogar beim Knipser, der uns eigentlich sonst lediglich als Personenfotograf entgegentritt, auf. Zu solchen Motiven gehört auch der mit Recht so beliebte Schwan.

Würde man die Kosten für Filme und Platten nehmen, die bis jetzt für dieses Motiv allein verschossen wurden, so käme eine stattliche Summe heraus. Zieht man diese Summe aber zum Vergleich zur Qualität der hergestellten Schwanen-Aufnahmen heran, so zeigt sich ein ganz klägliches Ergebnis. Das jedem irgendwie romantisch vorkommende Motiv wird im Foto zu nüchterner Sachlichkeit, vielleicht obendrein noch technisch fehlerhaft. Immer wieder, und zwar täglich in Hunderten von Fällen, ist das zu beobachten, aber ein Weg zu besserer Darstellungsform bleibt unentdeckt.

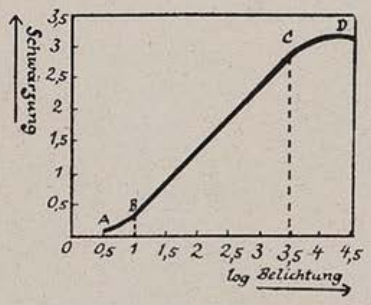
Die Leuchtkraft des weißen Gefieders ist ausschlaggebend. Es gibt schwarze und weiße Schwäne; wenn wir die Wahl haben, so greifen wir immer zum weißen Schwan. Leuchtend wird sein Gefieder aber erst, wenn wir es in Gegensatz zu einer zumindest grauen und ruhigen Umgebung bringen und ihm durch Gegenlicht zu hellsten Lichtern verhelfen. Erst dann sieht der Schwan wie eine schwimmende Blume auf dem Wasser aus und kommt das Edle seiner Form richtig zur Geltung.

Wenn wir Schwäne fotografieren, dann müssen wir uns auch auf die Hauptsache konzentrieren. Wozu gleichzeitig noch eine Parkansicht oder sonst etwas auf das Bild bringen? Das ist ja ein anderes, völlig artfremdes Motiv und hat keine Beziehung zum Schwan. Beziehung zu seiner Umwelt hat dagegen die Pflanzenwelt des Wassers, Schilf, Seerosen u. dgl. Sie fügen sich organisch in das Ganze und tragen zur Geschlossenheit bei.

Wir sehen also, daß abgeklapperte Motive gar nicht so unbedeutend und langweilig zu sein brauchen, wenn wir sie nur von der richtigen Seite anpacken. Auch hier wollen die Besonderheiten aufgedeckt sein, und ein bißchen Überlegung hilft über alle Schwierigkeiten und Mißerfolge hinweg. Der Schnappschuß ist nicht blindes Drauflosknipsen, sondern auch er steht auf festen Füßen, die im Wesen der Fotografie ihren Grund finden.

Was ist eigentlich Gradation?

Gradation wird heute überall als ein Schlagwort gebraucht. Fragen wir aber genauer, was darunter zu verstehen sei, so wissen die meisten darüber nichts. Deshalb wollen wir uns auch einmal über diese Frage unterhalten, und zwar so einfach und leicht verständlich, wie irgend möglich.



Die Gradationsverhältnisse einer Emulsion geben ein klares Bild von den verschiedensten Eigenschaften. Die Gradation bezeichnet zunächst den Kontrastumfang eines Negativs. Sie ist sowohl abhängig vom Material als auch von der Entwicklung. Um die Gradation zu ermitteln, wird so vorgegangen:

Der Film oder die Platte wird stufenförmig belichtet, indem man durch sukzessives Abdecken das Licht jeweils verschieden lange einwirken läßt. Nach Entwicklung und Fixage ergibt sich eine stufenförmige Schwärzungsskala, die sich mit einem Schwärzungsmesser auswerten läßt. Man trägt dazu auf ein rechtwinkliges Koordinatensystem auf die senkrechte Achse die Schwärzung, auf die waagerechte die Lichtmenge in logarithmischen Einheiten auf. Logarithmische Werte werden deshalb gewählt, weil erst die zehnfache Lichtmenge für unser Auge als doppelte Helligkeit empfunden wird. Nach Ausführung der Auftragung ergibt sich ein Kurvenbild, wie es unsere Skizze zeigt.

An der Kurve sind verschiedene Zonen erkennbar, denen jeweils eine ganz bestimmte Bedeutung zukommt. Die Begrenzung der Zonen ist durch Buchstaben angedeutet.

Der untere Kurventeil AB stellt das Gebiet der Unterbelichtung dar. In seinem Bereich nehmen die Schwärzungen langsamer als die Belichtungen zu. Die Länge dieses Kurventeils soll kurz sein, damit keine flachen Bilder entstehen.

BC, das gerade Stück der Kurve, ist das Gebiet der richtigen Belichtung. Von der Länge dieses Stückes hängt der Belichtungsspielraum einer Emulsion ab. Je länger er ist, desto größere Helligkeitsunterschiede vermag die betreffende Emulsion wiederzugeben. Aus diesem Kurvenstück können wir zugleich den Belichtungsspielraum einer Emulsion berechnen:

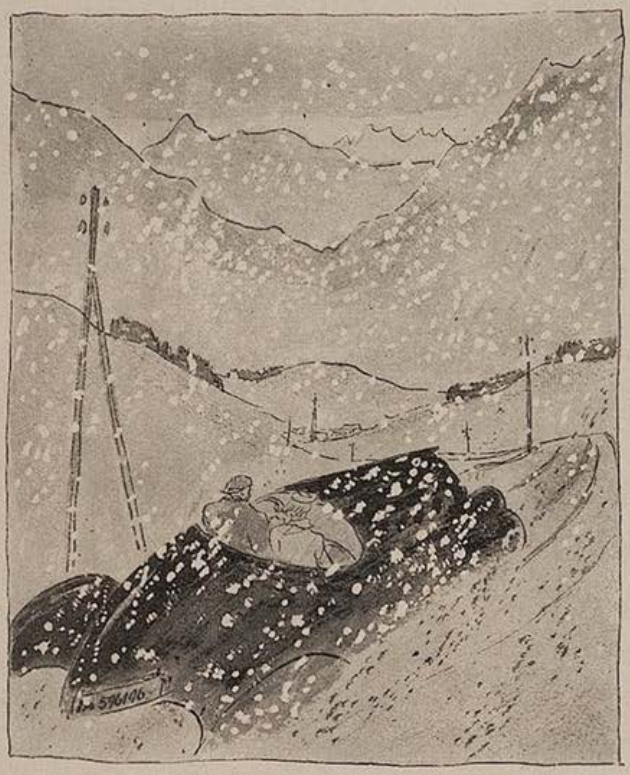
Fällen wir von B und C auf die waagerechte Achse die Lote, so kommen wir dort zu den Punkten 1 und 3,5. Diesen logarithmischen Werten entsprechen die Zahlen 10 und 3000 (log 1 = 10, log 3,5 = ca. 3000). Der Belichtungsumfang ist also 10:3000 oder 1:300. Hat nun unser Motiv einen Helligkeitsumfang von z. B. 1:30 (das ist der Normalfall), so erhalten wir einen Belichtungsspielraum von 10. Er besagt, daß auch bei zehnfacher Überbelichtung ein normales Negativ entsteht. Erst bei noch reichlicherer Belichtung kommen wir in das Gebiet der Überbelichtung, die das Kurvenstück CD wiedergibt. Die Praxis zeigt, daß aber auch hier noch ein kurzes Kurvenstück verwertbar ist, so daß sich der Belichtungsumfang noch etwas erweitert. (Fortsetzung in Nr. 14)

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V.J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Frühling in den Prospekten

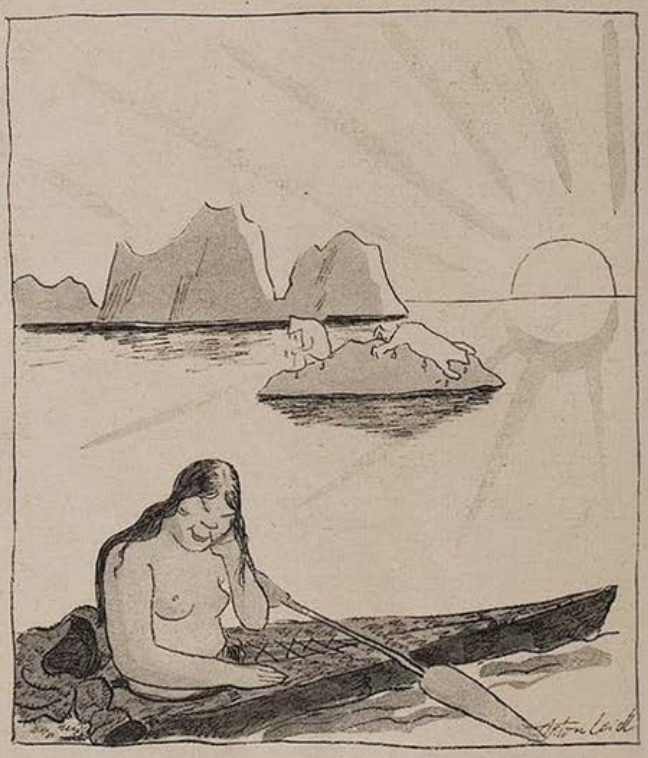
Anton Leidl



. . . . einzigartig ist immer wieder der Frühling in Bayerns Vorgebirge . . . .

. . . . versäumen Sie nicht, den Lenz in der Reichshauptstadt zu genießen . . . .

. . . . auch die warme Sonne Toskanas wird in Florenz Sie beglücken . . . .



(Leider erfahren wir nichts über die Witterungsverhältnisse am Nordpol.)

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 14

Waldheimat

Hans Hofmüller

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 14

Bayerische Seelandschaft — Hermann Ebers

VORFRÜHLING

Von Heinz Rusch

Es wird der Schritt dir leicht in dieser Luft:
Was säumst du noch, den Abend zu empfangen?
Es ist ein Hauch vor deiner Spur gegangen:
Die braunen Felder strömen ersten Duft.

Die Scholle quillt. Das brausende Gefälle
Des Flusses wirbt um unbegrenzte Lust;
Es hat die Erde um den Tag gewußt,
Der Strom um seines Laufes leichte Schnelle.

Das ist der Eingang: wenn die Vogelzüge
Den Mittag streifen und die hellen Flüge
Der Wolken am Verwehen sind.

Wenn du es spürst am ersten Schwung
Der Blätter und der kühlen Dämmerung,
Daß dir der Frühling durch die Hände rinnt.

Lilly Frick:

SCHWARZE FRAU AM FENSTER

Die Haltestelle des Omnibus und der runde Zeitungskiosk stehen als letzte Stützen der Großstadt an der Straßenecke. Von hier aus greifen die langgestreckten Häuserzeilen der Randsiedelung bis hin zu den ersten Getreide- und Kartoffeläckern, den gelichteten Wäldern, denen die nahe Stadt längst jedes urwüchsige Eigenleben entlockt und weggenommen hat.

Es wohnt sich immerhin angenehmer hier draußen, man braucht weniger Staub und Benzindämpfe schlucken als im Zentrum der Stadt, dem man, so man das Bedürfnis hat, alle neun Minuten mit dem geschäftig ratternden Omnibus zustreben kann. Die Hausfrauen haben in den Neubauwohnungen den erwünschten modernen Komfort. Naturfreunde erfreuen sich am gepflegten Grün der Vorgärten, in das Frühling, Sommer und Herbst auch allerlei bunte Blumenpracht streuen. Vor den hellgrün getünchten Häusern mit den spitzen Erkern und den gotischen Fenstern leuchten im März die süßrosa Blütensträuße der Mandelbäumchen, die Vorgärten der grauen Häuser nebenan prangen den ganzen Sommer hindurch mit sorgfältig gemusterten Begonienbeeten. Dann kommen drei langgestreckte Miethäuser in Gelb, wenn wir hier im Spätsommer einen Blick über den niederen Gartenzaun tun, grüßen uns die hohen Herbstastern mit hundert und aberhundert kleinen violetten Blütensonnen.

Bis in Frost und Nebel alles Blumenleben hahinwelkt und der Hausbesorger die dürren Blätter in Körben sammelt, bald darauf die Vogelhäuschen für den Winter bereit stellt. —

Nicht so wandelbar ist das Milchgeschäft an der grünen Ecke, hier steht das ganze Jahr hindurch die brave volleutrige Kuh neben der drallen Melkdirn im Auslagefenster. Auch der Herren- und Damenfriseur im mittleren Häuserblock richtet sich wenig nach dem Lauf der Jahreszeiten, ebenso das bescheidene Kolonialwarengeschäft im ersten der gelben Häuser. Alle, die hier wohnen und vorübergehen, kennen die Reklamepackung von Persil und Soda, den großen Maggiwürfel, den Fächer von Schokoladetafeln, die hinter dem schützenden Schaufenster ihr nützlich beschauliches Dasein verdämmern.

Alle, die hier draußen wohnen und vorübergehen, kennen auch die Frau in Schwarz, die jeden Abend um viertel nach sechs an einem der Erdgeschoßfenster des letzten gelben Hauses erscheint. Wie das Persilpaket und der große Maggiwürfel, so ist die Frau von ihrem Fenster nicht wegzudenken, sobald die ersten Arbeiter von der Stadt her mit dem Omnibus nach Hause kommen. Wer könnte sich die Frau in einem andern als in ihrem schwarzen Kleid vorstellen? Wenns kalt und windig ist, hat sie ein ebenfalls schwarzes Wolljäckchen übergezogen, wenns sehr kalt und sehr windig ist, steht sie hinter dem geschlossenen Fenster und schaut auf die Straße. Leute, die neu in die Gegend kommen, wundern sich anfangs und die Frauen fragen vorwurfsvoll oder mit kaum verhehltem Neid, ob die sonderbare Person denn so viel übrige Zeit habe, daß sie stundenlang bis zum Einbruch völliger Dunkelheit tatenlos und müßig dastehen könne. Aber die Fenster sind blank geputzt und die Vorhänge sauber, nichts läßt darauf schließen, daß die Frau ihren Haushalt vernachlässige, keiner kann ihr etwas nachsagen. Vielleicht hat sie für niemand zu sorgen und kann sich die Beschaulichkeit gönnen?

Nein, sie hat für niemand zu sorgen und wer sehende Augen besitzt, der erkennt auch, daß es kein beschaulicher Müßiggang ist, sondern eine unbegreifliche beinahe unmenschliche Starrheit.

Kann einer sagen, wie alt die schwarze Frau am Fenster ist? Keiner kann das, denn sie lebt ja nicht. Vielleicht gibt es bei ihr statt Atmung und Blutkreislauf und natürlicher Verbrennung etwas wie Kristallisationserscheinungen, die alles Leben zu starren Formen gefrieren. Das ist natürlich übertrieben. Denn die Frau besorgt tagsüber ihren Haushalt, sie kehrt und fegt Staub, wäscht und lüftet und hält ihren häuslichen Besitz, wie es sich gehört. Aber um viertel nach sechs steht sie am Fenster, sie braucht keine Uhr, im Sommer und im Winter weiß sie, wann es Zeit ist, Ausschau zu halten.

Seit drei Jahren hält sie Ausschau. Erst wenn die Nacht da ist, schließt die Frau das Fenster und kriecht in ihr kaltes einsames Bett.

Damals, als sie auf ihren Mann gewartet hat, ist sie die ganze Nacht am Fenster gestanden. Sie hätte zum Telephon laufen und sich bei der Polizei, beim Bauamt erkundigen können nach Hans Möller, der als Vorarbeiter bei der Errichtung eines Straßentunnels beschäftigt war. Sie tat nichts dergleichen, sie wartete, wartete.

Hans mußte ja kommen. Alle neun Minuten entläßt der Omnibus ein Häuflein Menschen, Arbeiter und Angestellte, die nach Müh und Last zu Frau und Kinder heimkehren. Hans würde das nächste Mal bestimmt da sein. Oder das übernächste Mal. Er konnte sich verspätet haben, vielleicht hatte er noch rasch etwas eingekauft für sie, für — das Kind, das bald bei ihnen einziehen und ihrer Gemeinsamkeit letzten Sinn und Inhalt geben würde. — Aber dann war's zu spät geworden, um einen solchen Grund gelten zu lassen; auch wenn Überstunden gemacht wurden, konnten sie doch nicht bis in die Nacht hinein dauern.

„Schon dich, Anna", hatte er am Morgen gesagt. Und: „Am Abend gehen wir nach dem Essen noch ein wenig spazieren." Das „Wir" bezog, ohne daß sie beide viel Worte machten, nun schon das Dritte, Kommende mit ein. Froh und zuversichtlich war er zur Arbeit gefahren wie all die Tage vorher. Er mußte ja wiederkommen.

Die Kirchenuhren schlugen in dieser Nacht nur alle Ewigkeiten. Dennoch zu rasch, denn mit jeder Stunde wurde die Sache unbegreiflicher, beklemmender. Anna schaute mit brennenden Augen ins Dunkel in die mählich heraufkriechende Dämmerung — in den trübe aufsteigenden Tag.

Dann, dann endlich kam einer. Nicht Hans Möller, ein fremder Mann war es, einer von den Straßenarbeitern.

Der Tunnel und ... drei von den Kameraden und ... vor einer Stunde geborgen und ... leider ...

Sie wurde nicht ohnmächtig, sie schrie und weinte nicht. Nur: was Leben in ihr war, gerann zu Stein. Auch das Kind, das mit zärtlichen Hoffnungen und liebender Vorsorge umschmeichelte kleine Lebewesen erstarrte in dieser Stunde.

Zwei, drei Wochen tappte die Frau durch ihr Dasein wie durch dicken stickigen Nebel, dann gebar sie ihr totes Kind. Dann — dann ging alles weiter seinen Gang.

Hans Möller steht auf dem Messingschild an der Haustür. Doch es kommt keiner dieses Namens mehr in die Wohnung. Nur die Zeitung wird immer noch jeden Morgen gebracht. Anna Möller legt sie unbesehen zu den vorigen in den Ständer, bis ihrer zu viele sind und sie ein Bündel zusammenschnüren muß und später wieder eines. Milch und Frühbrot wird täglich vor die Tür gestellt und Anna Möller hat daran Nahrung für den ganzen Tag. Auch Arbeit gibt es. Die Wohnung will in Ordnung gehalten sein, Wäsche sammelt sich an. Da sind auch die beiden guten Anzüge von Hans Möller, die an die Luft gehängt und gebürstet werden müssen, damit sie nicht verderben. Die Kommode steckt voll Wolle, die für kleine Hemden und Jäckchen bestimmt war. Anna häkelt viele Nachmittage, bis statt der Knäuel und Stränge die fertigen Sachen in der Schublade liegen.

Für sich selbst braucht Anna Möller wenig. Das schwarze Kleid, das die hilfsbereite Nachbarin zur Beerdigung damals besorgt hatte, hält lange vor. Und was soll sie mit dem Essen viel Umstände machen! Vor Fleisch und Fett ekelt sie sich die letzte Zeit. Was sie braucht, bekommt sie im Krämerladen nebenan und dann geht sie zum Obstwagen an der Ecke. Eine Schale mit Äpfeln oder Pflaumen, Bananen, Weintrauben, steht immer im Wohnzimmer — ein Gruß des fruchttragenden Lebens im freudlosen Grau der verödeten Wohnstätte.

Hätte die Frau nicht ihre Wohnung aufgeben und sich einen großen Teil der Miete sparen können, wozu braucht sie für sich allein den gleichen Raum, den sonst eine ganze Familie einnimmt? Sie hätte das vielleicht eingesehen, wenn es ihr jemand gesagt hätte, aber sie redet mit

Maurer und Polier **Kubin**

keinem und da das Geld, das sie monatlich bekommt, immer noch für ihre geringen Bedürfnisse ausreicht, bleibt alles, wie es war.

Anna Möller bündelt Zeitungen zusammen, die sich zu hohen Stößen türmen, sie klopft die Anzüge und lüftet die Wollsachen, sie fegt Staub und ißt und trinkt und abends, wenn es Zeit ist, steht sie am Fenster.

Wie ein Gefäß, aus dem alle Luft gepumpt ist und in dem sich nicht das kleinste Lebewesen entwickeln kann, so ist das bei Anna Möller. Eine gähnende Leere ist in ihr und dabei sieht es aus, als ob sie immer noch ein Mensch sei. Nur das Gesicht, dies unbewegliche, faltenlose uralte Gesicht —. Die Nachbarn grüßen es längst nicht mehr, wenn sie es am Fenster sehen, denn es hat kein Erkennen und keinen Dank, die Augen starren durch Menschen und Dinge hindurch und gleicher Zeit nach innen, wie wir es am Blick mancher Tiere beobachten.

Die Zeit wird oft mit einem Fluß verglichen, der rauschend zum Meere strömt. Für Anna Möller ist sie ein dünnes armseliges Rinnsal, jeder Tag ein Tropfen, der im Sand spurlos versickert.

Im letzten Winter ist sie etwas krank gewesen, wahrscheinlich hat sie sich am offenen Fenster erkältet. Doch nun weht laue Märzenluft um ihren glatten Scheitel, die junge übermütige Sonne möchte gar zu gern rote Backen in das verblichene Frauengesicht malen, wenn es ihr nur gelänge. In den Vorgärten liegt schon der erste zartgrüne Schimmer über der erwachten Erde. Die Frauen fahren mit Kinderwagen ins Freie, wenn Nachbarinnen sich treffen, gibts wieder einen ausgiebigen Plausch, denn man steht in angenehm wärmender Sonne. Junge Mädchen tragen helle Blusen und die ersten Sommerhüte, Kinder stürmen aus den Häusern und wecken halbvergessene Spiele zu frühlingsfrohem Erleben.

Da ist auch die kleine Erna, die behutsam ihren Ball zum ersten Mal ins Freie trägt, den großen bunten, den das Christkind gebracht hat. Sie wirft damit gegen die Hauswand und wenn sie den Ball fängt, braucht sie beide Hände dazu. Fein geht das, die Kleine wirft immer höher, bis — der Ball nicht wieder kommt, er ist ins offene Fenster der schwarzen Frau geflogen.

Einen Augenblick lang steht dem Kind das Weinen nahe, aber Erna ist keine dumme Heulliese, sie ist verständig und mutig, drückt den Klingelknopf bei Hans Möller. Als nach einer Weile das Gesicht der schwarzen Frau im Türspalt erscheint, bittet sie um ihren Ball.

Die Frau hat ihn ins Zimmer fliegen sehen, irgendetwas hat dabei geklirrt, der Ball ist noch ein paarmal aufgesprungen, ehe er sich anscheinend in einen Winkel verkrochen hat. Ja, die Kleine soll nur hereinkommen und sich ihren Ball suchen, vielleicht ist er unter den Schrank gekollert oder unters Sofa. Erna geht ohne Scheu ins Zimmer, sie legt sich platt auf den Bauch und späht nach allen Seiten aus, so ein großer Ball kann doch nicht verschwinden.

Anna Möller sieht die dünnen Kinderbeine in Söckchen und Sandalen, die gerade noch unter dem Plüschsofa hervorschauen. So ein kleines zierliches quicklebendiges Menschenkind!

Es ist das erste Mal, daß ein anderes Wesen außer Anna Möller in diesem Zimmer ist, das erste Mal, seit Hans Möller nicht mehr heimkam. Die Frau denkt nicht daran, sie schaut nur auf die dünnen Kinderbeine. Und dann, langsam und schwerfällig, tappt eine Vorstellung in ihr ausgehöhltes Bewußtsein: so ein kleines Mädel würde jetzt hier leben und vielleicht auf dem Bauch liegen und nach einem bunten Ball suchen, wenn damals nicht alles gestorben, ausgelöscht wäre.

[illegible] hat den Ball! Hinterlistig hatte er sich zwischen Schrankfuß [illegible]ommode geklemmt. Als artiges Kind will die Kleine Dankeschön [illegible]nd dann schnell, schnell wieder auf die Straße. Denn es gefällt [illegible]t in dem tadellos aufgeräumten Zimmer und die schwarze Frau [illegible] ganz klein wenig unheimlich. In ihrem Gesicht zuckt es plötzlich [illegible] sonderbar, vielleicht will die Frau gar weinen? Erna hat jetzt auch den Grund entdeckt und ist sehr erschrocken über die Scherben auf dem Tisch. Eine grüne Obstschale war es, nun liegen die Bananen auf der Tischdecke und scharfspitzige Glassplitter dazwischen. Der Ball muß das gemacht haben, als er von der Straße hereinflog!

Erna wäre es nun eigentlich lieber, wenn die schwarze Frau darüber schelten würde wie die Mutter das getan hätte. Aber die Fremde tut etwas völlig Unbegreifliches: sie bietet dem Kind eine Banane.

Erna wird ganz rot und hält ihre zehn Finger fest um den Ball geklemmt. Sie schüttelt den Kopf, als ob sie wirklich keine Banane möchte. Denn wenn ihr Ball schon die Glasschale zerbrochen hat, kann sie der Frau nicht auch die Banane wegessen.

Die Frau hat Ernas ängstlichen Blick zum Tisch hin aufgefangen. Ach das, das macht nichts, begütigt sie. Sie möchte vielleicht noch mehr sagen, doch das Kind hat einen scheuen Knicks gemacht und ist schon bei [illegible] Tür.

[illegible]na Möller schließt das Fenster, damit kein Ball mehr hereinfliegen [illegible]n. Aber es ist etwas im Zimmer, seit das Kind da war, etwas, dem Frau keinen Namen geben kann und das sie abwehren möchte. Als [illegible]m nächsten Morgen den Boden kehrt, sind da noch winzige Spuren d[illegible] Kinderschuhe. Anna sieht wieder die dünnen Kinderbeine in den Söckchen und Sandalen. Sie ißt mittags die Banane, die das Kind nicht nehmen wollte. Und sie steht schon am Nachmittag ein paarmal am Fenster; ach, nur so, weil man nichts zu tun hat. Ist auch gar nichts Besonderes draußen zu sehen, die Kleine wird sich einen anderen Platz zum Spielen gesucht haben.

Mehr als eine Woche ist vergangen, da läutet es bei Hans Möller und als die Frau öffnet, steht die kleine Erna draußen mit rotem Gesicht und einem Paket in den Händen: Geburtstag ... und eine Mark für Schokolade ... und sie ist gar nicht scharf auf Schokolade und sie hat also dafür eine grüne Schale gekauft —

Freut sich die Frau denn nicht, sie weint wohl gar? Aber das hat anscheinend nicht viel zu bedeuten, denn Erna bekommt zwei Äpfel in ihre Schürzentasche gestopft und sie müsse bald einmal wiederkommen. Ja, den kleinen Bruder dürfe sie mitbringen, dann würde die neue Schale voll Obst sein und sie beide dürften alles zusammenessen. — —

Es hat sich seitdem bei Anna Möller nicht viel verändert. Sie errichtet kein Kinderheim in ihrer Wohnung, sie wird nicht Krankenschwester, sie stiftet nichts und tut keine frommen Werke, sie legt auch ihr schwarzes Kleid nicht ab und steht immer noch viel am Fenster. Aber irgend eine Kleinigkeit muß doch anders geworden sein. Vielleicht ist jetzt ein heller Ausputz auf dem schwarzen Kleid oder ist das Gesicht der Frau weniger starr, sind die Augen wieder Spiegel geworden für das, was draußen vorgeht?

Wenn Anna Möller die Zeitung aus dem Kasten nimmt, tut sie jetzt manchmal einen Blick auf die Überschriften. Als sie wieder einmal die Anzüge ihres toten Mannes bürstet, kommt ihr die Sinnlosigkeit ihres Tuns zum Bewußtsein, sie gibt den blauen dem Zeitungsmann, den grauen dem Obstverkäufer an der Ecke. Das Milchmädel, das früher nur jeden Morgen die volle Flasche vor die Tür gestellt und am Sonnabend das Geld hiefür in Empfang genommen hat, wird eines Tages gesprächig. Frau Möller erfährt von ihrem Kummer wegen des ledigen Kindes, der stellungslose Vater kann kaum etwas dafür bezahlen. Ganz verdutzt ist das Mädel, als die Frau ins Zimmer läuft und mit einem großen Paket Kindersachen zurückkommt, die sie mitnehmen darf und für die sie sich nicht einmal bedanken soll.

Und dann liest Anna Möller mehr als nur die Überschriften der Zeitung. Da ist eine Mutter mit ihren Kindern in den Tod gegangen, ein Schiff ist zerschellt, Epidemien wüten irgendwo in Asien, eine großartige Erfindung ist gemacht worden, ein Briefträger hat eine reiche Erbschaft gemacht, viele Morgen Ödland werden zu fruchttragenden Äckern. Anna Möller hat gar nicht mehr gewußt, daß die Welt so viele Gesichter hat, weinende und lachende, furchtsam verzerrte, verzweifelte, tröstliche und zuversichtliche.

Im Anzeigenteil liest Anna Möller, daß ein junges Mädchen ein Zimmer bei einer allein stehenden Frau sucht. Ein paar Tage später wohnt die kleine blonde Verkäuferin bei ihr. Anna Möller richtet ihr das Zimmer und kocht für sie, tröstet sie in ihrem Liebeskummer und freut sich, wenn alles wieder gut ist.

Anna Möller kommt gar nicht mehr dazu, jeden Abend am Fenster zu stehen.

Wie jung dieses Gesicht geworden ist, denken die Nachbarn und erwidern den ungewohnten Gruß.

Es ist gar nichts Besonderes vorgefallen. Ein bunter Ball ist von der Straße ins Zimmer geflogen und noch ein Stück weiter gerollt. —

Skizze F. Hegenbarth

Porträtplastik — Emil Krieger

(Photo Dr. Moll)

Arnold Weiß-Rüthel

GOLD

Der Maler Lionardo da Vinci saß in seinem Arbeitszimmer und schrieb. Einer seiner Schüler, der schwarzborstige Giulio, kam herein und sagte: „Messer, der fromme Bruder Alfonso möchte dich besuchen . . .!"

„Laß ihn herein . . .!" entgegnete Lionardo, ohne den krächzenden Lauf der Feder über das Papier zu unterbrechen; als Alfonso eintrat, schrieb der Meister gerade seinen Satz zu Ende, machte einen Punkt und legte die Feder auf den Tisch. „Ihr werdet Euch wundern, mich hier zu sehen, Messer . . ." flüsterte Alfonso, der vor Jahren einmal ein schlimmes Halsleiden gehabt hatte und seit der Zeit nicht mehr laut sprechen konnte.

„Gar nicht . . .!" sagte der Maler; denn er wunderte sich über nichts mehr. „Nehmt Platz!"

Alfonso nahm Platz.

Als er saß, lächelte er den Meister freundlich an und fragte teilnehmend: „Wie geht es Euch immer . . .? Man hört jetzt wenig von Euch; so sehr habt Ihr Euch in die Werkstatt verkrochen. Immer fleißig . . . immer schaffend . . . immer wachsam. Seid Ihr für Neuigkeiten zu haben, Meister . . .? Habt Ihr schon davon gehört, daß ein gewisser Zagleone in Florenz jetzt Gold aus Bleiknöpfen machen kann . . .? Was sagt Ihr dazu, hm . . .?"

Lionardo drehte mit dem Daumen und Zeigefinger seiner Linken eine dünne Spitze an eine Strähne seines Barthaars. Dann kratzte er sich das Kinn, dann sagte er: „. . . Firenze ist eine schöne Stadt; eine reife Frucht, möchte ich sagen . . ., im blühenden Kranz unserer Städte. Reife Früchte wollen genossen sein, sonst fallen sie ab und verfaulen erbärmlich . . . Lebt eigentlich der Farbhändler Simone Gozzi noch, bei dem wir in früheren Jahren so oft frische Pfirsiche gegessen haben . . .?"

Alfonso überlegte; er befeuchtete sich dreimal die Oberlippe mit der Spitze seiner flinken Zunge; er war noch ganz bei der Neuigkeit . . .

„Gozzi . . ." flüsterte er, „Simone Gozzi . . . der Farbhändler. Er lebt, ist zweiundneunzig Jahre alt und hat vor kurzem zum sechstenmal geheiratet . . ."

„Sagte ich nicht", sprach Lionardo nachdenklich, „eine reife Frucht ist diese Stadt. Was für ein wunderbarer Kindskopf, dieser Simone . . .! Zweiundneunzig Jahre alt sein und zum sechstenmal eine Frau brauchen . . ., das ist ein Anachronismus, den ich ihm nur verzeihe, weil er in Florenz lebt. Und Pater Archangelo Tosti, der so schöne Madonnen malen konnte?"

„Ist tot . . .", sagte Alfonso und bekreuzigte sich. „Er starb während der Messe zu Santa Croce. Das Gloria blieb ihm in der Kehle stecken, ehe er sich's versah. Er hatte die prächtigste Baßstimme, die man je hören konnte . . . und war ein tüchtiger Riepinist. Aber . . . um auf die Neuigkeit zu kommen: jener Zagleone, ein Venetianer von Geblüt . . ."

Lionarde stand auf.

„Alfonso . . .", sagte er . . ., „wißt Ihr eigentlich, woher es kommt, daß Firenze eine so reife Frucht ist in diesem Kranz blühender Städte . . ."

Der Pater schüttelte unwirsch den Kopf . . . und schluckte ein paarmal — er stand gleichfalls auf.

„Was für ein Künstler . . ." murmelte er, als sein Blick auf ein Blatt Papier fiel, darauf Lionardo einen Mädchenkopf gezeichnet hatte, . . . voll blühender Anmut . . .

„Das ist nichts . . .", sagte Lionardo bescheiden und voller Hochmut zugleich. Er nahm das Blatt und zerriß es.

Zornig stampfte der Pater mit dem Fuße auf.

„Ehe er zu Wort kam, fragte der Künstler ihn lächelnd . . . „Was war das eigentlich, was Ihr mir vorhin erzählen wolltet . . . ?"

„Nichts . . . !" krächzte Alfonso . . . und dann: „In Florenz ist ein Mensch aufgetaucht, Zagleone mit Namen, der Gold . . . reines Gold, aus Bleiknöpfen machen kann. Ich gehe . . . !" Er ging.

An der Türe blieb er noch einmal stehen und wiederholte drohend: „Ich gehe . . . !"

Lionardo nickte.

Durch das offene Fenster strömte ein sanfter, freundlicher Geruch; der Abend war blau und milde.

Von der Türe her, aus dem Dunkel des Gangs, sagte der Pater . . . „Gehabt Euch wohl, Meister . . ."

Lionardo trat auf ihn zu; er blickte ihn geheimnisvoll an . . . Leise, den Mund zu des Paters Ohr neigend, die rechte Hand an seinen Arm legend und mit der linken die Klinke der Türe ergreifend, flüsterte er . . . „Euer Zagleone ist ein Narr und ein Stümper! Wißt Ihr, was für ein Mittel ich gestern entdeckt habe . . . ?"

Der Pater riß die Augen auf.

„Nein . . .", sagte er; und noch einmal neugierig . . . : „Nein! . . . ?"

Lionardo dämpfte seine Stimme noch mehr . . . „ein Mittel . . .", er sprach noch leiser . . . „ein Mittel, mit dem man Gold, echtes Gold — versteht Ihr — in Bleiknöpfe verwandeln kann!"

Und als er das gesagt hatte, öffnete er die Türe und schob den Pater Alfonso sachte hinaus.

Sechs Fabeln

„Wenn man bedenkt", entrüstete sich ein Elefant im Zoo, „daß wir ehedem Schlachten entschieden, richtig Weltgeschichte gemacht haben, so ist es eine Kulturschande, daß wir jetzt den Rüssel heben und Kratzfüße ausführen müssen, wie es dem Wärter beliebt und den Zuschauern Freude macht."

„Eure weltgeschichtliche Rolle in Ehren", bot eine kluge Giraffe seinen Klagen Einhalt, aber seid ihr damals weniger die Werkzeuge fremden Willens gewesen als heute?"

*

„Aller Wandel der Geschmacksrichtung", prahlte der Dackel, „hat nichts daran ändern können, daß ich, der Held ungezählter Witze und Schnurren, der volkstümlichste unter den Hunden bin."

„Das wirst du auch immer bleiben", bestätigte ruhig der Schäferhund, „weil das Herz der Menge sich der kindlichen Unart verwandter fühlt als dem inneren Wert."

*

„Ich an deiner Statt", sprach kopfschüttelnd die Kuh zum Pferd, „hätte längst das letzte Stück Selbstbewußtsein verloren, wenn ich mich so wie du durch die Maschine verdrängt sähe. Dampfkessel und Motor ersetzen hundertmal deine Kraft und Schnelligkeit und auch Mut und Klugheit, die du im Kampfe bewährtest, sind durch Tank und Auto überflüssig gemacht. Nütze bist du nur noch zum Vergnügen feiner Leute und durch das bißchen Haut und Haar, das von dir übrig bleibt."

„Ich hätte erst dann Grund, mich entwertet zu fühlen", entgegnete mit Haltung das Pferd, „wenn es den Menschen gelänge, ihren Maschinen die Hingabe und Treue einzuhauchen, womit ich ihnen gedient habe."

*

„Wiewohl unscheinbarer als du", vermaß sich die Wanze gegen die Kreuzotter, „bin ich doch vom Menschen nicht minder gefürchtet."

„Möglich", fertigte jene sie ab, „aber ich bin es, weil ich ihm das Leben rauben kann, du, weil du es ihm verbitterst."

*

„Wie gering muß dein Herr dich einschätzen", höhnten ein verzogener alter Pudel und ein roher Metzgerhund die Dogge vom Nachbargarten, „daß es ihm nicht einmal der Mühe lohnt, seine Besucher vor deinem Biß zu warnen."

„Die Täfelchen an euren Türen", erwiderte freundlich die Dogge, „sehen freilich recht hübsch aus; was aber sollte ich mit einem Schild, das beim einen von euch die Zähne ersetzen muß, die ich besitze, und vom andern die Verantwortung abwälzt, die ich selbst zu tragen weiß?"

A. Ritthaler

Das Weibliche

„Hör mal, deine Frau braucht aber lange mit der Toilette!"

„Ja — das Weibliche zieht sich ewig an!"

Freundinnen

„Neulich hat Georg so stark gegähnt, daß er direkt Kiefernschmerzen bekam!"

„War er denn so lange mit dir zusammen?"

Porträtplastik — Emil Krieger

(Photo Dr. Moll)

Dorfstraße — Fritz Herpfer †

Diskretion

„Der junge Bimberg ist doch ein sehr bescheidener Mensch. Finden Sie nicht auch?"

„Mir ganz neu! Wie kommen Sie darauf?"

„Nun, er spricht doch nie von sich selbst."

„Na, das ist keine Bescheidenheit; das ist einfach Diskretion."

Kein Wunder

Der Kapitän des Luftschiffes: „Kreuz, Kringel und Zwieback! Wir fahren zu langsam! Wir werden mit Verspätung ankommen! Wie kommt das?"

Der Ingenieur: „Wir fahren durch die Milchstraße. Die Propeller sind voller Butter."

Die gute Tante

Hausfrau: „Sie haben wohl gestern abend, als ich im Theater war, Besuch gehabt, Anna?"

Anna: „Ja, gnädige Frau. Meine Tante Emma war da."

Hausfrau: „So! Geben Sie ihr, wenn Sie wieder mal kommt, ihren Tabaksbeutel zurück; sie hat ihn auf dem Klavier liegen lassen."

Beste Lösung

Bettler: „Ich bin fast verhungert und ganz verzweifelt, gnädige Frau! Schenken Sie mir doch etwas, damit mir Leib und Seele zusammengehalten werden."

Dame: „Hier haben Sie eine Sicherheitsnadel."

Einfache Lösung

Lehrer: „Ich habe euch nun erklärt, auf wie verschiedene Art der Bauer Nutzen aus der Milch ziehen kann. Was wird er nun aber tun, wenn er Milch übrig behält, nachdem er den Bedarf für seine Familie zurückbehalten und soviel Käse und Butter, wie er absetzen kann, hergestellt hat? Was wird er mit dieser Milch machen?"

Ein kleiner Schüler: „Die gießt er in die Kuh zurück."

Die Umarmung

Als Talleyrand zwar noch nicht der berühmte Diplomat, aber immerhin bekannter Abgeordneter der „Gesetzgebenden Versammlung" im Jahre 1789 war, wurde er doch schon infolge seiner sarkastischen Schlagfertigkeit gefürchtet. Mit dem Grafen Mirabeau verfeindet, war er einmal mit diesem in einen heftigen Streit geraten, bei dem sich der Graf wütend zu den Worten verstieg: „. . . . ich will Sie mit einem anrüchigen Kreis umgeben!" Ein scheinbar erstauntes Lächeln liegt über Talleyrands Gesicht, als er sofort antwortet: „Wie, Graf, Sie wollen mich umarmen?"

W. v. H.

Wie's geht!

Talleyrand war als Minister ausgeschieden worden, die Höflinge hatten daran nicht geringen Anteil gehabt. Einer von ihnen, General Graf Girardin, der stark schielte, traf den alten Diplomaten einmal in den Tuilerien, als er, in sich gekehrt, nachdenkend für sich allein stand. Der Graf fragte ihn zwar äußerst liebenswürdig, aber mit dem schlecht verhehlten Willen, ihn durch seine Frage zu frozzeln: „Nun, mein Fürst, wie gehen die Angelegenheiten?" „Wie Sie sehen, Herr General", gab ihm Talleyrand mit bezeichnender Betonung zurück.

W. v. H.

Emigranten

Als nach Rückkehr Napoleons von Elba der kaum eingesetzte König Ludwig der XVIII. fliehen mußte, wandte er sich mit einer Anzahl königstreuer und sonstiger politischer Flüchtlinge, unter denen sich auch Talleyrand befand, nach Gent. Als das kurze Abenteuer Napoleons ausgespielt und die Monarchie wiederhergestellt war, kehrte er wieder zurück. Talleyrand war wieder Außenminister. An diesen drängten sich nun allerlei Menschen heran, um einen guten Posten im Staate zu erhalten, sie führten als einziges Verdienst ihre Flucht mit dem Könige nach Gent an.

Einer dieser Herren war äußerst aufdringlich, er berief sich immer erneut auf seine durch die Flucht nach Gent bewiesene Königstreue.

„Sind Sie dessen auch gewiß?" fragte ihn der skeptische Talleyrand.

„Dessen gewiß ... ich verstehe nicht ..."

Da erklärte Talleyrand: „Sie verstehen nicht? Nun, so erklären Sie mir ganz offen: sind Sie nach Gent gegangen oder von Gent gekommen?"

„Ich begreife nicht, was Sie wollen, Sire", versetzte jener.

„Nicht?" meinte Talleyrand. „Ich war auch in Gent. Wir waren dort im ganzen etwa siebenhundert bis achthundert Leute, keinesfalls mehr. Aber soviel mir nun als Minister bekannt geworden ist, sind von dort mehr als fünfzigtausend zurückgekommen." *W. v. H.*

Enttäuschung

Ein Hund der seinem eigenen Schwanz nachgejagt hatte, gab die Sache endlich auf und rollte sich zum Ausruhen zusammen. In seiner neuen Lage konnte er nun den Schwanz mit den Zähnen leicht erreichen. Er packte ihn gierig, ließ ihn aber schmerzwinselnd sogleich wieder los.

„Eigentlich" sagte er, „macht die Jagd mehr Freude als der Besitz."

Die zärtliche Witwe

Schluchzend stand eine Witwe am Grabe ihres Gatten. Da näherte sich ein Herr von einnehmendem Äußeren der Trauernden und versicherte ihr in ehrerbietiger Weise, daß er seit langem die zärtlichsten Gefühle für sie hege.

„Elender!" rief die Witwe. „Entfernen Sie sich auf der Stelle! Ist jetzt die Zeit, um mir von Liebe zu sprechen?"

„Seien Sie versichert, Gnädigste", erklärte demütig der Herr, „ich hatte nicht die Absicht, Ihnen eine Liebeserklärung zu machen, aber die Macht Ihrer Schönheit war größer als meine Besonnenheit."

„Sie sollen mich erst sehen, wenn ich nicht weine", sagte die Witwe.

Ein Landesherr

Als Kaiser Franz von Österreich eines Tages, als die Cholera in Wien herrschte, mit seinem Adjutanten in den Wiener Vorstädten spazieren ging, begegnete er einem auf einer Bahre getragenen Sarge, dem niemand das Trauergeleit gab.

Er erkundigte sich daraufhin über den Verstorbenen und erfuhr, daß er von der Cholera hinweggerafft wurde und daß seine Verwandten es aus Furcht vor Ansteckung nicht wagten, ihm das letzte Geleit zu geben.

„Dann" sagte der Kaiser, während er mit seinem Adjutanten hinter den Sarg trat, „wollen wir ihre Stelle vertreten, denn keiner meiner Untertanen sollte zu Grabe getragen werden, ohne die letzte Ehre zu empfangen."

Sühne

Zwei Frauen reklamierten im Himmel einen neu angekommenen Mann.

„Ich war seine Frau", sagte die eine.

„Und ich war seine Freundin", sagte die andere.

„Da sprach Petrus zu dem Mann: „Geh, du gehörst in die Hölle — du hast genug gelitten."

Sehr einfach

Den berühmten italienischen Bildhauer Antonio Canova fragte einst ein vornehmer Herr, der viel über die Kunst schwatzte, aber nichts davon verstand: „Die Bildhauerei ist wohl schwer?" — „Es kommt ganz darauf an", antwortete Canova kurz. — „Zum Beispiel solch eine Büste wie diese da zu modellieren." — „Nichts leichter als das. Das kann jeder machen, der es einmal gesehen hat", erwiderte der Künstler mit glaubhaft ernster Miene. „O bitte, lehren Sie mich doch diese Kunst!" —„Gern! Also hören Sie: Sie nehmen dazu einen Marmorblock, ergreifen einen Meißel und schlagen mit dem alles weg, was an dem Block zuviel ist."

Ein geistvoller Advokat

Ein Klient beobachtete, als er gerade das Gerichtsgebäude verlassen wollte, überrascht, wie sein Anwalt, der ihn soeben noch in einer Prozeßverhandlung vertreten hatte, dem feindlichen Anwalt freundschaftlich die Hand gab und Arm in Arm mit ihm davonging. — Bei der nächsten Gelegenheit fragte er ihn, wie das möglich sei. Der Anwalt antwortete lächelnd: „Wir Advokaten gleichen den Scheren. Die beiden Scherenteile scheinen sich zu schneiden, wenn man sie zusammendrückt; das ist aber eine Täuschung, sie tun nur dem Schaden, der zwischen sie gerät."

Osterlied

Von Heinz Rusch

Über unsre Dächer
Wehn die Wolkenfahnen,
Stehn auf Wiesenbahnen
Anemonenbecher.

Strauch und Büsche kauern
Sich im Garten sacht,
Durch die kühle Nacht
Wuchs geheimes Schauern.

Alle Gärten prunken
Blumenüberspült,
Jede Krume fühlt
Gottes Gnade trunken.

Dicht von Busch zu Busch
Wächst der grüne Rasen,
Windschalmeien blasen,
Sonne kreist im Raum.

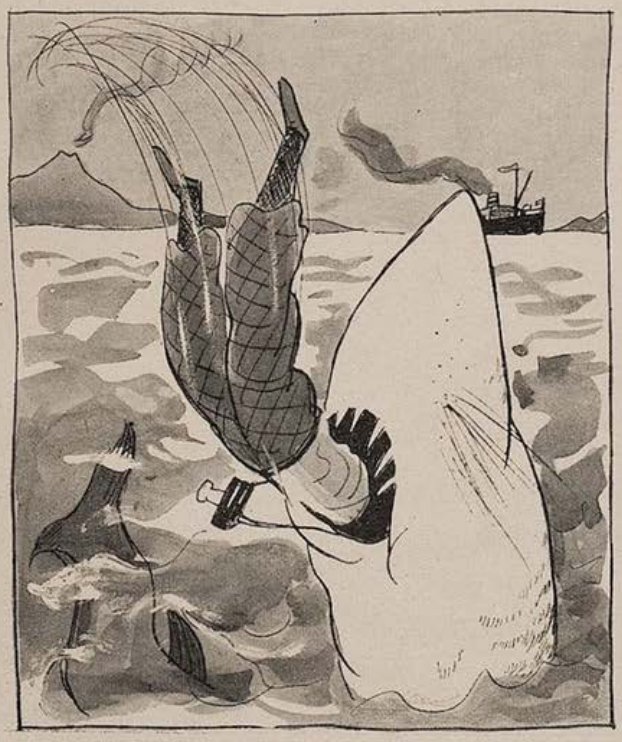
Baumgarten — Franz Doll

Der Bildberichterstatter

Anton Leidl

Explodierende Granate . . .

Der Krater des Vesuvs . . .



Inneres eines Haifisches . . .

An Bord des Trandampfers „Olaf G."

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Logik

Der Pfarrer sitzt an seinem Schreibtisch und arbeitet an seiner Sonntagspredigt. In kleinen Abständen kommt sein Töchterchen zu ihm an den Schreibtisch und unterbricht ihn bei seiner Arbeit. Da ihm das sehr störend wird, sagt er endlich: „Irma, nun laß mich doch einmal ein Weilchen in Ruhe, damit ich aufschreiben kann, was mir der liebe Gott eingibt." Da das Irma nicht gleich ganz begriffen hat, fragt sie: „Was tut der liebe Gott?" Der Pfarrer, der glaubt, ihr's näher erklären zu müssen sagt nun: „Der liebe Gott sagt mir, was ich schreiben soll." Irma staunt: „Der liebe Gott!?" Und dabei fällt ihr Blick auf ihres Vaters Manuskript auf den Schreibtisch. Dann fragt sie: „Sagt er dir auch viel falsch?" Der Pfarrer ist entsetzt, ernst und vorwurfsvoll belehrt er: „Aber Kind, so etwas darf man doch nicht sagen! Der liebe Gott sagt nichts falsch!" Harmlos erwidert ihm Irma: „Ich dachte bloß, weil du so viel ausgestrichen hast!"

K. B. W.

Streit

„Was Sie sich schon einbilden! Sie sind auch nichts anderes als ich, Sie Ochse, Sie!"

Verdienst

Kille verdient seinen Unterhalt durch die Fehler, die andere Leute machen!"

„Wieso?"

„Er fabriziert Radiergummi!"

Liebe Jugend

Biblische Geschichtsstunde in der Schule. Erzählung: Joseph wird von seinen Brüdern verkauft. Nachdem der Lehrer die Geschichte erzählt hat und glaubt, sie den Kleinen recht zu Gemüte geführt zu haben, fragt er: „Welches Unrecht haben nun die Brüder begangen, als sie den Joseph für 20 Silberlinge an die Kaufleute verkauften?" Klein-Moritz, der Sohn eines tüchtigen Geschäfsmannes meldet sich; er wird auch aufgerufen. Da antwortet Moritz im Brustton vollster Überzeugung: „Sie haben ihn zu billig abgegeben."

K. B. W.

Richtig

„Die Liebe allein macht nicht glücklich!"

„Freilich nicht! Man muß zu zweien sein!"

Logisch

„Fritz, wer war der erste Mann?"

„Adam, Herr Lehrer!"

„Gut! Und wer war die erste Frau?"

„Adams Mutter!"

Bestes Mittel

„Herr Doktor, können Sie mir nicht einen Bandwurm verschaffen?"

„Aber wie kommen Sie denn auf eine solche Idee, Frau Kolle!"

„Ja, wissen Sie, seit meine Freundin einen hat, hat sie schon dreizehn Pfund abgenommen!"

Egoist

„Na, Fritzchen, was willst du denn einmal werden?"

„Schupo, Onkel!"

„Warum denn gerade Schupo?"

„Weil ich da die anderen Leute wegjagen kann, wenn es wo was zu sehen gibt!"

Tüchtig

Der kleine Max kommt zur Mama:

„Mutti, wieviel bin ich dir denn wert?"

„Kind, du bist mir mehr wert als eine Million!"

„Ach, da kannst du mir doch zwanzig Pfennig als Vorschuß geben!"

„Das Milieu, in dem sich das Kind meiner Freundin befindet, gefällt mir gar nicht, werte Frau."

„Ja mei, i ko wegn Eahnam Fehltritt net mei ganze Weltanschauung ändern."

Von Instanz – zu Instanz

Maçon

Man könnte Ihnen gelegentlich einmal nahe legen . . .

Ich halte es für angebracht, Ihnen zu sagen . . .

Ich möchte Sie ernsthaft darauf aufmerksam machen, daß . . .

Bräutigam

„Ellas Bräutigam soll ja sehr stürmisch sein!"

„Das weniger! Nur windig!"

Im Zoo

„Geh nicht so nahe an den Eisbären, Lore! Du bist doch schon so erkältet!"

Im Botanischen Garten

„Bitte können Sie mir sagen, ob dieser Strauch zur Familie der Schmetterlingsblütler gehört?"

„Nu — mei Guter, das gann'ch Se ganz genau saachen. Der Strauch geheert zu gar geener Familie. Der ist Eichendum der Schdadt!" — —

Kleines Mißverständnis

Fritz Miehle ist auf der Wohnungssuche. Das freundliche möblierte Zimmer der Witwe Schlobach gefällt ihm. „Also die Stube werde ich mieten — aber ich hätte noch eine Frage, — stört Sie's, wenn ich meine ‚Mandoline' mitbringe?" — Die Witwe Schlobach zieht ein wenig die Augenbrauen hoch, meint aber schließlich: „Nu, wenn's nich andersch geht — da müssen m'r äben noch ee Bette neinstellen — !"

Falsche Betonung

Professor Schlieffen hielt einen Vortrag über „Athen und die Akropolis." Unter den Zuhörern ist auch ein biederer Sachse, der dem Vortrag aufmerksam folgt, so aufmerksam, daß es dem Professor auffällt und er ihn am Schluß fragt: „Nun, hat es Ihnen gefallen?" — „Herr Professor, ich hatte mir's eichentlich andersch gedacht!" — „Wieso denn, mein Lieber?" — „Sähen Sie, ich leide nämlich an Atemnot und meine Frau meente heite morchen: ‚Du — da hält ä Professor eenen Vortrag iber ‚Aten und die Agropolis'. Am Ende haste de ‚Agropolis' und weeßt's garnich, geh nur mal hin!' meente sie — — Aber se muß'ch wohl geirrt ham — —."

Der Luftweg

Auf der Landstraße nach Meißen pflückt ein Bauer Obst von seinen Bäumen. Ein Tourist fragt ihn: „Wie lange geht man denn noch bis Zitzschewig?" — „Nu, zwee Stunden wern Se wohl noch brauchn!" — „Aber wieso denn?" fragt erregt der Städter, „es sind ja nur 5 km Luftlinie!" — „Nu, da loofen Se nur nach der Luftlinie . . ." antwortet ihm der Bauer und nimmt weiter Pflaumen ab.

Überall in der Welt sind Sachsen

Als Begleiter des „Columbus" auf seiner Entdeckungsreise in die neue Welt befand sich an Bord auch ein Sachse. Bei der Rückkehr auf's Schiff von einer eben entdeckten Insel verspätete er sich.

Columbus stellte den endlich atemlos Eintreffenden wegen Säumigkeit zur Rede. — „Entschuld'chen Se gietichst, aber drüben uff'n Eilande da hab'ch nämlich eenen Landsmann gedroff'n — —."

Ausweg

„Herr Direktor, wir können den Othello nicht spielen, weil wir keine schwarze Farbe mehr haben. Nur noch eine Dose mit gelber Schuhkreme ist da!"

„Gut, dann spielen wir halt den Mikado!"

Es ist unerhört, daß ein Mann wie Sie . . .

Schweinerei, was fällt Ihnen eigentlich ein . . .

Hinausschmeißen sollte man Sie . . .

Triumph der Erfindung

„Diese Platte ist von meiner Frau besprochen worden."

So! Ja, es ist doch etwas märchenhaft Großartiges, die Stimme jemandes hören zu können, der gar nicht anwesend ist."

„Ja. Und sie jeden Augenblick stoppen zu können!"

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene
Geschenk-Ausgabe
von
Die lustige Arche
Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat
mit Buchschmuck von Bold
zum Exemplarpreis von RM. 1.80
Fred Endrikat der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.
G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Kühnheit

Sie: „Du hast letzte Nacht im Schlaf gesprochen, Heinrich."

Er: „Wirklich, Schatz? Entschuldige, daß ich dich unterbrach."

Prophezeiung

Klara: „Denke dir, Eva trägt keine hohen Absätze mehr! Ihr Mann hat es verboten."

Brigitte: „Habe ich nicht gesagt, die Heirat mit diesem Menschen erniedrigt sie?"

Belehrung auf hoher See

Die alte Dame an Bord: „Oh, wie schrecklich, Herr Kapitän! Wie können Sie so entsetzlich fluchen! Wo haben Sie das nur gelernt?"

Der alte Kapitän: „So was kann man nicht lernen. Das ist eine Gottesgabe!"

Die Macht der Philosophie

Hausfrau: „Aber Anna, schon wieder treffe ich Sie mit einem Buch in der Hand! Was lesen Sie denn eigentlich immer?"

Köchin: „Schopenhauer."

Hausfrau: „Schopenhauer? Aber den verstehen Sie doch gar nicht!"

Köchin: „O doch, gnädige Frau! Er hilft mir sehr, es bei Ihnen auszuhalten. Wenn ich lese, was er über die Frauen schreibt, ist mir alles gleichgültig, was Sie sagen!"

Der Glückliche

„Meine Frau redet so furchtbare Dinge im Schlaf."

„Sie Glücklicher! Meine Frau redet sie im Wachsein."

Immer zerstreut

Bettler: „Gehen Sie nicht vorüber, Herr! Ich habe nicht einen Pfennig in der Tasche. Seit sechs Tagen habe ich nichts Warmes in den Magen bekommen. Was würden Sie wohl tun, wenn Sie in meinen Schuhen steckten?"

Der alte Professor (ihm auf die Füße blickend): „Ich würde sie putzen."

Eben deshalb!

Verhafteter (höhnisch): „Es ist sehr verwunderlich, daß der Herr Polizist sich aller Einzelheiten meines Falles so genau erinnert! Warum aber wird denn nicht sein Kollege vernommen, der dabei war?"

Amtsvorsteher: „Zufällig haben wir hier im Ort nur einen Polizisten."

Verhafteter: „Was? Ich habe deutlich zwei gesehen."

Amtsvorsteher: „Das glaube ich! Deshalb stehen Sie ja auch hier."

Freundlich

Der Gatte: „Du sagtest früher oft, ich hätte mehr Geld als Verstand. Das kannst du jetzt nicht mehr sagen."

Die Gattin: „Warum denn nicht?"

Der Gatte: „Ganz einfach, weil ich nur noch eine einzige Mark besitze."

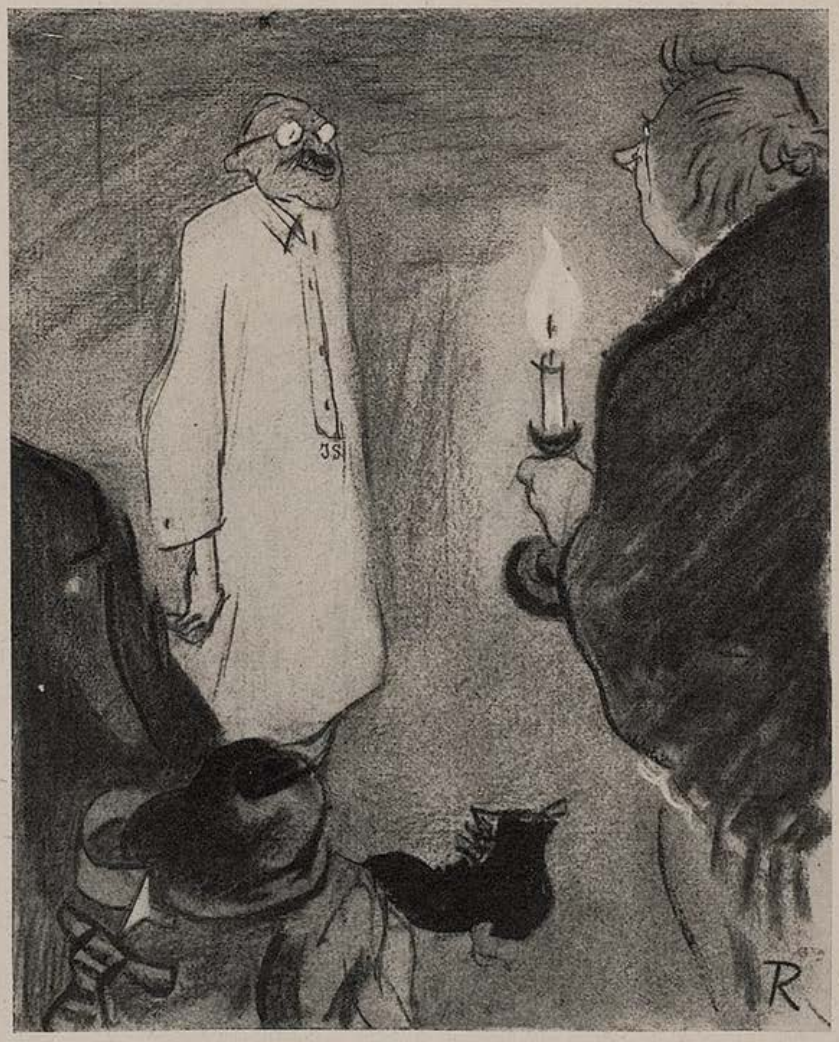
Die Gattin: „Nun, dann hast du doch immer noch eine Mark mehr."

Soeben erschien:
Otto Hofmann
Was ich erlebt – was ich erdacht
Gedichte eines Vielgewanderten.
112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.
Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.
Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag
G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

Eine Frage

„Papa, wie heißt die Fliege, wenn sie nicht fliegt?"

Rubey



„Was wollen denn Sie hier. Sie haben sich wohl in der Wohnung geirrt?"
„Ja . . . Gott sei Dank."

BÜCHER

Hans Friedrich: „Dismas Koller, der Schäfer."

Die schönen und einprägsamen Holzschnitte von Bruno Skibbes Hand, welche die Seiten des Buches (erschienen bei Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig) begleiten, tragen denselben Charakter wie des Dichters Handschrift: beide sind bei aller Sparsamkeit wirkungsvoll, mager und doch kräftig. Die Übereinstimmung geht noch weiter. Hans Friedrich arbeitet im besten Sinne mit einer Holzschnitt-Naturschilderung und — Psychologie, die seiner Landschaft und seinen Menschen wohl ansteht. Der Vorwurf, den sich der Dichter gewählt hat, ist nicht neu, und doch, wie neu und eigenartig ist das erzählt! Dismas Koller, ein fränkischer Schafzüchter, der sich von klein heraufgearbeitet hat und sich das Leben hat sauer werden lassen, erlebt als später Hagestolz die Liebe zu einer weit jüngeren Frau. Er führt sie heim; aber als ein junger, flotter Stadtbursch in den Kreis tritt, beginnen in dem alten Schäfer die Urmächte zu rumoren; in einem Ringkampf nach fränkischer Art (der dem oberbayerischen „Raffats" nicht nachsteht) bricht sich der Jüngere das Genick. Wie der Alte an diesem Erlebnis wächst, langsam immer größer werdend in seinen eigenen Tod hineinwächst, der ihn ganz reif empfängt, das ist der schöne Schlußstein einer von Anfang an starken und ständig aufsteigenden Handlung. Der Dichter kennt seine fränkischen Bauern und Kleinstadtmenschen; er kennt diese äußerlich in starre Falten gelegten, aber tief innen toll „umanand getriebenen" Wesen, kennt ihre Sprache, ihr Wesen und Handeln... Das gibt dem Werk über das Dichterische hinaus noch seinen besonderen volkskundlichen Wert. Und noch eins: wenn in minderen Romanen dieser Art die Rede der Bauern allzu sichtbar aus dem Jargon des Dichters hervorgeht, so ist es hier, wie es sein soll: die Prosa des Dichters zieht ihre Kraft aus der bäuerlichen Rede und wächst daran. Glanzstücke der Schilderung wie die Schafschur (S. 215 ff.) setzen eine große Überlieferung der deutschen Literatur ebenbürtig fort.

Dr. H. A. T.

Ernst Udet: „Mein Fliegerleben." Verlag Ullstein, Berlin.

„Ich schreibe dieses Buch für die Jugend, die nach uns kommt." So beginnt Udet sein Vorwort. Und wenn die Jugend sein Buch aufnimmt, wenn nur jeder Hundertste den Atem dieses Lebens in sich aufnimmt, besser gesagt, seine Atemtechnik zu erwerben versucht, dann können Väter und Mütter glücklich sein. Man mag füglich bezweifeln, ob es eine literarische Schule des Heldentums gibt; gibt es aber eine Vorschule der Art, so ist es dies Buch. Es wirkt vor allem durch die unverschönte Ehrlichkeit, die sich — nach berühmtem, aber gleichwohl nicht ungerügt gebliebenem Homburgvorbild — nicht scheut, jenen Augenblick gründlich zu beleuchten, wo die Angst abgewürgt werden muß, damit der künftige Held im Blut entstehen kann. Wir drucken an andrer Stelle als Textprobe von Udets Art zu schreiben die Schilderung des ersten Luftkampfes der Weltgeschichte ab, den er allein gegen dreiundzwanzig Franzosen aufnahm, über Burnhaupt im Elsaß. Bernard Shaw hat einmal von seinem berühmten Landsmann T. E. Lawrence im „Spectator" geschrieben: „Er kann jeden Schauplatz, jede Persönlichkeit, jeden Vorgang durch seine einfache Art der Beschreibung mit solcher Lebendigkeit vor uns erstehen lassen, daß wir mehr davon erfüllt sind, als wenn wir mit eigenen Augen und Ohren dabeigewesen wären. Von 1000 Beobachtern würden 999 die Einzelheiten nicht bemerkt haben, von denen sein Bericht strotzt." Wir Deutschen dürfen kein Bedenken tragen, dasselbe von unserm Udet zu sagen. Und was er über Lawrence hinaus hat, das ist sein Humor, ein merkwürdig tiefsitzender Humor, der immer dann, wenn die Lebenskiste endgültig Bruch gemacht zu haben scheint, ganz klein unter den Trümmern hervorkommt wie aus einem Versteck, sich aufreckt und wahrhaft wolkenverjagend lacht.

Dr. H. A. Thies

Cherry Kearton: „Das Tier im Feuerberg". Verlag J. Engelhorn, Stuttgart, 1935, 171 S.

Da wurde im Inneren Ostafrikas vor hundert Jahren ein Dorf durch Vulkanausbruch zerstört; man hatte einen Löwen getötet, und also rächte sich der große Löwe im Berg durch Feueratem So glaubten die Eingeborenen. Cherry Kearton, der 32 Jahre in Afrika lebte, begegnete auf einer seiner Reisen dieser Überlieferung und deutete sie aus seiner eigenen reichen Kenntnis afrikanischen Lebens auf eine mehr reale Weise, sodaß, was wir jetzt in seinem Buche lesen, wohl ungefähr der damaligen Wirklichkeit entsprechen dürfte. In der klaren, sachlichen Sprache des Tatsachenberichtes liest sich dieses Buch mit großer Spannung, viel Freude machen die ausgezeichneten Fotos des Verfassers, die sehr dazu beitragen, Landschaft und Tierwelt lebendig werden zu lassen.

Carl Conrad

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

Der heutigen Nummer der „Jugend" liegt eine Beilage der Firma Walter Busch & Sohn in Solingen bei.

W. Busch

Gebirgsmarine

„Mensch, ich habe gehört, dein Dreadnought soll nächstens verschrottet werden."

„Klar . . . , was tut man nicht alles zur Beruhigung Frankreichs."

DIE FOTO-SEITE

Fortsetzung aus Heft 13)

Hinter dem Punkt D biegt die Kurve nach unten um. Wir kommen in das Gebiet der Solarisation. Darunter verstehen wir folgendes: Bei übermäßiger Belichtung verliert das Bromsilber die Eigenschaft, sich im Entwickler zu schwärzen. Es tritt also eine Umkehrung der Lichtwirkung ein, wir erhalten ein Positiv für ein Negativ.

Dem Belichtungsspielraum können trotz der Gradationskurve Grenzen gesetzt sein, da diese vielfach einen praktisch nicht ausnutzbaren Wert gibt. Mit steigender Belichtung nimmt die Dichte des Negativs immer mehr zu. Sie kann schließlich beim Vergrößern oder Kopieren zu Zeiten führen, die sich praktisch nicht durchführen lassen. Es kann sogar die Lichtstärke des Vergrößerungsgerätes nicht hinreichen, um das Negativ zu durchdringen.

Von einer brauchbaren Emulsion werden wir stets einen Belichtungsspielraum von 1:10 zu verlangen haben, der voll ausgenutzt werden kann. Mit einiger Übung werden wir bald dahin kommen, daß für unsere Arbeit ein Spielraum von 1:5 ausreicht. Gute Belichtungsmesser, evtl. auch schon Tabellen, bewahren vor größeren Irrtümern.

gi—t.

Fotografisch empfinden!

In jedem Menschen liegt ein Stück Sehnsucht; wir alle suchen nach einem unbekannten Neuen, was irgendwo in der Ferne schwebt. Aus diesem Streben erwächst Bipolarität, Gegensätzlichkeit und damit das Leben. Denn wenn irgendwo die Spannung fehlte, so wäre das Leben nicht denkbar.

Aus der Sehnsucht nach dem Neuen verstehen wir, wenn die meisten von uns ihre Umwelt kaum erkennen. Sie wird im Gegenteil als lästig empfunden, in ihr der Träger aller negativen Eigenschaften erblickt. Aus dieser Haltung heraus werden wir verstehen, weshalb die fotografische Kurve in der Reisezeit einen bedeutsamen Anstieg nimmt, um nach Beendigung der Ferientage ebenso steil wieder abzufallen. Und ziehen wir nachher aus der fotografischen Ausbeute Vergleiche auf die Anzahl der von uns als „Motiv" empfundenen Vorwürfe, so ist immer wieder festzustellen, daß sie qualitativ nicht so ausfiel, wie wir an sich erwarteten. Woran liegt das?

Es liegt einfach daran, daß uns das Neue lockt und reizt. Fotografische Gesichtspunkte werden vergessen. Wir knipsen munter drauflos. Ohne vorher gewisse Überlegungen vorzunehmen. Hinzukommt, daß wir mit der neuen Welt innerlich nicht so verbunden sind, wie mit der Heimat. Selbstverständlich bejahen wir sie auch, sind sogar begeistert. Aber dieses spontane Zustimmen entbehrt einer innerlichen Schau, einer Vertiefung des Neuen.

Kehren wir zur Bipolarität zurück. Das alles, was wir in unserer gewohnten Umgebung als negativ empfinden, wird gerade fotografisch positiv gewertet werden können, wenn wir einmal alle Voreingenommenheit unberücksichtigt lassen und uns allein einer Schau hingeben, die auf fotografischen Gesichtspunkten gebaut wurde. Dann bekommt mit einem Male das Leben und Bedeutung, was uns vorher nüchtern erschien, was wir ablehnten. Nehmen wir dazu ein Beispiel, unser hier gebrachtes Foto.

Es handelt sich um ein Bild aus der Großstadt. Der dicke Qualm des Dampfers, der jedem mit seinem Ruß verhaßt ist, gewinnt hier mit einem Male Bedeutung. Wenn er nicht vorhanden wäre, hätte das ganze Bild keinen Reiz. Darüber hinaus war sogar der Zufall günstig, indem er der Rauchfahne eine solche Form gab, daß sie sich der Linienführung des Bildes im allgemeinen harmonisch eingliedert. Wir haben eine Bogenlinie, die zur Ufermauer in rhythmischer Beziehung steht. Gleichzeitig ist eine Tendenz in die Tiefe vorhanden, die bis in die Unendlichkeit weist und dem fahrenden Dampfer ein Ziel gibt.

Dieses Bild also hat Stimmung, hat innere Wärme, die durch das Gegenlicht und den damit verbundenen Reflexen auf dem Wasser noch an Bedeutung gewinnen. Zu einem solchen Bilde verhilft aber nicht nüchterne Kritik, sondern ein Erleben, das in der Umwelt Halt findet. Es wird wohl niemand an diesem Foto das als lästig empfinden, was ihm sonst unangenehm war. Denn hier hat alles seine Bedeutung.

Wenn Sie Besuch haben

Wenn Sie Besuch haben, werden Sie natürlich aufgefordert, eine Aufnahme zu fertigen. Es ist sicher günstig, wenn Sie so alle auf Ihrer Seite haben.

Aber gehen Sie einmal neue Wege. Machen Sie nicht eine übliche Gruppenaufnahme, die vom Kleinsten bis ins Große ausgezirkelt und ausgemessen ist. Denn dann fotografieren Sie alles andere, nur keine wirklichen Menschen. Der Mensch ist aktiv, er handelt. Und wenn es dabei auch nur um eine gemütliche Plauderei in der Sofaecke oder um ein Gesellschaftsspiel geht.

So ergibt sich hieraus der Weg zur Natürlichkeit. Ungezwungen, während der Unterhaltung oder des Gesellschaftsspiels werden wir fotografieren, interessante Augenblicke erhaschen. Studieren Sie dabei einmal die Mienen und den Gesichtsausdruck. Es kommt nicht auf Karikaturen dabei an, sondern auf den fein gesehenen Ausdruck. Heute haben Sie es ja leicht, mit Vacublitz ganz nach eigenem Wunsche das Leben einzufangen.

Wir sagen also nicht lang und breit, daß wir fotografieren wollen, sondern wir benutzen die Kamera nebenher. Als Selbstverständlichkeit muß sie zu allen gehören. Dann wird sie keiner als eine gewisse Beklemmung empfinden, vor der ein „schönes Gesicht" gemacht werden muß, sondern sie wird als Freund betrachtet, der sie ja auch sein will.

gi—t

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V.J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Krach im Vorderhaus

Erich Wilke

„Es ist doch ein Skandal, daß der Kerl in seinem Hause plötzlich tun will, was ihm paßt"

JUGEND NR. 15

MÜNCHEN 1936
PREIS 60 PFENNIG

Blumen

Ferdinand Waldmüller

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / Nr. 15

GANG IM WALDE

Von Heinz Rusch

Durch das schlanke Tanngehölz im Licht
Streift der Fuß und löst den blanken Tau;
Wolken liegen hoch im schmalen Blau
Und du wendest weiter dein Gesicht:

Doch der Zweige Netz verhüllt nun dicht,
Was die Blicke überm Walddach schauen.
Erd' und Himmel schenken dir Vertrauen,
Gras und Wolken und das ferne Licht.

Wenn der Wurm kriecht in dem Weggerölle
Und der Schritt an deinem Ohr verhallt,
Tritt schon über eine Wurzelschwelle
Unverhofft der Abend in den Wald.

DIE HEILIGE GALLIONSFIGUR

Eine Geschichte von Seglern und Liebe

Von Walter Persich

(Nachdruck verboten).

Draußen im Strom schießt die helle Flotte der schlanken Boote vorüber. Die Jungens aus Hamburg bilden sich wahrhaftig ein, sie könnten es mit ihren Yachten den behäbigen Ewern nachmachen und die Nordsee nur so im Hui nehmen.

Die Deern am Deich sieht, wie zwei der ersten Boote immer mehr abfallen und nach und nach ganz zurückbleiben. Vorn taucht die Flotte schon im Sonnenglast unter, und die Nachzügler kreuzen in den vom Wasser aus kaum wahrnehmbaren Hafen des Dorfes. Die jungen Männer springen auf die Planken, recken sich, vertäuen den Segler und reichen, wenn die mitgekommen sind, ihren Bräuten die Hand zum Aussteigen. Nun blicken sie sich erst mal um, ob Jochen Klümps braunes Haus auch noch am alten Fleck steht, und ob er selbst wohl in der Gegend sein mag.

Er kalkt im Garten die Obstbäume, oder er harkt die Grandwege und läßt sich von keinem Zuruf in seiner Beschäftigung stören.

„Hallo!" ruft Fiete Puttfarken, „Hallo, Jochen! Wo ist was zu trinken? Hunger haben wir auch!"

Stühle werden auf der weißgescheuerten Diele gerückt. Man installiert sich, trommelt mit den Fäusten auf die Tischplatten.

Urplötzlich bricht der Radau ab und verfällt in Schweigen. Fiete freut sich immer über die Stadtmenschen, die allen Verstand und ihre ganze kühle Selbstsicherheit verlieren, wenn das „Auge eines Menschen" sie prüft.

Lautlos ist die große Frau an der Tür der Gaststube erschienen, wie das Bildwerk eines strengen niederdeutschen Malers. Das geschnitzte Haupt trägt sie wie ein junges Weib auf stolzen Schultern. Die Farbe ihrer Augen ist Grau, und ihre unheimlich tiefe Klarheit wird umrahmt von buschig weißen Brauen! Trin Klümp, des Gastwirts und Schulzen Frau. Junges Lächeln gleitet wie ein Stück Herbstsonne über ihr Gesicht, und mit schnellen Schritten geht sie zu Fiete und streckt ihm die Hände entgegen.

„Junge du! Unj' Fiete! Nu ist wohl schon wieder 'n Jahr um — — soll man das glauben? Und wie breit du geworden bist!"

Während jeder nach seiner Art sich mit ihr bekannt macht, erscheint auch Jochen. Er legt seine Hand Fiete auf die Schulter.

„Du weißt wohl nicht mehr, wo der Schnaps steht?" fragt er ruhig. „Sollte doch meinen, daß du die Hausgelegenheit kennst?"

„Schnaps!" brummt Fiete, „Hunger haben wir!"

„Und du weißt nicht mehr, wo der Schinken hängt und das Messer liegt?" Jochen ist ehrlich bekümmert —, wie vergeßlich so ein Städter doch sein kann. „Ich habe dreckige Hände und muß erst die Schweine füttern."

Nun, wenn Jochen auch findet, daß seine Schweine vorgehen, so ist Mutter Trin im Handumdrehen mit nahrhaften Sachen für die Gäste wieder da. Die Schnapsflasche allerdings rührt sie nicht an. „Das ist Männersache", sagt sie, und Fiete muß selbst Gläser holen und einschenken.

Die beiden schlanken Mädel, von denen man glaubt, sie würden nur in den Sessel einer Teestube am Neuwall passen, hocken auf dem Sofa und haben Trin gegenüber schon ganz den richtigen Ton gefunden. Die Hamburger Jungs sind ins Dorf gestrolcht, und in der Gaststube liegt ein stilles zufriedenes Dämmer. Jochen räumt Gläser auf — da wird draußen ein fester Schritt hörbar, die Tür geht auf, und ein breiter Kerl in straffem Anzug tritt ein.

„'n Obend, Mudder!"

Sie fällt ihm um den Hals — aber schnell tut sie, als sei das mehr ein Versehen gewesen, denn die beiden Stadtfräulein sitzen ja auf dem Sofa.

„Unj' Sohn!" sagt sie mit gehemmtem Stolz. „Er ist Lehrer im andern Dorf."

Seine Hand drückt fest zu. Carla schreit auf, und er wird ganz verlegen und wendet sich schnell wieder an die Mutter.

Regen — Anton Sailer

„Wollt' nur mal einsehen. Im Ort ist Tanz. Noch eine Stunde und 'ne halbe Weg. Siehst du gar nichts?"

„Vadder!" ruft Trin glücklich. „Vadder, kumm schnell her. Klaus hett 'n neegen Antog!"

Vater hat es nicht eilig. Nur seine Augen verraten, wie ihm zumute ist diesem Prachtkerl, seinem Sohn gegenüber. Und nun muß der neue Anzug, ein Ding, wie es nur ein Dorfschneider im Schweiße seines Angesichts plump, derb und haltbar aus dem besten Stoff zusammenschustern kann, bewundert werden. Klaus wird mit allen Segenswünschen zum Tanz entlassen.

Jochen setzt sich zu den Mädeln an den Tisch.

„Er hat nämlich 'ne Braut — die Tochter vom Küster."

Die Segler sind übermütig aus dem Dorf zurückgekehrt. Der Bäcker hat ihnen sein großes Auto geliehen — mit Gejohle wird die ganze Gesellschaft eingefrachtet, auch die beiden Mädel, und singend sausen sie die Landstraße zum Tanz.

Die zwei Hamburgerinnen sitzen bald allein in einer Ecke und sehen ein bißchen erschreckt dem Treiben zu. Dores ist das schönste Mädel im Saal, die Tochter des Küsters, des Lehrers Klümp Braut. Nun aber dreht Karl Andres sie im Arm, und es will scheinen, als wäre sie neben dem großen und schneidigen dunklen Reedersohn noch hübscher geworden. Der Lehrer hält alles für einen kleinen Scherz und wartet fünf Tänze lang. Carla bemerkt, wie er sich einen kleinen Ruck gibt und nun den Kurs auf die beiden Hamburger Fräulein zuhält. Er macht eine Art Verbeugung und nimmt mit Würde den Arm der platinblonden Grete Steven. Und als die Bläser schrill wieder einsetzen, dreht sie sich wie eine Feder vor dem Burschen her. Ihr kleiner Griff zwingt ihn zu Tanzschritten, die er bisher kaum ahnte. Spöttisch blitzen ihre wundervollen blauen Augen — weiß der Lehrer, wie ihm geschieht?

Des Küsters Tochter ist verschwunden. Als Fiete seine Kumpane und die Fräulein zusammengetrommelt hat und abfahren will, fehlen Karl Andres und — man soll es nicht glauben! — Grete Steven! Mit ihr der Lehrer!

„Teufel!" brummt Fiete. „wie lange sollen wir warten? Wir fahren!"

„Man good", antwortet nachher Jochen, der Wirt, auf seine Erzählung. „Für die zwei Damens hätte ich gar kein Bett gehabt. Ihr müßt auf dem Heuboden schlafen, und das Fräulein bringen wir in der guten Stube unter."

Als erster steht Fiete am Sonntag unter der Pumpe. Wer kommt vorüber? Der Küster, feiertäglich im schwarzen Bratenrock und steifen Hut.

„Mensch, Küster, welche Laus ist dir über die Leber gelaufen?"

„Das Mädel — denk dir, Fiete — zum erstenmal kam sie vom Tanzboden nicht nach Hause. Das hätte ich von Klümps Jungen nie gedacht!"

„Na, na — — sie ist doch wahrhaftig groß und ernst genug, um zu wissen, was sie tut."

„Solange ich sie nicht unter die Haube gebracht habe, gilt mein Wort. Der Deubel soll sie frikassieren!"

Südliche Landschaft **R. Baur**

„Küster!" sagt Fiete mit seiner süßesten Miene. „Am Sonntagmorgen fluchst du schon? Zur Buße wirst du zum Frühstück ein Glas des Wiedersehens mit mir trinken!"

Da Jochen schon fort ist, muß Fiete sich und seinen Gast bedienen. Er hat gleich drei Schnapsflaschen auf den Tisch gestellt und schenkt lustig ein, erzählt — Prosit! — schenkt ein. Nach und nach kommen die drei vom Heuboden und leisten Gesellschaft. Der Küster sitzt mit dem Rücken zum Fenster; er sieht nicht, was Fiete draußen sieht: die Kirchgänger. Einzeln und zu Paaren nähern sie sich mit zögernden Gang dem Gotteshaus, blicken zum Turm und staunen das Wetter an: will denn niemand läuten? Der Küster erzählt von seinen Abenteuern vor Verdun und bei Ypern, von Stollenkrieg und Minenwerfen — —

So sitzen sie in der Runde, bis alle drei Flaschen bis auf den Grund ausgetrunken sind.

„Jetzt!" denkt Fiete.

„Mensch — Küster! Die Kirche! Du mußt läuten!"

„Unsinn! Es ist gerade jetzt Zeit!" meint er, gießt noch den letzten Schluck hinter die Binde und storcht zur Tür. Dann donnern die Glocken über das Dorf — mitten in der Sonntagsrede des Pfarrers bricht das metallene Getön über die Gemeinde. „Feuer!" ruft einer. Alle drängen nach draußen, der Pastor steht ratlos allein auf der Kanzel. Der Küster reißt an den Tauen im Schweiße seines Angesichts und muß buchstäblich von den Strängen weggehoben werden.

„Wo brennt's?"

„Brennen? Ich läute zum Kirchgang!"

Das wird ein sehr unfeierlicher Gottesdienst für die Gemeinde. Sie prustet und schluckt immer wieder ein Lachen, und der Küster muß zur Strafe als reuiger und nun plötzlich nüchterner Sünder auf der ersten Bank sitzen und sich als Gleichnis verwenden lassen, daß der Böse selbst einen Mann seiner Stellung verwirren und hänseln kann.

Fiete hat hernach eine böse Stunde bei dem Pfarrer zu verdauen. Er bittet, gnädig zu sein und kein Disziplinverfahren einzuleiten. Ja, er läßt der Gemeindekasse gern einen Hunderter zukommen und unterschreibt auch im Bericht des Geistlichen seine eigene Schuld — die ihm vergeben sein soll, da auch für einen Menschen seiner Art ein Gott am Kreuze starb und wieder auferstanden ist. Amen!

Karl holt Fiete vom Pastor ab und bittet den Küster, ihnen doch die historische Kirche zu zeigen. Aus dem Altar treten mit seinem Glockenspiel die zwölf Apostel hervor. Doch Karl packen so wenig heilige Schauer wie Fiete, und als der Küster dem Freund ein Bild in einer Wandnische zeigt, berührt er neugierig die Figuren. Eine ist lose, die alte Schraube ist verrostet und der Jünger Johannes fällt Karl in die Hand. Er sucht den leeren Platz auf dem drehenden Halbrund und sieht es gerade wieder in der Wand verschwinden. In der Furcht, abermals den eifrigen Küster Ungelegenheit zu bereiten, schiebt er die Figur in die Rocktasche.

Fiete wundert sich, warum Karl am Sonntag hinaus will auf die Elbe. Bei dem nachmittägigen Deichspaziergang findet er auch Grete Steven nicht in ihrer Reihe. Am Arm Carlas geht, sehr zärtlich erregt, der dünne Petermann aus der Korinthenfaktorei. Er weist mit der Hand zum blinkenden Wasser:

„Siehst du Karl kreuzen? Das Mädel ist des Küsters Tochter. Ja, er hat auch den heiligen Johannes als Gallionsfigur!"

Das letzte weiß Fiete nicht zu deuten, es ist ihm auch einerlei. Ihm fehlt Grete, das kühle Mädchen mit den verflixten blauen Augen. Verdammt, wären sie doch mit der Flotte nach Cuxhafen gesteuert! Dann säßen sie jetzt bei sanftem Konzert, und man könnte dies und jenes Wort so richtig von der Seite aus anbringen. Grete würde schon verstehen — sie will bloß nicht —

Im Abenddämmern kommen sie zurück, und wer sitzt in der guten Stube mit der alten, großen Frau am runden Tisch? Der Lehrer und neben ihm Grete, und im Halbdunkel des Zimmers ist es fast unheimlich, wie das Blau ihrer Augen leuchtet! Karl ist auch zurück, und Dora mag kaum aufblicken, denn eben sagt der Küster:

„Na, Kinners — dann kann ja morgen doch noch Verlobung gefeiert werden. Ich dachte zwar, 'n Schulmeister als Schwiegersohn zu kriegen, und nu ist es einer mit Schiffen im Hafen. Und du, Lehrer, mach die schlanke Stadtfrau mit den schönen Augen nicht kaput!"

„Ich werd' schon acht geben, daß er die Hände richtig gebraucht, Küster!" lacht Gretes roter Mund, und dieses Lachen geht Fiete so durch, daß er an der Tür umkehrt und hinausläuft in den duftenden Abend.

„Wie ist das bloß möglich?" will der Küster wissen.

„Weil ein Spuk dabei ist!" lacht Karl herzhaft.

„'n Spuk? Versündige dich nicht, Junge!"

„'n wirklichen Spuk — ohne die Gallionsfigur des heiligen Johannes hätte ich's nicht gewagt, deine Tochter um den Hals zu nehmen! Sie wollte sich sträuben und kratzen, da krachte der Wind das Boot hart ans Wasser und ein paar Wellen surrten heran. Wollte Dora nicht in die Elbe fallen, mußte sie sich schon an mir halten, und da hatte ich sie schon geküßt!"

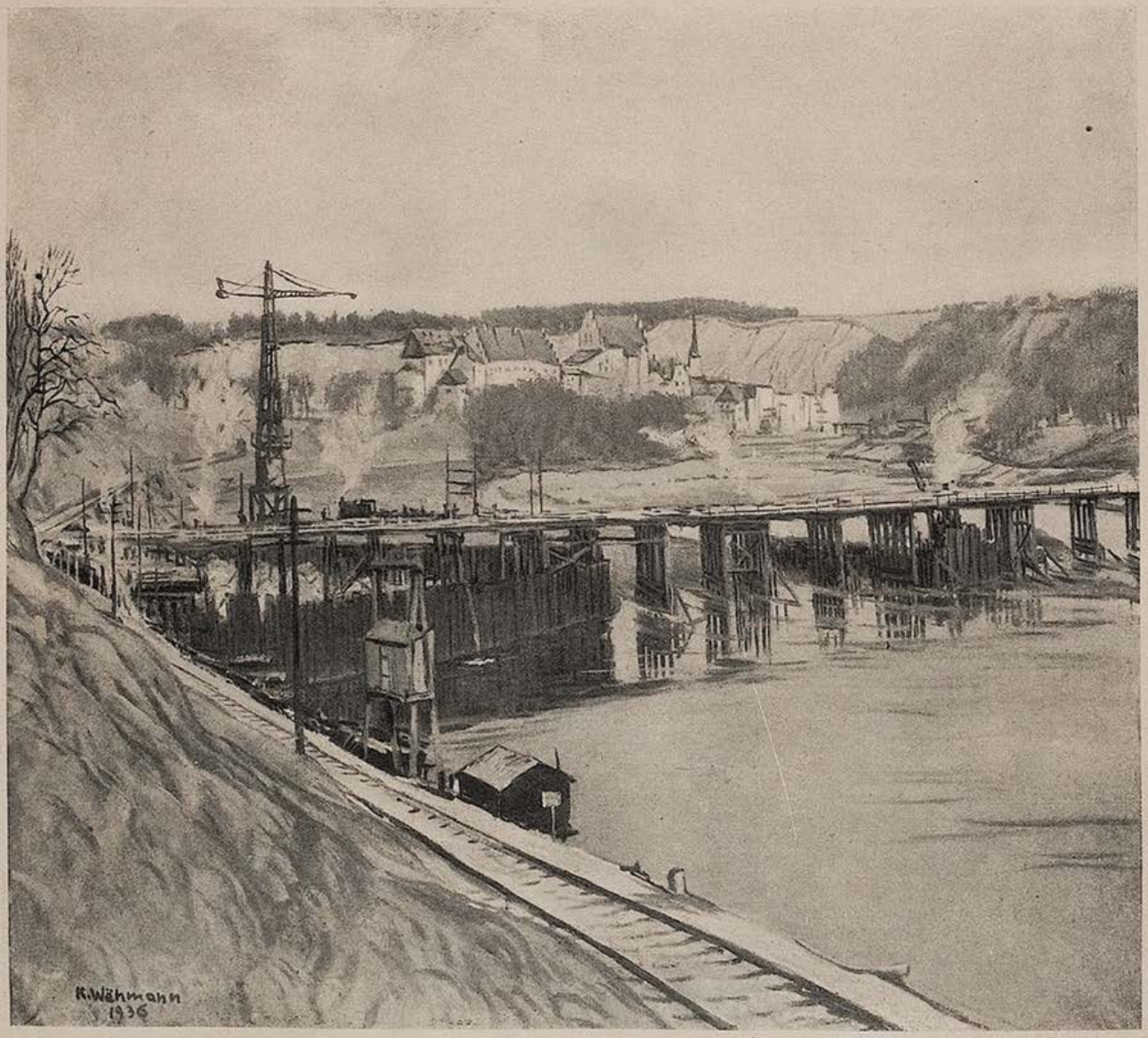
Fiete hat den Steg an den Booten gesucht und springt in die „Silberlady" von Karl. Silberlady! muß er denken, platinblond — und einen Dorfschulmeister! Er sitzt starr unterm wandelnden Mond und merkt nicht, daß er heult. Das Wasser tropft ihm über die Backen und vor seinen Augen tanzt die Gallionsfigur vom heiligen Johannes auf und ab.

Seine eigenen Gedanken erschrecken ihn. Ohne diesen hölzernen, bunt bemalten Kerl wäre alles anders gekommen! Er springt auf, will die Figur abreißen und in den Strom werfen. Er hört einen festen Schritt auf dem Holz des Stegs und wendet um: Trin steht da!

„Na, Junge!" sagt sie mit ihrer tiefen Stimme, „das wollte ich auch! Den Johannes holen, damit der Küster morgen nicht wieder einen donnernden Segen vom Pastor bekommt. Gib ihn her! Mir war angst, daß er bei Wind losgerissen und in die Elbe geworfen würde. Und so viele Heilige haben wir nicht hier, daß wir ruhig einen von ihnen verlieren dürften!" Fiete gibt ihr gehorsam die Figur. Dabei berührt sich ihre alte mit seiner jungen Hand. Sie faßt warm zu und streicht ihm über die Augen.

„Tut weh, Junge, was? Mir auch, glaub es mir — du verlierst ein Mädel, ich den Jungen, denn er wird nach Hamburg gehen. Aber es werden Stunden für dich kommen, wo du eine Mutter brauchst, und deine schläft lange schon für die Ewigkeit. Ich bin dann immer für dich da, hörst du, immer!"

Und Fiete beugt sich über die Hand dieser großen alten Bäuerin und küßt sie dankbar und wie ein großes Versprechen.



Baustelle bei Wasserburg — Karl Wähmann-Edling

Im Bayrischen Wald — Max Unold

Ernst Udet:

Ein Kranz für Guynemer

Vom Westen her nähert sich rasch ein Punkt. Zuerst klein und schwarz, wächst er rasch im Näherkommen. Ein Spad, ein feindlicher Jagdflieger. Einsamer Einzelgänger wie ich, der hier oben auf Raub ausgeht. Ich rücke mich auf dem Sitz zurecht, es wird Kampf geben.

In gleicher Höhe stoßen wir aufeinander zu, sausen haarscharf aneinander vorbei.

Wir legen uns links in die Kurve. Der Apparat des anderen glänzt hellbraun in der Sonne. Dann beginnt das Kreisen umeinander. Von unten mag das aussehen, als ob zwei große Raubvögel sich im Liebesspiel drehten, aber hier oben ist's ein Spiel mit dem Tode. Wer den Gegner zuerst im Rücken hat, ist verloren. Denn der Einsitzer kann mit seinen festeingebauten MG.s nur nach vorn heraus schießen, hinten ist er wehrlos.

Manchmal brausen wir so dicht aneinander vorbei, daß ich ein schmales blasses Gesicht unter der Lederhaube deutlich erkennen kann. Am Rumpf zwischen den Flächen in schwarzen Buchstaben ein Wort. Als er zum fünftenmal an mir vorbeistreicht, so dicht, daß die Böen seines Propellerwinds mich hin und herschütteln, kann ich's erkennen: „Vieux" steht da — Vieux — der Alte. Das ist Guynemers Zeichen.

Ja, so fliegt drüben nur einer an dieser Front. Guynemer, der dreißig Deutsche abgeschossen hat, Guynemer, der immer allein jagt, wie alle gefährlichen Raubtiere, der von oben aus der Sonne heraus auf die anderen herunterstößt, sekundenschnell die Gegner abschießt und verschwindet. So hat er mir auch den Puz abgeschossen. Ich weiß, daß es einen Kampf auf Leben und Tod gibt.

Ich drehe einen halben Looping, um von oben auf ihn hinabstoßen zu können. Er hat sofort begriffen und setzt gleichfalls zum Looping an. Ich versuche einen Turn, Guynemer folgt mir.

Einmal aus der Kurve heraus, kriegt er mich für Sekunden zu fassen. Metallene Hagelkörner prasseln durchs rechte Tragdeck, schlagen hellklingend gegen die Streben.

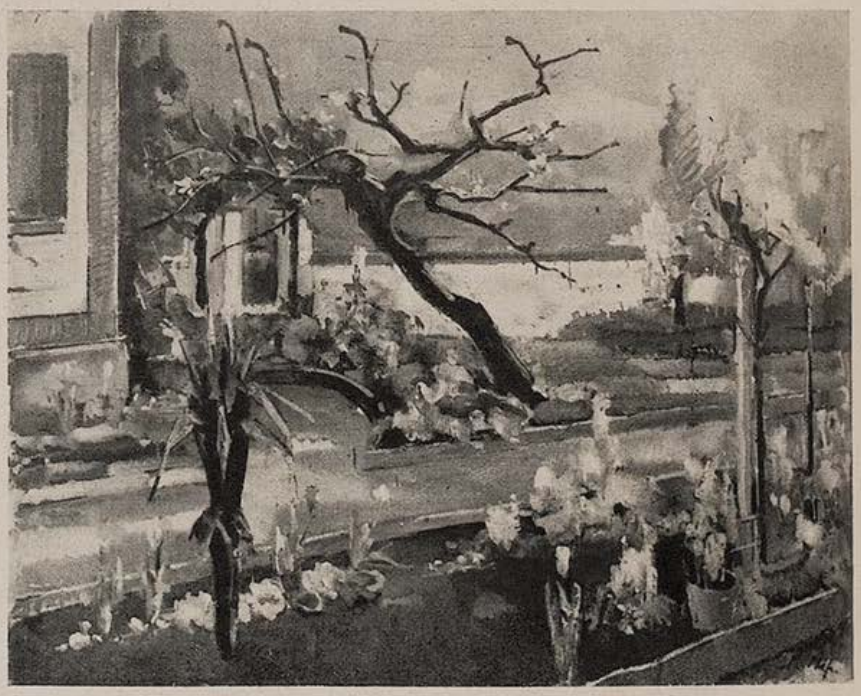
Ich versuche, was ich kann, engste Kurven, Turns, seitliches Abrutschen. Aber blitzschnell hat er jede meiner Bewegungen erfaßt, und blitzschnell reagiert er auf jede. Allmählich merke ich, er ist mir überlegen. Nicht nur die Maschine da drüben ist besser. Auch der Mann, der drin sitzt, kann mehr als ich. Aber ich kämpfe weiter.

Wieder eine Kurve. Einen Augenblick rutscht er in mein Visier hinein. Ich drücke den Knopf am Knüppel ... das Maschinengewehr schweigt ... Ladehemmung!

Mit der Linken halte ich den Knüppel weiter umklammert, mit der Rechten versuche ich durchzuladen. Umsonst — die Hemmung bleibt.

Einen Augenblick denke ich daran, im Sturzflug nach unten wegzudrücken. Doch es wäre aussichtslos bei einem solchen Gegner, er würde mir sofort im Nacken sitzen und mich zusammenschießen.

Wir kurven weiter umeinander herum. Ein wundervolles Fliegen, wenn der Einsatz nicht so hoch wäre. Noch nie habe ich einen so taktisch klugen Gegner gehabt. Für Sekunden vergesse ich ganz, daß der da drüben Guynemer ist, mein Feind. Es kommt mir vor, als übte ich mit einem älteren Kameraden über unserem



Garten — Ludwig Hess

Flugplatz. Aber das ist nur für Sekunden so.

Acht Minuten kurven wir umeinander herum, es sind die längsten acht Minuten meines Lebens.

Jetzt saust er, auf dem Rücken liegend, gerade über mich hinweg. Ich habe einen Augenblick den Knüppel losgelassen und trommle mit beiden Fäusten auf das MG. ein. Ein primitives Mittel, aber manchmal hilft das.

Guynemer hat diese Bewegung von oben beobachtet, er muß sie beobachtet haben, und jetzt weiß er, was mit mir los ist. Er weiß, daß ich seine wehrlose Beute bin.

Wieder streicht er, fast auf dem Rücken liegend, ganz dicht über mich hinweg. Da geschieht's:

Er streckt die Hand aus und winkt mir, winkt ganz leicht und taucht im Sturzflug hinab nach Westen, in Richtung auf seine Front.

Ich fliege nach Hause, ich bin wie benommen.

Es gibt Leute, die sagen, Guynemer habe damals selbst eine Ladehemmung gehabt. Andere, die behaupten, er habe gefürchtet, ich würde ihn aus Verzweiflung in der Luft rammen. Aber ich glaube ihnen nicht. Ich glaube, daß auch heute noch ein Stück vom ritterlichen Heldentum alter Zeiten lebendig geblieben ist. Und deshalb lege ich diesen späten Kranz auf Guynemers unbekanntes Grab.

Aus Ernst Udet, „Mein Fliegerleben"
(Verlag Ullstein-Berlin)

Splitter

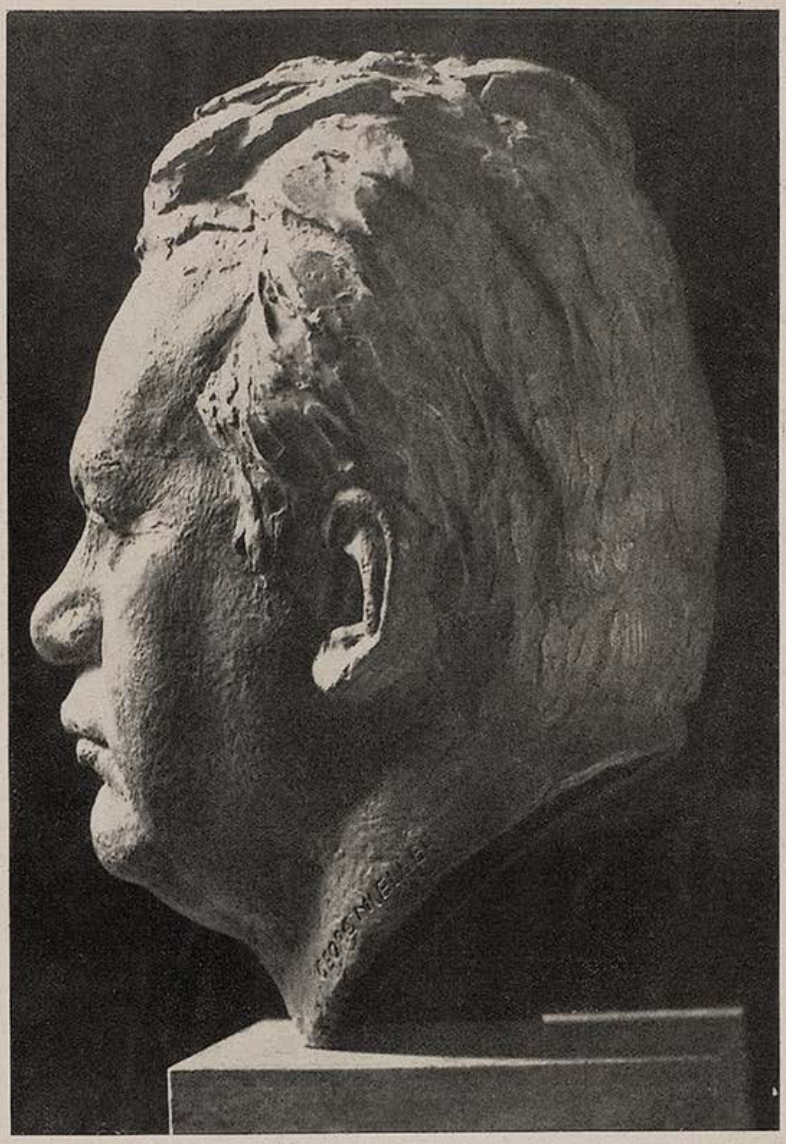
Über manches Werk ist Besseres geschrieben als in dem Werk.

*

Offenheit ist sehr oft die Folge von Mangel an Takt.

*

Undank kann den wahren Wohltäter wohl verstimmen, aber nicht erzürnen.



Max Regert † Georg Müller

DAS AUTO

VON ALBERT JEAN

Als Herr Chauvagne an jenem Abend seiner Frau erzählt hatte, daß Vattard, der Hauptkassier, durchgegangen war, nachdem er vierhunderttausend Franken aus der Kasse entwendet hatte, erklärte dieser ehrliche Beamte:

„Vattard hatte ein sechszylindriges Automobil gekauft, du kannst dir wohl denken, daß mit den dreitausend Franken, die er jeden Monat erhielt, es nicht möglich war, sich solch einen Luxus zu gestatten."

„Ist er in seinem Wagen durchgegangen?"

„Das ahne ich nicht!" erwiderte Chauvagne.

„Das ist aber das Interessanteste daran!"

Der Beamte sah seine Frau erstaunt an.

„Interessant? — Warum?"

Frau Chauvagne verschmähte es, ihm zu antworten. Zwei grundverschiedene Wesen vereinigten sich in ihr. Einerseits war sie die kleine, bürgerliche Hausfrau, die ihren Mann mit süßen Mehlspeisen fütterte, seine Flanellwesten ausbesserte und ihm einen Serviettenring zum Geburtstag stickte; anderseits war sie aber eine in Begehren und Träume verlorene Frau, unzufrieden und gefallsüchtig.

Mit der Ungeschicklichkeit, die eine echte Ehemannseigenschaft ist, glaubte Chauvagne weiter beharren zu müssen:

„Aber! Aber! Ich verstehe nicht, was daran interessieren kann, ob —"

Diesmal unterbrach ihn Frau Chauvagne kurz:

„Wenn Vattard das Auto nicht mitgenommen hat, so wird es der Chef verkaufen lassen. Immerhin hat er dann etwas zurück."

„In der Tat!"

„Wenn man gleich bar bezahlt, bin ich überzeugt, daß man es sehr billig bekommen kann."

Chauvagne sah seine Frau entsetzt an: „Ich denke, du wirst doch nicht die Absicht haben, diesen Wagen zu kaufen?"

„Warum nicht?"

„Leute in unserer Stellung haben keine Automobile!"

„Das ist ein Unrecht!"

„Überdies, womit würden wir es bezahlen?"

„Wir haben Ersparnisse!"

„Die sind so gering! Und wir haben so viel

Winter — Schmid-Fichtelberg

Mühe damit gehabt! — Und dann kann ich auch nicht chauffieren!"

„Aber ich habe meinen Führerschein!" erwiderte Frau Chauvagne mit großer Ruhe.

„Was sagst du da? . . . Du hast deinen Führerschein?"

„Ja, ich habe die Prüfung vor zwei Jahren abgelegt, ohne dir etwas davon zu sagen."

Da empfand Chauvagne, daß es im Leben gewisse Kräftz gibt, denen man nichts anhaben kann, und mit hündischer Unterwürfigkeit murmelte er: „Also, unter diesen Umständen mache was du willst!"

*

Frau Chauvagne hatte richtig vorausgesehen. Bei sofortiger Bezahlung konnte sie das Automobil um die Hälfte seines Wertes erstehen. Und als es in ihren Besitz überging, empfand sie im gleichen Maße den Rausch des Triumphes, wie ihr Mann für seinen Teil jene Art Angst empfand, die ein plötzlich unausgeglichenes Budget in ängstlichen Gemütern hervorruft.

Es bedarf manchmal nur einer Kleinigkeit, einer Karosserie, die auf einen Motor aufmontiert ist, zum Beispiel — um das Eheleben eines Paares zu verändern.

Die monatlichen Rechnungen der Garage hatten Einfluß auf die Verköstigung des Ehepaares. Um das Benzin zu bezahlen, gibt man den Wein auf, und Frau Chauvagne ersetzte den kalten Aufschnitt durch Gefrierfleisch an jenem Tage, an dem sie die Gummireifen ihres Wagens erneuern mußte.

Eine Frau kann anderseits nicht gut ihre ganzen Nachmittage damit verbringen, ihr Geschirr zu putzen oder Strümpfe zu stopfen, wenn sie ein Automobil ihr eigen nennt.

Frau Chauvagne vernachlässigte daher ihr Heim zugunsten von Tanzdielen, Teestuben und Bars, vor denen eine lange Reihe prunkvoller Wagen die Anwesenheit leichtlebiger Leute verriet.

Vom Cocktail zum Liebhaber ist der Weg nicht weiter als vom Glas zu den Lippen.

Frau Chauvagne entdeckte eines schönen Tages, daß die Vornehmheit des Herrn Aldo Blazzini — eines Argentiniers, der sie öfters zum Tanzen aufforderte — unwiderstehlich sei.

Dieser herrliche, dunkelgefärbte Ausländer hatte offenbar keinen anderen Beruf, als sechzigjährige Püppchen zum Tanzen eines schmachtenden Tangos aufzufordern oder schönen Romantikerinnen, die das Einsamkeitsgefühl allen Torheiten dienstbar macht, Stoff zum Träumen zu geben.

Aldo Blazzini hatte unter den vielen geschminkten Gesichtern jenes noch frische der kleinen Frau Chauvagne bemerkt und hatte alle seine Verführungskünste ins Treffen geführt, um ein Rendezvous mit der jungen Frau zu erreichen.

Da er in seiner Junggesellenwohnung eine Opiumhöhle unterhielt, bot er mit der verführerischesten Stimme seiner Tänzerin an: „Eine Pfeife, gnädige Frau? Nur um zu sehen, wie das schmeckt?"

Zuerst lehnte sie ab, aber er beharrte respektvoll: „Sie müssen nicht rauchen, wenn Sie davor Angst haben. Aber Sie werden die göttlichen Düfte des Benares einsaugen — Also, kleine gnädige Frau, sagen Sie mir: Ja!"

Da wandte sie den Kopf ab, aber ihre Lippen öffneten sich zu einer Bejahung.

*

Als die junge Frau an jenem Abend heimkam und ihren Gatten bei einem aus Konserven bestehenden Nachtmahl fand, beunruhigte sie der aufgeregte Gesichtsausdruck Chauvagnes.

„Vermutet er vielleicht etwas?" fragte sie sich und servierte ihm mit zitternder Hand eine Sardine, die nach Blech schmeckte.

Es war der Hausherr, der als erster einige Minuten später zu sprechen anfing: „Der Chef hat mich heute nachmittag in sein Büro rufen lassen!" hub er an.

„Ah! — Also?"

„Er hat mir die Stelle von Vattard angeboten."

Frau Chauvage, die nun wieder beruhigt war, sagte: „Die Stelle von Vattard! Was für ein Glück!"

Aber ihr Gatte erwiderte mit Sanftmut: „Ich habe dir nicht gesagt, daß ich sie angenommen habe!"

„Was! Du würdest so ein unverhofftes Glück an dir vorübergehen lassen?"

Chauvagne senkte wortlos den Kopf.

„Aber so etwas ist ja verrückt!"

Der Beamte blickte auf.

„Denke, Marguerite, an all das Geld, das Vattard stets zu seiner Verfügung hatte! — Und denke daran, welchen Gebrauch er davon gemacht hat."

„Vattard war ein unehrlicher Mensch! Aber du, Lucien? Du?"

Chauvagne sagte mit ruhiger Stimme:

„Die Monatsende gestalten sich sehr schwierig, seit wir dieses Automobil haben. — Die Anständigkeit, Marguerite, die in gewissen Augenblicken vorhält, die gibt es nicht . . . Man muß die Versuchungen meiden —"

Frau Chauvagne dachte bei diesen Worten — an den schönen gewölbten Mund, dessen Hauch sie beim argentinischen Tango erregt hatte.

Und sie begriff, in welchem Grade dieser kleine, schmächtige Gatte, der ihr jetzt fast ins Auge blickte, sie beherrschte, über ihr stand.

Da faßte sie einen plötzlichen Entschluß:

„Gehe morgen zu deinem Chef und sage ihm, daß du Vattards Stelle annimmst!"

„Aber ich habe dir doch gerade erklärt —"

Das Abenteuer, der Liebhaber, der Luxus, von dem sie geträumt — sie verzichtete auf alles.

„Nimm das Angebot deines Chefs an, Lucien! Und sorge dich nicht um das Übrige! — Ich werde das Automobil wieder verkaufen!"

Aphorismen

Unter Frauen führt nichts schneller zu intimer Freundschaft als gemeinsamer Haß.

*

Der Fluch des Ruhmes ist die Bewunderung.

*

Ruhiges Blut ist meistens nicht Sache des Temperaments, sondern der Erziehung.

Die Perle

Frau Direktor Großer hat ein neues Mädchen — frisch vom Lande. Es tut not, das Mädchen in die Geheimnisse der Neuzeit wie Radio, Staubsauger und dergleichen, einzuweihen. Frieda behauptet, alles begriffen zu haben. Am nächsten Tage kommt die Gnädige, um festzustellen, ob Frieda alles gut gemacht hat. Zu ihrem Schrecken bemerkt sie hinter dem Ofen und in einer Zimmerecke unversehrte Spinngewebe. „Aber Frieda", sagt sie, „warum haben Sie denn diese Spinngewebe nicht weggesaugt?"

„Spinngewebe?" fragt die Unschuld vom Lande, „ich hab jedacht, die Dinger jehörn zum Radio, jnädige Frau".

*

Als Sir Walter Raleigh eines Tages durch Coventry ging, sah er zu seiner Überraschung eine nackte Dame daherreiten. Er wollte sich eben wegwenden, als er in ihr die Königin Elisabeth erkannte. Schnell warf er seinen reichbestickten Mantel um sie und sagte „Honni soit qui mal y pense!" was bedeutet „Du hast ihn nötiger als ich." Worauf ihm die Königin mit den Worten dankte: „Dieu et mon droit!" was ungefähr mit den Worten übersetzt werden kann: „Mein Gott, eigentlich haben Sie ja recht!"

Mißverständnis

Martin und Peter, beide bei Blohm und Voß beschäftigt, haben zwei Freikarten für die Oper erhalten. Martin hat gehört, daß während der Vorstellung keine Getränke verabreicht werden, wie im Tingel-Tangel. Beide haben sich deshalb vorsorglich ihre Feldflaschen mit Köm gefüllt. In den hinteren Hosentaschen steckt nun die „Stärkung." — Fein in Wichs erscheinen Martin und Peter im Theater und geben ihre Garderobe ab. — „Wünschen die Herren ein Glas?" fragt die Garderobefrau. — „Och, das is nicht nötig", meint Peter, „wir trinken gleich aus'm Buddel —."

Hindernis

„Die beiden Gegner gingen schließlich mit Stühlen aufeinander los. Haben Sie denn da nicht versucht, Frieden zu stiften?"

Zeuge: „Nein, es war kein dritter Stuhl mehr da!"

Begreiflich

„Denken Sie nur: Statt aus Backpulver hab' ich heute meinem Manne die Süßspeise aus einem Seifenpulver gemacht!"

„Nun, und was hat er getan?"

„Geschäumt!"

Mißverständnis

Verteidiger: „ . . . und dann bedenken Sie, meine Herren, daß mein Klient während des zur Nachtzeit verübten Diebstahls sich so rücksichtsvoll und zartfühlend benahm, daß er durch sein leises und geräuschloses Auftreten niemandens Schlummer störte!"

Das Wiedersehen

Emil hat eine eingebildete Kranke als Tante. Alle Tage fehlt ihr etwas anderes. Alle Augenblicke soll Emil die Tante infolgedessen besuchen. — Heute morgen kam ein Telegramm; dringend, Rückantwort bezahlt: „Liege im Sterben, Tante Scholastika."

Emil drahtet zurück: „Gleichfalls, sehen uns drüben wieder! — Dein Emil."

Passender Vergleich

„Was sagen Sie zu der Ehe des Schulze?"

„Kreuzworträtsel!"

„Das heißt . . . ?"

„Das heißt: der Mann hat's Kreuz, die Frau hat das Wort und die ganze Ehe ist mir ein Rätsel!"

Unnützes Wissen

„Ich habe doch gewußt, daß du noch den Kaffeetopf umwerfen wirst."

„Wenn du es gewußt hast, Mama, warum hast du ihn dann nicht vorher weggenommen?"

O diese Fragen

„Was ist denn nun schon wieder?"

„Sag' Papi, wenn ich groß bin, wie vermeide ich es dann, die verkehrte Frau zu kriegen?"

„Mach' dir keine Sorge darum, du vermeidest es nicht."

Gehalt

„Die Briefe, die Sie schreiben, haben aber nur wenig Gehalt!"

„Herr Direktor, ich leider auch!"

Pumperei

„Ich soll Ihnen als Gegenleistung hundert Mark pumpen? Wieso denn?"

„Ich habe doch gestern in die Reifen Ihres Autos Luft gepumpt!"

Sonst ausgeschlossen!

Redakteur: „Haben Sie die Führerin der Frauen-Liga aufgesucht und interviewt?"

Reporter: „Jawohl! Aber ich konnte sie nicht zum Reden bringen."

Redakteur: „War sie tot?"

Kunstmaler Jutz — Richard Knecht

Übersetzungen aus dem Liebenswürdigen

Von Wilhelm Lichtenberg

Für alle Sprachen gibt es Wörterbücher. Es gibt sogar kleine Reisebehelfe mit tausend Worten englisch oder ebensovielen französischen. Man lernt fremde Sprachen, oder — wenn man auf Reisen geht — nimmt man sich zumindest ein Büchlein mit, in welchem die gebräuchlichsten Phrasen des Landes zu finden sind.

Nun gibt es aber auch eine Sprache, die eigentlich an keine Grenzen gebunden ist; ein Esperanto des guten Tones, das sich in tausendjähriger Überlieferung herausgebildet hat und trotzdem noch nicht allgemein verstanden wird: das Liebenswürdige.

Das Liebenswürdige ist eine Weltsprache. Aber meines Wissens gibt es noch kein Wörterbuch, aus dem man die notwendigen Übersetzungen vornehmen könnte. Indem man nämlich diese Weltsprache Liebenswürdig gewöhnlich wörtlich nimmt, entstehen die peinlichsten und seltsamsten Mißverständnisse.

Wer also die Absicht hat, eine Reise in die sogenannte „gute Gesellschaft" zu unternehmen, schaffe sich mein kleines, überaus wichtiges Büchlein „Tausend Worte Liebenswürdigkeit" an. Denn es gibt Menschen, die Liebenswürdig entweder nicht verstehen oder nicht sprechen können. Beiden Teilen wird mein kleiner Führer durch diese Weltsprache ein wichtiger und unentbehrlicher Behelf sein.

Zum näheren Verständnis dessen, was sich jeder von meinem Werk zu versprechen hat, seien einige der gebräuchlichsten Redewendungen im Liebenswürdigen hierhergesetzt. Links das Liebenswürdige — rechts die Übersetzung.

Reise und Sport.

Gestatten Sie, meine Gnädigste, daß ich Ihnen beim Verstauen des Gepäcks behilflich bin?	Ich setze voraus, daß Sie sich im nächsten Tunnel von mir ohne weiteres küssen lassen werden.
Ich möchte Sie höflichst darauf aufmerksam machen, daß Sie sich hier in einem Nichtraucherabteil befinden.	Ich rauche zwar selbst; aber warum soll man seine lieben Mitreisenden nicht auch ein bißchen schikanieren?
Sie spielen wundervoll Tennis, gnädige Frau. Ich liebe Sportladies überhaupt sehr.	Hoffentlich kannst du mit dem Kochlöffel besser umgehen als mit dem Racket, du hopsendes Känguruh!

Geselligkeit.

Wir werden uns sehr freuen, Sie bei uns zu Gast begrüßen zu können!	Was soll man machen? Für Ihre sehr überflüssige Einladung müssen wir uns jetzt leider Gottes revanchieren.
Noch ein Stückchen Torte? Greifen Sie doch bitte zu!	Hoffentlich sagt er nein und es bleibt noch etwas für unser morgiges Mittagessen übrig!
Frau Generaldirektor Samst wird uns jetzt mit einigen Proben ihrer Kunst erfreuen.	Dieser Trampel gibt keine Ruhe, bis man sie nicht zum Singen aufgefordert hat!
Was? Sie wollen wirklich schon gehen? Es ist ja noch so früh!	Sind denn diese Leute gar nicht mehr fortzukriegen? Mir fallen ja schon die Augen zu!

Auf der Straße und im Lokal.

Aber gerade habe ich an Sie gedacht und mir fest vorgenommen, Sie ehestens anzurufen!	Ich habe schon die ganze Zeit über gefürchtet, Sie einmal zu treffen! Jetzt haben wir die Bescherung!
Blendend sehen Sie aus! Haben Sie sich vielleicht verjüngen lassen?	Meingott, ist d e r aber in den sechs Monaten ein alter Mann geworden!
Und was macht die liebe Frau und das reizende Töchterchen?	Interessiert mich gar nicht! Aber irgendetwas m u ß man ja fragen.
Hoffentlich sehen wir uns bald für ausgiebiger! Rufen Sie ehestens bei mir an! Ich freue mich immer!	Ich darf nicht vergessen, Auftrag zu erteilen, daß ich für diesen Menschen telefonisch überhaupt nicht zu sprechen bin.

Am Telefon.

Sie sinds? Aber gerade wollte ich bei Ihnen anrufen! Das muß direkt Telepathie sein!	Ausgerechnet jetzt mußt du mich stören, du zudringlicher Mensch! Und wegen dieser Leute muß ich nachher die hohe Telefonrechnung zahlen!
Für Ihren Neffen soll ich ein gutes Wort bei Direktor Pfingst einlegen? Mit Vergnügen! Geben Sie mir Namen und Adresse Ihres lieben Neffen.	Ich denke nicht daran, mich wegen dieses Lümmels zu bemühen! Ich bin doch schließlich kein Stellenvermittlungsbüro.
Gerade flüstert mir meine Frau zu, ob ich mit Ihnen nicht eine Zusammenkunft vereinbaren könnte?	Unmöglich ist diese Frau! Schreit ganz laut, ich möchte doch mit diesem Pfahlbauern nicht so lange sprechen! Er hätte es ja zufällig hören können!

Umgang mit Künstlern.

Ihr gestriger Lohengrin, Herr Kammersänger! Da können die Jüngsten noch immer von Ihnen lernen!	Ehrsamer Greis! Wann tritt das Gesetz gegen die Lärmplage endlich in Kraft?
Ich habe Ihr gestriges Feuilleton mit Begeisterung gelesen. Es hat mich an Maupassant erinnert!	Ich lese Feuilletons dieses langweiligen Patrons schon lange nicht. Aber ein Vergleich mit Maupassant kostet ja schließlich nichts.
Wo haben Sie nur immer die Einfälle zu Ihren köstlichen Schnurren her, Meister?	Ich weiß sehr gut, woher du sie hast, du literarischer Abruzzenhäuptling!
Ich habe Sie in Ihrem letzten Film gesehen, Göttliche — Sie sahen, nicht gelogen, wie ein sechzehnjähriges Mädchen aus! Wie machen Sie das?	Wenn du an einem neunundzwanzigsten Februar geboren wärst, du altes Ungetüm, hättest du jetzt gerade deinen sechzehnten Geburtstag feiern können!

Unmöglich

Photograph: „Bitte gnädige Frau, den Blick jetzt auf den Herrn richten und dann ein freundliches Gesicht!"

Dame: „Unmöglich! Das ist doch mein M a n n!"

Der Unterschied

Wanda (zu einer Freundin): „Du bist zu beneiden. Jedes Jahr schickt dich dein Mann für einige Wochen ins Seebad"

„Nun, du verreisest doch auch immer!"

„Ja, aber mein Mann geht mit!"

Entschlossenheit

Clara: „Ich habe mir vorgenommen, zu heiraten, wenn ich fünfundzwanzig bin."

Dora: „Wenn dir nun aber keiner einen Antrag macht?"

Clara: „Dann bleibe ich fünfundzwanzig, bis es einer tut."

EIER

Anton Leidl

„So Pappi, Deine Ostereier habe ich versteckt, jetzt such sie!"

Älteste und führende Zeitschrift auf dem Gebiet der neuzeitlichen und künstlerischen Raumausstattung

47. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.
112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.

Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

Übertrumpft

„Meine Frau ist ein wirtschaftliches Genie. — Da hat sie mir aus einem Abendkleid eine Kravatte gemacht."

„Das ist noch gar nichts! — Meine hat sich aus einer Kravatte ein Abendkleid gemacht!"

Schadenersatz

Richter: „Wie hoch schätzen Sie die Stiefel, die man Ihnen gestohlen hat?"

Zeuge: „Zwanzig Mark haben sie neu gekostet, dann habe ich sie zweimal besohlen lassen, macht neun Mark, zusammen also neunundzwanzig Mark!"

Ferdinand Raimund

Eines Tages ging Ferdinand Raimund in der Guttensteiner Gegend, wo er sich, um ungestört arbeiten zu können, mit Vorliebe aufhielt, nachdenklich über die Landstraße.

Zwei lustige Brüder, die hinter ihm des Weges kamen, lachten über den absonderlich gekleideten und mit sich selbst redenden Menschen und beschlossen, sich mit ihm einen Spaß zu machen.

„Wetten wir", sagte der eine, „daß mir der da vorne, ohne daß ich auch nur ein Wort zu reden brauche, aus dem Wege geht!"

„Das möcht ich sehen!" zweifelte der andere.

Da fing der fidele Bruder zu laufen an und trabte wie ein Pferd, so daß Raimund, in der Meinung, es käme ein Reiter hinter ihm her, schnell in den Straßengraben sprang.

„Ach so", sagte er, als er gewahr wurde, daß man sich nur einen Scherz mit ihm erlaubt habe, „ich dachte es käme ein Pferd in vollem Galopp daher — und nun sehe ich erst, daß es nur ein Esel ist!" *H. K. B.*

v Hoerschelmann

„Können Sie dafür garantieren, daß das Bild auch porträtähnlich wird?" — „Ohne weiteres." — „Dann bedauere ich, Ihnen den Auftrag nicht erteilen zu können."

Der Saufaus

Während der Kammerdiener des Herzogs Karl Ludwig von Anhalt nachts wieder einmal lange auf seinen Herrn warten mußte, schlief er dabei ein. Unterdessen kam der Herzog, fand seinen Bedienten schlafend und entkleidete sich selbst, statt diesen zu wecken und sich von ihm helfen zu lassen. Kurz danach erwachte der Diener, sah auf die Uhr und murrte: „Schon vier Uhr. Und der Saufaus ist noch immer nicht hier." — Da rief der Herzog aus dem Bett: „Geh nur schlafen, Friedrich! Der Saufaus liegt bereits im Bett."

Wandlung

Nach der Schlacht bei Leipzig (18. Oktober 1813) sprach man in einer Berliner Gesellschaft davon, daß, obgleich Napoleon damals die jungen Garden selbst angeführt habe, dies doch ohne Erfolg geblieben sei. — „Aber warum hat er auch die jungen und nicht die alten Garden angeführt?" fragte jemand. — „Warum?" versetzte ein anderer. „Die alten wollten sich nicht mehr anführen lassen!"

Geduld

Friedrich II. nahm witzige Gegenreden nicht übel, im Gegenteil: er freute sich über eine gelungene Antwort. Einmal fuhr er seinen holländischen Baumeister an: „Herr — er ist ein Esel!"

„Jawohl", seufzte der Holländer. „Wie könnte ich sonst alles ertragen, was Sie mir aufladen?"

Rubey

„Jetzt bin i bloß gspannt, was da no raus kummt; zwoa ledige Kinder und drei Alimentationsklagen hätt ma scho beinander."

Rekrutenausbildung

Unteroffizier: „Lehmann, bitte täuschen Sie hier keine Ruhe vor! Ruhe ist erst im Grabe, und dann kommt gleich — die Auferstehung!"

Der Sparstrumpf

Er: „Du solltest dir ein Beispiel nehmen an meiner Großmutter, die steckte all ihr Geld in wollene Strümpfe!"

Sie: „Aber ich weiß nicht, was du willst? Das tu ich doch auch, nur daß meine aus Seide sind . . ." *h. r. st.*

Der Künstler

Richter: „Und was sind Sie von Beruf, Angeklagter?"

Angeklagter: „Künstler, Herr Richter."

Richter: „Was treiben Sie für eine Kunst?"

Angeklagter: „Schirmmacher, Herr Richter!"

Richter: „Regenschirme machen, ist denn das auch eine Kunst!?"

Angeklagter: „Bitte, machen Sie mal einen . . ." *h. r. st.*

Frage und Antwort

„Wo hatte ich nur meinen Kopf, als ich dich heiratete?" seufzt die unglückliche Frau.

„An meiner Brust!" erwidert lakonisch der Gatte.

Dialog

„Ich war verrückt, als ich dich nahm!"

„Bist du das nicht noch?"

„Nein!"

„So solltest du mir dankbar sein, daß ich dich geheilt habe!"

Der Pelzmantel

Eine Schauspielerin ging mit ihrem Hund spazieren und traf ihre ernsteste Rivalin, die einen neuen Pelzmantel trug. Freudig sprang der Hund die Dame an, und seine Herrin entschuldigte sich:

„Bitte, nimm's nicht übel; er ist ganz verrückt nach Kaninchen!"

Tu mehr für Deine Zähne, pflege sie mit
Chlorodont!

BÜCHER

Cesare Giardini: „Don Carlos". Verlag Georg D. W. Callwey, München, 1936.

Es scheint von einem erbbiologischen Gesetz bedingt, daß sich krankhaftes Blut einer ganzen Geschlechterreihe mitunter in einem einzigen Nachkommen sammelt, um mit diesem Einen den Überfluß des Krankheitsstoffes auszuscheiden. Zum Träger dieses schmerzlichen Schicksales war Don Carlos, Sohn Philipps II. und Erbe des spanischen Weltreiches bestimmt. Urenkel einer Wahnsinnigen, Sprosse jahrhundertelanger, zwischen Verwandten und Kindern geschlossener Ehen, verkörperte der Prinz den vollkommenen Zustand des Psychopathen, wie er unserer heutigen Wissenschaft vertraut ist. Hemmung der körperlichen Entwickelung, zur Tobsucht ausartende Bösartigkeit, Heuchelei, Sadismus, Größenwahn kennzeichnen hinlänglich das Krankheitsbild. Giardini hat in umfangreichem, alle Quellen ausschöpfendem Verfahren objektiver Forschung den unwiderlegbaren Nachweis erbracht, daß es für Philipp zur unentrinnbaren, staatspolitischen Notwendigkeit wurde, den Sohn unter Aufopferung seiner väterlichen Gefühle unschädlich zu machen. In einer meisterhaft klaren, stets lebendigen Darstellung werden die Hintergründe dieses Dramas enthüllt, die Fäden aufgegriffen, die das Schicksal des unglücklichen Thronerben mit der Politik einer in Gärung geratenen Welt verbanden. Es wäre ein völlig müßiges Unterfangen, nun mit lehrhaftem Finger Schillers Don Carlos „berichtigen" zu wollen. Denn hier dient die poetische Verklärung des Prinzen der Verkündung einer Weltanschauung, und es kann nicht unser Interesse beanspruchen, ob der Träger dieses Gedankens historischer Wahrheit entspricht

Eugen Ortner: „Albrecht Dürer: Deutsche Sehnsucht — Deutsche Form." Keil-Verlag, Berlin. 103 Seiten. Preis gebd. Lwd. RM. 3.60.

Auf hundert und drei Seiten steht alles das, was wir von einem solchen Buch erwarten: Das Charakterbild des Mannes, die Legende seines Lebens, Zeugnis von seinem Werk.

Es gereicht dem Buch zum Vorteil, daß es ein Dichter geschrieben hat. Auf genaue Daten und dergleichen sei gerne verzichtet. Was uns Ortner aber erleben läßt: Wie aus dem zarten Goldschmiedssöhnchen Albrecht, das früh vom Schauer der großen Welt berührt, ein selbstsicherer, bewußter, formsuchender, junger Künstler wird, der zurückgedrängt in die heimatliche Enge die ersten großen Gesichte und Erschütterungen seiner Seele mit dem Stichel ins Holz schreibt, damit das Volk beglückt und die Denkenden aufweckt, der dann über die Grenzen seines Vaterlands und Volkes hinausstrebend andere Kultur aufnimmt und mit der eigenen verbindet, sich nie verliert und immer ein Deutscher bleibt, als einer der wenigen seiner Zeit und aller Zeiten Gruß und Echo von draußen vernehmen darf, der ringend, kämpfend, auch zagend und leidend wie jener Schmerzensmann, den er nicht müde wird zu zeichnen und zu malen, selbst als ein Symbol des Menschlichen dasteht und siegend untergeht in seiner Zeit, um in besserer Zeit aufzuerstehen und eine Macht zu werden über die Geister heute und übermorgen — diesen Albrecht Dürer, lernen wir in seinem schlichten, aufrichtigen Buche lieben, um ihn nie zu vergessen!

Eugen Ortner schrieb uns das Volksbuch vom Albrecht Dürer. (Eine Reihe wohlgelungener, kleiner Abbildungen schmückt das Werk.) Georg Schwarz.

Erwin Hess: „Colleoni." Ein wunderbares Leben. Paul Neff Verlag, Berlin.

Mit tiefer Einfühlung in die wirrnisreiche, kampfdurchtobte Zeit der italienischen Städte-Republiken wird das abenteuerliche Leben des großen Condottiere und venetianischen Heerführers Bartolomeo Cosseoni im weit gezogenen Rahmen eines historischen Romanes geschildert. Ein geschichtlicher Roman allerdings, doch haften ihm nicht die üblichen Mängel jener Gattung an, die geschichtliche Wahrheit hinter die Fabel setzt, und eine Persönlichkeit im Gestrüpp erfindungsreich wuchernder Phantasie eher verbirgt, als kenntlich zu machen. Erwin Heß wählt für sein Werk ein anderes Verfahren. Niemals verliert sich sein Blick von der großen Aufgabe des Formens, des Gestaltens, des Sichtbarmachens nach der Richtung bloßer Erzählung hin. Fabel birgt tiefen Sinn und dient dem Verfasser nur immer dazu, die Leuchtkraft eines Lebensbildes zu steigern. Es dürften wohl kaum Aufzeichnungen über die Geburt Colleonis bestehen. Wie aber der Verfasser diese Stunde, in der ein blutheischendes Schicksal zum Leben drängt, mit den unheimlichen Visionen des Grauens umgibt, dies mag wohl Erfindung im Sinne des geschichtlich Unnachweisbaren sein, und entspricht doch in seiner tieferen Ausdeutung der Wahrheit. Hier tritt der historische Roman in eine andere Sphäre. Eine kraftvolle, bilderreiche Sprache paßt sich dem Wesen des Stofflichen vollkommen an. A. Wisbeck

SCHALLPLATTEN

(ELEKTROLA)

Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 12, am Flügel gespielt von Prof. Winfried Wolf. Ein Tasten-Löwe. Gewaltig schüttelt die linke Pranke donnernde Oktavengänge, die rechte krault in Trillern und perlenden Läufen. Mit technischen Schwierigkeiten spielt er wie mit einer Maus. Graziös, behaglich blinzelnd in der Sonne. Eine Prachtplatte!

Potpourri: „Im Wald und auf der Heide". Zwei Kammersänger, der Tenor Walther Ludwig und der Baß Wilhelm Strientz, wildern zusammen mit einem Koloratur-Sopran, Fräulein Traute Rose, auf die schönsten deutschen Jagd- und Wald-Lieder. Man kann sogar von einem Kesseltreiben sprechen, insoferne sich zu diesem Kleeblatt ein Gesangverein gesellt, der kräftig mitmacht. Diese Jagdgesellschaft bringt denn auch das Wild zur Strecke. Am besten trifft der Tenor. Im sentimentalen Schluß aber steckt sich bei Mondenschein ein Treiber, nämlich der vorzügliche Hornist des Orchesters, den grünen Bruch auf den Hut. Weidmannsheil!

Vogelaufnahmen aus dem Vogel-Seminar von Karl Reich (Bremen). Zwei Kammersängerinnen mit bescheidenen Gageansprüchen singen Probe: Eine Au-Nachtigall und eine amerikanische Spott-Drossel. Wie heißt's doch in Siegfried: „Ein Vöglein schwatzt wohl manches, kein Mensch doch kann's verstehn..." Die Au-Nachtigall hat in der Tat eine etwas undeutliche Aussprache, aber ihre hohen Töne sitzen prachtvoll! Ganz klar hingegen ist, daß die Spott-Drossel ihre aus dem Hintergrund vernehmbaren Kolleginnen in der niederträchtigsten Weise verhöhnt, verleumdet und lächerlich machen will! Sollte dies bei ihr — der Ausländerin — etwa gar politische Hintergründe haben? Nur keine politischen Lieder, verehrte Kammersängerin — sonst kommen Sie in ein anderes „Seminar"!

Zigeuner-Musik: Igor mit seinen schwarzgelockten Schönen. Das Cymbal klagt und Igor singt. Seufzt von kohlschwarzen Augen. Ein Violinist läßt in wilden Passagen das gequälte Herz aufzucken und in Paprika verbluten. „Gorontiert prima ächt ädles Zigeuhner-Orchästehr." Platte spart Reise in die Pußta.

Wotans Abschied und Feuerzauber. Das Philadelphia-Symphonie-Orchester spielt hinreißend wie immer. Dazu singt ein englischer Bariton mit prachtvoll weicher Stimme und vorbildlicher Atemführung in deutscher Sprache, schön, etwas phlegmatisch. Offenbar ein wohlfrisierter Wotan.

Aus **Lohengrin** gibt's eine herrliche Platte: Die Szene seiner Ankunft bis zu seiner Kundmachung von Elsas Unschuld. Marcell Wittrisch singt den Gralsritter, Käthe Heidersbach die Elsa, Domgraf-Faßbänder den König. Ein Genuß. Aber der Chor der Mannen soll nach der Partitur-Vorschrift „so zart wie möglich, leise und gerührt" singen. Warum schloß ihm der verdienstvolle Dirigent Emil Schmalstich nicht den „freislichen Schlund"? Die Herren freuen sich viel zu sehr über ihre schönen Stimmen!

Ein neuer italienischer Tenor-Prinz: Allessandro **Ziliani.** Kommt derzeit gleich nach Gigli! Er singt die Arie des Leutnants aus Boieldieus „Weiße Dame" und eine noch schönere aus Giordanos „Feodora". Bravissimo! Zups.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

DIE FOTO-SEITE

Linienführung und Lichtführung

Wir stehen heute unter der Auffassung, daß fotografisch alle Form- und Liniengebilde erst durch das Licht entstehen. Physikalisch läßt sich diese Ansicht ohne weiteres erklären; wir nehmen ja unsere Umwelt in dem von ihr reflektierten Lichte wahr, und die in unser Auge treffenden Lichtstrahlen, die von der Umwelt zurückgeworfen werden, vermitteln uns Form und Gestalt. Eng damit ist die Linie verknüpft. Sie braucht sich nicht als Geschlossenes über das Bild zu ziehen, sondern sie kann von uns mehr oder weniger durch die Lage der Gegenstände empfunden werden, indem das Auge von einem zum anderen wandert. Der so im Bilde herrschenden Linienführung hat sich die Lichtführung anzugleichen. Wir erkennen hier gleichsam einen großen Ring geschlossen, indem wir wieder zum Ausgangspunkt Licht zurückkehrten.

Zur augenblicklichen Jahreszeit sind Straßenmotive günstig. Wir suchen uns kleine verträumte Gassen der Altstadt, die bei Sonnenschein durch Licht und Schatten für unsere Kamera Leben bekommen. Wie hier die Lichtführung in Zusammenhang mit vorhandenen Linien Bedeutung erfährt, mag unser Bildbeispiel veranschaulichen:

Wir haben zunächst eine große Diagonale, die quer über das ganze Bild verläuft. Sie ist nicht zügig und schwungvoll, sondern unterbrochen und damit „gemütlich", d. h. dem Charakter des Motivs angepaßt. Sie wird auch dadurch zum Zentralen, daß in ihr die größte Helligkeit auftritt als ein Band, das sich nach der Tiefe zu verjüngt. Decken wir die linke Hälfte des Bildes zu, so wird unverkennbar, daß die Kindergruppe nicht in das Motiv paßt. Die Schatten der Kinder haben eine andere Richtung wie die Diagonale. Es wird eine Wiederholung nötig, um ihnen durch Rhythmus Berechtigung zu geben. Diese Wiederholung finden wir am Ende der Diagonalen, wo die Straße hinten ein wenig nach links umbiegt, womit sie die gleiche Richtung bekommt, wie sie die Schatten der Kindergruppe haben. Diese winzige Kleinigkeit ist ausschlaggebend. Daß man sie schon während der Aufnahme sieht und entsprechend berücksichtigt, das war das Wesentliche.

Im Positivverfahren, also bei der endgültigen Fertigstellung des Bildes, müssen wir darauf Wert legen, daß der diagonale Lichtstreifen als Hauptsache bestehen bleibt. Das will sagen, er muß die größten Helligkeiten im Bilde haben. Es gilt also, den Himmel entsprechend auszugleichen, der ja auch auf dem Bilde vorhanden ist und nicht wegfallen darf, weil sonst die abfallende Linie der Dächer fehlen würde, die für die Wirksamkeit des Bildes durch Vermittelung von Raum und Tiefe doch Bedeutung hat. Der Himmel erscheint im Negativ unbedingt am meisten geschwärzt, zumal unsere Aufnahme im Gegenlicht angefertigt wurde. Wir müssen im Positivverfahren den Himmel entsprechend länger belichten, also das andere abdecken, damit er grau wiedergegeben wird.

Die Schärfe unserer Aufnahme klingt allmählich nach hinten zu ab. Die Hauptschärfe wurde auf den Vordergrund gelegt. Dadurch ergibt sich eine gewisse Bremswirkung. Das Auge wird bei der Wanderung über das Bildfeld in der Bewegung aufgehalten, es kehrt schließlich zum Hauptmotiv, zum Vordergrund zurück, geht aber nicht in der Tiefe aus dem Bilde hinaus.

Neben diesen bildmäßigen Momenten hat in technischer Hinsicht eine gut durchgezeichnete Wiedergabe der Schatten Bedeutung. Sie sollen nicht schwer kommen, müssen also genügend Einzelheiten aufzeigen. Das wird durch reichliche Belichtung erzielt. gi-t.

Rote Dunkelkammerbeleuchtung für Panchrofilme?!

Das ist kein Aprilscherz, sondern Tatsache. Die Chemiker der Firma Dr. C. Schleußner haben herausbekommen, daß man panchromatische Filme trotz ihrer Rotempfindlichkeit bei rotem Licht entwickeln kann. Die Sache ist so:

Das weiße Tageslicht setzt sich bekanntlich aus den Spektralfarben Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett zusammen. Jedes Strahlengebiet stellt in sich kein einheitliches Ganzes dar, sondern gliedert sich wieder in Einzelstrahlen, die durch ihre Wellenlänge voneinander verschieden sind. Demnach setzt sich — ganz roh gesprochen — auch rotes Licht aus langwelligen und kurzwelligen Strahlen zusammen. Es hat sich nun herausgestellt, daß panchromatischer Tageslichtfilm (mit gedrückter Rotempfindlichkeit) für kurzwellige rote Strahlen, panchromatischer Kunstlichtfilm (mit gesteigerter Rotempfindlichkeit) für langwellige rote Strahlen empfindlich ist. Nun lassen sich Rotfilter herstellen, die nur solche roten Lichtstrahlen durchlassen, für die gerade die betreffende panchromatische Emulsion nicht empfindlich ist.

Zum Olympan-Film (panchromatischer Tageslichtfilm) liefert Schleußner seit kurzem das Olympan-Rotfilter. Es erleichtert die Arbeit in der Dunkelkammer natürlich bedeutend. Ob es auch für andere Filmfabrikate benutzt werden darf, ist noch nicht untersucht. Das muß von Fall zu Fall ausprobiert werden.

Infrarot-Emulsion 1050

Eine neue Infrarot-Platte der Agfa, die auf Eis nur 2 Wochen haltbar ist. Wissenschaftlich ist das Material von höchster Bedeutung.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. III. V.J. 6277. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Spanien

Erich Wilke

„Einst ging die Sonne in meinem Lande nicht unter, jetzt geht sie scheinbar nicht mehr auf."

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 16

Der Wildschütz

Richard Schaupp

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 16

LEHRGEDICHT

Von Else Rüthel

Wer hat wohl recht
der Teich oder der Hecht?

Es behauptet nämlich der Teich,
die Fische in ihm seien alle gleich,
und kräuselt dabei ganz unverschämt
die Wellenlippen.
Die Flossen wippend
seinerseits ganz unverbrämt
meint der Hecht,
er habe recht:
der Teich an sich sei ordinär,
wenn er, der Hecht, nicht drinnen wär.

Wer hat da recht,
der Teich oder der Hecht?

Ganz ähnlich geht's dem Erdensohne,
wenn er behauptet, der Schöpfung Krone
zu sein.
Das Schwein,
der Affe und die Kuh
sind lieb und harmlos, genau wie du.

Allein
vom Standpunkt der Gefräßigkeit
bewährt
die Sache sich in Wirklichkeit
auch umgekehrt.

Denn dem platonischen Standpunkt des Teichs
stellt sich die Ordnung des Gottesreichs
entgegen, und schenkt die Krone
dem Erdensohne:

es werden gefressen in jedem Falle
die Fische alle
mit gutem Rechte
vom — Hechte.

DIE ENTSCHEIDUNG

Von Rudolf Schneider-Schelde

Sie landen in einem kleinen Café. Er bestellt zwei Vermouth. Niemand ist da außer den beiden. Sie ist hübsch und ist elegant gekleidet. Er ist nicht mehr ganz jung.

Sie betrachtet in aufmerksam und sagt: „Wie konnten Sie das eigentlich wagen? Wir sind gesehen worden, es stehen Ihnen und mir große Unannehmlichkeiten bevor."

Er blickt sie forschend an und antwortet: „Das wäre schade, aber ich glaube es nicht. Wir sind nicht gesehen worden. — Sie sind sehr hübsch." Er schweigt und vertieft sich in ihre Züge.

Sie hält ihm stand. Sie weiß, daß sie hübsch ist. Sie hat nichts zu verbergen.

Er: „Ich habe Sie jedoch für jünger gehalten."

Sie lächelt und sagt: „Es ist unglaublich: ein fremder Mann, den ich nie gesehen habe, steigt ohne alle Worte in meinen Wagen und fährt mit."

Er: „Ich hielt Sie für neunzehn."

Sie: „Hatten Sie mir denn aufgelauert?"

„Ja, ich hatte aufgelauert", sagt er. „Kaum hatte ich Sie gesehen, da träumte ich schon von Ihnen, oder noch besser, da wußte ich, daß Sie mein Traum sind. Ich mußte Sie sprechen. Als ich nach Schluß der Vorstellung bemerkte, daß Sie ein Taxi nahmen, stieg ich rasch hinter Ihnen ein."

„Wie hat Ihnen das Stück gefallen?" fragt sie.

„Welches Stück? Ich habe nichts von einem Stück bemerkt, ich habe nur Sie bemerkt", sagt er.

Vignette H. Oswald

Sie lacht. „Wenn ich geschrieen hätte, als Sie einstiegen?"

„Dann wäre ich vielleicht wieder ausgestiegen. Aber Sie haben nicht geschrieen." Er macht eine Pause, lächelt sie an und sagt: „Wie konnten Sie schreien, nachdem wir uns schon so gut kannten? — Wir haben uns doch schon geküßt."

Sie fährt herum: „Was haben wir?"

„Uns schon geküßt."

Sie lacht ihm ins Gesicht.

„Die Blicke, die wir während der Pause im Foyer wechselten, wären keine Küsse gewesen?" fragt er. „Die Bewegung, mit der Sie an mir vorbeischritten, keine Liebkosung?"

Sie schweigt und senkt den Kopf, er blickt sie an, und es entsteht eine lange Pause.

Dann sagt er leise: „Schönes Mädchen, süßes Mädchen, habe ich in meiner Loge gedacht, komm herüber, komm an meine Seite, in meinen Arm! — Haben Sie nicht gefühlt", ruft er mit einemmal tiefernst, „wie zauberhaft die Macht ist, die uns zusammenführt?"

„Sie sind ein Verführer", sagt sie immer noch geduckt, „ich hätte Sie sofort aus dem Wagen weisen sollen."

„Nein", sagt er, „aber ich hätte Sie wortlos umarmen sollen. Ich hätte verhindern

Straße in Stambul

Richard Seewald

müssen, daß wir zu Verstand kommen. Der Zärtlichkeit unsrer Seelen hätte die Zärtlichkeit unsrer Sinne auf dem Fuß folgen sollen. Das ist das Paradies. — Du Süße, hätte ich vielleicht sagen sollen, sonst nichts, und dabei hätte ich sacht Ihre Hand erfaßt." Er streckt, während er diese Worte spricht, behutsam die Hand nach dem Mädchen aus und ergreift ihre Fingerspitzen. „Ich hätte Ihre Hand gedrückt", fährt er fort und tut, was er sagt, „ich hätte sie gestreichelt —."

„Und ich hätte Ihnen einen Klaps gegeben", sagt sie und gibt ihm einen Klaps.

„Natürlich", sagt er lächelnd, „aber was dann? Dabei hätte es doch nicht bleiben können. Hätten Sie mir nicht verziehen?"

„Später hätte ich Ihnen vielleicht verziehen."

„Gut", sagt er, „stellen wir uns vor, es ist so weit. Sie haben mir verziehen. Was aber geschieht jetzt? Sehen Sie nicht ein, daß Sie nur das Tempo verzögern konnten, nicht aber die Entscheidung aufheben?"

„Welche Entscheidung?" fragt sie.

„Daß wir uns lieben. Die schon gefallen ist. Fühlen Sie nicht, daß alle Entscheidungen von Anfang an fallen? Wir können die Erkenntnis der Entscheidungen hinausschieben oder den Eintritt oder die Sichtbarkeit, mehr nicht. Wir können uns blind stellen oder Komödie spielen oder lügen, aber dann schlägt das Leben zurück. Aber wir können nicht nebeneinander sitzen bleiben, ohne daß die Entscheidung weiter vorwärts drängt."

„Dann können wir gehen", sagt sie.

„Wir können gehen", nimmt er an. „Aber was wäre damit gewonnen? Ich würde wieder darnach trachten, Sie zu berühren und Sie müßten mir wieder verzeihen. Wir müssen dasselbe Spiel in immer tieferen oder immer flacheren Bereichen wiederholen, und in jedem dieser Bereiche würde nur eins erlebbar sein: Die Entscheidung."

„Ist das wahr?" fragt sie nachdenklich.

„Ich würde Sie Wege zu führen versuchen, wo Sie meinen Arm nötig haben, wo es holprig ist, wo es glatt ist —."

„Mir ist es hier glatt genug", sagt sie.

Er lächelt und greift das Wort auf. „Dann will ich Ihnen meinen Arm anbieten." Er faßt wieder nach ihrer Hand und fährt fort: „Wir gehen einen dunklen Weg und wissen nicht, wie es enden wird. Vielleicht kommen wir ins Licht, vielleicht kommen wir in die Finsternis. Vorsicht", sagt er leise und zärtlich und spöttisch lächelnd und drückt ihre Hand, „es wird vielleicht gefährlich."

„Dann wollen wir umkehren", sagt sie. Sie ist nicht dumm, sie lächelt auch, aber sie weiß nicht, wie süß dieses Lächeln ist, sie versucht ihm ihre Hand zu entziehen, aber sie weiß nicht, daß es nur eine Gebärde der Zärtlichkeit ist, die sie zustandbringt.

„Gut", sagt er wieder, „kehren wir um. Aber wann oder wo? Mußten Sie nicht schon umkehren, als Sie im Foyer an mir vorüberschritten, war es nicht höchste Zeit, als Sie die Blicke statt auf die Bühne in meine Loge richteten?"

Oberland **Carl Reiser**

„War das nicht alles unverbindlich?" fragt sie und errötet über die Plumpheit des Wortes, „wenn es wirklich so war?"

„Unverbindlich?" sagt er lachend, „nein, es war nicht freibleibend und unverbindlich, nachdem ich das Angebot angenommen hatte."

„Sie sind gefährlich", sagt sie, „bitte, lassen Sie mich!"

„Haben Sie mich gelassen? Wollen wir festzustellen versuchen, wer von uns den ersten Schritt getan hat, damit wir den Platz finden können, wo wir umkehren sollen? — Wer ist der Verführer? Sind es nicht nur Worte, die verbergen, daß der Verführer hinter uns steht, daß der Verführer das Leben ist, daß es die Liebe ist?"

„Ich möchte nach Haus", sagt sie. „Außerdem haben Sie vergessen, daß wir uns trennen können. Ich kann Ihnen adieu sagen, und wir werden uns nie mehr sehen."

„Vielleicht", sagt er nachdenklich, „vielleicht können wir uns trennen. Aber wir werden damit nicht aufhören uns zu lieben. Durch die Mauern hindurch, über die Entfernungen hinweg werden wir Blicke und Zärtlichkeiten tauschen, wir werden nur darauf verzichtet haben, etwas davon zu verwirklichen. Wir werden träumen anstatt zu leben."

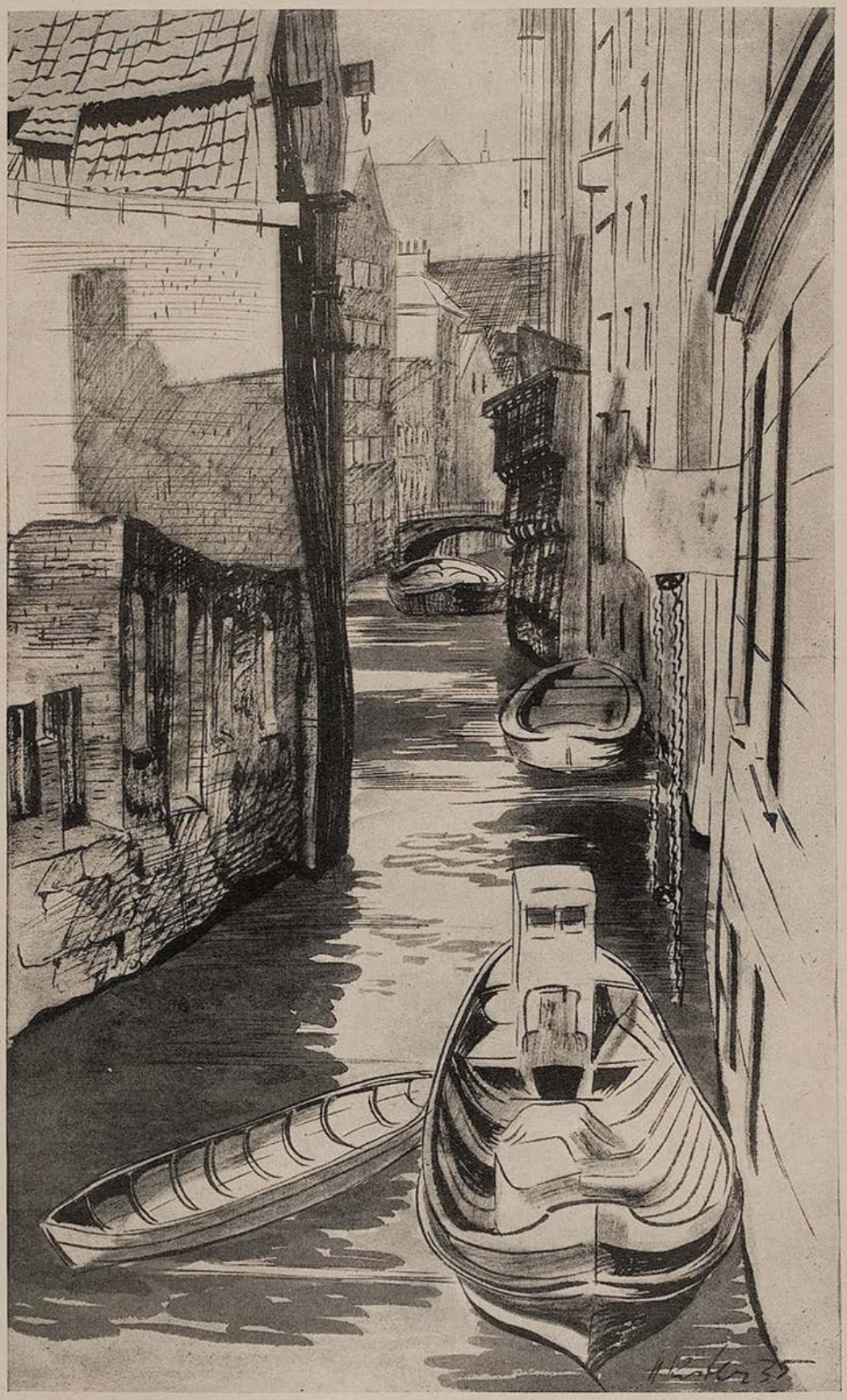
„Aber man kann doch nicht bei jedem Mann, mit dem man einmal kokettiert hat, anfangen zu verwirklichen, wie Sie sagen", sagt sie zwischen Scham und Unsicherheit. „Da ist doch etwas falsch."

„Ja, es ist etwas falsch", sagt er, „aber nicht das Verwirklichen, sondern das Kokettieren. Man darf nämlich nicht mit jedem Mann kokettieren. Man darf nicht so tun, als lebe man, als liebe man, sonst ist man ein Schwindler. — Wollen Sie denn sagen, daß Sie mit mir bloß kokettiert haben?" fragt er und setzt sich vor ihr in Positur.

Sie schweigt, sie ist verwirrt, sie hatte nichts überlegt, als sie im Foyer an ihm vorüberging. Es hatte sie gedrängt, an ihm vorbeizugehen, das war alles. Auch das Samenkorn überlegt nicht, ob es die Spitze aus dem Boden herausstrecken soll. Und das soll Folgen haben? — Träumen oder leben? Sie ist für's Träumen, sie hat Angst vor dem Leben, aber es scheint, er ist für's Leben. Wie er schon in den Wagen hereingesprungen ist! Sie schweigt immer noch, sie weiß nicht, was sie sagen soll.

„Ich hätte uns nicht zu Verstand kommen lassen sollen", sagt er leise und mit einem Vorwurf für sich selbst. Er sieht sie an, und da bemerkt er, daß sie gerade dabei ist, den Verstand wieder zu verlieren, und er schweigt ganz schnell. Er berührt zum drittenmal mit äußerster Behutsamkeit ihre Hand und fährt den Handrücken entlang, und in diesem Augenblick wird es etwas dunkler im Lokal. Der Kellner findet, daß es Zeit ist zu gehen und hat ein paar Lichter ausgedreht. Die beiden Vermouthgläser sind leer, es scheint, die wollen hier übernachten, denkt er.

Gleich wird er sich räuspern, gleich wird er mit Geld klappern, inzwischen vergehen ein paar Sekunden, die zwischen Traum und Leben liegen. Sie hat ihm ihre Hand gelassen und glaubt, daß sie träumt, und er liebkost sie und fühlt, daß er lebt.



Der Kanal — Heinz Kistler

Porträtstudie — Rolf v. Hoerschelmann

Kleine Geschichte aus dem heutigen Rußland

Nach dem Russischen des Michail Soschtschenko von Irmela Linberg

Der Gatte von heute

Was, meine lieben Mitbürger, geschieht an der Familienfront? Welche Probleme erwachsen insbesondere jenen Männern, deren Gattinnen in den öffentlichen Ressorts des politischen Kampfes stehen? Wie wird ihr Verhalten in Zukunft sein müssen?

Da begab sich neulich eine dumme kleine Geschichte. Ich komme nach Hause, will die Tür meines Schreibzimmers öffnen — sie ist von innen verschlossen...

„Manjuschka", rufe ich meiner Frau zu, „ich bin es, dein Wassjka, mache doch auf."

Schweigen.

Sie will mich wohl necken.

Da vernehme ich hinter der Tür die Stimme von Mischka Botschkoff. Mischka Botschkoff ist unser Untermieter und zugleich Gehilfe meiner Frau im Kommissariat, muß ich vorausschicken.

„Ach", ruft er, „das bist du, Wassilij Ivanowitsch? Bitte, gedulde dich noch eine Minute! Wir werden gleich aufmachen, lieber Freund, einen Moment noch!"

Mir war, als ob man mich mit einem Klotz vor den Kopf gehauen hätte.

„Ja, liebe Mitbürger", dachte ich, „was geschieht, was begibt sich da an der Familienfront? Der eigene Gatte wird nicht mehr eingelassen..."

Ich festigte meine Stimme und sprach: „Sofort öffnest du, Mischa, verdammtes Luder. Brauchst keine Angst zu haben. Ich werde mit dir keinen Ringkampf veranstalten!"

Ich will nämlich ganz offen zugeben, daß ich mich mit ihm gar nicht raufen könnte, denn ich bin klein und von schwächlicher Konstitution. Außerdem hat er Vorunterricht genommen, ich aber bekomme bei der heftigen Körperbewegung immer Magenkrämpfe. Der Feldscher hat mir einmal gesagt: „Sie haben so eine spielerische Verdauung." Kurz und gut, mit einem Wort, aus all diesen Gründen kann ich mich eben auf Ringkämpfe nicht einlassen.

So klopfte ich denn nochmals an die Tür.

„Öffne!" befahl ich, „du alter Herumtreiber."

Er: „Mach die Tür nicht kaputt, Teufelskerl! Ich werde sofort aufmachen."

„Liebe Mitbürger", dachte ich, „was soll das werden? Er hat sich mit meiner Frau eingeschlossen und verbietet mir sogar, an der Tür zu rütteln!"

„Diese Sekunde noch, wirst du öffnen!" brüllte ich, „oder ich werde einen Lärm schlagen —"

Er: „Aber lieber Wassilij Ivanowitsch, kannst du dich denn nicht ein bißchen gedulden. Setze dich auf den kleinen Divan im Flur. Wirf nur nicht das Feuerzeug herunter, das ich extra hingelegt habe, damit du dir Licht machen kannst."

„Brüder", dachte ich, „liebe Genossen, wie kann solch lasterhaftes Subjekt nur in einem derartigen Augenblick noch in ruhigem Ton von einem Feuerzeug reden? Was — was wird aus dieser Sache noch werden?"

Er aber räsonierte noch hinter der Tür: „Nein, Wassilij Ivanowitsch, so lange ich dich kenne, bist du stets ein Spießer gewesen und als Spießer wirst du auch enden."

„Meinetwegen", antwortete ich wütend, „meinetwegen bin ich ein Spießer! Aber jetzt — jetzt werde ich sofort die Polizei holen."

Damit rannte ich auf die Straße zum Schutzmann.

Der erwiderte auf meine Vorstellungen: „Ja, lieber Genosse, ich kann hier eigentlich nichts unternehmen... Wenn man", so erläuterte er mir, „versuchen würde, sie totzuschlagen, oder zum Beispiel bei allgemeinen Familienzwistigkeiten aus dem Fenster zu stürzen, da könnte ich eingreifen — aber so" —

er zuckte die Achseln. „Im Grunde ist ja da oben bei Ihnen gar nichts Besonderes los; es ist alles in Ordnung und nichts Außergewöhnliches geschieht. Wissen Sie was, lieber Genosse, gehen Sie doch wieder zurück in Ihre Wohnung. Vielleicht läßt man Sie jetzt eintreten."

Ich wieder hinauf. In der Tat — eine halbe Stunde später öffnete Mischka Botschkoff die Tür.

„Ich bitte", sagte er, „hereinzukommen. Jetzt ist es gestattet."

Ich rannte wie ein Besessener in das Gemach. Mein Himmel, wie sah es darin aus: es war vollgeraucht, der Teppich mit Papierfetzen besät, überall lagen Aktenmappen, Bleistiftstummel, Ordner. Übrigens saßen um den Tisch versammelt sieben Personen. Außer meiner Frau und Mischka Botschkoff noch drei Weiber und zwei Männer. Sie schrieben alle mit großem Eifer auf Kanzleibogen. Augenscheinlich hatte eine Sitzung stattgefunden. Ich bin nicht daraus klug geworden. Alle blickten mich an und brachen in lautes Gelächter aus.

Ihr Vorsitzender jedoch, Mischka Botschkoff, stand über den Tisch gebeugt und wollte, wißt ihr, vor Lachen augenscheinlich ersticken.

„Entschuldigen Sie, gnädigster Herr", stieß er endlich zwischen den Lachsalven hervor, „daß wir uns einen kleinen Scherz mit Ihnen erlaubt haben. Wir wollten nämlich gerne wissen, wie sich heutzutage Gatten in solchen Fällen benehmen würden . . ."

Giftgeschwollen antwortete ich: „Ihr Gelächter, meine Herren, ist durchaus überflüssig. Wenn" — so erklärte ich — „Sie hier eine Sitzung abhalten, so müssen Sie das vorher bekannt geben, zum mindesten einen diesbezüglichen Zettel außen an die Tür heften. Und überhaupt —" schloß ich eindrucksvoll, „wenn geraucht wird, soll unbedingt das Fenster offen gehalten werden, sonst wird die Luft zu schlecht."

Nun, sie hielten noch eine Weile ihre Sitzung ab und verließen dann allesamt das Haus. Ich hielt sie wahrhaftig nicht zurück . . .

Wie mahne ich meine Schuldner?

Von Wilhelm Lichtenberg

Es werden sehr viele Bücher auf den Markt gebracht, die praktisches Wissen vermitteln sollen; aber das Allerallerpraktischste fehlt leider immer noch: Das Buch „Wie mahne ich meine Schuldner?"

„Wie bleibe ich jung und schön", „Wie feßle ich meinen Mann", „Wie erringe ich Gegenliebe" — das gibt es alles schon. Aber — leider — der Erfolg aller dieser Anleitungen hängt immer und ewig von der Kardinalfrage unseres Lebens ab, ob unsere Schuldner auch zahlen. Denn wer könnte jung und schön bleiben, sich von seiner Frau fesseln lassen oder Gegenliebe erringen, wenn unsere Schuldner sich mit der gewissen charakteristischen Bewegung den Bart streichen und ständig in der Ichzahlnichtspose verharren?

Also, das Werk „Wie mahne ich meine Schuldner" muß geschrieben werden! Ich kann freilich nur den Tip geben, ausführen muß ihn ein anderer. Wie schon so oft.

Denn mit den guten alten Mitteln kommen wir den Leuten, die uns Geld schuldig sind, nicht mehr bei. Das Schuldenmachen hat sich in letzter Zeit bis zu einer verblüffenden Technik entwickelt. Nur das Mahnen hält noch immer bei der — sagen wir — Postkutsche. Hier liegt eine ungesunde Diskrepanz. Und deshalb genügt es nicht mehr, unseren Schuldnern höflich mitzuteilen, daß man bei Durchsicht seiner Bücher bei ihnen etwas offen gefunden hat. So eine altertümliche Formel wirkt in unserer Zeit nicht mehr.

Was muß man also tun, um seine Gelder auch wirklich hereinzubekommen? Man muß psychologisch, individuell, modern, up to date vorgehen. Man muß den Schuldner mit ungeahnten Coups im letzten Winkel seines Herzens packen. Bis ins Innerste seiner Seele muß man vordringen, ihn läutern, erschüttern, überwältigen.

Kurz, man muß die Mittel der modernen Seelenheilkunde anwenden. Am besten, man stelle zur Abfassung seiner Mahnbriefe Seelenärzte an. Ganz große Firmen werden sich Professoren anstellen, mittlere Dozenten, kleinere einfache Doktoren; aber ohne Psychopathologen sollte heutzutage keine Firma mehr arbeiten. Wer sich aber keine akademisch graduierten Mahner leisten kann oder will, der schaffe sich das Buch „Wie mahne ich meine Schuldner" an, sobald es nur herauskommt.

Unterscheiden wir: Welche Arten von Schuldnern gibt es?

1. Solche, die nicht daran denken, ihre Schulden zu bezahlen.
2. Solche, die nicht im Schlafe daran denken, ihre Schulden zu bezahlen.
3. Solche, die sich lieber den Kopf abhauen lassen, als ihre Schulden zu bezahlen.

Man muß diese drei Kategorien streng auseinander halten, weil sie nicht gleichmäßig zu behandeln sind. Hier eben kann nur der Psychiater entscheiden, welches System angewandt werden müsse.

Die Nachtwache — Hermann Ebers

Am leichtesten wird man es mit jenen Schuldnern haben, die einfach nicht daran denken, zu bezahlen. Bei ihnen genügt als Mahnung eine kleine, empfindsame, womöglich dichterische Schilderung menschlicher Sehnsüchte. Etwa so:

„Fa. Robert Ausgleicher,
Hier.

Mein sehr verehrter Herr!

Verzeihen Sie bitte, wenn ich es wage, Ihre kostbare Zeit mit dem an sich gewiß überflüssigen Hinweis geziemend in Anspruch zu nehmen, daß Sie noch eine unbewegliche Post in den Büchern meiner Wenigkeit stehen haben. Bei Gott, ich hätte es nie und nimmer getan! Denn ich weiß nur zu wohl, daß Kaufleute heute andere Sorgen haben, als ihre Schulden zu bezahlen.

Aber, gestatten Sie, verehrter Gönner, ein kleines, eigenartiges Erlebnis gibt mir den Mut, mich Ihnen anzuvertrauen.

Unlängst besuchte ich den Südbahnhof. Oh, nicht um zu verreisen — wohin sollte ich, ein Mensch, der nur die bescheidene Tätigkeit ausübt, anderen Menschen Waren zu leihen — verreisen? Nein, ich brachte einen Geschäftsfreund zum Zug. Sehnsucht, nach zwei, drei Tagen Erholung im Herzen, betrat ich die Bahnhofshalle, wohl wissend, daß Extravaganzen für mich nicht in Frage kommen. Plötzlich hatte ich das große Vergnügen, Ihre hochverehrte Frau Gemahlin im Trubel der Abreisenden zu erblicken. Sie bestieg den Train bleu, um nach der Riviera, in den ewigen Frühling, zu fahren.

Oh, denken Sie bitte nicht, daß ich der gnädigen Frau dieses harmlose Vergnügen mißgönnt hätte! Wie dürfte ich es wagen! Aber ein ganz klein wenig Herzweh beschlich mich doch. Nicht nach der Riviera! So hoch fliegen meine Wünsche nicht! Ich würde mich schon mit einem winzigen Dörfchen glücklich schätzen, in dem ich ein paar Tage fern von der Großstadt verbringen dürfte! Aber ...

Und hier kommt das große Aber. Meine bescheidene Sehnsucht ließe sich nur verwirklichen, wenn Sie die Güte haben wollten, den Betrag, den Ihnen zu leihen ich die außerordentliche Ehre hatte, an mich gelangen zu lassen. Sie könnten so den Traum eines vielgeplagten Großstadtmenschen nach ein wenig Luft und Sonne fördern helfen.

Darf ich also ergebenst hoffen? Sollten Sie Ihrer Frau Gemahlin nach Nizza schreiben, so bitte ich, meine besten Handküsse anzufügen, mit dem Wunsch für gute Erholung und Unterhaltung. Wie ich übrigens höre, haben Sie, verehrter Herr Ausgleicher, die Absicht, Ihrer Frau Gemahlin sehr bald an die Riviera nachzufolgen. Auch Ihnen alles Gute und Schöne!"

Etwas schwieriger sind jene Schuldner zu behandeln, die nicht im Schlafe daran denken, zu bezahlen. Man muß es versuchen, durch lyrische Tiefbohrungen bis zu ihrem besseren Ich zu gelangen. Ungefähr so:

„Fa. Nehmer & Sohn
in Solvenz.

Wir sind uns wohl eins darin, verehrter Herr Nehmer, daß wir in einer entgötterten, schlechten Welt leben. Ist der Mensch gut? Nein. Er ist es nicht. Mit dieser Feststellung hoffe ich, die wesentlichste Saite Ihrer Seele zum Klingen gebracht zu haben. Aber trotzdem gibt es eine erfreuliche Oase in dieser Seelenwüste: die Firma Nehmer & Sohn! Während ringsumher kein Mensch daran denkt, seine Schulden zu bezahlen, weiß ich, daß es nur eines schüchternen Appelles an Ihre menschliche Größe bedarf, um Ihr Konto bei mir wie durch einen Zauberhauch glattzustellen. Oh, erzeugen Sie mir diese himmlische Fata morgana — schicken Sie! Geben Sie mir den Glauben an die Menschheit wieder — schicken Sie! Erlösen Sie mich aus diesem häßlichen Gläubigerdasein — schicken Sie! Schicken Sie!"

Ganz schwierig wird es bei den Schuldnern, die sich lieber den Kopf abhacken lassen, als zu bezahlen. Hier muß ein Tragiker als Mahner her. Einer, dem ein Gott zu sagen gab, wie ein Gläubiger leidet. Und zwar so:

„Mein Herr!

Oh, könnten Sie Ihren erschütterten Blick auf jene Seite meines Saldokontos werfen, die Ihren Namen trägt! Oh, könnten Sie! Sie würden erkennen — es ist keine Seite eines

Waldecke — Hermann Mayrhofer-Passau

Saldokontos mehr! Es ist ein aufgeweichtes Etwas. Ein Sumpf, den meine heißen Tränen geweint haben. Wo ehemals eine stattliche Endziffer stand, hat sich jetzt ein verwischtes Etwas jämmerlich breit gemacht. Nur ahnen kann ich, daß Sie bei mir noch 5673 Schilling zu begleichen haben. Nur ahnen ... Oh, ersparen Sie sich den Anblick dieses tränenschweren Saldokontos! Blicken Sie lieber in mein zerrissenes Herz! Und wenn Sie dann noch auf dem Standpunkt stehen, daß Sie sich lieber den Kopf abhacken lassen, statt zu zahlen, will ich gottergeben in den finsteren Orkus hinabsteigen, aus dem es keine Wiederkehr gibt. Aber geben Sie mir doch die Hoffnung, daß es auch in d i e s e m Leben einen Zahltag gibt! Verweisen Sie mich nicht auf das Jüngste Gericht, weil ich nicht mehr in der Lage bin, diese unendlichen Prozeßkosten zu tragen. Zahlen Sie! Und seien Sie gesegnet für Ihre Gnade!"

Ich glaube hier wieder einmal neue Wege gewiesen zu haben. Und jetzt — heraus mit dem Buch „Wie mahne ich meine Schuldner"!

Pfingstterzinen

Von Heinz Rusch

Von grünerm Grün war nie das Land geweiht,
Nie hob der Himmel höher sich hinauf,
War Luft geliebter, milder diese Zeit.

Die Bäume wehen dünn am Wasserlauf,
Mit Stämmen. blaß wie Silber und bejahrt.
Die Welle gleißt und duftet kühl herauf.

Der Gott verweilt auf seiner langen Fahrt,
Er gab den Stimmen Kraft dahinzuhallen,
Er hat sich selber blühend offenbart:

Er ging im Wasser, durch die schwarzen Wälder,
Er ließ den Segen in die Furchen fallen,
Er wuchs als Blume weiß im Schoß der Felder ...

Das ist die Zeit, begnadet weit vor allen.

KUNGURES

Von L. C. v. Reppert-Rauten

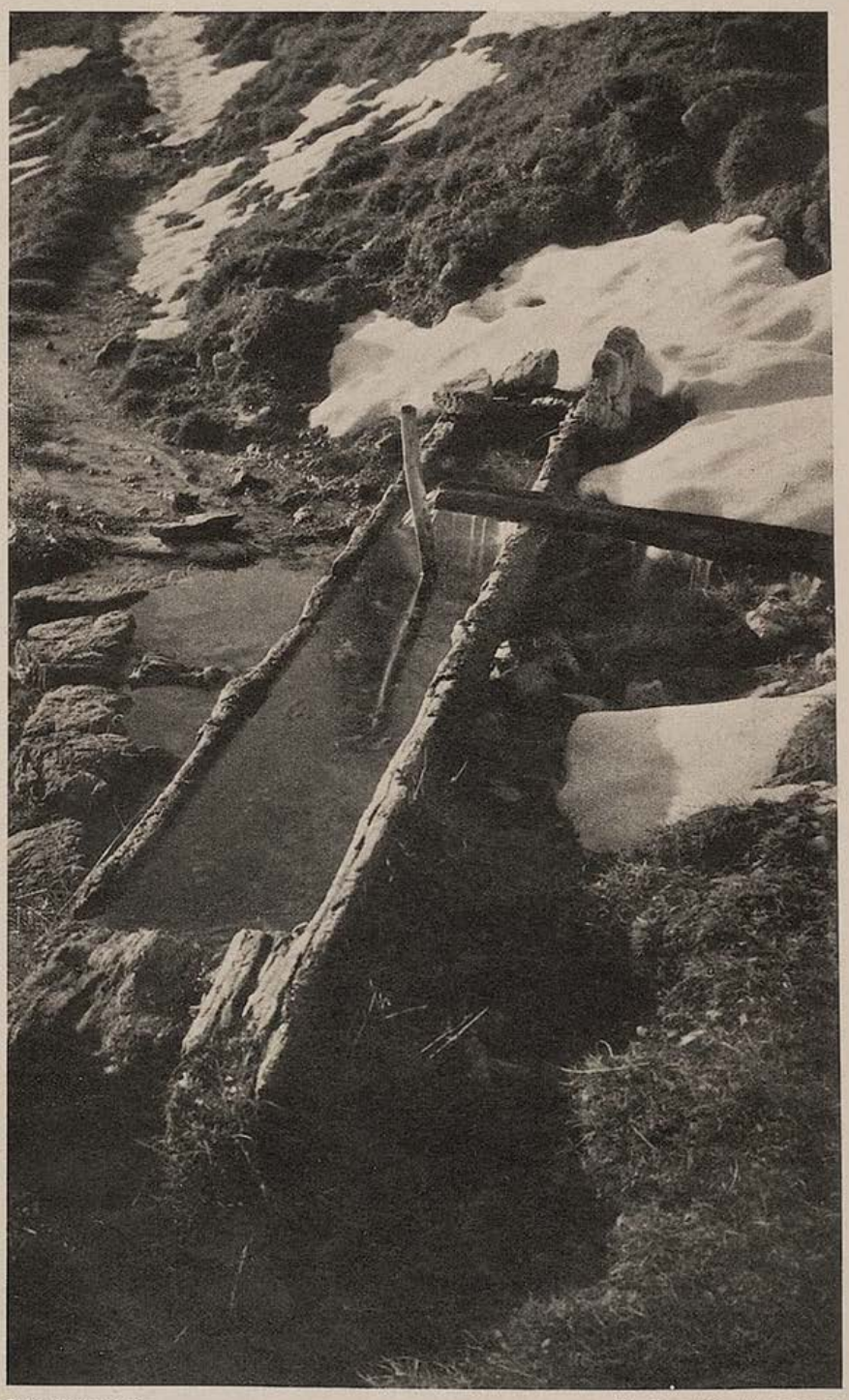
Dort liegt im heißen südafrikanischen Sand der Store und Ausschank des Mr. Vollgatter. Ein schmutzig-weißes Backsteinhaus mit Wellblechdach und einem armseligen, verandaartigen Vorbau, an dem die Pad nach dem Süden in die Kapkolonie vorüberführt. Lastende Einsamkeit ringsum. So weit der Blick reicht: Sand und Sonnenglut.

Hier dient das Hereromädchen Kungures. Sie ist jung, schlank und hat stille, katzenhafte Bewegungen. Ihre dunkeln Brüste brechen wie Urwaldknospen oberhalb eines breiten, schwarzen Gürtels aus dem grellroten Kattunkleid. Ihre großen, etwas schräg stehenden Augen sind nur Augen, ihre schimmernden, weißen Zähne nur Zähne, ihre matt leuchtende dunkle Haut ist nur Haut — sie ist die Inkarnation des schwarzen Weibes.

Die Männer, die Mr. Vollgatters Store besuchen — Frachtfahrer, Zollbeamte, Farmarbeiter und Unkontrollierbare — sind ernst wie der Teufel hinter ihr drein. Wenn man das Hereromädchen Kungures fragen würde, wie sie selbst zu alledem stehe: zu ihrem Dienst, zu dem fürchterlichen Mr. Vollgatter, zu den nicht mißverständlichen Wünschen der weißen Männer — würde sie ihre schmale lange Hand ein wenig aufheben, den Kopf grinsend zur Seite wenden und ein erstaunt, verlegen kokettes „Ai!" ausstoßen. Kungures ist eine völlig unproblematische Natur. —

Jetzt hockt sie auf der Schwelle der halbgeöffneten Eingangstür an der Veranda; hinter ihr an den beiden trüben Fenstern des Schankraums summen unzählige Fliegen im Akkord mit einem tiefen, gleichförmigen Grunzen, das aus dem Düster hinter der mit Flaschen und

(Fortsetzung S. 251)



Die Tränke — Heinz Kistler phot.

Kleine Geschichten von großen Musikern

Von Hermann Ulbrich-Hannibal

Johannes Brahms liebte es, Geschenke zu machen, aber er entzog sich gern jeder Dankesbezeugung.

Als er nach einem Besuch bei seinem Vater in Hamburg sich wieder von ihm verabschiedete, sagte er zu ihm: „Weißt du, Vater, in allem Mißgeschick ist und bleibt die Musik die beste Trösterin. Lies nur fleißig in meiner alten Saul-Partitur und du wirst finden, was du brauchst."

Als der alte Brahms sich dann einmal in einer schlechten Stimmung an der Musik trösten wollte, schlug er das Werk seines Sohnes auf und wurde in den Notenblättern durch eine stattliche Banknote überrascht.

Er hatte tatsächlich gefunden, was er brauchte.

*

Liszt liebte es wie die meisten Künstler nicht, von aufdringlichen Gastgebern ausgenutzt zu werden.

Als er eines Tages wieder von einem reichen Mann nach Tisch gebeten wurde, etwas zu spielen, trat er ans Klavier, drückte die Tastatur einmal hinauf und hinunter und sagte: „So, mein Diner ist bezahlt."

*

Als Reger sein erstes Konzert in Meiningen gegeben hatte, wurde er von einer Prinzessin mit Lobsprüchen überhäuft.

„Ich bedauere", so sagte die von dem Komponisten entzückte Prinzessin, „daß man während des Spiels nur Ihren Rücken hat bewundern können."

„Hoheit", erwiderte Reger lachend, „das hat nichts auf sich. Das ist nämlich eine Eigentümlichkeit von mir, daß ich von hinten gerade so ausschau wie von vorn."

Er meinte damit, daß man seinen Namen auch von rückwärts lesen kann.

*

Als Mozart zu der Uraufführung des „Don Juan" selber die Rollen mit den Sängern einstudierte, ärgerte er sich über die Sängerin, die die Rolle der Zerlina sang und im ersten Akt bei der Ergreifung durch Don Juan nicht genug aufschrie.

Er ließ die Szene mehrere Male wiederholen, aber es half nichts, die Sängerin war nicht zu bewegen, etwas mehr auf die Wünsche des Komponisten einzugehen.

Da ließ er die Szene noch einmal aufführen, verließ das Orchester, begab sich auf die Bühne und packte die Sängerin in dem Augenblick, wo sie von Don Juan ergriffen wird, an der für das Sitzen wichtigen Körperstelle so hart an, daß sie vor Schreck aufschrie.

„So ist es recht", sagte Mozart, „so muß man aufschreien."

*

Gounod wurde schwärmerisch von den Frauen verehrt.

Als ihn eines Tages eine reiche Dame in seiner Villa besuchte, entdeckte sie auf dem Kamin des Zimmers, in dem der Musiker gefrühstückt hatte, einige Kirschkerne. Sie ergriff sie und ließ sie in ihrem Handschuh verschwinden, ohne daß Gounod etwas bemerkte.

Als Gounod später bei der Dame zu Besuch war, zeigte sie ihm stolz einen als kostbare Reliquie in Gold gefaßten Kirschkern.

Gounod lachte und sagte: „Aber Madame, ich esse ja niemals Kirschen. Alle, die auf den Tisch kommen, verzehrt mein Diener Jean."

*

Als Grieg auf das Konservatorium in Leipzig kam, wurde ihm ein Heft überreicht, das ihn über die Vorzüge des Instituts aufklären sollte.

Er konnte aber trotz seiner guten deutschen Sprachkenntnisse den Inhalt des Heftes nicht aufnehmen, da gleich der erste Satz eine halbe Seite lang war, so daß er die zusammengehörenden Satzteile nicht auffinden und sinnvoll verbinden konnte.

Er bat daher einen Studienfreund, ihm das Wichtigste des Heftes in gewöhnliches Deutsch zu übertragen.

Der Studienfreund sah ihn groß an und sagte, daß es richtiges Deutsch sei.

„Ach", antwortete Grieg, der das verschachtelte Amtsdeutsch nicht auf den norwegischen Schulen gelernt hatte, „ich dachte, das wäre der berühmte Leipziger Dialekt."

*

Schubert war ein gefürchteter Lehrer und scheute auch bei den großen Mädchen nicht davor zurück, den Stock in Tätigkeit zu setzen.

Das hat er aber schwer büßen müssen.

Er war in eine Bäckerstochter unsterblich verliebt und zeigte sich nach einem Rendezvous mit ihr immer sehr aufgelebt.

Um so größer war er enttäuscht, als sich das Mädchen, die Resi, nicht mehr sehen ließ.

Er wußte nicht, wie ihm geschah, aber nach einigen Tagen erhielt er in Form eines Briefes die Aufklärung.

Der Brief lautete: „Lieber Herr Schubert! Vor drei Jahren, als Sie noch Schulgehilfe waren, und ich Ihre Schülerin, hatten Sie mir manches Detschen verabreicht, was ich Ihnen nie vergessen kann. Aus Dankbarkeit hierfür habe ich Sie eine Weile an der Nase herumgeführt, Sie — — Sie rabiater Schulmeister! Resi."

*

Verdi liebte es nicht, Autogramme zu geben. Er suchte sich auf alle mögliche Weise davor zu drücken.

Als ihn eine Dame schon wochenlang belagert hatte, schrieb er ihr daher ins Album: „Schöne und gute Damen sollen nicht von alten, traurigen, mißmutigen Leuten Autogramme verlangen. Damen sollten lieber Liebesbriefe sammeln."

Der Ast — Josef Hegenbarth

(Fortsetzung von Seite 249)

Tabakschachteln beladenen Take hervordringt. Dort schläft auf einem Stuhl Mr. Vollgatter.

Nach einer Weile schiebt sich aus der endlosen, sonnenüberlichteten Ferne ein Punkt heran, kommt ziemlich rasch näher, wächst ins Oval: ein Reiter, der bald darauf hinter dem Store abspringt, den Gaul mit einem Futtersack versorgt und mit kurzen, hastigen Schritten auf die Veranda tritt. Kungures hat sich nicht gerührt. Der magere Mensch, der in einem eng sitzenden Rock mit Uniformknöpfen und Sergeantenabzeichen steckt und einen Tropenhelm trägt, lauscht in den Schankraum hinein, faßt das Hereromädchen unters Kinn und fragt:

„He du — schläft er? Ist sonst niemand da? Komm her!..."

Dann bückt er sich zu ihr hinab und greift nach ihrer, das Kleid zur Seite drängenden Brust. Sein ausgedörrtes Gesicht verzerrt sich. Kungures, unwillig den mit einem gelben Kopftuch umwundenen Kopf schüttelnd, schiebt ihre Arme nach oben, erhebt sich nach rückwärts in die Stube weichend. Ein Stuhl kippt um. Mr. Vollgatter erwacht — ein schwammiges Ungeheuer von unbegrenzbaren Dimensionen.

Es ist unvorstellbar, daß der „Elefant", wie ihn seine Gäste nach der weit über den Mund herabhängenden Nase nennen, auch einmal ein richtiger, beweglicher Mensch gewesen ist, den man anblicken konnte, ohne zu erschrecken. Jetzt macht er den Eindruck eines riesenhaften, geräuschvoll atmenden Schwammes — eines grausigen Polypen, der im Begriff steht, sich zu entfalten.

„Elefant!" ruft der Zollsergeant. Doch der Elefant antwortet nicht. Ohne auch nur durch einen Blick aus seinen verquollenen Augenschlitzen Interesse zu heucheln, wälzt er sich mühsam durch eine hinter dem Schanktisch befindliche Tür hinaus. Kungures und der Sergeant sind allein.

„Bring zwei Elefantenwasser!" sagt der Zollbeamte, sich an einen Tisch setzend. Das ist ein grünlicher, süßlich scharfer Schnaps, den man in ganz Afrika nur in Mr. Vollgatters Store erhält.

Kungures bringt nur ein Elefantenwasser; doch der Sergeant zieht sie neben sich auf den Stuhl nieder, den er langsam immer näher zu sich heranschiebt. Gleich darauf hat er ihre Brüste gepackt. Kungures grinst, wehrt sich ein bißchen, sagt ihr vieldeutiges „Ai!" und zieht ihre Beine zur Seite. Jetzt beginnt der Sergeant, unsinniges Zeugs zu schwatzen:

„Du Federchen..." flüstert er heiser. „Du Maultröpfchen..."

Er befeuchtet seine dünnen, hitzerissigen Lippen mit der Zunge und schlägt ein Bein um Kungures' Knie. Dann aber gießt er unvermittelt den Schnaps hinab und heißt die Schwarze einen neuen bringen. Zitternd vor Erregung erwartet er sie. Doch Kungures läßt sich nicht mehr erwischen. Kläglich sitzt der Beamte mit vorgestreckten Armen an seinem Platz. Da kommt sie wieder näher. Heftig aufspringend greift er nach ihr, doch in diesem Augenblick öffnet sich die Türe.

Eduard Thöny

Das ist ein Kerl! Ein Kerl mit einer wilden Energie im Gesicht und einem Körper wie aus Eisenholz. Wortlos läßt er sich nieder, bestellt einen großen Rum, packt Kungures und stülpt sie ohne Umstände auf seinen Schoß — leise die Beine wiegend.

Der Sergeant zieht hilflos seine Finger durch den Rockkragen, stürzt dann sein Elefantenwasser hinab, richtet sich mit einem Ruck auf und kräht:

„Gesindel!"

Der andere hebt ruhig verweisend eine Hand über Kungures Schulter und lacht ein breites, vollzahniges Lachen. Nur seine hellen Augen ziehen sich drohend zusammen.

Der Sergeant klappert mit seinem Säbelchen, einem kurzen Ding in einer Lederscheide, und kräht abermals: „Schmugglergesindel!"

Der Fremde ist mit seinem Hereromädchen beschäftigt und achtet nicht auf die Dummheiten des Zollsergeanten. Das geht eine Weile. Aber als er seinen zweiten Rum getrunken und der Sergeant mit seinen Pöbeleien nicht nachläßt, hebt er Kungures heftig in die Höhe, steht auf und schüttelt sich wie ein liebestoller Leopard.

„Hast einen Sack?" fragt er das Hereromädchen.

Kungures streicht glühend an ihm vorüber, verschwindet und bringt einen Sack.

Die eilige afrikanische Dämmerung fällt wie ein Schatten in den Raum — draußen wie der Schlag einer fernen Hand, die sich auf das einsame, gottvergessene Land legt. Dunkel. Kungures kommt mit einem Kerzenleuchter. In seinem leise flackernden Licht gleich sie einer Ebenholzstatue, einer hingebenden Götzendienerin. Gleich darauf umschlingen sie wieder die harten Arme des Fremden.

Jetzt springt der Sergeant auf, sein kleiner Säbel blitzt im Kerzenschein. Kungures fühlt sich gegen den Schanktisch gedrängt. Der Säbel zerbricht, knackt zwischen zwei unerbittlichen Fäusten, fällt zu Boden. In wenigen Sekunden ist der Sergeant von Stricken umzogen und mit einem Knebel im Mund wehrlos wie ein Paket. Langsam schiebt sich der Sack von seinen Füßen her an ihm herauf. Nur der magere wutverzerrte Kopf mit den hervorquellenden Augen sieht noch hervor.

Und Kungures denkt: wie es wäre, dieses Bündel ein wenig mit dem Messer zu bearbeiten. Sie denkt es nicht bösartig, nein, ganz einfach — urtriebhaft: schwarz gegen weiß...

Dann verschwindet auch der Kopf mit dem verkrampften Gesicht in dem Sack. Der Zollsergeant wird wie ein Kind hinausgetragen in die unendliche afrikanische Nacht und quer über die Pad gelegt. Nichts weiter.

In seinem Sack hört er den Schrei der Schakale, den dumpfen Stoß der Eulen auf das Wellblechdach, hört das Nahen eines Wagens. Eine fürchterliche Angst beginnt sich seiner zu bemächtigen. Die Laute des heranrollenden Wagens kommen näher: das Stapfen der Ochsenhufe, dicht, ganz dicht... über ihm — zur Seite weichend. Das Knarren der Räder... Seine Brust weitet sich, weil er schreien möchte. Sein Hirn zieht sich zusammen und das Herz schlägt wie unsinnig. Blitzartige Überlegungen: „Wie oft hat er diesem Kerl vergeblich an der Grenze aufgelauert... wie groß ist seine Not: ohne Frauen... Kungures... Wie verflucht ist dieses Land! —" Die Räder knarren. Die Ochsen sind ausgewichen, doch der Wagen verharrt in der tief im Sande liegenden Spur...

Halten die Räder? Ja, sie halten zentimeterdicht vor seiner eingeschnürten Brust. Doch in diesem Augenblick entweicht etwas aus des unglücklichen Sergeanten Herzen und Hirn — etwas, von dem er eigentlich nie sehr viel wußte und von dem er erst in dieser Stunde erkennt, daß es etwas Köstliches, daß es das Leben ist...

Als der Frachtfahrer dieses Wagens in Vollgatters Schankstube eintritt, lösen sich zwei engumschlungene Gestalten aus dem matten Schein der fast heruntergebrannten Kerzen. Ein zufriedener, leise girrender Kehllaut Kungures' empfängt ihn. Dahinter glotzt, gleich einem Traumalp, der „Elefant" zur Türe herein. —

LEST DIE „JUGEND"

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

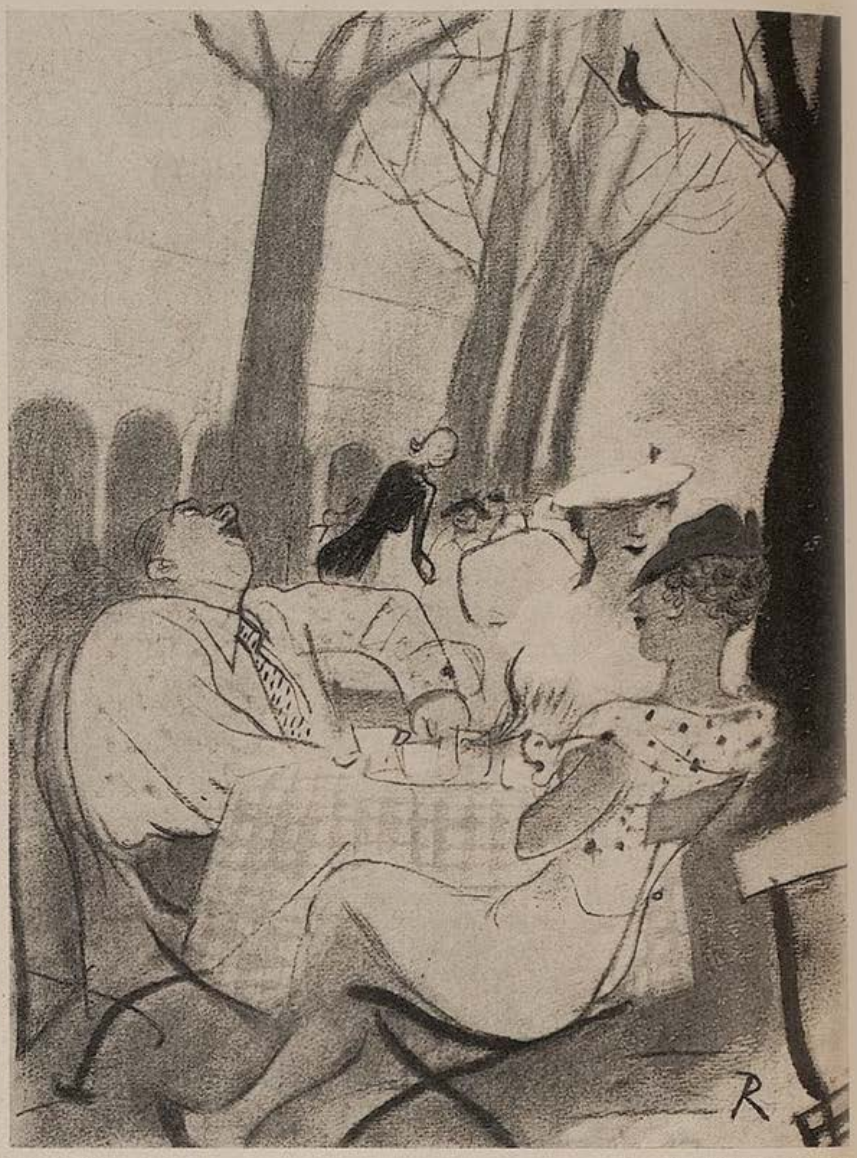
Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10



Im Hofgarten — Rudolf Kriesch

Liebe Jugend!

Der kleine Fritz kommt wieder mal zu spät von der Schule zum Essen nach Hause.

Gefragt, warum er denn wieder so spät daran sei, kam die Antwort, der Lehrer habe kurz vor Schluß der Stunde nochmals Stoffwechsel vorgenommen.

Nüchtern

„Ich war gestern abend nicht betrunken!"

„Aber du wurdest doch gesehen, wie du an einem Laternenpfahl hochgeklettert bist!"

„Das tat ich nur, weil mich ein Rudel Haie verfolgte!"

Freundinnen

„Du hast erzählt, ich wäre so alt, daß ich deine Mutter sein könnte!"

„Stimmt gar nicht! Ich habe lediglich gesagt, ich wäre so jung, daß ich deine Tochter sein könnte!"

Karlchen

Karlchen steht mit Mama vor dem großen Vogelkäfig im Zoo und beobachtet, wie ein Storch ihn lange ansieht. Da meint er: „Mutti, der Storch besinnt sich wahrscheinlich, ob er mich noch wiedererkennt!"

Herr Kille

„Ist Herr Kille wohl zu Hause?"

„Zu Hause ist er schon — aber wohl ist er nicht!"

Drei

„Ich arbeite für drei!"

„Mach doch keine Sprüche!"

„Freilich! Ich habe doch eine Frau und ein Kind!"

Vergleich

„Ellas Verlobung ist wie ein Gummiband!"

„Wieso?"

„Sie zieht sich in die Länge und geht doch nicht auseinander!"

Beim Friseur

„Die Schere ist ja vollkommen verrostet!"

„Tja — der Herr, dem ich eben die Haare geschnitten habe, hatte einen Wasserkopf!"

Er weiß woher

„Wie ich neulich abends spät heimkomme, erhalte ich auf dem Hausflur eine fürchterliche Ohrfeige!"

„Und was sagtest du da?"

„Guten Abend, liebes Weiberl!"

Erstaufführung

Ein Theaterbesucher zum anderen: „Hm, der Regen scheint noch immer nicht aufgehört zu haben!"

„Wieso?"

„Nun, weil noch gar niemand weggegangen ist!"

Wege zum Reichtum

„Sag', willst du dir nicht 100 Mark verdienen?"

„Na hörst du, bei den heutigen Zeiten, gerne!"

„Dann borge mir statt 150 nur 50 Mark!"

Unter Sonntagsjägern

„Warum kneifen Sie denn beim Zielen immer ein Auge zu?"

„Na hören Sie! Wenn ich beide zudrücken würde, möchte ich doch schon gar nichts treffen!"

Maçon

„Herrlich, diese Sonne, Liebling ... alles blüht, alles wird fruchtbar, was ihr Strahl berührt ..!"
„Vielleicht gehen wir ein bißchen in den Schatten, wenns Dir recht ist."

Tiefste Trauer

„Trauert die junge Frau Rosenblüm sehr um ihren verstorbenen Mann?"

„Und ob! Die hat sogar den letzten Sommer am Schwarzen Meere zugebracht!"

Nachteil und Vorteil

„Trinken Sie nicht soviel! Es verkürzt das Leben um die Hälfte."

„Das macht nichts. Dafür sieht man auch alles doppelt."

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

For ever!

Als die Tochter William Wilberforces, des berühmten englischen Verteidigers der Negerrechte gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, der sich größter Beliebtheit erfreute, in Neuyork einmal über die Straßen ging, wurde sie erkannt, und die Menge begleitete sie mit dem Rufe „Miß Wilberforce for ever!" (für immer) bis zu der Wohnung ihres Vaters. Als sie eingetreten war, wandte sie sich mit einem holdseligen Lächeln ihren Huldigern zu und sagte: „Hoffentlich nicht für immer Miß (Fräulein) Wilberforce!"

MEHR HALTUNG!

Sofort gerade Haltung ohne jede Beschwerde erzielen Sie oder Ihr Kind durch den seit über 30 Jahre bekannten und bewährten Geradehalter **„Benefactor"** (Mark.-Artikel) Preis. für Herren u. Knaben RM 6.- für Damen und Mädchen RM 7.-

Angenehm., leicht., gänzl., unauffäll. Tragen. Es genügt folg. Maßangabe: Brustumfang, mäßig stramm dicht unter den Armen gemessen. Für Damen außerdem Taillenweite. Viele Anerkenn., dauernd Nachbestellungen zufriedener Kunden. Bei Nichtgefallen anstandslos Geld zurück! Auf Anforderung senden wir Ihnen gerne ill. Beschreibung.

E. Schäfer Nachf., A/102, Hamburg 36

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg, mit Porto 95 Pfg. in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90

Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer

Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer

Ministerpräsident Göring K. Bauer

Reichspräsident v. Hindenburg K. Bauer

Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer

Albert Leo Schlageter K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10

Reichsminister Darré K. Bauer

DIE FOTO-SEITE

Kleine Stadt

Sonnabend und Sonntag — das sind für uns Amateure die Zeiten, wo wir am ehesten Gelegenheit finden, um unserer Lieblingsbeschäftigung nachzugehen. Wir werden ein Programm vornehmen, das eine möglichst vielseitige Ausgestaltung zuläßt. So sei heute ein Ausflug in die Kleinstadt oder zu einem Dorf vorgeschlagen. Fahren wir also einmal mit der Bahn oder dem Postauto ein paar Kilometer hinaus. Es braucht nicht einmal weit zu sein.

Dabei lernen wir zugleich den engeren Umkreis unserer Heimat genauer kennen. Manches wird uns auffallen, das bis jetzt noch unbekannt war. Gerade durch eine Schau für unsere Kamera kann es lebendig werden und Anregung bringen.

Unsere fotografischen Motive dürfen wir nicht schlechthin malerisch auswählen, sondern müssen wir nach anderen Gesichtspunkten sehen. Hauptsache einer motivlichen Beurteilung sind die Tonwerte. Nicht allein in reinstem Hell-Dunkel-Gegensatz werden sie wirksam, sondern ebenso in ihren Mittelstufen. Feinste Unterschiede sprechen hier mit und sind ausschlaggebend. In ihrer gegenseitig richtig abgeglichenen Wiedergabe liegt der eigentliche Wert unserer Aufnahmen. Mit panchromatischem Material werden wir unter reichlicher Belichtung keine Schwierigkeiten haben.

Über motivliche Belange ließe sich unendlich vieles sagen. Wir müssen nach dem Grundsatz der Vielseitigkeit arbeiten, dürfen uns aber nicht in einer Richtung festlegen. Insbesondere liegt die Gefahr nahe, nach dem so berüchtigten „Postkartenmotiv" zu greifen. Etwas Besonderes soll schon in die Aufnahmen gebracht werden. Durch die Wahl der Perspektive, die Art der Beleuchtung und Lichtführung, die Verteilung von Vorder- und Hintergrund stehen uns genug Möglichkeiten offen, um unseren Aufnahmen auch bildmäßige Reize zu geben.

In Sonderheit wollen wir auch an das Kleinmotiv denken. Indem wir einen Blick in Höfe und Winkel tun, werden uns genug Dinge auffallen. Brunnen, Hausschilder, Ornamente, architektonische Ausschnitte — das alles sind nur ein paar der vielen Möglichkeiten.

Durch geeignete Beleuchtung geben wir ihnen Plastik und Leben, die in den meisten Fällen Seitenlicht bedingen. Dann kommen Helligkeiten neben Schatten zu stehen, und beides wechselt vielgestaltig miteinander ab.

Für diese Kleinmotive ist Klarheit das Wichtigste. Es kommt also auf eine Herausarbeitung des Wesentlichen an, das Motiv soll vom Drum und Dran gelöst werden. Wir wählen den Aufnahmestandpunkt so, daß der Gegenstand sich in einer ruhigen Umgebung befindet, die insbesondere hinsichtlich ihrer Tonwerte im Gegensatz zum eigentlichen Motiv steht.

In dieser Beziehung leistet gerade die Mattscheibenkamera Wesentliches. Das Mattscheibenbild läßt eine sorgsame Beurteilung zu im Hinblick auf die räumliche Verteilung, gibt damit Anhaltspunkte für die Wahl der richtigen Perspektive, hebt aber zugleich auch die Tonwerte gegenüber den Farben, läßt also auch für die Bildmäßigkeit wichtige Schlüsse schon im voraus zu. Unter Benutung einer Mattscheibe brauchen wir auf Schußbereitschaft nicht zu verzichten; die Spiegelreflexkamera besitzt ja gerade größte Universalität.

Neben den geschilderten Möglichkeiten sei insbesondere die Darstellung des Menschen nicht vergessen. Als Staffage dient er zur Bildbelebung. Hier werden wir ihn selbstverständlich organisch in seiner Umwelt erfassen. Nicht im Sonntagsanzug mit Bügelfalte und fein aufgestellt, sondern ganz zwanglos. Das Gleiche gilt natürlich auch für eine Darstellung, bei der er zur Hauptsache wird. Handwerkliche Kunst finden wir gerade vielfach in der Kleinstadt. Indem wir den schaffenden Menschen in Verbindung mit seinem Werke darstellen, werden wir nicht nur Verständnis für ein oft uraltes Kulturgut gewinnen, sondern zugleich wesentlich für die Idee heimatlicher Kunst wirken.

Es besteht Gelegenheit zu einem regelrechten „Film", den wir als Bericht von der kleinen Stadt zusammensetzen. Er füllt eine Mappe oder ein Album, läßt sich aber auch als Diapositivserie verwerten. Dazu wird gleichzeitig etwas Regie erforderlich; wir brauchen im voraus ein kleines Programm, ohne natürlich Einzelheiten voraussehen zu können, müssen aber auch die Fotos wirksam kopieren oder vergrößern, um sie endlich in lebendiger Reihe zu einem Ganzen zusammenzufügen. Es sind das Aufgaben, die in den Bereich des Bildschnittes fallen, womit wir zugleich sehen, daß der Bildschnitt auch für das tote Bild seine Bedeutung hat — wenn auch in anderem Sinne als beim Film.

Belichtungsregeln

Von Blende zu Blende, wie sie auf der Kamera angegeben sind, nimmt die Belichtungszeit um das Doppelte ab bzw. zu. Dasselbe gilt beim Aufnahmematerial von jeweils 3/10 zu 3/10° DIN bzw. 3 zu 3° Scheiner. Ein helles Filter verlängert doppelt, ein mittleres dreifach. Im Schatten ist doppelt so lange zu belichten als im Sonnenschein. Eine gleiche Verlängerung der Belichtungszeit wird bei Seitenlicht gegenüber Frontalbeleuchtung erforderlich; im Gegenlicht sind vielfach vierfache Zeiten nötig.

Für Nahaufnahmen gilt: Wird der Aufnahmeabstand klein, beträgt er vier bis etwa zehn Kamerabrennweiten, so ist die doppelte, bei zwei bis drei Kamerabrennweiten die dreifache und bei einer bis zwei Kamerabrennweiten die vierfache Belichtungszeit nötig. Diese Regel ist ohne weiteres auch auf Vorsatzlinsen zu übertragen.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. I. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Der Trennungsstrich

Anton Leidl

Schmaler Streifen grünen Landes
in der Mitte jenes Bandes,
das wir rechts und links befahren,
während sich der Frühling regt . . .

Ach, er trennt uns ohn' Erbarmen
reißt uns herzlos aus den Armen
jenes Wunders, das den wahren
Hebel dieser Welt bewegt.

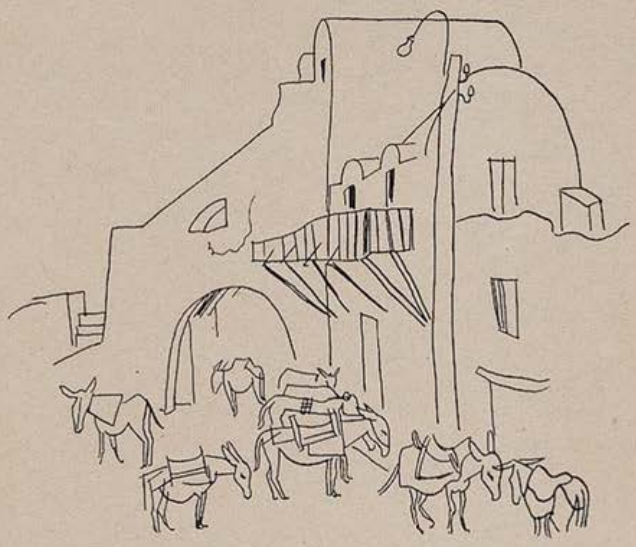
JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 17

Vorfrühlingszeit — Robert Büchtger

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 17



Aus Griechenland R. Seewald

NIBELUNGENTREUE AM MITTELMEER

VON CHRISTIAN KOBE

Die Bank, auf der Christof Heinrich lag, stand dicht am Kai jenes südfranzösischen Hafens, der im Vergleich zu seinem benachbarten und berühmten Bruder Marseille wie eine kostbare Miniature anmutet. Erstes Frühgrau kroch in den Hafen. Keine Bewegung, kein Laut. Kein Masteschaukeln, kein Bootsnasenreiben. Tiefe Stille.

Christof Heinrich hatte Hunger. Die ganze Nacht hindurch mit Freunden Wein trinken und debattieren, ohne die Möglichkeit zu haben, seinem Magen etwas kräftig Eßbares zuzuführen, hielt er nicht aus. Er hatte sich davongemacht und wartete geduldig, bis die Bar „Au Pauvre Diable" öffnete.

Jetzt huschten aus den Seitengassen ein paar Gestalten, sie erschienen wie Ratten auf zwei Beinen, zum Pauvre Diable. Dort war Licht. Der Deutsche räkelte sich auf der Bank; er sah seinen Wunsch erfüllt.

Schmal und lang ist dieser „Arme Teufel". Vorn rechts am Eingang quetscht sich die Theke an die Wand. In einer einzigen, langen Reihe kleben die Marmortische wie Konsole an der linken Seite. Unter einem Hafenbild, das André Duval, der einheimische Maler und nächtliche Saufkumpan Heinrichs, auf die nackte Wand gemalt hatte, verzehrte Christof drei Petits-Paquets.

Die zweibeinigen Ratten hielten sich nicht lange auf. Soll man vielleicht noch groß schwatzen, wenn es an die Arbeit geht? Fischer, barfuß oder in Sandalen, in Erwartung stundenlanger Schaukelei in Nußschalen auf dem Meere? Magere Steinbruchsarbeiter, Marokkaner und Neger darunter, mit dem Ausblick, nach einer Stunde Fußmarsch in dem unerbittlichen höllischen Backofen Steine herauszubrocken, die so heiß sind wie der beißende Meißel selbst? Kommen, eine Tasse schwarzen Kaffee trinken, und beim Gehen ein blaues Päckchen Zigaretten mitnehmen, geschieht in wenigen Minuten.

„Voilà le déserteur!" krähte plötzlich André Duvals Stimme; Stanlios, der Grieche und Müller, der junge Deutsche, folgten dem temperamentvollen Rufer. Sie ließen sich an Heinrichs Tischchen nieder. Der Besitzer kam und fragte, ob sie Kaffee wünschten.

„Keinen Kaffee, Patron, der Herr ist uns ausgekniffen; zur Strafe muß er eine Runde Bier ausgeben", befahl der Maler Stanlios.

Duval maulte, wenn man ihn schon in der Debatte nicht für voll nahm, so hatte er gehofft, sich wenigstens an Champagner schadlos halten zu können. Nun reizte es ihn besonders, daß dieser kaum zwanzigjährige Müller sich mit Stanlios über Malerei unterhielt, ohne daß sie seine gelegentlichen Einwendungen überhaupt beachteten. War er, André Duval, ein Nichts? Hatte ihn nicht ein deutscher Kunstexperte einen zweiten Rousseau genannt?! Mit Brachialgewalt drang er in das Gespräch ein und überschüttete Müller mit einem so heftigen Redeschwall seines Hafenkauderwelsches, daß dieser immer nur das Wort „peinture" verstand, und daraus schloß, daß von der Malerei gesprochen wurde. Aber Stanlios verstand. Plötzlich ruckte sein Kopf: „Halt's Maul, André, du redest wie ein Maurer!"

Duval brach ab. Maurer hatte dieser Grieche gesagt, ihn daran erinnert, daß er auch heute noch diesen Beruf gelegentlich ausübte. Er stierte Stanlios an. Diesen Hünen, mit ausladendem Brustkorb und Boxerarmen konnte man nicht ohne eigene Gefahr in die Fresse schlagen — aber, es gab andere Mittel, ihm eins zu versetzen. Von oben herab, verhalten giftig sagte er: „Maurer, Stanlios, pflegen wenigstens ihr Wort zu halten."

„Was soll das heißen?!" herrschte Stanlios den Maurer an.

„Seit drei Wochen bleibst du mir hartnäckig drei Flaschen Champagner schuldig, die du mir, wie man bei euch Offizieren sagt, auf „parole d'honneur" innerhalb vierundzwanzig Stunden versprochen hattest, Monsieur le Capitain!"

Der Hieb saß. Stanlios fuhr auf. Sein Arm stieß in die Luft — stoppte plötzlich — und floß in die lässige Geste eines ehemaligen Kavallerieoffiziers, die den Patron zur Bestellung herbeiwinkte. Er hatte sich beherrscht. Als Ausländer durfte er es sich nicht erlauben, die ihm einzig richtig erscheinende handgreifliche Antwort an Duval zu erteilen.

Duval bekam seinen Champagner. Da die anderen beim Bier blieben, mußte er die Flasche allein bewältigen. Es blieb nicht ohne Folgen.

„Du Bürschchen, du", krähte er plötzlich Müller an, „wer hat dir Hungerleider täglich zu essen gegeben, dich in meinen Sardinentopf greifen lassen, zu jeder Zeit Kaffee gekocht?! Und so etwas kennt einen auf einmal nicht mehr!" — Über den Tisch hinweg fuhr Duval mit Fäusten auf Müller los. Christof Heinrich, der bisher in behaglicher Ruhe den Beobachter gespielt hatte, stand auf und griff behutsam mit der linken Hand in den Kragen dieser lebendigen Windmühle; ein kleiner Ruck, kraftgespeist aus beinahe zweihundert Pfund Lebendgewicht, ließ Duval in seinen Stuhl zurückknacken.

„Aber André Duval, das dürfen Sie doch nicht tun", lächelte der deutsche Riese freundlich, „mein Gott, ein Maler von Rang", und mit einem Blick auf das Hafenbild an der Wand, „angesichts eines so ausgezeichneten Werkes von ihm selbst, prügelt sich nicht".

Duval ließ ab und bohrte nun seine kleinen nebelverhängten Augen in das Bild. Tausend Francs hatte er von dem Patron für die Anfertigung bekommen. Aber die Unkosten in Gestalt einer Unmenge von Apéritifs, die er zur Inspiration nötig gehabt hatte, waren hoch gewesen. Rechnete er die Farben und Materialien hinzu, war ihm nicht mehr als der Stundenlohn eines gewöhnlichen Handwerkers geblieben. Ein Wirt verschenkt nichts. Duval hatte eine neue Zielscheibe für seinen tiefen Groll. Er wankte zur Theke.

„Patron", schrie er laut durch die Bar, „wann willst du endlich mein Bild bezahlen?!"

Aus dem bleichen, etwas fetten, mit herunterhängendem schwarzen Schnurrbart bedeckten Gesicht des Patrons funkten zwei Augen mit viel Weiß. Hier stand Ehre und Reputation eines Inhabers auf dem Spiel.

„Du bist längst bezahlt, du Lümmel."

„Mit einem Trinkgeld abgespeist, du Ausbeuter!"

Das ist ein geheimnisvoller Griff: Mit der einen Hand wird der Hosenboden gepackt und gerafft, mit der anderen der Kragen umgedreht; so verfahren, sauste der Patron mit Duval durchs Lokal an die offene Tür — eine Bewegung, wie wenn man einen Eimer zum Ausleeren schwenkt, und dann machte es: Klatsch —

Der junge Deutsche wurde bleich, riß die Augen auf, wollte nachstürzen. Stanlios hielt ihn zurück: „Ruhig Müller, setz dich, er hat den Hinauswurf verdient."

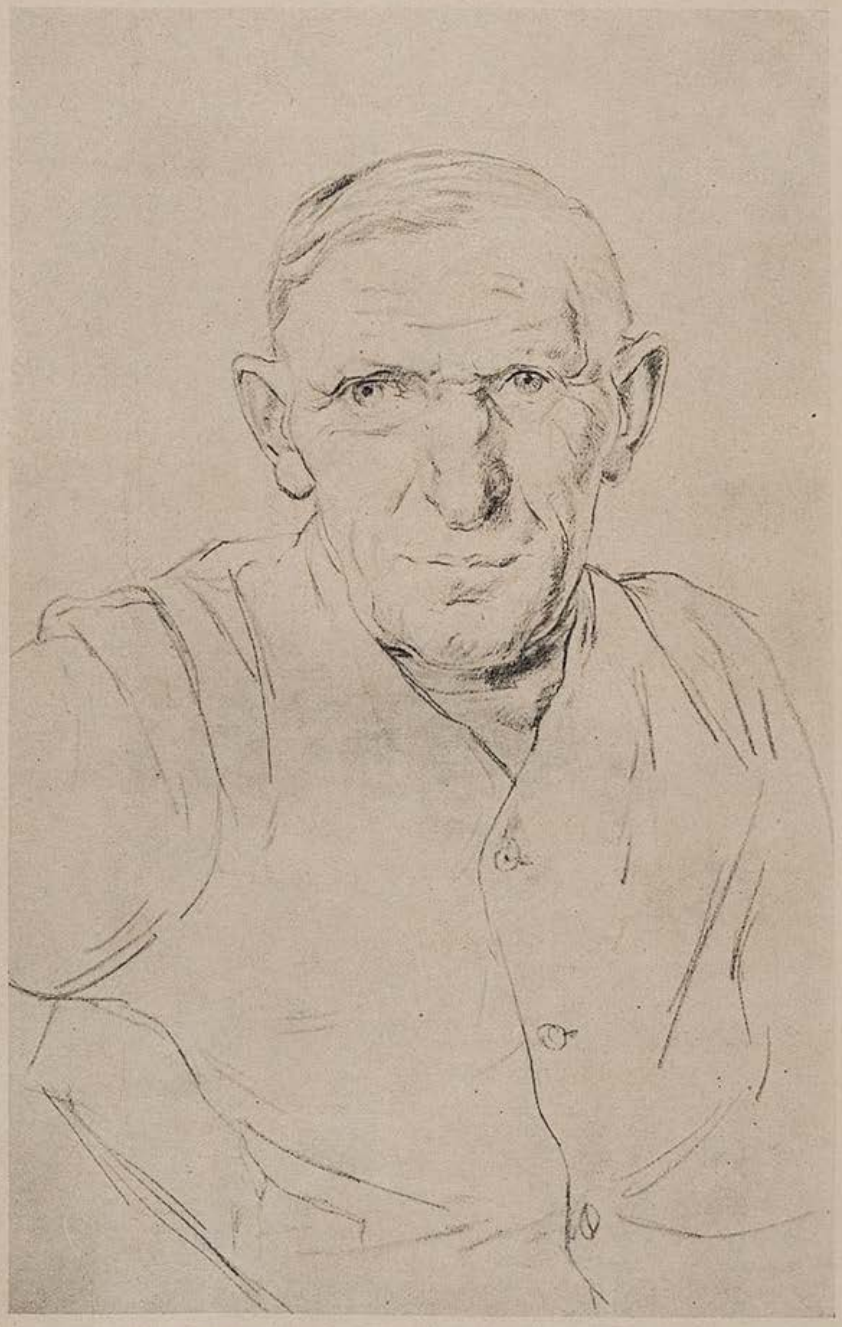
„Aber man muß ihm doch helfen, er ist doch unser Kamerad —"

„Besoffen ist er."

Unglückseliger Duval! Die Backe zerschunden, hinkend, kam er, ein Held in jedem Falle, in die Bar zurück — schrie die unflätigsten Schimpfworte.

Ein Arbeiter vorn an der Tür gefiel sich in der Rolle des Nachrichters. In dem Handwerk des Herauswerfens ungelernt, brachte er den Randalisten zwar vor die Tür, draußen aber setzte sich Duval zur Wehr und es gab eine muntere Keilerei.

Ein gut dressierter Hund legt sich, wenn „Platz" gesagt ist, neben seinen Herrn, wenn ihn auch seine Sehnsüchte vor Aufregung zittern lassen und ihn zu den interessantesten Dingen treiben — er bleibt liegen, solange er das Auge seines Herrn auf sich ruhen fühlt — und dann — ist er plötzlich doch entsprungen. Müller, auf ähnliche Weise von Stanlios gebannt, war ebenfalls entwischt und mitten drin. Mit gesenktem Kopf, stierängend, hieb er auf einen Franzosen ein. Da half kein Rufen. Christof Heinrich sprang auf und kam gerade noch zurecht, dem rasenden Müller einen wildgeschwungenen Stuhl zu entreißen. Er gab dem Rasenden einen Hieb, daß er taumelte und trug ihn festumklammert weg. Hinter der nächsten Hausecke stellte er ihn ab, zwängte ihn in einen Polizeigriff und riß ihn ein paar Straßenzüge weiter. Sie landeten auf der Bank eines



Schlesischer Bauer — Oswald Malura

Fregatten im Kampf **R. Dufour**

kleinen Platzes. Da saß der blonde Junge vom Niederrhein, Tränen vor Aufregung und Wut liefen ihm über die Backen: „Diese Hunde, Duval ist doch mein Kamerad —" Er machte Anstalten, wieder davonzueilen. Christof Heinrich hielt ihn zurück: „Wissen Sie denn nicht, mein Lieber, was es bedeutet, wenn hier in Frankreich ein Ausländer und gar ein Deutscher einen Franzosen schlägt?"

Müller schluckte, fuhr mit dem Ärmel über Nase und Augen und riß erstaunt die blauen Augen auf.

In einer Gasse hallten Schritte. Die beiden horchten beklommen, wer da kommen mochte. Der Grieche erschien; mit gesenktem Kopf eilte er an der gegenüberliegenden Häuserfront vorbei.

„Stanlios", rief ihn Müller an.

Die Luft schien dick zu sein, jedenfalls hörte der Grieche nicht und verschwand wie ein Schatten.

Müller schwieg. Christof schwieg. Stumm hockten die Deutschen nebeneinander; jeder im Kreise seiner Gedanken.

Christof Heinrich war ruhig, sachlich: Wird man Müller verhaften? — Würde er selbst, der Unbeteiligte, binnen vierundzwanzig Stunden zur Grenze abgeschoben werden? — Hat Stanlios uns wirklich nicht bemerkt? — Oder — ?

Müller war wirr, aufbegehrend, niedergedrückt, ordnungsuchend: Zugegeben, Duval hatte sich gegen ihn dumm und gegen den Patron flegelhaft benommen, aber, als es ihm ans Leder ging, mußte man ihm doch helfen. Er konnte doch nicht tatenlos zusehen, wie sie seinen Kameraden halbtot schlugen. — Und Stanlios — ?

„Gehen wir heim", sagte Christof nach geraumer Zeit. Er strich seinem Nebenmann über das Haar: „Es wird sich alles finden."

Als Christof Heinrich den jungen Burschen fürsorglich nach Hause gebracht hatte, und eben den kleinen Weinberg, in dem Müller wohnte, verließ, sah er Stanlios die gewundene Landstraße heraufkommen.

Erschöpft ließ sich der Grieche auf der breiten Böschungsmauer nieder, stellte einige Flaschen Bier ab; andere lugten aus seinen Hosentaschen.

„Mein lieber Freund Christof, was sagen Sie zu diesem Unglücksraben, dem Müller; denken Sie sich, er hat in seinem furor teutonicus einen völlig unbeteiligten Zuschauer vermöbelt, einen, der mit der Prügelei gar nichts zu tun hatte!"

„Auch dieses noch! — Wissen Sie das genau, Stanlios?"

„Ich komme, wie Sie sehen", Stanlios wies auf die Flaschen, „vom Pauvre Diable".

„Mir war vorhin, als seien Sie am Platz an uns vorbeigelaufen."

Stanlios versah sein Gesicht mit einem unschuldigen Lächeln: „Am Platz — ? ich habe euch bestimmt nicht bemerkt; ich schlug einen Bogen, um nach angemessener Zeit an den Kampfplatz zurückzukehren — auszukundschaften."

„Sagen Sie, was wird mit uns geschehen!"

„Eine schwierige Frage. Stärken wir uns erst. „Stanlios bot zu trinken an.

„Stanlios, müssen wir — binnen vierundzwanzig Stunden — ?"

„Wir müssen —"

„Ich habe es geahnt, also doch", stöhnte Christof.

„Wir müssen", wiederholte der Grieche und kniff ein Auge zu, „binnen vierundzwanzig Stunden eine Menge Geld ausgeben. Der unschuldig Verprügelte sitzt mit seinem Leidensgefährten, dem geschundenen Duval, im „Pauvre Diable" und sie trinken auf unsere Kosten Champagner. Das von Müller ausersehene Opfer schwur, die Polizei zu rufen. Mein Freund, es war nicht leicht, ihn davon abzubringen".

„Bravo, Stanlios", rief Christof und umarmte den Botschafter so freudiger Nachrichten, „Griechenland schätzt sich glücklich, einen so hervorragenden Maler sein Eigen nennen zu können, wo hielte es, hätte es sich Ihrer diplomatischen Künste ebenfalls versichert!"

Stanlios senkte salutierend die leere Bierflasche; dann stürzte er, die vollen Flaschen aufraffend, in den Weinberg, die steinerne Außentreppe des kleinen Hauses hinauf, in Müllers Kammer. Eine laute Kapuzinerpredigt hub dort an.

Christof Heinrich schwang sich auf die breite Umfassungsmauer.

Links wie rechts hohe silberzitternde Berge, zwischen ihnen floß das Tal ins Meer.

Olivenbäume, Weinberge, eingeschachtelte Gemüsegärten, Mauern, Rosenbüsche, Häuser.

Die kleine Stadt, die Kirche, der Hafen, der Arme Teufel. Menschen, Autos, Kräne, Dampfer und Fischkutter.

Das Meer, Segelboote, Horizont, Möven.

Christof Heinrich legte sich lang hin. Wolken — Schlaf.

Anekdoten

Eine nachteilige Tochter

Der französische Brigadegeneral Rouget de Lisle war als solcher pensioniert worden, obgleich er in diesem Rang bereits in der Armee gedient hatte. Deshalb fragte ihn einst die Marquise d'Aumont, warum er nicht als Divisionsgeneral pensioniert worden sei. „Daran ist die Tochter meines Bruders schuld", antwortete der General. Die Marquise sagte darauf erstaunt: „Aber Ihr Bruder hat doch gar keine Tochter gehabt." „Doch, Madame, nämlich die Marseillaise."

Ein Herzog als Bagage

Als die französische Armee auf dem Feldzuge von 1812 in Rußland vernichtet und veröffentlicht worden war, daß Heer, Pferde und Bagage verloren seien, kam Maret, Herzog von Bassano, in Paris an und wurde bei der Kaiserin Marie Luise gemeldet. Der auch in den Tuilerien anwesende Minister Talleyrand bemerkte dazu ironisch: „Da sieht man wieder einmal, daß alles übertrieben wird, denn es hieß doch, die ganze Bagage sei vernichtet. Und seht, Maret ist noch da."

Alte Stadt — Heinz Kistler

Die böse Meldung

Ein berühmter Gast — vom Burgtheater — gastierte einst in Brünn.

In einem Klassiker. — Die Proben waren schon ziemlich weit vorgeschritten, als der Gast — zwei Tage vor der Aufführung — eintraf. Alles klappte vorzüglich, bis auf einen Chorsänger, der einen Diener mit verschiedenen heiklen Meldungen zu spielen hatte. Dieser Ärmste, der bis dahin seine Rolle ausgezeichnet konnte und auch einwandfrei probiert hatte, war angesichts des berühmten Gastes von derartigen Hemmungen befallen, daß er nur stotterte, so oft er die Bühne betrat.

Besonders eine Meldung, die er dem Gast zu machen hatte, machte ihm große Schwierigkeiten: „Der Kardinal Richelieu und der Herzog von Larochefoucauld wünschen den Herrn Marquis zu sprechen." — So gut er die Meldung sonst gebracht hatte — beim Anblick des Gastes, der ihn noch dazu herrisch anzufahren hatte: „Was gibt's?" — verließen den Bedauernswerten alle guten Geister und er begann hilflos zu stottern. Fast mit Tränen in den Augen bat er, noch einen Tag vor der Aufführung, man möge ihm die Rolle abnehmen und anderweitig besetzen. Was natürlich in Anbetracht der vielen für den Gast wichtigen Meldungen unmöglich war.

Der Gast selbst war zu dem Diener-Darsteller äußerst freundlich und ließ es sich nicht verdrießen, immer und immer wieder die schwierigsten Stellen mit ihm zu proben. Besonders die verzwickte Meldung mit „Richelieu" und „Larochefoucauld". Wohl xmal fuhr er den Armen an: „Was gibt's?" Und er mußte antworten: „Der Kardinal Richelieu und der Herzog von Larochefoucauld wünschen den Herrn Marquis zu sprechen." Und endlich, endlich bei der Generalprobe, am Vormittag der Aufführung, klappte es großartig — sogar diese verflixte Meldung — und alles war hochzufrieden. — — —

Aber am Abend kam das böse Lampenfieber dazu und der Darsteller stand bleich unter der Schminke und zitternd vor seinem Auftritt hinter der Szene und beschwor den Direktor wenigstens diese Meldung noch in letzter Minute von jemand anderem durchführen zu lassen.

„Aber seien Sie doch kein Kind!" antwortete der Direktor. „Heute vormittag ist's doch noch so gut gegangen . . .!" Im selben Moment fällt das Stichwort, der Diener wird hinausgestoßen, der Gast herrscht ihn an: „Was gibt's?" und zum nicht geringen Erstaunen sowohl des Gastes als auch des Publikums meldet der Zitternde: „Die zwei Herren von heut' vormittag sind draußen!"

Georg Lorenz

Aktstudie — Julius Hüther

In der Wut

„Was? Das nennen Sie einen Hut, was Sie da auf dem Kopfe haben?"

„Und Sie nennen das einen Kopf, was Sie unter dem Hute haben?"

Die Schuppen

„Aber bisher haben Sie sich doch ganz gut vertragen, nicht wahr?" sagt der Polizeibeamte zu einer Frau, die sich über ihre Nachbarin zu beschweren kommt.

„Ja, aber seitdem sie mir einen Hering direkt ins Gesicht warf — sind mir die Schuppen von den Augen gefallen."

Zu dumm

Sträfling: „Jetzt habe ich durch die monatelange Gefängniskost endlich meinen Körper so dünne bekommen, daß ich ihn durch die Gitterstäbe hätte glücklich hindurchzwängen können und da muß mir nun heute der Rest der Strafe erlassen werden!"

Einblick ins Familienleben

Frau Panigl hat Bridge gelernt. Weil das sooo modern ist.

Wie alle Anfänger hat sie in den ersten Tagen unheimliches Glück. Gewinnt und gewinnt.

Am vierten Tage wendet sich das Blättchen. Zur Freude der Partner. Frau Panigl verliert. Verliert und wird immer nervöser.

Herr Buxbaum kann es sich nicht versagen, Frau Panigl zu necken und fragt: „No, wo ist denn heut' Ihr Schwein?"

Worauf Frau Panigl, offenbar etwas zerstreut, antwortet: „Mei Mann kommt erscht um elfe."

Dezsö Malnai:

Das Kind, das nicht lachen konnte

Im Hause eines hohen Staatsbeamten wurde ein Erzieher gesucht. Ich erhielt die Stelle.

„Mein Sohn kennt seine Pflichten, Herr Doktor, denn ich habe ihn zur ernsten Lebensauffassung erzogen", sprach zu mir der Hausherr mit gewichtiger Miene. „Ich selbst stehe seit 31 Jahren in Staatsdiensten. Ich kann mit ruhigem Gewissen sagen, daß ich während dieser Zeit meinem Amt niemals weder aus Krankheitsgründen noch aus irgendwelchen sonstigen Ursachen ferngeblieben bin; ich habe mich auch nie verspätet, nie zu früh entfernt. Ich habe somit ein Recht, auch von meinen Untergebenen die gleiche Pünktlichkeit zu verlangen. Ich bitte Sie, Herr Doktor, erziehen Sie auch meinen Sohn im Sinne des Pflichtgefühls. Das Kind möge sich darüber klar sein, daß seiner im öffentlichen Leben eine Bestimmung wartet."

In diesem Ton ging es weiter.

Sein Sohn aber stand dort neben dem Lehnstuhl, als hätte er von dem ganzen Vortrag kein einziges Wort gehört. Er war ein dreizehnjähriger, blasser, gebrechlicher Knabe mit mädchenhaften Händen und bleichen, durchsichtigen Wangen.

„Meiner Ansicht nach liegt das Glück im Bewußtsein der treu und pünktlich erfüllten Pflicht", setzte der Vater mit tiefer Stimme fort.

Er wandte sich an den Jungen:

„Mein Sohn, du kannst hinausgehen."

Der Knabe ging.

„Ich wünsche, Herr Doktor", wandte er sich wieder an mich, „daß Sie sich Ihrer Aufgabe voll und ganz bewußt sind. Vor vierzehn Jahren beschloß ich, eine Familie zu gründen. Meiner Ansicht nach ist dies Pflicht eines jeden Bürgers in gesicherten Lebensverhältnissen, der imstande ist, eine Frau standesgemäß zu erhalten und für die Erziehung der Kinder Sorge zu tragen. Ich beschloß daher, ein häusliches, wohlerzogenes Mädchen aus gutem Hause zur Frau zu nehmen, die mir in dankbarer Liebe zugetan sein wird. Die Einzelheiten möchte ich beiseite lassen. Tatsache ist, daß ich mich getäuscht habe. Die Frau, die ich zur Ehegattin erwählt hatte, entsprach nicht meinen Anforderungen. Sie besaß nicht das geringste Pflichtgefühl, und sie wäre imstande gewesen, auch meinen Sohn zu verderben. Vier Jahre war das Kind alt, als ich gegen seine Mutter den Scheidungsprozeß anstrengte Unsere Ehe wurde gerichtlich geschieden. Seither hat das Kind den Namen seiner Mutter nicht mehr vernommen, und ich glaube, daß es mir gelungen ist, die Erinnerung an jene Frau aus seinem Gedächtnis mittels einer folgerichtigen, sorgfältigen, regelmäßigen Erziehung vollständig auszurotten ... Ich kenne die Pflichten, die mir infolge der Vaterschaft erwachsen, genau, und ich getraue mich zu behaupten: die Rolle der Frau ist ganz und gar unwesentlich. Schließlich hätte auch jede andere Frau seine Mutter sein können. Ein Mitglied der Gesellschaft erziehe nur ich aus ihm. Das ist mein Prinzip."

So sprach der Mann.

Am liebsten wäre ich noch am selben Tag aus seinem Hause fort, aber ich getraute mich nicht. Es war dort alles wie mit einem Lineal ausgemessen! Ich hätte mich getröstet, wenn ich wenigstens das Knarren einer Tür vernommen hätte, oder wenn nur eine einzige Uhr zu spät gegangen wäre ...

Der Knabe erfüllte getreu und pünktlich alle seine Obliegenheiten. Ohne jede tiefere Neigung für irgendeinen Gegenstand verrichtete er einförmig alle seine Arbeiten. Er antwortete immer nur auf meine Fragen; von selbst sprach er niemals. Wir bewohnten ein gemeinsames Zimmer. Auch sein Schlaf verriet keine besonderen Vorgänge seiner Seele.

Ende der Woche, am Samstag, mußte ich über meine Beobachtungen Bericht erstatten.

„Ich hoffe, Sie haben an meinem Sohn nichts auszusetzen, Herr Doktor?"

Jetzt wollte ich ihm sagen, daß ich gehe ... Ich getraute mich wieder nicht.

Porträtstudie — Julius Hüther

„Vielleicht werden wir uns mit der Zeit befreunden."

Betroffen schaute mich der Mann an:

„Herr Doktor, ich halte es bei der Stellung, die Sie meinem Sohne gegenüber einnehmen, für überflüssig, auf Freundschaft Gewicht zu legen. Das Kind möge sich an die Achtung des Ansehens gewöhnen."

... In der zweiten Woche ging ich mit mir zu Rate: was beunruhigt mich so sehr an diesem sonst so sanften und gutmütigen Knaben; warum bleibt er mir so fremd?

Samstag erstattete ich seinem Vater Bericht.

Während dieser mit geradezu unheimlichem Ernst die äußere Form der schriftlichen Arbeiten seines Sohnes prüfte, begriff ich plötzlich, was dem Knaben fehlt.

„Mein Herr", sagte ich ganz unvermittelt, „ich weiß schon, was mich an Ihrem Sohn so beunruhigt!"

Er blickte auf.

„Der Knabe kann nicht lachen; ich habe ihn, seitdem ich hier bin kein einziges Mal lachen gehört. Nicht einmal lächeln habe ich ihn gesehen. Ich glaube, das ..."

Er schüttelte den Kopf.

„Sie sind noch recht jung, Herr Doktor. Das Leben ist kein Spiel und mein Sohn bereitet sich, seitdem ausschließlich ich seine Erziehung leite, sowohl körperlich als auch geistig auf die ernsten Pflichten des Lebens vor. Ich wappne ihn gegen jegliche Empfindelei, damit er Kraft habe, etwaige Sentimentalität, die er von seiner Mutter vielleicht geerbt haben könnte, zu bekämpfen ... Ich bitte Sie, Herr Doktor, richten Sie sich darnach, wenn Sie bei meinem Sohn zu bleiben wünschen."

Keineswegs wünschte ich es! Nächsten Sonnabend wollte ich meine Stelle kündigen.

Wastl und Mama — Keller-Kühne

Liebe Jugend

Vater hatte dieser Tage in einer Irrenanstalt einen Verwandten besucht. Zu Hause sprach er von diesem Besuch, wo Klein-Inge sehr aufmerksam die Ohren spitzte. Einige Tage später fuhr der Vater mit seiner kleinen Tochter in der Straßenbahn an dem langgestreckten Gebäude vorüber.

Eine ältere Frau fragt Klein-Inges Vater: „Was ist das eigentlich für ein Gebäude?"

„Die Irrenanstalt", entgegnet der Angeredete.

„Da warst du doch drin, Papa", sagt Klein-Inge erläuternd und kann nicht begreifen, warum die Leute so lachen.

Der billige Girgl

Der Girgl is amal in d' Stadt eini, zum G'richt. Nöt von selber, er hat a Einladung kriagt. Und g'freut hat er si' recht, weil am Zettel g'standen is: Herr Georg Neupointner.

„Ha", hat er si' denkt, „iatzt bin i auf amal a Herr! Dahoam bin i allweil der Knecht."

Wie er vor'm Richter steht, fragt ihn der: „San Sö der Girgl Neupointner?"

„Ja, ja, der bin i!" moant er schön langsam.

„Geboren?"

„Ja freili, gebor'n bin i a", sagt der Girgl d'rauf.

„Wann?"

„Ja, dös is scho a etla zwanz'g Jahrln her", gibt der Girgl genauere Auskunft.

Der Richter beutelt den Kopf und fragt weiter: „San Sö der Vater von der Ebner Reserl?"

„Ja!" schreit der Girgl.

„Und vom Kerner Anderl?"

„Ja!" gesteht der Girgl, schier stolz.

„Und von der Söllner Babett?"

„Von der a!" gibt er freundli' zua.

„Na", fragt der Richter iatzt, „und was is denn mit'm Zahlen?"

Da sagt der Girgl ganz bescheiden: „Ah na, i verlang nix!"

Der Frühling hielt eben seinen Einzug. Ich machte mit meinem Schützling einen Ausflug ins Gebirge.

„Wie schön ist doch der Frühling!" rief ich unwillkürlich aus.

Das Kind blickte mich verständnislos an, sein Gesicht bewegte sich nicht.

Ich bedauerte den armen Knaben.

„Liebst du den Frühling nicht auch?"

Er schüttelte verneinend den Kopf und sagte traurig:

„Den Winter liebe ich. Ich möchte schon gerne alt sein ..."

In derselben Nacht vernahm ich einen schweren, tiefen Seufzer. Ich machte Licht. Der Junge saß in seinem Bett.

„Was fehlt dir?"

Keine Antwort.

Ich ging zu dem Knaben hin und streichelte ihn. Seine Zähne klapperten; er ergriff meine Hand, drückte sie ans Gesicht und schaute mich flehend an.

„Mein lieber Junge, was hast du?"

„Nicht wahr, Sie werden ihm nichts verraten?" stammelte er unter Schüttelfrost.

Ich nahm das zarte, schwache Geschöpf, das sich ängstlich an mich schmiegte, auf meinen Schoß. Ich ermunterte den Knaben, sich mir anzuvertrauen.

Kaum hörbar fragte er mich:

„Nicht wahr, auch Sie haben eine Mutter? Ich auch! Ich darf sie aber nicht einmal erwähnen."

In diesem Augenblick trat „er" bei uns ein.

Wir zuckten zusammen. Ich saß im Pyjama auf dem Bettrand, den Kleinen in meinem Schoß haltend. Das Kind wurde plötzlich ganz starr vor Schreck.

„Was geht hier vor, Herr Doktor? In meinem Haus ist die Nacht zum Schlafen da. Ich verlange von meinen Angestellten treue Pflichterfüllung. Sie werden sich gütigst sofort ankleiden und mein Haus verlassen."

„Ich kann doch nicht jetzt bei Nacht ..."

„Ich wünsche es so! Du aber legst dich nieder und schläfst, sagte er zu dem Jungen.

Der Knabe legte sich nieder und schloß die Augen — es war seine Pflicht, zu schlafen.

Ich aber wurde einfach hinausgewiesen.

Er ließ ein Auto bringen und trug mir auf, den Rest der Nacht in einem Hotel zu verbringen. Am nächsten Morgen schickte er mir meinen Koffer und mein Gehalt nach und verfügte, daß der Betrag für die im Hotel verbrachte Nacht bei ihm eingehoben werde.

Im Koffer fand ich zwischen meiner Wäsche einige Veilchen versteckt, die ich und der Knabe im Gebirge gepflückt hatten.

ICH FÜHRE DIE REGIE

VON CLEMENS KRAUS

Eines schönen Tages hat mir der Turnverein Massing, dem ich als passives, aber barzahlendes Mitglied angehöre, ein Ladschreiben zu einer außerordentlichen Versammlung zugeschickt. Tagesordnung: Gründung einer Theatergruppe. Als Schriftsteller, der für alle Kulturbelange und infolgedessen auch für Theaterangelegenheiten Interesse haben muß, bin ich natürlich zu dieser Versammlung gegangen.

Gleich nach meiner Ankunft drückte mir der 1. Vorsitzende, der Brauereibesitzer Pantl, die Nummer 26 des Massinger Wochenblattes in die Hand und verwies auf einen rot angestrichenen Artikel.

„Da lesn S' amal dös", sagte er. Und ich las:

. . . Am vergangenen Sonntag fand im Griesbräusaal eine Theateraufführung des hiesigen Trachtenvereins statt. Wir modernen Menschen sind infolge der gewaltigen Fortschritte auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und der Kunst sehr verwöhnt; aber mit der Uraufführung des Lustspieles „Die Achterbahn", verfaßt von der bekannten Heimatdichterin Frau M. Leonbergi, hat der Trachtenverein eine Leistung geboten, die selbst dem verwöhntesten Geschmack Rechnung trägt und als Volltreffer zu werten ist. Das flüssige, gewandte Spiel, das harmonische Zusammenarbeiten der verschiedenen Theatertypen lassen diese Uraufführung als einen Bombenerfolg erscheinen. Von mächtiger Durchschlagskraft war Sperrer Kaspars „Hubermeier". Seine Base wußte Fräulein Oppenrieder, im Zivil eine jugendliche rassige Theaterschönheit und Gestalt, derart rührend schön zu gestalten, daß man aus dem Lachen, und zwar dem Lachen, welches gesund macht, überhaupt nicht mehr heraus kam. Ähnlich erging es vielen der äußerst zahlreichen Zuhörer bei den anderen Rollenträgern. Der Kritiker darf nicht alles verraten, denn bei der nächsten Aufführung dieses Prachtstückes werden sich Interessenten für besondere Leckerbissen durch eigene Anschauung begeistern können. Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt, das Haus ausverkauft. Es gab Beifall und Blumen. Ein Glückauf der Trachtlerbühne! Heil und Sieg der Theaterleitung! Das Lustspiel selbst ist eine Charakterkomödie im besten Sinne des Wortes, nicht etwa ein seichtes Gequassel. Auf- und Abstieg im menschlichen Leben wie bei einer Achterbahn, werden an der Dorfarbeiterfamilie in glänzendster Form gezeigt . . .

Als ich diese Kritik gelesen hatte, wurde mir schwindlich, was man begreiflich finden kann.

„Allerhand um a Fünferl", sagte ich zum Pantlbräu und gab ihm das Massinger Wochenblatt zurück. „Allerhand, so eine Kritik. Die kann sich sehen lassen. Vielleicht laßt sich die Frau Leonbergi diese Kritik einrahmen. Der Weiß Ferdl oder der Terofal z' Schliersee müssen ja direkt neidig werden wegen dem Bombenerfolg. Jetzt werden aber die Trachtler mit ihre Adlerfläum wacheln voller Stolz."

Der Pantlbräu tippte mir vielsagend mit zwei Fingern auf die Brust. „Da Letzt hat no net gschobn. Mir packa de Sach jetz auch an. Einen solchenen Erfolg bringen wir auch zamm." Hierauf erhob er sich, räusperte und hielt eine Rede.

„Also meine Herrn, warum wir uns heut versammelt haben, das wißts. Zwengn was hamm mir eine Turnhalle, sag ich, mit der schönsten Bühne, an Haufen Kulissen und Zeug, wenn wir, beziehungsweise unsere jungen Leut net Theater spieln? Wer den Artikel in der Zeitung glesn hat, der weiß, wie sich die Trachtler rührn. Und was de zammbringen, dös moan i, müßt bei uns a gehn. War schon a Schand."

Wenn der Pantlbräu einen Plan im Kopf hat, dann weiß er ihn auch richtig vorzubringen. Seine Ausführungen erweckten daher größtes Interesse und am Schlusse lebhafte Zustimmung. Ein jeder sah ein, daß das Theaterspielen etwas Schönes ist, daß man damit Geld verdienen kann und daß man es den Trachtlern nicht allein verdienen lassen darf im Sommer, wenn die Fremden da sind.

Dem Vorschlag des Schusters Eder entsprechend wurde noch am selben Abend ein Theaterausschuß gegründet, der die Sache gleich richtig in die Hand nehmen sollte. Und in diesen Theaterausschuß wurde auch ich, so quasi als Fachmann hineingewählt.

Im ersten Schrecken darüber trank ich ziemlich viel Bier und so war ich wahrscheinlich nicht mehr ganz nüchtern, als ich noch obendrein das mir angetragene Amt des Spielleiters annahm. Ich weiß noch, daß ich meinen

Das Pferd — L. v. Welden

Theatergenossen wegen meiner ehrenden Berufung eine Runde Schnaps stiftete und daß ich mit feurigen Worten schwur, den Trachtlern mit Hilfe der abgefeimtesten Regiekünste das Wasser abzugraben. Was ich noch alles redete, weiß ich nicht mehr. Aber es muß Bedeutendes gewesen sein. Schlagwortartig, packend und hinreißend mit dem Sinn etwa: Die Kunst des Volkes dem Volke oder so ähnlich. Jedenfalls habe ich gleich gezeigt, daß ich meinem neuen Beruf geistig gewachsen bin.

Jedoch schon am andern Tag, nachdem ich meinen Katzenjammer ausgeschlafen hatte, kamen mir allerhand Bedenken. Das nützte mir aber auch nichts mehr und ich beschloß, der ehrenden Berufung in drei Teufelsnamen Folge zu leisten. Mit großem Eifer stürzte ich mich alsbald in die vielseitigen Geschäfte eines Regisseurs.

Dank der Vorarbeit des Brauereibesitzers Pantl hatte ich bald eine Liste aller spielfreudigen Vereinsmitglieder. Aber als es an die Wahl des Stückes und an die Rollenbesetzung ging, fing mein Leiden an. Nach dem Grundsatze „die Kunst dem Volke" und weil man als Schriftsteller doch in erster Linie die Verpflichtung hat, gewisse künstlerische Grundsätze zu vertreten, versuchte ich zuerst ein sogenanntes gutes Stück auf die Bretter zu bringen. Aber ich erfuhr neuerdings, daß Theaterspielen auf dem Lande immer noch gleichbedeutend ist mit Gaudi machen und des weiteren, daß Stücke ernsteren Inhalts nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn sie zum Sterben rührselig sind.

Weil die Fremdensaison bereits begonnen hatte und mir die alten Massinger Theaterhabitués zuredeten, wählte ich schließlich ein Stück aus, das ihrer Ansicht nach unbedingt erfolgversprechend war. Es war so eine Mischung ähnlich wie die Achterbahn, nur mit einem tragischen Ausgang. Das Stück hieß „Die treulose Braut", hatte drei Akte und war, ich betone das extra, auch von einem berühmten Heimatdichter aus der Ammergauer Gegend.

Die Rollenverteilung brachte schier unüberwindliche Schwierigkeiten. Da wollte die Kellerer Marie ausgerechnet die Rolle und die Meier Berta jene. Der Moser Bertl spielte grundsätzlich nur das und der Haller Wiggl sagte gleich, daß er nicht mag. Da brauchte es schon diplomatische und sonstige Künste genug, bis man seine Leut einmal richtig beisammen hat.

Bei den Proben gehen dann die Prüfungen des Regisseurs weiter. Oft kommt niemand, meistens nicht alle. Man kann auch nicht verlangen, daß die Haiger Marie zur Probe kommt, wenn der Spielleiter vergessen hat, sie ganz persönlich nochmals einzuladen.

Ich kann versichern, daß ich unter all diesen Umständen innerhalb ganz kurzer Zeit vollendet fluchen lernte und schließlich derart schreckliche Drohungen ausstieß, daß vor der Aufführung gerade noch zwei komplette Proben zusammengingen.

Der Pantlbräu wohnte der letzten Probe bei und geizte nicht mit seinem Beifall. „Bravo", rief er, „da fehlt sich gar nix. Ihr kriagts an Erfolg, daß as Haus wackelt und eine Kritik la. Da werd er de Trachtler stinka. Nur net auslassn!"

Vignette — Paul Freytag

Nähre die Wurzeln der Volksgesundheit durch deine Opferbereitschaft

Werde Mitglied der N. S. V.

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.
112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.
Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

Ich bedurfte dieser Aufmunterung wirklich. Die Rollentexte saßen noch gar nicht und der dritte Akt zeigte arge Blößen. Besonders die tragische Schlußszene, auf die alles ankam, wo der Anderl seine ungetreue Braut, die ein Techtelmechtel mit dem Toni hat, durchs Fenster herein erschießt. Als ich die Szene nochmals spielen lassen wollte, begannen meine Schauspieler zu meutern. „Ja freili", riefen sie, „war scho recht. Geht do alles prima. Nix, Feierabend is. Hoamgehn tean ma."

Am andern Tag war in der Turnhalle zu Massing die Aufführung. Wir hatten ein volles Haus und der Pantlbräu grinste übers ganze Gesicht.

Selber spielte ich nicht mit und da ich eigentlich nichts mehr zu sagen hatte und sowieso gewillt war, den Dingen ihren Lauf zu lassen, setzte ich mich nach Aktbeginn zu Bekannten in den Zuschauerraum. Alles ging gut. Und weil ich nicht so renommieren mag wie die Trachtler, vermelde ich nur, daß das Publikum dem Stück und den Darstellern schon nach dem ersten und zweiten Akt lebhaften Beifall spendete.

Jetzt kam der dritte Akt und mit ihm jener tragische Schluß, der gewissermaßen die Peripetie des Ganzen bildet.

Die ungetreue Braut schmuste lebenswahr mit dem Toni und ließ sich von ihm abbusseln. Eben gibt sie ihm das Versprechen, daß sie ihn herein läßt in ihre Kammer bei der Nacht.

„Ja Toni, kimm nur. I ghör ganz dei — auf ewig . . ."

Auf ewig, ist das Stichwort für den betrogenen Anderl. Da muß er von außen das Fenster aufstoßen, man muß den Flintenlauf sehen, er muß einen teuflischen Lacher ausstoßen und dann muß es krachen, worauf die ungetreue Braut mit einem Schrei zu Tode getroffen dem Toni in die Arme fällt.

Es klappte besser, als ich gedacht hatte. Der Flintenlauf wurde sichtbar und der abscheuliche Lacher des Anderl zog den Zuschauern die Gänsehaut auf. Aber — der Schuß fiel nicht. Man hörte bloß das Schloß des Gewehres schnappen.

Ja herrschaftseiten! Ich bekam einen roten Kopf. Ergeben wartete droben auf der Bühne

die ungetreue Braut auf ihren laut Textbuch vorgeschriebenen Tod. Nach einer kleinen Pause fuhr der Flintenlauf nochmals auf. Aber der jämmerliche Schießprügel ging auch diesmal nicht los.

Gefehlt ist's, dachte ich. Jetzt sind wir schön aufgeschmissen. So eine Blamage. Schon will ich fortstürzen, damit man den Vorhang herunterläßt, da wirft mich der Schreck auf meinen Stuhl zurück.

Der Anderl steigt nämlich jetzt seelenruhig durch das Fenster herein und lehnt das Gewehr, das nicht losging, an eine Kulisse. Dann zieht er sein griffestes Messer aus dem Hosensack, geht einige Schritte bis zur Rampe vor, lächelt ganz unbefangen zum Publikum heraus und spricht:

„Mei Büchs geht net los, dös Glump. Aba hin muaß is macha de ungetreue Braut. Gellns Sie entschuldign scho ... i tuas halt jetz dastecha!"

Sprachs und tats. Dann fiel der Vorhang.

So einen Applaus, wie wir bekamen, konnten die Trachtler unmöglich gehabt haben. Wir hatten mehr als einen Bombenerfolg. Die Zuschauer brüllten förmlich. Auf Ehre.

Ich aber habe bald darauf mein Amt als Spielleiter wieder niedergelegt, denn gar so viel Theaterruhm auf Anhieb vertrage ich nicht.

LEST DIE „JUGEND"

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der bauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

„Ich kann Ihnen sagen, Frau Schulze, wenn ich noch einmal heiraten müßte — ich würde mich lieber aufhängen ...!"

„Nee, solche Chancen würde ich einem Mann niemals machen."

Im Zoo

„Papa, warum heißt denn dieses Tier Wasserschwein?"

„Das ist eben ein Schwein, das ins Wasser geht!"

„Aber wenn es ins Wasser geht, ist es doch kein Schwein?"

Alte Liebe

Wie aus England berichtet wird, ist dort eine alte Jungfer von achtzig Jahren gestorben. Sie hat ihrem früheren Anbeter 50 000 Sterling hinterlassen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sich erst von seiner jetzigen Frau, die er vor dreiundfünfzig Jahren ihr vorgezogen habe, scheiden lasse.

Und da sagt man noch, daß alte Liebe nicht rostet! Alte Eifersucht scheinbar noch viel weniger ...

Bier

„Als ich in die Küche kam, wollte meine Frau gerade eine Biersuppe kochen!"

„Und konntest du das Bier noch retten?"

Abfuhr

„Nicht wahr, der Witz gefällt Ihnen? Na, dann sollen Sie auch wissen; er ist von mir!"

„Was? So alt sind Sie schon?"

Zu Chlorodont darf man getrost Vertrauen haben!

DER UNPOLITISCHE

(Aus „Le Rire")

„Köstlich, dieser Aufruf, jedes Wort ein Treffer".

„Und das erst . . ., was für eine geschickte Propaganda . ."

„Und da . . ., direkt bewunderungswürdig . . ."

„Ich sags ja . . ., das ist einfach erstaunlich . . ."

„Bravo, bravo . . ., einzigartig . . ."

„Delikat . . ., nicht zu überbieten . . ."

„Auch gut . . ., sehr gut sogar . . "

„Fabelhaft . . ., einfach fabelhaft . . ."

„Aber Verzeihung, was für eine politische Meinung haben Sie denn eigentlich".

„Gar keine . . . Ich liefere nur das Papier für die Plakate . ."

Verwandtschaft

Als Ludwig XIV. einmal über die Ungeschicklichkeit einiger seiner Gesandten Klage führte, meinte der Marschall Grammont: „Sire! Es werden Vettern Ihrer Minister sein!"

Das Notwendigste

Ein französischer Virtuose, der sich durch sein Geigenspiel schon viel Ruhm erworben hatte, ließ sich einst Friedrich dem Großen vorstellen und prahlte, daß er alles könne.

Friedrich der Große liebte aber die Prahlhänse nicht. Jener Virtuose hatte an diesem Tage zufällig sehr zerlöcherte Strümpfe an. Diese sah Friedrich und antwortete ihm:

„Wenn Er alles kann, stopf Er seine Strümpfe, das scheint mir das Notwendigste zu sein."

Das Inserat

Über die Bedeutung der Geschäftsanzeigen spricht sich ein amerikanisches Blatt in folgenden blumenreichen Worten aus:

„Wer Geschäfte machen will, ohne es durch Anzeigen bekanntzumachen, verfährt wie ein junger Mann, der ein hübsches Mädchen liebt und diesem im Dunklen Handküsse zuwirft. Er weiß zwar, was er tut, aber sonst niemand."

Maçon

„Neugierig bin ich, was die Presse über mich zu sagen hat in dieser Rolle ..."
„Sie wird sagen: Sie ist Ihnen direkt auf den Leib geschrieben."

Alexander von Humboldt als Humorist

Der berühmte Gelehrte wurde von jungen Akademikern oft um sein Urteil über ihre Geistesarbeiten angegangen. Als nun einst wieder einer dieser ihm ein höchst zweifelhaftes Machwerk zur Einsicht vorgelegt hatte, fragte ihn Humboldt, ob er dichten könne. Ziemlich verblüfft bejahte der junge Mann. „Dann bringen Sie Ihre Arbeit in Reime!" riet ihm der große Gelehrte. „Diese Arbeit, die ein rein wissenschaftliches Werk ist, soll in Reime gebracht werden?" fragte der andere, seinen Ohren nicht trauend. „Aber weshalb denn?" „Weil Ihre Arbeit in der jetzigen Form gänzlich ungereimt ist", versetzte Humboldt trocken.

Peinliche Lage

Herr Fritsche will ein Geschäft für Herrenwäsche in Betrieb setzen und hat nun seine liebe Not, daß zur Geschäftseröffnung alles zur Stelle ist. Ein Posten bestellter Hemden ist längst fällig, trifft aber nicht ein. Da schreibt er einen Brandbrief an den Fabrikanten:

„ . . . wenn die bestellte Ware nicht umgehend an uns abgesandt wird, stehe ich bei Eröffnung des Geschäftes ohne Hemd da!"

Waldemar Bonsels: „Der Reiter in der Wüste“. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin.)

Eine empfindsame nordamerikanische Reisebeschreibung des Dichters der „Biene Maja“ und der „Indienfahrt“. Was Bonsels uns schildert — sind neben der Dampferfahrt — die weiten lichterfüllten Landstriche des Westens, den man einst den „goldenen“ nannte. Der Titel seines Buches will in dem Sinn symbolisch gewertet sein, als darin die unermeßliche Größe der Landschaft ausgedrückt sein soll, die Trostlosigkeit und Armut des geistigen Gesichts Amerika. Es ist keine oberflächliche Reisebeschreibung von Erlebnissen üblicher Art; B. sieht tiefer als mancher weltreisende Schriftsteller, er entdeckt sogar die verborgenen Quellen, die künftigen Generationen Nahrung spenden werden.

Seltsame Menschen begegnen uns in diesem Buch; Verkommene, die ihr Glück beim Film suchten, ein alter Pflanzer, das Idyll einer gefundenen Freundschaft. Im Kapitel „Hollywood“, dem „klirrenden Jahrmarkt“, werden Gedanken über den Film als solchen geäußert, wie sie wohl bisher noch nie derart treffend formuliert worden sind.

B. versteht es, mit ganz wenig Strichen ein lebendiges Bild zu geben: „Die Paare tanzen in Abständen voneinander, selten mehr als fünf oder sechs. Jeden Augenblick könnte eine Aufnahme gemacht werden, und jede würde gut. Es ist grauenhaft stilvoll“ (S. 15). Oder eine geistige Haltung — wie etwa die an Bord des Luxusschiffes — darzustellen: „Sie kennen alle die Stätten der Belustigung an Bord, wie die Taschen ihrer Röcke oder die Räume ihrer Häuser, aber keiner weiß die Nummer seines Rettungsboots. Der Tod ist hier so unerwünscht, daß man sich seiner annehmen möchte“ (S. 16).

Aber nicht nur wegen dieses humorigen Stils, sondern vor allem wegen seiner tiefen philosophischen Betrachtungsweise wird dieses Reisebuch Beachtung und Erfolg finden.

Karl Kurt Wolter

Hervey Allen: „Antonio Adverso“. Roman. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin.)

Stofflich schildert dieser umfangreiche Roman (von 1200 Seiten) das bunte Leben eines Abenteuerers zu Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts. Dies wäre — ganz kurz umrissen — das Thema, das sich der amerikanische Autor gestellt hat. Wie er jedoch seine Aufgabe hier löste, mit welch unglaublichem Können und Geschick dies ganze Geschehen wiedergegeben wurde, das verdient wahrlich in Superlativen des Lobes anerkannt zu werden.

Es gibt wenig Werke in der Weltliteratur, denen man dieses Buch gleichsetzen könnte. Es besitzt die Spannung und die wilde Buntheit der großen Abenteuerer-Romane, es zeigt die Breite der Schilderung und die Weite der Welt eines Joseph Conrad, und es offenbart dabei nicht desto weniger den Glanz kulturgeschichtlicher Wahrhaftigkeit. Frankreich, Italien, Spanien, Kuba, Amerika und Afrika sind Schauplätze im Leben des Helden Adverso, der in alle möglichen wirtschaftlichen Lagen gerät und alle körperlichen und seelischen Konflikte durchkostet. Man vermeint beim Lesen etwas von einem amerikanischen Geschichtsfilm zu verspüren, dessen Charakteristikum es bekanntlich ist, im Bildlichen recht viel zu geben. Das ruhelose Weiter beherrscht die Handlung dieses kulturhistorischen Riesenszenariums, es bestimmt das Leben dieses neuen Peer Gynt, dessen Wagemut vom Reiz des Abenteuers verklärt wird und dessen Schicksal nicht zu friedlichem Ende kommen kann.

Die reiche Kenntnis des Verfassers von der landschaftlichen Eigenart der verschiedenen Erdgegenden und von den Gebräuchen ihrer Bewohner verblüfft ebenso wie die Sicherheit seiner Schilderung. Nicht minder stark wie das Dramatische beherrscht Allen das Lyrisch-Idyllische, dessen romantischer Zauber das Buch umweht. Hierfür eine typische Stelle aus einer Liebesszene: (S. 69) „Sie sah, daß er geweint hatte. Ein Anfall von Staunen, ein Mitleid ohne Überlegung überfiel sie. Sie tröstete ihn, sie wußte nicht wofür, für einen unbekannten Kummer, der auch sie erfüllte. Eine große Zärtlichkeit umfing sie beide; von den vielen Türen, zu denen Liebe hereintritt, ist Mitleid die weiteste.“

Von diesem Buch geht wirklich etwas aus, was wenigen Büchern eigen ist: das Fluidum geistigen Erlebens. Aber ich gestehe zugleich, daß man sich hineinfinden muß in diese Art der Schilderung; ohne Gegenleistung vonseiten des Lesenden wird ihm nicht die Freude eines Erlebnisses zuteil.

Die Übersetzung des Romanes ins Deutsche (von W. E. Süskind und R. v. Scholtz) konnte nicht glücklicher getroffen werden. Dankerfüllt legt man das Buch zur Seite — um sich einige Zeit danach erneut von ihm bezaubern zu lassen. Und das alles von einem Amerikaner unserer Tage!

Karl Kurt Wolter

Werner Schendell: „Wilhelm von Oranien“. (Gustav Kiepenheuer, Verlag, Berlin.)

Die weltgeschichtliche Wende, die sich mit der Losreißung der Niederlande von der spanischen Gewaltherrschaft vollzog, mußte von jeher zur historischen Behandlung dieses dramatisch bewegten Stoffes reizen. Die Fülle der Gestalten, die sich auf engem Raume drängen, überschattete freilich nur allzuoft den strahlenden Mittelpunkt des geschichtlichen Geschehens und verschob dessen treibende Kraft. Wilhelm von Oranien, der „Große Schweiger“, verhielt sich auch noch der Nachwelt gegenüber schweigsam, sein Handeln blieb schwer durchschaubar und verfiel mitunter sogar der Verdächtigung. Werner Schendell hat das Wesen Wilhelms aus seiner Tiefe her erschlossen und durchleuchtet, er hat diesen Helden deutschen Blutes ganz aus dem unerschütterlichen Glauben an eine Idee, aus opferwilliger Lebensentsagung und verwegener Entschlußkraft her begriffen. Über verlorenen Schlachten, über der Wankelmütigkeit des Volkes, über schmachvollem Verrat, leuchtet auch in der tiefsten Nacht dieses Heldenlebens der Glaube, leuchtet die Glorie des endlichen Sieges. Eines Sieges freilich, dessen entscheidende Wirkung von seiner Zeit nicht ganz verstanden wurde. Diese verständnislose Leere, die den Genius umgibt und vom lauten Gewimmel erdverhafteter Menschlein trennt, findet in Schendells Werk meisterlichen Ausdruck. In dramatischer Steigerung führt es zu dem Punkt, an dem wohl die sterbliche Hülle des großen Menschen fällt, die Kraft seines Willens aber am begonnenen Werke weiterschafft, bis vollendet ist, was der Geist erstrebt hat.

A. Wisbeck

Walther Tritsch: „Karl V.“. Verlag J. Kittls Nachf., Leipzig.

Mit seinem umfassenden Werk über Karl V. hat W. Tritsch den gewaltigen geschichtlichen Stoff eines leidenschaftsvoll erregten, von politischen und religiösen Gegensätzen aufgewühlten Zeitalters zur lebendigsten Anschaulichkeit zu bringen gewußt. Scharf umrissen in ihrer ehernen Beherrschtheit und unbeugsamen Beharrlichkeit steht die Person des Kaisers vor dem düsteren Hintergrund jagenden Gewölkes. Die Fülle von Ereignissen, die sich in diesem abenteuerreichen Leben zusammendrängt, der tragische Wechsel von Aufstieg und Absturz, von höchstem Glück und tiefster Not des gekrönten Menschen, verleitet den Verfasser mitunter allerdings dazu, in Stoff und Sprache nach der Seite des geschichtlichen Romanes hin abzuschweifen. Unter diesem, wohl der „leichten Lesbarkeit“ gebrachten Zugeständnis leidet die Geschlossenheit des Werkes, wird die Strenge seines Themas allzusehr verflüssigt. Gleichwohl: Trotz dieser störenden Abbiegungen wird das schwer durchschaubare Wesen des Habsburgers doch bis in seine Tiefe enthüllt, und es bleibt ein in allen Zügen lebenswahres Abbild zurück.

A. Wisbeck.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*“ bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

DIE FOTO-SEITE

Gitter und Zäune

Die Besonderheiten des gelungenen fotografischen Bildes liegen in der Erfassung eines einzelnen Sachverhaltes, der zu voller und widerspruchsloser Geltung kommt. Indem wir ihn isolieren, wird er eindringlich und klar.

Zu einer solchen Bildauffassung können wir unser Auge schulen. Es gibt in gewisser Hinsicht Musterbeispiele, die zum Üben gutes Mittel sind. Zu ihnen gehören Gitter und Zäune.

Das Motiv hierbei findet seine Begründung im Zweck des Zaunes. Er gibt eine Richtung, weist einen Weg, vermittelt also lineare Orientierung. Wie wir in der Wirklichkeit an ihm entlang wandern, so folgt das Auge im Bilde seiner Richtung. Damit erkennen wir zugleich, daß der Form der durch den Zaun bedingten Linie die wesentliche Bedeutung zukommt und in der Herausarbeitung dieser Linie eine wichtige Aufgabe liegt.

Mittel zu ihrer Lösung ist die Perspektive. Wir werden uns nicht so aufstellen, daß der Zaun quer über das Bildfeld verläuft und das Ganze zerschneidet, sondern wir werden ihm eine Richtung in das Bild hinein geben. Endigt er hart und scharf, dann erhält das Bild etwas Bestimmtes, verschwindet er irgendwo in der Tiefe, so wird die Aufnahme geheimnisvoll. Im ersten Falle werden wir eine durchgehende Schärfe anstreben, im zweiten die Hauptschärfe auf den Vordergrund verlegen.

Wir können die Kamera auch hoch oder tief stellen. Im ersten Falle erscheint der Zaun klein, im zweiten groß.

Unsere Abbildung wurde nach diesen Gesichtspunkten gefertigt. Aber es fallen in ihr noch besondere Momente auf, die gerade diesem Bilde seinen Charakter geben. Über das Ganze erstreckt sich eine große Weichheit; die Aufnahme wurde mit Weichzeichner-Objektiv vergrößert. Dadurch verschwinden bestimmte Linien, das Ganze bekommt etwas Zartes, Weiches. Es ist die gleiche Weichheit, wie sie in der Form der geschwungenen Linie des Zaunes liegt. Was hier einmaliges Motiv ist, wurde formal auf das Ganze übertragen.

Die Sonne schien bei der Aufnahme von der Seite her. Dadurch entstand der Schatten des Zaunes, der eine Wiederholung der Linienführung gibt und damit wichtig wird. Wir werden ganz allgemein sagen müssen, daß diese Lichtführung meist die richtige ist. Sie läßt ja in jedem Falle belebende Schattenornamente auf dem Erdboden entstehen, die sich nach der Struktur des Zaunes oder Gitters richten.

Im Hinblick auf die Linienführung können wir noch eine weitere Betrachtung anschließen. Die Richtung der Linie verläuft im wesentlichen von links nach rechts. Sie entspricht unserer Schreibrichtung. Durch den Vorgang des Schreibens haben wir uns in Bezug auf Linienführung eine ganz bestimmte Auffassung angeeignet. Würde unsere Aufnahme seitenverkehrt kopiert werden, so widerspräche sie unserem Empfinden. Daraus lernen wir, daß es vielfach Notwendigkeit ist, Bilder seitenverkehrt zu vergrößern oder zu kopieren, damit sie zu uns Kontakt gewinnen. gi—t

Mattscheibe bleibt Mattscheibe

Denken Sie bitte nicht gleich an die eisgraue Zeit zurück, wo man mit Holzstativ und Kastenkamera stundenlang sein Objekt einstellte und am Tage höchstens zu zwei Aufnahmen kam. Auch die Mattscheibenkamera hat sich ja weiterentwickelt, und sie ist heute genau so modern geworden, wie die kleinen Schnellschußapparate. Nur eines wird immer bleiben: Der Besitzer einer Mattscheibenkamera — sei es Spiegelreflex- oder Spreizenmodell — wird sich viel sicherer fühlen, als der Mann mit der „blinden" Schnellschußkamera. Der Sinn unserer fotografischen Arbeit liegt ja nicht im unüberlegten Drauflosknipsen, nicht in Massenproduktion, sondern in der Wiedergabe freudiger Augenblicke. Die Amateur-Fotografie ist eine persönliche Sache. Wir legen unser ganzes Können und Wollen in die Aufnahme, wir beweisen, daß wir guten Geschmack haben und zu gestalten verstehen. Mit der Mattscheibe lernen wir fotografisch sehen. Sie ist die Seele der Kamera. Mit ihr können wir genau arbeiten, uns den Motiven mit Sorgfalt widmen. Dabei werden wir mehr erreichen, als mit einer rastlosen Jagd nach unzähligen Bildern.

Es wird die Frage damit zu verbinden sein, ob denn die Mattscheibenkamera jemals die Schußbereitschaft besitzt, wie sie die Kleinkamera hat. Selbstverständlich ist diese Frage zu bejahen. Wenn wir kritisch urteilen, so ist immer wieder festzustellen, daß unsere besten Leistungen auf fotografischem Gebiete der Mattscheibenkamera, häufig der Spiegelreflex, entstammen. Gibt das nicht zu denken?

So tut sich uns ein neuer Weg auf. Ein Stück Besinnung wird not. Wir müssen die Fotografie ernster nehmen, auch einmal studieren mit Hilfe der Mattscheibe. Dort erst sehen wir, was uns ein Knipskasten niemals bieten kann: Das fotografische Motiv. Und auf diesem Wege lernen wir wieder fotografisches Beurteilen. Gewiß ist schnelles Knipsen bequem und einfach. Man spart vielerlei Mühen. Aber das Ergebnis wird auch meist darnach.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. I. V.J. 5700 — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Europa

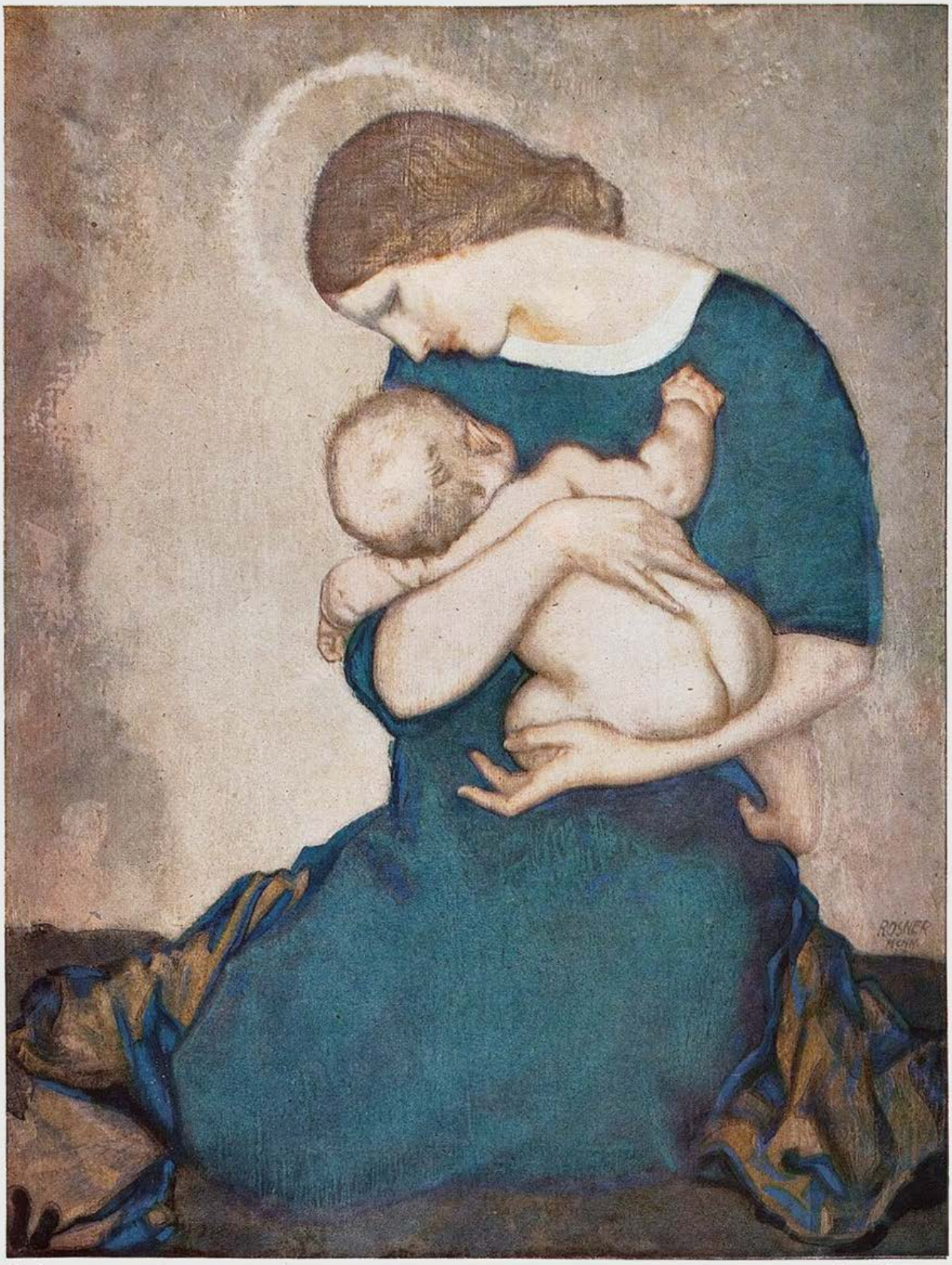
Anton Leidl

„Machen Sie was Sie wollen meine Herren — aber ich bleibe in Deutschland."

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

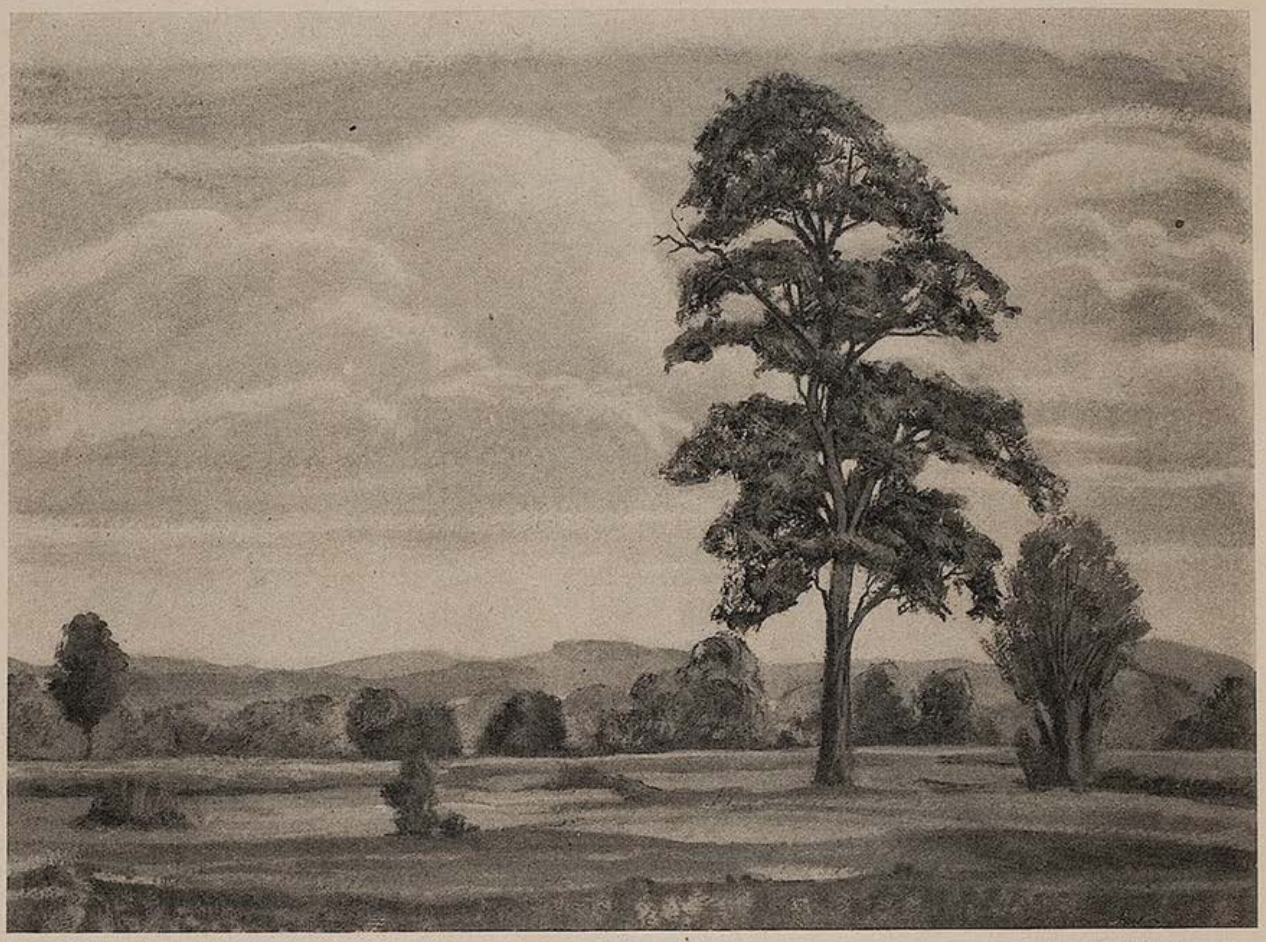
MÜNCHEN 1936 / NR. 18



Madonna

Ernst Rosner

JUGEND
41. JAHRGANG 1936 / NR. 18



Bayerische Landschaft — Helmuth Becker

Klarer Tag

Die Welt ist wie ein Bildchen bunt.
Die Welt ist wie geträumt,
auf einem stillen goldenen Grund
mit Weiß und Blau gesäumt.

Im grünen Raine schläft ein Kind
und gute Glocken gehn.
Den Bäumen bleibt der lichte Wind
sanft in den Ästen stehn.

Die roten Äpfel nicken bloß
und staunen vor sich hin.
Das gelbe Feld hat Brot im Schoß
mit schwarzem Mohn darin.

An jedem fernen Wälderrand
sind Engel aufgestellt,
die halten straff mit weißer Hand
das bunte Tuch der Welt.

Else Rüthel

GASTSPIEL DER DESDEMONA

VON MAX BITTRICH

In Schleiern des Geheimnisses lebte ein aus den Rheinlanden nach Dresden verschlagener Mann.

Die Schuljugend, in Spitznamen verliebt, hatte diesen wortkargen Fremdling den „Rechnungsrat" getauft. Ältere Leute nannten ihn auch den Hausier-Sulpiz, denn der Hausierkasten des Sulpiz Mohr war auf Straßen, in Küchen und Gaststätten wohlbekannt.

Wenn Mohr morgens auf einer Bank der Anlagen den tragbaren kleinen Laden ordnete, so wußten ihn die schwachen Rechner der nächsten Schulen zu finden. Der Helfer war stets bereit, Hausaufgaben zu prüfen, Irrtümer zu beseitigen. Auch Bierhäuser und Weinstuben hatten ihr Vergnügen an dem Rechenkünstler, dessen Hirn mit verzwicktesten, verteufelt weitläufigen Exempeln fertig wurde, ohne sich zu verheddern.

Dabei blieb Mohrs Kunst brotlos. Geld nahm er nur für seine greifbare billige Ware; seine Rechenkunst ließ er durch ein Glas Wein oder Bier vergelten.

So lange ihn seine Bewunderer kannten, und das mochte schon anderthalb Jahrzehnte her sein, hing Mohr hager und lang im vergilbten festen Mantel. Dankbare Mütter schlechter Rechner hatten ihm Hilfe angeboten, ohne über die Absicht hinauszugelangen, wie sich denn auch der Plan eines weltbekannten Zirkusdirektors zerschlug, Mohr als Rechenphänomen durch die Länder zu führen.

Wer ihn in der Vorstadtgasse besuchte, wunderte sich erst recht über des Sonderlings Verhalten, fand man doch kein Zeichen behaglicher Lebenshaltung eines Menschen, der in Wort und Benehmen frühere bessere Tage verriet. Je eindringlicher man sprach, um so fester umschlang Mohrs Arm die große Katze, seine Gesellschafterin.

Auch in den Frauenschulen und Mädchenheimen erzählte man sich von dem merkwürdigen Hausierer. Da geschah es denn, daß ein Schwarm fröhlicher junger Dinger beschloß, gemeinsam in die Bezirke des Vereinsamten vorzustoßen. Neugier und Mitleid wollten den Rechnungsrat aufheitern, bis sich seine Sinne erschließen würden, hellerem Fahrwasser geneigt wären.

An einem sonnigen Septembertage rückte ein halbes Dutzend frischer Mädchen unternehmungslustig nach seiner Wohnung aus. Eine enge Gasse, die altersschwache Treppe des bescheidenen Hauses wurden kichernd genommen, auf Zehenspitzen die dritte Tür gesucht, hinter der Mohr hausen sollte. Sie war halb geöffnet, und als eines der Fräulein verstohlen in die Stube spähte, zeigte sich die nächste Freundin keck genug, der anderen einen Stoß zu versetzen, der Dora unversehens vor Mohr fliegen ließ.

„Aber Martha!" rief sie.

Kurzer Schreck der Zurückgebliebenen, dann schnell die Einsicht, zum Beistand verpflichtet zu sein. So drängten sie nach, sahen noch, wie sich der Überfallene erhob, der aus tiefen Augen des schmalen Gesichts die Eindringlinge prüfte, — nette Gestalten, die, so heftig vor den entscheidenden Augenblick geworfen, von vorbereiteten Worten viel zu wenig auf den Lippen trugen, als daß sie ein Programm hätten einhalten können.

Allein so verlegen die Besucherinnen verharrten, so waren sie doch nicht benommen genug, um blind zu sein vor dem einzigen Wandschmuck der ärmlichen Stube, einem Gemälde.

Die Augen blieben gefangen vom Bilde eines anziehenden Mädchens oder einer sehr jungen Frau, deren besondere Schönheit, an diese grauen Wände gebannt, den hereingeschneiten Beschauern die Sprache erst recht nahm.

Der Rechnungsrat, wieder besonnen, suchte hastig den Platz gegenüber dem Bilde, so daß die Mädchen dem Gemälde den Rücken kehren mußten.

„Die Damen wünschen von mir?" fragte Mohr.

„Ach", machte sich Dora zur Wortführerin, „wir hätten gern gewußt, ob Sie einem Abend unseres Mädchenheims Wert geben möchten."

Sofort verneinte er kopfschüttelnd. „Bedaure, meine Damen. Sie haben sehr freundlich an mich gedacht, und hier bei mir rechnete ich Ihnen gern allerhand vor, böte Ihnen Stühle an, die mir jedoch fehlen, wie Sie sich überzeugt haben."

Stille senkte sich auf die Versammelten. Unentschlossene Gesichter, ein erregt wetterndes männliches Antlitz. Unlust lag hinter der Stirn des Überraschten; fremden Augen hatte er das Bild fernhalten wollen.

„Entschuldigen Sie, Herr Mohr; wir bedauern, gestört zu haben!" rief Dora. Gleich darauf polterte sie mit den Freundinnen die Stiege hinab, während der Rechnungsrat das Bild betrachtete. „Gott weiß, wann man vor Überfall sicher ist!"

In der nächsten Minute entdeckte er auf seinem Warenkasten ein paar Päckchen mit Früchten des leuchtenden Herbstes. Heimlich verehrte Geschenke oder Zeugen der Vergeßlichkeit? Wie sollte ihm Klarheit werden!

Im zeitigen Frühjahr, der Wintersport hatte ausgespielt, und das Jungvolk der Kochschulen und Mädchenheime verweilte wieder aufmerksamer vor Schaufenstern und Anzeigen von Theater, Varieté und Kino, — im zeitigen Frühjahr packte ein lebhaftes junges Ding auf der Straße die Begleiterinnen rechts und links: „Jetzt blickt einmal auf und wundert euch: erkennt ihr, wer am Nebenhause, an der Musikalienhandlung, wie festgenagelt die Auslagen bestaunt?"

„Kinder! Der Rechnungsrat! Der Mensch ist ja ganz weg. Was hält ihn? Beobachtet nur sein Gesicht?"

„Anscheinend ist er völlig in den Zauber eines Bildes versunken. Mithin steckt doch ein Herz in ihm, das auch für andere Dinge schlägt als für seine große Katze."

Mehrfach trat der Beobachtete einige Schritte vom Schaufenster zurück, hielt ein, näherte sich abermals, bevor er nachdenklich langsam schied, mit gesenktem Kopf, wie von Erinnerungen beherrscht, — erschüttert, so durfte man folgern.

Leichten Fußes schoben sich die Zeuginnen an seine Stelle.

„Freilich ein Bild! Aber dieses Bild, so schaut doch! Das ist —"

„— keine andere als die Unbekannte auf Mohrs Gemälde. Was ist darunter angekündigt: Ludmilla Sentz, die gefeierte jugendliche Hamburger Sopranistin, gastiert als Desdemona im Opernhause."

„Die Sentz gleicht der Dame beim Rechnungsrat wie ein Ei dem andern. Wie ist dieser Mann in den Besitz gelangt!"

„Ihr seht: Sulpiz Mohr schwebt in Rätseln durch die Welt."

„Vielleicht werden sie uns durch die Desdemona gelöst. Auf! Besuchen wir am Sonntag ihr zu Ehren die Oper! Eine der besten Sopranistinnen der Gegenwart wird sie in der Presse genannt. Lassen wir uns von ihr singen: Du mein herrlicher Held!"

„Abgemacht!"

*

Ein von Süße und Leidenschaft durchwogter Theaterabend!

Inniges, rührendes Vertrauen und Dämonie, stürmische Verehrung, Heuchelei und Eifersucht, Ergebung und Todesahnung. Orchester und Bühne einten alle Elemente zu neuer, zu vollkommener Schöpfung. Othello und Jago, Cassio und Rodrigo, ihre Kunst strahlte, schenkte dem Musikdrama verführerische Leuchtkraft; dennoch war und blieb das Ereignis dieser Stunden auf Zypern die reizende Gemahlin des venezianischen Generals. Wie jubelte ihr Herz neben Othello, wie verschmolzen beide bis zum Rufe: „Komm, Venus soll uns führen!" Wie packten die Szenen teuflischer Verstrickung, wie nahm das Lied vom leidvollen Mädchen auf der Heide gefangen! Schwur der Unschuld, Schrei nach dem Leben noch in einer Nacht, nach einem letzten Stündchen, nach zwei Minuten: unwiderstehliche Gewalten der Kunst!

Diese Ludmilla Sentz, überraschend aus Verborgenheit aufgetaucht, welch' echtes, herbstem Schicksal folgendes Gefühl offenbarten ihrer Desdemona Stimme und liebliches Gesicht! Eindrücke, die vollends den Gesamtsieg der Bühne über das Haus bedeuteten!

Das Erwachen

Alfred de Richemont

In der kaum übersehbaren begeisterten, berauschten Gemeinde, die den Künstlern huldigte, bildete die kleine Gruppe aus dem Mädchenheim eine Welt für sich. Hier lebte, im allgemeinen Aufruhr der Gefühle, neben feurigem Dank zugleich der Wunsch, das Verhältnis der umjubelten Sängerin zu dem auf den Strand geworfenen Manne zu entdecken.

Langsam schob sich die Menge aus dem Theater; Bekannte hingen draußen noch aneinander, suchten gemeinsam den Übergang zur Ruhe. Mancher befreite sich erst in Nachbarstraßen vom ersten Bann, ließ zum wilden Wirbel bewundernder Ausrufe die Arme mitfliegen.

Gleichermaßen schwärmten die Angehörigen des Mädchenheims.

„Im Terrassenhotel wohnt die Sentz. Laßt uns sie dort in der Nähe bestaunen, sobald sie eintrifft."

Sie pflanzten sich an der nahen Hotelhalle auf, erkundigten sich beim Portier, wann die Künstlerin heimkehren werde.

Sofort nach der Aufführung wolle sie sich einfinden. „Großer Erfolg gewesen?"

„Wagenladung von Blumen. Der Beifall ein wahrer Orkan. Einzig!"

„Fräulein Sentz wünscht heute keinen Fremden mehr zu sprechen."

„Aus nächster Nähe bewundern wird man sie dürfen. Wir haben besonderen Grund dazu, glauben Sie uns."

Schon nach einer Viertelstunde fuhr der Wagen vor, Ludmilla Sentz erschien, eilte in die Halle, während Portier und Pagen Blumen, Kränze, sonstige Zeichen der Verehrung nachtrugen.

Sechs junge Mädchen neben anderen Huldigenden drängten nach, riefen im Chor: „Dank! Dank!" und vernahmen verbindliche Antwort. Verklärt weilten sie noch, als eine unerwartete Erscheinung den Nachglanz der Freude auslöschte: die in solcher Umgebung wie Spuk anmutende abgekämpfte Gestalt Sulpiz Mohrs, der geduckt vor die Künstlerin trat, beglückt und beschämt zugleich wunderliche Laute von sich gab.

„Was fällt Ihnen ein! Wie können Sie sich hier eindrängen!" fuhr ihn der Hoteldirektor ärgerlich an.

Ergebung und Abwehr in einer Person nahmen das Wort: „Verzeihung! Wenn Fräulein Ludmilla Sentz so gnädig sein wollte, mir wenige Minuten zu schenken —"

Die Künstlerin musterte ihn. „Was wünschen Sie?"

Er streifte die Umgebung. „Könnte ich allein Ihr Gehör finden, ganz kurze Zeit?"

Betroffen suchte Ludmilla Sentz die rechte Entscheidung. Wo fand sich ein Eckchen, in dem sie ohne Ohrenzeugen das Anliegen des Fremden würde vernehmen können? Die Bedienung verstand ihr Suchen, sorgte für den geeigneten Platz.

„Nun reden Sie? Sind Sie hilfsbedürftig?"

„Sie meinen Geld damit? Nein."

„Was also wollen Sie von mir?"

„Für eine Auskunft wäre ich dankbar."

„Das wäre?"

„Ludmilla Sentz — ist das Ihr wirklicher oder ein Künstlername?"

Sie fühlte in dem schwer atmenden Manne Qual flackern.

„Wie Sie vermuten: Künstler-Name."

„Und stammen aus einer kleinen Industriestadt am Rheine?"

„Die nur meine früheste Kindheit gesehen hat."

Mohr nickte vor sich hin. „Diese Aufklärung und Ihr ausgestelltes Bild sagen mir schon viel. Sie besitzen noch Eltern?"

„Eine Mutter, seit Jahren im Auslande."

Abermals nickte er sich Zustimmung zu seinen Vermutungen. Zwanzig Jahre eigener Vergangenheit versanken. Eine Gestalt wie die heute vor ihm weilende stieg herauf; die in seinem Bilde festgehaltene junge Frau, das Ebenbild der Ludmilla Sentz, umschmeichelte ihn, stieß ihn von sich, war doch wieder unvergeßliches Heiligtum, obwohl sie ihn treulos verlassen, ihn verraten hatte, mit dem Kinde, der damaligen Ludmilla Mohr, für immer ihm entwichen war, einen Verzweifelten zurücklassend, ein vergiftetes Dasein, das sich nach ehemaligem Höhenflug kein anderes Ende mehr hatte formen können als stilles, abgeschlossenes Dahindämmern in der Fremde.

„Darf ich fragen, weshalb in meiner Vergangenheit gestöbert wird? Wer wartet hinter dem Versuch?" erkundigte sich die Sängerin.

„Einer, den die Künstlerin heute abend maßlos begeistert hat und der zugleich dem Menschen Ludmilla Sentz, oder wie die Künstlerin ehemals geheißen, helle Zukunft wünscht."

Überfahrt — E. Braun

„Sie haben heute die Oper besucht?"

„Seit beinahe zwanzig Jahren das einzigemal. Ich danke Ihnen für das Erlebnis, bin stolz, Sie gehört zu haben. Daß mir diese Desdemona jetzt das Wesentlichste über ihr Leben geschenkt hat, ist sehr lieb von ihr. Würde sie mir gar zum Abschied erlauben, ihr die Hand zu drücken?"

Sie reichte ihm die Rechte, während die Gedanken stockten, so benommen war Ludmilla Sentz vom unaufgeklärten Hintergrund dieser Begegnung.

Ein rasches: „Vielleicht bringt die Zukunft ein neues Wiedersehen!" des Fremden, und er war enteilt.

Ludmilla Sentz bedeckte die Augen, sann, grübelte. Was war das?

Der Hoteldirektor näherte sich. „Hoffentlich keine allzu üble Belästigung gewesen!"

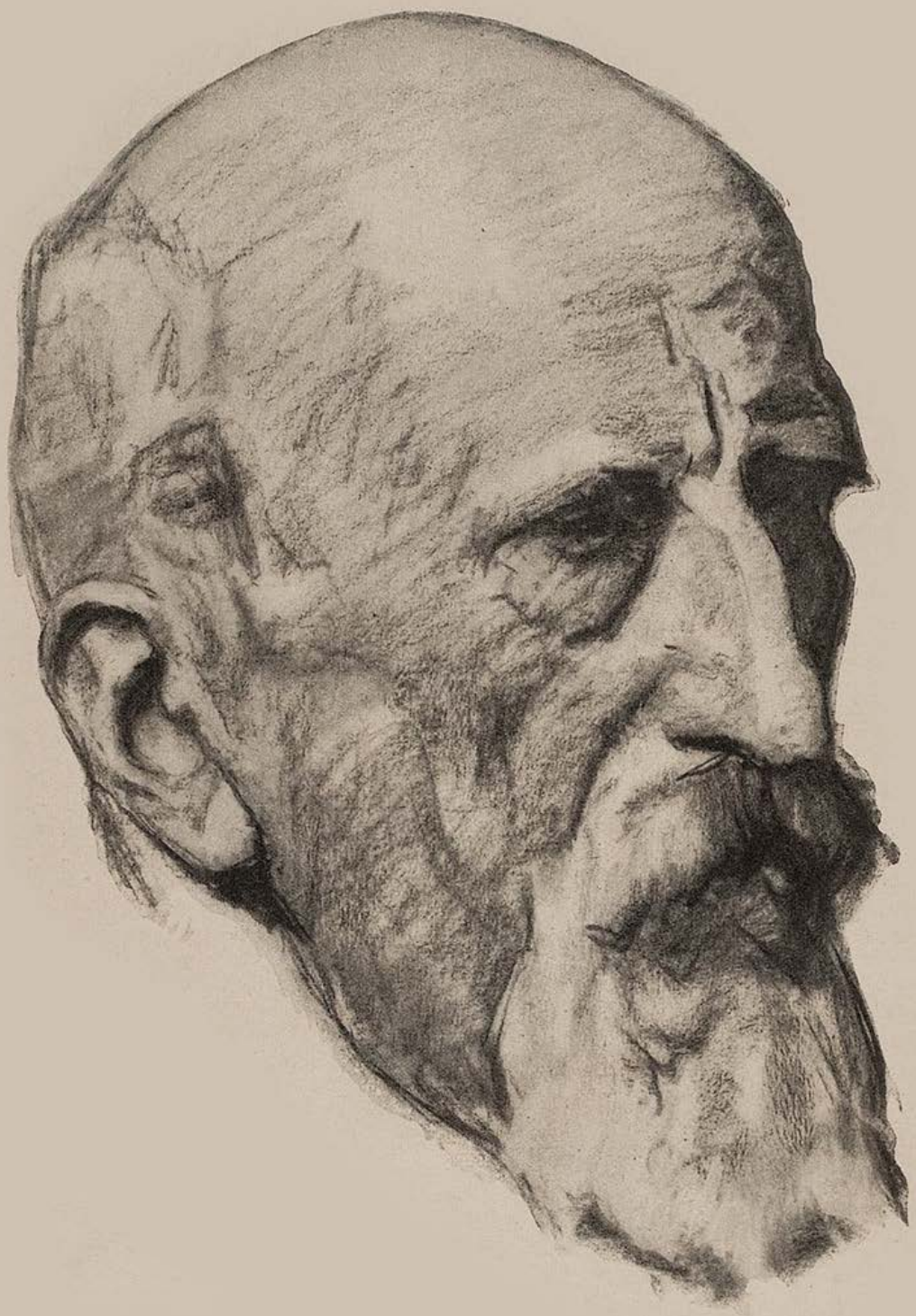
„Merkwürdiges Menschenkind, doch von Lebensart."

„Man hätte Unheil befürchten können, wie er blitzartig erschien und flüchtete."

Durch die Straßen schlich der Rechnungsrat, das Herz von väterlicher Gunst und Freude und von Wehmut erfüllt, vom Widerschein unvollständig vernarbter Enttäuschung belagert. Sonne und altes Gewölk bekämpften sich. Es entluden sich Not und Glück. „Betrogen! Ausgestoßen seit ihrer Flucht! Gift, von dem unser Kind verschont bleiben muß in seiner flammenden Kunst!"

DER EGOIST

An kurzer Kette läuft der Tor im Kreise,
Stolz, daß ihm niemand vorschreibt seine Runden, —
Er ahnt nicht, daß der Weltenlenker weise
Sein Tretrad mit den andern hat verbunden.



Ernst Liebermann-München

Der Komponist Karl Pottgießer

Ich arbeite für Prominente

Von Theodor Brun

Wartend stand ich vor dem Schalter des Annoncenbüros, in der Hand den armseligen Text meines Inserats:

„Schriftsteller sucht ehrbar 500 Schilling. Diskretion zugesichert. Unter ‚Keine Sicherstellung'."

Da fiel mein Blick auf das Blatt meines Vordermannes und ich las mit langgestielten Augen:

„Intelligenter Sekretär, literarisch begabt und akademisch gebildet, von prominenter Persönlichkeit vorübergehend gesucht. Vorzustellen zwischen 5—6, Hotel Majestic, Zimmer 212."

Darauf sagte ich dem Schalterbeamten: „Grüß Gott zum Gruße, schön Wetter heute", warf meine traurige Dichtung in den Papierkorb und schritt majestätisch davon.

Eine Stunde später befand ich mich im Hotel Majestic. „Ich möchte den Herrn von Zimmer 212 sprechen."

„Herrn Parson?"

„Ja, Herrn Parson", erwiderte ich mit pochendem Herzen. Romuald Parson war es also, der berühmte Meisterboxer, der kürzlich zum Tonfilm übergegangen war. Welch ein Glücksfall! Das bot eine ausgiebige Sanierung.

„Wen kann ich melden?" fragte der Portier.

„Ich bin sein neuer Sekretär."

Fünf Minuten später stand ich Herrn Parson gegenüber. „Sie suchen vorübergehend einen Sekretär. Und da ich gerade vorüberging, wollte ich . . ."

Herr Parson zog seine Augenbrauen hoch. Zuerst die linke, dann die rechte. „Mein Inserat erscheint doch erst morgen. Woher wissen Sie — —?"

„Ja, Sie suchen doch einen intelligenten Sekretär! Wenn man intelligent ist, muß man schon vorher wissen, was am nächsten Tag in der Zeitung stehen wird."

Wir gefielen einander und kamen ins Gespräch.

„Da, sehen Sie sich das an", klagte Parson und wies auf einen Berg von Briefen, der Posteinlauf eines einzigen Tages. „Mit den Autogrammbitten und den Heiratsanträgen werden meine zwei Sekretärinnen zur Not fertig. Aber die Rundfragen von den Zeitungen! Sie wissen doch, wie das ist, wenn man prominent ist. Es gibt nichts, wozu man sich nicht äußern muß: Ob die Damenhüte besser rund oder viereckig sein sollen, ob man der Meinung ist, daß der Krebs heilbar sei, usw., ganz abgesehen von den Fragen persönlicher Natur. Da hat sich schon eine ganze Serie angesammelt, alles eilig, soll schon in der nächsten Sonntagsbeilage erscheinen. Ablehnen kann man nicht gut und —." Parson schnitt ein sorgenvolles Gesicht. „Können Sie diese Arbeit übernehmen?"

Welche Frage! Natürlich konnte ich. Wir wurden über das Honorar handelseins und Parson gab mir den Stoß Rundfragen. „Da, setzen Sie sich gleich hin, nebenan haben Sie ein ungestörtes Zimmer, und erledigen Sie alles, so daß ich mich um nichts zu kümmern brauche." Er läutete dem Zimmerkellner. „Servieren Sie diesem Herrn, was er wünscht. Es geht alles auf meine Rechnung."

Ich setzte mich an meine Arbeit. Das heißt: Ich holte nach, was ich in den letzten drei Jahren an gastronomischen Genüssen versäumt hatte. Und vom Sekt nahm ich gleich einen Vorschuß auf die nächsten drei Jahre. Ich glaube, das war nicht ganz in Ordnung.

Ein wenig erschrocken sah ich mir am nächsten Tag die Durchschläge von den Telegrammen an, die ich an die Zeitungen verschickt hatte:

Frage: Mit was für Gefühlen erinnern Sie sich an Ihren Aufenthalt in Stuttgart?

Antwort: Stuttgart ist eine unerreichte geistige Metropole und macht seiner kulturellen Vergangenheit noch heute alle Ehre. Mit Vergnügen erinnere ich mich daran, daß Uhland in dieser Stadt einen Tag geweilt hat, Schubart wurde dort eingekerkert, Schiller ist von dort geflohen und Hölderlin wurde dort wahnsinnig.

Frage: Welchen Sport halten Sie für den gesündesten?

Vignette v. Welden

Antwort: Unbedingt Bridge. Beim Boxen oder Fußballspiel wird der Körper gestählt und darauf trainiert, Verletzungen mühelos zu überstehen. Aber höher als der Körper steht die Ehre. Und die wird bei keinem Sport so trainiert wie beim Bridge. Ich habe Rekordler gesehen, bei denen die furchtbarsten Verletzungen binnen weniger Minuten geheilt waren.

Frage: Sind Sie dafür, daß Kinder schon im vorschulpflichtigen Alter ein Musikinstrument lernen und wenn ja, welches?

Antwort: Natürlich bin ich dafür und nach meiner Meinung kommt eigentlich nur ein Instrument in Frage, da es das Kind zu einer geraden, aufrechten Haltung zwingt: Baßgeige.

Frage: Wen halten Sie für den interessantesten Mann der Gegenwart?

Antwort: Kasimir Zversinec. Wo immer ich seinen Namen erwähne, fragen gleich alle: „Wer ist das, um Gottes willen?" und sie interessieren sich sofort für ihn. Ich habe noch keinen gefunden, der sich für Kasimir Zversinec nicht interessiert hätte, und, offen gestanden, möchte ich selbst gern wissen, wer das ist.

Frage: Halten Sie es für gut, wenn man möglichst früh heiratet?

Antwort: Ich glaube nicht. Meine besten Erfahrungen habe ich mit Trauungen gemacht, die zwischen 1 und 2 nachmittags stattfanden.

Frage: Wo verbringen Sie am liebsten den Sommer?

Antwort: Im Badetrikot.

Frage: Wo beabsichtigen Sie heuer die Weihnachtstage zu verbringen?

Antwort: Ich weiß es noch nicht. Entweder in Palm Beach, oder in Nizza oder in Mährisch-Trübau.

Frage: Dürfen wir Sie um einige Begrüßungsworte anläßlich der Errichtung der neuen Sternwarte in Christiania ersuchen?

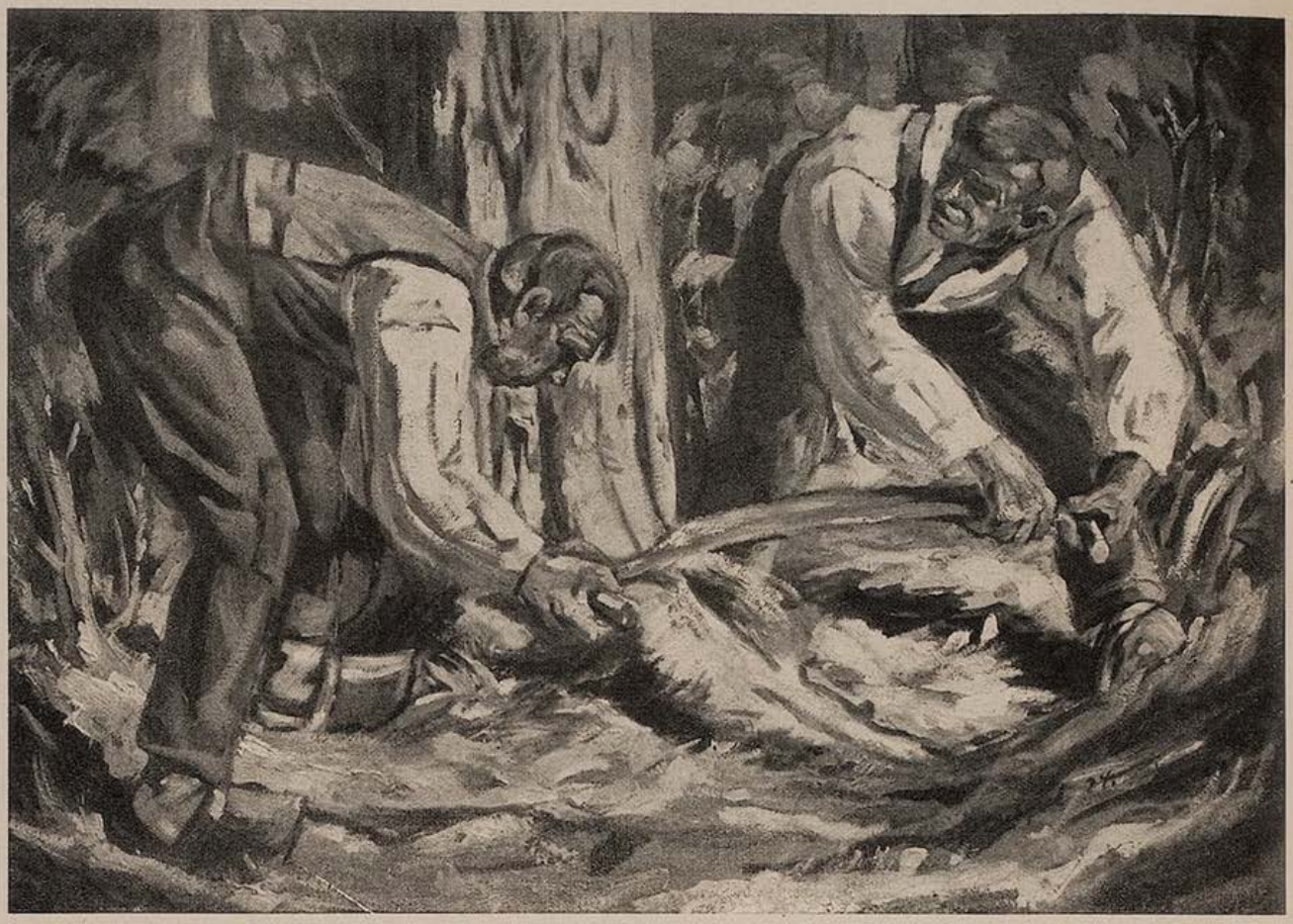
Antwort: Die neue Sternwarte, die ich mir schon lange gewünscht habe, freut mich ungemein. Mit großer Befriedigung habe ich aus dem mir übersandten Begleitschreiben die Geschwindigkeit der Lichtjahre zur Kenntnis genommen und hoffe, daß die neue Sternwarte das ihrige dazu beitragen wird, um die erfreulichen Beziehungen zwischen den Menschen und den Sternen auszubauen und zu vertiefen.

Frage: Welche Bücher halten Sie für die interessantesten dieses Jahres?

Antwort: Die Drehbücher meiner Filme und mein Scheckbuch.

Frage: Als was wären Sie, wenn Sie nicht Sie wären, am liebsten auf die Welt gekommen? Und warum?

Antwort: Als mein Sohn. Weil mich das interessiert, wie ich das zustande gebracht hätte.



Holzfäller — Reinhold Koeppel

Frage: Was war die größte Überraschung Ihres Lebens?

Antwort: Als ich den ersten Scheck von meiner Filmgesellschaft erhielt und ich in der Bank erfuhr, daß er wirklich gedeckt war.

Frage: Was täten Sie, wenn Sie das Einkommen Morgans hätten?

Antwort: Ich würde auch falsch satieren.

Brrr! Mir wurde etwas schwach zumute und ich schlich mich leise die Treppe hinunter.

„Hallo", sagte der Portier, „hier sind ein paar Telegramme an Herrn Parson, von Zeitungen, glaube ich, und alle sehr eilig. Möchten Sie sie ihm nicht geben?"

„Geben Sie es ihm selber", erwiderte ich, denn mir fiel rechtzeitig ein, daß Herr Parson Meisterboxer war, bevor er zum Film kam.

Und so bleibt mir nichts anderes übrig, als es wieder zu versuchen. Vielleicht mit folgendem Text: „Intelligenter Schriftsteller, literarisch begabt, akademisch gebildet, sucht ehrbar 500 Schilling. Diskretion Ehrensache. Keine Sicherstellung. Unter „Womöglich kein Boxer".

ZWEI ANEKDOTEN

Wie man's macht

Der berühmte Maler v. Schwind half gern begabten und fleißigen Schülern weiter, doch talentlose Stümper fertigte er ironisch ab. So kam einstmals ein Dilettant, der einen hohen Rang einnahm, zu ihm und bat, ihn in der Malerei zu unterweisen. Besonders die meisterhafte Bleistiftskizzierkunst Schwinds wolle er erlernen. Er möchte ihm zeigen, wie man das mache. Mit ernster Miene erwiderte ihm der Künstler: „Nichts einfacher als das. Ich werde es Ihnen in drei Minuten sagen, wie es mir gelingt. Also hören Sie, lieber Herr Baron! Notieren Sie sich's gefälligst! Hier, mein Papier, das ich bei Bullinger an der Residenzstraße kaufe. Dies hier sind meine Bleistifte, die ich von Andreas Kraus an der Kaufingerstraße beziehe. Von derselben Firma habe ich auch den Radiergummi gekauft. Ich gebrauche ihn jedoch wenig. Desto mehr aber das Federmesser, mit dem ich die Bleistifte spitze. Ich erstand es bei Tresch, Dienerstraße 10. Alle diese Firmen sind sehr empfehlenswert. Besitze ich nun alle die Sachen und einige gute Gedanken im Kopf, dann setze ich mich hin und zeichne. So, jetzt wissen Sie alles, was ich Ihnen darüber zu sagen habe." Und der Baron zog mit langem Gesicht ab.

Der getäuschte Beichtvater

Die Freunde des französischen Komponisten Lully sandten ihm einst, als er schlimm krank darniederlag, einen Beichtvater zu, der für dessen Seelenheil sorgen sollte. Der Priester erklärte jedoch Lully, daß er zuvor seine neue Oper verbrennen müsse, ehe er ihm die Sünden vergeben könne, die er durch das Komponieren so vieler Opern begangen habe. Vergebens suchte Lully den Fanatiker von der Unsinnigkeit des Verlangens zu überzeugen. Dieser beharrte unerbittlich darauf. Endlich entschloß sich der Komponist schweren Herzens zu dem Autodafe, worauf ihm der Beichtvater die Absolution erteilte. Kurz darauf, als sich des Kranken Befinden merklich gebessert hatte, erzählte er die Begebenheit einem Edelmanne, seinem Gönner. Dieser machte ihm natürlich schwere Vorwürfe wegen der Opferung der Manuskripts. „Wie konnten Sie nur dem Unverstand eines unwissenden Pfaffen nachgeben?" sagte er. „Nur ruhig, lieber Freund!" erwiderte Lully. Ich wußte wohl, was ich tat." Und ins Ohr flüsterte er dem Überraschten: „Ich habe nämlich noch eine Kopie davon."

Fritz Hocke:

DAS PLAGIAT

Briefwechsel um einen Witz

Buxtehude, 4. Mai 1935.

Herrn
Peter Schnapper,
Trübstrüll.

Sehr geehrter Herr!

Sie haben der humoristischen Wochenschrift „Das lachende Huhn" den Witz: „Kleider machen Leute", der in Nr. 15 dieses Blattes erschienen ist, verkauft, welcher eine wortwörtliche Abschrift, also Plagiat, meines vor einem halben Jahr im „Homerischen Gelächter" erschienenen Humortextes darstellt. Als Schadenersatz für Verletzung meiner Urheberrechte fordere ich Sie auf, mir binnen 14 Tagen RM. 30.— (Dreißig Reichsmark) anzuweisen, widrigenfalls ich genötigt bin, mit Strafanzeige vorzugehen.

Hochachtungsvoll
Kurt Elster.

*

Trübstrüll, 10. Mai 1935.

Herrn
Kurt Elster,
Buxtehude.

Sehr geehrter Herr!

Hierdurch bestätige ich den Empfang Ihrer Zuschrift vom 5. Mai und teile Ihnen mit, daß mir die Zeitschrift „Homerisches Gelächter" vollkommen fremd ist, so daß ich nie in der Lage sein konnte, den Witz — wie Sie schreiben — zu plagiieren. Zur Steuer der Wahrheit muß ich bemerken, daß ich denselben anläßlich eines Gesellschaftsabends bei meiner Schwiegermutter von einem der Gäste gehört habe und in Unkenntnis des Umstandes, daß er bereits veröffentlicht worden ist, dem „Lachenden Huhn" eingesandt habe; damit wird schon Ihre Behauptung, daß es sich um eine „wortwörtliche" Wiedergabe handle, ad absurdum geführt, ganz abgesehen davon, daß mir jede Schädigungsabsicht ferne lag. Gelegentlich der Einsendung habe ich vollkommen bona fide gehandelt und ich kann doch dafür nicht mit dem 20fachen Betrage „bestraft" werden, denn mir selbst wurde bloß ein Honorar von RM. 1.50 angewiesen.

Ich ersuche Sie, mir die Nummer des „Homerischen Gelächters", in welcher Ihr Scherz erschienen sein soll, zu übermitteln.

Hochachtungsvoll
Peter Schnapper.

*

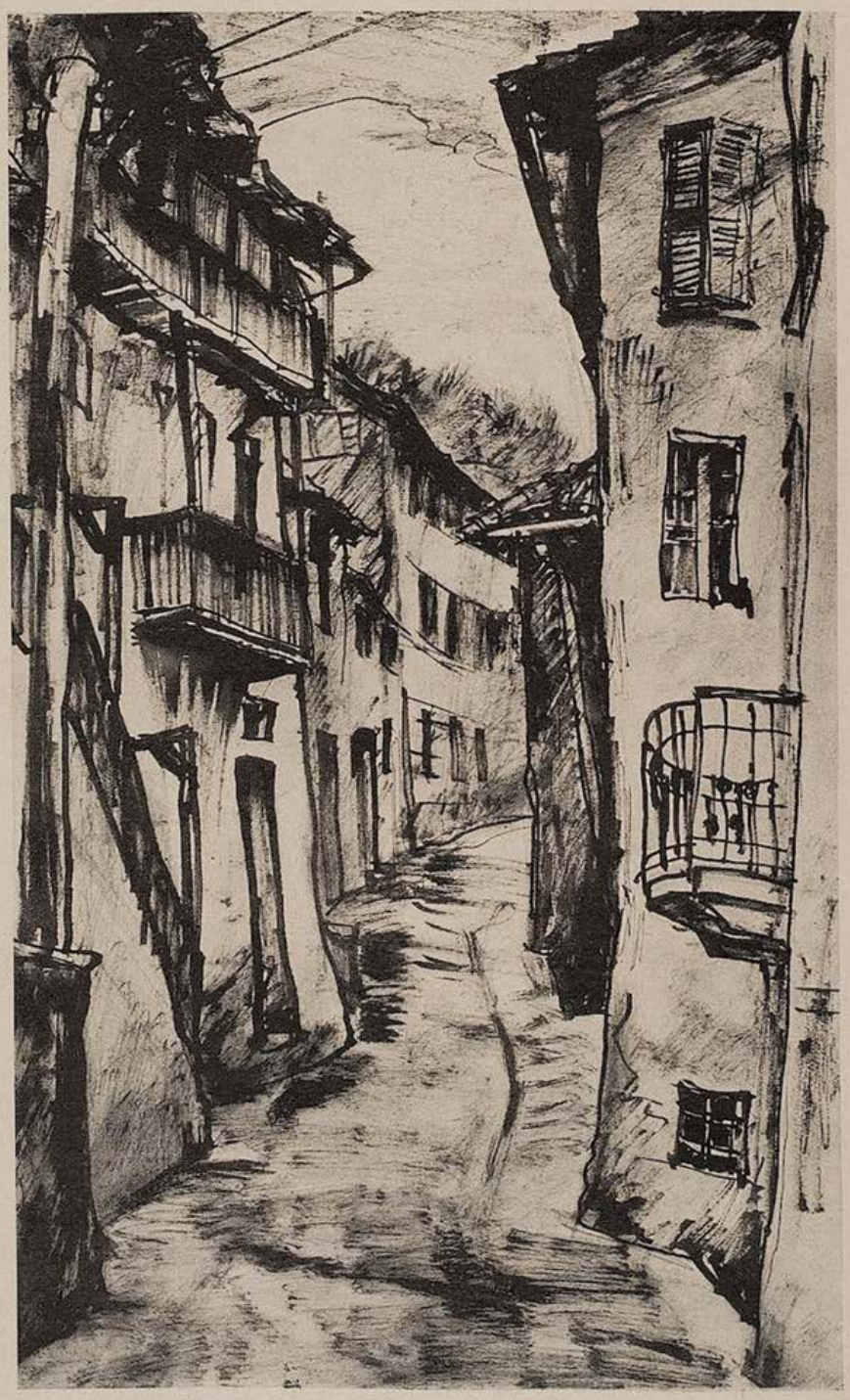
Buxtehude, 16. Mai 1935.

Herrn
Peter Schnapper,
Trübstrüll.

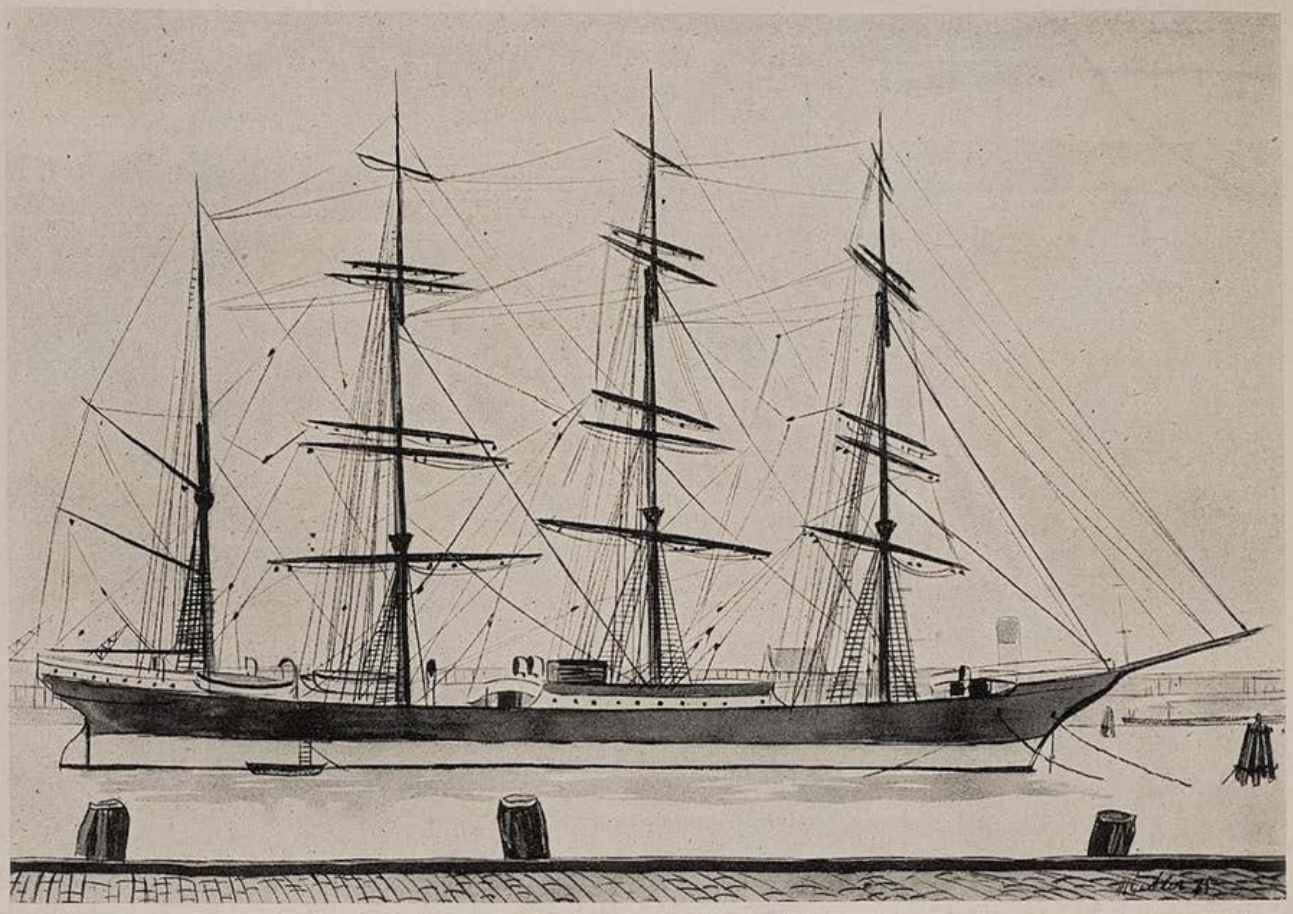
Sehr geehrter Herr!

Ihr Schreiben vom 10. Mai habe ich erhalten und finde es unerhört, daß Sie in meine Behauptung Zweifel setzen und einen Beleg für diese verlangen. Selbstverständlich bin ich auch in der Lage, Ihnen die Nummer des „Homerischen Gelächters", in welcher mein Humortext: „Kleider machen Leute" erschienen ist, zur Verfügung zu stellen und übermittle Ihnen dieselbe in der Anlage. Ihre Behauptung, daß Sie den Scherz bei Ihrer Schwiegermutter gehört haben, kann ich nur als einen faulen, längst überholten Schwiegermutter-Witz auffassen; in dieser Hinsicht verstehe ich keinen Scherz! Im übrigen bemerke ich, daß es vom juristischen Standpunkt ganz gleichgültig ist, ob es sich um ein bewußtes oder unbewußtes Plagiat handelt und ich ersuche Sie nochmals ebenso höflich als dringend um prompte Überweisung des beanspruchten Nachdruckhonorares von RM. 30.—.

Hochachtungsvoll
Kurt Elster.



Italienische Straße — M. Groll



Viermaster — Heinz Kistler

Trübsträll, 1. Juni 1935.

Herrn

Kurt Elster,

Buxtehude.

Sehr geehrter Herr!

Im Besitze Ihres Briefes vom 16. Mai nebst Beleg muß ich vor allem feststellen, daß es sich nicht um eine wortwörtliche Abschrift Ihres Witzes handelt, sondern bestenfalls um eine 50%ige Ähnlichkeit! Abgesehen davon habe ich inzwischen nachgeforscht und erhoben, daß den inkriminierten Scherz an dem erwähnten Gesellschaftsabend bei meiner Schwiegermutter, der Freund des Bruders ihres Neffen väterlicherseits, ein Herr Walter Witzling, erzählt hat. Ich habe mich mit diesem ins Einvernehmen gesetzt und konstatierte dieser, daß Ihr im „Homerischen Gelächter" erschienener Witz eine 75%ige wörtliche Abschrift seines vor Jahresfrist im „Grinsenden Hutschpferd" veröffentlichten Scherzes: „Kleider machen Leute" darstellt. Ich kann nun verstehen, warum Sie so wenig Sinn für Humor besitzen. Namens des Herrn Walter Witzling, der eine Vortragsreise antreten mußte, fordere ich Sie auf, mir für dessen Rechnung RM. 40.— (Vierzig Reichsmark) binnen 8 Tagen zu überweisen, widrigenfalls ich ermächtigt bin, gegen Sie die Strafanzeige zu erstatten. Den bezüglichen Beleg des „Grinsenden Hutschpferdes" schließe ich bei.

Hochachtend

Peter Schnapper.

*

Buxtehude, 4. Juni 1935.

Herrn

Peter Schnapper,

Trübsträll.

Sehr geehrter Herr!

Ihren werten Brief vom 1. d. M. habe ich erhalten und bin von dessen Inhalt auf das Höchste überrascht! Ich habe die Zeitschrift „Das Grinsende Hutschpferd" nie gelesen und kann nur betonen, daß es sich um einen eigenen Einfall meinerseits handelt. Sie selbst geben ja namens des Herrn Witzling zu, daß es sich um eine bloß 75%ige Ähnlichkeit handelt und Sie werden ja schon selbst gehört haben, daß gewisse Witze „in der Luft liegen", daß solche oft zu gleicher Zeit auftauchen, wie es ja schon gelegentlich großer Erfindungen der Fall war; wie erst bei einem Witz, der sich auf eine so bekannte Redensart stützt. Ich selbst habe seinerzeit für den Witz im „Lachenden Huhn" bloß ein Honorar von RM. 1.— in Aussicht gestellt bekommen — erhalten habe ich es noch immer nicht — und es geht doch nicht gut an, daß ich bloß ob des Umstandes eines gleichzeitigen Einfalles mit dem 40fachen Betrage büßen soll, wo ich doch selbst nur den 20fachen verlangt habe. Ich bin auch finanziell nicht in der Lage, ein solches Opfer zu bringen.

In vorzüglicher Hochachtung

Kurt Elster.

*

Trübsträll, 11. Juni 1935.

Herrn

Kurt Elster,

Buxtehude.

Werter Herr!

In Entgegnung Ihrer Zuschrift vom 4. Juni muß ich feststellen, daß Ihre Ausreden schon sehr „luftig" sind. Ich habe schon etwas von „Luftschlössern", „Luftgeschäften" gehört, aber von „Luftwitzen" bisher noch nichts. Wenn Sie in Ihrem Schreiben auf die großen Erfindungen anspielen, will ich nicht annehmen, daß Sie sich für einen „Edison" oder „Marconi" der Witztechnik halten. Und was Ihre „Einfälle" betrifft, so verweise ich nur auf die Hunnen, die auch schon solche gemacht haben. Hinsichtlich Ihrer Bemerkung aber, daß Sie nur den 20fachen Betrag gefordert haben, muß ich erwidern, daß Sie ja gar nicht gewußt haben, welches Honorar ich seinerzeit erhalten habe; wäre dasselbe

in der Höhe von bloß 50 Pfennig gewesen, so hätten Sie doch das 60fache verlangt!!!

Da Sie sich scheinbar der Schadenersatzansprüche des Herrn Walter Witzling entziehen wollen, gebe ich Ihnen eine letzte Frist bis 24. Juni d. J. Sollte bis zu diesem Tage der Betrag von RM. 40.— (Vierzig Reichsmark) bei mir für vorgenannten Herrn nicht eingegangen sein, wäre ich zu meinem Bedauern bemüßigt, namens des Herrn Walter Witzling andere Schritte einzuleiten.

Ich hoffe, daß Sie es nicht so weit werden kommen lassen und zeichne

hochachtend

Peter Schnapper.

— — — — — — — —

Die Korrespondenz geht weiter ...

Die Frist wird weiter erstreckt ...

Nach einem halben Jahr überweist Kurt Elster „in Anerkennung der Priorität des Einfalles" des Herrn Walter Witzling, zu treuen Händen des Herrn Kurt Schnapper in Trübstrüll den ihm inzwischen seitens des „Homerischen Gelächters" zugekommenen Honorarbetrag von RM. 1.—, womit die Angelegenheit „ritterlich" bereinigt erscheint.

Splitter

Wo viel Schmeichelei ist, da ist viel Verleumdung.

*

Die schwache Kraft der Mutter hat schon manchen schweren Stein gehoben, den der Vater auf den Weg des Sohnes legte.

*

Der Parvenue schämt sich seiner Eigenart.

*

In der Zurückweisung einer Auszeichnung liegt meist Selbstüberschätzung.

*

Der normale Mensch ist der Mensch ohne göttlichen Funken.

*

Der Wunsch der Frau ist, eine unerwachsene Tochter, der Wunsch des Mannes, einen erwachsenen Sohn zu besitzen.

*

Wer viel fragt, wird viel belogen.

Wiener Scherenschnittchen

Herr Nesweda geht vor einem Wiener Theater auf und ab.

So um die zehnte Stunde.

Kommt der Portier heraus, um frische Luft zu schnappen und schaut den Wartenden interessiert an.

„Warten S' leicht, bis d' Vorstellung aus is?" fragt er Herrn Nesweda freundlich wohlwollend.

„Ja!" nickt Herr Nesweda.

„Müaßt eigentli eh scho aus sei!"

„Allerdings", wirft Herr Nesweda einen Blick auf die Uhr, „— am Zettel steht Ende gegen dreiviertel zehn und jetzt ist's schon viertel elf —"

„Jo — jo —" meint der Portier, „jo — jo! Is leicht Ihna Frau Gemahlin im Theater?"

„Meine ganze Familie —" erklärt Herr Nesweda, „— fünf Personen!"

„Wos — fimfe?" staunt der Portier. „No, dann is ka Wunder net, daß so lang dauert! Wann's so guat b'sucht is, dann wird do ganz anderscht g'spielt, net wahr jo!"

Wiener Kaffeehausdialog

Herr Rebnitzer liest der Tischgesellschaft einen Zeitungsartikel vor:

„— ein erhabenes Bild stand er, die Lyra in der Hand, vor der andächtig lauschenden Menge —"

„Was ist das, eine Lyra?" fragt Frau Organdl.

„Was das ist?" Herr Rebnitzer macht mit der Rechten eine schwungvolle Bewegung nach links, „— sehen Sie, gnädige Frau, eine Lira sieht so aus — so —" er macht dieselbe Bewegung nach rechts, „— so — Sie verstehen —"

„Tssssss —" staunt Frau Organdl, „was Sie alles wissen —"

„Kunststück", wirft Frau Rebnitzer einen stolz zufriedenen Blick auf den Gatten. „Soll er's nicht wissen ... Wo er immer mit Valuten zu tun hat!"

Begründetes Mitleid

Sie: „Morgen ist mein dritter Hochzeitstag. Da werde ich ein paar Hühner schlachten."

Er: „Die armen Hühner haben doch keine Schuld!"

Gespräch in den Ferien

Tourist: „Das sieht ja toll hier aus! Die ganze Landschaft wie vertrocknet! Sagen sie mal, gibts denn bei ihnen hier keinen Regen?"

Bauer: „Regen? Nee. Schon seit fünf Jahren nicht mehr. Wir haben hier alte Frösche, die gar nicht schwimmen gelernt haben.

Frech

Frau zum Bettler: „Da haben sie einen Pfennig, aber legen sie ihn nicht gleich wieder in Alkohol an!"

Bettler: „I wo, Gnädige, eine Trinkerheilstätte werde ich dafür bauen lassen!"

Ah so

Sie: „Gestern bist du aber wieder mit einem schönen Rausch nach Hause gekommen!"

Er: „Wieso denn?"

Sie: „Verstelle dich doch nicht. Mit einem Satz hast du dich gleich ins Bett geworfen!"

Er: „Verzeihe, aber dies beweist doch nichts!"

Sie: „Doch, doch, dort wo du dich hingeworfen hast, war ... gar kein Bett!"

Zu spät

„Wann hast du denn deine Frau kennen gelernt?"

„Tja, leider erst ... nach der Hochzeit!"

Weißbier-Brauerei
G. Schneider und Sohn
SCHUTZ MARKE
München
Ältestes Haus Süddeutschlands
Das bekömmliche Frühjahrsgetränk, hergestellt nach altem Brauverfahren mit der gesundheitsfördernden Hefe
HEFE IST LEBEN
Versand: Aventinstraße 7, München / Telef. 23729

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Der alte Hut

Eine Bildergeschichte

Von Franziska Bilek

2

3

4

5

1

6

7

8 9

Rubey

Er: *„In der Tat, wer fotografiert, hat mehr vom Leben."*
Sie: *„In der Tat —, seit er fotografiert, habe ich nichts mehr vom Leben."*

Abfuhr

Herr: „Wie mag es kommen, daß so selten eine Dame einem Herrn dankt, der ihr in der Straßenbahn seinen Platz überläßt?"

Dame: „Es kommt daher, daß ihr so selten ein Herr Gelegenheit dazu gibt."

Hochgefühl

Nach vielen Dienstjahren hatte der Gefängnisdirektor endlich einen Orden erhalten. Stolz darauf, ließ er die Sträflinge antreten und hielt folgende Ansprache: „Mit diesem Orden, den ihr auf meiner Brust seht, schmückte mich die Gnade unseres Königs. Aber ich bekenne demütig, daß ich ihn nicht meinen eigenen Verdiensten allein verdanke, sondern unser aller Zusammenarbeit. Es ist mir eine Freude, festzustellen, daß sich, seit ich meinen Posten bekleide, die Zahl der Sträflinge von 400 auf fast 700 erhöht hat. Wir können mit Recht stolz darauf sein."

Familienbericht

Der alte Herr: „Nun wieviel seid ihr denn zu Hause?"

Das kleine Mädchen: „Meine Mutti, mein Papi und mein Opa."

Der alte Herr: „Und wie alt ist dein Opa schon?"

Das kleine Mädchen: „Das weiß ich nicht. Aber wir haben ihn schon sehr lange."

Sie hat's erfaßt

Lehrerin (vorlesend): „Dann trat die kühne Amazone dem hohnlachenden Feinde entgegen, und ihr tödlich Gewaffen flog heraus. (Sich unterbrechend) was bedeutet das, Edith?"

Edith: „Sie steckte ihm die Zunge heraus."

Schwere Zweifel

„Warum stierst du denn auf einmal so vor dich hin?"

„Nun hab' ich ganz vergessen, sagte meine Frau, ich sollte zwei Glas Bier trinken und um zehn zu Hause sein oder sagte sie, ich sollte zehn Glas Bier trinken und um zwei zu Hause sein?"

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.

112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.

Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

Dagobert von Mikusch: „Cecil Rhodes“. Der Traum einer Weltherrschaft. (Vorhut-Verlag Otto Schlegel G. m. b. H., Berlin SW 68.)

Am 4. September 1794, also in einer Zeit, die in unserem Gedächtnis mit der französischen Revolution, dem Sturz Robespierres, der „jeunesse dorée“ und ähnlichen Dingen voll ausgefüllt ist (nicht, wie Mikusch schreibt, „während der napoleonischen Kriege“), landete in der südafrikanischen Simons Bay in aller Stille eine englische Flottille, deren Landungskorps vierzehn Tage später den Holländern Kapstadt durch Handstreich wegnahm. Das war der Anfang der englischen Kapkolonie. Was wissen wir davon? Unsere Geschichtskenntnis ist europäisch orientiert. Dies Buch aber strotzt von Tatsachen, die unser Denken weltpolitisch herumreißen und in neue Richtungen lenken. Die Kapkolonie wurde dann durch einen armen, kränklichen Oxford-Studenten namens Cecil Rhodes, der binnen weniger Jahre Herr der südafrikanischen Diamantfelder und des Diamanten-Weltmarktes wurde, zu einem Teil jenes „Tragbalkens“ Kapstadt—Kairo ausgebaut, um den es heute im abessinischen Konflikt geht. Wie machte der Engländer das? Wie wurde er mit Buren und Negern, mit Barnato und Ohm Krüger und — am schlimmsten — mit seinen eigenen widerspenstigen Landsleuten fertig? Das muß man lesen. Das Buch ist ein politisch-psychologisches Praktikum. Die englische Politik tritt bei Cecil Rhodes als ein Erbe im Blut hervor, und gerade das macht seinen weltpolitischen Weg für uns so faszinierend. Spengler hat Rhodes „den ersten Menschen einer neuen Epoche“ genannt, der den politischen Stil einer fernen abendländisch-germanischen Zukunft darstelle. Wer weiß davon? — So ist dies Buch bis zum Platzen gefüllt mit Inhalt. Zweifeln kann man allerdings, ob in der Form immer die Plastizität, in der Betrachtung die Tiefe, in der Darstellung die Genauigkeit erreicht sind, die dem Gegenstand angemessen wären. Mikusch hat diesmal geschrieben wie für das Publikum eines spannenden Tatsachenromans und hat sich infolgedessen nicht getraut, mit dem Leser allzu ernsthaft umzugehen; seine Darstellung hat zuweilen so wenig Hintergrund wie eine Lesebuchgeschichte für Tertia und manchmal weniger. Mikusch ist der verdienstvolle Übersetzer von T. E. Lawrences „Aufstand in der Wüste“: man möchte ihn angesichts einer Figur wie seines Negerfürsten Lobenguela an Lawrences Faisal erinnern, um anzudeuten, welchen Hintergrund seine Darstellung haben müßte, um vollkommen zu sein.

Dr. H. A. Thies

Wilhelm Busch: „Ist mir mein Leben geträumet?“ Briefe eines Einsiedlers, gesammelt und herausgegeben von Otto Nöldeke. (Gustav Weise-Verlag, Leipzig.)

Schade, daß gerade den besten Schriftstellern ihr Zitat über den Kopf wächst? Mit Wilhelm Busch ist es am schlimmsten ergangen. Ihm, der so gern in die Tiefe tauchte und sich am Grunde des Lebensbrunnens tummelte, wuchsen die Wasserlinsen und Teichbinsen unterdes an der Oberfläche zusammen: die wenig- oder nichtssagenden Zweizeiler, die sich mit erschreckender Geschwindigkeit von Gehirn zu Gehirn vermehrten. Ich weiß kein besseres Mittel, diese Wasserpest aufzureißen und dem darunter nach Luft ringenden wirklichen Wilhelm Busch Gelegenheit zum Auftauchen zu verschaffen, als allen seinen Lesern diesen Band seiner Briefe in die Hände zu drücken. Ich gestehe, den großen Schriftsteller und glänzenden Formulierer Busch noch mehr in seiner Prosa als in seinen Versen zu finden und zu genießen. Aus der Prosa dann wieder in die Versgeschichten zurückzukehren, ist ein Genuß ganz eigener Art. Sie erschließen sich dann ganz neu, sie atmen, gehen auf. Es ist ein besonderes Verdienst des „Humoristischen Hausschatzes“, den der Verlag Fr. Bassermann, München, vor kurzem in einer buchtechnisch hervorragenden und dabei preiswerten Jubiläumsausgabe herausgebracht hat, daß er als Einleitung das schöne Prosastück Wilhelm Buschs „Von mir über mich“ abdruckt. Wer das gelesen hat und die Briefe dazu, der hat den Philosophen Busch vernommen, und er mag nun soviel Versgeschichten aufnehmen, wie er erraffen kann. Er vergesse dabei auch nicht das „Neue Wilhelm-Busch-Album“, das der Verlag der Briefe, G. Weise in Leipzig, als unentbehrliche Ergänzung zu dem genannten „Hausschatz“ und den bei Braun & Schneider erschienenen Werken herausgegeben hat. Dann hat er das Gesamtwerk beisammen. Welch ein Reichtum! Welches Drängen der Erfindung, des Einfalls, der Bewegung! Über diesen Bänden geht einem auf, daß Busch unser erster und noch unübertroffener Trickfilmzeichner war. Zu den versäumten Gelegenheiten der Weltgeschichte gehört zweifellos eine Begegnung zwischen Busch und den Brüdern Skladanowsky. Gäbe es heute im Film ein Genie wie Busch, dann könnten sich alle Micky-Mäuse der Welt ins Loch verkriechen.

Dr. H. A. T.

Max Barthel: „Das goldene Panzerhemd“. (Verlag „Junge Generation“, Berlin.)

Mit knabenhafter Selbstverständlichkeit schildert der Verfasser das Indianer- und Trapperspiel mehrerer Knaben, welche sich gegenseitig am Heben eines Schatzes, der in einer Ruine vergraben sein soll, hindern durch fast blutige, aber ehrliche Kämpfe. Dieser Krieg, der mit Tannenzapfen, Holzmessern und Holzlanzen ausgefochten wird, verläuft insofern ergebnislos, als sich schließlich eines Tages herausstellt, daß weder ein Schatz, noch ein goldenes Panzerhemd — um das sich die ganze Handlung dreht — vorhanden ist. Trotz dieses äußeren Mißerfolges gelangen die Helden der Geschichte zu einer friedlichen Aussöhnung, welche durch gemeinsames Kaffeetrinken besiegelt wird. Bleichgesichter und Rothäute sind wieder Schulkameraden geworden und die Schulaufgaben werden von nun an nach Schul- und nicht nach Kampfschluß gemacht. Wer sich von den Erwachsenen einmal recht in seine Jugendzeit hineindenken will, um wieder einmal ganz Kind zu sein, nehme dieses Buch zur Hand und es werden vor ihm die Bilder seiner glücklichsten Knabenzeit auftauchen, die ihm selbst so manches große oder kleine Abenteuer eingebracht hat. Der Jugend aber soll gesagt sein, daß dieses Buch nur für wetterfeste deutsche Knaben, welche mutig sind und ein ehrliches Herz und echten Kampfgeist haben, geschrieben ist. Denen wird das Buch eine schöne Erheiterung und eine gute Lehre schenken.

Hitler-Junge Weiß, 13 Jahre alt.

Philipp der Große

Als König Philipp IV. von Spanien (gest. 1665) das Königreich Portugal, Katalonien und noch einige andere Provinzen verloren hatte, nahm er den Beinamen „der Große“ an. Der Herzog von Medina-Celi meinte daher, als er es zuerst erfuhr:

„Unser Herr ist wie ein Loch, je mehr man davon nimmt, desto größer wird es.“

Teilnahme

Als Friedrich Wilhelm III. nach dem Tode seiner Gemahlin, der Königin Luise, mit einem breiten Trauerflor am Arm eines Tages in Berlin spazierenging, trat plötzlich eine Bürgersfrau auf ihn zu, drückte mit dem Ausdruck der Anteilnahme seine Hand und sagte: „Ja, ja, Majestäteken, es is wirklich schrecklich for Ihnen, wer nimmt denn heitzutage renen Witwer mit soviel Kinderchens . . .!“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

DIE FOTO-SEITE

Blüten vor der Kamera

Es gab vor gar nicht allzu langer Zeit eine Auffassung, wo es allgemein abgelehnt wurde, eine Darstellung der Gesamtheit von Landschaften im Blütenkleide zu geben, und man sich dafür auf den Ausschnitt, die Einzelblüte, beschränkte. Man sah in der Gesamtwiedergabe das Chaos, vergaß aber die Stimmung. Da uns nun heute die Fotografie dank der panchromatischen Emulsionen gerade auch die Wiedergabe stimmungsmäßiger Elemente gestattet, ist ein Wandel der Auffassung verständlich, indem wir uns nicht mehr spezialisieren, sondern aus dem Vollen schöpfen und alles mit der Kamera einfangen.

Wir müssen nur unter ganz verschiedenen Voraussetzungen an die Motive gehen. Im Falle des Ausschnittes, der Einzelblüte, interessiert die Gestalt. Lichtführung und ein im Ton gegensätzlich zur Blüte aufgefaßter — also meist dunkler — Hintergrund bedingen gute Formwiedergabe. Beim stimmungsmäßigen Bilde kommt es besonders auf die Tonwerte an. Wir werden in den leuchtenden Farben eine Hebung erstreben, die uns mit Gelbfilter gelingt, das in diesem Falle auch mit Vorteil bei panchromatischem Film zur Anwendung kommt. Dadurch erscheinen die Blüten in voller Leuchtkraft und wir bewahren den Eindruck, den wir in der Natur empfanden.

Möglichkeiten zu Einzelstudien von Blüten gibt es eigentlich während des ganzen Jahres. Aber gerade jetzt in den vor uns stehenden Wochen haben solche Aufnahmen einen besonderen Reiz. In ihnen findet die innere Freude über das Wachsen und Werden in der Natur Halt und Ausdruck, und durch zahllose Formgebilde ist ein endloses Schaffen bedingt.

Die Tage, während der uns draußen in der Natur ein Meer von Blüten empfängt, sind zahlenmäßig gering, dafür aber von höchstem Eindruck. Sonnenschein gehört dazu, um reges Leben für unsere Kamera erstehen zu lassen. Er bringt Hell-Dunkel-Gegensätze mit und ruft im Gegenlicht eine feine Luftstimmung hervor, die den Eindruck morgendlicher Frische nur noch verstärkt. Dann zerfließt die Ferne in feinem Dunste, und unser Auge wird beim Betrachten nicht in die Unendlichkeit zahlloser Einzelheiten der Ferne geführt, sondern es kehrt immer wieder zurück zur Hauptsache, zum blühenden Baum.

Bei der Darstellung weiter Blütenlandschaften werden wir Wert legen müssen auf die Einbeziehung strenger Linienelemente. Sonst würde alles haltlos zergehen und zu einem unübersehbaren Gebilde werden. Die Linien erst geben dem Ganzen sein Gerüst.

In Gebirgslandschaften haben wir es leicht. Da steht uns hinreichend die Möglichkeit zu, durch günstige Wahl des Aufnahmestandpunktes eine wirksame Einbeziehung der durch das Gebirge bedingten Linienelemente vorzunehmen. Im Flachlande müssen wir zu anderen Hilfsmitteln greifen. Hier wird ein Weg oder Zaun, der in die Tiefe des Bildes führt, zum Gerüst des Ganzen, das alles trägt.

Wir dürfen uns also nicht allein vom Eindruck der Gesamtheit zur Aufnahme bringen lassen, sondern wir müssen darüber hinaus einen kritischen Blick für strukturelle Eigenheiten beibehalten. Wenn wir darnach handeln, werden gute Ergebnisse sicher sein und wird auch die früher so verhaßte ganzheitliche Wiedergabe ihren Wert und Sinn haben. gi—t

Das Herotar, ein Polarisationsfilter

Das ist etwas ganz Neues, und zugleich eine für die Fotografie bedeutende Schöpfung der Firma Zeiß in Jena.

Bei Aufnahmen glänzender Gegenstände wirken sich vielfach Spiegelungen und Lichtreflexe äußerst störend aus. Wir brauchen ja nur an die Porträtaufnahme eines Menschen mit Brille zu denken, wo störende Reflexe in den Brillengläsern nur selten zu beseitigen sind.

Mit dem Polarisationsfilter gelingt diese Ausschaltung restlos, anderseits läßt sie sich nach Wunsch auch mehr oder weniger stark schwächen. Das Filter hat die Eigenschaft, das polarisierte Licht unwirksam werden zu lassen, das vom Gegenstand reflektiert wird und das störende Spiegelbild bewirkt. Wir haben uns dabei vorzustellen, daß das reflektierte Licht nur e i n e Schwingungsebene besitzt, während das direkte Sonnenlicht nach allen Richtungen und Seiten schwingt. Durch diese Eigenschaft ist es uns gegeben, das polarisierte Licht auszuschließen, indem wir ein Gitter einfügen, bei dem der Gitterabstand der Wellenlänge des polarisierten Lichtes entspricht. Ein solches Gitter ist uns in der Natur in der Welt der Kristalle gegeben, wo die Anordnung der Moleküle und Atome im Kristall ein ganz bestimmtes, je nach der Art des Kristalls verschiedenes Gitter bedingen. Für unsere Zwecke kommt der Herapathit in Frage, eine Chinin-Jod-Verbindung, die ein Stabgitter liefert und sich synthetisch herstellen läßt.

Ganz zweifellos wird das Polarisationsfilter größte Bedeutung gewinnen. Sowohl für die Porträtfotografie als auch für kunstgewerbliche und reproduktive Arbeiten hat es größten Wert. Nicht unwesentlich ist dabei, daß sein Preis so liegt, daß es auch von Liebhabern erstanden werden kann.

1936 / JUGEND NR. 18 / 28. April 1936 — *Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig*

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. I. V.J. 5700 — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Deutsch-Ost-Afrika

Es kommt alles wieder, wie 's gewesen . . . .

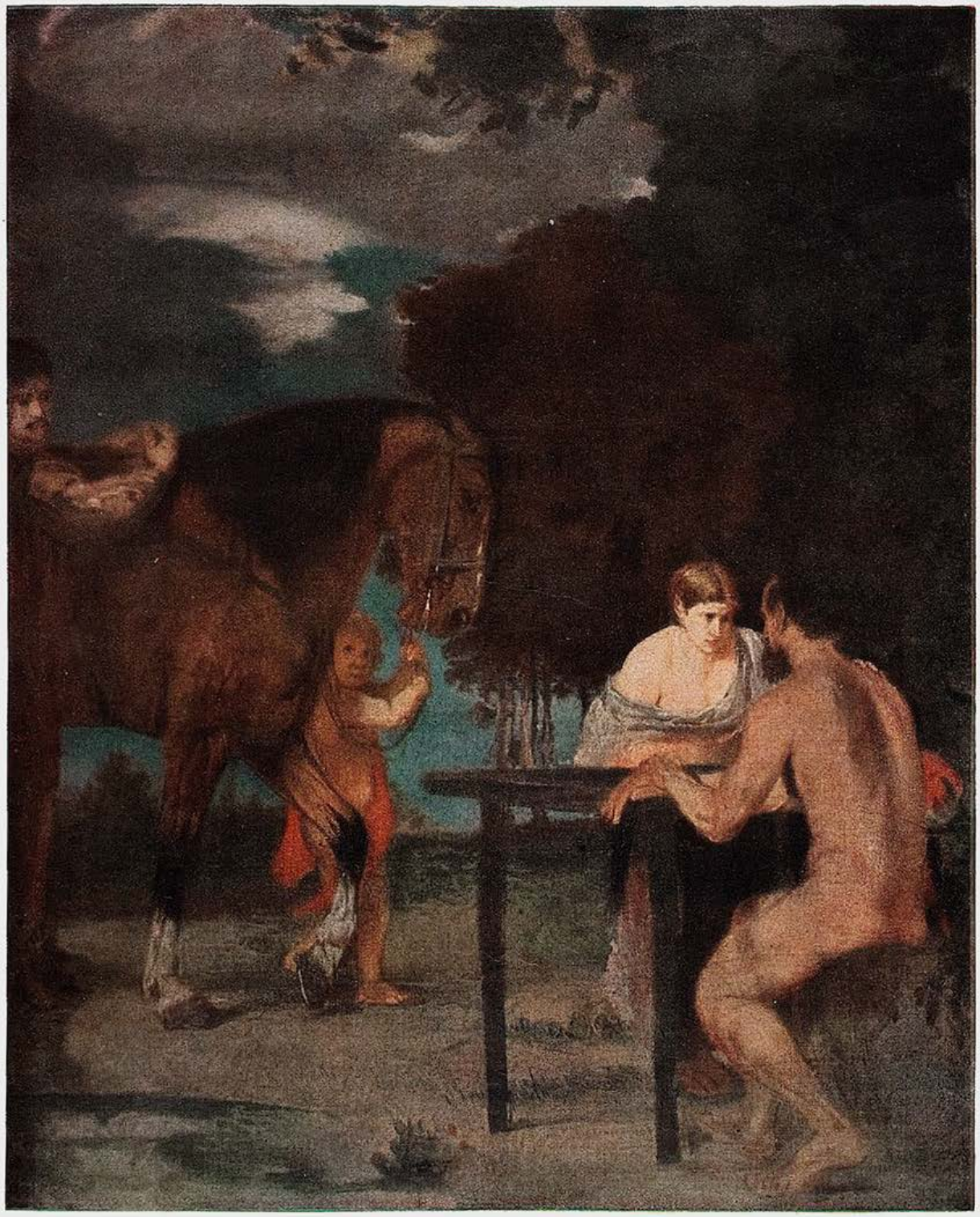
Anton Leidl

. . . . es wird alles wieder, wie es war

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 19



Abendliche Waldszene

Hans von Marées †

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 19

Dann im Mai

Von Fritz Christoph

Schon verblaßt das Veilchen steht,
Mädchen schreiten still vorbei.
Eh' der Mond von dannen geht,
kommt der Mai.
Blumen sprühen auf der Flur,
und die Amsel singt sich frei.
Über Nacht, ach, warte nur,
kommt der Mai.
Einst frug ich mit heißem Blick
die Geliebte, wie es sei,
und sie gab mir bang zurück,
erst im Mai.
Erst im Mai, die Nacht schon webt,
und die Wünsche werden frei.
Eh' der Mond von dannen geht,
dann im Mai.

FEUER IN PALIM

VON FRIEDRICH CZERWENKA

Im Fernen Osten, im Lande der aufgehenden Sonne war es. In seinem Palaste zu Peking saß der 637. Sohn des Himmels und in der reichen großen Provinz Chwanghai regierte sein Gouverneur Lu Hang Fu.

Es war ein fruchtbares Land. Die Ernten brachten mehr an Reis und Getreide, als die Bevölkerung verbrauchen konnte. In der Nähe der Stadt Palim wurden deshalb große Speicher angelegt. Sie sollten den Überschuß aufnehmen und für magere Jahre vorsorgen. Die aufgespeicherten Mengen wurden aber immer größer. Ein Lagerhaus nach dem anderen wurde errichtet und bald bildeten sie ein Stadtviertel von Palim, ein Viertel, das von einer hohen Mauer umgeben war und das künftige Hungersnöte verhindern sollte.

Viele Beamte bewohnten das Viertel der Lagerhäuser, darunter auch der dicke Wang. Er kam meist erst spät aus dem Wirtshaus und oft bezecht vom süßen Reisschnaps.

Als die Tage kürzer wurden, trug er einen Kienspan, um den Weg zu finden. — Die Wächter warnten ihn, weil die Sicherheit des ganzen Stadtteiles in Gefahr war. Die Lagerhäuser waren ja aus Holz, ebenso die Wohnhäuser. Wang scherte sich nicht um die Warnungen. So blieb den Wächtern nichts anderes übrig, als die Anzeige an die Feuerwehr von Palim zu erstatten.

Als der Kommandant die Meldung erhielt, rief er seine Hauptleute zu einer Beratung zusammen.

Es wurde viel hin- und herüberlegt. Schließlich kam ein Beschluß zustande:

„Die Feuerwehr ist für den vorliegenden Fall nicht zuständig. Ein Feuer ist bisher weder ausgebrochen noch ist erwiesen, daß ein Feuer wirklich entstehen wird. Es könnte somit der Fall eintreten, daß die Feuerwehr einschreitet, ohne daß ein Brand besteht oder überhaupt entstanden wäre. Ein Einschreiten der Feuerwehr wäre dann ein Verstoß gegen Paragraph 7.893 der Feuerwehr-Statuten der Stadt Palim.

Die vorgelegte Meldung kann deshalb erst zur Kenntnis genommen werden, sobald der Nachweis erbracht wird, daß durch die Handlungen des Beamten Wang ein Feuer entstehen wird."

Als der feiste Wang von diesem Beschluß erfuhr, tanzte er vor Freude und jauchzte auf chinesisch. Jetzt ging er jeden Abend mit einer hell leuchtenden Fackel durch die engen Wege zwischen den Getreidespeichern.

Neuerlich erstattete man eine Anzeige bei der Feuerwehr. Der Kommandant konnte nur auf den seinerzeitigen Beschluß verweisen. Er gab zu, daß die Feuersgefahr sehr groß sei, denn er war ein gar weiser Mann. Er wußte auch, daß viele Menschenleben durch einen Brand vernichtet werden, aber er fand in den jahrhundertealten Vorschriften keine Handhabe, um einzuschreiten.

Der Krug geht so lange zum Brunnen .... und Wang scheint doch einem der Holzhäuser mit der Fackel zu nahe gekommen zu sein.

Ein Wächter sah, wie schwarzer Rauch zum Himmel steigt, rannte zur Feuerwehr und wollte rasch zum Kommandanten.

„Langsam, langsam", meinte der Hausmeister, „Feuermeldungen müssen schriftlich erstattet werden. Ich kann dich nicht zum Kommandanten lassen."

Der Wächter beschwor ihn, er verwies auf die große Gefahr, aber der Hausmeister blieb unnachgiebig.

„Vorschriften müssen beachtet werden."

Als der Kommandant beim Morgenkaffee die Meldung von dem ausgebrochenen Brand im Lagerhaus-Viertel las, erkannte er sofort die Wichtigkeit der Angelegenheit. Er ließ seine Hauptleute zusammenrufen, um zu beratschlagen, was zu geschehen habe. Ein Brand im Lagerhaus-Viertel war nämlich noch niemals vorgekommen und es lagen deshalb keine „Präzedenzfälle" vor.

Die Hauptleute kamen. Es wurde viel und weise gesprochen. Jeder hielt eine lange Rede. Es waren lauter sehr kluge erfahrene Männer. Man konnte zu keinem Ergebnis kommen. Der Fall war zu schwierig und niemand konnte sich an einen ähnlichen erinnern. Daraufhin beschloß man einen fünfgliederigen Ausschuß zu wählen, damit dieser den Sachverhalt prüfe und Vorschläge erstatte. Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit wurde nur eine Frist von zwei Wochen gegeben und der Ausschuß begann auch schon nach ganz wenigen Tagen mit seinen Beratungen.

Baum am See — Bartolo Brand

Der Termin mußte verlängert werden. Der Ausschuß wollte eine Kommission an Ort und Stelle entsenden, um genaue Untersuchungen über die Ausdehnung des Brandes, über sein Fortschreiten und über die bestehenden Gefahren vorzunehmen.

Als die Kommission ihre Untersuchungen beendet hatte, wurde der Bericht fein säuberlich ins Reine geschrieben. Jeder setzte Siegel und Namenszug darunter und nun ging das umfangreiche Schriftstück an den Kommandanten. Er erkannte sofort die Dringlichkeit des Falles, denn er war klug und weise. Auch waren inzwischen viele Leute bei ihm gewesen, erzählten von den Tausenden, die im Lagerhaus-Viertel eingeschlossen waren und baten händeringend um Hilfe. In die Beratungen des gewählten Ausschusses konnte der Kommandant aber nicht eingreifen, das wäre gegen die chinesischen Vorschriften gewesen.

Jetzt da er den Bericht in Händen hatte, nahm er die Angelegenheit energisch in die Hand und berief sofort seine Hauptleute zu einer Versammlung.

Wieder wurde viel und weise gesprochen. Jeder war sich seiner Verantwortung voll und ganz bewußt. Die Frage der Bekämpfung des Brandes wurde von jedem eingehend erörtert. Jeder wußte einen Rat oder einen Vorschlag. Die Sitzungen nahmen viele Tage in Anspruch. Gut Ding braucht Weile.

Man setzte die Beratungen manchmal sogar bis abends fort. Leider konnte man sie immer erst gegen 5 Uhr nachmittags beginnen. Den Vormittag verbrachten die Hauptleute mit ihren Frauen und am Abend hatten sie andere Sachen zu tun, die sie oft bis in die Nacht in Anspruch nahmen.

Die chinesischen Zeitungen brachten dreimal täglich ausführliche und spannende Berichte über die Beratungen. Auch dann, wenn die Beratungen geheim blieben oder wenn überhaupt keine Beratungen stattgefunden hatten. Dadurch waren die Chinesen überzeugt, daß in Palim alles in schönster Ordnung sei.

Schließlich kam man zu einem Beschluß. Er wurde amtlich kundgemacht:

„Genaue Erhebungen einer auf den Brandplatz entsendeten Kommission haben ergeben, daß das Feuer inzwischen eine Ausdehnung genommen hat, die in den beiliegenden Schriftstücken genau festgelegt ist. Infolge dieser großen Ausdehnung und ihrer Verantwortung bewußt, glaubt die Feuerwehr der Stadtgemeinde Palim die Bekämpfung des Brandes allein nicht durchführen zu können. Es ist demnach notwendig, die Unterstützung der benachbarten Provinzen und aller Feuerwehren der Umgebung in Anspruch zu nehmen. Zu diesem Zweck sind die Kommandanten aller Feuerwehren im Umkreis von drei Tagemärschen sofort durch Eilboten zu einer Besprechung eingeladen worden."

Die Reiter gingen nach allen Himmelsrichtungen ab und nach kaum einem Monat waren 87 Feuerwehrkommandanten in Palim versammelt. Jeder kam in großer Begleitung. Adjutanten, Schreiber, Diener, Reitknechte und Köche waren im Troß jedes Kommandanten, von denen viele auch ihre Frauen mitgebracht hatten.

(Fortsetzung S. 293)

Arkadien — Lothar Bechstein

Weg im Glockengeläut

Aus verhallendem Chor trauernder Glocken tritt,
leichten Schrittes und hell tönend, ein Glockenkind
in die Stille des Abends.
Einsam wandert's, doch heitern Sinns,

hin zum Rande des Alls. Wie's dort zum Abschied sich
umsieht, lächelt und winkt, öffnet sich groß ein Tor,
ach! und über des Abgrunds
Schwelle fliegt's in die Ewigkeit.

Unter der alten Eiche

Tausendjähriger Baum, nimmer von Gram und Leid
fühlt mein Herz sich bedroht. Auf in das Frühlingsfest,
kühles Laubdach, aus deinem
Schatten jubelt's, von Schmach befreit.

Von Geäst zu Geäst neigt sich der Sonnenkrug:
euch, Urahnen, zu Dank füllt er die Becher voll.
Tausend Jahre gereiften
Mutes trinken euch Liebe zu.

Franz Staude

Milder Sommer

Von Heinz Rusch

Es hüllt Ermatten schon das Auge ein.
Doch angetastet biegt sich Zweig um Zweig,
Die Luft des Sommers, mild und segens-
reich,
Hat den Geruch von Brot und süßem Wein.

Das Sonnenlicht entschläft im Blau.
Wie Laubgewölk der Schatten gute Stunde
Fällt und erweckt den Atem meinem
Munde.
Die Lippen schmecken Wasser, Lied und
Tau.

So geht der Tag und trägt das stille Joch
Und hat das Lächeln der Minuten noch
In das Gefäß des Abends eingefüllt.

Und dies ist viel: daß alles nicht vergeht,
Wenn schon der Traum den Schläfer
überweht,
Im Heu der Wiesen, mütterlich und mild.

(Schluß v. S. 291)

Es war eine hochbedeutsame, eindrucksvolle Versammlung. Die würdigen Herren lauschten aufmerksam den einleitenden Worten des Kommandanten von Palim:

„Hochverehrte Kameraden von der Feuerwehr! Ich habe die Ehre, die Vertreter der hochangesehenen Feuerwehren von 87 Provinzen zu begrüßen. Ich heiße Sie alle herzlich willkommen und freue mich, Ihnen eine überraschende Mitteilung machen zu können.

Sie alle haben sich beeilt, dem an Sie ergangenen Ruf zu folgen, als Sie hörten, daß Menschenleben in Gefahr sind und daß man Ihrer Hilfe bedarf. Das ist groß und edel! Das ist würdig unserer erlauchten Ahnen.

Leider werden Sie keine Möglichkeit mehr haben, Ihre Menschenfreundschaft in die Tat umzusetzen. Ein Regen, der alles unter Wasser setzte, hat das Feuer gelöscht. Die Lagerhäuser sind niedergebrannt und die Menschen, deren Rettung allen so am Herzen gelegen ist, sind leider umgekommen."

Zur Ehrung der Opfer erhebt sich die Versammlung von ihren Sitzen. Dann wurde einstimmig beschlossen, einander auch in Hinkunft tatkräftigst zu unterstützen.

Die Zusammenkunft wurde durch eine Festtafel beschlossen. Drei Tage und drei Nächte dauerte die Schmauserei. Dann fuhr jeder im Bewußtsein strengster Pflichterfüllung in seine Heimat.

Dörfliche Dämmerung

Von Franz Christoph

Es knarren noch die Wagen, und schon hallt
die Abendglocke friedlich in das Feld.
Dem Pflichtigen geschieht dies allzu bald,
dem Säumigen ein Stein vom Herzen fällt.
Ein Tor schlägt zu, ein andres schließt sich auf
Ein Wagen hält mit hartem Stoß,
und die Kamine wehen ihren Rauch
der linden Dämmrung in den Schoß.
Noch einer kommt mit Hüh und Hott,
noch einmal weht die Fahne auf dem Haus.
Vom Thron erhebt sich still der liebe Gott
und löscht bedächtig die Laterne aus.

Heimfahrt — Hugo Troendle

In der Vorstadt — Hermann Mayrhofer-Passau

Vorstadtfrühling

Von Ernst Hoferichter

Alle Häuserwände sind mit Sonne geweißt. Ein paar Turmspitzen sticken honiggelbe Kreuze auf die Himmelsdecke, die militärtuchblau aufblüht.

Rote Giebeldächer haben Nasenbluten. Frischgewaschene Wolken streichen als mitleidige Taschentücher darüber hin ...

Und die Feuermauern sind ganz rosarot wie Dienstmädchenbriefbögen, aber nicht parfümiert ...

Kaminkehrer gehen darauf als Füllfederhalter spazieren. Sie haben alle Tinte gesoffen.

Die Ladenklingeln der Milchfrauen schütteln ein ministrantensilbernes Gebimmel über die erste Kundschaft herab.

Aus dem Parterrefenster einer Mietskaserne sieht Franzi Reim nach dem Briefträger aus, der ihr dann und wann einen veilchenblauen Brief übers Fensterbrett reicht ... Wie ein warmes Wurstpaket. Mit schief aufgeklebter Marke, voll siedendheißer Küsse ... und mit einem Wiedersehen an der Sandküste.

Er heißt Felix und füllt von früh bis abends hohle Stockzähne mit Zementplomben aus.

Heute betete sie eine Nacht lang in ihr Kopfkissen um einen Brief von ihm.

Jetzt ist er ihr so nah, daß sie ihn mit seiner Bohrmaschine an ihren Zahnwurzeln fühlt. Und ihre Augen glänzen wie überregnete Würfelkohlen. Drüben auf einer giftiggrünen Wiese wird ein Möbelwagen gestrichen und auf seinen Bauch die Firma gemalt ... Ihre Blicke hängen sich an die Pinselspitze und übernehmen die Führung. Der Mann in Hemdärmeln malt auf einmal „Felix" an die Wagenwand. Und ihr war, als setze er in das Runde des „e" eine Goldplombe ein. Ein vorbeifahrendes Limonadenfuhrwerk verwässerte ihr plötzlich diese Vorstellung zu einem Wesenlosen ... und sie radierte in sich diesen Eindruck wie ein mißlungenes Abziehbild wieder aus ...

Da ging der Briefträger an ihrem Fenster vorüber — ohne Brief. Und ihre Gedanken flüchteten vor Trauer in das dunkle Innere des Möbelwagens. Dort blieben sie so lange, bis ihr der Geruch von Pferdedecken und Seegras in die Nase stieg.

Und sie suchte nach wohligeren Eindrücken. Einmal in Schlagrahm zu baden, daß es um und um schäumt wie beim Kopfwaschen ...! Dann sterben ...! Oder ein Faß voll Anguilotti haben ...! Dann auch sterben — — — Klavierspiel tropfte vom ersten Stock herab.

„Sei gepriesen Macht der Liebe ...!"

Klavier und Möbelwagen brachte ihr den Gedanken an einen Klaviertransporteur nahe .. „Das muß drollig sein, einen Mann zu haben,

Landschaft — Leo v. Welden

der sowas wäre! Wenn er abends heimkäme, dann müßt' sein Buckel ganz voll von leise anklingenden Tönen sein, die sich auf ihm wie Vögel niederließen ..." — Und der Dentist Felix trat in ihr zurück. Trat zurück, um wieder kommen zu können — —

Wechselte seine Nähen und Fernen, wie kinematographische Geisteraufnahmen.

Bis am Abend ein Brief neben dem Suppenteller liegt — wärmer als die geschnittenen Nudeln ... Die Bohrmaschine kitzelt wieder über ihr preißelbeerrotes Gesicht hin. Uh, wie fein ...! Frühling wehte durch die Vorhänge, und nimmt den backfischgrünen Schnittlauch am Fensterbrett mit in seinen Wellengang auf ... Die Tapete in Franzis Zimmer blüht auf.

Draußen laufen trillernde Straßenbahnwagen wie Chorstimmen vorüber, die es eilig fürs Theater haben ... Inwendig schon angefüllt mit geigenweichen Operettenmelodien ...

Über die durchgrünte Vorstadt hin singen ein paar Zugharmonikabälge ihr asthmatisches Nachtgebet ... Kater miauen mit gläsernen Augen dazwischen hinein ... Der Mond liegt als zerbrochener Rasierspiegel in einer Wasserpfütze ... Und die Gaslichter haben blaue Ringe um die Lider.

Die Fensterscheiben der Dachstuben glimmen wie Zigarrenstummel auf.

Durch die kahlgefrorenen Stiegenhäuser der Mietkästen steigt der Schein rauchiger Petroleumlampen.

Zeitungsträgerinnen, Trambahnschaffner, Milchwagenkutscher und Versicherungsagenten ziehen sich müde am Geländer empor.

Zu den Türen ihrer Zweizimmerwohnungen!

Durch den Briefkasteneinwurf kommt ihnen der Geruch des Abendessens entgegen ...

Der Ausgeher des Modesalons „Venus" tritt über die Schwelle seines Koch- und Schlafzimmers ... Kanarienvögel singen vom Fensterbrett her. Auf dem Kanapee schreiben Kinderhände aus der Fibel ihre Hausaufgaben ...

Rosa kocht am Gasherd Malzkaffee. Zwischen ihren Knien hält sie die Kaffeemühle eingeklemmt.

„Frau, nimm heut zehn Bohnen mehr ...! Ich hab Trinkgelder bekommen — es scheppert schwer ...!"

„Hast du von der Portokasse stibitzt ...?"

„Es roch auf dem Vorplatz nach Tulpen ... ich legte mein Paket auf die gepuderten Arme der Frau Regierungsrat, aus der Küche wehte Bratendampf ... mir fielen wohl die Augäpfel auf den Fußteppich ... der Karton lag schon ausgepackt — ich stand noch immer, glotzte, schnupperte ... und muß sehr lange so gestanden haben — bis es papieren in meinen Händen knisterte ... bis ich rückwärtsstolpernd den Messinggriff der Haustüre zwischen die Finger bekam ... Tulpen, Puder und Bratendampf — ich sage dir — —!"

„Lukas, du bist ein heimlicher Lebemann ... du hättest Kellner oder Gesandter werden sollen — ich nehme zehn Bohnen mehr ...!"

„Auf dem untersten Treppenabsatz zählte ich die Stiftung aus meiner Hand heraus — — die Frau hat mich erkannt ...! Rosa, die Frau fühlte mein Bedürfnis nach königlichem Luxus!"

„Setz dich auf den Hocker, wir wollen feiern ... D a s, was in dir e r w a c h t ist —!"

Und sie nahm die goldbronzierte Tasse aus dem Küchenkasten, holte von der Kommodenschublade ihren silbernen Tauflöffel und stellte die zwei Geranientöpfe vom Fensterbrett — vor ihren Lukas hin.

Ein kleiner Hochalter wuchs festlich geschmückt, wie am höchsten Feiertag, vor ihm auf ...

(Fortsetzung S. 300)

DIE TIEFSPRUNG-OLYMPIADE

Es hatte sich im Reich der Dinge und Tiere herumgesprochen, daß die Menschen eine große Olympiade vorbereiteten. Daraufhin hieß es, was die Menschen vollbringen, können wir auch. Eine ungewöhnliche Sportleidenschaft griff um sich. Jeder wollte den anderen überbieten. Olympia wurde Schlagwort. Rekord war Trumpf.

Die Nilpferde errangen den Rekord der Dickfelligkeit. Die Libellen sicherten sich die Bestleistung im Kunstflug und schlugen sogar die Adler, bei denen es am Rückenflug scheiterte. Die Hamster propagierten ein Wettsingen mit gefüllten Backentaschen und stellten einen Kandidaten auf mit dem vielversprechenden Namen Caruso II., allein dieser wurde um drei Punkte von der Kandidatin Jenny Krah vom Generalverband der Krähengesänge glatt geschlagen. Diese Jenny sang reinste Koloratur mit einem Harzer Käse im Schnabel höher als das hohe C, ohne überzuschnappen. Es war hinreißend, es war blendend!

Die Bleistifte veranstalteten eine Olympiade des Dauerschreibens. Der erste Preis fiel auf Johann Faber „Diamanta" vor Kohinoor „Brillantus". Es war dies zugleich ein Konkurrenzkampf von volkswirtschaftlicher Bedeutung, wie die Sportpresse schrieb. Diamanta sowohl als auch Brillantus waren nach 200 Stunden heiß gelaufen. Brillantus gab in der 251. Stunde auf infolge Zerbröckelns. Diamanta schrieb 275 Stunden 32 Minuten 5 Sekunden und verbrauchte sich bis zum letzten weißglimmenden Graphitkorn. Fürwahr, eine Meisterleistung von aufopfernder Großartigkeit.

Den Weithochsprungrekord, der nicht einer interessanten Note entbehrte, lieferten die Gummibälle. Die kühnsten Springer des Erdkreises waren vertreten, vom Floh bis zum Känguruh. Ein kleiner Gummiball, namens Pongping, wurde Sieger. Er sprang zugleich mit dem Känguruh und rutschte sofort in dessen Bauchtasche. Als das Känguruh im höchsten Punkt seines gewaltigen Sprunges angelangt war, schlüpfte Pongping aus der Bauchtasche heraus und kam dadurch höher und weiter. Erst wurde dieser Sieg durch Protest angefochten, allein das unparteiische Schiedsgericht erklärte ihn für gültig. Wie gesagt, interessant!

Nun schrieben die Teller den Tiefsprungrekord aus, der noch interessanter zu werden versprach. Er war frei für alle Klassen der Tiefspringer.

Die gefährlichsten Konkurrenten im Verband der Tiefspringer waren der Club „Steinhagel" vom Ostabhang des Matterhorns und der Verein „Lawinensturz" vom Montblanc. Da beide zuviel Platz beanspruchten, beschloß das Rekord-Komitee, nur einen zuzulassen. Das Los fiel auf den Verein „Lawinensturz". Von den zwei exotischen Tiefsprungvereinigungen stellte die Organisation der Luchse den Meistertiefspringer Lynxlynx, der in den Urwäldern seiner Heimat jede Beute spielend aus 30 Meter Höhe ansprang. Er gedachte bei den Kämpfen 50 Meter herauszuholen. Die andere exotische Gruppe, der Gleitflugverband „Fliegender Hund" von den ostindischen Inseln entsandte ihren Altmeister Kalong, der Schwere. Er wäre vom Komitee beinahe nicht zugelassen worden, weil er aus einem Gleitflugverband kam. Kalong der Schwere zerstreute sofort alle Bedenken, indem er sich senkrecht aus dem Fenster seines Hotelzimmers stürzte, ohne Schaden zu leiden. Das Fenster lag im achten Stockwerk. Die Probe überzeugte.

Weitere Verbände waren der Fallschirmverein „Glück ab" und der „Bund lockerstehender Fensterbrettblumentöpfe e. V.", ferner die Sportvereinigung der Tropfen-, Flocken- und Hagelschauer. Der Anwärter der Tropfenschauer hieß Patsch, die kühne Bewerberin der Flockenschauer entpuppte sich als die bekannte Riesenschneeflocke Esmarelda. Der Champion der Hagelschauer war der blendende Meister Donnerkeil. Drei Matadoren von Format!

Die Springgemeinde der Teller selbst, die Urheberin des gewaltigen Wettkampfes, bestand aus den beiden großen Zentralverbänden „Klirr" und „Klapper".

Ersterer galt als der Club der oberen Zehntausend, letzterer sammelte seine Mitglieder aus allen Schichten des Volkes. In Anbetracht des hohen, vielmehr, in diesem Falle, des tiefen Zieles, gründeten die beiden Verbände „Klapper" und „Klirr" einen gemeinsamen Kampfausschuß. Jeder Verband stellte zehn Meistertiefspringer zu den Vor- und Ausscheidungskämpfen, aber schon nach dem ersten Training blieb weiter nichts von ihnen übrig als Scherben und Trümmer.

Die wichtigste Bedingung des Tiefsprungrekordes lautete nämlich nicht nur auf tiefsten Tiefsprung, sondern der Bewerber, bzw. die Bewerberin, mußte auch unversehrt aus dem Kampfe hervorgehen. Schwer, das lag auf der Hand, das zeigte der Scherbenhaufen.

Bestürzt tagte der Kampfausschuß. Er gab einen Ausruf heraus an alle Teller der Welt. Man suchte den unbekannten Tiefspringer. Man wollte unter allen Umständen, sollte es auch die größten Opfer kosten, die Palme des Sieges erringen und den Tiefsprung-Weltrekord an sich reißen.

Hunderte von Tellern stellten sich zur Verfügung. Hunderte wurden das Opfer ihres Sportgeistes. Sie zersplitterten, zerbarsten,

Porträt D. Althof — Anton Sailer

Die Nonne — Julius Hüther

zertepperten! Es war zum Verzweifeln!

Am meisten litt der Verband „Klirr". Er stand qualitativ sehr hoch, denn seine Springer waren aus edelstem Porzellan, aber die Bruchgrenze lag sehr niedrig. Die Bestleistung war ein Tiefsprung von 10 Meter auf eine dicke Filzplatte. Dagegen hatte der Klapperverband mehr Chancen. Fünf Meisterspringerteller sprangen glatt 15 Meter tief ohne Filzunterlage. Rekorde stellten die Blechteller auf, bis zu 30 Meter, allein hier splitterte schon die Emaille, und das galt nicht. Jedoch ein alter mit allen Aufwaschwassern gewaschener Hartholztellermeisterspringerchampion sprang fünfzig Meter auf Asphalt, ohne daß man ihm das geringste anmerkte. Er war die große Hoffnung aller Teller. Der Lorbeerkranz schwebte über seinem Haupte. Man dichtete ein Schlagerlied auf ihn. Er hieß Steinholz.

Endlich, nach all den fieberhaften Vorbereitungen, dämmerte ein bedeutsamer Morgen, brach der denkwürdige Tag der Entscheidung an. Die Tiefsprung-Olympiade wurde eröffnet. Es war ein Weltereignis. Die Zuschauer zählten Millionen. Die Rostbratwurstbudenbesitzer machten das größte Geschäft ihres Lebens.

Die Reihenfolge der Wettsprünge war im Programm so vorgesehen, daß zuerst die Exoten, darauf die Inländer und dann die Internationalen antreten sollten. Nach den Internationalen war der Start der Teller angesetzt und zuletzt, als größter Bewerber, die Lawine „Deckzu" des Vereins „Lawinensturz" vom Montblanc.

Die Kämpfe setzten brillant ein. Der Lux Lynxlynx sprang hinreißend. Der fliegende Hund Kalong, der Schwere, überbot ihn fünfzigprozentig. Ein Beifall jagte den anderen wie brandende Wogen.

Als die Inländer in die Arena traten, schwoll der rhythmische Klang der Nationalhymne gen Himmel, wo sich bereits die Bewerber der internationalen Sportvereinigung der Tropfen-, Flocken- und Hagelschauer wie elektrisiert auf ihren Spurt vorbereiteten.

Auch die Inländer schlugen sich wacker, Tiefsprünge, die man kaum für möglich gehalten hatte. Der zähe Geranienblumentopf Schädeltreff z. B., vom Verein lockerstehender Fensterbrettblumentöpfe r. V., sprang einen Rekord von 35 Meter, ohne zu zerschellen. Allerdings hatte er sich die weiche Birne eines Quartalsäufers als Aufschlagsobjekt gewählt. Ein Umstand, der diese Leistung selbstverständlich begünstigte.

Nun folgten die internationalen Verbände der Tropfen-, Flocken- und Hagelschauer, die vor Begeisterung kaum noch zu halten waren. Es gribbelte in der Atmosphäre wie vor einer Entladung. An den Starts bibberten die drei Matadoren Patsch, Esmarelda und Donnerkeil in der beachtlichen Größe je eines Hühnereies.

Zuerst trat Patsch an in hundert Meter Höhe. Der Startschuß peitschte durch die Arena. Patsch kam angesaust — klatsch — — er zerspritzte. Sofort sprang Esmarelda aus 150 Metern in die Tiefe. Sie schwebte wie eine weiße Taube, legte sich sanft hin, unver-

(Schluß S. 301)

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg, mit Porto 95 Pfg. in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90

Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer

Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer

Ministerpräsident Göring K. Bauer

Reichspräsident v. Hindenburg K. Bauer

Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer

Albert Leo Schlageter K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10

Reichsminister Darré K. Bauer

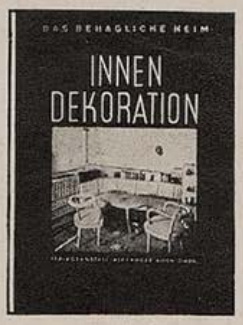
WALDMEISTER

Anton Leidl

Mehr als Veilchen und Aurikeln
lob ich mir das kleine Kraut,
das im Wein durch sanftes Prickeln
unsre Seelen hold erbaut.

Sei bedankt, daß du erschienen,
aufgeblüht im Moose bist,
bald wirst du im Wein uns grünen –
und wir wissen: Frühling ist.

Älteste und führende Zeitschrift auf dem Gebiet der neuzeitlichen und künstlerischen Raumausstattung



47. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

Rubey

(Schluß v. S. 295)

Vom Gasherd her stiegen Kaffeewolken zur Decke empor. Die Deckel kicherten in listigem Geklirre ...

Lukas saß wie zur Anprobe eines Sonntagsrocks auf dem grünen Küchenhocker und suchte nach Worten ... aber alle fielen sie als zu verbrauchunausgesprochen in ihm zurück ... seine Kehle wurde trocken wie Streusand ...

Was macht sie nur bloß? ... Sie baute über seine Wünsche und Sehnsüchte hinaus ein Gehäuse von Festlichem vor ihm hin ... und je mehr der Luxus anwuchs, um so stiller und unbeholfener saß er da — bis er nur mehr den blinkenden Löffel in der Tasse auf und ab stieß ..."

Dann erst öffnete sie die Fenster und ließ den Frühling herein. Denn jetzt waren die Wege zwischen seinem und ihrem Herzen wieder wunschrein gekehrt ... Nichts Fremdes lag mehr dazwischen.

Vom Kanapee her buchstabierte ein Kindermund auf die Schiefertafel: „Al—les neu ... ma—cht der M—ai ..."

Draußen fielen die Sterne als weiße Blütensträuße auf das Fensterbrett ... Und zwischen ihre Küsse hinein ...!

Frühjahr weht durch ihr Haar ...!

Damen

welche sich für kurze Zeit diskret zurückziehen wollen, **finden liebevolle Aufnahme.** Zuschr. unter C. G. 19 an die Exped. d. Bl.

Pflege

„Ihre Gattin hat ja ganz prachtvolles Haar! Gewiß behandelt sie es sehr sorgfältig?"

„Das will ich meinen! Sie schließt es jeden Abend ein."

Sicher ist sicher

Aufgeblasener Freier: „Ich werde jetzt deinem Vater einen Brief schreiben und ihn um deine Hand bitten. Was meinst du, wie schreibe ich am besten?"

Junge Dame: „Wenn du sicher gehen willst, anonym."

Das Licht

„Denke dir, Dora hat ihren Mann verlassen! Und sie sagte immer, er sei das Licht ihres Lebens. Weißt du den Grund?"

„Ja. Das Licht ging jeden Abend aus."

Der Unbekannte

„Und, Liebling, wenn ich nun alle meine schlechten Angewohnheiten aufgäbe, würdest du mich dann heiraten?"

„Nein, mein Junge! Das hieße ja einen völlig Unbekannten heiraten."

(Zu nebenstehendem Bild)

Der Grund

„Und aus welchem Grund hast du die Verlobung gelöst ...?"

„Weil er so 'n schwaches Motorrad hatte, daß man nicht mal einen Soziussitz darauf anbringen konnte."

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.
112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.
Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

(Schluß v. S. 297)

sehrt! Donnernder Beifall erschütterte sie aber derart, daß sie in sich zusammenfiel. Da startete aus 500 Meter Höhe Donnerkeil, der grimme Hagel. Atemlos lag das olympische Feld. Er kam angezischt wie der Blitz, pfiff in furchtbarem Schwung abseits und zerschlug mit einem Flintenknall den Rekordanwärter Steinholz, die große Hoffnung aller Teller, in genau zwei Hälften ...

Was nun geschah, entwickelte sich mit geradezu elementarer Wucht. Alle hatten es gesehen! Alle erkannten sofort das unehrliche Spiel! Im ersten Augenblick lastete eine lähmende Starre im weiten Rund, dann explodierte ein einziger schriller Schrei. Die Menge tobte in maßloser Erregung. Die Teller erhoben ein ohrenbetäubendes Klappern und Klirren, die Fallschirme flatterten, die Fensterbrettblumentöpfe wackelten vor Wut. Das Chaos wuchs von Sekunde zu Sekunde. Sämtliche Teller traten geschlossen vom Wettstreit zurück. Vergebens versuchte der Präsident der unglückseligen Tropfen-, Flocken- und Hagelvereinigung von der Rednertribüne herab seine Entschuldigung auszusprechen. Er wurde niedergeschrien, ausgepfiffen und plötzlich durchbrach die entfesselte Menge die Sperrkette, übersprang die Geländer und überflutete tumultarisch die weite Arena ...

In diesem Augenblick löste sich in etwa 1000 Meter Höhe die ungeheure Masse der Lawine Deckzu des Vereins Lawinensturz vom Montblanc aus ihrer stoischen Ruhe, brach nieder mit anschwellender, rasender Wucht, dröhnend, donnernd, brüllend wie ein hereinbrechender Weltenkörper, — puffte auf, daß die Erde zitterte und begrub auf kilometerweitem Umkreis alles unter sich, machte ihrem Namen Ehre, deckte zu, was da kreuchte und fleuchte, was da empört war über den heimtückischen Springer Donnerkeil, der den besten Tellerspringer Steinholz zerschlug, — — und beendete somit schnell, aber entschieden, die Tiefsprungwettkämpfe der verunglückten Olympiade als alleinige Siegerin.

Seitdem ist im Reich der Dinge und Tiere nie wieder eine Olympiade ausgeschrieben worden. Und man hat auch nie wieder die Worte gehört, was die Menschen vollbringen können wir auch. Denn die Dinge und Tiere, die sind in eine natürliche göttliche Ordnung eingegliedert, da gibt es keine Extreme und Rekorde.

Beim Menschen ist das etwas ganz anderes ...

Hoffnungsloser Fall

Von Fred Endrikat

Ein Sperling sitzt am Pferdestall
und wartet still auf einen Fall.
Er späht voll Sehnsucht hin zum Pferd,
schaut in die Höh und blickt zur Erd.
Und während er noch Umschau hält
ob dort etwas für ihn abfällt,
erhebt das Pferd den Schweif. Der Spatz
huscht flugs auf seinen Futterplatz —
ein Frühstück winkt ihm — frisch und warm.
Jedoch was wars? — Blinder Alarm.
Das Rößlein hat umsonst geschweift.
Der Spatz ein traurig Liedchen pfeift.
Er denkt betrübt am Pferdestall:
Das war ein hoffnungsloser Fall.
Zwischen Spatz und Kelches Rand
schwebt der dunkeln Mächte Hand.

Das ist etwas anderes

„Ich hörte, Georg hat dich gestern geküßt! Und noch vorgestern sagtest du, du würdest dich von keinem Mann auf Erden küssen lassen!"

„Es war auch nicht auf Erden. Wir waren in einem Paddelboot."

Zu spät

Junger Ehemann: „Sag', Onkel, warum hast du eigentlich nicht geheiratet? Wolltest du nicht?"

Onkel: „Oh, ich wollte wohl. Aber ich hielt in meiner Jugend zu lange Ausschau nach dem Idealweib. Und als ich es endlich fand ..."

Junger Ehemann: „Nun? Was dann?"

Onkel: „Dann war es eins, das Ausschau nach dem Idealmann hielt!"

Keine Schande

„Ich versichere Ihnen, mein Vermögen ist mein Verstand!"

„Aber trösten Sie sich doch, Armut schändet nicht!"

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene
Geschenk-Ausgabe
von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat
mit Buchschmuck von Bold
zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Verständlich

„Doktor Lehmann reitet auf seinen Patienten herum!"

„Nanu!"

„Freilich, er ist doch Tierarzt!"

Der Antrag

„Fräulein Else hat also deinen Antrag rund abgelehnt?"

„Im Gegenteil! Sehr spitz!"

Eheliches

„Ernst, wir müssen von jetzt ab sehr sparen. Was könntest du denn am besten entbehren?"

„Deine Mutter, Liese!"

Bekanntschaft

„Wie konnten Sie ‚Gauner' zu mir sagen! Wir kennen uns doch schon so lange Zeit!"

„Eben deshalb!"

Artistenehe

„Die beiden ergänzen sich eigentlich fabelhaft! Er ist Bauchredner und sie ist Dame ohne Unterleib!"

Sprachunterricht

„Was, du weißt nicht, was ‚chapeau' auf deutsch heißt?! Was hast du denn auf dem Kopf?"

„Haare!"

Bedauerlich

„Warum weinst du denn, Kleiner?"

„Weil ich noch nicht zur Schule gehe! Wenn dies der Fall wäre, hätte ich heute schulfrei!"

Helf deinem Volk!
Werde Mitglied der NSV

BÜCHER

F. A. Kirkpatrick: „Die spanischen Konquistadoren“. (W. Goldmann Verlag, Leipzig.)

Mit der Ausgabe der Bücherreihe „Entdecker und Eroberer der Welt“ hat der Verlag Goldmann ein höchst verdienstvolles Werk in Angriff genommen, dessen Wert kaum überschätzt werden kann. Denn bei allen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen, die uns mit den Ländern der neuen Welt verbinden, bei allem Drange, der seit Jahrhunderten bestem deutschem Volkstum aus der zu enge gewordenen Heimat den Weg über die Meere gewiesen hat — das Wissen der Allgemeinheit um die Entdeckung und Erschließung dieser Welträume, deren Urbevölkerung und Kultur, blieb gering und beschränkte sich zumeist auf die Kenntnis inhaltsloser Namen und zusammenhangloser, oft nur legendärer Vorgänge. Dieses mangelhafte Wissen konnte dem Europäer allerdings lange Zeit genügen, denn sein Schicksal wurde von der neuen Welt kaum berührt. Heute jedoch greift die Wechselwirkung von Politik und Wirtschaft über den ganzen Erdball, weder ein Volk noch der Einzelne vermag sich ihr zu entziehen. Wer diese Zusammenhänge in ihrer ganzen Tragweite klar erkennen will, muß im historischen Ablauf die Begründung des Gegenwärtigen suchen. Der Verlag Goldmann hat es unternommen, in Anlehnung an die von einem englischen Verlag herausgegebenen „Pioneer Histories“, dieses Wissen zu vermitteln.

Schon der erste Band der Bücherreihe „Die spanischen Konquistadoren“, meisterlich in der Anordnung des Stoffes und meisterlich in der Darstellung, macht den hohen Wert des Unternehmens ersichtlich. Und bei aller Wahrhaftigkeit einer gewissenhaften Geschichtsschreibung entsteht zugleich ein Werk, wie es auch nicht von der Phantastik eines Abenteurer-Romanes übertroffen werden könnte. Unwahrscheinlichstes wird hier zum Ereignis, ungeheuerlich sind die Taten jener schlecht bewaffneten Häuflein von Konquistadoren, die in ewigen Kämpfen ganz Mittel- und Südamerika durchqueren und fast ausnahmslos jenes gewaltsamen, grausamen Todes sterben, den sie selbst um sich verbreiten. In dieser Verbindung mit todesmutiger Einsatzbereitschaft liegt das Versöhnliche einer Kolonisierungsart, die mit unseren heutigen Begriffen nicht zu messen ist. A. Wisbeck

Marcel Brion: „Theoderich, König der Ostgoten“. (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.)

Während die Kenntnis der griechischen und römischen Geschichte seit Jahrhunderten zum „Rüstzeug des Gebildeten“ gehörte, schien sich die Geschichte des germanischen Volkes nur in der Sage erhalten zu haben. Dies muß um so erstaunlicher wirken, als ein reiches Quellenmaterial bestand, das über die wechselvollen Schicksale der germanischen Stämme genugsam Auskunft geben konnte. Doch hing der Blick des Humanisten gebannt auf Athen und Rom gerichtet, er zog es vor, selbst die erbärmlichsten Reste einer verwesenden Welt zu durchforschen, statt sich jener jungen Kraft zuzuwenden, die über dem Trümmerfeld der Antike zum Leben drängte. Erst neuerdings wird der Allgemeinheit des deutschen Volkes durch inhaltsreiche, auf den letzten Forschungsergebnissen beruhenden Werken ein Gebiet erschlossen, das ihm allzulange unbekannt geblieben war. Es wird erkennen, daß jener trinkfeste, kulturlose Bärentöter, der ihm als „Germane“ hingestellt wurde, die neidvolle Erfindung einer kraftlos gewordenen, greisenhaft fühlenden Welt war. Wenn es Historiker romanischen Blutes sind, die einer völlig irrigen Vorstellung entgegentreten und dem wahren Wesen des Germanentumes gerecht werden, muß diese Berichtigung um so überzeugender wirken. Nachdem bereits der französische Historiker Gautier eine Geschichte des wandalischen Stammes geschrieben hat („Geiserich, König der Wandalen“ / Societäts-Verlag), befaßt sich nun ein anderer Franzose, Marcel Brion, mit dem ostgotischen Heldenkönig Theoderich und der Geschichte dieses germanischen Stammes. In lebendigster, doch nie von der geschichtlichen Tatsache abweichenden Darstellung, entrollt sich das abenteuerreiche, kampfdurchtobte Leben „Dietrichs von Bern“, des größten und zielbewußtesten Führers der germanischen Völkerwanderungszeit. Denn ihm ging es nicht, wie anderen Stammesfürsten, um kleinlichen Vorteil, sondern er war der erste Germanenführer, der über Jahrhunderte hinweg die geschichtliche Entwicklung vorahnte und den Gedanken des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation verkündet und seiner Verwirklichung gedient hat. Die Größe dieser Zielsetzung findet in dem Werk des französischen Historikers meisterhaften Ausdruck. A. Wisbeck

Ihr sollt Bücher nicht nur lesen, sondern auch kaufen!

Theaterkampf zwischen Napoleon III. und den Studenten

Von Ferdinand Silbereisen

Napoleon III. ließ nicht nur Stücke, die ihm mißliebig waren, von der Bühne verschwinden, sondern setzte auch die Vorstellung solcher Dramen durch, die dem Publikum mißfielen.

So besaß er einen Günstling, namens Lemercier, den er durchaus zum großen Dramendichter stempeln wollte. Lemercier hatte ein äußerst langweiliges Stück „Christoph Columbus“ beim Odeon eingereicht, es war mit Rücksicht auf den Kaiser aufgeführt worden und ohne es nur überhaupt gesehen zu haben, nannte der Kaiser das Machwerk ein Meisterwerk erster Güte.

Die kritischer veranlagten Studenten des Quartier latin erlaubten sich jedoch, anderer Meinung zu sein als ihr kaiserlicher Gebieter, was diesen letzteren sehr verdroß.

Drei Abende hintereinander hatten sich die Herren Musensöhne von Beginn des dritten Aktes an bis zu seinem Schluß darin gefallen, ihrer Abneigung in einer ohrenbetäubenden Katzenmusik, in Zischen und Pfeifen und Johlen Ausdruck zu geben, als der Kaiser mitteilen ließ, daß er der vierten Vorstellung in höchsteigener Person beiwohnen werde. „Nur um zu sehen, wer hier Herr sei“, wie er sich ausdrückte. Das Haus war am betreffenden Abende gedrängt voll vom Parkett bis zur obersten Galerie.

Die beiden ersten Akte nahmen ihren gewöhnlichen Verlauf.

Als aber der Vorhang zu Beginn des dritten Aktes aufging, bei welchem sonst die lärmenden Mißfallenskundgebungen einzusetzen pflegten, ließ sich kein Laut vernehmen und alles war mäuschenstill. Angenehm überrascht sah sich Napoleon III. um und begegnete einem seltsamen Anblick. Von der obersten Galerie bis zum Parkett hinunter hatte jeder Gast eine riesige Zipfelmütze über die Ohren gezogen und die Köpfe waren alle auf die Brust gesunken, als ob sich die Leute im tiefsten Schlafe befänden.

Diesem spaßhaften Einfall vermochte Napoleon nicht zu widerstehen und brach belustigt in ein herzliches Gelächter aus. Er erklärte sich für besiegt und ließ Lemercier fallen.

Nicht so alt

Papst Leo XIII. war bereits ein hoher Achtziger, als bei ihm Monsignore Casanova, der zum Erzbischof von Santiago ernannt worden war, vor der Abreise dahin zur Abschiedsaudienz erschien. In Anbetracht des hohen Alters des Papstes sagte der Erzbischof tief bewegt: „Heiliger Vater, ich verreise weithin und auf lange Zeit, ich fürchte, bezweifeln zu müssen, daß mir noch einmal die Freude gegönnt sein wird, Eure heilige Hand zu küssen!“ — Da entgegnete Leo XIII. lebhaft: „Aber, aber, nur Mut, Ihr seid doch gar nicht so alt, es könnte sich wohl finden, daß Ihr eines Tages wieder nach Rom kommt!“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*“ bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung

München NW 2, Karlstraße Nr. 44

Tel. 596160

DIE FOTO-SEITE

Gleichklang und Rhythmus

Mittel zu ausgewogener Darstellung sind nicht allein Linienelemente, die durch kompositionelle Gestalt das Gerüst eines fotografischen Bildes ausmachen; der einem Bilde durch solche Elemente gegebene Gleichklang läßt sich auch auf das Körperliche übertragen, kann hinsichtlich seiner Bedeutung dem unmittelbar Sichtbaren aufgegeben werden, um durch die Sprache der Form wirksam zu sein. Dann geht der Gleichklang über auf die Materie, wird zum Rhythmus.

Rhythmus setzt wenigstens eine Zweiheit voraus. Es werden mindestens zwei gleichartige Körper erforderlich, die einer gemeinsamen Idee unterstellt sind. Treten sie zueinander in Beziehung, so tritt sofort der Rhythmus zurück, eine Komponente mehr oder weniger großer Vitalität wird wirksam. Dann haben wir keinen Gleichklang mehr.

Unsere Aufnahme „Große Wäsche" ist ganz auf Rhythmus abgestimmt. Wir haben zwei Menschen, die beide mit einer gleichen Arbeit beschäftigt sind. Sie stehen nicht jeder für sich im Bildraum, sondern sie erhalten in gewisser Weise eine innere Verbindung durch den Wäschekorb, der zwischen ihnen aufgestellt ist. Zugleich fügt sich dieser Korb in seiner Stellung einer durch den Holzsteg gegebenen Diagonalen an, die als ein wesentliches, wenn auch lediglich rein formales Linienelement Bewegung ausdrückt.

Wichtig für die Aufnahme ist das Wasser. Die Kreise, die zunächst kräftig und wirbelnd sind, werden nach den Bildrändern zu weicher und feiner; sie geben hierdurch einen Ausklang der Arbeit und des dargestellten Motivs.

Dieses Ausklingen ist von größter Bedeutung. Wir brauchen ja nur einmal mit der Hand den oberen Teil des Bildes abzudecken. Sofort fehlt dem Ganzen etwas, es taucht eine gewisse Härte auf, die nach Raum verlangt.

Fein verteilt sind auch die Tonwerte unseres Bildes. Durch die dunkle Spiegelung im Wasser ist eine Kreislinie gegeben, die das Auge von oben zum Hauptmotiv, und zwar zunächst zur linken Gestalt führt. Von hier geben die Kreislinien des Wassers einen neuen Weg, der in feiner Bogenlinie nach rechts zur zweiten Gestalt leitet. Durch den Korb unterhalb der Kreislinien findet das Auge eine Möglichkeit, zur ersten Gestalt zurückzukommen. Es wird ein Kreis geschlossen, und nun beginnt ein Vergleichen und gegenseitiges Abwägen, und der Rhythmus des Motivs vermag deutlich zu werden, bis das Auge schließlich wieder nach oben zu aus dem Bildraume hinausgleitet, den Wellenkreisen folgend.

Außerordentlich günstig wirkt sich für unsere Aufnahme die gewählte Perspektive aus. Es gibt dadurch keine Überschneidungen und Überdeckungen, sondern jedes einzelne Bildelement kann klar zur Geltung kommen.

Man wird fragen, ob dieses Bild vielleicht fein ausgeklügelt und gestellt ist oder wie es sonst gefertigt wurde. Selbstverständlich handelt es sich um einen wirklichen Schnappschuß. Die Dargestellten haben ja ihre Beschäftigung, aus der sie sich durch unser Tun kaum stören lassen. Es kommt also letzten Endes nur auf die Wahl des geeigneten Aufnahmestandpunktes an, und dieser wieder setzt ein Gefühl voraus für Linien und Formen, die in diesem Bilde das eigentliche Motiv ausmachen. Dieses Gefühl ist kein bewußtes Konstruieren, sondern ist Empfinden — gewonnen aus einer Schau. Wir alle können von diesem wichtigen Empfinden ein Stück in uns aufnehmen, in gewisser Weise erlernen, indem wir Bilder nicht hastig überblättern und „schön" finden, sondern indem wir bei ihnen verweilen, nach ihrer Seele suchen. Hierzu wollte unsere heutige Besprechung einen Weg weisen. gi—t

Gelb- oder Grünfilter

Wenn Sie drei Sachverständige fragen, ob man zu einem panchromatischen Film ein Gelb- oder ein Grünfilter oder auch gar kein Filter verwenden soll, so erhalten Sie bestimmt drei verschiedene Antworten. Was ist nun richtig?

Wir müssen uns darüber klar sein, daß die panchromatische Emulsion eine hellere Wiedergabe des Rot gegenüber dem Grün an sich zuläßt, während unser Auge gerade Grün heller als Rot empfindet. Weiter bleibt die Notwendigkeit, die bei allen Fabrikaten vorherrschende Blauempfindlichkeit zu schwächen.

Um blaues Licht zu dämpfen, verwenden wir ein Gelbfilter, soll Rot geschwächt werden, so wird ein Grünfilter erforderlich. Somit entsteht für panchromatisches Material ein Gelbgrünfilter. Hierzu steht die Propaganda vieler Filmfabriken in Widerspruch, die allein schon mit Gelbfilter eine tonwertrichtige Wiedergabe anzeigen. Und damit setzen die Verwirrungen ein.

Die Industrie geht davon aus, daß die Farbe Rot in der Natur zurücktritt, zumindest bei Landschaften eine untergeordnete Rolle spielt. Deshalb reicht hier ein Gelbfilter zur Blaudämpfung aus. Aber es wird verheimlicht, wie die Verhältnisse z. B. bei roten Blumen, Menschen mit roten Kleidern und überhaupt allgemein bei Motiven mit vorherrschenden roten Farben liegen. Selbstverständlich muß hier eine Minderung der roten Farbe einsetzen, und wir werden hier auf die grüne Komponente im Lichtfilter nicht verzichten können. So bleibt als notwendige Frage: Liebe Foto-Industrie! Warum greifst Du in Deiner Reklame einen einzelnen Fall heraus, mit dem Du nicht alles erfaßt? Um dadurch eine Überlegenheit Deines Materials zu beweisen? — Nehmen wir doch lieber gleich alles, suchen wir nach einem Universalmittel. Und da wird immer noch das Gelbgrünfilter richtig bleiben. Da sich dieses Filter auch ohne Nachteil für orthochromatisches Material verwenden läßt, kommen wir ja letzten Endes zu einer ebenso einfachen Lösung, wie sie fälschlich mit dem bloßen Gelbfilter angestrebt ist. Und vor allem würden dann keine Verwirrungen angerichtet werden, wie sie heute überall anzutreffen sind.

„Scharf" oder „hart"?

Wir finden oft eine Verwechselung beider Begriffe. Ein Negativ wird vielfach als „scharf" bezeichnet, wenn damit ein besonderer Kontrastreichtum gemeint ist. Auf den Tonreichtum bezieht sich aber nicht das Wort „scharf", sondern der Begriff „hart". Schärfe hat mit optischen Belangen zu tun, ist von der Einstellung abhängig, Härte wird bedingt durch Belichtung und Entwicklung.

Es ist völlig verfehlt, heute noch eine besondere Härte im Negativ anzustreben. Denn harte Negative besitzen einen großen Tonumfang, und es ist nicht möglich, diesen im Positiv — speziell auf Papier — hinreichend wiederzugeben. Es gehen dabei manche Einzelheiten verloren, und das Bild sieht schließlich kalt und nüchtern aus. Deshalb hat es schon Bedeutung, wenn wir während der Herstellung einer Aufnahme bereits auf den Ausfall des Negativs hinarbeiten, also zarte Tonunterschiede anstreben. Reichliche Belichtung und relativ kurze Entwicklung sind das beste Mittel dazu. Außerdem bekommen wir auf diese Weise feinkörnige Negative, die sich stark vergrößern lassen. Wir haben so zwei Vorteile mit einem Male. gi—t

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG A.G., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. I. V.J. 5700 — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

New-York

Erich Wilke

Broad-way-Melodie

Brot-Weh-Melodie

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 20

Erlengrund

Rud. Sieck

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / Nr. 20

STARBECKS SOHN

VON CARL CONRAD

Er saß auf der vorderen Terrasse, eine Zigarre rauchend, und sah dem Sonnenuntergang zu. Die Sonne selbst blieb ihm verborgen, der westliche Flügel des Plantagengebäudes stand davor, aber er sah, wie der Himmel über der Bucht sich rot und gelb färbte und zuletzt von einem lichten Grün wie von einem zarten Schleier überzogen war, während der Strand und die Landzunge schon in violetter Dämmerung lagen, mit schwindenden Konturen. Plötzlich kniff der alte Starbeck die Augen zusammen und warf die Zigarre weg. Sie fiel auf den Rasen vor der Terrasse, sprühend wie eine verlöschende Rakete.

Er sah durch die Lücke zwischen den Palmen einen Schatten vorübergleiten, und sein erster Gedanke war, es könnte die „Catherine" sein, aber das war kaum denkbar. Robert war erst drei Tage weg und hatte gesagt, er werde diesmal ziemlich lange bleiben, mindestens vier Wochen. Es mußte da irgendeine besondere Affäre spielen, über Einzelheiten hatte er sich aber nicht geäußert. Heute waren es erst drei Tage. Starbeck sprang auf und ging den aschebedeckten Weg zur Bucht hinab. Als er an den westlichen Flügel kam, glitt eine Brigg in die Einfahrt, geräuschlos und schnell, wie eine Vision oder ein Gespenst; schwarz wie ein Scherenschnitt vor dem grünen Himmel.

In der großen abendlichen Stille konnte man das Rasseln der Kette hören, als der Anker geworfen wurde. Das Geräusch schien noch einige Zeit in der drückend warmen Luft über der Bucht zu schweben, bis es verging. An der auf eine ganz bestimmte Art geschwungenen Linie des Bugs und der Nock des Klüverbaums, die drohend wie eine Lanze in die unbewegte Luft ragte, erkannte Starbeck, daß es tatsächlich die „Catherine" war. Die verfrühte Rückkehr seines Sohnes machte ihm Sorgen. Robert disponierte sonst immer sehr genau. Starbeck beobachtete, wie sich von dem schwarzen Spiegelbild der Brigg ein Punkt löste, der beim Näherkommen heller wurde und die Umrisse eines Bootes annahm. Seine Unruhe steigerte sich noch, als er sah, daß im Heck dieses Bootes nicht Robert saß, sondern Spreit, der Steuermann.

„Was ist los?" rief Starbeck ihm entgegen.

Das Boot legte an.

„Sie möchten an Bord kommen, Herr", sagte der Steuermann langsam, während er den Steg heraufkletterte. Sein rundes, schweißglänzendes Gesicht hatte einen müden Ausdruck.

„Robert ist doch gesund?" fragte Starbeck unwillkürlich und sah dabei in die kleinen, halbgeschlossenen Augen des Steuermanns.

„Vollkommen gesund, Herr." Spreit hob den Arm und wischte sich damit übers Gesicht. Als er den Arm sinken ließ, war es wie ein geheimnisvolles Signal, denn fast gleichzeitig fiel die Dunkelheit über die Bucht herab, rasch und lautlos. Die Sterne flackerten unruhig, nur dicht über den Horizont schwebte noch ein schmaler, grünlicher Streifen Helle, und das Takelwerk der Brigg hob sich so schauf davon ab, daß es beinahe schmerzhaft wirkte. Aber dann war auch der Streifen weg, der ganze Himmel bedeckt, kein Stern mehr zu sehn, und die „Catherine" erschien wie eine noch schwärzere Stelle in der Finsternis.

Starbeck beugte sich in der Richtung, in der er den Steuermann vermutete, und fragte: „Ist außer meinem Sohn — und der Besatzung — noch jemand — an Bord?"

Eine kurze Zeit blieb alles still, dann hörte er den Steuermann in seiner langsamen Sprechweise sagen: „Keine lebende Seele, Herr."

Als das Boot längsseits kam, flammten an Bord zwei Fackeln auf, und Starbeck sah seinen Sohn in dem unruhig sprühenden Licht am Fallreep stehn. Er sah merkwürdig fremd aus, aber es war nicht zu erkennen, weshalb. „Kommst Du nicht an Land?" erkundigte sich Starbeck, während er das Fallreep hinaufstieg.

„Ich muß weiter", sagte Robert leise, fast flüsternd, und es war überhaupt eine ungeheure Stille an Bord. Zwar schlich zuweilen einer der Malaien rasch durch den Lichtschein der Fackeln, aber es war, als fürchte sich jeder, laut aufzutreten, zu sprechen oder sonstwie ein Geräusch zu verursachen. Diese Stille war so faszinierend, daß auch Starbeck unwillkürlich flüsterte, als er wieder zu sprechen begann.

„Du wirst doch wenigstens bis morgen bleiben", sagte er, „Frischwasser einnehmen und so."

„Wir haben die Tanks erst in Rangho neu gefüllt, auch Proviant genommen, — wir sind fertig — für eine lange Fahrt." Er trat aus dem Licht der Fackeln hinaus, und sofort hatte die Finsternis ihn gleichsam vernichtet. Starbeck fühlte für einen Augenblick etwas wie Angst.

„ — eine lange Fahrt?" echote er in das Dunkel hinein.

„Ja, Vater", hörte er die gedämpfte Stimme seines Sohnes, schon entfernt, „komm Vater."

Starbeck wollte die Richtung gehn, aus der er die Stimme gehört hatte, aber fast gleichzeitig warfen die beiden Malaien ihre niedergebrannten Fackeln über die Reeling. Die Finsternis war wie eine unbarmherzige Mauer, so mußte die Finsternis gewesen sein, die vor allem Licht war. Starbeck bewegte sich nicht von der Stelle, und dann hörte er, wie Robert sagte: „Niedergangslicht an!"

Obgleich der Befehl sehr leise gesprochen war, mußte er doch gehört worden sein, denn kurz darauf ging das Licht über dem Niedergang an. Nun konnte Starbeck das Gesicht seines Sohnes in dem vollen Lichtschein genau betrachten. Es war stellenweise geschwollen, und blau angelaufene Beulen über dem linken Auge und beiden Backenknochen.

„Na, gestoßen?" fragte Starbeck, während er stehen blieb.

Robert ging eine Stufe tiefer. Nun war sein Gesicht im Schatten.

„Geschlagen", sagte er.

„Wer?"

„Ich selbst."

„Aus Ungeschick?"

„Nein." Er ging weiter den Niedergang hinab. Starbeck folgte ihm.

„Ich will mich nicht aufspielen, weil ich Dich kommen ließ", sagte Robert, „ich wär' schon selber an Land gegangen. Aber ich kann nicht von Bord. Ich k a n n einfach nicht von Bord. Die — die Trennung — ist zu schwer. Kannst Du — das verstehen?"

Starbeck erinnerte sich, daß Robert einmal verhältnismäßig eingehend über ein Mädchen gesprochen hatte, das Catherine Mooders hieß. Sie mußte auf einer der Inseln wohnen, mit denen Robert Handel trieb, und mußte sich ziemlich für sie interessieren, hatte auch die Brigg nach ihr benannt. ‚Eines Tages nehm ich sie einfach mit, und wenn die Tanten den Veitstanz kriegen', hatte er gesagt, aber Starbeck nahm es damals nicht ernst. Jetzt, wie er hinter seinem Sohn den Niedergang hinabstieg, nahm er es ernst, und befürchtete, es habe da irgendwelche unvorhergesehenen Schwierigkeiten und Verwicklungen gegeben.

„Ist — irgendetwas — schief gegangen?" fragte Starbeck, aber Robert antwortete nicht, wenn man nicht das Öffnen der Kajütentür und das Beiseiteschieben des Vorhangs für eine Antwort nehmen wollte. Die Geste, mit der es geschah, ließ diese Vermutung zu.

Die Luft in der Kajüte war heiß und stickig, in ihr zu atmen war eine Energieleistung und machte nicht froh. Starbeck sah sofort auf dem großen Tisch das Leinentuch mit irgendetwas darunter. Die Kajüte hatte sich sehr verändert; außer dem Vogelbauer, der über dem Tisch zwischen den Deckslichtern hing, und dem unangenehm gelben Kanarienvogel in ihm, der schlafend mit eingezogenen Kopf wie ein Wolleknäuel auf seiner

Der Märtyrer — August Beck

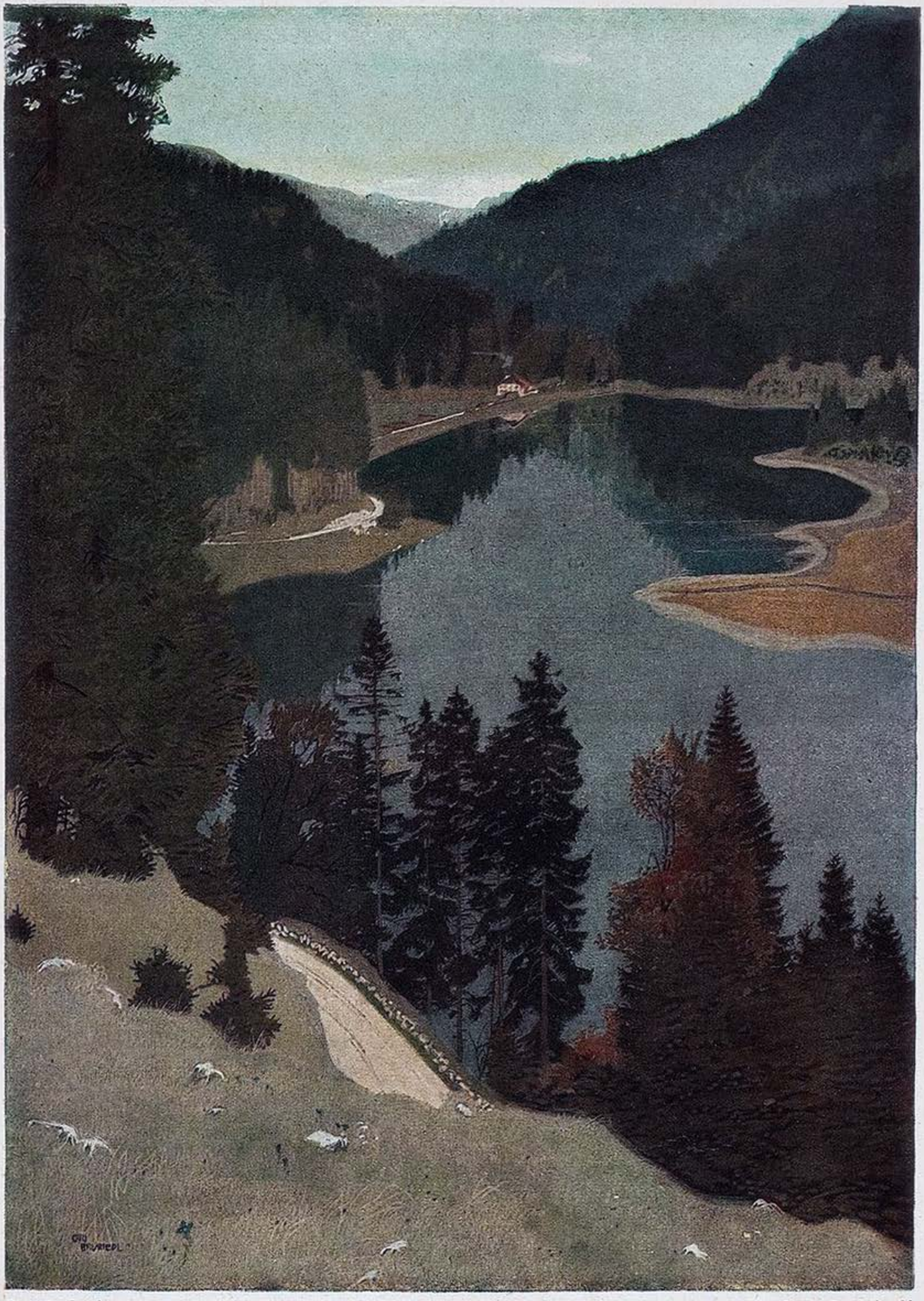
Stange saß, war alles neu, die Wände mit Teakholz bekleidet, und die Bank rings um die Heckducht herum hatte sogar ein Lederpolster.

„Alles", sagte Robert, „umsonst." Seine Stimme war von einer Müdigkeit und Resignation, die Starbeck fast wie einen körperlichen Schmerz fühlte.

„Es gibt noch andere — noch andere Dinge auf der Welt, Junge", sagte er und mußte immer nach dem weißen Laken hinsehn. „Es ist schlimm, wenn man sie für kleiner hält, als sie ist. Das sind die unglücklichsten Stunden, ich weiß. Aber vergiß nicht: ‚Glücklicher Handel, fröhliche Schiffahrt'. —" Es war der Anfang eines alten, bei den Seefahrern dieses Archipels sehr bekannten und beliebten Liedes.

Robert sah vor sich hin, völlig abwesend, und Starbeck, der ihn beobachtete, hatte plötzlich ein vages Gefühl, wie wenn ein Luftzug durch die Kajüte streifte. Aber der Vorhang vor der Tür, darüber durfte es keinen Zweifel geben, bewegte sich nicht. Starbeck lauschte. Es war irgendwo ein wirres Geräusch wie von einem unendlich fernen, aber infernalischen Orchester, und er schrak zusammen, als der Kanarienvogel im Schlaf einige Töne ausstieß, die wie spröde Kieselsteine durch die dumpfe Luft der Kajüte rollten. Ärgerlich über sein Erschrecken sah Starbeck nach dem Vogel hin, der wieder verstummt war und in ein lebloses gelbes Wolleknäuel zurückverwandelt, aber dann begann der Käfig zu pendeln wie von unsichtbarer Hand gestoßen, und gleich darauf hob sich die Brigg. Sie schwebte für einige Sekunden gleichsam im freien Raum, es war ein beklemmendes Gefühl. Dann senkte sie sich wieder, weich und rasch, und begann zu schwanken. Die Wellen schlugen jetzt hart gegen die Bordwände, und die Teakholzbekleidung der Kajüte knarrte und knisterte, als schwele in ihr ein unsichtbares Feuer.

„Ich hatte alles — auf diese Frau gesetzt", sagte Robert.



Der Spitzingsee — Otto Bauriedl

Bayerischer See — K. Vogelgsang

Starbeck fühlte sich wie in einem unsichtbaren Netz gefangen, gewaltsam an Händen und Füßen gefesselt, ein tückischer Bann schien auf ihm zu lasten. Er atmete mit Beschwerde.

„Ich weiß", sagte er betäubt, „ich hab' es bemerkt. Dein Eifer war ein wahnsinniges Spiel."

„Ich wollte mit Gewalt glücklich werden. Einmal mußte es doch sein. Ich kann nicht mit halber Kraft leben. Ich hatte es — so genau geplant. Ich lebte schon ganz in alledem."

„Ist jemand dazwischen gekommen?"

„Nein. Oder ja. Wie mans nimmt."

„Es muß nicht unbedingt jemand dazwischen gekommen sein, Robert. Bleibe gerecht. Vielleicht ist Dein Verdacht falsch. Du bist noch jung. Es kommt vor, daß eine Frau ganz einfach — die Lust an einem verliert. Ja."

„Sie hat nicht die Lust an mir verloren. Sie wird in alle Ewigkeit nicht die Lust an mir verlieren."

Starbeck konnte es nicht ertragen, noch länger da zu stehn und nicht zu wissen, was unter dem Leinentuch auf dem großen Kajütentisch lag. Er trat an den Tisch heran. Robert kam ihm zuvor. „Ach, Vater, ich —" Er verstummte, aber er faßte das Laken an einem Ende, hob es langsam und schlug es zurück, als sei darunter ein Geschenk, eine kostbare Überraschung verborgen.

„Sie starb in der ersten Nacht", sagte er.

Starbeck betrachtete sie, wie sie ausgestreckt auf dem Kajütentisch lag, ausgestreckt und tot, in einem langen weißen Kleid. Sie mußte noch sehr jung sein.

Starbeck sah über sie hinweg und nach Robert.

„Sie hatte ein schwaches Herz", sagte Robert leise, als teile er ein sträfliches Geheimnis mit, „die Flucht — die Brigg lag vor der Lagune, und — Cat kam den Weg herunter gelaufen wie vom Teufel gejagt, obgleich die Tanten schliefen, ja, aber darauf war kein Verlaß, es war ein Alter-Tanten-Schlaf, — mein Gott, gibt es überhaupt einen Schlaf, auf den man sich verlassen kann?"

Er brach plötzlich ab und sah der Toten ins Gesicht.

„Ist sie nicht wunderbar? Sie ist doch wunderbar, nicht?"

Er berührte ihre Hand vorsichtig mit einem Finger und sagte: „Cat". Tränen liefen ihm plötzlich übers Gesicht, als wollten sie überhaupt nicht mehr aufhören.

Starbeck deckte das Leinentuch über Catherine Mooders.

Das wirre Orchester in der Luft schien sich verstärkt zu haben.

„Einmal — werden wir wohl — alle — wach", flüsterte Robert, „Du mußt bedenken, Vater, wir hatten drei Jahre lang — aufeinander gewartet. In Rangho ließen wir uns trauen. V a t e r !"

Das war ein Schrei, umso furchtbarer, weil er so unerwartet kam, und Starbeck starrte seinen Sohn an, ohne zu wissen, was er tun sollte. Er fühlte sich wie in einem schweren Traum, gequält und hilflos. Fast gleichzeitig hörte man von oben, von Deck, eine dunkle, langsame Stimme: „Kap'tän, die Brise ist aufgekommen!"

Robert hob beide Hände, als wollte er irgendetwas festhalten, das im Begriff war zu entschwinden, aber dann legte er nur die linke Hand auf seine Brust, in der Herzgegend, und mit der rechten fuhr er sich langsam über das Gesicht.

„Alles fertig machen!" befahl er, „Positionslaternen setzen!"

„Jawohl, Kap'tän", kam die Stimme des Steuermanns von Deck. Sie klang beruhigend und tröstlich. Starbeck atmete auf. Er fühlte, der Bann war gebrochen, soeben Vergangenes erschien von der Gegenwart durch Tausende von Jahren getrennt.

„Wir müssen die Brise ausnützen", sagte Robert entschlossen, während sie den Niedergang hinaufstiegen.

„Ja", bekräftigte Starbeck, „die Brise ausnützen".

Im Vergleich zu dem, was er während der letzten halben Stunde da unten in der engen, dumpfen Kajüte erlebt hatte, erschien ihm der bevorstehende Abschied von seinem Sohn als etwas Leichtes, ja, beinahe Heiteres.

„Willst Du sie nicht an Land begraben?" erkundigte sich Starbeck.

„Nein. Sie soll im Wasser sein — bei mir immer — verstehst Du? In jeder Welle, die an den Bordwänden entlangstreicht."

Von den Segeln war nichts zu sehn, kein Glanz aus der Höhe und nicht einmal eine Andeutung davon, aber man hörte, wie sie gegen die Masten klatschten und die Spieren ächzten und wie der Wind im Takelwerk pfiff, in auf- und absteigenden Tönen. Er versetzte die Masten in Vibration, sodaß sie summten, ein gespanntes und zugleich trockenes, gewaltsames Summen.

„Du bist mein Sohn", sagte Starbeck leise, „verdammt, du wirst damit fertig werden!"

„‚Glücklicher Handel, fröhliche Schiffahrt' — du hast es gesagt, Vater. Du mußt wissen, was mit mir los ist, — wenn es überhaupt jemand wissen kann."

„Du kommst zurück?"

Starbeck sah seinen Sohn an und hielt ihm die Hand hin.

Das Boot lag wartend am Fallreep, die Riemen eingezogen.

„Ja, Vater", sagte Robert und nahm die Hand, „aber es kann lange dauern. Es gibt so viele — so viele Häfen am Meer."

„Du wirst fertig werden damit, — auch mit den Häfen. Leb wohl, — und viel Glück!"

Er stieg ins Boot. Ehe die Malaien ihre abgebrannten Fackeln ins Meer warfen, konnte er noch sehn, wie Robert, über die Reling gebeugt nickte. Es war ein rasches, eigensinniges Nicken, das er schon als Kind gehabt hatte. Dann schlug die Finsternis nahezu fühlbar über Starbeck zusammen.

Vom Ufer aus beobachtete er, wie die Positionslaternen der „Catherine" aufleuchteten und das Rahnocklicht in die Höhe stieg. ‚Vier Wochen wollte er unterwegs bleiben', dachte Starbeck, ‚vier Wochen . . .' Die Positionslaternen vertauschten die Seiten, also hatte die Brigg gewendet und verließ die Bucht. Es war Starbeck, als hätte er noch einmal, sehr gedämpft, wie durch eine Wand hindurch, die Stimme seines Sohnes gehört: „Backbord — brassen!" ‚Vier Wochen . . .' dachte er. Die Brise war jetzt sehr stark, und das Wasser in der Bucht schäumte. Es war eine schöne, stetige, vertrauenerweckende Brise.

Aus Griechenland — Bruno Conrad phot.

Wunder in Österreich

Steht einer auf der Fahrt von Passau nach Wien im überfüllten Kupee und zeigt dem Schaffner, so wie die übrigen Fahrgäste auch, seine Karte.

Das ganze Abteil reckt neugierig überrascht die Hälse, und nachdem der Schaffner sich entfernt hat, sagt ein Mitreisender zu dem Steher.

„Fahrn S' nach Wien obi?"

„Ja!"

„Sö san gwiß a Deutscher — gelten S'?"

„Wie mans nimmt!"

„Wia manen S'? San S' vielleicht a Engländer?"

„Nein!"

„Aber a Ausländer san S'?"

„Im Gegenteil — ich bin Österreicher!"

„Alsdann — dös is gspassig .. I hätt drauf gschworn, daß S' a Fremder san!"

„Ja warum denn?"

„No — weil S' a volle Fahrkarten zahlt ham!" *H. K. B.*

EINER VON DEN VIELEN

Von Gisi Gruber

„Versprichst du mir, daß du nie mehr grüne Pflaumen essen wirst?" seufzte die Mama, blaß und schwach von der langen Krankenpflege und den vielen durchwachten Nächten.

„Ja, Mama, ich verspreche es dir hoch und heilig", beteuerte er mit aufrichtigem Entschluß.

Gleich darauf ging er in den Garten, um sich dort den Magen mit unreifen Äpfeln vollzustopfen.

*

Vor jeder Prüfung tat er ein Gelübde, seine Gedanken und Kräfte nur aufs Lernen zu konzentrieren.

Dann aber schrieb er Tag und Nacht gut gemeinte und schlecht gereimte Gedichte an die Dame seines Herzens, eine blonde Schönheit.

Infolgedessen ist er in sämtlichen Lehrgegenständen durchgefallen.

*

Sein erstes geheimes Liebesabenteuer erlebte er in später Nachtstunde in einer kleinen Seitengasse der inneren Stadt. Die Sache hatte peinliche Folgen für ihn.

„Von nun an weiche ich diesen käuflichen Weibern im Bogen aus", schwur er sich und allen, die es hören wollten.

Und suchte zweimal wöchentlich Weiber der gleichen Art auf, allerdings in einer anderen Seitengasse der inneren Stadt.

*

„Ich bin zum Dichter geboren!" entschied er in einer Stunde glücklicher Inspiration.

Er ist ein Valutenschieber geworden.

Jeden Morgen, wenn er mit bedeutender Verspätung ins Büro hastete, faßte er den felsenfesten Entschluß, von nun an pünktlich um zehn Uhr schlafen zu gehen.

Nach zwei Wochen warf ihn der über die fortwährende Unpünktlichkeit empörte Chef hinaus.

*

„Herrschaften, ich verbitte mir eine derartige Zumutung. Ich bin Gott sei Dank kein Mitgiftjäger!" erklärte er, die Brust geschwellt von sittlicher Entrüstung, seinen Verwandten. „Auch heirate ich nur eine Schlanke, Blonde, und wenn ich mit ihr in einer Hütte leben müßte!"

Drei Monate später vermählte er sich mit einer Dicken, Schwarzen, die ein neues, vier Stock hohes Mietpalais ihr eigen nannte.

*

„Ich verstehe nicht, wie man seine politische Überzeugung verleugnen kann!" rief er stolz.

Nach den nächsten Wahlen saß er mit dem Programm der Gegenpartei im Parlament.

*

Von glühendem Haß gegen alle Korruption beseelt, wetterte er in einer Versammlung gegen das System der Bestechung und gegen diejenigen, die sich bestechen ließen.

Erst zu Hause öffnete er den geschlossenen Briefumschlag, der ihm heimlich zugesteckt worden war. Zehn funkelnagelneue Tausender waren darin.

„Wie kann man nur so verrückt sein, sich von einer Frau beeinflussen zu lassen?" fragte er sich selbst.

Gleich am nächsten Tag ließ er sich seiner Freundin zuliebe seinen Stolz und seine Zierde, seinen wallenden Bart wegrasieren.

*

Er reiste bloß deshalb nach Monte Carlo, um allen Zweiflern zu beweisen, daß er auch dort den Verlockungen des Spieles siegreich widerstehen werde.

Nach einer Woche hatte er die Hälfte seines Vermögens verloren.

*

Seinen größten Erfolg hatte er mit einem Buche gegen den Alkoholismus, das er aus tiefster Überzeugung voll Elan verfaßt hatte. Jede Zeile atmete Haß gegen die Trunkenheit.

Als die dritte Auflage des Werkes erschien, trank er sich einen mächtigen Rausch an.

*

Witwer geworden, verlobte er sich mit einer steinreichen mondänen Dame aus der allerallerfeinsten Gesellschaft.

Und dann heiratete er insgeheim seine Köchin.

*

„Ich will noch fünfzig Jahre leben!" erklärte er mit glücklicher Miene den Leuten, die ihm zum fünfzigsten Geburtstag gratulierten. „Ich bin gesund und konsolidiert, auch die wirtschaftliche Krise kann mir nichts anhaben!"

Am nächsten Tag erschoß er sich ...

Stilblüten aus dem Berufswettkampf

Geschichtliches

Bei der Mobilmachung vermehren sich Männer und Frauen zusehends auf der Straße.

Im Kriege hatte Deutschland ein schwere Stellung, es lag mit der Halbwelt im Kampfe.

Luther floh nach Worms. Da kam der Bannbulle hinter ihm her, als er da war, sprach er, Hier stehe ich, ich kann nicht mehr.

Über die Tätigkeit des Roten Kreuzes schreibt ein Schüler: Herren und Damen geben sich der Liebe hin. Die einen werden dafür bezahlt, die andern tun es umsonst.

Berufliches

Ein Lehrmädchen schreibt: Wenn der Chef dasselbe will, was wir wollen, so lassen wir ihn zuerst.

Trifft ein Lehrmädchen den Chef, so muß es höflich grüßen, ihm die Tür öffnen, ihn austreten lassen und dann die Tür schließen.

Ein Mädchen aus der Schuhbranche schreibt: Stiefel legt man in schräger Haltung vor, das Hintergestell vorgeschoben, damit der Kunde besseren Überblick hat.

Wenn eine Verkäuferin für viel Geld Ware verkauft hat, so ruft das bei ihr ein freudiges Ereignis hervor.

Wir müssen unsere Augen schonen, denn sie sind der einzige Körperteil, mit dem wir sehen können.

Wir müssen vor Augen halten, daß der Betrieb eine Maschine ist, in dem jede Schraube gebraucht wird. Deshalb bin ich auch unbedingt notwendig.

Aus der Landwirtschaft

Die Landwirte gehen auf die landwirtschaftliche Hochschule, um zu lernen. Da nicht genug Lehrkräfte da sind, werden Maschinen angeschafft, z. B. Drillmaschinen.

Der Landwirtschaftsminister hatte eine ernste Unterredung mit dem Bauern, denn die Schweine fressen zu viel.

Gesunde Bauern erzeugen gesundes Vieh.

Warum Rassenpflege:

Damit die Kühe gesundes Heu bekommen.

Nie würde eine Kuh ein Pferd zum Gemahl nehmen, aber der deutsche Mann nimmt sich manchmal eine artfremde Frau, trotz seines Verstandes.

Am 3. 2. wurde ich vom Pfarrer Menge in der Kirche zu Weißensee geboren.

Wie ist die Kleidung der Säuglingsschwester? — Kurzes Hemd — hinten offen.

Sie kennt ihn

Maler: „Das Bild, das du neulich hier auf der Staffelei stehen sahst, habe ich verkauft, Ellis. Rate mal für wieviel?"

Das Modell: „Für die Hälfte."

Maler: „Was heißt das? Die Hälfte wovon?"

Das Modell: „Nun, von dem, was du mir gleich sagen wirst."

Splitter

Nie hält sich eine Frau für klüger als wenn sie sagt: dazu sind wir Frauen zu dumm.

*

Der Weg, auf den dich deine innere Überzeugung treibt, ist nie ein Irrweg.

*

Am rücksichtsvollsten gegen Frauen sind Männer, die keine Schwestern haben.

*

Den Weg zur Läuterung muß man allein gehen.

Stark machen nur Taten.

*

Die Tugend verdankt ihre Leuchtkraft dem Laster.

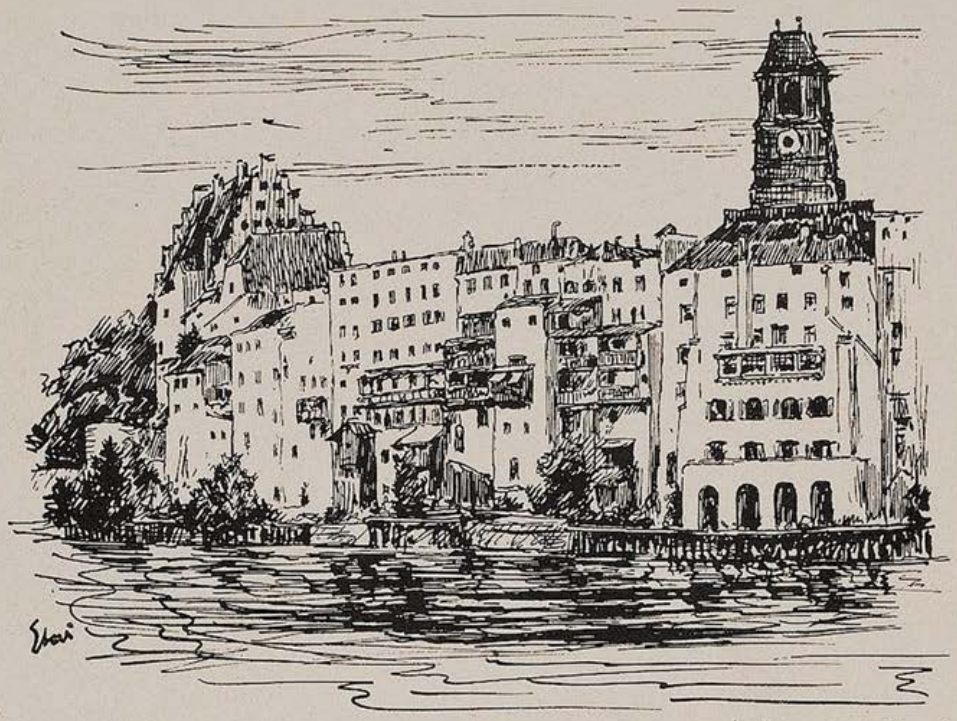
*

Menschen, die nie einen Rat befolgen, sind meist empfindlich gekränkt, wenn man es mit dem ihrigen ebenso macht.

*

Die Jungen vernichten Gewesenes aus Kraft, die Alten Zukünftiges aus Schwäche.

Auf Santerin — Bruno Conrad phot.



Wasserburg a. Inn — Hermann Ebers

VALENTIN

VON LEON FRAPIÉ

Frau Gailinot war vierzig Jahre hindurch Lehrerin an den Pariser Volksschulen gewesen, in jenen volkreichen und lärmenden Arbeitervierteln, wo sich die Schuljugend des keineswegs schmeichelhaften Rufes besonderer Störrigkeit und wilden Ungehorsams erfreut. Die alte Lehrerin fühlte sich am Ende ihrer Dienstzeit körperlich gebrochen und verbraucht. Frau Gailinot war mit fünfundzwanzig Jahren Witwe geworden, und da sie keine Kinder gehabt hatte, so hatte sie jedes Jahr die Schüler ihrer Klasse wie eine einzige große Familie adoptiert. Sie war klein, mager, mit einem sanften, unschuldigen Gesicht, das aber zugleich eine große Dosis von Willenskraft verkündete ... jene Willenskraft, die ein Kind bei seiner Mutter entdeckt, so daß sie ihm als Beschützerin mächtiger dünkt als alle Mächte der Welt.

Als man ihr Pensionsgesuch erledigt hatte, war sie nach Auteuil gezogen, in eine ruhige Gasse, wo ihr der Schularzt ein kleines Gartenhaus aufgestöbert hatte. Sie versuchte sich in der Blumenzucht und wäre ganz glücklich gewesen, wenn sie nicht von Sehnsucht nach ihrer früheren Wirksamkeit gepeinigt worden wäre. So kam es, daß sie nach einigen Monaten bereits ihre Nachmittagsspaziergänge mit Vorliebe in jene Bezirke unternahm, wo sie früher unterrichtet hatte.

An diesem Sonntagnachmittag war sie nach St. Ouen gekommen, das Viertel der Pariser Lumpensammler, wo sie beinahe zehn Jahre in einem harten Dienst gelebt hatte. Die Straße, in der sich die Schule befand, war noch immer so schmutzig und übelriechend wie einst, mit den stickigen Trödlerladen, den Ständen der Fleischhauer, den verwahrlosten, von Ungeziefer wimmelnden Hotels letzten Ranges. Nur die Zahl der Wirtshäuser hatte sich vermehrt, und an der Stelle der Badeanstalt erhob sich ein grelles Kino, vor dessen Eingang man sich drängte ... was bei der Badeanstalt nie der Fall gewesen war.

„Guten Tag, Madame!"

Ein Fleischerbursche war aus einem Laden hervorgestürzt und hätte Frau Gailinot beinahe umarmt.

„Ach, das ist ja Gaston Baillard!! Wie ... du hast mich sofort erkannt ... nach zwölf Jahren?"

„Ja doch, Madame ... und dort kommen ja noch einige angelaufen!"

Einige junge Leute waren atemlos nähergekommen, mit lachenden Augen.

„Guten Tag, Madame ... liebe Madame!"

„Guten Tag, meine Kinder ... wie drollig das ist! Da ist ja Charles Leroux, Benoit Trognon, Seraphin Pistolet ... hier ist ja auch Gabrielle! Aha ... jetzt versteckt ihr euch nicht vor mir, um zu rauchen ... und du, Gabrielle ... du hast dir schon damals Puder ins Gesicht geschmiert ... nämlich die Schulkreide, die du manchmal heimlich mitgehen ließest!"

Frau Gailinot war entzückt, ihre einstigen Schützlinge als große Personen zu sehen.

„Ich glaube gar", lachte sie, „daß ihr jetzt auf diesem Trottoir wiederum eine dieser Gruppen bildet wie einst im Schulhof, in der Ruhepause!"

Bei dieser Erinnerung leuchteten die Mienen der einstigen Schüler auf:

„Jawohl ... wenn Sie ein Spiel vorschlugen ... oder uns aufs Gewissen banden, einen neuen Zögling nicht gar zu unsanft zu behandeln ... oder wenn Sie uns Nachrichten von einem kranken Mitschüler gaben, den Sie im Spital besuchten ... oder wenn Sie einen Schüler auf der Polizeistube reklamierten!"

Die jungen Leute lachten, aber mit ernster Miene:

„Ja, wir waren ein nichtsnutziges Volk! Sie mußten viele zerbrochene Fensterscheiben für uns bezahlen ... Oder wenn wir im Bassin des Parkes ein Fußbad nahmen ... Oder der Schrecken der Spaziergänger, wenn ihnen ein Junge aus den Kastanienbäumen auf die Köpfe purzelte! Ja, damals, als Valentin den Gipfel einer Pappel erklettert hatte und nicht herabsteigen wollte ... selbst nicht, als ihn der Parkwächter anspritzte!" ...

Frau Gailinot war ganz gerührt:

„Ja ... dieser Valentin hat mir viel Arbeit gemacht ... was ist denn aus ihm geworden?"

Es entstand eine Stille und die jungen Leute sahen einander betroffen an. Dann nahm Gaston das Wort: „Sie sind zu richtiger Zeit gekommen ... Valentin ist seit heute früh auf der Wachstube!"

„Was hat er denn angestellt?"

„Er hat niemanden mehr, der sich um ihn kümmern würde, dieser arme Valentin ... Schon als kleiner Junge besaß er nur seine Großmutter ... und die ist bald darauf gestorben ... Er wohnt ganz allein, in einer Mansarde ... in jenem Hotel dort! ... Er ist bei der Konsumgesellschaft als Austräger bedienstet ... Diesen Morgen hat er sich mit seinem Wirt verkracht, wegen einer zerbrochenen Fensterscheibe, die er bezahlen sollte, weil er das Fenster über Nacht offen ließ ... Valentin wollte nicht zahlen, packte seinen Kram und wollte ausziehen ... der Wirt ließ die Polizei verständigen ... und —"

Georgette setzte hinzu:

„Es wäre lieb von Ihnen, Madame, wenn Sie für ihn ein gutes Wort einlegen könnten!"

*

„Herr Kommissär ... erkennen Sie mich noch? Da bin ich wieder ... man hat mit diesen Kindern ein wahres Kreuz! Ich komme, um Valentin Bolignot abzuholen ..."

„Sie sprechen von Kindern, Frau Gailinot?! Valentin ist ein Riese ... er mißt beinahe zwei Meter ... und ein gefährlicher Riese, verstockt, trotzig ..."

Diese Antwort macht gar keine Wirkung auf die alte Lehrerin.

„Ich möchte Sie bitten, mir ihn auszuliefern!"

„Aber ... ich muß ihn in das Depot schaffen lassen! Valentin ist wie ein Stier, brutal, störrig, auf den kein gutes Wort wirkt ... es waren vier Polizisten notwendig, um ihn herzuschaffen!"

„Ich bitte Sie, Herr Kommissär, lassen Sie ihn wenigstens vorführen!"

Und da ist jetzt Valentin, die Arme hinter dem Rücken gefesselt. Er ist ein Koloß, ein derbes, bartloses Gesicht, und so breitschultrig, daß er beinahe die Tür ausfüllt. Aber Frau Gailinot sieht in Valentin noch immer den achtjährigen Jungen, als den sie ihn kannte, und sie beginnt ihn auszuschelten:

„Nun, Valentin ... ich bin es, deine einstige Lehrerin ... erkennst du mich? Was hast du wiederum angestellt? Wieder irgendeine Dummheit? Ich habe dich als vernünftigen Jungen zurückgelassen ... abgesehen von der Geschichte mit der Pappel und dem umgestürzten Kiosk ... und jetzt bist du so wild? Erinnerst du dich noch an die Zänkereien im Schulhof? Alle Tage mußte ich mich dreinmischen ... du warst zu Beginn der Geschichte nicht im Unrecht, aber dein Trotz verdarb dann alles ..."

Valentin hatte seine Lehrerin sofort erkannt. Es kommt Leben in

Burghausen a. d. Salzach. Hermann Ebers

seine Züge, die Härte scheint zu schmelzen und er sagt mit einer beinahe kindlichen Verzweiflung:

„Ja, ja, Madame ... es ist wiederum wie einst im Schulhof ... ich hatte recht und dann hatte ich schließlich unrecht ... ich weiß nicht, wie das kommt ... ich bin zu groß, man weiß nicht mit mir umzugehen. Alle sind gegen mich ... ich hätte nötig, daß ..."

„Du hättest nötig, daß dir jemand zur Seite steht ... da hast du ganz recht! Aber einmal mußt du doch vernünftig werden, ich kann ja nicht immer um dich herum sein ... Nun, sag jetzt dem Herrn Kommissär, daß du es nicht mehr tun willst, daß du die Scheibe bezahlst ... entschuldige dich höflich ..."

Der Riese ist so entwaffnet, daß er beinahe schwankt.

„Natürlich will ich alles tun, Madame, was Sie wünschen ... da Sie es so lieb zu mir sagen ... seit ich die Schule verlassen habe, hat man mir kein gutes Wort mehr gesagt."

Frau Gailinot wendet sich zu dem Kommissär: „Sie sehen, daß man mit den Kindern nie fertig wird ... da ist einer, der mich nötig hat, weil er zu groß und zu stark ist. Man täuscht sich über ihn ... weil er so groß ist, fällt es niemanden ein, ihn sanft zu behandeln ... er hat alle Welt gegen sich!"

Der Kommissär hat Valentin bereits die Fesseln abnehmen lassen: „Nun gut ... ich lasse ihn frei ... aber er macht mir Sorgen!"

Frau Gailinot rief: „Ohne Zweifel, Herr Kommissär, wir müßten um ihn besorgt sein, wenn er sich selbst überlassen bleibt ... aber ich werde umziehen ... ich will in der Nähe von Valentin bleiben ..."

Sie muß den Kopf weit zurückbiegen, um ihm in die Augen zu sehen: „Du weißt jetzt, daß ich in deiner Nähe bleibe ... wenn man dir etwas zuleide tut, werde ich eingreifen!"

Ihre erhobene Stirne reicht kaum zu dem Ellenbogen des Burschen. Aber was sie sagt, hat eine solche Willenskraft ... die Willenskraft einer Mutter ... daß der Riese eine Bewegung macht, als wollte er sich an seine Beschützerin anschmiegen.

Und ehe Frau Gailinot mit ihrem Schützling abzog, sagte sie zu dem Kommissär:

„Sie denken sich wohl, Herr Kommissär, daß ich ihn nicht schutzlos in der Welt herumlaufen lassen will!"

Mailänder Textilien

„Ich finde den Stoff in der Tat sehr stilvoll!"
„Er ist auch aus bester Schafsmilch gewonnen, Signorina!"

Seltsames Latein

Im vergangenen Sommer war's.

Ein Regensonntag im Gebirge.

Aus der kleinen Dorfkirche klang die Orgel. Wurde sie leiser, hörte man ab und zu auch ein paar Geigen, die aber nicht ganz zueinander stimmten und recht froh waren, wenn die kräftigen Töne der „Königin der Instrumente" sie wieder deckten. Die kleine Sängerschar war heute besonders schüchtern. Offenbar störten sie die Sommergäste, die da und dort zerstreut zwischen den Einheimischen zu sehen waren.

Der Pfarrer, ein schon älterer und sehr freundlicher Herr, hatte eben das Kyrie beendet.

Recht dünn klangen die Antworten vom Chore.

Da wendete sich der Pfarrherr nochmals um, breitete die Arme aus und sang mit voller Stimme und einem ernsten Aufblick zum Chore hin: „A weng lauda!"

Die seinen hatten ihn verstanden.

Das nächste „Amen" klang herzhaft frisch in den Gotteraum.

L. A.

Iwan der Grausame

Jerome Bowles, von der Königin Elisabeth als Gesandter nach Rußland geschickt, behielt, als er zum erstenmal vor Iwan dem Grausamen zur Audienz erschien, nach den Vorrechten seiner Stellung, seinen Hut auf dem Kopf.

Einer der Bojaren machte ihn leise auf das Gefährliche seines Beginnens und die Nachteile, die ihm daraus entstehen könnten, aufmerksam, aber Jerome Bowles erwiderte ruhig:

„All dies ist mir bekannt! Ich bin jedoch Gesandter einer Königin, die jede Beleidigung rächen wird, welche ihr in der Person ihres Stellvertreters zugefügt werden sollte!"

Iwan der Grausame, der diese Worte gehört hatte, sah den Engländer scharf an, dann wandte er sich mit einer raschen Bewegung an die ihn umgebenden Bojaren:

„Da seht", sagte er, „da seht einen Mann, der Mut besitzt! Einen Mann, der die Ehre seines Souveräns mit Würde zu vertreten weiß! Wer unter euch würde für mich dasselbe tun?"

Lektüre

Ein berühmter Gynäkologe erzählte einmal, daß eine seiner Patientinnen nach der Lektüre der „Drei Musketiere" Drillinge zur Welt gebracht habe.

Darauf stürzte ein in der Gesellschaft anwesender Herr kopfüber nach Hause. Seine Frau erwartete Familienzuwachs. Und da sie gerade mit dem Lesen von „Ali Baba und die vierzig Räuber" beschäftigt war, fürchtete er die unübersehbaren Folgen, wenn die Theorie jenes Arztes auf Wahrheit beruhte.

Lehmann

„Hände hoch!"
„Unmöglich jetzt, ich bin so zärtlich veranlagt!"

Mißverständnisse ...

Klaus Groth liebte es, hin und wieder seine Arbeiten so zu gestalten, daß sie nicht nur dem Gebildeten und Nachdenkenden verständlich waren, sondern auch der primitive Geist sollte ihn fassen und verstehen. Da Klaus Groth seine Dichtungen gern selbst vorlas, so konnte er die Wirkung seiner Schöpfung gut kontrollieren. Eines Tages las er einem alten Bauern ein Gedicht vor, eine Ballade, in welcher des öfteren von einer knarrenden Tür die Rede war. Der Bauer hörte aufmerksam zu und der Dichter hatte die volle Überzeugung, daß der Mann, dessen gespannten Gesichtsausdruck er glaubte erkannt zu haben, ihn gut verstanden hätte. Nach Beendigung der Vorlesung machte er die Probe auf das Exempel und fragte den Alten: „Nun, mein Lieber, was sagen Sie dazu? ich möchte gern Ihre Meinung darüber hören."

Doch Klaus Groth hatte sich diesmal geirrt. Die gänzlich unerwartete Antwort des Biederen lautete: „Ja, sehen Sie, wenn Sie die Tür ordentlich geschmiert hätten, dann wäre Ihre ganze Schreiberei nicht nötig gewesen."

Aus Amerika

Infolge schlechten Geschäftsganges sehen sich die Hotelbesitzer gezwungen, den Preis der Dreidollar-Zimmer von fünf auf acht Dollars zu ermäßigen.

*

Viele Farmer sind dazu übergegangen, ihre Vogelscheuchen den Winter über in Kampfer zu legen, damit sie sie auch diesen Sommer wieder verwenden können.

Sein Protest

Ein alter Schmierenschauspieler war einfach aus Altersgründen und Mitleid an seinem Theater zum Regisseur befördert worden. Eines Tages wurde er auf einer Probe von einem neuengagierten, sehr gewalttätigen Schauspieler, als dem eine Anordnung des Herrn Regisseurs nicht paßte, kurzerhand über die Rampe ins Orchester geworfen. Der alte Herr kletterte wieder mühsam auf die Bühne und sagte nur weinerlich: „Dees hab' i gern, den Regisseur steßen".

SCHÖNHEIT
Gesichtswasser **„Saphir"** macht die Haut ganz rein, zart u. rosig. Beseitigt staunend schnell alle Hautunreinigkeiten, Mitesser, Pickel, Hautgrieß. Strafft jede welke Haut des Gesichtes und des Körpers. 1 Flasche für 1 Monat ausreich. M. 3.60 einschl. das Buch der Schönheitspflege. Für Porto ist 0.25 beizufügen. Bei kein. Erfolg Geld zurück.
Kosmet. Reformhaus Kurt Rademacher Berlin 10 NO 18, Cotheniusstraße 3

Mißverständnis

Im Theater unterhalten sich zwei Besucher ziemlich ungeniert. Wendet sich der neben ihnen sitzende Herr an sie und meint: „Aber, meine Herren, ich kann doch kein Wort verstehen!" Worauf prompt die Antwort erfolgt: „Aber wer spricht denn schon zu Ihnen?"

Abends als Letztes **Chlorodont**
eine gute Gewohnheit!

Gehör

„Fräulein Liese singt scheußlich! Sie hat absolut kein Gehör!"

„Wenn wir nur auch keines hätten, solange sie singt!"

Wasserkraft

„Was versteht man eigentlich unter Ausbeutung der Wasserkraft?"

„Wenn eine Frau solange weint, bis ihr Mann ihr das gewünschte Kleid kauft!"

Theorie

Schneidermeister (bei der Probe):

„Mir ist es lieb, wenn die Kunden mit meiner Arbeit zufrieden sind. Schließlich werde ich ja dafür bezahlt!"

Kunde: „Theoretisch haben Sie recht!"

Freundinnen

„Heute ist mein Bräutigam hinter meine Vergangenheit gekommen!"

„Ach, er hat wohl deinen Geburtsschein gefunden?"

Der Druckfehler

Mit frischen roten Wanzen zogen die neuen Mieter in das Haus ein.

Mißverständnis

„Was, sechzig Mark wollen Sie haben für den Anzug? Sagen wir die Hälfte!"

„Bedaure, ich verkaufe keine halben Anzüge!"

Das Hochzeitslied

Die Kinder spielen Hochzeit und die Mutter soll das Hochzeitslied auf dem Klavier begleiten. „Wißt ihr denn auch ein schönes und passendes Lied?"

„Ja, Mutti: Ihr Kinderlein, kommet!"

Aus der Schule

„Karl, wie nennt man die kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten?"

„Verbotener Weg!"

Dichterinnen

„Mein neuer Hut wird ein Gedicht!"

„Und mein neues Gedicht wird ein neuer Hut!"

Liebe Jugend

Es war noch zu Zeiten des vielfarbigen Parlaments, daß man vor Beginn einer Sitzung auf der Schwelle ein weggelegtes Kind fand. Der Präsident machte den betretenen Abgeordneten heftige Vorwürfe und vertrat die Ansicht, der Balg müsse einem der hier versammelten Herren, mehr als ihm lieb sei, zugehören. Endlich unterbrach einer die peinliche Stille und erklärte: „Meine Herren! Das Kind kann nicht hierher gehören, und zwar aus verschiedenen Gründen. Denn: Erstens wird hier nicht mit Liebe gearbeitet. Zweitens wird in neun Monaten nichts erledigt, und drittens, wenn etwas erledigt wird, hat es keinen Kopf und keinen Fuß. Also gehört das Kind auf keinen Fall in dieses Haus!"

Franz Gößl

Nicht gut möglich

„Na, Frau Krause, was macht Ihr krankes Goldfischchen?"

„Ach danke, es ist wieder auf den Beinen."

Sehr einfach

„Herr Doktor, warum wird meine Frau denn gar nie gesund?"

„Weil sie nie krank ist!"

Trost

„Herr Keller hat mich eine dumme Gans genannt!"

„Nicht so schlimm! Jede Gans ist doch dumm!"

Vorteil

„Die Wohnung ist soweit ganz nett, aber sie ist feucht!"

„Das ist doch ein Vorteil. Da kann nicht so leicht Feuer ausbrechen!"

Rendezvous

„Fred, wollen wir uns um fünf Uhr an der Brücke treffen?"

„Gerne Lisa! Und wann kommst du?"

Die Kritik

„Was geht eigentlich in dem Theaterstück von Federlein vor?"

„Höchstens die Uhr des Helden, falls er eine hat!"

Groll

„Jessas na — as Kind hat's im Waschkorb!"
„No — allerweil de Protzerei mit der Reinlichkeit!"

Voreilig

„Was sagen Sie zu der Bosheit von der Frau Binnmerl? — Meine Tochter hat sich endlich verlobt, und zwar mit einem gewissen Herrn Kraus. Aber am Tag nach der Verlobung erzählt mir die Frau Binnmerl, sie weiß bestimmt, daß der Mann den ganzen Tag im Wirtshaus verbringt. Daraufhin hab' ich natürlich die Verlobung sofort rückgängig gemacht und den Menschen rausgeschmissen ..."

„Na also. Da haben Sie ja noch Glück gehabt!"

„Schöne Ahnung! Jetzt erfahre ich, daß der Mann — Restaurateur ist!"

Kein Wunder

Sie war nicht schön, die Köchin. Im Gegenteil.

Sie war auch nicht mehr ganz jung. Auch im Gegenteil.

Sie bekam Krach mit ihrer Herrschaft — und ging. Ging schnurstracks in das Dienstvermittlungsbüro. Und sprach zu dem Dienstvermittlungsbüroinhaber: „Ich möchte mich verändern!"

Warf der Mann einen Blick auf sie und sagte mitleidig:

„Das glaub' ich!"

Heikle Frage

„Ich weiß immer ganz genau, wie die Leute über mich denken."

„Das glaube ich ihnen nicht."

„Das glauben sie mir nicht? Warum denn nicht?"

„Weil sie das auf die Dauer nicht aushalten würden."

Die Kur

Bei Hannes hatte sich eine Entziehungskur notwendig gemacht. Eines Tages stand er wieder am Hafen vor seinem Freund Hinrich. „Ja — da bin ick wedder, alter Jung, aber siehst Du, spüren do ick noch gor nicks von de Wirkung der Kur." — — Hinrich schaut ihn mitleidig an: — — „Dat kummt nicht sofort! — — Min Schwiegervadder is erst'n halbes Jahr danach storb'n — —!"

Das Inserat

„Unterstützt die hiesige Geschäftswelt! Sauft am Orte!"

Ein großes Volk wächst aus starken Müttern u. gesunden Kindern

HILFSWERK „MUTTER UND KIND"

Pater v. Welden

Das Erkennungszeichen

„Neulich bin ich deiner Frau auf der Straße begegnet!"

„So, was sprach sie denn?"

„Eigentlich nichts!"

„Dann kann es gar nicht meine Frau gewesen sein!"

In Schottland

„Was, Frau Winkler hat dir nur zehn Pfennig dafür gegeben, daß du ihr das Gras auf ihrem Rasen geschnitten hast? Sie sagte doch, du solltest zwanzig haben!"

„Ja. Aber sie zog zehn Pfennig Miete für die Sichel ab, die sie mir gegeben hatte."

Der ahnungslose Vater

„So, Sie haben Ihrem Sohn jetzt erlaubt, Dichter zu werden?"

„Ja. Aber vorher soll er ein Jahr in einer Bank lernen, damit er später mit Geld umzugehen weiß. Ich halte das für eine gute Vorschule."

Der Klingelbeutel

Fremder: „He, guter Mann, können Sie mir sagen, wo man hier Hosenknöpfe bekommen kann?"

Schotte: „Gleich hier um die Ecke beim Mesner!"

Probates Mittel

„Sag mal, Gerda, was tut man am besten, um weiße Hände zu behalten?"

Gerda: „Nichts!"

Die Frau

„Bist du aber schlank geworden, Paul!"

„Ja, meine Frau darf nur noch Gemüse und Obst essen!"

Astronomie

„Es hat keinen Wert, zur Sternwarte zu gehen, um die Mondfinsternis anzusehen! Der ganze Himmel hängt voller Regenwolken!"

„Oh! Das macht nichts. Ich nehme einen Regenschirm mit!"

Allerdings

„Waschen Sie sich die Hände mit den Ringen?"

„Nein — mit Seife!"

Weißbier-Brauerei G. Schneider und Sohn

München

Ältestes Haus Süddeutschlands

Das bekömmliche Frühjahrsgetränk, hergestellt nach altem Brauverfahren mit der gesundheitsfördernden Hefe

HEFE IST LEBEN

Versand: Aventinstraße 7, München / Telef. 23729

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Splitter

Wie mächtig wäre manche Partei, wenn sie nicht ihre „Anhänger" hätte.

*

Sich bedanken heißt noch lange nicht dankbar sein.

*

Eine durchaus unnötige Unterhaltung nennt man Konversation.

*

Solange der Geist dem Willen gehorcht, ist der Mensch jung.

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.
112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.
Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

Im Gegenteil

Sie: „Oskar, wenn du ein schönes junges Mädchen siehst, vergißt du immer gleich, daß du eine Frau hast!"

Er: „Aber im Gegenteil, da komme ich erst immer darauf!"

Schnell gefaßt

Kunde: „Sie haben mir doch ausdrücklich versichert, diese Tasche würde ich mein ganzes Leben lang haben und nun ist sie kaputt!"

Verkäufer: „Gewiß! Aber Gnädigste sahen damals so schlecht aus!"

Schönheitskonkurrenz

Ein Mädchenklub stimmte darüber ab, wer die Hübscheste sei. Auffallend dabei war, daß jedes Mädchen nur eine Stimme erhielt.

Pariert

Dame (pikiert): „In meiner Jugendzeit würde sich ein wohlerzogener Herr niemals erlaubt haben, in einem Eisenbahncoupé neben einer Dame zu rauchen!"

Herr: „In Ihrer Jugendzeit gab es vermutlich noch gar keine Eisenbahnen!"

Der ungläubige König

An der bekannten Tischrunde Friedrichs des Großen in Sanssouci herrschte einmal große Einsilbigkeit. Der König war wortkarg und dies teilte sich unwillkürlich seiner Umgebung mit; man führte dies auf den Brand eines Marstalls zurück, der — ein architektonisches Meisterwerk — dem schönheitsliebenden König besonders nahe ging. Da kam ein Höfling auf den Gedanken, sofort an Ort und Stelle eine Sammlung einzuleiten, er nahm ein Silbertablett und trat seine Runde an. Dabei übersah er, daß der ob seiner Knauserigkeit berüchtigte Voltaire seinen Obulus bereits entrichtet hatte. Als er nach einiger Zeit wieder zu ihm kam, bedeutete ihm Voltaire, daß er bereits sein Scherflein beigetragen habe. Darauf entgegnete der Edelmann höflich: „Ich habe es zwar nicht gesehen, aber ich glaube es!" Da ließ sich der Alte Fritz von seinem Sitz mit einem malitiösen Lächeln vernehmen: „Ich habe es zwar gesehen, aber — ich glaube es nicht!"

Der uneigennützige Schiedsrichter

Zwei Hunde stritten sich lange um einen Knochen. Schließlich kamen sie mit ihrem Streit zum Schaf. Das Schaf hörte ihnen geduldig zu, dann warf es den Knochen in einen Teich.

„Warum tatest du das?" fragten die Hunde.

„Weil ich Vegetarianer bin", entgegnete das Schaf.

Schwierige Aufgabe

Einst wurde bei einem Gesellschaftsspiel Karl Gutzkow die Aufgabe gestellt, einer Sängerin eine Schmeichelei zu sagen, die zugleich mit einer Grobheit verbunden war. Das brachte er mit folgenden Worten zustande: „Ich wollte, daß Sie der Teufel hole — und ich der Teufel sei!"

Wissen ist besser als Reichtum

Ein durch skrupellose Spekulationen reich gewordener Bankier in Berlin fragte eines Tages den durch seine derbe Offenheit weit und breit bekannten Geheimrat Heim spöttisch, woher es denn komme, daß man wohl Gelehrte bei reichen Leuten, doch selten reiche Leute bei Gelehrten sehe.

Der berühmte Arzt sah den Geldmenschen einen Augenblick groß an, dann sagte er sarkastisch: „Das hat einen sehr einfachen Grund, mein Bester. Der Gelehrte kennt zwar den Wert des Reichtums, aber der Reiche weiß selten die Macht und Bedeutung der Gelehrsamkeit zu schätzen!"

Lest die „JUGEND"

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½ jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160

Maçon

Den Monat Mai liebt jeder sehr,
Warum nicht auch der Redakteur...?

Doch leider stärkt der Monat Mai
Die Liebe zur Poeterei.

Das Wunder

Gustav schwitzt mit Frau Glogauer jeden Tanz.

Sie kann nicht genug kriegen.

Immer wieder muß er daran glauben.

„Gnädige Frau", meint Gustav, während er Frau Glogauer neuerdings durch die Bar schleppt, „wird der Herr Gemahl nicht eifersüchtig, wenn ich so oft mit Ihnen tanze?"

Schüttelt Frau Glogauer den Kopf.

„Was eifersüchtig?... Der wundert sich!"

Virchow

Der als Examinator gefürchtete Virchow prüfte. Von einem Studenten wollte er etwas über das Herz und seine Tätigkeit wissen. Mit dem Bleistift auf des jungen Mannes Brust zielend, fragte er:

„Sagen Sie, Herr Kandidat, wohin komme ich, wenn ich hier hereinsteche?"

„Ins Zuchthaus, Herr Professor", erwiderte der mit mehr Mutterwitz als Wissen begabte junge Mann.

Von Lyrik wimmelt's ringsumher,
Voll Angst entfleucht der Redakteur.

Schimpft sehr auf die verliebten Kälber...
Geht in den Wald und dichtet selber.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. I. V.J. 5700 — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Mutter und Tochter

Anton Leidl

Nachdruck, Nachbildung, Verfilmung und jede sonstige Verwendung verboten. Gesetzlich und patentamtlich geschützt.

Copyright 1936 by Ullstein A. G., Berlin. All rights reserved.

„Komm, Kind . . . wir lassen unsere Existenz nicht mehr länger verheimlichen."

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 21

Die Waldschmiede

W. Hely

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / NR. 21

E. V. P.

Anekdotisches um Ernst von Possart

Erzählt von Prof. Georg Fuchs

„Hier E. v. P.!" so flötete es weich, wehmütig, milde und doch hoheitsvoll, aber zugleich auch wie hilfeflehend, fast kindlich — wer könnte sagen, was diese, an allen Möglichkeiten der Menschenseele bis zu einem unvorstellbaren Grade der Ausdrucksfähigkeit trainierte Schauspieler-Stimme alles in sich enthielt! Seit er den bayerischen Kronenorden bekommen, mit dem der persönliche Adel verbunden war, hatte der Königlich Bayerische Generalintendant, Professor Dr. Ernst Ritter von Possart, sich diese Form der Anmeldung angewöhnt, wenn er in besonderen Fällen persönlich anrief — die ihn näher kannten, sagte nie anders als „Allerhöchst persönlich"; man konnte gar nicht anders sagen angesichts von so viel huldvoller Majestät. Diese Abkürzung seines geadelten Namens sollte auch — das lag ebenfalls in der Unergründlichkeit dieser unerhört vieldeutigen Stimme — sollte auch als eine herablassende Vertraulichkeit empfunden werden, mit welcher nur Intime „ausgezeichnet" würden, die aber dafür auch durch entsprechendes Entgegenkommen in dieser oder jener Sache honoriert werden sollte, derenthalben der „Allerhöchst persönliche" Anruf des hochgebietenden Theater-Monarchen erfolgte. Jedenfalls sollte man sich davon geschmeichelt fühlen. — Das war so um die Jahrhundertwende, in den Tagen seines strahlendsten Glanzes, als er die Wagner- und Mozart-Festspiele in München organisiert und dafür das Prinzregenten-Theater errichtet hatte, in dem sich das prunkvollste Luxus-Publikum aller Weltteile jeden Spätsommer zusammenfand und „Sein" erlauchter Name fast noch mehr auf allen Lippen lag als der Name Richard Wagners selbst.

Der Errichtung dieses Prinzregenten-Theaters war aber ein heftiger, recht bösartiger Kampf vorausgegangen, der teils auf die Gegnerschaft der „orthodoxen" Wagner-Gemeinde zurückzuführen war, welche das Monopol Bayreuths nicht angetastet wissen wollte, teils auch darauf, daß die Bodenspekulation aus dem Projekte Sonderprofite zu schlagen suchte und Possart selbst in den Verdacht gebracht wurde, an diesen Spekulationen nicht ganz unbeteiligt zu sein. Auch warfen ihm seine Feinde in der Presse vor, daß er einflußreiche Kritiker dadurch für seine Festspiel-Unternehmungen gewonnen habe, daß er sie Propaganda-Schriften verfassen ließe und diese üppig honorierte. All diese Wühlereien führten schließlich zu einem der spezifisch Münchnerischen Kunst-, Literatur- und Theater-Beleidigungs-Prozesse, in dem auch Er, der Bühnen-Generalissimus, unter entsprechend pomphafter Regie als Zeuge auftreten und unter geradezu erschütternd feierlicher Mimik einen Eid schwören mußte, dem er mit wahrhaft erzpriesterlicher Salbung in der Stimme die Beteuerung anfügte: „So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium!" — Da blieb kein Auge trocken in dem weiten Saale, den das bei solchen Haupt- und Staats-Aktionen der Kunststadt nie fehlende Publikum der „Intellektuellen" und „Kulturellen" bis auf den letzten Platz füllte, vor allem die Kunst-, Literatur- und Theater-Damen mit wallenden Pleureusen auf den hochgetürmten Frisuren und das alles in eine solche Wolke erlesenster Parfüme hüllend, daß von der Arme-Sünder-Atmosphäre des Gerichtssaales kein Hauch übrig blieb. Leider wurde aber dann die Sache im Fortgange der Verhandlungen für den Gewaltigen ziemlich peinlich: zudringliche Anwälte und andere böse Menschen taten allerhand Fragen, deren eidliche Beantwortung nicht so ganz einfach schien. Da aber zeigte Er sich in der ganzen unerschütterlichen Größe und Pracht seiner Pose. Kindlich flötend schwebte der demutsvolle Sang seines Organes zum Richtertische hin und weil er nun doch einmal im Schuß war mit seiner an der Redeweise des Shakespeare'schen Caesar geschulten imposanten Rhetorik, so bereitete er gleich auch mit einer pompösen Geste dem ganzen Prozesse ein unerwartetes Ende. Jeder Zoll ein antiker Imperator mit ehernen Monumentalfalten um den redegewaltigen Mimen-Mund und mit der Feierlichkeit eines Pontifex maximus beschwörend die Rechte gen Himmel reckend, rief er dröhnend: „Lasset uns doch inne werden, daß in dieser ernsten Stunde über unseren Häupten der Aar von Wittelsbach schwebt, der Genius unseres durchlauchtesten, allgeliebten Herrscherhauses, dessen herrliches Kunst-Erbe heute meinen armen Händen anvertraut ist! Laßt uns alle doch einig sein in dem Bewußtsein, daß diesem hehren Erbe kein Schaden geschehen darf! Blicken wir auf zu der hochehrwürdigsten aller königlichen Greisengestalten, zu dem erhabenen Haupte meines allgnädigsten Herrn, des uns allen teuren Prinzregenten, und geloben wir, statt in schnöder, welscher Geldgier um erbärmliche materielle Dinge zu feilschen, geloben wir aus echt deutschem Herzen Treue dem Aar von Wittelsbach . . ."

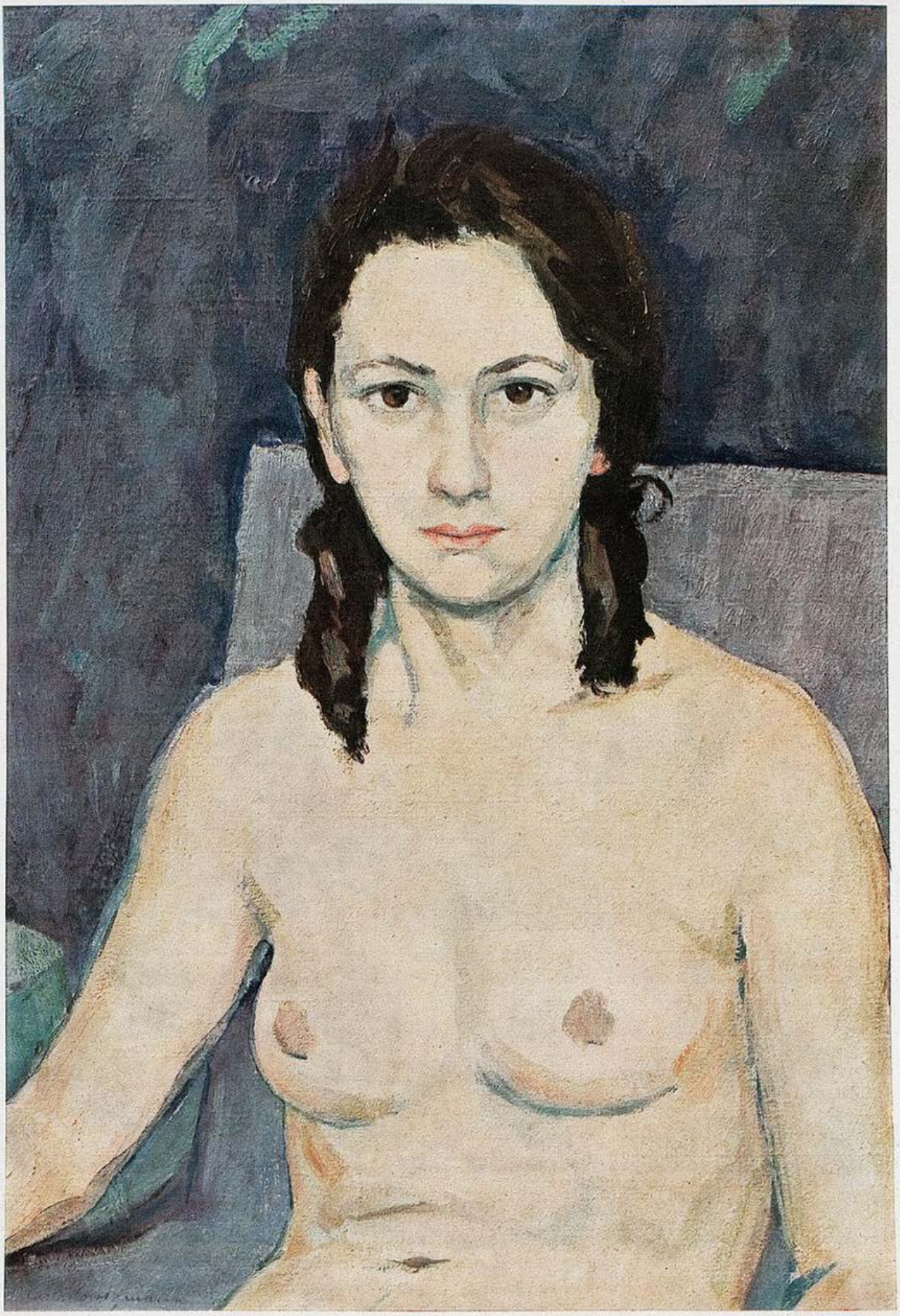
Da geschah's, daß ein ehrfurchtsloser Rechtsanwalt mit sarkastischem Tonfalle einen Zwischenruf machte: „Löwe! Nicht Aar! Der Adler ist preußisch; der Löwe ist das bayerische Wappentier!" — Unvergeßlich die kaum merkliche Imperatoren-Geste, unvergeßlich der Jupiterblick, mit dem Possart sich diesem Frechling zuwendete, nur einen Nu lang, um dann unerschüttert weiterzudonnern: „Ja, der Leu!" Noch donnernder: „Ja, der Flügel-Leu von Wittelsbach! Er schwebt in dieser Stunde über unseren Häupten, zu ihm erheben wir unsere Herzen usw. usw." Und tatsächlich gelang es inzwischen dem humorvollen Vorsitzenden, der wohl längst den Eindruck hatte, daß der ganze Prozeß nur eine Ausgeburt der Neidhammelei der bei Possarts Propaganda-Aufträgen sich übergangen fühlenden Literaten war, mit den Vertretern der Parteien einen Vergleich zu vereinbaren — und die ganze peinliche Sache war zu allgemeiner Verblüfftheit und Heiterkeit aus der Welt!

Und als dann wirklich der große Tag herankam, wo das nach seinem „Allergnädigsten Höchsten Herrn" genannte Prinzregenten-Theater eröffnet und geweiht werden sollte, da steigerte sich dieser geniale Poseur geradezu noch über sich selbst hinaus. Nur ein Vorkommnis, das mir Max Littmann, der vor kurzem verschiedene Erbauer des Hauses, selbst erzählt hat, mit dem Anfügen: „Ich habe, weil ich nach Possart auch eine Auszeichnung in Empfang nehmen sollte, unmittelbar daneben gestanden, sonst würde ich's selbst nicht glauben!" Es war in den Hallen des neuen Festspiel-Hauses ein Thron mit Baldachin errichtet worden, auf dem der Prinzregent sich während des Weiheaktes, umgeben von seinem Hofstaate, niederließ. Auf dem davor gebreiteten Teppich hielt Possart in voller Gala und fast erdrückt unter der Überlast unerhörter Ordens-Massen seine Ansprache, nach deren Beendigung er auf den Stufen niederkniete, um „aus den erhabenen Händen seines königlichen Herrn" die ihm zugedachte hohe Auszeichnung entgegenzunehmen. Und da geschah es — das Ganze wirkte wie eine Generalprobe zu einer Shakespeare'schen Königs-Tragödie — da geschah es, daß Possart nicht nur einen Kuß auf die Hand des Regenten hauchte, sondern zugleich auch aus dem einen Augenwinkel zwei dort angesammelte und für diesen „hehren Augenblick" bereitgehaltene Tränen tropfen ließ: „Zwei wirkliche, nasse Tränen!" beteuerte Littmann. — Übrigens war es von Possart bekannt, daß ihm, dank seinem absoluten Schauspielertum, die Träne jederzeit zu Gebote stand, wenn es der taktische Zweck, den er verfolgte, oder die Rolle forderte, die er gerade spielte — hinter der Rampe wie vor derselben im „gewöhnlichen" Leben. Er war darin das vollkommene Gegenbild zu dem „Schauspieler" im „Hamlet", der

Im Kanal F. E. Nachbauer

auf Befehl sich sofort so ganz in den tragischen Tod der Hekuba hineinzuschauspielern vermag, daß er um Hekuba Tränen vergießen kann.

Auch mir passierte es damals öfter, daß E. v. P. mich telephonischer Anrede huldvollst würdigte, denn ich berichtete über das in jenen Tagen sich so lebhaft entwickelnde Münchner Kunst- und Festspiel-Wesen an einige der verbreitetsten und international einflußreichsten Zeitungen: Da ich in diesen Berichten Possarts zweifellos große Verdienste als Festspiel-Organisator rückhaltlos anerkannte, ja geradezu für die Festspiel-Idee warb, so hatte ich mir einerseits seine besondere Gunst erworben, anderseits aber auch war ich Gegenstand seines unaufhörlichen Kummers, weil ich nicht verschweigen konnte, daß er seinem Ehrgeize als Wagner-Monumental-Regisseur das kurz vorher noch auf sehr hoher Stufe stehende Schauspiel in der bedrohlichsten Weise zum Opfer gebracht hatte. So verging denn keine Schauspiel-Premiere, bei der sich dem Kritiker nicht das Sinken des Niveaus geradezu aufdrängte, und daß nicht am übernächsten Tage das melodisch-wehmütige „Hier E. v. P." in mein Höhrrohr schalmeiet hätte: „Sie tun mir unrecht, teurer Freund! Sie richten mich zu Grunde! Was habe ich Ihnen denn getan? Haben Sie Erbarmen mit einem armen, sündigen Menschen, teurer Freund!" — Dies „teurer Freund" — die Palette unserer farbenreichen Sprache hat nicht genug Nuancen, um auch nur anzudeuten, was alles in diesem leutselig-süßen und doch auch oft schmerzlich-bitteren Flötenton an Schwingungen und Empfindungen bebte, echten und unechten, wirklich empfundenen und nur komödiantenhaft vorgetäuschten! Gelegentlich war wohl jeder Mensch einmal sein „teurer Freund" — wenn er ihn nämlich brauchte; sonst war er von unnachahmlicher Hoheit im Übersehen jeglicher Kreatur. Und das alles ganz naiv, kindesunschuldig wie eben ein echter Schauspieler, der gar nicht begreifen kann, wie man sich über ihn ärgern möchte, wenn er einen heute übersieht, während er einen gestern noch umschmeichelt und umworben hatte: das richtet sich doch alles nach der Rolle, die er gerade spielt im Leben, und die eben gestern manchmal eine ganz andere war, als sie heute ist. Jedenfalls war's bei Possart so, und man nahm's ihm daher auch nicht übel. Er war eben der letzte große Komödiant; groß darin, daß er's ganz und gar war bis in die letzte Faser seines Wesens, bis in die Intimitäten seines menschlichen und bürgerlichen Daseins, und daß er's mit einer beispiellosen Könnerschaft in der Beherrschung aller Organe und Mittel war; Komödiant aber darin vor allem, daß er nichts mehr tun, nichts mehr reden, nichts mehr denken, ja nichts mehr empfinden konnte, ohne sich vor dem Publikum zu fühlen, ohne — wenigstens in der Phantasie — damit Eindruck auf ein Publikum machen, Erfolge, rauschende Erfolge erzielen zu wollen. Wir, die wir damals die „junge Generation" waren, haben ihn deshalb belächelt, ja vielfach verspottet und mitunter sogar mißachtet; unser, an Ibsen geschultes Verlangen nach absoluter Aufrichtigkeit und unbarmherziger Wahrhaftigkeit, unser Abscheu vor jeder Art von Pose ließ uns ganz verkennen, daß dieser absoluteste aller Poseure in seiner Art eben doch auch aufrichtig und wahrheitsmutig gewesen ist; nämlich eben darin, daß er bis zum Äußersten sich ganz unverstellt als das gab, was er von Grund seines Wesens aus gewesen war: als Poseur! Und dann: daß er es mit einer niemals und von niemand überbotenen Virtuosität und Schlagkraft war! Und endlich: daß er als solcher, als in seiner Art genialer Poseur und Komödiant der Letzte seines Geschlechtes, der letzte Große einer untergegangenen Theater-Epoche war. Was bei anderen „Lüge" gewesen wäre, das war bei ihm in seiner „höheren Sphäre" durchaus nicht unwahr; es war eben Ausfluß seiner Pose, gehörte mit zu seiner „Rolle" und entsprach, wenn man's psychologisch tiefer ergründete, dieser seiner Pose mit einer ganz präzisen Richtigkeit und Wahrhaftigkeit. Er konnte nicht anders: wenn er sich selbst treu, wenn er gegen sich selbst ehrlich sein wollte, mußte er auch „im täglichen Leben" immer eine Rolle spielen und alles, was er sagte und tat, war dann eben auf diese Rolle und nicht auf Realitäten des äußeren Lebens abgestimmt. Das muß man



sich gegenwärtig halten, wenn man die unzähligen Anekdoten richtig verstehen und genießen will, die von E. v. P. noch heute umgehen, und von denen ich jetzt einige erzählen will, die ich teils selbst mit ihm erlebt, teils aus dem Munde mit ihm zusammen wirkender Persönlichkeiten erfahren habe.

So war es z. B. ganz unmöglich, über seine konfessionelle Zugehörigkeit ins Klare zu kommen. Seine Pose war, je nach der Rolle, die er gerade spielte, bald „protestantisch", bald „katholisch", bald „jüdisch". Einmal traf ich ihn, als er gerade eine verknüllte Zeitung mit grenzenlos hoheitsvoller Verächtlichkeit in den Papierkorb warf: „Diese Presse-Banditen! Sie unterstehen sich, mich einen Juden zu schimpfen! Mich, den glaubenstreuen Sohn einer ehrenwerten, stockluthérischen, preußischen Pastorenfamilie! Es ist unerhört!" Und dabei stand er vor seinem Schreibtische und preßte ein Buch an seinen hochgeschwellten Busen: ganz in der Pose des Luther auf dem Wormser Luther-Denkmale: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders!" — Nicht gar so lange darnach aber geschah es im gleichen Zimmer, daß er sich heftig über die Witzblätter beschwerte, die ihn als heuchlerischen „Jesuiten" verulkten, weil er mit „devotem Getue" vor den mächtigen Prälaten des bayerischen Zentrums krieche und den Frömmler markiere, um bei diesen eine nachsichtige Beurteilung seiner immer bedenklicher werdenden Defizit-Wirtschaft zu erzielen: „Welche Ruchlosigkeit, teurer Freund! Welche Perfidie! Welche Schandmäuligkeit! Mich heißen sie einen katholisierenden Mucker, einen Jesuiten, einen Pfaffenknecht, mich, den freigeistigen Juden, mich, den Rasse- und Gesinnungsgenossen eines Börne und Heine! Mich, dessen jüdisch-scharfer Intellekt von Natur immun ist gegen alle Dunkelmännerei!" — Und dann saß er da, ganz „Rabbi Sichel", was eine seiner glänzendsten Rollen war, und mauschelte und gestikulierte „mit die Händ'" mit solcher Virtuosität, daß man sich unwillkürlich Kaftan und Schläfenlocken dazudenken mußte. — Schließlich aber blieb er doch hauptsächlich beim Katholizismus — in seiner Pose nämlich, ob auch als Mensch, weiß ich nicht — weil eben in Bayern die Klerikalen nun einmal am meisten zu sagen hatten und, wenn sie wollten, ihm in seiner Rolle als Bühnen-Imperator böse Hemmnisse in den Weg legen konnten. Um sie, namentlich die Zentrums-Prälaten des Landtages, für sich einzunehmen, leistete er sich wirklich Unglaubliches, denn die Bau-Unterhaltungs-Pflicht der Hoftheater lag beim Staate, und so hatten denn auch in diesem Punkte die Zentrums-Prälaten das entscheidende Wort, namentlich als es sich einmal darum drehte, daß der Landtag eine in die Hunderttausende gehende Vorlage bewilligen sollte zum Einbau einer modernen Bühnen-Einrichtung. Als daher bei einem großen Empfange beim Ministerpräsidenten eine Gruppe hoher geistlicher Abgeordneter in seiner Nähe stand, benutzte er das, um mit dem vollen Glockenklange seines sonoren Organes folgendermaßen in eine Unterhaltung über Schlaflosigkeit einzugreifen: „Schlaflosigkeit, meine hochverehrten Herren —? — So etwas kenne ich nicht! Ich bin darin wie ein schuldloses Kind: ich schlafe immer schon nach dem d r i t t e n Vaterunser ein." — Damals — so berichtete man mir — war auch der Theater-Friseur, der jeden Morgen in seine Wohnung kam, um ihn zu rasieren, angewiesen worden, in Betreff der innigen Frömmigkeit seines hohen Gebieters folgende, täglich sich wiederholende Szene — mindestens nicht ängstlich geheim zu halten: Der Friseur klopft an die Tür des Ankleidezimmers. — Keine Antwort. — Er klopft abermals. — Keine Antwort. — Er klopft zum dritten Male. — Noch keine Antwort. — Der Friseur öffnet leise die Türe und äugt durch den Spalt: welch ein Anblick! Da liegt der Gewaltige in violettem Sammetkalare — d. h. Schlafrock — auf den Knien vor einem mächtigen Kruzifix, das eigens zu diesem Zwecke aus dem Dekorations-Fundus des Theaters in die Villa verbracht worden war, die Hände in brünstigem Gebete gefaltet und den Blick andachtsvoll nach oben gerichtet — regungslos. — Nach einer Weile läßt der Friseur ein leises Geräusch vernehmen. Das mächtige Haupt des Büßers wendet sich langsam nach ihm hin, sein Auge leuchtet in mild abwehrendem Glanze und seine Lippen flöten geistesabwesend und zart, aber mit exakter Sprechtechnik: „Was wollen Sie? — L a s s e n S i e m i c h a l l e i n m i t m e i n e m G o t t !" — Und dann setzte er sich zum Rasieren vor den Spiegel.

Daß eine solch vorbildlich kirchliche Gesinnung schließlich auch ihren Lohn finden mußte, ist selbstverständlich: das Zentrum hat die Viertelmillion für die neue Bühnen-Konstruktion bewilligt. — Am meisten gewitzelt wurde aber wohl über seine Schwäche für Orden und Titel, obwohl dieser Zug eigentlich zu seiner Eigenart mit dazu gehörte und gar nicht hätte fehlen d ü r f e n. Ich selbst erlebte Folgendes mit ihm: Ich kam einmal auf der Durchreise nach Darmstadt, wo er gerade ein mehrere Abende umfassendes Gastspiel absolvierte. Ich begegnete zufällig dem mir wohlbekannten Sekretär der Hoftheater-Direktion und sagte: „Nun, Ihr habt ja Possart hier?" — Der Sekretär lachte: „Jawohl, endlich! S e i t M o n a t e n quälte er uns mit Anträgen: er will den Ludwigs-Orden haben, weil er die in gleichem Range stehenden Orden aller anderen deutschen Fürsten schon besitze; da wir aber mit Gastspielen längst eingedeckt waren und auch kein Geld überflüssig haben, lehnten wir immer ab. Schließlich bot er sich an, an drei Abenden u m s o n s t zu gastieren, wenn er nur den Ludwigs-Orden bekäme." — Anderen Tages stoße ich in der Halle des Hotels auf den Allgewaltigen, als er gerade im Wagen von der Audienz beim Großherzoge zurückkommt: in großer Parade-Gala, mit Straußfeder-Hut, Degen, goldbordierten Beinkleidern und einem goldbestickten Fracke, dessen Stoff unter unzähligen Ordenssternen verschwindet — anzusehen wie ein hoher „Ambassadeur". — Glücklich, in mir einen Bekannten zu treffen, dessen Anwesenheit ihm Anlaß gibt, das ringsum in Ehrfurcht erschauernde „Volk" der Hotelgäste und -Angestellten seinen Triumph vernehmen zu lassen, streckt er mir beide Hände entgegen: „W e l c h e Ü b e r r a s c h u n g ! Denken Sie doch: mein allergnädigster Gönner, der Großherzog hat mich A h n u n g s l o s e n soeben g a n z s p o n t a n mit dem Ludwigs-Orden beglückt! Welch u n g e a h n t e, königliche Ehrung!"

Um endlich auch auf dem Gebiet des von ihm so arg vernachlässigten Schauspieles etwas zu leisten, hatte Possart Goethes „Faust", und zwar dessen ersten und zweiten Teil zu einem endlosen Theater-Abend zusammengezogen und mit Musik einstudiert. Allein seine Interesselosigkeit für alles, was nicht Wagner-Festspiel war, ließ nur eine ziemlich mangelhafte Aufführung zustandekommen. Es gab bei der Premiere peinliche Stockungen und Schwankungen und endlich passierte es sogar, daß der Darsteller des Faust, Wilhelm Schneider, in einer Szene der klassischen Walpurgisnacht, die weit weg vom Souffleur spielte, das Gedächtnis verlor. Da es dunkel auf der Bühne war, merkte kein Mensch, wie Possart, der selbst als Mephisto auf der Szene stand, sofort auch die Verse der Faust-Partie mitsprach unter täuschender Nachahmung des Organes Schneiders, bis dieser sich wieder zurechtgefunden hatte.

Nicht lange darnach starb Wilhelm Schneider. Am Tage darauf geht ein gemeinschaftlicher Bekannter, ohne etwas von dem Ableben dieses hervorragenden Darstellers zu wissen, durch die Maximilianstraße und trifft auf Possart: „Nun, wie geht's, Herr Generalintendant?" — Possarts Züge werden zur tragischen Maske und eine Grabesstimme tönt wehklagend daraus hervor: „Ich bin untröstlich! Mein Schneider ist gestorben!" — „Na, da müssen Sie halt jetzt bei einem anderen Schneider arbeiten lassen." — „Oh, Sie verstehen mich falsch: u n s e r Schneider ist gestorben!" — „So, ich habe gar nicht gewußt, daß wir beide denselben Schneider hatten." — „Ach nein! Unseliger! Sie begreifen immer noch nicht: unser großer, einziger Wilhelm Schneider ist nicht mehr!" — Ein andermal war eine der königlichen Familie nahe verwandte alte Herzogin gestorben und ein tückischer Zufall wollte, daß deren Beisetzung auf einen Tag festgesetzt wurde, an welchem Possart einen zu höchsten Preisen schon völlig ausverkauften „Tristan" im Spielplane hatte. Sofort setzte er alle Hebel in Bewegung, um eine Verlegung der Beisetzungs-Feierlichkeiten beim Obersthofmeisterstab zu erzielen. Vergebens! — Tief zerknirscht greift Possart nach dem Fernsprecher, läßt sich mit seinem Kassenvorstande verbinden und schalmeiet mit wehklagender Stimme: „Wir müssen den Tristan absagen und die Karten gegen bar zurücknehmen, mein lieber Flüggen: I h r e K ö n i g l i c h e H o h e i t h a l t e n s i c h n i c h t l ä n g e r." —

Als dann der „Tristan" wieder einmal in Elite-Besetzung auf dem Repertoire erschien, meldete sich eigens der Großherzog von Hessen dazu an, von dessen Huld E. v. P., wie schon erwähnt, damals den sehr dekorativen Ludwigs-Orden erhoffte. Der Großherzog machte aber zur Bedingung, daß die Aufführung auch wirklich in der angekündigten selten erstklassigen Besetzung vonstatten ginge. Da war es denn für Possart ein zerschmetternder Schlag, als der große Tenor, der die Titelpartie singen sollte — ich weiß nicht mehr, war es Heinrich Knote

Zuschauer — Josef Hegenbarth

oder ein anderer —, plötzlich wegen einer leichten Erkältung absagte. Possart wankt ans Telephon: Ganz gebrochener Heldengreis, etwa wie der alte Priamus dem Achilles naht, um kniefällig die Herausgabe der Leiche Hektors zu erflehen. Aber der Tenor ist unerbittlich. Es fällt ihm gar nicht ein, wegen dem Großherzog seine Stimme zu ruinieren. E. v. P. bietet ihm mit wehklagenden Tönen 300 Mark Extrazulage an; dann 500, dann 750, dann 1000 Mark! Na, das war nun allerdings ein großes Wort! Knote — oder wer der Tenor war — erklärt: für die 1000 Mark extra wird er singen. Und er sang wirklich. Als er aber am nächsten Ersten Gage und Spielhonorare in Empfang nahm, mußte er zu seinem Erstaunen feststellen, daß die 1000 Mark Extra-Honorar nicht mit angewiesen waren. Eine unerhörte Schlamperei, wo nichts Schlimmeres argwöhnend, stürmt der temperamentvolle Sänger alsobald wutentbrannt in die Gemächer des Intendanten. Dieser aber, mit seinem sonnigsten Unschuldslächeln auf den Lippen, will von nichts dergleichen wissen. Fassungslos vor Entrüstung bricht der Sänger in den drohenden Ruf aus: „Aber Sie haben mir doch selbst gesagt: 1000 Mark Extra-Honorar für den Abend! Sie selbst, Herr Intendant, haben es gesagt!" — „So, so", erwidert E. v. P. mit entwaffnender Gelassenheit: „„So, so, habe ich das gesagt? — Dann habe ich zum erstenmal in meinem Leben gelogen." —

Was übrigens das Geadelt-Werden betrifft, so meinte man allgemein, daß das wohl nun den Gipfel Possartscher Monumental-Pose bedeuten und ihn einigermaßen satuiert haben dürfte. Allein sein alter Freund Konrad Dreher, der berühmte Komiker, der die Uferlosigkeit Possartschen Ehrgeizes aus manchen Erfahrungen kannte, sagte gleich: „Keine Spur, daß er damit genug hätte! Paßt's auf: der laßt net aus, bis er — Königin-Mutter is." — Und richtig, kaum daß er das gekrönte „v." vor sein bürgerliches „P." setzen durfte, war auch schon deutlich zu spüren, wie er aus Leibeskräften auf die „Exzellenz" hinstrebte. Damit sollte es nun aber allerdings nichts mehr werden. Wie mir König Ludwig III. später selbst erzählte, war er, damals noch Thronfolger, es selbst gewesen, der bei seinem Vater, dem hochbetagten Prinzregenten Luitpold, mit aller Entschiedenheit darauf bestanden hatte, daß der für die königliche Zivilliste geradezu ruinösen Wirtschaft Possarts ein sofortiges Ende gesetzt werde. Und Er „ging" — aber wie! Ein Napoleon, der, in tiefsten tragischen Gram versunken, nach St. Helena in die Verbannung zieht, bis zuletzt sich selbst treu als der letzte große Komödiant!

Dämmerung

Nun woll'n wir leise um das Wunder
kreisen:
Der Tag zerbricht und sammelt sich im All,
Wie eines Tropfens zeitenloser Fall,
Um den die unbekannten Kräfte reisen.

Und alles lischt in diesem Lichte aus:
Der Glanz der Abende, die dunkel sterben,
Wie Menschen hingehn in das leere Haus
Und setzen ihren Schatten ein zum Erben.

Nun woll'n wir leise mit hinüberschwinden.
Die Wolken bleichen träge überm Land,
Der Abend kommt und gibt uns seine
Hand,
In der wir ruhend uns geborgen finden.

Else Rüthel

Aus dem Bayerischen Wald — Reinhold Koeppel

ANEKDOTEN

Da gibt es keinen Widerstand

Die Überredungskunst englischer Versicherungsagenten ist bekannt, und Lloyds, nicht wahr, versichert alles...

Neulich kam ein Agent nach Middlesex und machte Mister Porridge klar, daß im Falle eines Großfeuers sein Ententeich äußerst gefährdet sei. Denn die Feuerwehr würde den Teich auspumpen.

Porridge lehnte ab, er kämpfte wie ein Löwe, mit dem Erfolg, daß der Ententeich nach einer halben Stunde versichert war.

Abends saß Porridge in der „Old Blackberry Inn", als der Agent eintrat.

„Oh, mein Gott!" stöhnte Porridge, „jetzt kommt er, um meine Fische gegen Ersaufen zu versichern!"

Nahm Hut und Stock und ging hinaus in Nacht und Nebel.

Nix zu machen

Die Mädchen haben es nicht leicht, wenn sie es mit Säbel oder Knarre den Männern gleichtun wollen.

Auf dem Marktplatz zu Bartenstein in Ostpreußen steht ein Denkmal jener heldenmütigen Ferdinande von Schmettau, die sich in den Freiheitskriegen die langen braunen Locken kurz schneiden ließ und als Bub verkleidet mit in die Schlacht zog...

Dieser Tage kam aus Tennessee (USA.) ein Brief an den Bürgermeister von Bartenstein: er möchte doch so freundlich sein und eine Original-Photo-Ansichtskarte von dem Denkmal jenes berühmten Mädchens schicken, das in Europa den Bubikopf kreiert hätte.

Es gibt kein Hindernis

Not lehrt gewöhnliche Leute beten, Industrielle aber neue Werkstoffe erfinden.

Italien hat Mangel an Wolle, aber Überfluß an Magermilch.

Was war die Folge? Vorige Woche haben Erfinder aus Turin dem Duce die ersten Anzugstoffe aus Magermilch vorgelegt, und siehe, sie waren gut.

Es tobten aber gerade in jenen Tagen über Italien die Einbrüche arktischer Kaltluftmassen, und einer der prüfenden Sachverständigen fragte: „Werden die Anzüge aus Magermilch auch bei kühlerem Wetter ausreichend sein?"

„Bah, was da!" riefen die Erfinder, „da nehmen wir eben dicke Milch!"

Im Fernseh-Studio

In Moskau haben sie ein Fernseh-Studio eingerichtet, das der Propaganda angegliedert ist.

Die Scheinwerfer, die fürs Fernsehen nötig sind, machen nicht nur hell, sondern auch heiß. Als nun kürzlich eine Symphonie gesandt wurde, herrschte eine derartige Temperatur, daß sich an den Geigen und Cellos die Hölzer bogen. Das Konzert mußte unterbrochen werden, und es folgte ein Propagandavortrag über das „Paradies der Sowjets".

„Paß auf, Genosse Ljuljukow", sprach der Geiger zum Cellisten, während sie ihre hölzernen Schnörkel und Kringel zusammenkramten, „bei der nächsten Sendung werden sich die Balken biegen."

ERICH WILKE †

(Ein Bild des Verstorbenen von Professor Ernst Liebermann bringen wir auf der letzten Seite dieser Nummer)

Das große linkische Kind, das noch im Alter von 57 Jahren Brieftaschen, Zeichnungen und Hausschlüssel verlor, das verträumt wie ein Dreizehnjähriger in die Welt staunen konnte, den Telephonhörer mit erstaunlicher Sicherheit verkehrt in die Hand nahm und über den günstigen Ausgang eines Fußballwettspiels in Ekstase geriet . . ., dieser liebenswürdige Bär mit dem gütigen Herzen, unser Erich Wilke, ist am Donnerstag, den 30. April, überaus plötzlich gestorben. Die „Jugend", deren Redaktionsstab er nahezu achtunddreißig Jahre lang angehörte, für die er Blätter zeichnete, deren Zahl in die Tausende geht, steht trauernd vor dem Grab dieses Mannes, in dessen Brust keine schlimme Regung Raum hatte, der treu und allen Fährnissen zum Trotz zur Sache stand, niemals forderte und immer zur Stelle war, wenn es galt, durch Einsatz der künstlerischen Persönlichkeit einer schwierigen Situation Herr zu werden. An die „Jugend" kam Erich Wilke durch seinen genialen Bruder Rudolf, jenem grandiosen Zeichner, dem wohl nur Frankreich in der Person Toulouse-Lautrecs einen gleichwertigen gegenüberzustellen hat. Georg Hirth, scharf wie ein Schießhund auf alle neuen Talente, ließ sich die beiden Könner nicht entgehen und als Rudolf ausschied, trat Erich vertragsmäßig in den Dienst des Blattes, dessen Erscheinen die ganze deutsche Publizistik revolutionierte und das jahrzehntelang an der Spitze aller periodischen Zeitschriften marschierte. Das karikaturistische Element hatte plötzlich eine Heimstätte gefunden. Was vorher nur in der Tendenz sich bekundete, ohne daß die künstlerische Qualität der Karikatur einer ernsthaften Kritik standgehalten hätte, erlebte nun in Blättern wie „Simplizissimus" und „Jugend" seine siegreiche Auferstehung als Kunstwerk. Das in Frankreich längst Heimische drang über den Rhein in das schwerblütige Deutschland, lockerte dort die starren Fesseln der Konvention und belebte jene schöne und fruchtbare Periode, da die zivilisatorische Entwicklung noch Schritt hielt mit der kulturellen, durch den Geist der freien Satire, die manchmal bitter scharf, ja, tödlich sein konnte, aber auch immer der Ausdruck höchsten künstlerischen Wollens war. Daß in einer solchen, vom esprit der Franzosen durchwürzten Atmosphäre ein so reiches Talent, wie Erich Wilke, rasch Fuß fassen mußte, versteht sich wohl von selbst. Aber nicht diese Tatsache allein ist entscheidend für die Betrachtung der künstlerischen Person Wilkes, wichtiger, weil vorbildlich, ist der Umstand, daß der deutsche Karikaturist trotz aller französischen Anregungen dem Geiste der Heimat niemals untreu wurde, daß sein niederdeutsches Blut nicht in die Wallung des Parisers geriet, daß er es fertig brachte, eine deutsche Form der Satire und Karikatur zu schaffen, die ihn weit über die Grenzen des Landes, ja über die Europas hinaus bekannt und berühmt machte. Wollte man das Lebenswerk dieses Mannes zusammenfassen, müßte man Bände füllen. Ein schier unglaublicher Tätigkeitsdrang wohnte in ihm, ohne daß die begnadete Hand jemals danebengegriffen oder sich im Herkömmlichen verloren hätte. Ein Graphiker par excellence, begabt mit der Sicherheit des primären Strichs, konnte er sozusagen vom Blatt weg zeichnen. Unterstützt von einer nie trügenden Beobachtungsgabe, schuf er in seinen Karikaturen einen kulturhistorischen Querschnitt durch das Leben aller Gesellschaftsschichten. Seine kindliche Seele bewahrte ihn vor Exzessen und seine tief innerliche Liebe zur Heimat, zum Deutschtum nährte die Wurzeln seiner erstaunlichen Kraft.

Nun, da er tot ist, möchte man immer und immer plaudern von diesem Menschen, möchte den Sack seiner trefflichen Anekdoten ein wenig lüften und sich all der köstlichen Stunden erinnern, die man mit dem Freund Erich Wilke verbringen durfte. Ein gerader und ehrlicher Künstler steht er vor uns, gütig und hilfsbereit, humorvoll und weise, kindhaft und klug, ein Mensch ohne Tadel mit einem weichen und gläubigen Herz. Es hat ihm treu gedient dieses Herz, hat seinen Gesichten und Bildern den Adel der Menschlichkeit verliehen, bis es krank und müde zersprang, ein kostbares Gefäß übervoll von den Visionen der Schöpfung, den Freuden und Schmerzen des Lebens.

Schlafe wohl, Erich Wilke, erfreue den lieben Gott, den Du so oft gezeichnet hast mit Deinem goldenen Frohsinn und sei gewiß, daß wir, die Dich kannten und liebten, Dich niemals vergessen werden.

Arnold Weiß-Rüthel

Sterbender Kentaure

Von Rudolf Kreutzer

Ermattet liegt, den Todespfeil im Hals,
Der Tierleib mit dem Menschengesicht,
Umkränzt vom Glanz des letzten Sonnenstrahls,
Der in den Abend seine Rosen flicht.

Rief ihn sein Gott, daß er das Antlitz hebt,
Das bartumwallte, nach den Pinienwäldern,
Darüber hoch der Flug des Kranichs schwebt?
Der Wind wogt trunken in den Weizenfeldern.

Er riecht den Duft und sieht die Hügel stehen,
Die weinumlaubten, und der Wiesen Samt.
Noch einmal hört er leis die Quellen gehen
Im Schoß der Erde, dem auch er entstammt.

Die Sonne sinkt und fern hebt Selinunth
Die goldnen Türme in die Purpurglut.
Verröchelnd fällt sein Haupt und aus dem Mund
Tropft schwarz und dampfend das Kentaurenblut.

AM GOLF VON NEAPEL

Gestillt ist all mein Leid, still lieg' ich wie im Traum.
In Schlummer sank mein Glück. Nun will die Seele schlafen,
So wie im Sonnenlicht die Schiffe drauß' im Hafen.
Nur leise spielt am Strand der blauen Welle Schaum.

Vergessen ist, was war, versunken Zeit und Raum.
Seitdem nur Duft und Glanz die trunknen Augen trafen,
Ist all mein Drang, mein Klang in mir entschlafen.
In sanftem Schlummer selbst rauscht über mir der Baum.

Fern hebt im Atherblau ein Vogel seine Schwingen,
Schon hör' ich leis' die Nereiden singen,
Die Welle spielt und stirbt, das Auge sieht es kaum.

Auf blauer Wogen Kamm seh' ich Tritonen reiten.
Die Welle flieht, um ihnen zu entgleiten,
Und selig sterbend küßt sie noch des Ufers Saum.

Erich von Beckerath

Die Wolke — v. Riedemann phot.

Die Brücke — Karl Freytag

ZWISCHENFALL IM LIFT

VON WILHELM WELDIN

Als Topsy Temple in den Lift einstieg, ahnte er, daß sich etwas Unerwartetes ereignen würde. Er hatte stets dunkle Vorahnungen bezüglich des Lifts, denn seit er den Lift einmal einen verdammten alten Kasten genannt hatte, war zwischen ihnen eine Abneigung entstanden, die sichtlich auf Gegenseitigkeit beruhte. Entweder verkroch sich der Liftschlüssel in einer entlegenen Westentasche, wo Topsy ihn nicht vermutete, oder der Portier war nicht zu finden, oder fremde Leute wurden mit ihm zusammengestopft, oder es konnte auch geschehen, daß der Lift es überhaupt ablehnte, ihn zu befördern und einfach nicht funktionierte.

Und richtig, kaum hatte Topsy auf dem mit Plüsch überzogenen Polstersitz Platz genommen, als die rote Nase des Portiers im Rahmen der Schiebetür auftauchte.

„Da ist eine Dame, die es eilig hat", bellte der Portier. „Sie haben doch nichts dagegen, daß sie mitfährt, Mr. Temple?"

Eine rhetorische Frage, denn im nächsten Augenblick stieg ein Mädchen in einem eng sitzenden blauen Kostüm ein, das die nächste Stufe zu Jean Harlow darstellte, die je erreicht wurde. Es nickte kurz und nahm in dem entferntesten Winkel des Lifts Platz, ein menschlicher Eisberg. Die Schachttür klappte zu und der Lift begann seine Reise himmelwärts.

Nun war Topsy zwar fix und endgültig verlobt, aber man sitzt schließlich nicht jeden Tag mit einer Inkarnation von Jean Harlow in einem Lift beisammen.

„Fahren Sie auch in den vierten Stock?" fragte er leutselig.

„Natürlich!" antwortete das Mädchen betont, als wollte es sagen: „Glauben Sie, daß ich mich sonst Ihrer verächtlichen Gegenwart ausgesetzt hätte?"

„Ah!" murmelte Topsy.

Mit einem höhnischen Knacks passierte der Lift das zweite Stockwerk und stieg surrend weiter. Das Mädchen betrachtete die Spitzen seiner Eidechsenschuhe in einer Art, die die Innentemperatur des Lifts um mehrere Grad zum Sinken brachte. Das dritte Stockwerk glitt vorbei und dann, plötzlich, blieb der Lift ohne Warnung zwischen dem dritten und vierten Stock stehen.

„Hopla", sagte Topsy, glücklich, ein neues Gesprächsthema gefunden zu haben. „Der Lift steht!"

(„Hurra!" jubelte er im tiefsten Herzen. „Guter Lift. Braver alter Lift!")

„So, haben Sie das auch schon bemerkt?"

sagte das Mädchen kühl, aber mit einem kleinen, erschreckten Lächeln, das immerhin schon etwas Menschliches hatte.

„Wir werden uns die Zeit vertreiben müssen", sagte Topsy. „Lieben Sie Kreuzworträtsel?"

„Ich würde an Ihrer Stelle etwas unternehmen."

Topsy erhob sich gehorsam, blies seine Lungen auf und schrie:

„S.O.S.! Hallo! S.O.S.!"

Die Rufe echoten im leeren Stiegenhaus wider, aber nichts rührte sich. Topsy zückte seine Tabatiere und setzte sich wieder.

„Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten? Nordpolfahrer empfehlen Rauchen als ein gutes Vorbeugungsmittel gegen Verhungern."

„Danke! Aber wir können doch nicht ewig hier hängen."

„Oh, das kann man nie wissen ... alles hängt von Beetles, dem Portier, ab und der ist noch unverläßlicher als der Lift. Übrigens kannte ich einen Mann, der Lifts bloß mit einer eisernen Ration Schiffszwieback in der Tasche befuhr."

(Sie fährt in den vierten Stock, dachte er dabei. Außer mir wohnte dort nur Cecil Weatherby, der glatte, geschniegelte Rechtsanwalt. Offenbar ist sie mit ihm verlobt oder befreundet. Verdammt sei Cecil Weatherby!)

„Sie scheinen hier zu wohnen", bemerkte das Mädchen. „Vielleicht kenne ich Sie dem Namen nach?"

„Ich heiße Temple", sagte Topsy, mit einer kleinen Verbeugung. „Entschuldigen Sie, daß ich mich nicht vorgestellt habe."

„Temple ...", sagte das Mädchen. „Das kommt mir bekannt vor. Wie lautet Ihr Vorname?"

„Topsy für meine Freunde."

Das Mädchen musterte ihn freundlich interessiert.

„Irgendwie scheint mir das nicht zu Ihnen zu passen. Haben Sie keinen anderen Namen?"

„Priamus", gestand Topsy. „Aber ich kann nichts dafür."

„Ich würde Sie Pim nennen", sagte das Mädchen. „Es paßt besser zu ihnen."

Einige Neugierige hatten sich inzwischen im Stiegenhaus angesammelt und glotzten durch die Scheiben des Lifts auf Topsy und das Mädchen, als wären sie Fische in einem Aquarium oder exotische Tiere in einem Käfig im Zoo. Ein fetter alter Herr schien zu sagen: „Versuchen Sie es mit einem Stück Zucker! Wenn er es nicht schnappt, nehmen Sie Nüsse." Ein kleiner Messengerboy streckte Topsy die Zunge heraus und verschwand wie der Blitz. Irgendein verblödetes Individuum rief: „Steckt der Lift am Ende?"

Jäh in die harte Welt der Tatsachen zurückversetzt, erinnerte sich Topsy, daß Millicent fällig war. Sie hatte sich für fünf zum Tee angesagt und das war der Grund, warum er nun hier zwischen Himmel und Erde baumelte, denn sonst wäre er im Klub geblieben. In diesem Augenblick sah er ihr Gesicht. Es hing von dem Geländer des nächsten Stockwerkes herunter und Topsy fühlte sich mehr denn je wie eine Giraffe im Käfig.

„Hallo, Millicent!" rief er.

„Hallo!" rief Millicents Gesicht, an Topsy vorbei das Harlow-Mädchen fixierend, eine kleine dunkle Falte in der Stirn.

„Wer ist das?" fragte das Mädchen.

„Das ist Millicent", sagte Topsy.

„Oh", sagte das Mädchen. „Ich hatte einen Hut wie sie, vor drei Jahren."

Topsy erblickte die Vision einer roten Nase und vernahm Mr. Beetles phlegmatischen Baß.

„Ich dachte, daß der Lift steckt, als er nicht zurückkam. Da muß wohl etwas mit der Liftmaschine nicht in Ordnung sein. Ich werde Sie mit der Handkurbel hinaufziehen. Warten Sie noch eine Minute."

(„Hol dich der Teufel, samt deiner Handkurbel!" sagte Topsy zu sich selbst. „Warum gibt es Handkurbeln bei Lifts? Verdammt seien alle Handkurbeln!")

„Na also", sagte das Mädchen. „Jetzt werden wir bald befreit sein."

„Ja", sagte Topsy.

„Ich hoffe, wir werden uns nicht wieder in einem steckengebliebenen Lift treffen."

„Warum nicht?" meinte Topsy.

„Das Savoy ist doch komfortabler, nicht wahr?"

„Oh, das Savoy!" In Topsys Hirn entstand ein Tumult. (Er würde es diesem glatten, geschniegelten Weatherby schon zeigen!) „Wenn Sie einmal mit mir im Savoy dinieren — — —"

„Hurra!" rief das Mädchen.

Der Lift hatte sich mit einem Ruck in Bewegung gesetzt und hielt gleich darauf im vierten Stock. Die Zuschauer warfen einen letzten, desinteressierten Blick auf seine Insassen, so wie man ganz gewöhnliche Menschen anschaut und nicht Giraffen im Zoo. Inmitten des dröhnenden Davontrampelns zahlreicher Füße stand Topsy in einem entzauberten Stiegenhaus.

(Fortsetzung S. 335)

Aus Spanien — Prinzessin Pilar v. Bayern

Anton Leidl

Eine Miniaturausgabe des Hofbräuhauses empfängt den Fremdling

„Laßt Blumen sprechen" und „die Kindlein zu uns kommen"

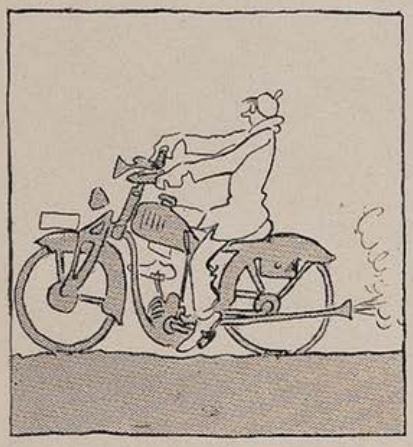
Fremdenverkehr

Bei trübem Wetter ermöglicht eine kaschierte Alpenszenerie den Blick in die bayerischen Berge

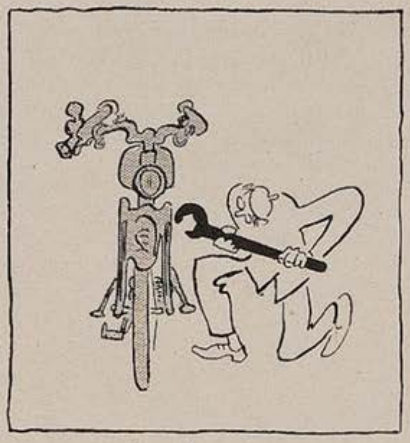
Um den Ruf „Kunststadt" zu charakterisieren, finden Ausstellungen rechts und links der Bahnstrecken statt

Wunder und Vorteil des Kleinmotorrads

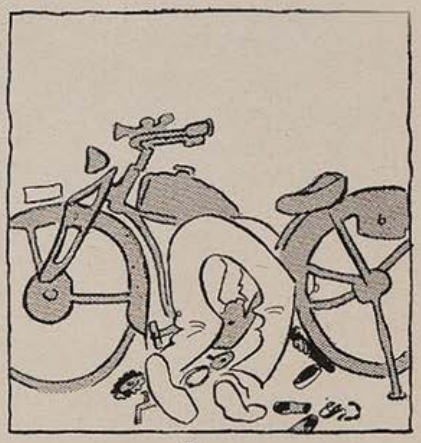
Maçon



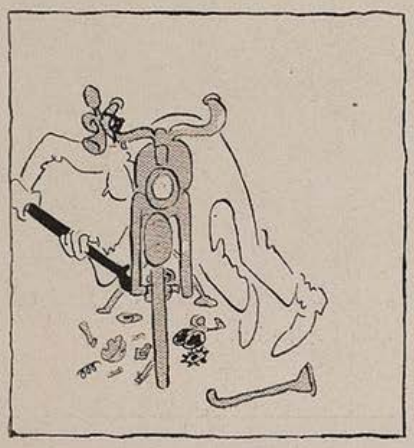
1



2

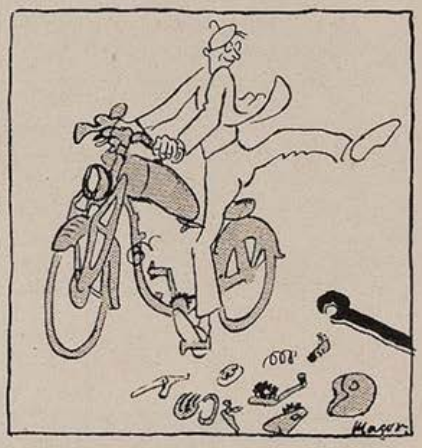


3



4

5



6

BÜCHER

Lilly Frick: „Farbenschule Torrsen“. Roman, ca. 260 S. Preis in Leinen 3.90 RM. (AGV.-Verlag Dr. Richard Pape, Berlin NW 21, Turmstraße 33.)

Das Buch einer Münchnerin. Man nimmt den netten Band schon gern in die Hand, weil er auf dem Umschlag unsere lieben Frauentürme zeigt. Die Handlung spielt in München und — daher auch der orientalische Bau und die Palmen neben der Frauenkirche — an Bord eines großen deutschen Schiffes. Ein kleiner Beamter, fantasiebegabt, mit Sehnsucht in die Ferne, gewinnt bei der Preisaufgabe einer Illustrierten Zeitung eine Reise und nun taumelt er förmlich hinein in alle diese wundervollen Erlebnisse. Und wir mit. Denn die Verfasserin hat deutlich aus eigenem Erleben heraus und mit großer Schilderungsgabe diese Schiffsreise über Genua, Capri, Spanien, Marokko so anziehend geschildert, daß die Landschaften und Menschen förmlich vor einem aufblühen. — Daneben bringt die „Farbenschule Torrsen“ den Leser in eine ganz neue Umwelt hinein. Hier in München haben wir ja schon von einer solchen Farbenschule gelesen, in Konzerten und am Radio Lili Eberhard über ihre Farbenforschungen sprechen hören und wissen, daß sie einen eigenen Kreis gläubiger Schüler um sich versammelt. Auch die Wissenschaft interessiert sich für diese Lehre von den kosmischen Kräften der Farben und ihren auf Menschenschicksale geheimnisvoll wirkenden Harmonien und Disharmonien. — Die Verfasserin Lilly Frick hat nun diese Farbenlehre als Unterlage zu ihrem Roman benutzt und gerade diese Besonderheit macht das Buch zu etwas Eigenem, das man so schnell nicht wieder vergißt. Hinter den Geschehnissen des Romans ahnt man geheimnisvolle Zusammenhänge, die mit der Harmonielehre der Farben in Verbindung stehen und an denen man im Alltag meist achtlos vorübergeht.

Das Buch steht mitten in der Jetztzeit, ist flott und gewandt geschrieben und führt in unterhaltender Weise eine ganze Reihe verschiedenartiger Menschen am Leser vorüber.

Paula Gura-Ewald,

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer“* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.
112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.
Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

(Schluß S. 331)

Das Mädchen, plötzlich wieder kühl, nickte kurz und entschwand in der Richtung von Cecil Weatherbys Tür, eine durch einen bösen Zauber in einen menschlichen Eisberg rückverwandelte Inkarnation von Jean Harlow. Topsy verbeugte sich gemessen, wie man sich vor einer wildfremden jungen Dame verbeugt, mit der man zufällig im gleichen Lift gefahren ist und nicht wie vor einem Mädchen, das soeben den vertraulichen Vornamen „Pim" für einen kreiert hat.

„Wer war diese auffallende Person?" fragte Millicent, als sie auf die Wohnungstür zuschritten.

„Keine Ahnung!" sagte Topsy geistesabwesend.

Der Gedanke war immerhin tröstlich, daß Lifts häufig steckenblieben und vielleicht einmal in seinem künftigen Leben — — —

„Lästige Sache, diese Lifts", sagte Millicent.

„Skandalös!" sagte Topsy. „Absolut skandalös, liebe Millicent!"

Fragen

Mitten in der schönen Frühlingswiese sitzt ein Mann mit einer Angelrute, ruhig und ausdauernd. Alle Ausflügler betrachten ihn, halten ihn für einen stillen Narren und jeder glaubt eine Frage an ihn richten zu müssen. Kommt wieder ein Herr auf ihn zu und fragt: „Sagen Sie, guter Mann, haben Sie heute schon viel gefangen?" — „Nun", entgegnet der andere, „es geht! Sie sind der — — zwanzigste!"

SCHÖNHEIT

Gesichtswasser „Saphir" macht die Haut ganz rein, zart u. rosig. Beseitigt staunend schnell alle Hautunreinigkeiten, Mitesser, Pickel, Hautgrieß. Straft jede welke Haut des Gesichtes und des Körpers. 1 Flasche für 1 Monat ausreich. M. 3.60 einschl. das Buch der Schönheitspflege. Für Porto ist 0.25 beizufügen. Bei kein. Erfolg Geld zurück.
Kosmet. Reformhaus Kurt Rademacher Berlin 10 NO 18, Cotheniusstraße 3

Liebe Jugend

Der Dienstknecht Franz Xaver muß wegen einer leidigen Alimentensache vor das Gericht. Franz ist ein schlauer Kumpan und so denkt er sich: „Kannt vielleicht net schadn, wenn i mir a paar Vahandlungen anhör." Und da vernimmt er denn von einigen der Vaterschaft Beschuldigten die Ausrede: „Selbigsmal hat die Anni, Fanni oder Kathei außer mir noch andere ghabt." Daraufhin wird die Verhandlung, zwecks Nachforschung des Tatbestandes, vertagt. Franz Xaver faßt das als Freispruch auf und wie er nun selber aufgerufen wird, fragt ihn der Herr Amtsgerichtsrat, ob er die Vaterschaft anerkenne ... Franz Xaver ist ein bissel verdattert und antwortet: „Sell schon, — aber i hob zu selbiger Zeit außer der Annamierl no a paar andre ghabt." Der Franz Xaver hat es nicht verstanden, warum der hohe Gerichtshof in schallendes Gelächter ausbricht und ihn der Präsident zur Aufbringung sämtlicher Alimentengelder verknurrt.

Die Zeit vergeht

Bröselmeier ist auf Feuer versichert. Ziemlich hoch. Eines Tages, knapp nach Büroschluß mittags, legt er eine Lunte, die sich um 3 Uhr entzünden soll, geht nach Hause zum Essen und hält sein Mittagsschläfchen. Um Punkt 3 Uhr stürzt der Abteilungsleiter in die Wohnung: „Herr Chef, Herr Chef! Das Geschäft brennt! Reibt sich Bröselmeier den Schlaf aus den Augen und meint: „Was, 3 Uhr ist es schon wieder?"

Seelenwanderung

„Glauben Sie an Seelenwanderung?"

„Ja! Seit dem Tage, an dem mein Kassierer durchgebrannt ist!"

„Wieso?"

„Er war die Seele des Geschäfts."

Möglichkeiten

„Herr Ober, der Hirschbraten ist aber sehr hart!"

„Vielleicht hat der Herr ein Stück Geweih erwischt!"

Der Motor

„Sagen Sie, Bonner, Sie sind doch ein alter und erfahrener Automobilist. Wie bzw. wo findet man meist schadhafte Stellen am Motor?"

„Meist zwanzig oder dreißig Kilometer von der nächsten Reparaturwerkstätte entfernt!"

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene
Geschenk-Ausgabe
von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat
mit Buchschmuck von Bold
zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Prospekt gratis

Ihagee
KAMERAWERK
STEENBERGEN & Co

Reichsgartenschau Dresden
10. Mai bis 23. Aug. 1936
Halle 14

Dresden-Striesen 589

Eheliches

„Fritz, deine Liebe zu mir ist nicht mehr so groß wie früher!"

„Woher willst du das wissen, Erna?"

„Früher gabst du mir beim Essen immer das größere Stück vom Braten und jetzt nimmst du dir das größere Stück!"

„Das hat mit der Liebe gar nichts zu tun, Erna. Du kochst nur jetzt besser als früher!"

Hilf deinem Volk!
Werde Mitglied der NSV

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10 — D.-A. I. V.J. 5700 — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

ERICH WILKE †

(gestorben am 30. April 1936)

JUGEND NR. 22

MÜNCHEN 1936
PREIS 60 PFENNIG

Bäuerin W. Georgi

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / Nr. 22

Weltwanderung

Von Paul Weber-Kirch

Sonne hat sich neu gehoben!
Freudig küßt ihr junger Glanz
Des Gebirges Schultern. Droben
Glühn sie feurig Seit' an Seite!
Vorwärts in die Sehnsuchtsweite,
Mit dem Bergstrom jauchzt mein Tanz
Früh am Morgen!

Brausen füllt das Tal der Stürme.
Hart verwettert übertürmen
Tannen, trotzig hochgereckt,
Die zu Tod gestürzten Stämme.
Mit der Flut gekrümmt, gestreckt
Bahnt mein Pfad sich durch die Dämme
Frei ins Weite!

Offne Welt! O Lust der Ferne!
Sonne blitzt als tausend Sterne
Auf dem Strom! Ihr Strahlenspiel
Schenkt sie hin mit offnen Händen,
Strömt, ein einziges Verschwenden
An der Ferne Weltgewühl,
Hoch im Mittag!

Weit entfaltet sich die Stadt der Landschaft
In den Lichtkreis innigster Verwandtschaft
Eingebettet. Säulen stehn gerichtet,
Die den Baldachin der Arbeit tragen;
Flaggen Rauch entwehn ihm, windgelichtet,
Die den Himmel zu erweitern wagen
Heiliger Zukunft!

Sonnenweiße Wolken ziehen,
Wandrer, die mit mir erglühen
In der Seele Liebeslicht!
Strom und Ebene atmen, sprühen.
Aller Welt fühl ich entblühen
Licht, das Alle klar umflicht
Hoch im Welttag!

Das am Meer in Abendgluten
Flammend reift. — O letztes Schauen:
Wolken, die wie Korn aufwogten,
Welken hin als Mohn ... Am grauen
Sand des Horizontes flutet
Schon der Totensee des Mondes
Gegen Nacht hin ...

Sonnen tauchen aus der Flut —
Tag und Ferne, Nacht und Sterne,
Alles Leben ist mir gut!
Kreisend wandelt sich mein Blut
Zur Erfüllung letzter Ferne,
Zur Vollendung reinster Glut
In der Weltnacht. —

DER KOMPASS

VON CARL CONRAD

Die Hitze lag wie eine große, suggestive Dummheit über dem See und lähmte jeden Gedanken ebenso wie noch die geringste Bewegung. Der Wind, träge und warm aus Süden, vertrieb den Dunst nicht, der über dem Wasser und um die Berge war, und vertrieb auch die Wolken nicht, die wie zäher grauer Rauch den Himmel überzogen, doch eine Lücke frei ließen, eine teuflische Öffnung, groß genug, damit die Sonne mit ihrer ganzen unerbittlichen, schmerzhaften Gewalt hereinstrahlen konnte in diesen abgeschlossenen, ausweglosen Kessel von Wasser, Bergen und Wolken, alles in Glut.

Ein grünes Boot war ein Stück auf das sandige Ufer heraufgezogen, wo es reglos lag wie das Wasser, das so unbewegt und bleigrau war, ohne Glanz und ohne das Blitzen der geringsten Welle, als sei es plötzlich durch irgendeinen rätselhaften bösen Zauber zu Eis erstarrt.

Der junge Mann, der etwa fünf Meter vom Boot und vom Ufer entfernt im Schatten einer Buche saß, brachte nicht mehr die Kraft auf, den Schwarm von Bremsen zu verjagen, der ihn mit fanatischer Besessenheit umkreiste. Als ihm der Kompaß entfiel, mit dem er die Richtung des Windes festgestellt hatte, ließ er ihn im Gras neben der Bank liegen und sagte sich: „Nicht vergessen, der Kompaß ist ins Gras gefallen. Sie kann ihn aufheben."

Er lehnte sich zurück, die Arme herabhängend, streckte die Beine aus und sah mit völliger Ausdruckslosigkeit auf seine weiße Leinenhose hinab und die gelben Flecken von Sonnenöl in ihr. Dann betrachtete er lange und mit der Miene eines tödlich Ermüdeten die angeschmutzten Leinenschuhe, in denen irgend etwas stak, was nicht zu ihm gehörig schien, dessen Gewicht er aber fühlte. Zuletzt hob er den Kopf ein wenig, mühsam, und starrte über den See hinweg und dahin, wo die Berge hinter dem Schleier von Dunst wie Silhouetten erschienen, vage und phantastisch ausgeschnitten. Etwas in seinen Augen veränderte sich, unwillkürlich, und er sah nichts mehr als unbewegte Glut. Er sah ihre nackte Farblosigkeit zum erstenmal, aber er war zu schlaff, um erschrecken zu können. Er war nahe daran, einzuschlafen. „Südwind", dachte er, „vielleicht kommt ein Gewitter."

Als er Schritte hinter sich hörte, streifend im Gras, wandte er sich nicht um und hob nicht einmal den Kopf. Aber das Mädchen ging so weit um ihn herum, bis er es sehen mußte, schmal, groß, in einem weißen Badeanzug, der saß wie auf die Haut gemalt. Der junge Mann hob die Arme ein wenig, als wollte er einen Traum verscheuchen, aber nicht mit flachen Händen, wie man einen leichten, heiteren Traum gleichsam zu beschwichtigen und hinauszukomplimentieren pflegt, wenn man im Umgang mit Träumen erfahren ist, — sondern seine Hände waren verkrampft und mit derartiger Gewalt zu Fäusten geballt, daß die Nägel tief und schmerzhaft ins Fleisch einschnitten.

„Na, jetzt bin ich ordentlich herumgestrolcht", sagte das Mädchen.

Aus Oberbayern — Adolf Jutz

Er ließ die Hände sinken, als gebe er den Kampf gegen die unsichtbare Bedrängnis auf. Er legte die Hände flach auf seine Schenkel; es war eine patriarchalische Haltung und gleichsam zum Zeichen, daß er keine Waffe verborgen bewahre.

„Hör mal", sagte er, „es geht so nicht weiter."

„Warum nicht?"

„Muß ich das ausführen?"

„Nein, danke."

„Entweder — oder."

„Warum? Ich denke — Kameraden. Lassen wir's doch dabei. Man kann im gleichen Zimmer wohnen und doch durch Welten getrennt sein, nicht wahr? Du schriebst es selbst."

Sie zitierte ihn wörtlich. Er betrachtete sie mit lauernder Trägheit.

„Begreifst du denn nicht — ich mußte so schreiben!"

„Das ist wahr. Sonst wär ich nicht mitgekommen, nach dieser letzten ‚Episode', wie du es nennst. Und außerdem war das Zimmer schon gemietet und alles abgemacht, du weißt."

„Und jetzt machst du mir Vorwürfe, weil ich so schrieb."

„Wann hab ich dir Vorwürfe gemacht? Ach, es ist besser, wir reden von was anderem. Es hat keinen Sinn, daß wir uns die kurzen Ferien durch nutzlose Diskussionen verderben, nicht wahr? Nachher werden wir schon sehn, wie wir uns ein neues Leben aufbauen, — wenn es unbedingt sein muß, jeder für sich."

Der Glutnebel, der seine Augen verschleierte, verfärbte sich in weiß wie immer mehr erglühendes Metall; es schien ihm die kahle, sengende Leere des Todes.

Hohl und matt, wie die Ton gewordene Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit, drang das Heulen des Dampfers herüber, der wie eine platte weiße Wanze über die starre Wasserfläche kroch, von Glut betäubt — trübe, bräunliche Tropfen übelriechenden Qualm hinter sich lassend. Das dumpfe, monotone Pochen der Maschine war wie das Pochen eines verzweifelten Gefangenen gegen die eiserne Tür seines Kerkers; man hörte es noch lange, nachdem der Dampfer hinter der Landzunge verschwunden war. Er würde, der junge Mann wußte es, die Runde um den ganzen See machen und frühestens erst in zwei Stunden wieder diese Stelle passieren. Daß sich ein Boot in die abgelegene Bucht verirren würde, schien unwahrscheinlich.

„Ich bin in der ganzen Gegend herumgestreift", sagte das Mädchen befangen und lehnte sich wie in einem Anfall von Ohnmacht gegen die Buche. „Es ist kein Mensch zu sehn. Es ist wohl ein Haus da, mitten im Schilf, und ein ziemlich fragwürdiger Landungssteg, aber die Fensterläden sind alle zu und am Steg ist kein Boot."

„Hör mal, du hast eine sonderbare Vorstellung von: Jeder sich ein neues Leben aufbauen."

Mit der niederdrückenden Gleichmäßigkeit des Uhrzeigers, der immer und immer wieder den gleichen Kreis beschreibt, und mit der unabänderlichen Konsequenz, die jedes Leben, mag es sich noch so bunt gebärden, in Tod enden läßt, so kamen auch sie immer wieder, mochten sie sprechen, wovon sie wollten, zuletzt auf die gleichen Dinge zurück. Es war eine rhythmisch wie die Gezeiten des Meeres immer und immer wiederkehrende Qual.

„Der Ausdruck ‚Episode' ist noch viel zu optimistisch", sagte der junge Mann mit tonloser Stimme und schwerer Zunge, wie nach einem alkoholischen Exzeß. Er hatte das Gefühl, von einer gewaltigen Strömung erfaßt und mitgeschwemmt zu werden.

„Zeig irgendeinem unbefangenen Menschen das Bild", sagte das Mädchen, „und du wirst einsehen müssen, daß du dich verrannt hast. Übrigens zeigte ich es dir selbst, freiwillig. Niemand zwang mich dazu. Oft denke ich, du weißt das alles ganz genau, aber du wolltest wieder mal etwas finden, — ja, und dann hast du es natürlich gefunden."

„Ihr steht nebeneinander, er hat den Arm um dich gelegt, und du lachst dazu auf eine Art, daß man sieht, es ist dir angenehm. Stimmts?"

Sie sah ihn an, als gelte es, ihn durch die bloße Macht ihres Blickes zurückzuhalten — gegen die Gewalt der Strömung, die ihn trieb.

„Ich habe", sagte sie, „dir jetzt schon so oft in aller Ruhe und Ausführlichkeit erklärt, wie diese Aufnahme zustande kam, ich k a n n es nicht nochmal erklären. Ich k a n n einfach nicht."

Ein kleines Gelächter schlüpfte aus ihm heraus wie ein selbständiges Lebewesen, ein lockerer Vogel, der den raschen Tod in der Freiheit einer endlosen Gefangenschaft in Hoffnungslosigkeit und Bedrängnis vorzieht.

„Natürlich sagst du, die Eile war schuld, was in der Bewegung eine harmlose Spielerei war, hielt die Momentaufnahme fest, und so, auf dem toten Bild, sieht es sonderbar aus. Du wolltest nicht auf das Bild, o nein, und deshalb legte er dir natürlich den Arm um die Schulter und zog dich herbei. Ich weiß, ich weiß."

Sie stand vor ihm, die Arme herabhängend, das linke Bein vorgestellt — eine Haltung von dumpfer Schmucklosigkeit.

„Wenn du zu mir kein Vertrauen mehr hast, und einmal hast du es doch gehabt — es war ja kein Fremder. Es war ja dein Freund. Aber es ist sinnlos, das alles immer und immer wieder zu sagen. Du weißt es selbst. Niemals sonst warst du eifersüchtig. Ich bin sicher, du weißt es selbst."

„Und — wenn das alles wirklich nur ein Vorwand von mir wäre", sagte er mit einem Gefühl, als begehe er im gleichen Augenblick einen Mord —, „was steht dann hinter dem Vorwand? Ist das nicht n o c h schlimmer? Und da kommst du und sagst, wir bleiben zusammen, aber wir bauen uns ein neues Leben auf, jeder für sich! Erklär mir doch bitte ein einziges Mal, wie du dir das vorstellst!"

„Du kannst schon wieder nicht die Dinge nehmen, wie sie sind. Nie kannst du die Dinge nehmen, wie sie sind."

Er sah an ihr herunter. Er begriff, daß es sich hier um eine physische Tatsache handelte, ebenso grauenhaft unumstößlich und hoheitsvoll und durch keinen Denkakt zu negieren, wie alle physischen Tatsachen.

„Keine Sorge", sagte er, „ich hab das Kind nicht vergessen. Es tut mir heute schon leid. — Herr Gott — — — hätten wir uns — doch niemals — gesehn!" Er sprach es mit allem Nachdruck aus, Wort für

Schneeschmelze **Heinz Kistler**

Wort, in prüfender Berechnung. Dabei beobachtete er sie so unbewegt und scharf, wie die Kreuzottern auf den Sandbänken, in der Sonne, ihre Opfer beobachten. Er glaubte einen Schatten wirklicher Betrübnis, aufrichtigen Bedauerns auf ihrem schmalen Gesicht zu sehen, einen flüchtigen Schatten, der dahinglitt und nicht zu fassen und nicht zu beweisen war.

„Sei ohne Sorge", sagte sie, „ich werde dich nie fragen, wo du warst."

Auf dem Weg zum Wasser blieb sie, als habe sie etwas vergessen, noch einmal stehen und drehte sich um.

„Du Armster", sagte sie, „ich habe dir so viel Ärger gemacht mit meiner Ängstlichkeit beim Schwimmenlernen, dafür werd ich dir heute ein bißchen Freude machen. Ich hab mich noch nie so mutig gefühlt. Du brauchst nicht zu lächeln, du wirst gleich sehn, daß es kein Geschwätz von mir ist."

„Nur zu", sagte er mühsam, „nur zu. Kräftig vorstoßen und das Atmen nicht vergessen."

„Ja", sagte sie lächelnd, „und das Atmen nicht vergessen."

Sie ging zum Ufer, hochbeinig, gelassen, und hätte es keinen anderen Beweis dafür gegeben, daß sie kein Phantom, keine alpdruckartige Ausgeburt dieser toten, weißglühenden Stunde war — ihr gelassener Gang allein hätte genügt, und ihre nackten braunen Füße, die bei jedem Schritt zolltief in den weichen, heißen Sand versanken, schienen ihm und der Erde schwesterlich verwandt.

Sie ging ohne Zögern so weit ins Wasser, bis es ihre Schultern umspülte, und begann zu schwimmen und schwamm ein Stück hinaus und kehrte um. „Glaubst du immer noch, daß ich's nicht lerne?" rief sie, die Hände zu einem zierlichen Schalltrichter an den Mund gelegt, so daß ihre Stimme fremd klang, wie aus der Tiefe eines Brunnens oder einer Schlucht.

„Nur zu", sagte der junge Mann, ohne sich anzustrengen, „nur zu."

Da er sicher war, daß sie ihn nicht hörte, machte er eine kleine, ermunternde Bewegung mit den Händen dabei. Sie begann wieder zu schwimmen.

Nun, als der Dampfer nach vorsichtiger Schätzung bereits vier oder fünf Kilometer entfernt sein mußte und also längst an der Fischerinsel und der Klosterinsel vorbei und wie diese außer Sicht und außer Hörweite, schien dem jungen Mann das metallene Pochen immer noch in der heißen Luft zu dröhnen, nicht nur dem Ohr, sondern dem ganzen Körper als Erschütterung vernehmbar, monoton und sehnsüchtig, und es dauerte lange, bis er begriff, daß es aus seinem eigenen Inneren kam. Diese Feststellung, so selbstverständlich sie dann war, lähmte auch den letzten Rest von Lebendigkeit in ihm. Es war sein Herz, das rasch und mit dumpfem Nachhall schlug.

„Freiheit", dachte er, „Freiheit", und dabei schien die Bank, auf der er saß, den festen Boden zu verlassen und auf einem Meer von lautlos wogender Glut zu schweben und zu kreisen um einen magischen, unveränderlichen Mittelpunkt. So sah er in der Runde alle Türen höhnisch geschlossen, kein Weg, der ins Freie führte, außer einem, den das Mädchen versperrte, auf dem es stand mit dem ganzen Anspruch der Menschlichkeit und Anständigkeit und einer Liebe, die war. „Ich sehe", dachte er, „nur den einen Weg. Wenn ich Geld hätte, könnte ich vielleicht

mehrere sehen, aber so seh ich nur den einen Weg. Und den läßt sie mich nicht gehen. Mit aller Arbeit und allen großen Plänen habe ich es so weit gebracht, daß ich jetzt hier sitze. Mein Gott, wie verfahren! Erst sechsundzwanzig Jahre, und mein ganzes Leben schon so verfahren!"

In den letzten Tagen hatte er, bis auf einige unwillkürliche Rückfälle, es aufgegeben, eine zaubervolle und gewaltige Detonation zu erwarten, die mit einem Schlag alles auslöschen würde, alles für einen Alptraum erklären, so daß er beim Erwachen noch einmal am Anfang stand.

Ein Schrei, aus der Richtung des Wassers, zerschnitt für einige Sekunden die Stille, die sogleich wieder, als habe sich nichts ereignet, ineinanderlief und sich schloß und fast noch dichter geworden zu sein schien, als zuvor.

Der junge Mann hatte die Regungslosigkeit eines Leichnams nach der Totenstarre, er fühlte nicht mehr genug Lebenskraft in seinem ausgestreckten Körper, um irgend etwas anderes zu tun, als unbewegt, weit zurückgelehnt, hier auf der Bank unter der Buche zu sitzen, in grenzenloser äußerer Apathie. Auch der Umstand, daß seine Augen weit aufgerissen waren, unnatürlich weit, zeugte von nichts anderem als einem schwächlichen und hoffnungslosen Bemühen, etwas zu sehen, was menschlichen Augen zu sehen verwehrt ist. In der fahlen Unbeweglichkeit der Natur vermochte er, so sehr er es gewünscht hätte, denn innerlich quälte ihn eine plötzliche, panische, entnervende Angst, keine Warnung zu erkennen, keine Drohung, keinerlei Zeichen; sie schien ihm als der vollendete Ausdruck erhabenster, grausamster Gleichgültigkeit. Doch je länger er in seiner Regungslosigkeit verharrte, um so beklemmender wurde in ihm das Gefühl, daß die weißglühende Einöde des Himmels, die etwas von der stummen Zurückweisung eines streng verkniffenen Mundes hatte, eine diskrete Beimischung von Verächtlichkeit und Unheil enthalte oder wenigstens die Ahnung davon, jenen leichten Schatten, den es vorauswirft.

„War es ein Schrei?" fragte sich der junge Mann, und die Stille schien zu antworten: „Nein. Nichts war. Von Anbeginn der Welt blieb ich so unverletzt und dicht, wie ich jetzt bin. Nichts war außer mir." — „Also schön", sprach er vor sich hin, „sehr schön."

Er fühlte, wie plötzlich Schweiß durch seine Haut drang, sie gleichsam auflösend, aber erst, als einige Tropfen langsam die Stirn hinabrannen und in die Augen zu sickern drohten, hob er träge die Hand, um sie wegzuwischen. Die Hand verharrte ohne sichtbaren Anlaß in ihrer Stellung, ungefähr in Augenhöhe; ein leichter kühler Hauch, der seine Stirn traf wie der Anhauch eines nahen, unsichtbaren Mundes, ließ ihn wieder vollends erstarren, während ihm gleichzeitig eine grauenhafte, unverhältnismäßige Kälte bis ins innerste Knochenmark zu dringen schien. Er hatte das Gefühl, in Block und Ketten zu liegen, wehrlos und in undurchdringlicher Verlassenheit dem Anhauch des Todes preisgegeben, der aus dem verworrenen Gesträuch, dem sich verdüsternden Himmel, dem fahlen Zwielicht über dem Wasser hervorzudringen schien, während seine Gedanken dazu verdammt waren, wie irrsinnig gewordenes Feuerwerk endlos im gleichen Kreis herumzufahren, prasselnd gleichsam und mit dem giftigen Schwefeldunst der Hölle. „Wie war das doch mit dem Haus?" dachte er, „nun gut, die Fensterläden sind geschlossen und am Landungssteg liegt kein Boot. Was will das bedeuten? Wer könnte die Möglichkeit bestreiten, daß vielleicht doch irgendein Mitglied der Familie im Hause sitzt, im kühlen Haus, durch die geschlossenen Fensterläden vor der Glut geschützt und also kühl, frisch und hellhörig? Und wer gibt mir die Garantie, daß nicht vielleicht ein Jäger sich im Gesträuch verbirgt und ein Fischer im Schilf? Nun gut, wer will mich hindern, einen kleinen Spaziergang zu machen, vom Wasser weg, ins Innere der Landzunge hinein? Wer könnte mir einen Vorwurf daraus machen? Scheinbar zusammenhanglos sah er wieder jenen einzigen Weg, der in das führte, was er Freiheit nannte, aber das Mädchen versperrte ihn nicht mehr, an ihrer Stelle standen in dem grellen, unwirklichen Licht der Vision zwei fahle Kreuze aus Stein, ein großes und ein sehr kleines — Denkmäler des Todes, unnachgiebiger als irgend etwas sonst und von absoluter, erbarmungsloser Unabänderlichkeit. —

Jene lukenartige Öffnung in den Wolken, durch die die Sonne ihre Strahlen wie scharfe, vergiftete Pfeile unbarmherzig hereingeschleudert hatte, schloß sich mit rascher Selbstverständlichkeit, als sei das Werk nun vollendet. „Ist es menschenmöglich", fragte sich das kleine Erdenwesen da unten auf seiner Bank, unter der Buche am See, „ist es menschenmöglich, daß sie mich noch — nun ja — noch liebt? Wer das wüßte! Nie kann man's wissen!"

Als der Schrei zum zweitenmal aufstieg wie ein Fanfarensignal, entschwand auch der letzte Schimmer Licht so schnell, als verlasse es fluchtartig, von Abscheu ergriffen, für immer diese Welt. Ein Windstoß fuhr unvermittelt in die Buche; es war ein trockenes Klirren, als seien die Blätter aus Metall. Der Ausdruck, mit dem der junge Mann zum Himmel hinaufsah, hatte etwas von einer wilden, beschwörenden Frage. Die schwarz und schwärzer anlaufenden Wolken wälzten sich durcheinander wie in einem ruhelosen, von schlechtem Gewissen gequälten Schlaf.

Als unerwartet und ohne den geringsten Übergang wenige große Regentropfen, man konnte sie zählen, schwer und träge vor ihm niederfielen, gleichsam ihm zu Füßen wie Tränen der Unendlichkeit, sprang er auf und stand zitternd in der überhitzten, erstickenden Dämmerung. Er spähte so angestrengt, daß die Augen schmerzten, zum Wasser hinüber, das von der Unruhe des Himmels infiziert zu sein schien; die Wellen rollten hastig, sich überstürzend, mit weißen Schaumkämmen heran wie im Fieber, heran und heran, weit die dampfende Sandfläche herauf, und dann traten seine Augen vor, wie von einem furchtbaren inneren Druck aus ihren Höhlen gepreßt, und das Weiße in ihnen lief blutig an; — er sah, und seine eigene Existenz löste sich in diesem Anblick restlos auf, etwa zehn Meter vom Ufer entfernt zwei Hände, verkrampft, aus dem Wasser ragen wie die eines oberflächlich verscharrten Leichnams aus dem Erdboden, und dann, in dem knisternden, flüchtigen, grauenhaft weißen Licht eines Blitzes aufsteigend ein Gesicht, das er kannte, und dessen Weiß noch grauenhafter war als das des Blitzes.

„Ich komme!" rief er mit erstickter Stimme, „warte!"

Nur der Donner antwortete in kaltem, gellendem Hohn, von den Schluchten des Gebirges tausendfältig wiederholt.

Niemals hätte der junge Mann zu sagen gewußt, wie er zum Wasser kam; als sein Bewußtsein wieder auf einer Ebene angelangt war, die wir in stillschweigender Verabredung als die normale bezeichnen, schwamm er auf dem Rücken, mit kräftigen Stößen, seine linke Hand hielt das Mädchen, das schwerelos über ihm lag, mit leichtem Griff am glatten Kinn. Im seichten Wasser versuchte sie aus eigener Kraft zu gehen, aber kaum hatten ihre Füße den trockenen Sand betreten, sank sie so unvermittelt nieder, als habe ein Erdbeben sie gefällt.

„Laß dir Zeit", sagte er, während er sich neben sie setzte und ihr ins Gesicht sah, die ausgestreckt lag, „laß dir Zeit. Hörst du?"

Obgleich sie die Augen öffnete und ihn ansah, schien ihr Blick nach innen gerichtet; es war, als lausche sie einer leisen, fast unhörbaren Stimme in ihrem Inneren. Dann, wie die Flut nach der Ebbe, strömte alle Intensität zurück in ihre Augen und in den Blick, mit dem sie ihn ansah. Es war der Ausdruck eines Vertrauens, das deshalb so unbesiegbar war, weil es mit jener minimalen Distanz an liebenswürdigen Schwachsinn grenzte, die manchmal das Geheimnis seelischer Überlegenheit ist.

„Du hast geschlafen", sagte sie. „Nicht wahr, du hast geschlafen?"

Sie lächelte. Es war ihm, als habe ein kalter Finger seinen Herzschlag für einen Augenblick angehalten, wie man das Pendel einer Uhr anhält. Er kämpfte gegen Tränen.

„Ja", sagte er langsam, „ich schlief."

„Da hab ich dir kein sehr angenehmes Erwachen gemacht, nicht wahr?"

„Nur gut, daß es rechtzeitig war", sagte er. „Und jetzt, Gott weiß, bin ich wirklich wach."

Es war ihm, als schneide jeder Blitz ein Stück von ihm ab und als zertrümmere jeder Donner mehr und mehr sein Selbstvertrauen. Er schwieg, von der Richtigkeit alles dessen überzeugt, was er sagen könnte.

Sie erhoben sich nach unmeßbarer Zeit.

„Der Kompaß ist mir vorhin ins Gras gefallen", sagte der junge Mann, „warte einen Augenblick, ich hebe ihn auf."

Er ging zur Bank hinüber. Unbeirrbar, obgleich leise bebend, zeigte die stählerne Nadel ihre Richtung Nord-Süd, so, wie die Erdachse läuft, obgleich der Kompaß mit klirrendem Gehäuse ins Gras gefallen war und sich dabei sogar zweimal überschlagen hatte, gleichsam in einem doppelten salto mortale. Während der junge Mann sich bückte, um den Kompaß aufzuheben, fühlte er in seinem Nacken, daß es zu regnen begann.

Das gleichmäßige Rauschen des Regens, der alles umspülte, unterschiedslos und unerschöpflich, war wie ein leise und innig geflüsterter Hymnus auf die Befreiung der Welt.

Sie saßen unter der Buche, bis das Laubwerk den Regen durchließ wie ein Sieb, und dann zog auch der junge Mann seinen Badeanzug an, und so ruderten sie davon, im zuckenden Widerschein fernerer Blitze, durch den Regen, der warm und klar über ihre nackte braune Haut herunterlief.

Der junge Mann sah mit ungeheurer Andacht und Genugtuung, wie der Regen so klar an ihm herunterlief.

Zwei Gedichte von Otto Lautenschlager

Maiengänge

Nun gehst du wieder deine Maiengänge
An schwanker Zweige Grün und Blüte hin
Und atmest wohl beim Hallen der Gesänge
Und bei der klaren Stille sanftem Blühn.

Und gehst wie Wolken weiß im Himmel
schweben,
Getragen wie dein Traumgespiele Wind.
Und Licht und Dunkel taut dir in dein Leben,
Daraus dir Blüten aufgegangen sind.

Mädchen mit der Kirschblüte

Dein Bild ward wieder wach, als ich am Waldessaum ging,
Wohl unter den blühenden Kirschenbäumen hin,
Des Morgens.

Da errötete das Morgenrot
Mit Dufthauch bei der Blüte: Wie Aufleuchten war's
Von Mund und deinen purpurlichten Wangen, Kind!

Darunter Rieseln sanften Silberlichts im Laub
Auf schwarzem Zweig: Wie frommer Glanz in deinem Haar!

Ich ward's gewahr und stand in Segnung schaudernd da,
In Duft gehüllt, und fühlte deine liebe Hand,
Und hörte Kuckuckruf wie deine Stimme klang.

Groß wuchs ich auf bei dieser Schau zum Himmel klar,
Geneigt im Wolkenkleid wohl schwebend über dir —
Und schwand, des Mittags Bruder, dir aus deinem Sinn
In Ätherhelle leicht dahin ins Sonnenlicht.

Mutter und Kind — Siegfried Kühnel

Ernst Klotz:

Ein Glas Bier

Sie gehen den breiten Weg entlang, der den Teich umsäumt. Sie halten sich bei der Hand, lassen wie übermütige Kinder die Arme schwingen und schauen sich ab und zu verliebt an. Sie merken nicht, daß man ihnen von den Bänken nachschaut, daß die alten Leute, die sich hier sonnen, nun mit einem verständnisvollen Lächeln ins Gespräch kommen, daß ihnen verbitterte Frauen nachstarren, sie merken nichts von allem, was um sie herum ist. Sie schreiten fröhlich aus, bis sie plötzlich vor dem Torbogen stehen, durch den man den Garten des Seerestaurants betritt. Gut angezogene Menschen sitzen an den hell gedeckten Tischen, Kellner in weißen Jacken bedienen, eine kleine Kapelle spielt gedämpft von der Terrasse aus.

Ein paar Gäste wollen den Garten verlassen. Sie kommen auf das Paar im Torbogen zu. Das Mädchen zupft ängstlich seinen Begleiter am Ärmel: „Komm, Karl, gehen wir weiter!" Aber er nimmt plötzlich ihren Arm fest in seinen und geht mit ihr durch das Tor, und während sie noch überrascht stammelt: „Aber Karl, du Leichtsinn — komm, wir gehen nur mal durch!" steuert er schon auf einen kleinen Tisch zu. Sie setzen sich. Der Ober dienert bereits sein: „Guten Tag, die Herrschaften!" Karl bestellt ein Bier und wiederholt, als der Kellner noch fragend herumsteht, so deutlich, daß jener begreift: die Bestellung ist damit abgeschlossen!

Sie haben einen guten Platz gewählt. Sie sitzen so, daß sie zugleich den See überblicken und auch die Gäste beobachten können. Hinter ihnen strahlt die Sonne und beleuchtet ihnen alles so vorteilhaft, wie es sich für diesen Tag gehört. Die Musik spielt unbedeutende Weisen, aber sie serviert sie genau so unaufdringlich, wie das die Kellner hier mit Speisen und Getränken zu tun pflegen, und den beiden macht es Spaß, daß sie die meisten der kleinen Schlagerliedchen kennen. Sie fühlen sich wohl hier. Sie sprechen wenig miteinander, aber sie sind jung, sind zufrieden, und warum soll es im Leben nicht immer so schön sein, wenn zwei so zusammenhalten wollen wie sie?

Am Nebentisch hat sich ein Paar niedergelassen. Der Herr ist unauffällig angezogen, aber alles ist gut zueinander abgestimmt. Die Dame trägt buntere Farben, aber auch an ihr ist nichts laut und die Stoffe und der wenige Schmuck verraten einen ausgezeichneten Geschmack.

Der Kellner hat ihnen in silbernen Kannen den Kaffee gebracht, unter einem Sahneberg liegt Kuchen vor ihnen. Ab und zu klingt ein Wort herüber, ein italienisches Wort, Torbole, Lago maggiore, Riccione, in dem Sonne, Ruhe und die ganze Schönheit eines Landes mitschwingt, eines Märchenlandes, das ebenso vorhanden ist wie unauffällige schöne Kleider und ebenso unerreichbar bleibt.

Das Paar hat es eilig. Als es sich entfernt, schauen ihm die beiden nach. Unter dem Torbogen hilft der Herr der Dame in den Mantel mit vorsichtigen zarten Bewegungen. „Stinken nach Geld!" sagt Karl. Das Mädchen antwortet nicht. Es trinkt auch nicht mehr von dem Bier, obwohl ihm zugeredet wird. Es ist auch schweigsam auf dem Heimweg und lächelt nur, als Karl triumphiert: „Na, können wir uns nicht auch so gut wie andere Leute das Café am See leisten?" Sie läßt ihn sprechen. Es dauert lang, bis er merkt, daß er allein redet, dann fragt er unsicher: „Was hast du? — Was ist los?" Sie streichelt seine Hand und sagt: „Nichts. Was soll denn los sein?" Und als er nicht nachgibt und ihr Vorwürfe macht, daß sie den schönen Nachmittag, an dem sie sogar ein Bier am See getrunken haben, so ausklingen läßt, da sagt sie: „Du mußt nicht bös sein. Weißt du, ich bin manchmal so komisch, da muß ich auf einmal an die Zukunft denken!"

Vignette Bilek

Als du kamest . . .

Als du kamest, war der Tag voll Fragen.
Lange Nächte drückten schwarz und schwer,
und in allen Winkeln wuchs Verzagen.
Das sind nun zwei kleine Wochen her.

Schau und lache: Nirgends mehr Gejammer.
Der Dezember wurde grüner Mai,
und der Ambos wurde wieder Hammer,
der er war. Und jeder Weg ist frei.

Deine Nähe schuf ein neues Leben.
Niemand weiß, wie so etwas geschieht.
Wir erwachen und sind hingegeben;
wir erkennen, und es wird ein Lied.

Wärme möchte tief in Wärme dringen.
Keiner steht im Kampfe gern allein.
Und man hört die alte Sehnsucht singen:
dich behüten und behütet sein.

Unser Horizont ist blau geweitet,
und ein Wunsch wird an den Strand gespült:
daß dein Herz, von gütiger Kraft geleitet,
heut' und immer so wie meines fühlt.

Waldemar Keller

Kunst im Film

„Sir", brüllte Generaldirektor Snatterkitch seinen Produktionsleiter an, „der Teufel soll Ihre Ideen holen . . . Da investiert man ein Vermögen, vertrödelt die kostbare Zeit —"

„Pardon me —" sagte der Produktionsleiter, aber Generaldirektor Snatterkitch schrie ihn nieder:

„Dieser Stumpfsinn ist auf Ihrem Mist gewachsen! Sie haben mir eingeredet, daß ein Film, dessen Hauptrolle ein Affe spielt, beim Publikum mehr Anklang findet, als die teuerste Starbesetzung!"

„Stimmt!"

„Was stimmt? Gar nichts stimmt! . . . Eben haben Sie mir erklärt, daß es mit dem Affen nicht geht —"

„Das ist ein Mißverständnis, General! Wir haben uns mit dem Affen die größte Mühe gegeben und er spielte geradezu menschlich rührend, aber die Tierschutz-Liga hat Einspruch erhoben!"

„Und weshalb?"

„Wegen Tierquälerei! Es hat sich herumgesprochen, daß wir den Affen — na, Sie verstehen — so aus dem Handgelenk heraus kann auch der talentierteste Affe kein Filmstar werden!"

„Was — die Tierschutz-Liga?" Generaldirektor Snatterkitch lief kupferrot an. „Die sollen sich um andere Dinge kümmern und nicht um unseren Affen! Der Film wird fertiggedreht!"

„Zu spät, General!" achselzuckte der Produktionsleiter. „Das Verbot ist schon erlassen . . . Und wenn wir den Film trotzdem fertigstellen, gibt es einen Mordskandal . . . Die Tierschutz-Liga ist über die ganze Welt verbreitet —"

„Das Geld — das viele Geld!" stöhnte Generaldirektor Snatterkitch, „Dam'nt — wie soll man Erfolgsfilme machen, wenn man nicht einmal einen Affen verwenden darf!?"

Der Produktionsleiter zündete sich eine Zigarette an.

„General — ich hab' eine Idee!"

„Ihre affigen Ideen!" knurrte Generaldirektor Snatterkitch.

„Eine einfache, naheliegende Lösung —"

„Hm —"

Stilleben H. Mayrhofer-Passau

„Wir lassen die Affenrolle von einem Baby spielen!"

„Wa —"

„Von einem süßen, kleinen, blonden, putzigen Baby . . . Das ist etwas! . . . Ein Baby auf der Leinwand und das Publikum rast!"

„Und woher wollen Sie so ein Baby nehmen?" fragte Generaldirektor Snatterkitch etwas milder gestimmt.

„Ich habe es bereits. Das schönste Baby der Staaten. Ausgezeichnet mit fünfzehn ersten Preisen . . . Drei Jahre alt . . . Ein Wunderbaby . . . Eine lebende Puppe!"

„Na —" überlegte Generaldirektor Snatterkitch, „— und wird dieses Wunderbaby die schwierige Rolle spielen können?"

Der Produktionsleiter lächelte überlegen.

„Frage! . . . Der Affe hätte sie ja auch gespielt . . . Wir werden vielleicht etwas länger probieren müssen, es wird eine schwerere Dressur sein, wird mehr Ärger, Mühe, Plage und Schweiß erfordern —"

„— dafür wird es ein um so größerer Erfolg!" konstatierte Generaldirektor Snatterkitch vollkommen überzeugt und der Produktionsleiter setzte schmunzelnd hinzu:

„Wobei Sie nicht vergessen dürfen, General, daß uns bei dieser künstlerischen Arbeit keine Tierschutz-Liga der Welt etwas dreinreden kann!" *H. K. B.*

Ausfahrt mit Mädchen, aber ohne Liebe

Von Berthold Schönfelder

Die Ausfahrt geschah auf Wunsch und Aufforderung des Mädchens Lydia, das erklärte, in der Beengung der Stadt nicht länger atmen zu können, und dessen leidenschaftliches Pathos in dem Schrei nach einem ganzen Tag ungebundener Natur sein Ende fand. Max hielt dafür, ein halber Tag täte es auch und würde ihr gewiß wieder lang genug, außerdem käme er vormittags nicht ab.

Um zwei Uhr kam Max mit dem Motorrad, pünktlich. Gegen dreiviertel drei war auch Lydia zur Stelle. Sie schritt über den Platz heran, etwas geziert vielleicht, im ganzen reizend, ein wenig wie herabgestiegen aus einem Schaufenster für Damenmoden. Max führte sein Angelzeug mit sich.

„Schau an", empfing er sie, „da bist du schon."

Auf diese mit einem gewissen phlegmatischen Spott vorgetragenen Worte fand Lydia aggressiv: „— du wirst doch mal zehn Minuten auf mich warten können!"

„Es waren", berichtigte Max, „reichliche drei Viertelstunden — zehn Minuten, sagtest du? Wie schnell vergeht dir doch die Zeit! — und ich wartete sie ab mit der Geduld einer Statue im Park. Ich war mir ihrer ja im Voraus auch gewiß . . ."

„Soll das etwa heißen, daß ich immer — —"

„Steig auf!" sagte Max. „Damit es nicht inzwischen Abend wird." Gleichzeitig trat er den Starter der Maschine herunter und der Motor kam sofort mit sanftem Donner.

Schilder und Schaufenster glitten vorbei wie ein Narrenreigen in der für sie schlecht gewählten Mittagssonne. Weißblaue und weißrote Jalousien über den Auslagen täuschten Fröhlichkeit vor, die aus der Nähe besehen in Nüchternheit zerging. Merkwürdige Stille floß durch die Straßen, und der Schlag des Motorherzens dröhnte fremdartig und unpassend wild. Dann klinkerten die Sonnenstrahlen mit durch das Geäst der Straßenbäume und dämpften die Stille.

Der Schriftsteller Karl Konrad

Anton Leidl

Der Weiher — Blasius Spreng

Halbstündige Fahrt auf dem dunklen Band der Landstraße, blaßblau stand der Himmel auf dem Horizont, gewölbt wie eine riesenhafte Glocke, durch deren zerfaserten Rand dampfweiße Wölkchen krochen. Eine Luxuslimousine überholte im Sprung und pantherhaft das Motorrad, und ehe ihr Staubwirbel noch verschwunden war, kam Lydia mit einem Seufzer zu dem Schluß, wie unwürdig doch ein Motorrad sei.

Max reagierte nicht.

„Möchtest du kein Auto?" fragte Lydia.

„Wenn ich's geschenkt krieg, nehm ich's. — Ansonsten halt ich's für mich für unnötig."

„Du hältst es für dich für unnötig —", Lydia legte in ihren Ton eine Dosis Bitterkeit, „— an mich denkst du wohl nicht, was?"

„Deinetwegen also sollte ich ein Auto haben — wohl daß deine Freundinnen vor Ärger unter der Schminke ihre Farbe wechseln?"

Lydia schwieg beleidigt. Max fügte einlenkend hinzu: „Ein Wagen kommt doch recht teuer. Außerdem ist man mit dem Motorrad viel beweglicher. Sieh mal, alles zusammengenommen —"

„Ich weiß", unterbrach ihn Lydia kalt, „du willst nur deine Angelfahrten nicht entbehren. Ich durchschaue dich schon: wenn ihr Männer uns mit Logik kommt, so geschieht es nur, um eueren häßlichen Eigennutz durchzusetzen. Ja, ja, es ist gut — —"

Max antwortete im Moment nichts, sondern hielt mit konzentrierter Aufmerksamkeit eine Herde Kühe im Auge, die die Straße kreuzte.

„Liebe muß Opfer bringen können!" fuhr Lydia kurz darauf fort.

„Siehst du —", strahlte Max. „Das ist schön! Und es ist auch leichter, eine Sache, die man nicht hat, zu vergessen, als einen Sport, der einem lieb geworden ist, zu lassen. — Wir wollen also von dem Wagen nicht mehr sprechen."

„Aber ich meinte doch — —", begehrte Lydia, mißverstanden, auf. Dann aber meinte sie, es sei überflüssig, hier weiterzureden, hüllte sich in eisiges Schweigen und thronte für den Rest der Fahrt wie eine Göttin, der widriges Heidentum Opfer und Anerkennung versagt.

Sie beendeten übrigens dieses Thema nicht zum erstenmal.

An einem schmalen sandigen Fahrweg bogen sie ab. Max fuhr ihn vorsichtig. Dann kam ein festgetretener Pfad an einem Bach entlang und schließlich ein Dorf. Eine Gänseschar flüchtete flügelschlagend. Rauchschwalben durchschossen die Luft, und in ihren zahllosen flinken Wendungen glänzte mitunter die Sonne auf ihren blauen Schwingen matt auf. Endlich erreichten sie über eine Bodenwelle ein zweites, kleineres Dorf, das zwischen den Wäldern, die über sanfte Hügel stiegen, und einem Meer von Büschen wie eine Dornröschenburg lag. Hier ließen sie ihr Motorrad und legten darauf noch einen Weg von etwa zehn Minuten zu Fuß zurück.

Irgendwo weit auf der Landstraße sangen die Ammern melancholisch und süß.

Der Weg senkte sich, Baumwurzeln traten über seine Oberfläche, Lydia blieb mehrmals mit ihren hohen Absätzen hängen. „Ist das eine Unordnung hier, nicht?" lächelte Max. „Warum hat man nur nicht die ungebundene Natur längst asphaltiert!"

Lydia verzog keine Miene, tat, als habe er etwas unsäglich Albernes gesagt und als gäbe sie sich keine Mühe, ihre Geringschätzung zu verbergen. Ihr Wille, keine Versöhnung anzubahnen, lag blank zutage, und sie wies ihn mit innerer Unbeherrschtheit und darstellerischem Können vor. Als sie die Kette der Schlehdornbüsche passierten und der Grashang begann, legte sie sich wortlos und uninteressiert ins Gras und verschränkte die Hände unter dem Kopf. Max kannte sie genug, daß ihr das im ganzen unbequem war, daß sie das Summen der Bienen gefährlich und störend empfand, und daß sie — sobald sie nur daran dächte — überall Ameisen vermuten würde. Diese mochte sie nicht. Sie brauchte zum Naturgenuß eine Bank. Auch symbolisch gesprochen.

Hinter Schierlingsdolden und breiten Pestwurzblättern lag der Spiegel des Bachs, umschattet und flüsternd an seinen Rändern und rückstrahlend die Höhe des Himmels in seinem Mittelteil, als messe er, der schmale Bach selbst, die blaue unendliche Tiefe.

Max zog sich behaglich Schuhe und Strümpfe aus und richtete darauf sein Angelzeug. Stieg dann am Ufer entlang den Weidenbüschen der nächsten Krümmung zu. Er warf dabei einen halben Blick zurück auf Lydia. Sie rührte sich nicht im Gras, das Stadtköfferchen neben sich. Sie waren wohl doch schon zu lange zusammen, glaubte er, und wieso waren sie ehemals überhaupt aufeinander verfallen? Einen jungen Mann müßte sie haben mit Auto und einigem Einkommen, snobistisch, verliebt, gutmütig und denkfaul — ohne andere Passionen als die, sie mindestens als Göttin auf Zeit zu haben. Sie würde ihn gelegentlich quälen und er würde manchmal leiden, für sie! Bei ihm war sie, nun — er hatte einen Einfall, der ihn zufrieden lächeln ließ: „Göttin ohne Martyrium! Für eine Göttin unerträglich, was? — Seine Augen streiften dann aufmerksam über die moosigen Steine in dem sanft gluckenden Wasser, sein Gang wurde lautlos und gleitend, und er hielt sich etwas vom Bache ab. Auch Fische haben scharfe Sinne.

Während eine prächtig bunte Fliege am Ende seiner Angelschnur in flachem Bogen ins Wasser schlug und dabei vor Schrecken zwei riesige Libellen wie kurze grünlichgelbe Pfeile bachaufwärts schossen, dachte er noch, daß ihre heutige Ausfahrt kaum unter dem Patronat des Gottes Amor stand. Hoffentlich dafür unter dem St. Peters, der ein Fischer war. Petri Heil!

Eine knappe halbe Stunde mochte verflossen sein, da kam Lydia, sah ihn kaum an und sagte: „Ich möchte nach Hause fahren."

Max hatte gerade eine recht kleine und dürftige Forelle gefangen. Ein junges Tier. Er löste sie sehr behutsam vom Haken und gab sie dem Bach zurück. „Schwimme, mein Fischchen", murmelte er. Dann fuhr er zu Lydia fort: „Ungebundene Natur! Einen ganzen Tag! Ich höre dich noch. — Und du genossest doch kaum eine halbe Stunde davon —"

„Ich hab es satt!" fauchte sie ihn an. „Satt, satt, und satt. Deine Herrschsucht wird mir unerträglich! Und deine läppischen Robinson-Freuden teile ich nicht. Werde doch Eremit oder Klausner oder . . . . oder Gaucho —"

Er grinste. „Eremit oder Gaucho, so, so. — Gehe du doch zur Heilsarmee oder werde Tanzgirl."

Sie ließ sich nicht beirren. „Was hast du überhaupt für ein Wesen! Wie gehst du mit mir um? Wie behandelst du mich? Du —" Sie gab ihm mit eindeutigen Worten seine Unwürdigkeit zu verstehen. Im Vergleich zu ihr. Sie geißelte seine Eigenschaften und Neigungen mit glitzernd-grausamen Werturteilen. Sie sprach zehn Minuten lang. Noch nie war sie derart in Wut geraten. Es war eine schwere Krise. Sie stand auf dem Piedestal, gekränkt durch ihn, empört über ihn. Sie hielt ihm Altersgenossen als Muster vor, junge Leute, die er nicht leiden konnte, und mit denen er, sonst ein umgänglicher Mensch, fast betont nicht den geringsten Verkehr pflog.

Schließlich sagte er lächelnd, für sie rätselhaft: „Göttin ohne Martyrium. — Irgendwie", meinte er dann weiter, während sich sein undurchdringliches Lächeln verstärkte, „verwechselst du wohl die Begriffe ‚Asyl' und ‚Elysium'. Scheint mir so. Oder setzest sie gleich. Sind aber so viel oder so wenig dasselbe, je nach Geschmack, wie z. B. Gregorianische Gesänge und Baden in der See —". Er wurde ernster: „Wir sind gänzlich verschiedene Naturen, Lydia; das ist es!"

Sie schwieg einige Sekunden, verstand ihn aber nicht; bemerkte sein Lächeln und fuhr brüsk heraus: „Schluß! Schluß zwischen uns! Endgültig!" und schlug mit der flachen Hand durch die Luft.

„Akzeptiert", entgegnete er. Fuhr, Gemüt rezitierend, fort: „ . . . Und so schieden sie denn in Frieden und Freundschaft und gegenseitiger Hochachtung." Er erhob sich: „Also bringe ich dich zum letzten Male nach Hause —"

„Ich verzichte auf dein Lottergefährt! Ich nehme vom Dorf aus das Postauto. — Bis dorthin finde ich ohne dich. Danke!"

„Bitte." Er setzte sich wieder. Gleichmütig.

Der Spätnachmittag des Sommertages sank wie mit ermattenden Schwingen. Es war stiller geworden, gedämpfter. Verglühende Farben. Sie hatte den Hügelgrat erreicht, sah vor sich das Dorf. Nachdenklich. Ihr Schritt verlangsamte sich. Gewiß, sie hatte ihn beleidigt. Und wollte es auch. Dann wandte sie sich um. Der Himmel strahlte violett-rötlich über dunklen Laubmassen. Irgendwo unter ihnen floß der Bach, war Max. Da schoß ein Rauchstreif über die Baumkronen empor, verwehte vor dem roten Himmel, verschwand, und war von neuem da. Das war Max! Er hatte der Mücken wegen ein Feuer entzündet, sie wußte es. Und sie mußte es noch sehen! Wütend drehte sie sich um. — Der Mücken wegen. Jetzt dachte er an Mücken —. Und vertrieb sie mit dem Rauch seines Feuers.

INSERATE IM TEXT

Von Wilhelm Lichtenberg

Es ist in den Zeitungen jetzt Mode geworden, daß Inserate plötzlich im Text auftauchen. Natürlich auch in Geschichten von mir. Dagegen wäre kein Wort zu sagen. Die Zeitungen brauchen Einnahmen. Und die Wirtschaft braucht Inserate. Und da wir Autoren Honorare brauchen, bin ich mit den Inseraten im Text ganz einverstanden. Denn eigentlich ist es nur schmeichelhaft für mich, wenn in meinem Text möglichst viele Inserate auftauchen; das heißt doch nichts anderes als: Lieber Freund, deine Geschichten werden gelesen, folglich unterbrechen wir deinen Text mit Inseraten, damit diese auch gelesen werden.

So weit so gut. Ich habe aber die Erfahrung gemacht, daß meine Geschichten durch die eingeschobenen Inserate oft eine neue Wendung bekommen, die von mir durchaus nicht beabsichtigt war. Der eifrige, gespannte oder amüsierte Leser liest unwillkürlich weiter und kommt erst viel später drauf, daß das, was er zuletzt las, eigentlich nicht die Worte des Autors, sondern der Text der inserierenden Firma war.

Ich habe deshalb beschlossen, künftig schon bei Abfassung meiner Zeitungsartikel auf Inserate Rücksicht zu nehmen. Damit die Einschiebsel nicht gar zu kraß in Erscheinung treten. Warum ich das tun will? Weil meine letzte Kurzgeschichte, die in einer Zeitung erschien, denn doch durch die eingeschobenen Inserate in meinen Text ein bißchen zu merkwürdig aussah. Und um zu zeigen, wie verheerend so etwas wirken kann, setze ich sie hierher. Was dünn gedruckt ist, stammt von mir, das Fette sind die Inserate. (Das ist übrigens auch die richtige Relation zwischen Literatur und Wirtschaft.)

Die Kuh — G. Rheinen

Wenn sich zwei lieben

Von Wilhelm Lichtenberg

Bekanntlich der dümmste Kerl auf der Welt weiß schon, daß Iba-Schuhe die besten sind.

Sie zogen feldeinwärts. Er und Sie. Und eine bange Frage schwebte auf ihren Lippen.

Was machen Sie mit Ihren alten Kleidern?

Aber keiner von beiden sprach sie aus. Denn jeder von ihnen fühlte mit den ersten Schauern des nahenden, bangen Frühlings:

Jetzt kommt die gefürchtete Schnupfenzeit! Nieswohl tut Wunder!

Daß es an ein großes Abschiednehmen ging. Er richtete seinen wehen Blick auf sie und sah, daß ihr Gesicht traurig und schmerzlich war.

Auch seine Mienen verdüsterten sich, aber dann meinte er doch:

Gebrauche Dr. Fahrwohls Hühneraugenringe! Und dein Gesicht wird ewig strahlen!

„Was ist dir, Liebste?" Sie antwortete nicht. Wozu auch? Seit jenem Abend im kleinen Café war sie innerlich von ihm abgerückt. Nichts band sie mehr an ihn. Denn sie wußte, unausgesprochen, bei sich:

Die besten Preise zahlt Schorstein!

Es ist zu Ende. Plötzlich, ohne Übergang, schrie sie gepeinigt auf:

Ha, Elender! Du läßt mir noch immer nicht Dauerwellen bei Schmal machen?!

„Es geht nicht weiter! Wir können uns nicht mehr sehen! Ich nehme mir

Ein behaglich möbliertes Zimmer nach der Straße, in der Verwaltung dieses Blattes zu erfragen.

das Leben. Denn diese Pein wäre nur mehr zu ertragen, wenn über unserer Liebe endlich das Motto stünde:

Kaufen Sie Schmuck!
Er ist die beste Kapitalsanlage!

„Wahr und offen." An der Lüge geht unsere Liebe zugrunde."

Er zog die Widerstrebende sanft an sich. „Liebste!" sagte er mit Flötentönen, die beinahe betörend klangen. Du weißt, wer ich bin.

Der schwarze Engel im Delta-Kino!

Und ich liebe dich!

Täglich um 4, 6 und 8 Uhr.

Sie aber stieß ihn zurück. Nein, es war vorbei. Endgültig! Was sollte sie noch mit ihm?

Ping-Pong spielen im Terrassen-Café.

Die Liebe war in ihr gestorben. Sie setzten sich auf eine Bank, unter das noch kahle Geäst einer Linde. Vor ihnen stand eine Mahnung:

Verunreinigen Sie nicht Wald und Flur!
Benützen Sie Kersten-Rucksäcke!

Es muß aus sein. Unwiderruflich. Er fragte noch: „Was hast du vor?"

Ich tausche mein altes Radio gegen ein neues aus.

Aber sie antwortete nicht. So still wie die Natur war ihr Herz geworden.

Gegen geringe Aufzahlung bei Pschorr.

Langsam erhob sie sich wieder. Und ging von ihm fort. Er starrte ihr nach. Dann rief er, besinnungslos, mahnend hinter ihr her:

Nimm Darmol!
Du fühlst dich wohl!

„Liebste! Weißt du, was du tust?"

Sie wandte sich halb um, wollte etwas sagen und schwieg doch. Nur in ihren Augen stand eine bittere Anklage.

Wenn Sie Ihre Dame lieben —
Führen Sie sie in einem Diana-Auto!

BAUM IM ASPHALT

Ein Baum, uralt,
wächst mitten im Asphalt
Berlin, Viktoria-Margaretenstraße Ecke.
Ich geh vorüber und erschrecke:
Wie ist es möglich, daß der Riesen-Recke
noch immer seine Wurzeln krallt
in diese gnadenlos erwürgte Erde?
Daß keine Vorschrift, keine Polizeibeschwerde
den Sonderling, der nichts vom Tempo unsrer Zeit gelernt hat,
noch nicht entfernt hat?

Was keinem Sterblichen von uns auch nur im Traum
erlaubt, wenn auf Kommando wir in Rudeln angstgehetzt die Straße
überqueren, —
das tut der Baum:
bleibt mitten auf dem Fahrdamm stehn in seiner ganzen unerschrocknen
Breite.

Ein Unikum.
Kein Schutzmann wagts mit hartem Griff ihn zu belehren,
und alle Autos weichen scheu zur Seite,
und flitzen ängstlich um den Stamm herum.

Er aber steht, die Wurzeln festgekrallt,
einsam und unbeirrt auf seinem Flecke.
Und beugt sich nicht dem öden Zwecke,
der allgebietenden Gewalt,
dem glatten, ewig sklavischen Asphalt:
ein Recke.

Ein Wunder, so geschehn in dieser Zeit,
an diesem Orte.
Ein Denkmal ohne Worte
erdhafter Ewigkeit.

Siegfried von Vegesack

Erklärung

Gast: „Herr Wirt, was ist das hier für eine Wirtschaft? In der Suppe habe ich ein Haar gefunden!"

Wirt (verbindlich): „Ganz unmöglich, geehrter Herr, dies kann höchstens — — eine Wimper vom Fettauge sein!"

Kindermund

Der Onkel frägt die kleine Nichte, warum sie denn die Wangen ihrer Puppe mit Wein einreibe. — „Weißt du, Onkel", entgegnete die Kleine, „damit sie schön rot werden!" — „Aber davon werden sie doch nie rot!" — „Doch, doch, Papa sagt immer, du hättest die rote Nase auch bloß vom Wein!"

Der Grund

Nervenarzt: „Das freut mich, daß es Ihnen schon besser geht! Hat also das Brom geholfen?"

Patient: „Das nicht! Aber es ist mir gelungen, den fälligen Wechsel zu prolongieren!"

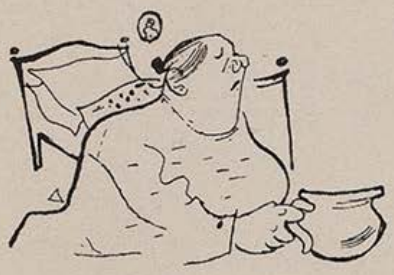
Weißbier-Brauerei
G. Schneider und Sohn
München
SCHUTZ MARKE
Ältestes Haus Süddeutschlands
Das bekömmliche Frühjahrsgetränk, hergestellt nach altem Brauverfahren mit der gesundheitsfördernden Hefe
HEFE IST LEBEN
Versand: **Aventinstraße 7, München** / Telef. 23729

Die Kaffee-Moritat

Von Ernst Klotz

Illustriert von Rudolf Kriesch

Eine Witfrau namens Selma Schauer,
Außen rauh, doch drin ein guter Kern,
Starb an einem wirklich sehr bedauer-
lichen Irrtum ihres Zimmerherrn.



Denn sie hatte nämlich eine Tochter,
Was auch filia hospitalis heißt,
Und ihr Zimmerherr, ein ausgekochter
Lüstling war zu dieser ziemlich dreist.

Aber Lieschen will nichts von ihm wissen,
Denn sie hat schon einen festern Herrn,
Und ist immer vor ihm ausgerissen,
Auch die Mutter sah es gar nicht gern.

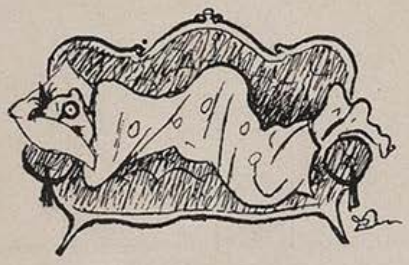
„Leider", sprach sie, „kann ich ihm nicht
künd'gen,
Da ich auf ihn angewiesen bin,
Aber Lieschen, tu mir ja nicht sünd'gen,
Du bist nicht mit in der Miete drin!"

Lieschens fester Herr mit Namen Krause
Ging mit ihr seit vielen Jahren schon,
Und man sah ihn gern bei ihr zu Hause,
Denn er hatte Aussicht auf Pension!

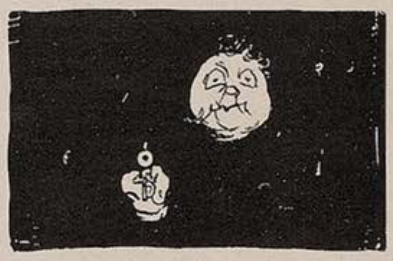
Als man deshalb die Verlobung feiert
In der Schauerschen Familie,
Und die Mutter stolz die Mühle leiert
Mit dem guten Feiertagskaffee,

Trat, nachdem er, wie es sich gehörte,
Erst an ihre Küchentür gepocht,
Der Möblierte ein, obwohl er störte,
Schrie: „Ich weiß, warum ihr Kaffee kocht!"

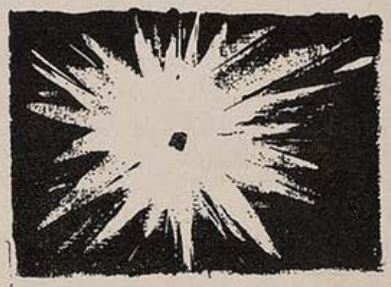
Lacht grell und war auch schon verschwunden —
Mutter fiel die Mühle aus dem Schoß,
Und sie alle wurden erst nach Stunden
Ihre Gänsehäute wieder los.



Und der Bräutigam mit Namen Krause
Schlief deswegen auf dem Kanapee
Und ging nicht wie sonst um zehn nach Hause
Wegen Lieschens gutem Renommee.

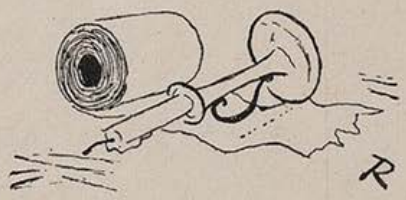


Auf dem Flur liegt aber auf der Lauer
Der möblierte Herr und wartet still,
Ob nicht etwa heimlich Lieschen Schauer
Zu dem Bräutigam hinüber will!



Wirklich öffnet sich die Türe leise — —
Es erscheint ein weißes Nachtgewand — —
Schüsse krachen — schon ist Lieschen Waise,
Denn die Mutter starb von seiner Hand!

Ja, die Mutter war's und nicht die Tochter!
Während diese nämlich was verträgt,
Jener stets ein derart stark gekochter
Kaffee nächtlich auf die Därme schlägt.



Wie soll der möblierte Herr das wissen?
Und insofern kann er nichts dafür.
Trotzdem ist er lieber ausgerissen
Und entkam durch eine Hintertür.

Doch es wird noch heut' beim Kaffeekochen,
Während sich die Mühle knarrend dreht,
Gern von diesem schnöden Mord gesprochen
Und wie komisch es im Leben geht.

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Neuheit!

D.R.P.

Toskop

Zum Zeichnen, Skizzieren od. Malen für jung u. alt nach Vorlage, Mod. od. Natur
Bildgröße 12×12 . . . . . RM. 2.50
Bildgröße 20×20 . . . . . RM. 3.50
8 Tage Rückgaberecht, Nachnahme

Toskop-Verbrieb
Dresden A21, Bärenstr. 71

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.
112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.
Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

Mißverständnis

Arzt zum Patienten: „Von dieser Medizin nehmen Sie täglich vier Kaffeelöffel voll!"

Patient: „Leider, Herr Doktor, aber wir haben nur . . . drei!"

Glaubhaft

„Das Auskehren der Gaststube paßt dir wohl nicht recht, Sepp?"

„Hm — das Einkehren wäre mir lieber!"

Münchnerisches

„Welcher Unterschied ist zwischen einem Brief und einem Hund?"

„Keiner! Der Brief ist adressiert und der Hund ist a dressiert!"

Der Grund

„Sie wollen behaupten, daß Sie wissen, warum Sille ins Ausland gegangen ist? Sie haben ihn ja gar nicht gekannt!"

„Ihn nicht, aber seine Frau!"

Wahn

„Dieser Geisteskranke hier ist ganz harmlos. Er hält sich für Iwan den Schrecklichen!"

„Und das nennen Sie harmlos?!"

Im Konzert

„Daß der Geiger immer so dumm lacht!"

„Ach, der macht halt gute Miene zum bösen Spiel!"

LEST DIE „JUGEND"

Der Grund

„Fritz, wenn ich nun sterben würde, würdest du dann die Erna heiraten?"

„Kommt gar nicht in Frage!"

„Aber sie sieht mir doch so ähnlich!"

„Eben deshalb!"

Beleidigung

„Berold soll dich beleidigt haben, Laura?"

„Ja, er sagte, ich bliebe ewig jung, und so alt bin ich doch noch gar nicht!"

Bewegliches

„Haben Sie Vermögen?"

„Ja, unbewegliches!"

„Woraus besteht es?"

„Aus meinem alten Onkel, der nicht zu bewegen ist, mir schon vor seinem Tode Geld zu geben!"

Verträglich

„Zehn bis zwölf Maß Bier vertrag ich leicht und da behaupten dann die Leute immer, ich hätte keinen verträglichen Charakter!"

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60

DIE FOTO-SEITE

Sinngemäßes Kopieren

Das fotografische Positiv wird vielfach mit dem Worte „Abzug" bezeichnet. In diesem Begriff kommt leider all das Kalte und Lieblose zum Ausdruck, mit dem man vielfach fotografische Positive anzufertigen pflegt. Es wird hierbei von der falschen Meinung ausgegangen, daß die Kopie nichts weiter darstelle, als eine rein mechanische Vervielfältigung nach vorhandenem Klischee.

Die in gewisser Weise fabrikmäßige Herstellung von Bromsilber-Ansichtskarten und Massenauflagen ist selbstverständlich aus zeitlichen Gründen auf diese oberflächliche Arbeit angewiesen. Doch kann man ihr dadurch etwas begegnen, daß das Negativ durch Umkopieren bereits so hergerichtet wird, daß es bestmögliche Positive liefert. Für die Arbeit des Amateurs kommt diese Methode nicht in Frage. Hier heißt es, mit Sorgfalt aus jedem einzelnen Negativ bei jeder Kopie das Beste herausholen.

Die Möglichkeiten sind vielseitig. Durch verschiedene Papiergradationen können wir ein Positiv kräftig oder zart halten. Doch darf dabei nicht zu weit in die Extreme gegangen werden, um nicht Kälte oder Flauheit zu geben. Durch die Wahl des Positiventwicklers können wir reinschwarze, blauschwarze, braunschwarze oder braune Bildtöne erzielen. Ein nachträgliches chemisches Tonen nach Grün, Blau oder nach anderen Farben darf wohl endlich als überwunden angesehen werden. Denn diese Farben können nicht befriedigen, da sie letzten Endes auch nicht im Wesen der Fotografie liegen. Mit den aufgeführten, feinen Tonunterschieden kommen wir vollständig aus, um durch einen sinngemäßen Bildton eine Anpassung an die Aufnahme zu erzielen. Schließlich bleiben noch die zahllosen Papieroberflächen zu nennen, die uns heute in einer großen Vielseitigkeit zur Verfügung stehen.

Entsprechend dem Papier will das Foto gemacht sein. Es wurde bereits in einer der letzten Nummern der „Jugend" gezeigt, wie der Bildrand ganz verschiedenartig ausgestaltet werden kann. Es blieb dabei noch die Frage des Büttenrandes unberücksichtigt. Da gerade in diesem Punkte außerordentlich stark gesündigt wird, hierzu ausführlicher:

Der Büttenrand ist eine in der Papierfabrik hochwertiger Erzeugnisse, die mit der Hand gefertigt werden, notwendige und durchaus geschmackvolle Nebenerscheinung. Sie setzt, um zu wirken, ein genarbtes Papier mit Naturoberfläche voraus, wirkt aber unorganisch bei jedem strengen Papier. Hierzu gehört selbstverständlich auch die fotografische Glanzoberfläche. Wie es aber möglich ist, den vielfach ohne Überlegung hergestellten Hochglanzbildern einen Büttenrand zu geben, kann nur mit größter Geschmacklosigkeit begründet werden. Diese Methode wird nicht gelegentlich einmal angewandt, sondern sie kommt täglich in tausenden von Fällen vor. Dazu ergeben die Büttenschneidemaschinen vielfach einen geradezu geschmacklos gezackten „Büttenrand", so daß es in den wenigen Sonderfällen, wo ein Büttenrand wirklich angebracht ist, als zweckmäßig erscheint, den Büttenrand zu wählen, wie er den Papieren in Sonderanfertigung gleich durch die Papierfabrik gegeben wird. Das Material kostet da zwar ein paar Pfennige mehr, aber wir gehen wenigstens einem großem Kitsch aus dem Wege.

Neben diesen mehr mechanischen Belangen haben in gewisser Weise individuelle Punkte Bedeutung. Sie beziehen sich bereits auf den Belichtungsvorgang des fotografischen Papiers. Kopiermaschinen lassen diese Arbeit selbstverständlich nicht zu. Deshalb hat gerade der einfache Kopierrahmen für die Amateur-Arbeit höchsten Wert. Da wird nicht am laufenden Band „abgezogen", sondern wirklich kopiert.

Die Belichtungszeit soll beim Kopieren so bemessen sein, daß das Bild nach einer Minute ausentwickelt ist (beim Vergrößern: zwei Minuten). Wir werden uns also im großen und ganzen darnach richten. Haben wir im Negativ gewisse Teile, die hervorgehoben werden sollen, so werden wir sie entweder länger oder kürzer für sich allein exponieren, indem eine entsprechende Abdeckung erfolgt. Das Wichtige liegt meist in der Mitte des Bildes. Zugleich wird aber auch die größte Helligkeit in das Bild zu legen sein, nicht aber an irgendeinem Rande Platz haben dürfen. Hier werden wir also etwas zurückhalten oder die Umgebung stärker belichten.

Bei vielen Aufnahmen kommen gewisse Bildpartien entweder zu hell oder zu dunkel. Ein Musterbeispiel hierfür ist der Wolkenhimmel. Auch in diesem Falle werden wir durch Längerbelichtung jener Teile nachhelfen können.

Die Arbeit hierzu erfolgt mit unserer Hand. Da haben wir viele Möglichkeiten, um durch die Stellung der Finger eine entsprehende Abdeckung bzw. Längerbelichtung infolge Beschattung hervorzurufen. Wir werden die Hand dabei etwas bewegen, um harte Übergänge zu vermeiden.

Der Maßstab für die Längerbelichtung bestimmter Bildteile ist verschieden. Man kann also keine zahlenmäßigen Angaben machen, sondern es wird zunächst richtig sein, eine Probe aufs Geratewohl durchzuführen. Danach erhalten wir sofort Anhaltspunkte. Wer aber schon über etwas Erfahrung verfügt, wird auch meist bereits im voraus das richtige Verhältnis treffen. gi—t

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr 10 D.-A. I. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg., in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90

Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer

Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer

Ministerpräsident Göring K. Bauer

Reichspräsident v. Hindenburg K. Bauer

Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer

Albert Leo Schlageter K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von:

Reichsarbeitsminister Seldte
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10

Reichsminister Darré K. Bauer

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 23

An der Straße

Th. Steinlen

JUGEND
41. JAHRGANG 1936 / NR. 23

DAS WAREN NÄCHTE

Das waren Nächte, die ein Gott gesendet,
der Menschheit seine Wunder kundzutun.
Sah einer je die Schöpfung so verschwendet,
wie wenn die taggewohnten Stätten ruh'n?

Wenn stiller Himmelsglanz auf Fluß und Fluren
und hell erglühtem Waldesdüster liegt
und in des Sämanns späten Ackerspuren
ein Traum die Saat zu früher Reife wiegt?

Wenn über Busch und Hag und Bergeshänge
voll Lichtkleinodien das Himmelszelt
sich aufwärts wölbt und alle Erdenenge

ins Ungeahnte Ehrfurcht heischend schwellt
und ferneher wie edler Harfen Klänge
es klingend ruft aus einer andern Welt?

E. Th. Rohnert

KLEINES ABENTEUER

Eine Geschichte von Gert Lynch

Peter Brauneisen stand mitten in einer Menschenschlange vor der Pfandannahme des Städtischen Leihamtes. Es war ein Samstag, vierz'g Minuten vor Schalterschluß. Die Luft der Halle war stickig, und es roch nach Kleidern und Mottengift.

Die Leute drängten und schoben nach. Ein Bursche versuchte pfiffig zu sein und stellte sich vor die anderen hin. „Ich habe Eile, mein Zug geht gleich", erklärte er unsicher. Aber man lachte ihn aus und wies ihn zurück in die hinterste Reihe. Sie hätten noch viel mehr Eile, versicherten die Umstehenden, und ihr Zug ginge noch früher.

Peter freute sich an dem gesunden Urteil der Leute. Er setzte das Köfferchen mit der Schreibmaschine auf die Steinfliesen, um seinen Arm auszuruhen. Seine Finger schweißten und zeigten weiße, blutleere Striemen in der Breite des Ledergriffs.

Die Reihe schob ruckweise nach. Peter gelangte allmählich an den Kopf der Schlange. Eine Frau mit Bettwäsche kam eben dran. Der Schätzer breitete jedes Stück auf dem Tische aus, drehte es um, fragte „auf welchen Namen?", und diktierte dem Schreiber an seiner Seite: „Lehmann — Bettwäsche — fünf Mark." Frau Lehmann knickte den Pfandschein zusammen, steckte das Geld ein und maulte: „Der blonde Schätzer, der Ihr Kollege ist, der hat immer acht Mark gegeben!"

Der Beamte schwieg die Bemerkung tot und rief: „Der Nächste, bitte!"

Eine Frau mit einem Kleiderbündel trat vor. „Damenkleider belehnen wir nicht", sagte der Schätzer und hob abwehrend die Hand. Die Frau verlegte sich auf das Bitten: „Bloß zwei Markl, bittschön, geben S' zwei Markl . . ."

Der Beamte wurde ungeduldig und sagte: „Bedaure, wir müssen uns an die Anordnung halten. Der Nächste, bitte!"

Peter war an der Reihe. Er schob sein Köfferchen vor, der Schlüssel steckte. Der Schätzer öffnete, nahm die Schreibmaschine heraus und prüfte die Hebel.

In diesem Augenblick setzte sich etwas Kleines, Leises, Lebendiges an Peters Wange. Er fühlte ein Krabbeln und dachte an Fliegenbeine. Er hob die Hand und fuhr sich mit einem schnellen Wischer über die Backe. Und drinnen, hinter dem Schalter, gab es einen winzigen, gerade noch hörbaren Bums. Es klang, wie wenn ein Finger auf Pappe oder hohles Holz tippt. Peter beugte sich vor und spähte umher. Als sein Blick in den leeren Schreibmaschinenkasten gelangte, entdeckte er das Gesuchte. Davor hätte es ihm wirklich nicht zu grausen brauchen! Es waren zwei harmlose Marienkäferchen gewesen, rot und mit schwarzen Punkten. Die Tierchen waren beisammen und wollten nicht voneinander.

„Ich frage Sie schon zum zweiten Male nach Ihrem Namen!" Der Schätzer sprach laut und drängend.

„Ach so, Brauneisen", beeilte sich Peter zu sagen.

Der Beamte diktierte: „Brauneisen — Schreibmaschine Nr. 2081 — fünfzehn Mark."

Peters Finger griffen nach Geld und Pfandschein, aber seine Augen hingen unverwandt an den Marienkäferchen, drinnen im leeren Kasten. Der Schätzer nahm diesen Kasten, stülpte ihn über die Schreibmaschine und ließ das Schloß schnappen. „Der Nächste, bitte!"

„Halt — halt!" rief Peter und fuchtelte mit den Armen. „Was wollen Sie noch?" fuhr ihn der Schätzer an. Peter fühlte, wie ihn ein Dienstmann mit sanfter Gewalt wegschieben wollte. Da hielt sich Peter mit der freien Hand am Schalterbrett fest und begann hastig, sich überhudelnd, zu erklären: „Die Sache ist nämlich die, zwei Marienkäferchen, verstehen Sie? Sie sind doch ein Tierfreund, nicht wahr? Drinnen am Schreibmaschinendeckel ein Pärchen, ein Liebespärchen! Es würde umkommen, glatt verhungern, verstehen Sie? Wenn Sie den Kasten nochmals aufschließen möchten . . ."

„Der Nächste, bitte!"

„Die armen Tierchen verhungern in meiner Schreibmaschine! Tierquälerei wäre das! Sie werden doch nicht solch ein Rohling sein!"

„Wenn Sie nicht augenblicklich verschwinden, lasse ich Sie abführen!" brüllte der Schätzer. „Wir sind hier nicht zum Scherzen da! Der Nächste, bitte!"

Peter wurde beiseite gedrängt. Die Leute reckten die Hälse und wurden aufmerksam. Die Umstehenden grinsten und bohrten sich — vornwegen und so — in die Schläfe.

Peter war wütend, weil man seine Worte nicht ernst genommen hatte. Er beschloß, sich sofort zu beschweren, unbekümmert um alle Gaffer.

Er ging zum Schalter des Vorstehers und klopfte hart an die Scheibe.

Das Milchglas wurde hinaufgeschoben, und ein grauer Spitzbart und scharfe Brillengläser kamen zum Vorschein. „Sie wünschen?" fragte eine nüchterne Stimme.

Du bist auch nicht der wahre Jakob, dachte Peter, laut aber sagte er: „Ich möchte mich über Ihren Schätzer vom Schalter 3 beschweren, wegen Anbrüllens und Tierquälerei im kleinen."

„Wie, bitte?" Der Vorsteher rückte seine Brille und glaubte nicht recht verstanden zu haben.

„Ja", erzählte Peter, „da ließ ich eben eine Schreibmaschine belehnen, und im Koffer saßen zwei Marienkäferchen, ein Pärchen. Es ist mit verschlossen worden und müßte elend zugrunde gehen. Ich möchte Sie höflichst ersuchen, den Koffer öffnen zu lassen und die Tierchen herauszunehmen, hier ist mein Pfandschein. Da wirbt man allenthalben für Tierschutz, aber wenn es drauf ankommt, da versagen zuerst die Herren Leihhausbeamten."

Knall. Das Fenster schoß herunter. Peter stand vor der blinden Scheibe. Er unterdrückte ein kräftiges Wort und ging seiner Wege. Hinter ihm Kichern und Murmeln.

Peter holte zuerst seine Wäsche ab und zahlte dann ein paar kleine lästige Schulden. Es blieben immer noch einige Mark.

Der nächste Tag war ein Feiertag. Peter wurde unerwartet zum Essen eingeladen. Bei Tisch erzählte er seinen Gastgebern, Herrn und Frau Oberbergrat Meißner, von seinem Erlebnis im Leihhaus. Und ob er, Peter, eine Bitte äußern dürfe? Man möchte doch so gefällig sein und ihm fünfzehn Mark anvertrauen. Er brächte sie morgen bestimmt zurück. Er wollte nur schnell sein Pfand auslösen, die Tierchen befreien, und dann die Schreibmaschine wieder belehnen lassen. Die Zinsgebühren im Leihamt könnte er selbst bezahlen.

Peter erhielt das Geld augenblicklich.

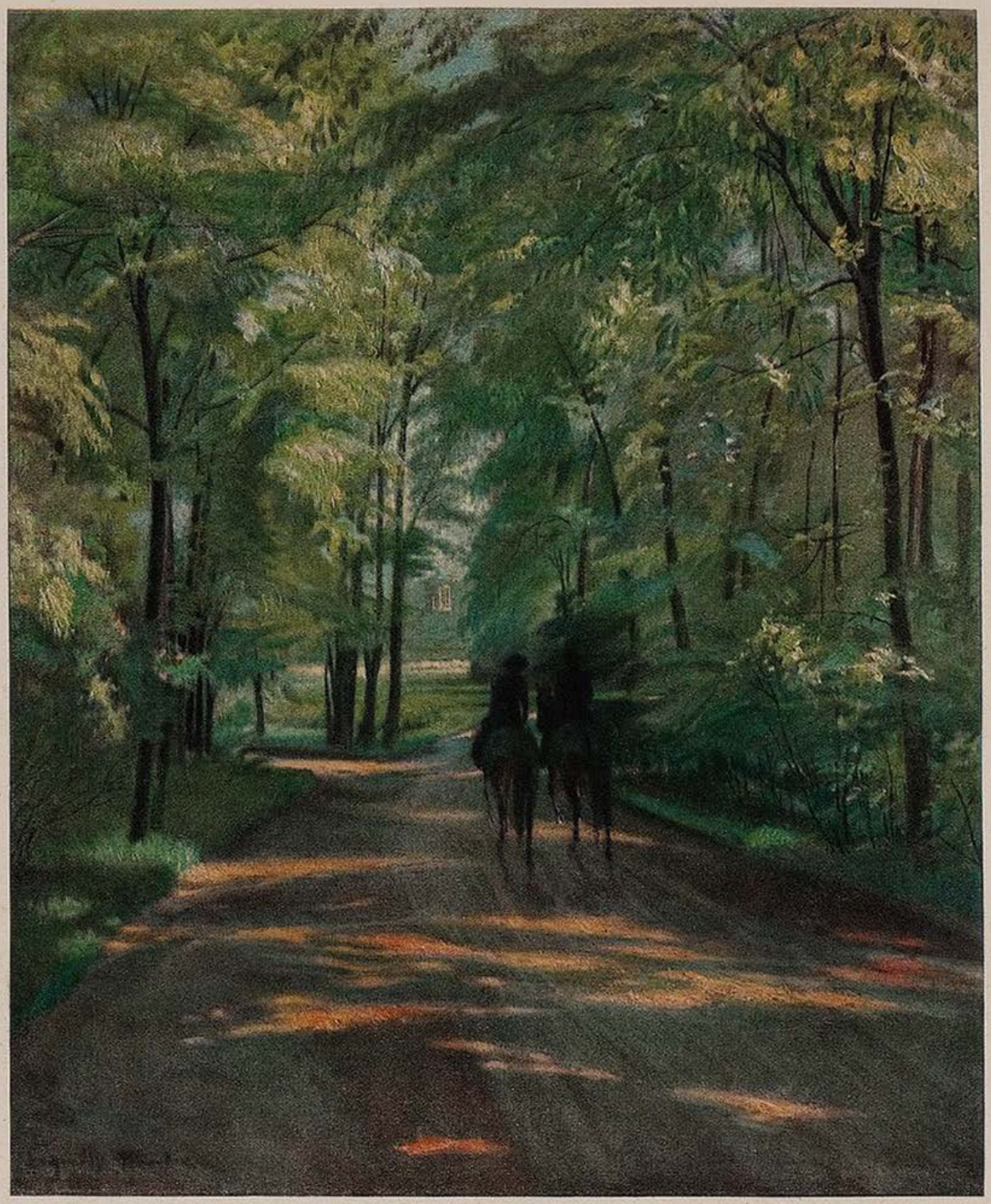
Als er am anderen Morgen zum Pfandhaus kam, mußte er warten. Er war zu früh daran. Pünktlich acht Uhr wurden die Schalter geöffnet.

Fünfzehn Minuten später eilte Peter mit einem neuen Versatzschein und zwei Marienkäferchen, fürsorglich in eine leere mit Gras gepolsterte Zündholzschachtel gebettet, der Villa des Oberbergrats zu, um das Geld zurückzubringen.

Das Mädchen öffnete. Die Herrschaften wären grad in die Stadt gefahren. Aber sie solle diesen Brief übergeben, und Herr Brauneisen möchte am Sonntag wiederkommen.

Er riß den Umschlag auf, zog ein Kärtchen hervor und las: Fünfzehn Mark dankend erhalten. Meißner, Oberbergrat.

Peter speiste an diesem Tage auf der Terrasse des Künstlerhauses. Schließlich stellte er ein Fünfmarkstück auf die Kante und daneben die offene Zündholzschachtel, und dann hauchte er so lange auf die Marienkäferchen, bis sie den silbernen Berg erklommen. Erst flog das eine davon, und dann das andere.



Morgenritt im Englischen Garten **Paul Segieth**

Björnstjern Björnsen

Der große Norweger weilte einige Wochen in Meiningen, weil am dortigen Theater eines seiner Dramen zur Erstaufführung kommen sollte. Herzog Georg von Meiningen war bekanntlich ein leidenschaftlicher Liebhaber all dessen, was mit der Welt des Scheines im Zusammenhang stand. Es fand keine Generalprobe statt, an welcher er nicht teilnahm. Mit Björnsen hatte er eines Tages eine empfindliche Meinungsverschiedenheit. Der Dichter lehnte es nämlich ab, den seiner Meinung nach in Theaterdingen nicht kompetenten Regisseur als Sachverständigen anzusprechen. Keiner von beiden wollte nachgeben und schließlich wurde der Herzog so wütend und kehrte so demonstrativ den Herrscher heraus, daß er dem Dichter befahl, binnen vierundzwanzig Stunden das Herzogtum zu verlassen. Lächelnd nahm der Dichter davon Kenntnis und sagte: „Ich brauche keine vierundzwanzig Stunden dazu, eine halbe genügt mir, denn ich fahre Rad."

Lied im Regen

Von Heinz Rusch

Wenn aus dunklem Wolkenmund
Regen fällt, dich zu ertränken,
Sollst du dich nicht lang bedenken
Und der Welt ein Lächeln schenken
Aus dem tiefsten Grund.

Wenn der Regen aufgewacht,
Halt ein Licht in deinen Händen:
Leuchtend sollst du dich verschwenden,
Nimmer wird das Rauschen enden
In der langen Nacht.

Regen strömt aus vollem Krug,
Schwemmt dich fort wie Gottes Wein:
In der Hand den Silberschein
Trinkst du selig, nachtallein,
Unterm Wolkenflug.

„LUXUS"

VON A. M. MILLER

Das kleine schwäbische Städtchen, in dem ich aufgewachsen bin, bildete einen fröhlichen und abenteuerlichen Rahmen für wilde Knabenspiele. Wir Nachbarskinder fanden uns denn auch zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammen und eine unserer Vereinbarungen lautete, daß man sich am Abend nach der Mahlzeit so schnell als möglich unter dem breiten Tor der Posthalterei zusammenzurotten hätte, um auf Taten auszuziehen. Niemals hatten die Eltern beim Abendessen zu drängen, die Teller leerten sich mit staunenswerter Schnelle, dann zog man sich sanft und leise zur Tür hinaus, als wäre man nur ein Häuflein Rauch, dann schoß man aus der Haustüre und raste die Häuserzeile hinab.

Auch die Mädchen bildeten in ihrer Weise einen Verein, und zwar waren sie nicht wie wir in einzelnen kleinen Condottierenbanden aufgeteilt, sondern fast die ganze ältere Schuljugend fand sich an schönen Sommerabenden auf dem Marktplatz ein, um neben dem viersach strömenden Brunnen sittsam und zierlich ihre großangelegten Reigenspiele aufzuführen, in denen ganze Balladen vorkamen und der böse Ruppert das arme Mariechen mitten in einem Kreise weinender Mädchen erstach. Uns kam ein weiblicher Ruppert mit Zöpfen und Haarschleifen, der seine Mörderhand mit der zimperlichsten Gebärde der Welt erhob, so lächerlich und verächtlich vor, daß wir beschlossen, durch einen Hordeneinfall dieser Geckerei ein Ende zu bereiten.

So brachen wir denn aus einer engen Gasse mit wüstem Barbarengeschrei hervor, Fahnen, Knüppel, Schwerter, Bohnenstangen und geraubte Vogelscheuchen schwingend, und verfehlten unsern Eindruck nicht. Denn die zartere Welt schrie alsbald gellend auf, der Reigen brach entzwei und alles stob mit fliegenden Zöpfen auseinander. Nachdem wir unsere späteren Liebchen, Bräute und Gattinnen dergestalt in die Winde gestreut hatten, zogen wir triumphierend um den Marktbrunnen, bis wir unter dem Tor des Rathauses den braven Polizeidiener Stoppel erscheinen sahen, bei dessen imponierendem Auftreten wir anderen Sinnes wurden. Denn plötzlich, als gelte es einen noch unbesiegten Feindeshaufen zu erledigen, senkten wir die Wehren und stürmten durch eine Seitengasse von dem Schauplatz unseres Sieges ab.

Alsdann ward in einem gesicherten Winkel der hinteren Stadtteile die Ausübung des beliebten Spieles „Luxus" beschlossen. Luxus, auf Deutsch „der Lux", war ein wahres Jäger- und Piratenspiel. Einer aus unserm Kreise ward durch Abzählen als Lux bezeichnet und es ward ihm eine Spanne Zeit gegeben, um sich zu entfernen. Alle anderen sollten ihn auf seiner Fährte verfolgen, bis sie seiner habhaft würden, er selber aber war verpflichtet, alle hundert Schritt seine Bahn durch einen Pfeil zu bezeichnen, den er mit weißer Kreide auf dem Pflaster, auf dem Randstein, an einer Mauer, einem Schuppen, einer Häuserwand anbrachte. Es war erlaubt, die Pfeile in verkehrter Richtung anzuzeichnen, um die Verfolger irre zu führen, und auch sonst war dem Erfindungsgeist manches Tor geöffnet, manche Finte zur Verwirrung der suchenden Rotte ließ sich ersinnen.

Der Weg des Luxus führte in die dunkelsten, geheimnisvollsten Gebiete unserer Stadt, gleichsam in die Katakomben, d. h. in die finsteren Wölbungen von Bierkellern und durch halbrunde Fenster wieder ans Licht hinaus, in alte Stadtmauertürme, über die Reste des Wehrganges hinweg, der nur mehr mit vermorschten Brettern bedeckt war, manchmal auch über eine Esche hinab in die geheimnisvollen, schattengrünen Gärtchen des ehemaligen Stadtgrabens, besonders aber in die engen, feuchten Gäßlein hinein, die in der Hauptstraße ein Haus vom andern schieden, durch die sonst nur die Katzen schloffen und in die sich die Traufen der Dachrinnen ergossen. Hier moderte und schimmelte alles, man trat über die Trümmer herabgestürzter Dachplatten und kam nach kurzem, schauerndem Laufe in Hinterhöfe und Hintergärten, von deren Dasein man nie gewußt. — Dann stieg man wohl über Kisten und Tonnen, sah sich von Holzaltanen überdacht und beschattet, von Gerümpel umgeben, stieß auf alte Weiber, die ihre Blumen mit zitternden Händen begossen, auf Mägde, welche die Wäsche vom Seile nahmen, auf Ställe mit Hasen oder Eichhörnchen oder das Grunzen von Säuen drang einem entgegen. Zuweilen geriet man auch in ein grünes Gärtchen, von Lauben übersponnen, wo eine erlauchte Kaffeegesellschaft versammelt war und mit den Tassen klingelte oder wo ein einsamer Alter an der Chronik seiner Familie kritzelte, oder man kam in den Stapelraum eines Kaufmannes und traf die Lehrbuben an, wie sie Kisten erbrachen und allerlei blinkende Gegenstände aus weicher Holzwolle lösten. Oftmals aber fand man sich allein und spähte, wie man über Mäuerchen, Spaliere oder durch Hinterpförtchen in womöglich noch abenteuerlichere Gebiete entweichen könne.

Stieß man auf Menschen, so ging es einem

Zigeunerkarren — Leo v. Welden

selten gut und man erlebte alle Arten der Entrüstung und Verscheuchungstechnik vom magisch erstaunten brennenden Blick bis zum lauten Geschrei und Gepolter. Meistens aber verdutzte das plötzliche Auftreten des verwilderten Eindringlings den Besitzer ebenso wie den Eingedrungenen, und ehe der erstere sich recht besann, war man schon bei irgend einem Loche entronnen. Allmählich machte einen die Erfahrung genau mit der Gefährlichkeit oder Harmlosigkeit der jeweiligen Lokalität bekannt, es gab Winkel, in denen sich jeder herumtrieb, andere, in die sich nur die beherzten wagten, und einige, wo Schrecken und Graus den Verwegenen erwarteten. Unter diesen war der gefürchtetste das kleine mysteriöse Höfchen der alten Riezlerin, welche darinnen unter grauem Altanwerk auf allen Seiten wohl an die fünfzig Vogelkäfige aufgebaut hatte, welche von Efeu und wunderbaren Schlingpflanzen eingerahmt waren und in denen fremdartig schöne Vögel ihr Wesen trieben und seltsame Töne vernehmen ließen. Von einer Seite blickte in dies Höfchen ein Flügel des Hospitals herein. Alte Männer- und Frauengesichter sahen da aus dunklen Fenstern mit stumpfen, traurigen oder geisterhaft verstörten Augen herab und die gebückten Gestalten trieben sonderbare Dinge in ihren finsteren Gelassen. Zuweilen redeten sie mit hohlen und zerfallenen Stimmen, husteten, sangen, oder brüteten still vor sich hin. Wenn nun die Vögel in ihren Käfigen sprangen, flatterten und lärmten, die zarten rosa Becher der Windenblüten rings um die Vogelgelasse schimmerten und durch die Einsamkeit des kleinen Raumes das Gurren, Zirpen und Schlagen der Gefangenen hier sich mit dem irren Schwatzen und Seufzen dort vermengte, so entstand ein unbeschreiblich eigentümliches, fast gruseliges Wesen, das mich magisch angezogen hatte, als ich einmal mit meiner Mutter dorthin kam. Bei meinen Kameraden war dieses Höfchen wie die Höhle des Bösen verschrieen, es hieß, die alte Riezlerin risse einem im Zorn Ohren und Haare aus, wenn sie einen erwischte, und werfe nach einem mit allem, was sie in den Händen habe oder ihr zunächst erreichbar sei. Demgemäß hatte sich seit Jahren kein Luxus mehr zu ihr gewagt.

Ich besaß bei meinen Kameraden nicht das höchste Ansehen, weil ich es manchmal an Verwegenheit fehlen ließ, und ich sehnte mich längst danach, den Eindruck eines zarten Muttersöhnchens, den sie von mir hatten, durch eine kolossale Tat zu vernichten. Deshalb beschloß ich, wenn mich wieder das Glück zum Luxus machte, unter Verachtung jeglicher Gefahr in das gefürchtete Höfchen einzudringen. Ich zeichnete danach meine Pfeile ohne viel Winkelzüge groß und deutlich auf dem Pflaster an, ließ sie durch mehrere Gassen schweifen und dann mit schrecklicher Geradlinigkeit auf das Gäßchen zuschießen, durch das man zu der alten Riezlerin gelangte. Mit klopfendem Herzen kroch ich hinein und schlich den halben Weg entlang bis zu einer finsteren Nische, in der ich mich verbergen konnte um zu lauschen. Es dauerte nicht lange, so war der Troß meiner Verfolger heran und stand am Eingang des Gäßchens. Ich hörte deutlich ihre Stimmen herein. Es wurde großer Rat gehalten. Einige hielten es nicht für möglich, daß ich in den Grund des Verderbens gegangen sei und hielten meine Pfeile für leere Prahlerei, andere erklärten, ich werde wohl wissen, daß mich ein so frecher Betrug für immer aus der Runde der Luxusritter ausschließe und mich hüten, endlich ward die Bedenklichkeit der Sache mit schauerlichen Worten erwogen und dann das Los geworfen, wer mich zu verfolgen hätte. Es traf den Otto Nagel, einen verwegenen Piraten, der sich in die Hände spuckte und sich alsbald anschickte, mit verzweifeltem Mute in das finstere Gäßlein zu schießen. Kaum daß ich das gewahrte, so fuhr auch ich aus meinem Versteck hervor und die zweite Hälfte des Gäßleins hindurch, ganz von dem schauerlichen Gefühl besessen, den Verfolger dicht im Genicke zu haben. Nun keuchte ich an den Ausgang heran, ein paar leere Holzkörbe, die ihn versperrten, flogen zur Seite, ein Sprung — und ich stand zwischen den Vögeln dicht vor der fürchterlichen Alten da. Wir waren beide starr. Ein paar Herzschläge lang stierten wir einander an, dann wich ich unwillkürlich zurück und stürzte im selben Augenblicke in die Tiefe. Die Alte war soeben daran, den Kanal zu reinigen und hatte den schweren, eisernen Rechen ausgehoben, der den Schacht gegen die Tiefe zu abschloß, ich war in die offene Mündung getreten und versank nun mit der phantastischen Schnelligkeit des Traumes. Noch sah ich die vor Entsetzen aufgehobenen Arme der Alten, ihren offenen Mund und ihre weitaufgerissenen Augen, dann war mir, ich schwebe einen Augenblick in einem leichten, grauen Schleier, dann schlug ich im Wasser auf und hatte Grund. Und mit unerbittlicher Anstrengung, als hätte ein fremder Geist und Wille von mir Besitz ergriffen, senkte ich meine Fingernägel in die Fugen des gemauerten Kanalschachtes und klomm von Fuge zu Fuge empor. Es ist mir heute noch unbegreiflich, wie ich dies vermochte. Aber Griff um Griff geschah mit unheimlicher Sicherheit, nicht einmal glitt ich aus, bis ich den Rand des Schachtes erreichte, mich hinausschwang und dann vor Erschöpfung zusammenbrach. Was weiter war, weiß ich nur aus der Erzählung anderer. Die Alte hatte sich endlich gefaßt, mich aufgehoben, gereinigt, hineingetragen und auf ihr Sofa gelegt. Dann war sie zu meiner Mutter gelaufen, die mich aber, als sie mich voller Entsetzen im Wägelchen abfahren wollte, bereits wieder bei Bewußtsein und mit den Vögeln im Gespräche fand. Otto Nagel, mein Verfolger, hatte vom Ausgang des Gäßleins aus mit gesträubten Haaren den Vorgang mit angesehen, dann war er voll Grausen auf demselben Wege zu meinen Genossen zurückgekehrt.

Seit jenem Vorfall ward ich von meinen Kameraden nicht nur wie ein Held, sondern wie ein besonders geheimnisvolles Wesen betrachtet und genoß der größten Achtung und des größten Ansehens.

Frühlingsnacht

Von dem nimmermüden Docht getränkt
leuchtet meine Lampe Stund um Stunden,
da mein Aug, in Heft und Buch gesenkt,
durch die Zeilengassen sich gewunden.

Unterdessen streicht der Blütenbaum
meines Hauses alte, rauhe Wangen.
Und von jenseits übern Hügelsaum
ist die Himmelsbläue aufgegangen.

Aus der Tiefe hör ich laut und toll
Frösche ihre Hochzeitslieder singen.
Eine Nacht, an Zeugung übervoll,
und an dunkel heilgen Lebensdingen.

JÖRG ENGLSCHALCK:

DER WEG

Es war der Sommer gekommen. Nicht über Nacht wie man gerne erzählt. Auch nicht überraschend, lange hat er auf sich warten lassen und nun, da er da ist, enttäuscht er. Die Blüten an den Bäumen sind weg. Die Wiesen stehen wohl voller Blumen, aber standen die nicht schon gestern und vorgestern auch da, nur, es war zu kalt, kein Mensch hatte sie bemerkt!

Der Weg war trocken. Wand sich ohne jede Anstrengung den Hügel hinauf . . . blieb ein Stück auf der Höhe . . . um dann im gleichen Zeitmaß wieder herunterzusteigen, dem Bache zu, der gurgelnd und wetzend durch die ihn fast verdeckenden Ufer hüpfte . . . Eine Brücke, vor tausend Jahren gebaut, nieder und fest, überbog ihn und machte eigentlich erst aus diesem dahinfabulierenden Band einen Bach.

Es war Sommer. Kein Mensch weit und breit. Zum Ernten war es zu früh, zum Säen zu spät. Auch die Weiden waren schon geschnitten und die Minzenblätter noch nicht duftig genug, um gepflückt zu werden.

Wären nicht die Vögel gewesen, die jetzt, nach der Brut, schon wieder sangen, wahrlich, die Ruhe wäre eine zu göttliche, und der Hase, der jetzt über den Hang lief, verhoffte, um dann wieder den gleichen Weg, den er kam, zurück zu machen, hätte recht wenig dazu beigetragen, einen Laut in die Einsamkeit zu bringen.

Der Wind . . . ? Nein, er war nicht da, hatte er wo anders zu tun, war er schon müde . . . oder kümmerte er sich gerade um dieses Tal wenig . . . ? Ich weiß es nicht, ich kann nur sagen, daß er eben nicht da war!

Die Sonne schien, es war um die Zeit des Mittagläuten, doch sie warf keine Schatten.

Da biegt um die Ecke ein rot-schwarzes Etwas . . . steigt zwischen den Gräsern . . . der weiche Weg gibt bei jedem Tritt nach, steigt daher wie ein Gockel . . . wie ein Storch . . . hebt die Füße bedächtig, so, als ob rundum Tau läge, als ob es bei jedem Schritt achten müsse, Eier, die nach seinem Gebaren überall liegen müssen, zu zertreten.

In der Sonne blitzt der rote Rock. In der Sonne düstert der schwarze Spenzer, das fast bis zum Boden fallende Kopftuch. Der Rock, es ist bloß der Unterrock, der Oberrock ist sorgsam hochgeschlagen, ist über und über mit Samen und Schmelchen besteckt . . . sogar zwischen den Schuhriemen, in den Schnürlöchern, stecken Kräuter- und Blumenblätter . . .

Beim Gori in Marching war Taufe. Die Graunzerin ist da G'väterin . . . sie und 's Gorivei' sind G'schwistergutekinder obendrein. Und da war sie heut. Und von da kommt sie jetzt. Bei so einem Wetter und noch um Mittag . . . wenns nicht so notwendig wär, sie hätt g'wart bis auf d' Nacht, wär nicht jetzt schon heim.

Beim Graunzer z' Bachern ist nicht alles so wie es sein soll.

Der Graunzer trinkt! Und das weiß jeder, wenn einer sauft, wo man da hinkommt . . . und Graunzerin kann's kaum ertragen! Beim Kranzbaur in Mitteldorf ist sie zuhaus, hat aus dem Hof raus in's Graunzersach nei'gheirat, hat fünf Kinder auf d' Welt bracht . . . und er . . . der Graunzer . . . er sauft!

Bräucht's dies?

Sie hätt' andere auch g'kriegt, dies weiß jedes, aber nein, nein, der Graunzerlenz hat's sein müssen . . .

Die Graunzerin geht . . . hebt die Füß wie der Goggl im Werch . . . wie schön wär's, wenn e r gut tät . . . wie schön hätten sie's, wenn e r dies nicht an sich hätt . . . wenn er nur einmal eine Woche daheim blieb? Aber nein! Sie hat's im Guten probiert . . . sie hat's im Schlechten probiert . . . nein, it laßt er's . . . und d' Leut . . . d' Leut . . . dies ist fast noch ärger, wie seine Sauferei.

Hat nicht d' Oberschusterin vorige Woch' dahergred't, „wenn der deine it dort g'wesen wär", sie hat beim Kaschbrwirt gmeint, „wenn der deine it dort gwesen wär, nachher wär der meine zur Zeit heim und it in d' Windach nei-g'falln, und it vertrunken . . ." Dies muß sie sich sagen lassen. Und heut bei der Tauf . . . gut, daß sie gleich wieder gangen isch, ihr eigenes G'schwisterkind hats ihr hingrieben . . . „Mir haba glaubt, daß gar it kimmst . . . weil ma . . . weil ma halt von ihm so allerhand hört . . und mit'm Oberschuster, da soll er ja auch d'Hand dabei g'habt haben . . . !" Graunzerin hat ihr gar keine Notiz g'schenkt, was soll sie denn auch sagen, sie kann doch über ihren eigenen Mann nicht schimpfen . . . und a so . . . was will ein's da sagen . . .

Die Graunzerin geht . . . hebt die Füß auf . . . geht wie a Junge . . .

Beim Graunzer z' Bachern wirft der Lenz Klee unter'n Kastanienbaum, wie seine Mutter in Hof rein kommt. „Damit 's d' Sonn' it derwischt, werd gei rauf kema hinterm Haus . . ."

„Wo isch denn der Vater?"

Die Graunzerin hört nicht auf die Antwort ihres Buben, verschwindet im Haus, geht in die Kammer, zieht ein anderes G'wand an, nimmt in der Küche schnell einen Bissen zu sich, um dann gleich ihrem Buben zu helfen, den Klee unter den Baum zu werfen, vor der Sonne zu schützen!

„Ja, er isch furt, gei wie du furt warscht, und d' Wirtsresl war auch da und hat g'sagt, du sollst zum Wirt neikommen, der Vater wär it gut beinander, ihm isch schlecht worden, er liegt bei ihnen im Bett . . ." Graunzerin wirft die beladene Gabel wieder zurück . . . — „Warum sagst denn dies it gei . . ." und schon schiebt sie auf die Straße, dem Wirtshaus zu.

Der Hansl, d' Agath, Kathl und der Josef kommen g'rad von der Schul . . . „Mutter, wo gehst denn na . . . ?" „Gang's hoam . . . i kimm gei wieder . . ."

Beim Kaschbrwirt z' Bachern liegt der Graunzer im Nebenzimmer auf'm Kanapee, zudeckt bis nauf.

Die Graunzerin geht bei der Stubentür nei. D' Wirtsresl steht in der Schenk, verteilt 's Neigbier in Krügerl . . . „Ja, weils nur da seid's . . . ich weiß schon, war'd's auf der Tauf. Ja mei, wie isch ganga, in letzter Zeit trinkt er Schnaps. Und heut, es war gei nach

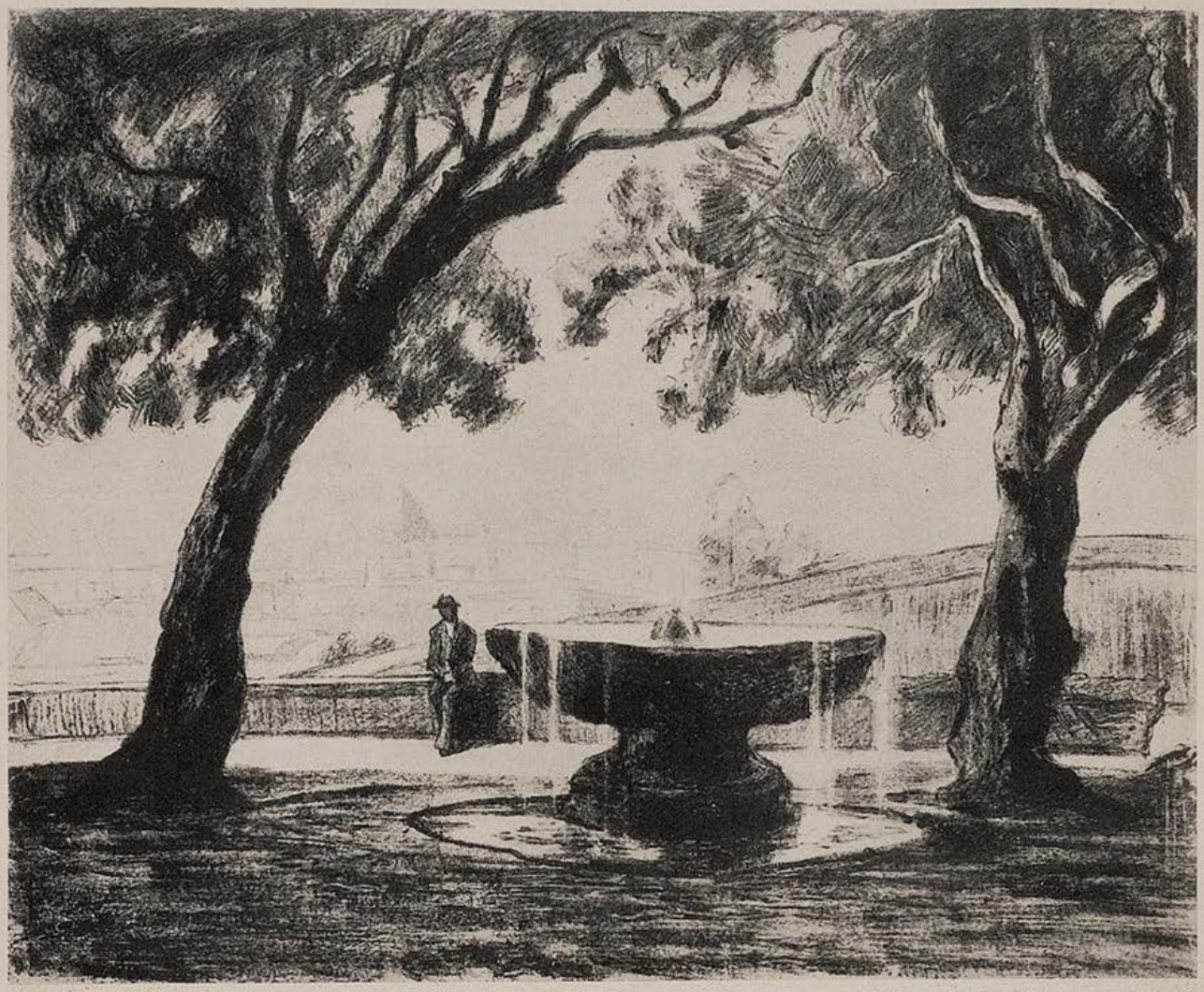
Sommerstunde am See

Von Hans Pflug

Lind haucht die kleine Brise her vom See;
die linde Brise riecht nach Tang und Fischen.
Ein weißer Segler neigt sich kaum nach Lee — —
Weit draußen schwimmt ein Mädchenkopf im See.
Und Uferwellen hört man mild verzischen . . .

So lieb und leise gleitet diese Stunde
auf meinem Sommersee vorbei. Und gut
wird Wort und Wollen, jede stille Kunde —
Kein Wölkchen schattet dunkel in der Runde,
die mittagsmüd, verträumt und lächelnd ruht.

Leda H. Ebers



Aus Spanien — Prinzessin Pilar v. Bayern

der Kirch, kimmt er, trinkt ein Glas, trinkt ein zweites, a drittes . . . i merk z'erst nichts, da auf einmal, g'rad wie ich ihm's vierte einschenk, laßt er sein' Kopf auf'n Tisch fallen . . . gibt nimmer an . . . Graunzer, schrei ich, Graunzer . . . kein Muckser tut er . . . Graunzer? I hol gei den Knecht rein hol den Wirt selber . . . gestern wars a bißl spät worden, der Wirt lag noch im Bett . . . und der Knecht und ich und der Wirt haben ihn nachher da auf's Kanapee nausg'legt . . . haben gleich nach 'm Dokter g'schickt, aber der ist heut in d' Stadt und kommt erscht schpät heim . . ."

Die Graunzerin red't nichts, gibt keine Antwort und stellt keine Frag!

„Ja, z'erst haben wir schon g'meint, daß ihn reißt, aber nachher . . . i glaub it, daß weiter epas isch, a bißl marodi, und mei', trinken soll er halt it soviel . . . es isch ja auch wegen am Sach . . . daß ich's it vergiß . . . der Wirt laßt enk sagen, daß noch in die dreißg Mark stehen täten, wenns halt bald ging . . . weil der Graunzer g'sagt hat, dies Geld von der Sau, wenn s' verkauft wird . . ."

Die Graunzerin red't nichts, gibt keine Antwort und stellt keine Frag. 's Saugeld hat s i e für'n Zins vermeint g'habt, zwei Jahr isch er nimmer zahlt!

Im Nebenzimmer liegt der Graunzer. Zudeckt bis nauf. Schnauft hart unter der Decke . . . kennt Graunzerin gar nicht . . . schaut aus den Augen wie ein Fisch . . . hohl und fremd . . .

Die Graunzerin steht davor . . . „Lenz . . . Lenz, kennst mi it . . .?" Da kon.mt der Wirt. „Daß d' halt schaust, daß er heimbracht wird, do herin . . . woascht scho, Graunzerin . . . der Knecht soll dir helfen . . ." „Ob ihm dies nix schad't, wenn er aus seiner Lag bracht wird?" meint Graunzerin, „weil er doch it amal mich kennt . . . ?" „Ja wo . . . woascht scho, Graunzerin, insereins darf in nix neikommen . . . und Zeit hat man nachher auch it . . . !"

Wie es finster wurde, haben's den Graunzer heimbracht. Der Wirtsknecht hat mit ihm einen Zettel vom Wirt bracht, auf dem war ganz genau g'standen, was der Graunzer noch zum zahlen hat . . . Dreiundvierzig Mark hat alles in allem ausgmacht . . . „Isch mehr, wie d' Resl g'meint hat", sagt der Knecht, schon im Gehen, „woascht, Graunzerin, i bi bloß der Knecht, der Wirt hat mir halt den Zettl mitgeben, und woascht scho . . ." „Isch scho recht", sagt Graunzerin . . . gibt dem Knecht a Fufzgerl, „für d' Arbat!" „Wär scho recht . . .", sagt der Knecht und legt dies Fufzgerl auf'n Sims im Hausgang . . . „Wär scho gar recht!"

Der Graunzer ist bis in den Herbst hinein g'legen. Wie er wieder auf konnt, mußt er am Stock gehen . . . So um's Haus rum, weiter geht's nicht mehr . . . isch froh, wenn er da rum kommt!

Die Graunzerin ist zufrieden. Die Kinder werden jeden Tag richtiger, er, fort kann er nimmer, „wenn i hie und da a Maß Bier heimhol, braucht er den ganzen Tag, bis ers aus dem Krug rausbringt . . . und schließlich hätten sie ihn mir ja auch toter bringen können . . . denkts nur an'n Oberschuster?"

AUFBRUCH DER AMAZONEN

RUDOLF KREUZER

Die weiß am Bache lagerten zu kühler Rast,
Die Amazonen schreckt ein schreiender Alarm.
Sie stürzen aus dem Schilf, ein aufgestörter Schwarm.
Und nach den Lanzen greifen sie in wilder Hast.

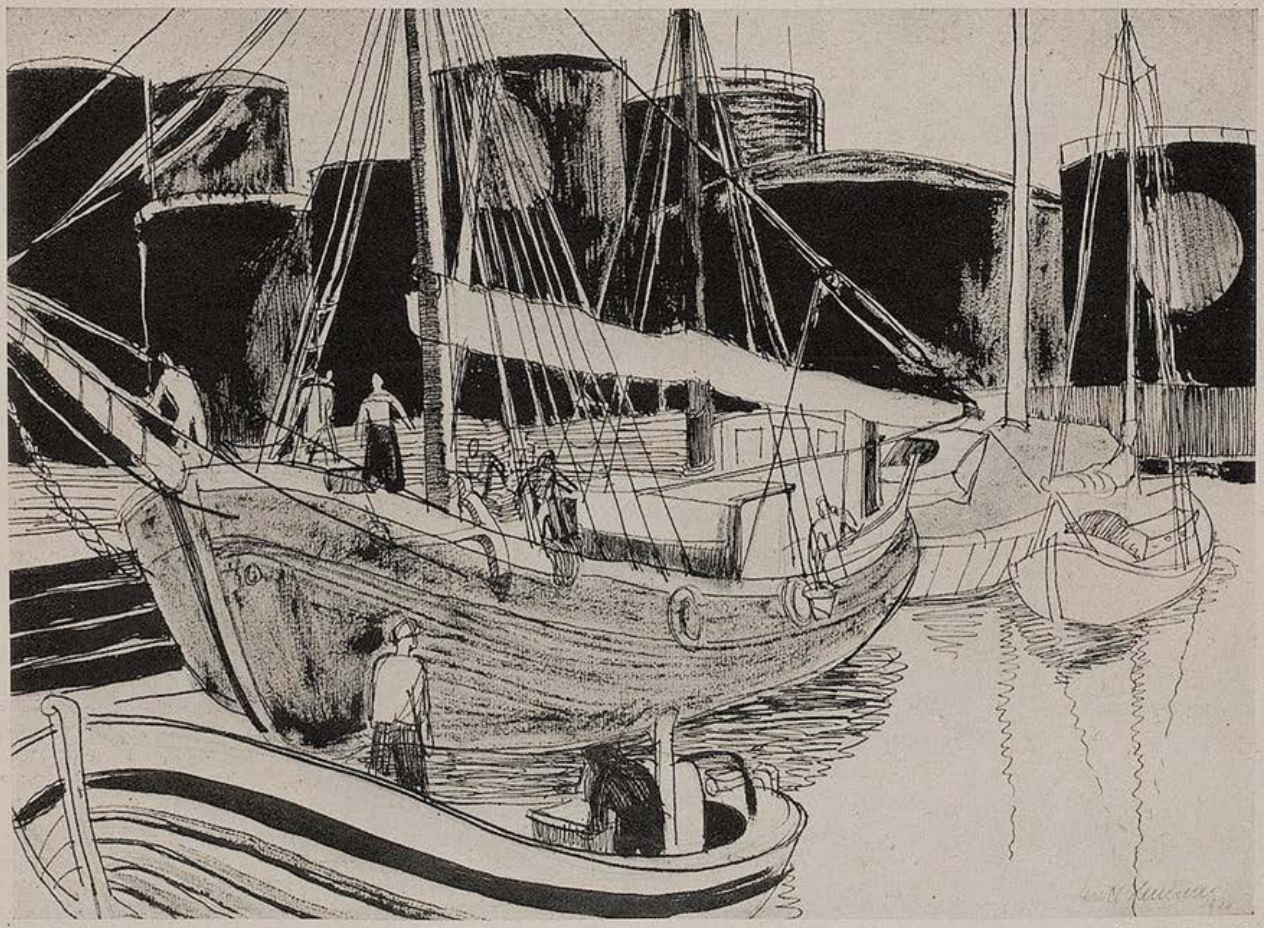
Der Schlachtruf tönt. Fern widerhallt die Küste.
Des Mittags Angst äugt stumm aus dunklen Eichen.
Die weißen Leiber schüttern an der Hengste Weichen.
Der Sturm der Mähnen peitscht die steilen Brüste.

Sie brechen schimmernd aus der Wälder Pforten.
Hell in die Eb'ne wogen ihre Scharen.
Das Gold der Helme glänzt wie schmetternde Fanfaren
Hoch überm Staub der stampfenden Kohorten.

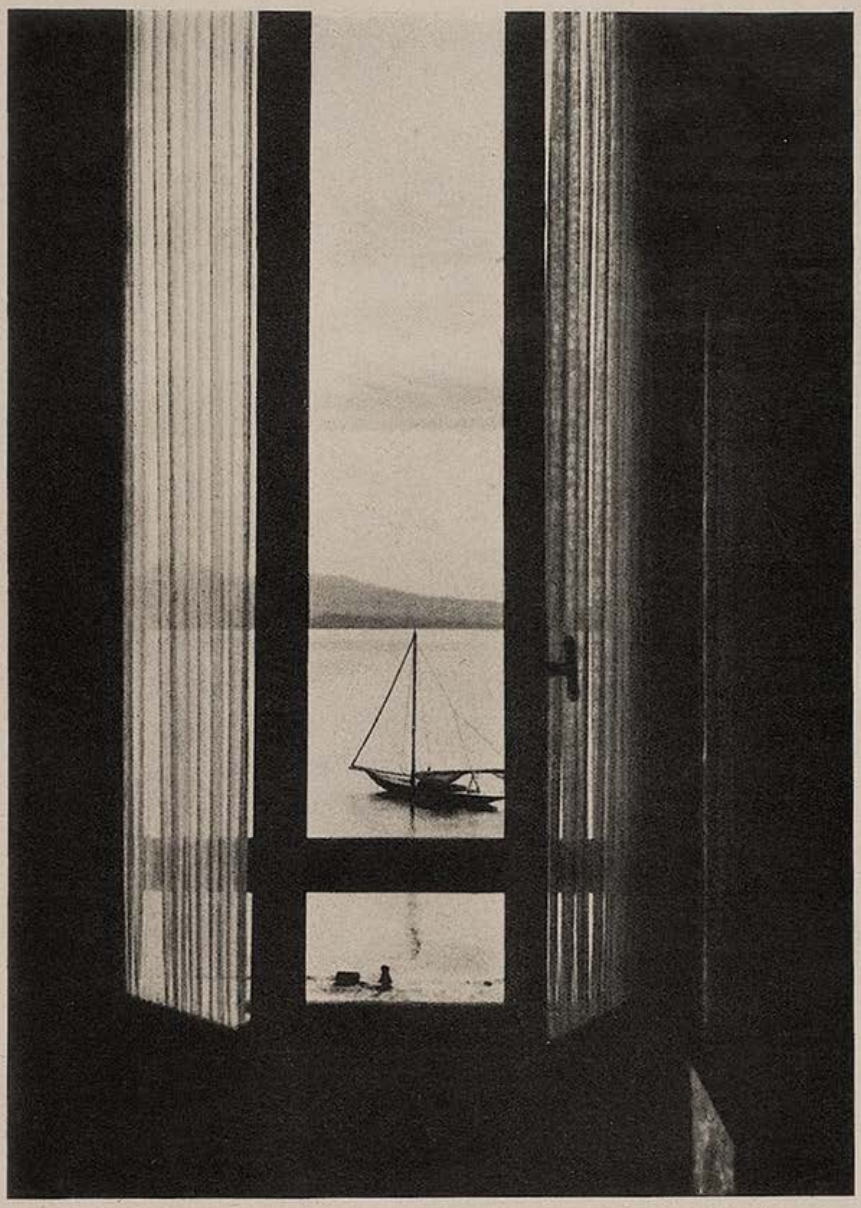
Der Auserwählte

Als er den Ruf vernahm und jäh entbrannte
wie trocknes Holz, das weiß der Blitzschlag trifft,
ging er den Weg, den niemand von uns kannte.
Brot ward ihm Stein, Wein ward ihm Gift.
Er schauderte vor dem, der ihn entsandte.
Wie Blinde lernen, mit dem Fuß zu sehen,
so ward er wissend ohne langen Dienst
und was sich anderen verhüllt, daß sie es nicht verstehen,
zerriß von seinen Augen wie Gespinst,
was niemand faßt, Gott gab es ihm zu Lehen.
So schritt er uns voran, im Vorwärtsschreiten
bereits verlacht, verlassen, angespie'n,
Das Lächeln eines Narren oder Benedeiten
im Angesicht zu jenen Weiten hin,
die silbern sind vom Eis der Einsamkeiten.

Nikolaus Holger



Im Hafen — G. Heinsen



Das Fenster phot. v. Riedemann

Die Gäste sind fort

Von Wilhelm Lichtenberg

Um drei Uhr morgens empfehlen sich die Gäste im Vorzimmer, indem sie beinahe unisono jenes Rhabarber des guten Tones erzeugen, das im allgemeinen „Aufbruch" bedeutet. Es ist immer dasselbe Geräusch, egal in welchem Milieu und von wievielen es gemacht wird. Der siebenjährige Kurti ist nur durch zwei dünne Türen vom Vorzimmer getrennt und weint jetzt. Mutti entschuldigt sich bei den Gästen und läuft ins Kinderzimmer. „Warum weinst du, Kurti?" — Kurti heult: „Die Indianer machen solchen Lärm!" — „Das sind keine Indianer, Kurti!" verweist ihn Mutti sanft. „Das sind unsere lieben Gäste." — „Warum schreien Sie so?" — „Weil sie jetzt aufbrechen!" Kurti setzt sich in seinem Bett auf, ballt die Fäustchen und stößt erbittert hervor: „Sie sollen schon gehen! Ich mag sie nicht — diese Gäste! Sie haben uns sicher unsere ganze, schöne Punschtorte aufgegessen!" — „Nein, Kurti! Es ist noch ein hübsches Stück für dich übrig geblieben." Kurti beruhigt sich etwas und fragt dann philosophisch: „Mutti, warum ladet man eigentlich Gäste ein?" Und Mutti seufzt: „Ach Gott — das weiß kein Mensch. Aber schlaf jetzt, Kurti! Es ist spät und du mußt morgen zur Schule." — „Ja", antwortet Kurti bockig, „bis diese greulichen Indianer fort sind."

Mutti geht aus dem Kinderzimmer und kommt gerade noch zurecht, den Gästen zu versichern, wie reizend es war, und wie sehr sie es bedauert, daß man „schon" geht.

Das Mädchen leuchtet die Treppe hinab und die Gastgeber bleiben für eine Weile allein. Er seufzt tief: „Ah! Endlich! Was sind das für Leute, die nicht das Gefühl dafür haben, daß ein arbeitender Mensch mindestens um ein Uhr morgens schon ins Bett will?" — Sie sagt gähnend: „Unser Kurti behauptet, daß es Indianer seien!" — „Indianer! Bei Gott! Das sind sie auch! Kurti hat einen wundervollen Vergleich geprägt!" Und dann meint er nach einer Weile: „Du hättest nicht so bitten sollen, daß sie noch bleiben!" — „Ach, das tut man doch nur der Form halber. Jeder Eingeladene weiß doch, daß dieses Bitten nicht ernst gemeint ist." — „Wie du siehst, sind sie aber trotzdem geblieben." — „Ja. Weil sie eben Indianer sind."

Inzwischen ist das Mädchen zurückgekehrt. Die gnädige Frau fragt: „Na? ist's wenigstens dafürgestanden, Käte? Was haben Sie Trinkgeld bekommen?" Und Käte mault: „Vier Schilling." — „Von acht Personen?" — „Ja." — „Angestrengt haben sich unsere Gäste nicht!" meint die Gnädige. — „Doch", antwortet Käte, „beim Essen". — „Beim Essen, weiß Gott!" seufzt die Dame.

Dame, Herr, Mädchen gehen in den Salon, um die Verwüstungen des Indianerüberfalles wenigstens halbwegs zu beseitigen. Plötzlich schreit die Dame auf: „Allmächtiger!" — „Was hast du?" fragt der Herr nervös. — „Die japanische Miniature! Frau Kreipel hat sie mitgenommen!" — „Das wäre noch schöner!" ereifert sich der Mann. — „Aber nein, gnädige Frau", sagt das Mädchen, „die japanische Miniature hängt doch an ihrem Platz". — „Ach ja! Die Leute haben mich so entnervt, daß ich schon Schreckbilder sehe." — „Warum du gerade Frau Kreipel verdächtigst?" meint der Gatte mit leichtem Vorwurf. — „Wen denn sonst?" antwortete sie überzeugt.

Nach einer Pause der Erschöpfung fragt die Dame des Hauses: „Hat Ihnen der Ingenieur ein Trinkgeld gegeben, Käte?" — „Nein. Er hat mich geküßt. Das ist billiger", antwortet das Mädchen.

Die Gnädige nickt. Plötzlich befiehlt sie: „Reißen Sie alle Fenster auf, Käte! Das entsetzliche Parfüm der Frau Bergrat verpestet uns die Wohnung!" Und während Käte das Fenster aufreißt, fragt der Gatte: „Warum parfümiert sich diese Bergrat eigentlich so?" — „Weil sie auf sex appeal macht, diese alte Ziege! Hast du nicht bemerkt, wie sie mit dir kokettiert hat?" — „Nein. Ich habe den ganzen Abend Herrn Herweth beobachtet, wie nervös er ist!" — „Warum ist Herr Herweth nervös?" — „Weil er ein Bankier ist." — „Das ist doch kein Grund." — „So? Meinst du? Ahnungsloser Engel!"

Die Gnädige kommandiert: „Käte, die übriggebliebenen Sandwiches werden für morgen zum Nachtmahl aufgehoben." Käte konstatiert sachlich: „Es sind keine Sandwiches übriggeblieben, gnädige Frau." — „Ist doch nicht

möglich! Wir haben vier Platten ins Zimmer gebracht. Die können die Gäste doch nicht alle gegessen haben!" — „Es ist aber doch so." — „Ja, kommen denn die Leute von einer Nordpolexpedition?" — „Oh, gnädige Frau, Gäste können unheimliche Mengen vertilgen. Ich weiß das. In meiner früheren Stellung hat die Gnädige vorher immer eine sehr dicke Suppe auftragen lassen, damit die Gäste von den guten Sachen nicht zu viel essen." — „Eine ausgezeichnete Idee, Käte! Übermorgen haben wir wieder Gäste. Da wird eine dicke Suppe gemacht."

Käte schreit auf: „Ein Fettfleck, gnädige Frau!" — „Wo?" fragt die Dame erbleichend. „Da! Auf dem Damastfauteuil!" — „Erich, wer ist auf dem Damastfauteuil gesessen?" — „Herr Baumgartner." — „Herr Baumgartner! Hast du schon einmal gehört, Erich, daß jemand vom bloßen Sitzen einen Fettfleck hinterläßt?" — „Nein." — „Wenn uns das Schicksal noch einmal so hart strafen sollte, Herrn Baumgartner einladen zu müssen, setzen wir ihn auf den Küchenhocker! Haben Sie mich verstanden, Käte?" — „Ja, gnädige Frau."

„Käte, von der Punschtorte bekommt Kurti morgen zum Frühstück." — „Von der Punschtorte? Von der ist nicht ein Hauch mehr da, gnädige Frau!" — „Ist doch nicht möglich! Ich habe doch selbst die halbe Torte noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht!" Der Gatte lacht: „Du tust so, als ob wir Leute ohne Arme und Beine eingeladen hätten!" — Sie gerät außer sich: „Aber Kurti muß doch etwas von der Punschtorte bekommen!" Der Gatte ist einigemale melancholisch durch den Salon gegangen und meint: „Gib ihm von der Crèmetorte. Die ist fast unberührt geblieben." Die Gattin erstarrt: „Also so etwas . . . ! Die Punschtorte ist weg und die Crèmetorte haben sie nicht gegessen! Käte! Ich frage Sie: Woher wußten die Gäste, daß die Crèmetorte nur die Hälfte der Punschtorte kostet?" Käte ereifert sich: „Na, ich hab's ihnen nicht gesagt! Ich verrate doch keine strategischen Geheimnisse." Und der Gatte lacht in sich hinein: „Das ist Instinkt, meine liebe Olly! Der Instinkt der Gäste! Gegen den ist nichts zu machen! Hihihi!"

Käte hat die große, chinesische Vase umgestülpt und schreit plötzlich auf: „Gnädige Frau! Die Teile, die von der Crèmetorte fehlen!" — „Wo?" schießt die Dame hinzu. — „Da. In der Vase. Die Gäste haben sie heimlich hineingesteckt." — „Warum haben sie nicht die Punschtorte hineingesteckt, zum Donnerwetter?" Und der Gatte kichert immer diabolischer: „Der Instinkt . . . Der Instinkt der Gäste, meine liebe Olly."

Olly meint vernichtet: „Gehen wir schlafen, Erich." — „Ja, gehen wir schlafen. Wann haben wir wieder Gäste, Olly?" — „Übermorgen." — „Hoffentlich nettere Leute als die heutigen?" — „Ach!" meint Olly wegwerfend, „Gäste sind niemals nett!" — „Warum ladet man sie dann ein?" — „Weil man bei ihnen auch geladen war." — „Und warum haben sie einen eingeladen?" — „Weil . . . ach, frag doch nicht so dumm, Erich! Das nennt man eben das ‚gesellschaftliche Leben'! Und jeder Mensch muß seinen Kreis haben. Sonst würde man ja auf das Niveau wilder Völkerschaften heruntersinken." — „Zum Beispiel auf das der — Indianer . . ." feixt Erich.

Und Olly verschwindet in ihrem Schlafzimmer, indem sie die Türe kräftig hinter sich zuschlägt.

Aus der Mädchenschule

„Wie heißt die leidende Form von ‚ich küsse'?"

„Ich küsse nicht!"

Beim Heiratsvermittler

„Sie reflektieren also bei einer Frau weniger auf Schönheit, als in erster Linie auf Häuslichkeit!"

„Ja — ein paar Häuser soll sie haben!"

Mißverständnis

Kunde beim Uhrmacher: „Und wie lange geht diese Uhr?"

Uhrmacher: „Vierzehn Tage!"

Kunde: „Danke! Ich brauche eine Uhr, die . . . immer geht!"

Schwämme

„Na, Lina, haben Sie einen neuen Badeschwamm gekauft?"

„Nein, gnädige Frau! In den Laden gab es keine richtigen. Alle, die da waren, waren voll Löcher!"

Beim Lichtbildner

„Sie sind sieben Personen, da machen wir am besten eine Queraufnahme!"

„Müssen wir uns da alle hinlegen?"

Der Schatten — phot. v. Riedemann

Die Mutter — Blasius Spreng

Gesund entlassen

Von Paula Oesterreicher

„Meine Berufung an die erste Psychiatrische Abteilung", erzählte Doktor Henderson, „machte mich sehr stolz. Ich war damals noch ein ganz junger Arzt. Bisher war ich eigentlich nur Beobachter in der wirren Welt der Geisteskranken gewesen. Endlich war es mir erlaubt, eine aktive Rolle in diesem schauerlichen Drama der Menschheit zu spielen.

Der erste Assistenzarzt, Doktor Winkler, machte mit mir die Runde durch die Anstalt, um mir die Patienten zu zeigen. Zuerst besuchten wir die harmloseren Kranken, die in gemeinsamen Sälen und in Zimmern zu dritt und viert untergebracht waren. Dann kamen wir zu den schweren Fällen, die in Einzelzellen oder Gitterbetten in Sicherheit gehalten wurden. Schließlich führte mich Doktor Winkler in den Zahlstock. Auf dieser Abteilung sind die zahlungsfähigen Kranken untergebracht, die gewisse Privilegien genießen. Sie müssen nicht die Anstaltskleider tragen und haben unter anderen Begünstigungen, auch einen sogenannten Empfangsraum zur Verfügung, wo sie ihre Angehörigen begrüßen und sich auch gesellig zusammenfinden dürfen. Das Zimmer war einfach, aber gediegen eingerichtet.

„Wie Sie sehen", sagte Doktor Winkler, „sind die Einrichtungsgegenstände festgenagelt. Beim Anblick von Fremden regen sich unsere Pensionäre manchmal derart auf, daß sie alles, was nicht niet- und nagelfest ist, ihren Besuchern nachwerfen."

Nachdem eine ganze Reihe von Fällen vor mir Revue passiert hatte, meinte Doktor Winkler: „Jetzt werden Sie den Großindustriellen, Generaldirektor Berndorf, kennenlernen, dessen Selbstmordversuch vor einigen Jahren solches Aufsehen erregt hat. Er hatte sich auf einem Baum seines Parkes aufgehängt. Gartenarbeiter, die zufällig vorüberkamen, schnitten ihn ab. Es gelang, ihn zum Leben zurückzurufen. Seitdem ist er hier bei uns."

Generaldirektor Berndorf wurde hereingeführt. Er war in Begleitung eines älteren, kleinen Mannes, mit schneeweißem Haar und einem besonders freundlichen Gesicht.

„Das ist Herr Generaldirektor Berndorf mit seinem Begleiter Reidel", stellte Dr. Winkler vor.

„Sekretär", unterbrach Berndorf kurz.

„Und das ist Ihr neuer Arzt, Doktor Henderson."

Der Herr Generaldirektor kam mit einem tänzelnden Schritt auf mich zu und klopfte mir leicht auf die Schulter.

„Mein junger Freund", sagte er, „es tut mir leid, Sie jetzt nicht empfangen zu können. Ich bin momentan sehr beschäftigt." Dann sprach er zu seinem Sekretär: „Haben Sie die Eingabe an das Finanzministerium schon abgeschickt?"

„Nein, Herr Generaldirektor. Ich erlaube mir Sie daran zu erinnern, daß Sie wünschten, erst die Angelegenheit mit der Handelskammer zu ordnen."

„Ja, das ist richtig", antwortete der Generaldirektor zustimmend. „Doch seit dem Lunch sind eine Menge neuer Informationen eingelangt, die die Sache in einem anderen Lichte erscheinen lassen. — Sie sehen, mein Lieber", bei diesen Worten wandte er sich mir zu, „wie beschäftigt ich bin. Bitte, fassen Sie Ihr Anliegen schriftlich, mein Sekretär wird mir darüber referieren."

Und er verließ grußlos das Zimmer.

„Wie Sie gesehen haben", sagte Dr. Winkler, „befindet sich Berndorf in glänzender Verfassung. Er nimmt an Gewicht zu, ißt und schläft ausgezeichnet. Und das alles verdanken wir diesem unbedeutenden, alten Mann, diesem Reidel."

„Ich muß sagen", meinte ich, „dieser Reidel macht einen höchst sympathischen Eindruck. So ein Wärter ist eine große Stütze für den Arzt."

„Sie irren", erwiderte Dr. Winkler. „Reidel ist ein Patient. Ein höchst eigenartiger Fall. Er ist schon fünfunddreißig Jahre bei uns."

„Er macht einen vollkommen normalen Eindruck", bemerkte ich.

„Ja, das ist er auch. Seit zwanzig Jahren wird er als vollkommen gesund behandelt. Er gehört zwar nicht zu den zahlenden Patienten, aber er genießt als Einziger das Privilegium, sich im Zahlstock aufzuhalten. Er spielt ausgezeichnet Billard, kann Bridge und Rummy, hält Radio und Grammophon intakt und unterstützt die Kranken beim Lösen der Kreuzworträtsel. Es ist ihm auch erlaubt, kleine Trinkgelder anzunehmen. Er muß sich in all den Jahren schon ein hübsches Vermögen erspart haben. Er hat eine unsagbare Geduld selbst mit den ungebärdigsten Kranken. Eine unbezahlbare Stütze für unseren schweren Beruf."

„Ja, aber warum ist er eigentlich hier?"

„Es war ein Fall von Jugendirrsinn. Er hat einen Mord begangen — und eine ihm ganz fremde, junge Frau überfallen und erwürgt. Doch er hat sich sofort nach der Tat freiwillig gestellt und ist seitdem bei uns interniert."

„Warum aber entläßt man ihn nicht?"

„Es hat niemand ein Interesse daran. Er hat keine Angehörigen. Er ist vollkommen zufrieden hier und wir unternehmen auch nichts in seiner Angelegenheit, da er uns unentbehrlich geworden ist."

„Aber das ist doch eigentlich ein Unrecht", sagte ich.

Ich war damals, wie gesagt, noch sehr jung und empfand Mitleid mit diesem armen Teufel, der sein ganzes Leben unter Narren und Irrsinnigen verbringen mußte. Ich ließ mich mit Reidel in ein Gespräch ein.

„Haben Sie sich nie gewünscht, von hier wegzukommen?" fragte ich.

Reidel sah mich mit seinen freundlichen Augen an: „Ich habe mich an das Leben hier gewöhnt. Ich habe alle hier gern und man braucht mich hier."

„Aber denken Sie nicht doch manchmal mit Sehnsucht an die Freiheit?"

„Gewiß, Herr Doktor. Es klingt vielleicht undankbar gegen meine Wohltäter, aber ich sehne mich schon manchmal gewaltig nach der Außenwelt. Ich möchte so gern noch einmal hinaus, so lange ich noch nicht ganz alt bin. Jeder Mensch hat irgendeinen geheimen Wunsch und auch ich möchte vor meinem Tod noch etwas erleben. Dann würde ich leichteren Herzens den Rest meines Lebens diesen armen Narren opfern. Ich fühle, daß ich erst ruhig sterben werde, wenn ich mir diesen Wunsch erfüllen kann."

Das Herz krampfte sich mir zusammen, als ich dem alten, vom Schicksal gebrochenen Mann nachsah.

Er soll seine Freiheit haben, ehe es zu spät ist, dachte ich.

Von dieser Stunde an hatte ich einen neuen Lebenszweck. Ich informierte mich, welche Wege einzuschlagen wären, um meinem Schützling zu seinem Glück zu verhelfen. Schließlich wandte ich mich an einen befreundeten Rechtsanwalt. Wir schrieben in seine Heimatgemeinde, die nötigen Dokumente wurden beschafft und bald konnte ich triumphieren. Reidel hatte sein Freiheitsattest.

Sein Abschied wurde gefeiert. Die wohlhabenden Patienten sammelten für eine goldene Zigarettendose, diejenigen, die sich für Kaiser und Minister hielten, überhäuften ihn mit Orden. Die Wärter gaben ihm eine silberne Uhr und die unbemittelten Kranken weinten ihm bittere Tränen nach. Der diensthabende Arzt hielt einen kleinen Abschiedsspeech: „Wir werden Sie nie vergessen und unsere wärmsten Wünsche begleiten Sie. Wann immer Ihnen das Leben draußen nicht mehr gefallen sollte, kommen Sie zu uns zurück. Wir werden Sie immer mit offenen Armen empfangen."

Seine Freunde hüpften und sprangen hinter ihm drein, bis sich das Gittertor vor ihm auftat und Reidel in die Freiheit trat. Seinen kleinen Koffer hatte er auf den Bahnhof vorausgeschickt. Er zog es vor, zu Fuß zu gehen.

— — — — — — — — —

Wie erstaunt waren wir alle, als er nach zwei Stunden Abwesenheit schon wieder zurück kam.

„Ich bin wieder da, Herr Doktor", sagte er schlicht. „Jetzt bleib ich für immer hier."

„Aber Reidel, in dieser kurzen Zeit können Sie nicht viel von dem Leben da draußen genossen haben."

„Oh, danke, Herr Doktor, es hat mir vollkommen genügt. Es war kurz, aber schön. Jetzt kann ich mich in Ruhe wieder meinen Kranken widmen."

— — — — — — — — —

Ungefähr eine halbe Meile weit von der Anstalt fand man die Leiche einer jungen Frau, die am Halse Würgspuren aufwies. In der Nähe des Tatortes wurde ein kleiner, weißhaariger Mann beobachtet, der mit tänzelndem Schritt und mit einem wirren Lächeln auf seinen Lippen, in der Richtung der Irrenanstalt verschwand."

ANEKDOTEN

Als Laube Direktor am Wiener Burgtheater war, befand sich unter den Schauspielern auch einer, der — nicht überragend an Können — sich stets zurückgesetzt fühlte. Als einmal wieder ein Stück besetzt werden sollte, wandte er sich an Laube mit den Worten: „Herr Direktor, wen werde ich denn in dem neuen Stück spielen?" — Worauf Laube trocken entgegnete: „Den Gekränkten!"

•

Als Brahms sich einmal auf einer Konzertreise befand, wollte eine junge Dame dem großen Meister durchaus etwas vorsingen. Ihrem wiederholten Bemühen gelang es auch endlich, bei ihm vorzukommen und sie sang ihm „Das Gebet einer Jungfrau" mit mehr Begeisterung als Talent vor. Als sie geendet hatte, wandte sie sich voll stolzer Erwartung an Brahms: „Meister, raten sie mir, kann ich noch etwas für meine Stimme tun?" — „Heiraten!" erwiderte Brahms.

*

Napoleon, im Umgange mit dem zarten Geschlecht wenig gewandt, war gelegentlich von einer verletzenden Offenheit. Einmal sagte er einer Dame der Gesellschaft, die zu einem Diner eingeladen worden war: „Madame, Sie haben rote Haare!" — Darauf zuckte diese nur die Achseln und erwiderte schlagfertig: „Ich habe es bis jetzt nicht gewußt —, kein Herr aus meinen Gesellschaftskreisen hat es mir bis jetzt gesagt!"

*

Marquis v. Montrand, ein gefürchteter Witzbold seiner Zeit, hatte sich einmal den Amtsmann von Ferette, der ob seiner Eitelkeit bekannt war, zur Zielscheibe seines Spottes ausersehen. Der Beamte war von Natur aus mit außerordentlich dünnen Beinen bedacht worden, dabei trug er sich nach der Mode der alten Zeit und erschien stets in Kniehosen, Dreispitz und einem Galanteriedegen. — „Sagen Sie mir doch, mein lieber Amtsmann", fragte Montrand eines Tages, „haben Sie eigentlich drei Beine oder drei Degen?"

*

Zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges hatte ein junger Soldat sein Regiment eigenmächtig verlassen, um seine Braut zu besuchen, von der er in Erfahrung gebracht hatte, daß sie es in letzter Zeit mit einem anderen Burschen hielte. Er kam eben noch zurecht, um sich ihre Gunst zurückzuerobern und kurz entschlossen feierte er gleich Hochzeit. Als er sodann wieder zu seinem Regiment zurückkehrte, hatte man für seine Liebeseskapade wenig Verständnis und verurteilte ihn zum Tode. Als der damalige Präsident Lincoln, der Todesurteile nur in den seltensten Fällen unterzeichnete, auch dieses zur Unterschrift vorgelegt bekam, ließ er wieder einmal Gnade walten und meinte: „Hoffentlich bereut der Delinquent nicht nach einem Jahr, daß ich ihn heute nicht habe füsilieren lassen!"

Prater

Adalbert sitzt im Dritten Kaffeehaus.

An einem wunderschönen Frühjahrsnachmittag.

Eine reizende junge Frau, die mit ihrem kleinen Jungen bei der Jause sitzt, erweckt sein Wohlgefallen und bald ist die Bekanntschaft gemacht.

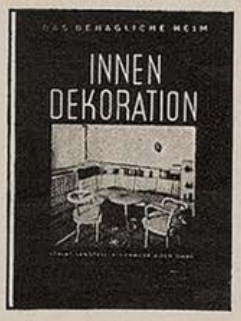
Adalbert macht sich beliebt bei dem Jungen, beliebt bei der entzückenden Mama und ist bald Hahn im Korbe.

Adalbert schwärmt, die Dame ist ganz Ohr und der Junge, der sich die längste Zeit zwischen den Tischen herumgetrieben hat, kommt endlich nachdenklich zum Tisch zurück, schaut Adalbert neugierig an und sagt interessiert:

„Du, Mam, wird der Herr unser neuer Onkel?" *H. K. B.*

Porträt — P. P. Erkens

Älteste und führende Zeitschrift auf dem Gebiet der neuzeitlichen und künstlerischen Raumausstattung



47. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl geht zum Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Narrenstreiche

Am Hofe des Königs Alfons von Aragonien lebte ein Witzbold, der alle Narrenstreiche, die ihm bekannt wurden, getreulich in einem Buche vermerkte. Als der König davon merkte, ließ er den Witzbold mit dem Buche zu sich kommen, das er aufmerksam durchlas. Sehr erstaunt aber war er, als er auch seinen eigenen Namen in dem Buche vermerkt fand.

„Was soll denn das bedeuten?" wollte er wissen.

Der Witzbold erwiderte: „Majestät haben doch neulich einem Roßhändler fünftausend Taler gegeben, daß er in Ungarn Pferde einkaufe!"

„Das allerdings!"

„Nun, Majestät, es war doch eine Narrheit, einem fremden Roßhändler soviel Geld anzuvertrauen!"

„Tja, aber der Händler kommt doch sicherlich mit den gekauften Pferden wieder zurück!"

„Wenn das der Fall ist, werde ich den Namen Eurer Majestät ausstreichen und den Namen des Roßhändlers an diese Stelle schreiben!"

h. m.

Soeben erschien:

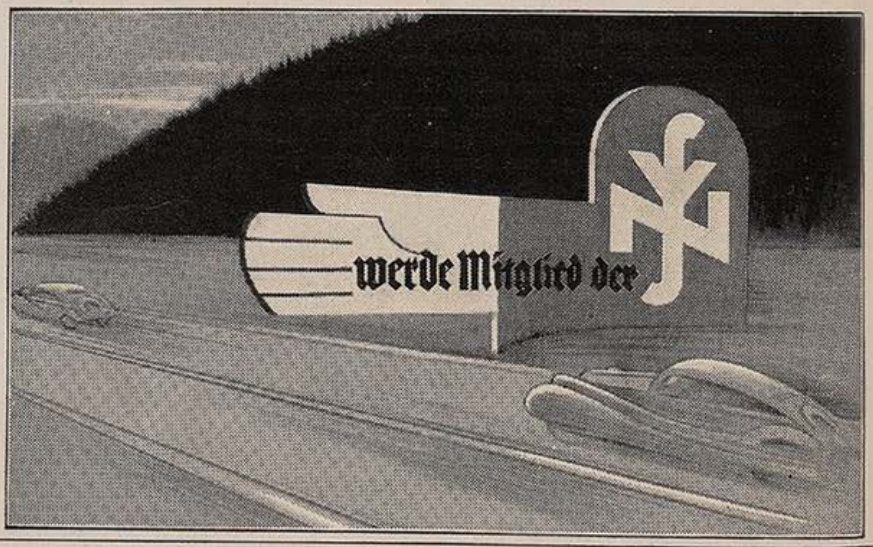
Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.
112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.
Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10



DIE FOTO-SEITE

Sonne, Wolken und Segelboote

Das sind drei Dinge, die in harmonischem Zusammenspiel zu fotografischen Bildern mit größter Wirksamkeit führen.

Sie sind bestimmend für den Tonwertgehalt des Bildes, auf den ja überhaupt die gesamte Sprache des Lichtbildes zurückgeht. Wir haben ein leuchtendes Weiß, das in ruhigen und rhythmischen Flächen der Segel gegeben ist, und wir finden zarte Mitteltöne, die im Himmel und Wasser zu suchen sind und dem Bilde seinen stimmungsmäßigen Gehalt vermitteln.

Da sich so also dankbare Motive ergeben, die zudem in jedem Landschaftsbereich anzutreffen sind, liegt die Notwendigkeit nahe, daß wir bei diesem Thema ein wenig verweilen.

Wir können dem Segelboot in ganz verschiedenen Stellungen begegnen. Wir finden es ruhig „vor Anker" liegen, treffen es in voller Fahrt, entdecken auch den Menschen in voller Beschäftigung. Schließlich bleibt in engem Zusammenhange damit die Darstellung des Wassers für sich mit seinen Spiegelungen und Reflexen, die bei mäßiger Wasserbewegung zu lustigen Motiven verhelfen. Im großen und ganzen aber wird uns besonders das schöne weiße Segel fotografisch fesseln, weil in ihm eine volle Leuchtkraft zur Geltung gelangt.

Um die Wiedergabe dieses reinen Weiß dreht sich im Grunde alles. Wir werden vom gestalterischen Gesichtspunkt aus dafür Sorge tragen müssen, daß es vor einem ruhigen Hintergrund Raum findet. Wenn die Umgebung stört, ist der Kamera ein tiefer Aufnahmestandpunkt zu geben, damit der Horizont nach unten zu liegen kommt und der Himmel Hintergrund wird. Die Beleuchtung muß so gewählt werden, daß die Segel plastisch heraustreten, losgelöst von ihrer Umwelt. Das gelingt am besten im Gegenlicht. Indem die Sonne von hinten gegen die Segel scheint, werden sie eigenartig durchschimmert und bekommen damit höchste Leuchtkraft. Zugleich werden zarte Wölbungen als Folge des Windes und kleine Unterschiede in der gegenseitigen Stellung bei mehreren Segeln durch feinste Tonunterschiede angedeutet.

Daraus sehen wir ohne weiteres, daß gerade der Tonwertwiedergabe größte Aufmerksamkeit zu schenken ist. Schon vom Motiv her sind die Farben so gut wie zurückgetreten, so daß eine motivliche Beurteilung leicht ist. Die technische Anpassung besteht in einer reichlichen Belichtung und zarten Entwicklung. Dann drängen wir die Tonwerte in gewisser Weise auf einen relativ kleinen Umfang zusammen, erhalten sie aber dafür in ein Bereich, der bis in seine Extreme kopierbar oder vergrößerungsfähig ist.

Fotografieren wir den Menschen im Zusammenhang mit Segelbooten, so wird er ohne weiteres motivlich dominieren. Wir haben damit auch die Aufgabe, alles andere, was nicht unbedingt wichtig wird, zurückzustellen, ohne allerdings auf das leuchtende Segel zu verzichten, weil ja gerade damit die besondere Stimmung des Bildes zum Ausdruck gelangt. Wir werden also für einen ruhigen Hintergrund ebenso Sorge tragen müssen wie für eine belebende Lichtführung. Beides läßt sich durch entsprechende Wahl des Aufnahmestandpunktes bewältigen.

Ein Filter hat Bedeutung. Denn es kommt ja gerade auf eine gewisse Blaudämpfung an, damit der Himmel getönt zur Abbildung gelangt. Sonst würde er die Segel überstimmen und damit das eigentliche Motiv zurückstellen. Für alle Fälle genügt das helle Filter. Denn eine zu starke Blaudämpfung ruft schwere Stimmungen hervor, die in den meisten Fällen unnatürlich sein werden.

An den Sonnabenden und Sonntagen dieser Wochen werden wir überall auf Flüssen und Seen reges Treiben finden. Man braucht ja gar nicht Segelbootsbesitzer zu sein, um solche Aufnahmen herzustellen. Gerade durch stilles Beobachten und volle Hingabe an Motiv und Kamera können wir uns in besonderem Maße auf das Fotografieren konzentrieren, um damit blindes Knipsen zu vermeiden. Wichtig ist es, möglichst dicht an die Motive heranzugelangen, um zu großzügigen Wirkungen zu kommen. Ist dazu vom Ufer aus keine Gelegenheit, so mietet man sich ein Ruderboot, um hierin ein bewußt lenkbares „Atelier" zu errichten. Das lohnt sich bestimmt. Hat man aber Gelegenheit, selbst auf ein Segelboot zu kommen, dann kann selbstverständlich vielseitiges Arbeiten erfolgen, das in jeder Weise auszunutzen wäre.

Durch die schlichten Formen, die exakten Linien und die leuchtenden Flächen wird das Segelboot zu einem steten Anziehungspunkt für die Kamera. Und das — wie auch unser Bild zeigt — aus gutem Grunde.

gi-t.

Lieber 2 Minuten später zu Bett, als einen Abend ohne **Chlorodont!**

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10 D.-A. I. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg, mit Porto 95 Pfg.,

Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer

Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer

Ministerpräsident Göring K. Bauer

Reichspräsident v. Hindenburg K. Bauer

Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer

Albert Leo Schlageter K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10

Reichsminister Darré K. Bauer

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 24

Am Viktualienmarkt in München

Anton Höchl

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 24

Bilanz eines Tages

Von Siegfried von Vegesack

Wenn du das Licht ausgedreht,
und die Nacht, die unerbittliche, vor dir steht
und Rechenschaft fordert: was hast du vollbracht,
was hast du getan
mit der Zeit, der unwiederbringlich verlorenen Zeit?
Dann versinkt ohne Fracht,
leer und ohne Gewicht der Kahn
des Tages im unergründlichen Meer der Ewigkeit.

Wohl hast du allerlei Dinge getrieben,
diktiert, telephoniert, einige Briefe unterschrieben,
hast im Büro gesessen,
eine Besprechung gehabt, mit einem wichtigen Mann zu Mittag gegessen,
vielleicht auch mit einer schönen Frau ...

Aber nur am Tag kannst du dich damit betrügen.
Die Nacht
ist genau:
sie läßt sich nicht belügen.
Jetzt, im Dunkel, ohne das Blendwerk des Lichts:
was hast du vollbracht?
Nichts.
Nichts vollendet und nichts begonnen.
Der Tag ist wie Wasser zwischen deinen leeren Händen zerronnen.
Nichts ist geblieben.

Und vielleicht wird nur e i n e kleine Tat deinem Konto gutgeschrieben:
daß du einem Arbeitslosen für zwanzig Pfennig Streichhölzer abgenommen.
Aber das tatest du ja nur, um mit gutem Gewissen an ihm vorbeizukommen,
an diesem dunklen, quälenden Schatten, der dich bedroht,
dich vernichtet,
der dich anklagt, wie die Nacht, und wie der Tod
dich richtet.

IM SCHLAF GEGEBEN

VON WILHELM WELDIN

Ronny Sothwell war der leidenschaftlichste und überzeugteste Schläfer, der je von sechs Tagen der Woche fünfmal zu spät ins Büro kam.

Das Merkwürdige dabei war, daß Ronny in der Blüte seiner Jahre stand und sich einer robusten Gesundheit erfreute. Statistiker hätten unschwer errechnen können, daß er von den fünfundzwanzig Jahren seines Lebens wahrscheinlich bloß zwei Jahre gearbeitet, drei Jahre über unüberwindliche Müdigkeit geklagt und den Rest verschlafen hatte.

Daß er dennoch überhaupt lebte, war ein Phänomen.

Es war nur dadurch möglich, daß er manche geschäftlichen Angelegenheiten so lange verschlief, bis sich herausstellte, daß sie faul waren, was ihn in den Geruch einer treffsicheren kaufmännischen Begabung brachte. Ein glücklicher Börsencoup, der dadurch zustande kam, daß er den Anruf seiner Bank verschlief und ein Papier, dessen sofortigen Verkauf man ihm nahelegen wollte, wider alle Erwartung in schwindelnde Höhen stieg, während er gerade träumte, daß er im Nachthemd auf dem Perron der Charing Croß Station stand und von drei Polizisten, einer Brillenschlange und seiner Tante Ursula mit einem Regenschirm verfolgt wurde, ermöglichte es ihm, fürderhin auch die kurze tägliche Zeitspanne, die er sonst im Büro durchwacht hatte, der gesunden und köstlichen Betätigung des Schlafes zu widmen.

Seither schlief er statt in seinem Büroſessel auf Bordstühlen von Vergnügungsdampfern, in luxuriösen Riviera-Betten und im Sand fashionabler internationaler Seebäder. Er hatte das höchste Ziel seines Lebens erreicht, nämlich ungestört schlafen zu können, und wäre für alle Zeiten restlos glücklich gewesen, wenn nicht ein unerbittliches Schicksal in ihm die Flamme einer leidenschaftlichen Liebe zu dem Mädchen im gelben Badetrikot entfacht hätte.

Es kam wie alle Schicksalsschläge plötzlich und riß ihn buchstäblich aus allen Träumen.

Er lag am Strand von Clacton in einem bequemen, blaugestreiften Liegestuhl und schlief. Eine schlanke Elfe in einem Badetrikot tänzelte durch seine Träume immer näher an ihn heran, bis sie auf seiner rechten großen Zehe zu stehen kam, wobei sich herausstellte, daß sie ein Gewicht von mindestens 50 Kilo hatte. Mit einem leisen Wehschrei riß Ronny die Augen auf und wußte einen Augenblick nicht, ob er wach war oder träumte. Auf seiner Zehe stand tatsächlich ein elfenhaft schlankes Mädchen in einem gelben Badetrikot, nur wandte es ihm zum Unterschied von der Traumerscheinung den Rücken zu und betrachtete versonnen die heranrollenden Wogen.

„Hallo!" sagte Ronny. „Stehen Sie gut auf meiner Zehe?"

„Oh, verzeihen Sie!" rief das Mädchen, sich umwendend, und Ronny sah zu seinem größten Erstaunen, daß es tatsächlich der Elfe seiner Träume nicht unähnlich war.

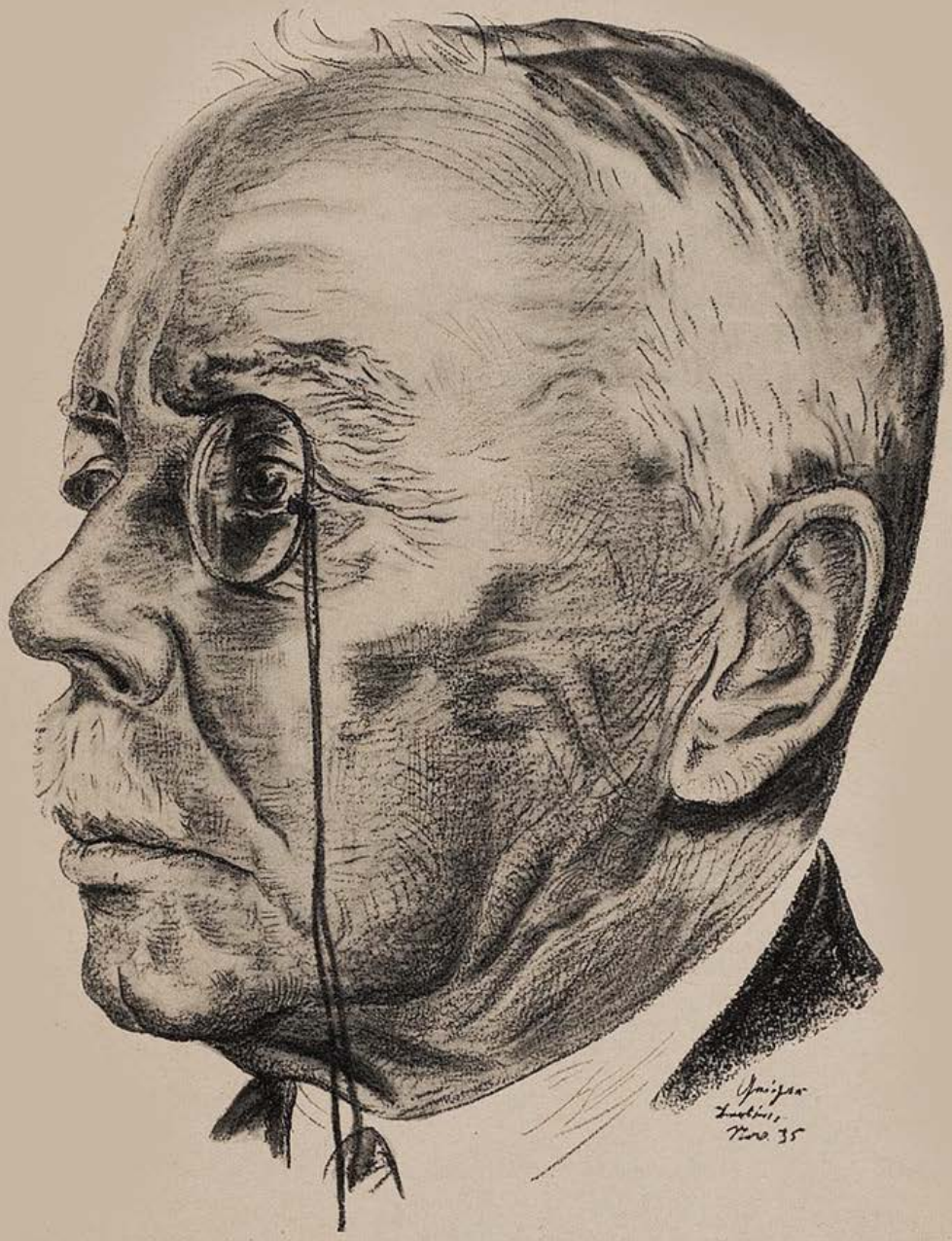
„Bitte steigen Sie nur ruhig wieder auf meine Zehe", sagte er liebenswürdig. „Ich würde alles tun, um Ihnen eine kleine Freude zu bereiten."

Das Mädchen musterte ihn interessiert. Es war etwa zwanzig Jahre alt, außerordentlich hübsch und hatte einen herausfordernden kleinen roten Mund, der beim Lächeln zwei Reihen blendend weißer Zähne enthüllte.

„Das ist schrecklich nett von Ihnen", sagte sie. „Aber offen gestanden, wäre mir ein Liegestuhl lieber. Ich bin direkt auf der Jagd nach einem."

Ronny war mit einem Male wacher denn wach. Ohne schonenden Übergang erfuhr er an sich, was die Liebe — und noch dazu die Liebe auf den ersten Blick — aus einem aufrechten Mann machen kann. Mit einer blitzartigen Schnelligkeit, die er sich nie zugetraut hätte, verwandelte er sich der Reihe nach in ein Wiesel, einen Lastträger und einen routinierten Aufsteller von Liegestühlen.

Von diesem Augenblick an begann für Ronny die schwerste Zeit seines Lebens. Er schleppte rastlos Liegestühle, Bademäntel, Sonnenschirme, Photoapparate und Handtäschchen hinter dem Mädchen her; er besorgte in kurzen Intervallen von fünf zu fünf Minuten Zigaretten,



Exz. Generaloberst von Seeckt — Willi Geiger

Eis, Pralinees, Obst, Erfrischungsgetränke und wieder Zigaretten, Eis und Pralinees; er stülpte sein Gehirn um, wie das Sackfutter einer Hosentasche und kramte alles an alten Witzen und verstaubten Anekdoten heraus, was er in den letzten zehn Jahren in seinem Gedächtnis aufgestapelt hatte. Wenn bei diesem rasanten Leben je jemand zum Schlafen kam, so war es das Mädchen. Ihr wassergewelltes blondes Lockenhaupt an der Brust, saß Ronny dann stundenlang regungslos in der Stellung einer Laokoon-Gruppe, um ihren zarten Schlummer nicht zu stören. Acht Tage hielt er das aus, dann brach er zusammen.

Sie saßen nach dem Mittagessen in ihren Liegestühlen am Strand und auf einmal befiel ihn die ganze aufgestaute Müdigkeit mit einer solchen Wucht, als hätte er eine Woche ununterbrochen Holz gehackt. Und während das Mädchen lebhaft und angeregt reizende Kindheitserinnerungen erzählte, sah er sich plötzlich, von einem riesigen, zähnefletschenden Traum-Hund verfolgt, auf einem haardünnen Telegraphendraht über einen schwindelnden Abgrund balancieren.

„Ich habe so einen schrecklichen Durst", sagte das Mädchen, mit weiblicher Sprunghaftigkeit von seiner Erzählung jäh abschwenkend. „Wollen Sie so gut sein, mir ein paar Birnen zu besorgen?"

„Stellen Sie den Eierbecher nicht auf die Telegraphenstange!" rief Ronny gequält, mit einem beschwörenden Unterton. „Nicht auf die Telegraphenstange!"

Das Mädchen wandte sich ihm mit einer kleinen, erstaunten Falte in der Stirn zu und entdeckte, daß er im Schlaf redete.

„Sie haben also die ganze Zeit geschlafen!" sagte es spitz, ihn an der Schulter rüttelnd.

„Sie sollen den Eierbecher nicht auf die Telegraphenstange stellen!" wiederholte Ronny, diesmal drohend und sackte tiefer in sich zusammen.

Bayerische Voralpenlandschaft **Karl Bössenroth**

Als er nach einer Weile aus düsteren Träumen erwachte, fand er den Liegestuhl neben sich leer. Erst nach langem Suchen sah er das Mädchen am entferntesten Ende des Strandes wieder, aber nicht mehr allein. Zugleich mit ihr trat Jeff Mottley, die Verkaufskanone, in sein Leben.

Jeff Mottley war ein junger Mann von jenem Typus, wie sie aus Plakaten und Anzeigen auf uns zutreten und erklären, daß sie es durch den dreiwöchigen Fernkurs in Selbstbemeisterung, persönlichem Magnetismus und Redekunst zu dem gebracht haben, was sie sind. Er hatte sich den ehrenden Titel einer „Verkaufskanone" dadurch erworben, daß er sechs Millionen Menschen durch Rede und Schrift zum Tragen von Gummiabsätzen bekehrt hatte. Er war das gerade Gegenteil von Ronny und redete ihn einfach in Stücke.

Bereits am nächsten Vormittag trieb Jeff Mottley, ohne viel zu fragen, seinen Liegestuhl als Keil zwischen Ronny und das Mädchen und bald geschah es immer häufiger, daß Ronny, wenn er, durch den ungeheuren Redeschwall der Verkaufskanone ermüdet, eingeschlafen war, beim Erwachen die beiden Liegestühle neben sich leer fand.

Nun hatte er genügend Zeit zu schlafen, aber — so seltsam können sich Menschen wandeln — zum erstenmal in seinem Leben freute ihn das nicht mehr. Sein sehnsüchtigster Traum war es jetzt, in Gesellschaft zu schlafen. Liegestuhl an Liegestuhl mit einem Mädchen in einem gelben Badetrikot.

„Wären Sie bereit, mich zu heiraten?" fragte er das Mädchen, als die Verkaufskanone einmal ausnahmsweise für einige Minuten von der Bildfläche verschwunden war, ein merkliches Loch in der Luft hinter sich zurücklassend. Es war sein letzter Trumpf und er verpuffte völlig wirkungslos.

„Sie ...?" lachte ihm das Mädchen geradezu ins Gesicht. „Ebensogut könnte ich mir einen Schlafsack anschaffen und ihn Ronny taufen!"

Und dann kam die Krise.

„Wir übersiedeln morgen auf einen anderen Platz", sagte die Verkaufskanone. „Zu schläfrige Atmosphäre hier."

„Jeff ist nämlich so tatkräftig", bemerkte das Mädchen mit einem bewundernden Augenaufschlag. „Ich hoffe, Sie werden uns nicht vermissen?"

Nun gibt es auch für den Wurm im Staub eine Grenze des Erträglichen. Etwas schäumte in Ronny auf. Fast vierzehn Tage hatte er keuchend Liegestühle von einem Ende des Strandes zum anderen geschleppt, hatte Eis, Pralinees, Zigaretten und tausend andere Nichtigkeiten im Tempo eines Stafettenläufers nach allen Richtungen der Windrose befördert und was war der Erfolg? Daß irgendeine x-beliebige Verkaufskanone daherkam und die zähe Arbeit von zwei Wochen binnen wenigen Tagen zunichte machte.

„Nicht im mindesten", sagte er. „Tatkräftige Leute sind mir ein Greuel. Und Leute, die sich mit ihnen einlassen, noch mehr. Bitte, lassen Sie sich nur nicht aufhalten!"

Kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, als ihn eine wunderbare Erleichterung überkam. Es war ihm, wie wenn eine Zentnerlast von seiner Brust genommen wäre. Eine sanfte Gelöstheit war in allen seinen Gliedern, eine gottvolle Müdigkeit kroch langsam durch seine Nervenbahnen und ehe das Mädchen noch antworten konnte, sank er in den seligsten Schlaf, den Schlaf des Vergessens. Als er nach langer, langer Zeit durch ein vages Störungsgeräusch erwachte, war er der Meinung, es seien noch die guten alten Zeiten vor dem Auftauchen der Verkaufskanone und das Mädchen wäre durch keinen eingekeilten Liegestuhl von ihm getrennt.

„Was für einen komischen Traum ich hatte!" sagte er, benommen die Augen öffnend. „Eine Eule mit einem Monokel im Auge — —"

Und dann bemerkte er, daß das Mädchen vor ihm stand und schluchzend auf ihn einsprach.

„Gütiger Himmel!" rief er. „Was ist denn passiert?"

„Gestohlen ist es worden ..." schluchzte das Mädchen. „Das Handtäschchen mit dem ganzen Geld und der Diamantuhr meiner Mutter. Ich hatte es für einen Augenblick in den Sand gelegt und schon war es weg. Jeff hatte natürlich gleich auf den kleinen schwarzen Mann einen Verdacht gehabt, denn Jeff ist so ein scharfer Beobachter und sieht wirklich alles! Aber leider wurde bei dem Mann nichts gefunden. Jeff war wunderbar, w—u—n—d—e—r—b—a—r—! Er ist so eine Hilfe in allen Dingen! Eben jetzt verhandelt er mit der Polizei. Oh, warum war ich nur so unvorsichtig!"

Unendliches Mitleid schwellte Ronnys Herz. Die Sonne hatte die ganze Zeit auf ihn niedergebrannt und vor Aufregung traten dicke Schweißtropfen auf seine Stirn. Mechanisch griff er nach seinem Handtuch, das neben ihm im Sand lag, in der Absicht, sich die Stirn abzutrocknen und im nächsten Augenblick traten seine Augen vor Verwunderung förmlich aus den Höhlen. Unter dem Handtuch lag, von niemand bemerkt, die vielgesuchte Tasche und aus ihrem geöffneten Spalt lugte, halb in den Sand gerutscht, die Diamantuhr hervor.

„Nanu!" murmelte er. „Das ist doch — — —"

Er hatte keine Ahnung, was eigentlich wirklich geschehen war. Die Erzählung des Mädchens hatte er, noch traumbefangen, nur halb verstanden. Er wußte nicht, daß er eine Stunde geschlafen hatte, während der ganze Strand in heller Aufregung war. Er wußte nicht, daß der Dieb, als er den durchdringenden, von persönlichem Magnetismus triefenden Blick der Verkaufskanone mißtrauisch auf sich gerichtet sah, die Tasche schnell unter Ronnys Handtuch versteckt hatte. Aber er war jetzt hundertprozentig wach und er war nicht auf den Kopf gefallen.

„Hier ist sie!" sagte er, mit schlichter Bescheidenheit dem Mädchen die Tasche überreichend.

„Aber — —!" rief das Mädchen, einen Freudenschrei ausstoßend. „Das — —! Wieso — —?"

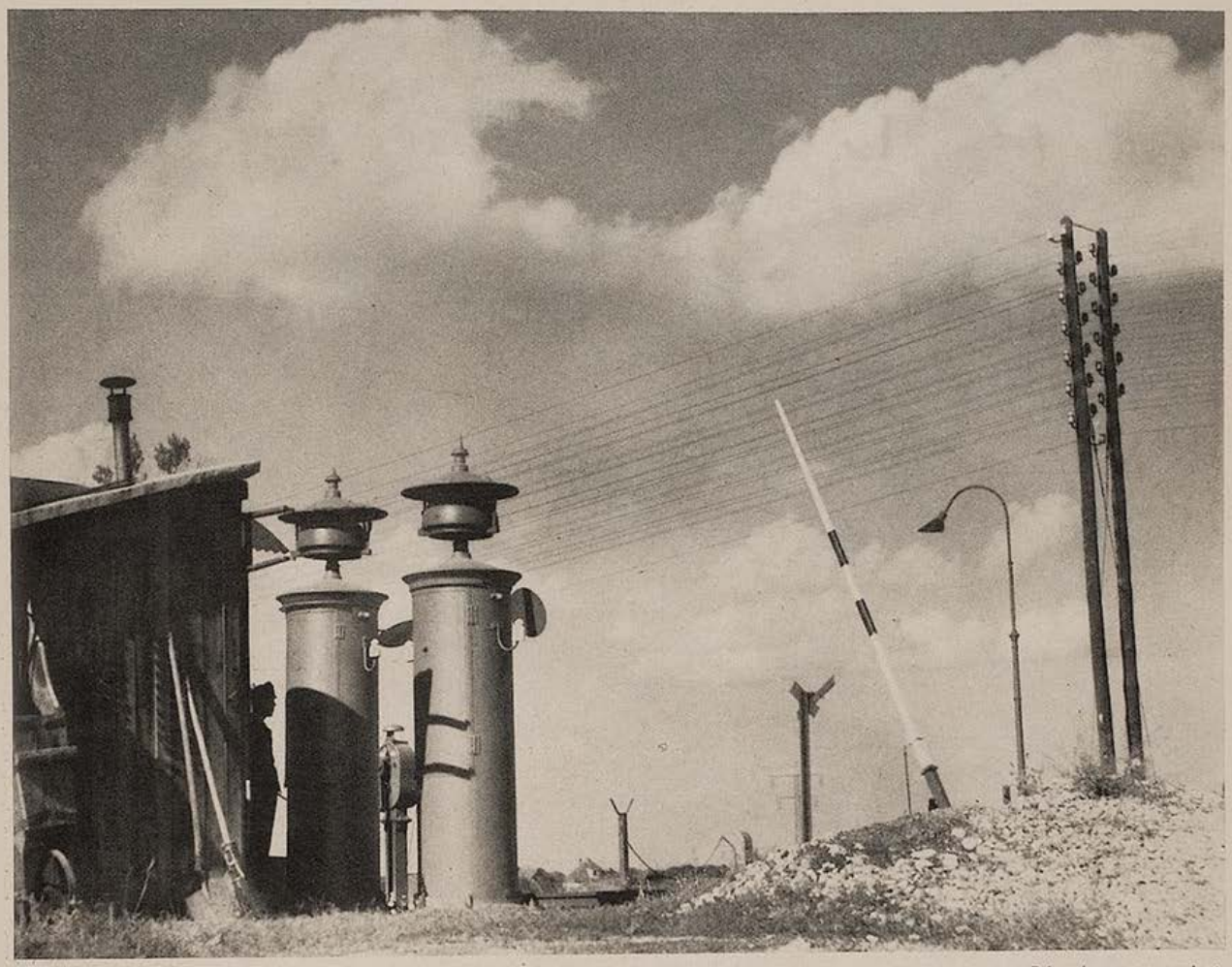
„Ein wenig Beobachtungsgabe ..." sagte Ronny beziehungsvoll. „Die Fähigkeit, alles zu sehen ... Der richtige Griff im richtigen Augenblick."

Das Mädchen sah ihn eine Minute schweigend an. Eine große Offenbarung kam über sie. Das war der Mann, wie ihn sich alle Frauen wünschten. Ein Fels im Meer. Umsichtig. Verläßlich. Einer jener starken, schweigenden Männer, die handeln statt zu reden, nicht eine herumschusselnde, großmäulige Verkaufskanone. Er hatte den Dieb beobachtet, die Tasche an sich gebracht und dann in aller Ruhe weitergeschlafen. Das war Größe!

„Ronny", sagte sie, ihm um den Hals fallend und ihm einen Kuß gebend. „Ich glaube, ich werde dich heiraten!"

„Das ist die vernünftigste Idee, die du je gehabt hast, mein Kind", sagte Ronny und entschlummerte, von einem nie gekannten Glücksgefühl erfaßt, sanft in ihren Armen.

Flußlandschaft — Adolf Jutz



Bahnübergang v. Riedemann.phot.

ABSCHIED

Erzählung von Gert Lynch

Mit dumpfem Knall wurden die Türen des Möbelwagens geschlossen. Dann rollte er langsam davon, weit fort nach einer fremden Stadt.

Zum letzten Male stieg Schütterling hinauf in das große Atelier, wo er so viele Jahre gelebt und gemalt hatte. Sein Schritt klang laut und hohl durch den leeren Raum. Das kahle, mächtige Nordfenster, das sonst voller Pflanzen gewesen war, starrte auf nackte, nüchterne Wände. Die Stellen, wo die Bilder gehangen hatten, hoben sich scharf von der Tünche ab. Das dicke Ofenrohr sah wie eine häßliche schwarze Riesenraupe aus.

Schütterling trat zum Fenster und nahm Abschied von der Stadt, die ihm eine zweite Heimat geworden war. Der Dunst der Dämmerung lag auf den Dächern, und das Gewirr der Firste schmolz zu einer einzigen grauen Ebene zusammen, aus der die roten Lampen des fernen Gaskessels herausschwelten.

Unten im Brauereigarten, wo die Kastanien gilbten und das Laub auf den Tischen lag, jagte eine Katze einem wirbelnden Blatt nach.

Schütterling stand, schaute und sann, bis es dunkel wurde und allenthalben die Lichter aufglommen. Da wandte er sich ab und erinnerte sich, daß noch etwas zu erledigen war. Eine letzte Pflicht hatte er noch, ehe er das Atelier und die Stadt für immer verließ.

Da die Lampen abgeschraubt waren, suchte er unter den Abfällen eine Kerzenstummel heraus, zündete ihn an und stellte ihn auf das Ofenblech. Dann setzte er sich mit untergeschlagenen Füßen davor, griff nach der Pappschachtel neben dem Ofen und öffnete sie. Sie war bis an den Rand mit Briefen gefüllt. Zarte, lavendelblaue Briefe, die alle die gleiche zierliche Handschrift trugen und einen leisen Duft ausströmten, den Schütterling mit geweiteten Nüstern einsog. Briefe, die von der glücklichsten Zeit seines Lebens zeugten und eine lichte Zukunft verheißen hatten.

Etwas Feierliches kam über Schütterling. Er faltete jeden einzelnen Brief auseinander, bauschte ihn auf und legte ihn auf den Ofenrost. Einmal fand er ein bleiches vierblättriges Kleeblatt zwischen den Seiten, dort ein dürres Vergißmeinnicht. Als er auf eine Haarsträhne mit seidenem Schleifchen stieß, zögerte er. Doch dann schüttelte er den Kopf und ließ auch dieses Angebinde im Ofen verschwinden.

Die Kerze, vor der er hantierte, flackerte unruhig, und die Schatten huschten wie schwarze verstörte Vögel über Decke und Wände. Im Kamin sang der Wind auf einem hohen, gequälten Ton, und auf die Scheiben des schrägen Fensters klatschten einige dicke Tropfen.

Schütterling knüllte den letzten Brief zusammen und stopfte ihn in den Ofen. Dann nahm er die brennende Kerze, warf sie in den Papierhaufen, schlang die Arme um seine Knie und sah in den entstehenden Brand.

Ein Dehnen, Strecken und Knistern ging durch die Briefe. Rauchspiralen pufften hervor. Eine kleine blaue Zunge leckte hindurch und schmiegte sich an die Knäuel und Bäusche. Gelbe und braune Kreisfelder entstanden, wuchsen und blähten sich auf, und schließlich sprang eine wabernde Flamme empor und hüllte alles in ihren Mantel. Und die Briefe begannen zu glühen und wurden lebendig, bogen und wanden sich, bäumten sich auf und umschlangen sich, wisperten und tuschelten all ihre Heimlichkeiten und rollten heißes Geschehen auf. Mohnblumen lohten wie Abendrot aus großen, ernsten Kränzen hervor. Ein schwarzer Zug bewegte sich langsam zwischen Hügeln und Scheinzypressen entlang. Kreuze überschnitten sich, und die Glocken läuteten. Weiße Tauben flogen über frisch aufgeworfene Muttererde. Eine Truhe wurde an Seilen hinabgelassen. Ein paar Schollen polterten plump auf das Tannenholz, und hinterdrein fielen sacht dunkle Rosen. Eine getragene Stimme erklang und sprach von Trost und ewigem Frieden. Edle Kräuter wurden geräuchert. Ein Lied schwang über die Grube, verwehte hinter den Lebensbäumen und hinterließ lastende Stille.

Die kohlenden Briefe schrumpften, stürzten zusammen und versanken zu Asche, und in der Asche flammte ein letztes bengalisches Rot auf, so wie es am Schlusse großer Ereignisse zur Erhellung des Hintergrundes gewöhnlich abbrennt. Und als alles zu Ende war, begann die Spreu der Briefe weißlich zu schimmern, ähnlich dem Märzenstaub, wenn der Winter vorüber ist und der Frühling noch nicht begonnen hat.

Schütterling stand schwerfällig auf und tastete sich hinaus. Dann lieferte er die Schlüssel ab und begab sich zur Bahn.

Bauernhochzeit

Von Niels P. Christensen

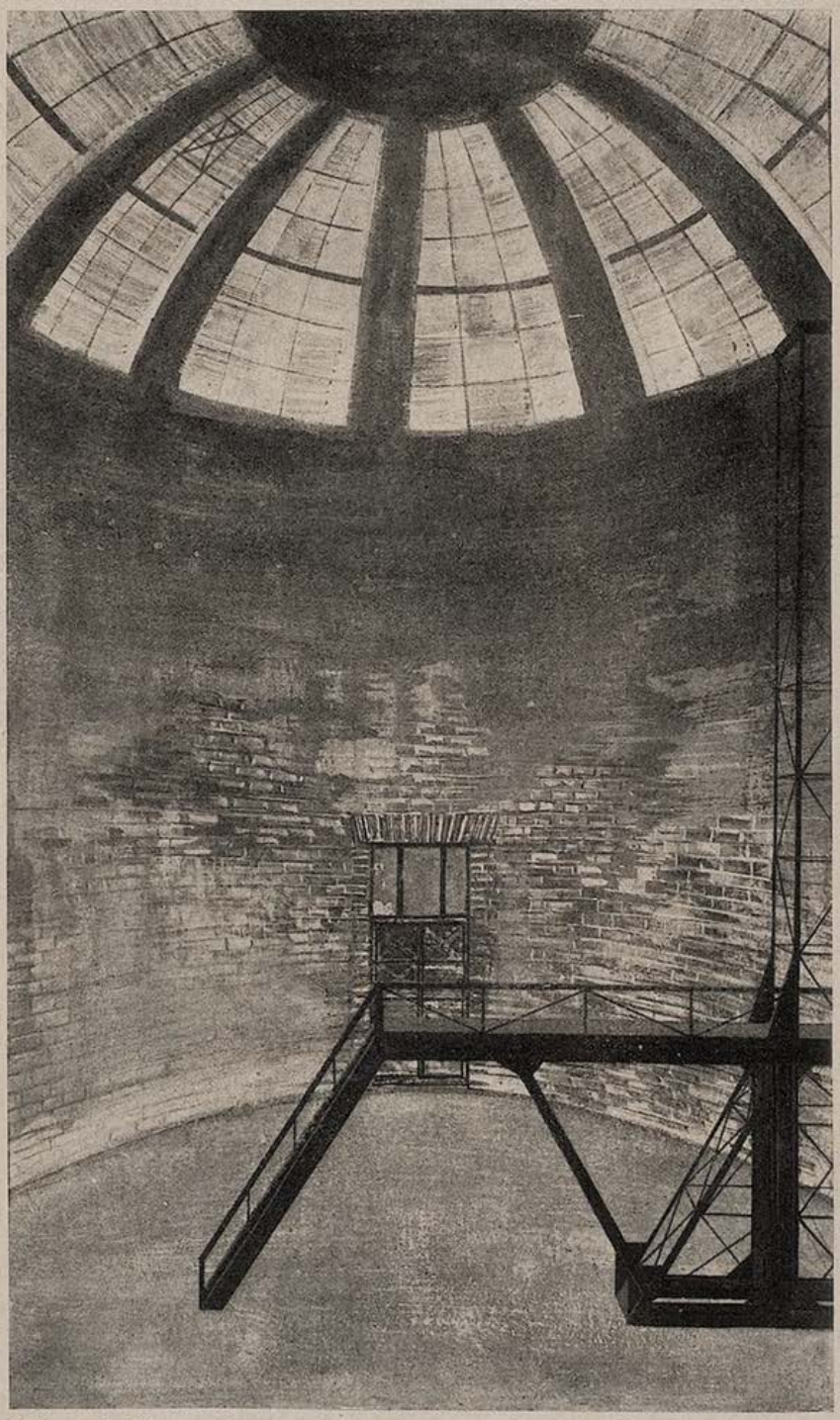
Die Bauern aus dem Dorf waren böse auf mich. Es war besser, man machte einen großen Umweg um das Dorf, denn die Bauern waren so böse, daß sie mich sicher furchtbar verdroschen hätten, wenn ich ihnen unter die Finger geraten wäre. Und alles nur wegen einer kleinen Geschichte im „Tagblatt".

Nun ja, ich hatte mich ein bißchen lustig gemacht über das Dorf. In der Geschichte, versteht sich. Aber deswegen brauchte man doch nicht gleich böse zu werden, das war doch lächerlich, da müßten mir ja Gott weiß wer alle böse sein, über die ich mal eine Geschichte geschrieben hatte. Das bringt nun mal der Beruf so mit sich. Schließlich sind wir ja auch dem Bauern nicht böse, wenn er das Korn mäht, obgleich es doch viel hübscher aussieht, wenn es noch auf dem Felde steht.

Unsere Aufwartefrau, die Witwe Högner, hatte zum Glück einen Vetter im Dorf wohnen, und als ich ihr mein Leid geklagt hatte, daß es doch entsetzlich wäre, immer einen Umweg um das Dorf machen zu müssen, und als ich dann noch Zauberkunststückchen machte, wobei zehn Kronen aus meiner Tasche hübsch in ihre Tasche gezaubert wurden, da erbot sich die freundliche Witwe Högner, als Friedensengel ins Dorf zu schweben. Die Bauern sollten ihre Knüppel für andere Zwecke aufsparen, und ich wollte dafür eine glanzvolle Geschichte über das Dorf schreiben, sozusagen eine Geschichte mit Hochglanz.

Dagegen ließe sich nichts einwenden, hatten die Bauern mir sagen lassen, und schon am nächsten Tag ging ich schnurstracks in die Dorfschenke, ließ mir einen Akvavit einschenken, und kein Knüppel kam zum Vorschein. Aber wie ernst die Bauern es mit der Versöhnung offenbar meinten, das zeigte eine Einladung, die mir der Dorfvorsteher höchstpersönlich überbrachte: in der nächsten Woche, sagte der Vorsteher, würde eine große Hochzeit im Dorf stattfinden, und ich wäre hiermit als Ehrengast geladen, und es wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn ich meine Frau mitbringen würde.

„Natürlich müssen wir hingehen!" sagte Petra bestimmt. „Erstens wegen der Versöh-



Bühnenbild — Doris Nether

Bauer

Johann Mutter

Kleine Geschichten von großen Leuten

Brahms war ein ausgesprochener Feind leeren Geschwätzes. Einst wurde er von einer Dame gefragt: „Meister, wie stellen Sie es nur an, so tiefempfundene Musik in Noten zu setzen?" — „Nun", entgegnete Brahms, „dies ist sehr einfach und richtet sich bloß — nach den Noten der Verleger!"

*

Fürst Eszterhazy suchte einmal eine Gouvernante für seine Kinder. Jede Bewerberin hatte ihr Lichtbild beizulegen. In einem Offert fand er nun die Photographie eines älteren, beleibten Herrn und als er neugierig das Gesuch las, stand darin: „Da ich leider kein eigenes Bild besitze, erlaube ich mir in der Beilage jenes meines Onkels zu senden, dem ich sehr ähnlich sehen soll. Hochachtungsvoll! N. N."

*

Der Wiener Hofkapellmeister Hellmesberger pflegte täglich seine Zeitung immer in der gleichen Trafik zu kaufen. Einmal aber hatte er seine Geldbörse vergessen und auf seinen bezüglichen Hinweis erwiderte die Trafikantin, daß er ja auch am nächsten Tag zahlen könne. — „Wenn mich aber in der Nacht der Schlag träfe?" meinte Hellmesberger lächelnd. — „Oh", erwiderte die Trafikantin, „dann wäre ja der Schaden nicht so groß!"

F. H.

---

nung, und zweitens ist eine Bauernhochzeit sicher etwas sehr Schönes."

Ja, das konnte man wohl sagen: etwas ganz großartig Schönes war eine Bauernhochzeit, verteufelt auch, das konnte man wohl sagen! Der Tisch war so vollbeladen, daß man furchtbar schnell zwischen all den guten Sachen aufräumen mußte, sonst wäre der Tisch womöglich zusammengebrochen. Wir räumten mächtig auf, aber die Hochzeiter ließen immer neue Sachen auffahren, man mußte schon gehörig dazu trinken, sonst wäre gar nicht alles gerutscht. Wahrscheinlich hatten die Bauern erwartet, ich würde eine Rede halten, aber wie kann einer eine Rede halten, wenn er das Maul voll hat und noch so viele leckere Sachen auf dem Tisch stehen, von denen man noch nicht gekostet hat.

Petra flüsterte mir zu, sie wäre nun bald am Platzen, aber es gab immer noch mehr. Schließlich, als der Mokka aufgefahren wurde, lehnten wir uns wohlig zurück, und meine linke Nachbarin knuffte mich vergnügt in die Seite.

„Hat's geschmeckt, Herr Humorist?" fragte sie.

„Ein Götterfraß!" bestätigte ich höflich.

Mittlerweile hatte sich das junge Paar schon heimlich davongemacht und ich überlegte gerade, wie ich ebenso heimlich ein stilles Plätzchen ergattern könnte, um ein wenig auszuruhen, als der Dorfvorsteher mich beiseite nahm.

„Hören Sie, Herr Humorist", sagte er feierlich, „jetzt haben Sie eine angenehme Pflicht zu erfüllen. Nämlich es ist bei uns so Sitte, daß der Ehrengast — —"

Petra war neugierig herbeigekommen, aber der Vorsteher redete trotzdem weiter.

„Nämlich der Ehrengast darf bei uns, einer uralten Sitte nach, die Braut ins Brautgemach geleiten und — —"

Bei diesen Worten wurde Petra merklich unruhig, doch der Vorsteher ließ sich gar nicht stören.

„— — ins Brautgemach geleiten, und die erste Stunde muß er mit der Braut verbringen — in allen Ehren natürlich, Herr Humorist, darum muß der Ehrengast auch stets verheiratet sein."

„Soso, hm, naja" — mehr wußte ich im Augenblick nicht zu sagen, und dabei vermied ich es sorgfältig, Petra anzusehen. Aber schließlich: eine alte Sitte durfte man natürlich nicht so ohne weiteres verwerfen, das mußte

wohl überlegt sein. Außerdem war die Braut ein hübsches Mädchen, Teufel nochmal, ein verdammt hübsches Mädchen sogar!

„Nämlich, Herr Humorist, die Sache ist so", erklärte der Vorsteher mit einem Seitenblick auf Petra. „Es soll nämlich auf diese Weise sozusagen die Standhaftigkeit der Braut noch einmal sozusagen im Feuer der Geschütze geprüft werden."

Aha, und das Geschütz sollte also in diesem Fall ich sein — na ja, dagegen war ja eigentlich nichts einzuwenden. Und, nicht wahr, eine uralte Sitte ist schließlich — —

Aber Petra wollte von der uralten Sitte offenbar noch mehr wissen: wie denn das so vor sich ginge im Brautgemach, wollte sie wissen.

„Hm ja", sagte der Vorsteher, „also das wäre eigentlich wohl — also nachher nähme dann ja auch der Bräutigam den Platz ein, während der Ehrengast ja nur in allen Ehren sozusagen — —"

„Wieso? Welchen Platz?" fragte Petra beharrlich.

Der Vorsteher fand diese Fragerei offenbar sehr lustig, während mir immer ungemütlicher dabei wurde.

„In allen Ehren natürlich, liebe Frau!" lachte der Vorsteher. „Meist schlafen die Ehrengäste sogar dabei ein, bis der Bräutigam sie dann weckt, wenn die Stunde herum ist und er gleich in das angewärmte Nest kriechen kann."

Da war es vorbei mit Petra. Sie warf dem Vorsteher nur noch einen bösen Blick zu und drehte sich entschlossen um. Eine verdammt ungemütliche Lage — schließlich: uralte Sitte ist uralte Sitte, aber Frau ist Frau, da sollte sich nun einer zurechtfinden. In allen Ehren, das war ja sehr schön gesagt, aber es war wohl besser, ich sprach erst nochmal mit Petra darüber.

Der Vorsteher hatte wohl etwas Ähnliches vorausgesehen und flüsterte mir heimlich zu:

„In einer Viertelstunde im Nachbarhaus links, oben erster Stock, die Tür steht offen!"

Ich zwinkerte ihm zu und ging Petra nach. Sie stand schon unten in der Haustür.

„Willst — du — — wirklich — — —"

Ach herrjeh, nun weinte sie auch noch, das wurde ja immer ungemütlicher. Ich wollte noch etwas von uralter Sitte sagen, aber wer mochte denn einer schluchzenden Frau sowas erzählen, das wäre ja furchtbar roh gewesen.

„Nur schnell jetzt weg!" flüsterte ich ihr zu. Und wir stürzten zu unserem Wagen, sollte sich der Bräutigam in Dreikuckucksnamen sein Nest allein anwärmen . . .

Petra schluchzte nicht mehr, sondern sie verlangte gebieterisch, wir müßten auf den Schrecken erst noch in der Stadt einen Akvavit trinken. Die Gute! Das tat sie natürlich nur mir zuliebe, damit ich für den entgangenen Spaß eine Entschädigung bekam.

In der „Schwarzen Gans" empfing uns der Wirt — vor einer Stunde, sagte er, wäre auch das Brautpaar aus dem Dorf gerade bei ihm abgestiegen.

Vor einer Stunde? Hier in der „Schwarzen Gans"?? Das Brautpaar???

„Da siehst du's eual wieder, du Gockel!" sagte Petra. „Anführen wollten sie dich! Wer weiß, was sie mit dir aufgestellt hätten, wenn du auf den Blödsinn reingefallen wärest, du Gockel!"

Aber das war nicht schön von ihr, denn ich war doch standhaft geblieben wie ein Zinnsoldat.

Lenbach als „Edelmann"

Franz Ritter von Lenbach hatte mit seinem welthistorischen „Modell", dem Fürsten Bismarck, auch den Charakterzug gemein, daß ihm nie das richtige Verständnis für höfische Dinge aufgehen wollte. Als ihm bei irgendeinem Anlasse der Verdienstorden der Bayerischen Krone verliehen worden war, mit welchem der „persönliche Adel" und das glorifizierende Präfix „Ritter von" verbunden gewesen ist, traf ihn einer seiner Freunde auf dem Wege zur „Allotria" in der Barerstraße. „Nun, Franzl", begrüßte er ihn, „wie fühlst du dich denn jetzt als Edelmann?" — „Danke der Nachfrag", entgegnete Lenbach mit einer Leidensmiene, „danke, jetzt geht's wieder einigermaßen. Aber die letzte Nacht als Bürgerlicher — — Herrschaft-Sakra, mein Lieber, die war fürchterlich!"

Liebe Jugend

In die Buchhandlung einer Provinzstadt kommt eine junge Dame und läßt sich Werke von Hermann Löns vorlegen. Darunter auch „Das zweite Gesicht". Sie blättert eine Weile unschlüssig darin und wagt dann die schüchterne Frage: „Entschuldigen Sie, haben Sie auch noch — ‚Das erste Gesicht' von Löns?"

Rhönbauer · Heinz Kistler

Brotzeit — Anna Sinterhauf

Tu nichts dergleichen!

Tu nichts dergleichen!
Laß die Dinge ruh'n!
Einmal wird alles Echte kühn sich trennen
von allem Trug und du wirst froh erkennen,
wie gut es war,
dergleichen nichts zu tun!

Tu nichts dergleichen!
Gib dem Schurken vor!
Laß ihn frohlocken und dabei vergessen,
daß er den Anspruch, den er nie besessen,
noch eh' er ihn erhoben —
schon verlor!

Tu nichts dergleichen!
Schau das Zünglein an,
das an der Waage pendelnd sich bewegt
und jene Hand, die in die Schale legt,
was keine andre dir entreißen kann!

Tu nichts dergleichen!
Bleib dir selber treu!
Und laß die ehernen Gesetze walten,
sie sind es, die vernichten, die gestalten
und unbeirrbar sondern:
Frucht von Spreu!

Arnold Weiß-Rüthel

Der Schermäuser und das Joggeli

Von Kurt Schmeltzer

Ganz unten im Dorf, wo es eigentlich schon zu Ende ist, steht noch ein einzelnes Haus. Ach Gott, man tut ihm eigentlich zu viel Ehre an, es richtig Haus zu nennen, ein Hüttchen ist es, ein baufälliges Gerümpel, bloß noch zusammengehalten von dem Efeu und dem wilden Wein, der es von allen Seiten umspinnt. Fliederbüsche wuchern wild darum, und Fremde, die von ungefähr vorüberkommen, rufen regelmäßig: „Ach, wie entzückend!"

Die Dorfleute sind anderer Meinung über Schermäuser Nippernagels Behausung; die bezeichnen sie verachtungsvoll, wie ich es eingangs tat, und wie Nippernagel selber darüber denkt, das sagt er nicht, denn er ist ein schweigsamer Mann.

Wozu hätte Nippernagel auch viel sprechen sollen? Was es in dem Häuschen zu sagen gibt, sagt Anna Nippernagel, seine Frau, in vielfältigen Variationen, denn die ist mit einem gesegneten Redewerk ausgestattet, und ihre Meinung über das Häuschen gleicht auf ein Haar der der Leute aus dem Dorf. Und die Verantwortung dafür schiebt sie ausschließlich auf ihren Mann ab, obschon sie selber vielleicht besser verdient als er mit seiner Maulwurfs- und Hamsterfängerei. Denn sie pflegt tagaus, tagein mit einer Kiepe und einem Henkelkorb in die Stadt zu gehen und dort dörfliche Erzeugnisse wie Eier, Käse und Butter zu verhökern. Und dazu braucht sie das gesegnete Redewerk.

Nippernagel hingegen braucht es nicht, bei seinem Tagwerk, mit dem er sich seinen Schnaps verdient, ist schweigen besser als reden. Denn zu den Hamstern und zu den Schermäusen muß man leise kommen, wenn man sie überlisten will.

Und Schnaps? — Schnaps macht nicht immer redselig, jedenfalls macht er Nippernagel nicht redselig; man kann sogar annehmen, daß er ihm hilft, den Redefluß seiner Frau zu ertragen. Denn zu Hause ist sie nicht so sanftmütig und ölig-freundlich, wie sie sich den Stadtfrauen gegenüber gibt, zumal wenn sie bemerken muß, daß Nippernagel wieder einmal seinen ganzen Verdienst aus den Maulwurfs- und Hamsterfellen in Schnaps umgesetzt hat. Dann wettert sie, daß das ganze baufällige Häuschen zu wackeln scheint und man es bis in das Dorf hinein hören kann. Nippernagel weiß dagegen nur ein Mittel: er schweigt und setzt die Schnapsflasche an den Mund.

So treibt ein Keil den andern, um es bildlich auszudrücken.

Von Joggeli ist zu sagen, daß er der Frau Nippernagel ganz gerne zuhört. Auch der ewige Branntweindusel, in dem sich Nippernagel befindet, stört ihn kaum. Er bemerkt ihn vielleicht gar nicht, wenn er zusieht, wie der Schermäuser die kleinen, blutigen Felle von seinem Hundewagen packt, auf Astgabeln spannt und zum Trocknen an der Hauswand aufhängt, und selbst der faulige Geruch, den die trocknenden Fellchen ausströmen, gehört ihm ganz selbstverständlich zu dem Nippernagelschen Haushalt, den er gerne und oft besucht. Seine Eltern freilich wissen nichts von dieser Freundschaft, sie hätten sie auch wohl kaum gebilligt, denn Nippernagels Ruf im Dorfe ist, was man nach den geschilderten Umständen unschwer verstehen wird, kein besonders guter. Joggeli begreift auch instinktiv, daß er von diesem seinem Verkehr zu Hause nichts erzählen darf, und so wähnt man ihn mit anderen Kindern spielend, während er mit Maulwurfsfellen hantiert oder Putz, dem Nippernagelschen Ziehhund, Wasser bringt oder auch der Frau Nippernagel Käse zureicht, die sie, während ihr Mundwerk in unaufhörlicher Bewegung ist, in ihrem Marktkorb verstaut.

Es war ein schöner Sommermorgen, als Joggeli wieder einmal frisch und sauber, wie ihn seine Mutter entlassen hatte, ein Wurstbrot kauend, bei Nippernagels auftauchte. Frau Nippernagel war nicht daheim, denn sie hatte einen ihrer Stadtgänge angetreten, bloß Nippernagel torkelte um seinen Wagen herum, spannte Putz in sein dürftiges, oft geflicktes Geschirr und packte Fallen zurecht, die er den Maulwürfen und den Hamstern in ihre Löcher stecken wollte, um ihnen den Lebensfaden zu verkürzen.

„Grüß Gott, Herr Nippernagel", sagte Joggeli höflich und stellte sich kauend neben den Wagen. Putz sah das Wurstbrot aufmerksam an und leckte sich über die Schnauze. Joggeli verstand auch gleich, was er wollte, biß einen Happs ab, nahm ihn wieder aus dem Mund und warf ihn Putz in den gierig zuschnappenden Rachen.

„Der braucht nichts", sagte Nippernagel, „der hat heute schon drei Schermäuse gefressen!" Und nach einer Weile: „Willste mit? Ich fahre ins Feld!"

„Ja!" sagte Joggeli erfreut, denn ein solches Angebot hatte ihm der schweigsame Nippernagel noch nie gemacht.

Der Schermäuser schob die Fallen in eine Ecke des Wagens, legte einen Sack auf das Bodenbrett und setzte Joggeli darauf. Dann griff er mit einer längst gewohnheitsmäßig gewordenen Bewegung in die innere Tasche seines speckigen Rockes, zog eine flache Flasche mit farbloser Flüssigkeit heraus, entkorkte sie, schnalzte mit der Zunge, setzte sie an seine bläulichen Lippen und ließ einen Teil ihres Inhaltes hinuntergluckern, machte behaglich brrrr!, setzte den Stöpsel wieder auf, sah bedenklich den verminderten Inhalt der Flasche an, steckte sie endlich wieder sorgfältig in die Tasche und sagte dann: „Hüh Putz!", worauf sich das Gefährt in Bewegung setzte.

Nippernagels baufälliges Häuschen liegt, wie gesagt, am Ende des Dorfes; sie konnten also ohne Verzug in die Felder einbiegen, anderseits ragte aus dem Wagen nur Joggelis blonder Haarschopf hervor — beides ist wichtig, um nachher die Vergeblichkeit der Suchaktion von Joggelis Eltern zu erklären.

An diese fatale Entwicklung dachte aber vorläufig Joggeli ebensowenig wie Nippernagel, der neben dem Wagen hertorkelte und schweigsam in die Gegend starrte. Joggeli genoß mit vollen Zügen sozusagen die Lust der Fahrt ins Freie. Er guckte vergnügt in den blauen Himmel, sah die gelben Ähren zu beiden Seiten des Wagens nicken und fühlte freudig bewegt das Rattern und Holpern der Räder unter sich.

Das elterliche Wurstbrot war längst aufgegessen, als Nippernagel „Brrr!" sagte, worauf Putz stillstand und sich sofort hechelnd niederlegte.

Joggeli stand auf, streckte seine steifgewordenen Beine und Nippernagel sah ihn erstaunt an. „Jaso!" sagte er dann. „Du bist ja auch mit! Na, denn komm mal raus!"

Er hob ihn aus dem Wagen, wählte ein paar Fallen und ging in einer Ackerfurche entlang. Joggeli trabte hinterdrein. Links war ein endloses Kartoffelfeld, rechts eine Roggenbreite, deren schwankenden Halme Joggeli ins Gesicht schlugen. Plötzlich bückte sich Nippernagel, griff anscheinend in die Erde und zog einen Hamster hervor. Tot und schlaff hing der kleine, braune Körper in seiner Hand; an dem dicken Kopf saß ein Blutströpfchen und das schwarz-weiße Chemisett war mit Erdkrümchen verschmiert.

„Der erste heute!" sagte Nippernagel sachlich und steckte ihn in einen Beutel, den er über der Schulter trug. Sie strichen weiter durch das Feld, und Nippernagel hatte sich immer wieder zu bücken. Hier schob er eine Falle in einen Bau, dort holte er bald einen toten Maulwurf, bald einen toten Hamster heraus und steckte ihn in den Beutel, und es dauerte eine ganze Weile, bis sie wieder an dem Wagen standen, vor dem Putz geschlafen hatte und sich nun gähnend und räkelnd erhob. Nippernagel warf den Beutel mit den toten Tieren auf die Fallen, packte Joggeli dazu und Putz mußte sich wieder in Bewegung setzen. Zwischendurch hatte Nippernagel noch öfter die flache Flasche mit den gewohnten Bewegungen gezogen und an den Mund gesetzt.

„Schnaps ist das beste auf der ganzen Welt", erläuterte er einmal dem Joggeli, der aufmerksam zusah.

„Ich habe auch Durst!" sagte er. Aber zu seiner Verwunderung ließ ihn Nippernagel nicht aus der Flasche trinken.

„Für Kinder noch nicht", antwortete er nur. „Kommen nachher an einen Bach, da kannst du trinken."

Sie kamen wirklich an einen Bach, und Joggeli, der kein Gefäß zum Schöpfen und Trinken bei sich hatte, denn die Ausfahrt war für ihn ja ohne jede Vorbereitung erfolgt, blieb nichts übrig, als sich lang auf die Erde zu legen und den Mund in das klare Wasser zu tauchen. Putz

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

machte es ähnlich, nur Nippernagel hatte keinen Durst, was nicht verwunderlich ist, denn die flache Flasche war inzwischen leer geworden. Es ergab sich dann, daß er noch mit einer ähnlichen Reserveflasche ausgerüstet war, deren Inhalt eine gelbliche Farbe hatte.

„Der weiße ist besser", erklärte er mißbilligend, als er sie zum ersten Male an den Mund gesetzt hatte, „aber der gelbe ist billiger. — Lies Holz!" sagte er dann zu Joggeli. „Da in den Büschen! Aber trockenes!"

Joggeli kroch gehorsam herum und brachte auch bald einen ganzen Arm voll dürres Gestrüpp. Nippernagel hatte inzwischen aus der Hosentasche ein Messer gezogen und sich an das Abbalgen der gefangenen Tiere gemacht. Es ging ihm schnell und sicher von der Hand. Die Astgabeln, die er zum Aufspannen der Fellchen gebrauchte, schnitt er sich aus dem Busch, und die abgebalgten Kadaver warf er in einen Topf, der vordem unter dem Wagen geschaukelt hatte. Putz und Joggeli sahen gespannt zu, wie das vor sich ging, bis der schweigsame Nippernagel endlich zu Joggeli sagte: „Buddle 'n paar Kartoffeln aus!"

Am Rande der Wiese, durch die der Bach floß, fing wieder ein Kartoffelfeld an; Joggeli zog einige Stauden heraus und brachte flink eine Mütze voll frischer, glänzender Knollen.

Nippernagel hatte inzwischen alle Maulwürfe und Hamster abgebalgt und die aufgespannten Fellchen an die Schattenseite des Wagens gestellt. Die nackten Maulwürfe durfte Putz fressen, die Hamsterchen aber wusch Nippernagel im Bach, tat Wasser in den Topf, die Hamster dazu, baute geschickt mit ein paar Feldsteinen eine Feuerstelle, setzte den Topf darauf, machte aus Joggelis gesammeltem Holz ein Feuer darunter und schälte dann mit dem blutigen Messer die Kartoffeln, wusch beides im fließenden Wasser und tat dann die Kartoffeln zu der Hamstersuppe. Salz hatte er in einem Schächtelchen in der Tasche; er schüttete etwas davon in das schon brodelnde Wasser und sagte endlich zu Joggeli:

„Nun paß auf, daß das Feuer immer gut brennt. Ich schlafe jetzt ein Stündchen. Ein wahrer Segen, daß man die Alte hier nicht quatschen hört." Er gähnte behaglich. „Wenn ich aufwache, können wir essen. Hamster schmecken besser als Maulwürfe. Die fressen nämlich zu viel Ungeziefer." Er gähnte wieder und schloß die Augen.

Joggeli war restlos begeistert von diesem Zigeunerleben im Busch. Zu Hause durfte er nie an das Feuer im Ofen, und hier hatte er nun sogar die männliche Aufgabe, es gut im Gange zu halten! — Er starrte aufmerksam in das Geknister, legte Zweig für Zweig auf, und war so vertieft in sein Werk, daß er den Feldhüter erst bemerkte, als der schon dicht hinter ihm stand und streng fragte: „Was tust du denn hier?"

Joggeli sprang auf und sah fassungslos in das schnauzbärtige Gesicht über ihm.

„Nippernagel hat doch keinen Jungen", sagte jetzt der Schnauzbart.

„Ich bin doch auch nicht Nippernagels Junge", antwortete Joggeli zaghaft. „Ich bin doch bloß mal mitgefahren."

„Ach so", knurrte der Feldhüter. „Wer bist du denn also?"

Joggeli nannte seinen Namen.

„Ach so!" machte der Feldhüter wieder. „Wissen denn das deine Eltern?"

„Ich glaube nicht", sagte Joggeli verblüfft. Und mit einem Male fiel es ihm ein, daß seine Eltern mit seinem Unternehmen wohl nicht ganz einverstanden sein könnten.

„Na, denn komm mal mit!" sagte der Feldhüter streng.

„Ich soll doch aber auf das Feuer aufpassen, bis Herr Nippernagel aufwacht."

Jetzt mußte der Feldhüter lachen.

„Das hat dir Herr Nippernagel wohl aufgetragen?" fragte er mit einer höhnischen Betonung auf dem „Herr".

„Ja", sagte Joggeli.

„Und dann willst du diese Schweinerei am Ende mitessen, he?"

Joggeli hatte sich das nicht anders gedacht und Hunger hatte er auch, denn ein Wurstbrot hält nicht ewig vor.

Er sah scheu auf Nippernagel und bemerkte, daß er ihm zublinzelte, ohne sich irgendwie zu seiner Verteidigung bei dem Feldhüter veranlaßt zu fühlen. Das machte ihn völlig fassungslos, so daß er ohne ein Wort der Erwiderung dem Feldhüter folgte, der sich seinerseits nicht weiter um Nippernagel kümmerte und mit Joggeli abzog.

Es war ein weiter und heißer Weg bis ins Dorf, der nicht gerade angenehmer wurde durch die anzüglichen Redensarten, mit denen ihn der Feldhüter verzierte. „Taugenichts" und „Hintern versohlen" kamen darunter vor und mehr derlei.

Das ganze Dorf war in Aufregung, als die beiden anlangten, denn die Eltern Joggelis waren schwer besorgt über den Verbleib ihres Sprößlings und hatten nicht nachgelassen, mit vergeblichem Fragen und Herumlaufen Joggelis Aufenthalt auszuspüren.

Des Feldhüters Prophezeiung ging wortwörtlich in Erfüllung: Joggeli bekam den Hintern versohlt, daß es nur so rauchte, und seine Freundschaft zum Hause Nippernagel erlitt einen jähen Abbruch.

Übrigens war er mehr erstaunt als gekränkt über die Strenge der Exekution und mußte sich im stillen immer wieder wundern über das Aufhebens, das man von der netten Fahrt mit Nippernagels Hundewagen machte. Auch oft noch gab es ihm einen Stich ins Herz, wenn er das klapprige Gefährt irgendwo auftauchen sah und Putz den Kopf nach ihm umwandte oder Nippernagel ihm vertraulich zublinzelte.

Und als es dann einige Monate oder Jahre später im Dorfe hieß: „Nippernagel, die alte Schnapsdrossel, hat sich aufgehängt!" war Joggeli wohl der einzige, dem Nippernagels bitteres Ende ehrlich zu Herzen ging.

Wenn er in späteren Jahren, als er längst nicht mehr das Joggeli war, zurückkam in das Heimatdorf, und wie er zu tun pflegte, auch einmal über den Kirchhof ging, vergaß er nie, den Winkel aufzusuchen, in dem die Selbstmörder abseits der andern begraben liegen. Freilich, des Schermäusers Grab konnte er unter dem wilden Gewucher der Heckenrosen, die sich dort angesiedelt hatten, nie herausfinden.

Redaktionelle Notiz:

Wir weisen darauf hin, daß das Gedicht „Dämmerung" in Nr. 21 der „Jugend" nicht, wie irrtümlich angegeben, von Else Rüthel ist, sondern von Heinz Rusch.

Das Porträt unseres verstorbenen Mitarbeiters Erich Wilke auf der letzten Seite derselben Nummer stammt von Prof. Ernst Liebermann-München.

Die Redaktion der „JUGEND"

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene
Geschenk-Ausgabe
von
Die lustige Arche
Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat
mit Buchschmuck von Bold
zum Exemplarpreis von RM. 1.80
Fred Endrikat, der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts, hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.
G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Der Anteil

„Angeklagter, Sie haben also im Verein mit noch einigen Personen den Zeugen ins Wasser geworfen! Welchen Anteil hatten Sie an der Sache?"

„Den linken Arm, Herr Richter!"

Das Gegenstück

Kunde: „Wird sich die Dame nicht an meiner etwas großen Nase stoßen?"

Heiratsvermittler: „Kaum! Sie hat das Gegenstück dazu!"

Verdächtig

„Ich muß heimreisen! Zu Hause stimmt irgend etwas nicht!"

„Woher willst du das wissen?"

„Mein Mann schreibt fast jeden Tag, daß daheim alles in bester Ordnung sei!"

Ein Talent

„Was wollen Sie Ihren Jungen denn einmal werden lassen?"

„Lehrer!"

„So? Ist er denn so begabt?"

„Das nicht — aber er hat so eine Freude an den Ferien!"

Pferdehandel

„Das Pferd ist unter Brüdern fünfhundert Mark wert!"

„Ich bin aber gar nicht Ihr Bruder!"

Beim Arzt

„Mein Lieber, Sie sollten keine scharfen Sachen über die Lippen bringen!"

„Das geht nun leider nicht, Herr Doktor. Ich bin von Beruf Schwertschlucker!"

Rubey

Verhinderte Bigamie

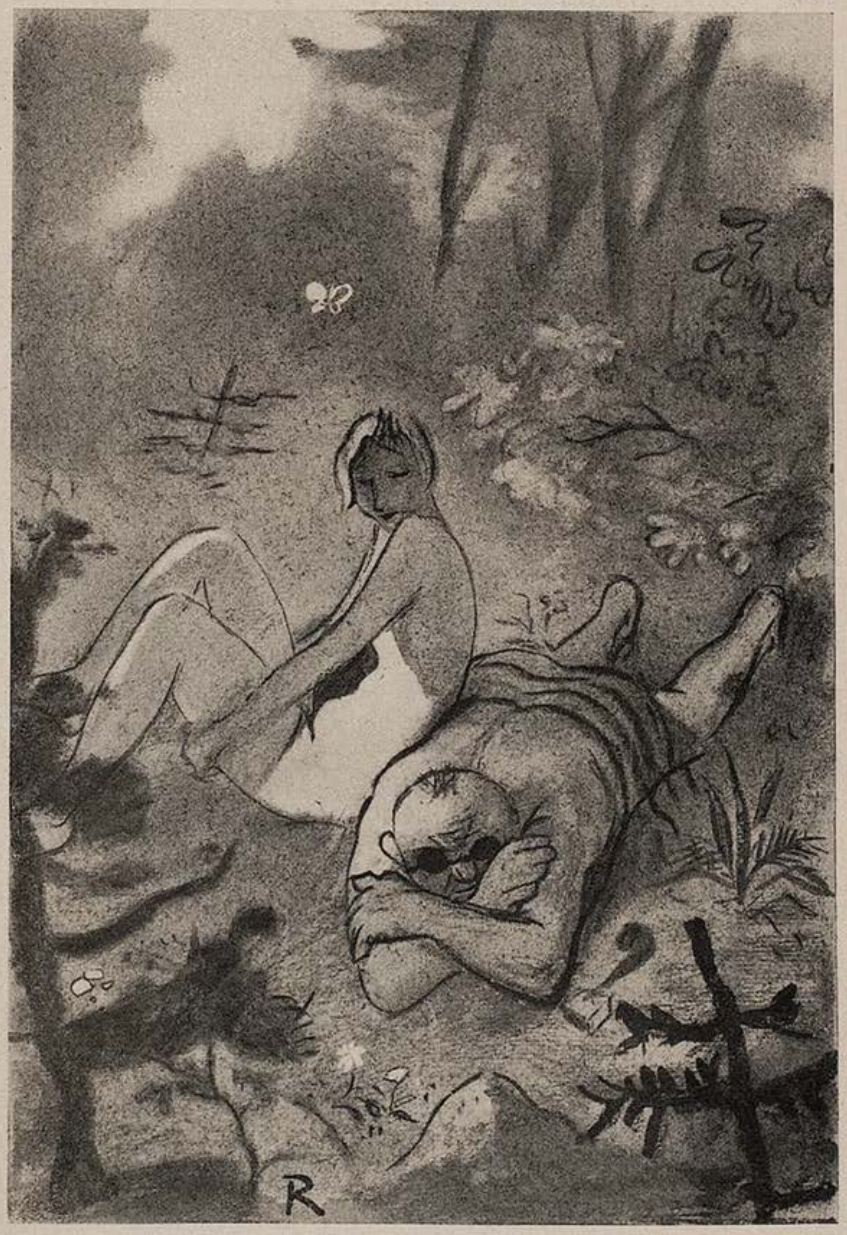
Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, war ein gar gestrenger Hausvater. Wehe dem, der gegen Ordnung und Sparsamkeit verstieß. — Ein witziges Wort jedoch zur rechten Zeit besänftigte oft augenblicklich den gefürchteten Zorn des Königs.

Eines Tages stellte Friedrich Wilhelm, welcher über alle Vorgänge der Schloßküche gewissenhaft Buch führte, fest, daß der Tischwein der königlichen Tafel allzu reichlich abnahm. Sein Verdacht fiel sofort auf den Diener Michael, dessen feuchtfröhliche Miene ihm schon seit geraumer Zeit aufgefallen war. Ohne Beweis wollte der König jedoch Michael nicht beschuldigen und so versteckte er sich eine halbe Stunde vor Beginn der Mittagstafel im Weinkeller. Seine Vermutung erwies sich als richtig, denn kaum hatte der Diener den Keller betreten, nahm er eine Flasche, entkorkte sie und sagte vergnügt: „Michael Durstig wünscht sich mit der hier anwesenden Fräulein Flasche aus Berncastel zu verheiraten. Da niemand Einspruch erhebt, wird die Ehe sogleich geschlossen", — — er trank die Flasche aus, warf sie beiseite und verschwand.

Friedrich Wilhelm verbarg zunächst seinen Ärger und ließ den Diener erst am Abend rufen. „Hat er Lust, eine Hochzeit mitzumachen?" — „Sehr gern, Majestät." — „Nun, so komm", — der König ergriff seine Reitpeitsche. — — „Der hier anwesende Michael Durstig wünscht die Ehe mit Fräulein Peitsche aus Berlin einzugehen. Da niemand Einspruch erhebt, kann die Ehe sofort geschlossen werden." Und er hob den Arm, um den Dieb zu prügeln. Dieser aber sprang zur Seite: „Halt, Majestät, ich erhebe Einspruch!" — „Was? Halunke!" schrie Friedrich Wilhelm, „hat er nicht meinen Wein ausgetrunken?" —

„Jawohl, Majestät, deswegen eben erhebe ich Einspruch. Ich bin doch dabei bereits eine Ehe eingegangen und will keine Bigamie begehen!"

Die Antwort gefiel dem König — die Peitsche sank zu Boden — und schmunzelnd rief er: „Pack er sich — Lüderjahn — aber den Wein holt hinfort ein andrer!" — —



„Siehst du, Mia, so studiert man das Liebesleben in der Natur."
„Ja . . ., leider!"

Die Kraft unseres Volkes liegt in seiner Gesundheit.
WERDE MITGLIED DER NSV

Vor dem Richter

„Weshalb haben Sie eigentlich das Auto gestohlen, Angeklagter?"

„Aus Autosuggestion!"

Unglück

„Ist denn Wurmbichler etwas passiert, weil man ihn gar nicht mehr sieht?"

„Ja, er hat vorige Woche geheiratet!"

Die Duse

In einer Gesellschaft traf die alternde Duse einen bekannten Kritiker und äußerte sich ihm gegenüber über das rasche Hinschwinden von Jugend und Schönheit. — „Was wollen Sie denn?" entgegnete dieser anzüglich, „man kann nicht immer bleiben, was man ist!" — „O doch!" erwiderte die Duse malitiös, „man kann ein Flegel gewesen sein und es bleiben!"

Der unpünktliche Hindenburg

Als der Prinzregent Luitpold sein Jubiläum als Inhaber des Magdeburgischen Artillerie-Regimentes Nr. 4 feierte, hatte sich auf Befehl des Kaisers eine Abordnung des Regimentes bei dem Regenten in München einzufinden und ihm die Glückwünsche des Truppenteiles darzubringen. Diese Abordnung wurde begleitet von den „direkten Vorgesetzten", also vom Brigade- und Divisions-Kommandeur sowie vom Kommandierenden General des 4. Armeekorps, und das war damals der General der Infanterie Freiherr von Beneckendorf und von Hindenburg, der spätere Generalfeldmarschall.

Zu Ehren dieser Deputation fand in der Residenz Galatafel statt, vor deren Beginn die Mitglieder der Abordnung vom Regenten empfangen werden sollten. Zur festgesetzten Stunde aber wartete der peinlichst auf Pünktlichkeit haltende hohe Herr vergeblich auf den „Dienst", der ihn in den Audienzsaal und darnach zum Bankett geleiten sollte. Ärgerlich ob solcher Ungehörigkeit ließ er den Obersthofmeister vor sich rufen und forderte Rechenschaft. Achselzuckend erklärte der bestürzte Würdenträger, daß man ebenso bedauerlicher- wie unbegreiflicherweise noch länger werde warten müssen: einer der preußischen Herren Generäle sei noch nicht zur Stelle. Es hieße in der Depesche des Berliner Hofmarschallamtes ausdrücklich, es würden die Herren von Beneckendorf und von Hindenburg eintreffen. Exzellenz von Beneckendorf sei auch da, aber Herr von Hindenburg fehle noch. Zu allem Glück war einer der General-Adjutanten des Regenten in der Nähe, der mit den Militär-Personalien besser vertraut war und auf dessen Weisung hin eines der Generals-Gedecke von der Festtafel entfernt wurde.

Narvaez hat keine Feinde

Marschall Narvaez lag im Sterben. Der Beichtvater kam und forderte ihn auf, seinen Feinden zu verzeihen ...

„Nicht nötig, ich habe keine Feinde!" hauchte Narvaez aus den Kissen, „sie sind schon alle erledigt." *hat.*

Seydlitz

General von Seydlitz kommandierte in der Schlacht bei Zorndorf den linken Flügel der Reiterei. Nachdem der erste Angriff vorüber war, blieb er stehen, um einen noch günstigeren Augenblick abzuwarten.

Auf dem rechten Flügel befand sich Friedrich der Große, der Seydlitz den Befehl gab, anzugreifen. „Denn", so rief er dem Feldherrn zu, „wenn die Sache nicht gut ausgeht, so haftet Ihr mit Eurem Kopf." Doch Seydlitz erwiderte rasch: „Nach der Schlacht, Majestät, steht mein Kopf zu Euer Majestät Verfügung. Aber während derselben brauche ich ihn selbst unter allen Umständen."

David und Goliath — Julius Maçon

DIE FOTO-SEITE

Körperhafte Darstellung

Im Olympischen Jahre werden der Fotografie besondere Aufgaben gestellt. Nicht allein im Zusammenhang mit den vierzehn Tagen im August, wo in Berlin der Wettstreit der Nationen stattfindet, sondern während des ganzen Jahres als ein großes Thema, das der Sportfotografie dient. Die Aufgaben sind so mannigfaltig, daß es übereilt wäre, wollten wir allein nur während der Dauer der Olympiade uns dem Sportbilde zuwenden; anderseits stehen uns so viele neue Möglichkeiten offen, daß eine prinzipielle Arbeit lohnt.

Über allen Rekorden und jeder Aktualität steht für uns als gestalterisch schaffenden Lichtbildner die Ästhetik. Uns interessiert weniger das Persönliche als gerade das Formale. Wir werden im Sportbild nach Ausgeglichenheit von Körperhaltung, Linienführung und Lichtwerten trachten.

Wie auch in der Malerei die Darstellung des menschlichen Körpers immer wieder zum Thema wird, so auch in der Fotografie. Gerade im Sportbild steht uns die Möglichkeit zu, den menschlichen Körper mit besonderer Ausdruckskraft zu geben. Eigentliches Motiv wird hier vitales Gebundensein an ein Ziel, und aus diesem Thema heraus erwachsen rhythmische Schönheit und freie Form.

Besonders bei leichtathletischen Spielen fällt es nicht schwer, dieses Thema zu vollendeter Darstellung zu bringen. Hier können wir ohne weiteres den einzelnen Menschen erfassen, wenn wir solche Sportarten darstellen, wo der Einzelne zur Geltung kommt, weniger aber ein gemeinsames Spiel Bedeutung hat. Wir werden darauf Wert legen müssen, daß der Mensch isoliert zur Abbildung gelangt, um für sich als Einzelwesen, als Einzelkörper wirksam zu werden. Wir lösen ihn dazu aus seiner Umwelt heraus, deuten diese nur so weit an, wie sie unbedingt zum Bilde notwendig ist.

Für dieses gestalterische Moment geben unsere beiden Aufnahmen ein gutes Beispiel. Bei der Bogenschützin wurde auf alles verzichtet mit Ausnahme des Erdbodens, der durch das leichte und sonnige Gras angedeutet ist. Dieses Leichte und Lichte steht zugleich in bester Harmonie zum Charakter des dargestellten Sportes und zu den hellen Lichtern auf Körper und Bogen.

Bei der Aufnahme der Springerin konnte nahezu ganz auf den Erdboden verzichtet werden. Sie ist ja auch von ihm losgelöst, schwebt frei im Raum. Der Erdboden ist von dieser Idee aus bewußt unscharf erfaßt; seine Anwesenheit weist darauf hin, daß dieses augenblicklich freie Schweben im Raume nicht ewig, sondern nur für eine kurze Zeit währt. Der lichte Himmel unterstützt bei diesem Bilde das Leichte des Sprunges. Ein Filter wäre mit Sicherheit unpassend gewesen, da hier schon der Himmel zu schwer und drückend käme.

Bei beiden Aufnahmen spielt die Herausarbeitung des Körperlichen die wesentliche Rolle. Der Mensch soll wirklich plastisch im Raume stehen, nicht aber flächenhaft, untrennbar mit dem Papier verbunden, erscheinen. Mittel zu dieser Darstellungsform ist die treffende Wahl der Beleuchtung. Wir finden bei unseren Aufnahmen strenges Seitenlicht, das notwendig am menschlichen Körper eine ausgedehnte Skala von Hell-Dunkel-Werten schafft und damit zugleich Plastik bringt. Die größten Helligkeiten aber auch Dunkelheiten sind zugleich auf dem Körper verteilt. Der Himmel nimmt eine Mittelstellung ein, indem er getönt zur Abbildung kommt. Damit drängt er sich nicht heraus, sondern umschließt das eigentlich Gemeinte, wodurch die plastische Darstellung weiter gefördert wird.

gi—i.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr 10 D.-A. I. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg, mit Porto 95 Pfg.

Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer

Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer

Ministerpräsident Göring K. Bauer

Reichspräsident v. Hindenburg K. Bauer

Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer

Albert Leo Schlageter K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10

Reichsminister Darré K. Bauer

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 25

Segelboote in südlichem Hafen

A. Chabanian

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 25

Schutzengel Julius Hüther

Hände einer alten Frau

Von Ernst Theo Rohnert

Sie sind von tausend Falten übersät,
die wie mit Stolz von hartem Schicksal zeugen.
Sie kannten Arbeit nur, von früh bis spät,
und lernten dies: in kleinstem Dienst sich beugen.

Wohl haben sie von ihrem Glanz verloren
und tragen Spuren mancher harten Bürde,
doch edel scheinen sie und voller Würde,
als wären sie zu höchstem Amt erkoren.

Ihr Größtes aber ist: sich stets zu regen
und ohne Weisung und wie ungesehen
in ihres Werkes Werden aufzugehen.

Nur abends, müde und ermattet, legen
sie still sich ineinander; dann erflehen
für neues Tagwerk sie des Schöpfers Segen.

Jörg Ratgeb

Kapitel aus einem noch unveröffentlichten Roman

Von Georg Schwarz

Langsam schritt Barbara durch den leeren Schenkengarten. — Frühes, gelbes Laub lag auf dem Boden. Eine Magd räumte auf. Hinter dem Pförtchen, auf das sie zögernd die Hand legte, welkte ihr kleiner Kraut- und Blumengarten. Ihr Blick flog über das weite, blaudunstige Tal: die Dohle saß schon auf den Furchen der umgestürzten Acker, auf den vergilbten Wiesen fuhren die Bauern mit dem Gillewagen.

Sie bahnte sich einen Weg durch die widerspenstigen Beerenbüsche, die dornig nach ihr auslangten; verdorrtes, schwarzes Bohnenstroh raschelte an den Stangen.

„Barbara!" sagte eine Stimme. Das Mädchen schrak zusammen und preßte ihre Hände um den Schurz, in dem sie Bast und Sackleinwand trug.

In der halboffenen Laube, vor dem kleinen Tisch saß der Gast. Wußte er, daß sie in den Garten kommen wollte?

Er saß ruhig da und wartete.

„Du wunderst dich, Barbara?" sagte er lächelnd, „ich bin in dein Reich eingedrungen. Es gefällt mir in deinem Garten."

„Das freut mich!" sagte sie staunend und blieb stehen.

„Schöner war die Welt", rief der Maler und deutete mit der Hand in eine unsichtbare Ferne, „dort, wo ich war, wo ich herkomme, aber lieblicher und inniger ist sie nicht! Wie heißt das Gäu?"

„Nach der Zaber!" antwortete sie, nahm ihren Schurz ab und breitete ihn auf der Erde aus.

„Ungern werd' ich euer Tal verlassen, vielleicht schon morgen!" versuchte er im gleichgültigsten Tone zu sagen.

„Morgen schon?" wunderte sich das Mädchen.

„Wenn ich kein Fahrender wär', wie euer Morlock mich nennt, wenn's mich nicht hin und her triebe — aber meine Kunst —"

„Was tätet Ihr dann?" fragte Barbara.

„Dann bliebe ich gern bei euch hier!" Er wurde schweigsam und sah unter den Tisch.

Sie nahm den Bast aus der Schürze und legte sich die Fäden zurecht.

„Was sagst du, Barbara?" fragte er nach einer Weile nebenbei, „wenn ich übers Jahr zurückkäme und hätte eine schöne Mutter Gottes oder eine Kreuzigung in eine Kirchen gemalt?"

„Ich halte dafür", sagte das Mädchen aufmunternd, weil sie merkte, daß seine Seele kindlich war, „daß Ihr das alles könnt — und noch viel mehr; daß Ihr etwas Großes malen werdet!"

„Es tut mir wohl, daß mir eine einfache Seele Vertrauen schenkt!" gab er zurück, hob den Kopf und schaute sie an, „auch daß du es bist, Barbara!" fuhr er fort. „Und du weißt doch nicht viel von mir! Wiederkommen will ich und dir von meinem Bild erzählen, wenn ich's gemalt habe!"

„Ich will es aus Eurem Munde hören!" sagte sie und ihre Augen leuchteten auf.

„Und wenn du dabei wärst?"

„In der Kirche, um es zu sehen?"

„Wenn ich es male."

Ihre Hände drückten den Bast unwillkürlich zu einem Knäuel zusammen, so erschrak sie.

„Mein Vater ist ein alter Mann", gab sie hilflos zur Antwort, „und mir verbietet's der Herr, dem wir zinsen, in ein anderes Land zu gehen!"

Er stand auf, wollte auf sie zugehen, blieb aber stehen und schloß die Hände zu Fäusten auf der Brust.

„Wollt Ihr denn nichts trinken?" suchte sie ihn abzulenken, „Ihr sitzt so leer da — und mir ist noch gar nicht eingefallen, Euch danach zu fragen."

„Ich wollte dich nicht darum bitten, Barbara", sagte er zart, „sollst nicht meine Magd werden, s e i n e", er deutete auf den Burgberg, „bist du schon!"

Sie warf den Bast beiseite und lief eilends weg.

Er wußte nicht, wie ihr war und rief ihr besorgt nach; sie antwortete mit einem freundlichen Lachen.

Unruhig ging er auf und ab, setzte sich wieder in die Laube; als er sie kommen hörte, ging er ihr entgegen.

Sie brachte Krug und Becher.

„Ihr seid nun mein Gast!" sagte sie heiter und setzte den Wein auf den Tisch.

„Barbara!" brach er ungestüm aus und ergriff ihre Hand, „dich kann ich immer in meiner Nähe sehen! Dich lieb' ich! — Ist's nicht gleich, ob du bei mir Not leidest — oder da? Eine Not wirst du immer leiden müssen!"

Sie ließ ihm die Hand und sagte: „Aber was wollt Ihr von mir? Ich habe einen Vater ..." und als er schweigsam wurde, hob sie ihr Bündel auf und ging an die Arbeit.

Wirtsgarten am Starnberger See **Otto Pippel**

„Was tust du, Barbara?" fragte er sie ruhiger nach einer Weile.

„Rosen eingraben! Die Winterszeit kommt!" antwortete sie.

„Grabe auch meine Hoffnungen ein, Barbara!" stöhnte er.

„Nein!" unterbrach er sich verzweifelt, „grabe auch die deinigen mit ein! Ich will dir helfen, Barbara! Wir wollen uns die Finger blutig reißen, alle beide!" Er bog mit fester Hand den Rosenstrauch nieder und sie grub ihn ein.

„Sind auch deine Wünsche dabei?" fragte er sie und sein Leben bat mit einem Blick um das ihre.

Sie schloß die Augen und schwieg — und er legte seine Hände auf ihre Schultern.

„Laß uns trinken, Barbara! Warum haben wir noch nicht getrunken?" sagte er lächelnd und führte sie an den Tisch, um ihr den Becher zu reichen. Sie nahm ihn, trank und sah den Mann lange an.

Er entriß ihr beinahe den Becher, schlürfte hastig und starrte in seinen fließenden Grund.

„Trinke du den Rest, Barbara!"

„Nicht ich, du!" sagte sie.

„Trink!" bat er flehend und führte ihr den Becher an den Mund.

Sie schob ihn weg. "Dann will ich den Rest vergeuden!" rief er und goß ihn auf die schwarze Erde.

Da hörten sie Stimmen und erschraken. — Kinder schwatzten am Zaun.

Barbara hob ein paar rotbackige Äpfel auf, die im Gras lagen, und warf sie ihnen über den Zaun.

Der Knabe, der sie fallen sah, rief lustig verwundert: „Äpfel, Annele! Was, Äpfel!?"

Die Kinder jagten den Äpfeln nach und ein kleines Mädchen jauchzte: „Die wirft uns gewiß die Mutter Gottes vom Himmel zu! Sind's auch echt?"

„Die Mutter Gottes schenkt doch kein Zeug!" begehrte der Knabe auf. Sie bissen in die Äpfel, daß es knisrchte und liefen schwatzend weiter.

„Kindergedanken!" meinte Jörg.

„Meiner leibhaftigen Schwester Kinder sind's!" klagte Barbara, hob sich auf die Zehen und blickte den Kleinen wehmütig nach — „vor wenigen Wochen ist ihr Vater gestorben. Sie denken nicht mehr an ihn. So sind Kinder!"

„Ehni! Ehni!“ jubelten die Kleinen in der Ferne.

„Ich merke, daß mein Vater um den Weg ist. Wollt Ihr nicht wieder ins Haus gehen, Jörg?“ fragte ihn Barbara.

„Will lieber allein sein für ein paar Stunden!“ gab ihr Jörg zur Antwort, „vor Abend bin ich wieder zurück.“

„Kommt Ihr wirklich so bald wieder?“ fragte sie. Ihr Lächeln flehte bescheiden um ein Ja.

„So gewiß wie der Wind am Abend in euer Tal kommt!“

„Auch so sanft, Jörg?“

„Will's versuchen!“ Er umarmte sie, riß sich jäh los und schwang sich über den Heckenzaun.

Eilend übersprang er den Mühlgraben, der vor ihm lag, trat in eine offene Scheuer, lief lorglos hindurch und stand zu seiner Verwunderung bereits auf der Dorfstraße.

Breit vor ihm lag die Kelter; ein paar Bauern und Knechte von der Burg hantierten an der Presse. — Der herbe Weinduft verlockte ihn einzutreten.

Einer, dessen Gesicht ihm geläufig war, lachte ihn an und bot ihm in einem Holzbecher vom süßen Ausbruch.

„Ein Herrenwein!“ lobte Jörg.

„Der säuft ihn auch!“ lachte ein Knecht von der Burg, kniff ein Auge zu und füllte sich einen Krug ab.

Die Bauern versorgten sich emsig.

Als er sich von ihnen trennte, rollte ein volles Fäßlein an ihm vorbei auf die Straße hinaus. Ein Weib, das in der benachbarten Scheuer stand, fing es ohne viel Federlesen auf, stutzte, als Jörg vorüberging, und gaffte ihm blöde nach. War es nicht die lustige Lene? —

Der Maler wollte einen Blick über das ganze Dorf gewinnen und nahm seinen Weg über den zunächst liegenden Weinberg: Die schmalen, roten Steinstaffeln stiegen im Zickzack steilauf, bisweilen versank der Wandernde ganz inzwischen den hohen Mauern, und eh' er es erwartet hatte, befand er sich auf einer Höhe mit der Kirchturmspitze.

Wie Rücken riesiger Borstentiere kamen ihm die strohgedeckten Dächer vor; langsam rückten sie zusammen, je höher er stieg und offen lagen Gassen und Höfe mit allem darin huschenden Volk von Weibern und Mägden, mistenden Bauern, spielenden Kindern, samt dem Getier.

Angeschmiegt an den Berg lag das Dorf und das weite Tal wuchs geräumig nach allen Seiten.

Gestaffelte Weinberge grüßten von jenseits, wo eine schlanke Burg ihren Schatten über ein zu ihren Füßen hingekuschtes Dorf warf. Über dem ungewissen Gegenüber schwebte dunstiges Blau, das sich mit der wachsenden Stunde vertiefte.

Müde vom Gehen und Schauen, stützte er seine Arme auf ein am Weg stehendes Steinkreuz, schloß halb die Augen und ließ Formen und Farben schwimmen, wie es der Maler liebt.

Da kam Dunkelheit über ihn. Er sah sich im nächtigen Flur eines Hauses stehen und lange warten. Vor der offenen Tür graute ewige Dämmerung. Barbara kam aus Dunkel und Dämmerung und trieb in seine Arme. — Er stand und fühlte sich seit Ewigkeit so zart von ihr umschlungen — und küssend verschwand ihm das Gefühl seines eigenen Lebens.

Da glitt sie ihm sanft aus den Händen, und ihr Gesicht lag unter ihm wie eine Landschaft mit Mondschatten, ihre Augen schimmernde Spiegel stehender Wasser. „Barbara!“ sprach er sie an. Ihre Hand bewegte sich und deutete angstvoll ins Grau der Dämmerung. Da fühlte er sich von ihr weggerissen, ihre Augen schwanden wie das Licht scheidender Sterne im Gewölk und hart schlug sein Leib auf die Erde. Erwachend lag er im Schatten des Kreuzes.

„Ihr müßt viel Widerhaariges geträumt haben!“ sagte ein Mann, der neben ihm stand. Jörg sprang auf und hob die Faust gegen ihn.

„Gut' Freund!“ besänftigte ihn der Fremde, „bin Euch gut!“ und lächelte aus seinen kleinen, pfiffigen Augen, „gut' Freund seit gestern, Maler! Kenn' Euch! Ihr seid den gemeinen Leuten freund!“

„Nicht ohne Arg! Wer bist du?“ fragte Jörg und sah sich den seltsamen Bruder genauer an.

„Ihr seid doch ein Maler und habt ein Auge, das besser sehen soll als das anderer sterblicher Leut' — also wer bin ich?“ Der Fremde nahm seine Kappe ab und lachte.

„'s ist gut, ich seh', wer du bist!“ sagte Jörg und sein Gesicht wurde heiter, „ich hätte dich eher erkennen müssen! Hauptmann der Musikanten! — Aber dein Gewand ist ein anderes. Warum die Maskerade!?“

„Ihr seid grad heraus! Ich will's auch sein!“ antwortete der Musikant und dämpfte vorsichtig seine Stimme, „aber geht ein Stück mit mir! Ich weis' Euch den Weg, der Euch wieder ins Dorf zurückführt!“ — Jörg ließ ihn vorausgehen und der Musikant schritt unbekümmert los. — „Schlägt Euer Herz noch für den Armen Konrad, Meister?“ fragte er, nach hinten, ohne sich umzuschauen.

„Der Arme Konrad ist hin! Wo soll's hinaus?“

„Er wird wieder auferstehen, gleich wie der Heiland auferstanden ist!“

„Es hat sich noch nichts dergleichen gerührt!“

„Sie hüten das Grab — und er ist schon aufgefahren!“

„Werdet deutlicher, Mann!“

Der Musikant blieb plötzlich stehen, schaute vorsichtig nach rechts und links und schlug schnell seine Bluse hoch: Ein weiß und blaues Tuch war um seine Hüfte geschlagen. Er löste ein Ende los und wies auf ein eingenähtes Bild. „In diesem Zeichen wird er wiederkommen, der Arme Bauernkonrad!“ sagte er.

„Mit dem Schusterwappen!?“ lachte Jörg und nahm den Zipfel in die Hand. — „Ihr könntet uns ja ein besseres malen!“ meinte der schlaue Musikant.

„Hab' anderes zu malen vor!“

„Aufgeschoben muß nicht heißen . . .“

Jörg wehrte unwillig ab und der Musikant stülpte sich wieder die Bluse über sein Hüftentuch.

Er stand noch immer und starrte auf die Erde, als ob er zu ihr spräche: „Weil Euresgleichen so sind, wie Ihr seid, darum fehlt es uns an Führern! Wenn die Erd' sie hervorbringen könnt' gleichwie Distel und Dorn, sie tät sich unser erbarmen! — Mir ist, Euer Herz hat aufgehört für den Armen Konrad zu schlagen!“

„Was weißt du, wie mir zumut' ist! Und ob ich je aufgehört habe, die zu hassen, die Euch die Speise wegnehmen! Bist du ein Bauer?“

„Ihr müßt's mir ansehen! Mein Gut ist hin! Mein Weib und meine Kinder frohnen dem Kloster und bekommen's mit jedem Löffel, den sie ins Maul schieben, zu hören, daß ihr Vater ein verfluchter und gesuchter Malefikant ist, den sie auf dem Papier mit dem Galgen verlobt haben! Wenn sie ihn bloß schon hätten! Aber unter den Sackpfeifern suchen sie ihn nicht!“

„Was habt Ihr denn verbrochen?“ fragte ihn Jörg.

„Nichts!“ antwortete der Bauer, „wir waren unser ein paar Tausend und wollten für Recht und Gerechtigkeit losschlagen. Da kamen sie uns zuvor! Habt Ihr nie vom Jost Fritz gehört und von dem, was sich zugetragen hat zu Lehen im Schwarzwald?“

„Bist du der selber, der Fritz?“

„Schaut mich ruhig für ihn an!“

„Du bist's also!“ rief Jörg hellauf und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Er tät es dir nicht sagen, wenn du ihn fragen würdest! Ich bin ein andrer — und doch ein Stück mit ihm. Hieronymus heiß' ich!“

„Wenn du der bist, mußt du ihn gut kennen!“

„Wenn mein Name so weit herum bekannt ist“, sagte der Bauer nicht ohne Schreck, „dann bin ich in der Gegend nicht lang mehr sicher!“

„Auch wenn sie es wüßten, sie würden es nicht glauben, daß eines Bäckenknechts Hände so gut auf der Sackpfeife spielen! Ich hätt' es auch nicht geglaubt!“ spielte Jörg an.

„Das sagt nur einer, der zu uns gehört! Ihr habt Euer Examen bestanden, Bruder!“ Sie blieben stehen und gaben sich die Hände.

„Mein Weg geht da hinüber!“ sagte der Spielmann plötzlich und deutete auf einen schmalen Heckenweg, „Ihr haltet Euch am besten immer links! Der Weg führt wieder zurück ins Dorf. Ein Wort unter uns: Seid Ihr zu finden, wenn man Euch einmal brauchen sollt?“

„Wohl! Aber nur im Ernst!“ antwortete Jörg und ließ ihn gehen. Es paßte ihm nicht, daß ihn der Sackpfeifer angesprochen hatte. Seine Gedanken weilten ungern bei dem armen „Kunz auf der Fehlhalde“, er dachte an schönere Weide und schritt langsam bergab.

Ein Geschrei unterhalb ließ ihn aufhorchen. Er blieb stehen und erlauschte ein paar Worte:

„Henkersknecht!“ schrie ein Weib, und „Blutsauger!“

Aus dem Bayerischen Wald — Reinhold Koeppel

„Keiferin!" schimpfte ein Kerl und andere Stimmen mischten sich in das Geschrei.

Jörg beeilte sich. Nach einer Wendung des Weges stand er mitten in einem Hof und sah sich als unerwarteter Zukömmling von Bauern und Knechten, die mit Prügeln in der Faust um eine Stalltür gerottet standen, angestaunt.

„Was sagt Ihr dazu?" sprang ihn ein alter aufgeregter Bauer an, „habt doch gewiß Recht studiert als kein gemeiner Mann, wenn man einer Witwe mit zween Kindern zum Todfall das Kalb von der Kuh wegzieht! Seht an, Herr! Das Kalb von der Kuh wegzieht!"

„Ihr Blutsknecht! Mein alles heißt ihr mitgehen!" schrie das betroffene Weib und suchte ihr Kalb, das ihr die Knechte aus dem Stall ziehen wollten, am Hinterteil zu halten.

„Wer sind die?" fragte Jörg den Bauer.

„Des gnädigen Herrn Knecht!" heulte der Alte laut auf. — Das Weib ließ ihr Kalb nicht los und die Knechte schlugen ihr darum mit dem Prügel auf die Hände. Das Kalb stelzte die Füße nach außen, blökte und stierte mit weiten Augen auf seinen Stall.

„Helft uns, Herr! Sie tun uns unrecht! Verwehrt es ihnen!" flehte das arme Weib Jörg an.

Er verschaffte sich Platz und fiel einem der Knechte in die Hand. Sein Gesell wollte zuschlagen — aber Jörg brüllte ihn an: „Wer hat Euch geschickt?"

„Des gnädigen Herrn Freund, der Willibald!"

„Der?! Den kenn' ich! Nie hat er's Euch geheißen! Maßt Euch keinen falschen Auftrag an!" schrie Jörg im Zorn.

„Wahr ist's!" mischte sich der alte Bauer ein, „der frende Herr kennt den Morlock und wird wissen, was er sagt! Hab' sie gestern beieinander sitzen sehen an einem Tisch!"

„Gestern ist nicht heut'!" lachte der Knecht und hieb auf das Kalb ein.

„Ihr habt keinen Auftrag!" fuhr Jörg die Knechte an, „geh' einer von euch hinauf und hole den Willibald!"

„Hab' weder Lust noch Zeit!" schnitt ihm der Kerl die Rede ab und prügelte auf das Kalb los. Sein Gesell gab ihm ein Zeichen, einzuhalten, aber der Verbissene kümmerte sich nicht darum.

„Weg von dem Kalb!" schrie ihn Jörg an und stellte sich breit vor ihm auf. — Ein Prügel zischte an seinem Ohr vorbei, er spürte den Schlag nicht mehr, der ihn auf den Arm traf, seine Hand fuhr dem Knecht an die Gurgel, der vor Schreck stürzte — die Bauern schlugen auf ihn los und der Geselle fing schon an zu laufen.

Mittlerweile trieb das Weib ihr Kalb in den Stall.

„Wer seid Ihr?" schrie der Knecht immerfort und hieb um sich, wie ein Tobender. Sie ließen von ihm ab, er stand auf und rannte wieder gegen Jörg: „Euren Namen will ich wissen! Wie heißt Ihr?" schrie er an ihm hinauf.

„Du bist Knecht und nicht Scherg?! Hast mich nichts zu fragen!" antwortete Jörg.

„Wie heißt Ihr? Seid Ihr vielleicht ein Herr?" klang es auf einmal unterwürfig.

„Ja!" antwortete ihm Jörg, holte aus und schlug ihm eine schallende Antwort ins Gesicht: „Und das ist mein Wappen, du Dreck! — Geh', und bring' deinem Herrn die neue Zeitung, der Handel sei gemacht und den Profit hättest du eingesteckt!"

Der Knecht hob ohnmächtig die Faust, schaute sich um und, als er seinen Gesellen nicht mehr sah, lief er schimpfend weg.

Jörg wanderte dorfwärts. Bei den ersten Häusern begegneten ihm Kinder. Ein Mädchen trug Äpfel in der aufgebundenen Schürze und grüßte zutraulich. „Wo kommt ihr her?" fragte sie Jörg.

„Vom Ehni!" antwortete das Mädchen und öffnete die Schürze und fragte: „Wollt Ihr nicht einen Apfel, gnädiger Herr?"

„Bin kein gnädiger Herr, liebes Kind!" sagte Jörg, „aber wenn du's nicht anders tust, will ich mir einen nehmen!" Sie ließ ihn den schönsten wählen. Er hielt ihn in die Höhe, beschaute ihn lange lobte

seine schöne Farbe, sein Wachsgelb und Wangenrot, und gab dem Mädchen eine Münze.

Sie lehnte das Geld schamhaft ab und wollte es ihm wiedergeben, aber der Knabe, der den fremden Mann bisher schweigend betrachtet hatte, gab seiner Schwester einen sanften Stoß und sagte: „Nimm du das Geld, Marei! Wir wollen es der Mutter bringen, nicht umsonst hat uns die Himmelskönigin die schönen Äpfel geschenkt!"

„Du bist klug!" sagte Jörg zu dem Knaben, der ihn aus seinen hellen Augen anleuchtete, und fuhr den Kindern streichelnd über den Kopf, „haltet nur immer zur Mutter! Und jetzt schreitet tapfer aus! Ich weiß, sie wartet schon lange auf euch!"

Nachdem er den weitläufigen Gottesacker umschritten hatte, stand er aber zu seiner Überraschung schon wieder im Dorf. — Es war dämmrig geworden mittlerweile, er hörte Schwatzen und Lachen. Ein Sackpfeifer blies. Die Straße überschreitend sah er sich schon dicht vor der vertrauten Herberge, wo sich ein Haufe von Bauern mit ihren Weibern versammelt hatte, um über eine Nachfeier zu beraten. Als er an ihnen vorüberging, hörte der Sackpfeifer auf zu spielen, gab ihm ein Zeichen und deutete in der Richtung des Gartens. Jörg begriff. Unauffällig löste sich der Musikant los und folgte ihm, einen schnurrigen Dudler blasend.

„Ihr kennt mich doch, den Hieronymus!" hörte Jörg sich im Dunkel von ihm angesprochen, „sagt nur, was habt Ihr getan?! Der Vogt fragt nach Euch!"

„Wenn er noch lange fragt, wird ihm keine Antwort mehr!" höhnte Jörg.

Der Sackpfeifer wurde heiter. „Ihr seid besser als Ihr sprecht! Gehöret doch zu uns! — Was ist geschehn?"

„Einem Herrenknecht hab' ich's Maul versiegelt!"

„Werdet Euern Grund gehabt haben!" lachte Hieronymus, „ich frag' nicht weiter! Aber es steht nicht gut um Euch! — Geht außerorts, bevor es tagt! Wenn Euch einer zu Leib gehen wollt, bin ich in der Näh'!"

„Ist der Vogt im Haus?" fragte Jörg.

„Das getraut er sich nicht. Die Bauern würden Spektakel machen! Werd' ihnen auch so aufspielen, daß keiner gerne geht vor Mitternacht!"

„Guter Gesell", sagte Jörg bewegt, „ich merk' schon, du hast das Volk meinetwegen hergeblasen!"

Hieronymus lächelte.

„Nimm, was ich dir geben kann!" sagte Jörg und steckte ihm einen Taler zu. Der Spielmann dudelte seinen Dank auf der Sackpfeife und schwebte tänzelnd aus dem Garten.

Jörg trat ins Haus.

Er stand im dunklen Flur und lauschte auf den Lärm der Bauern in der Gaststube, als sich hinter ihm leise eine Tür öffnete und ein Schatten auf ihn zuschwebte.

Er griff in die Nacht — seine Arme umfingen Barbara.

Die Straße des Weines

Von Georg Schwarz

Einzige Straße, wie rührt es mich, dich im Bilde zu schauen,
Führst an Städten nicht oft, viel an Dörfern vorbei,

Schwebst über Hügel so leicht und schlängelst behaglich dich talhin,
Winzer nur schreiten auf dir; Bauernwägelchen rollt.

Menschen führst du zur Arbeit, lässest sie schaffen, sich mühen,
Hoffen, warten — und freust dich wie sie des Ertrags,

Wenn mit Bütten beladen über dich hinrollt der Wagen,
Keltern dröhnen im H e r b s t, Böllerknall hallt aus dem Dorf.

Straße der Mühsal und Arbeit, du heilige Straße des Rausches,
Wieder zu wandern auf dir, Straße der Heimat, du rufst!

Der Brunnen — Reinhold Koeppel

Alsbald krähte der Hahn! R. Seewald

ANEKDOTEN

Die Ähnlichkeit

Obgleich Brahms sehr bescheiden war, konnte er es nicht vertragen, wenn jemand sich kritisch über seine Werke ausließ.

Eines Tages, als seine erste Symphonie im Leipziger Gewandhaus gespielt wurde, war er mit einem Herrn zusammen, der auch hin und wieder komponierte.

„Merkwürdig, Herr Doktor", sagte dieser Herr zu Brahms, „ist es doch, daß in dem großen C-Dur-Thema des letzten Satzes die Ähnlichkeit mit ‚Freude schöner Götterfunken' so auffällt".

„Jawohl", sagte Brahms grollend, „aber merkwürdiger noch, daß jeder Esel das auch gleich heraushört".

Vorschlag zur Vernunft

Als in das Lager Friedrichs des Großen ein Deserteur eingeliefert wurde, besah sich der König zuerst den Fahnenflüchtling und herrschte ihn dann an: „Warum ist er desertiert?"

„Majestät" stammelte der Bursche, „ich wäre ja geblieben, aber die Sache Seiner Majestät steht ja arg schlimm..."

Fremdwörter

Als Alexander Girardi, der unvergessene Wiener Komiker, einst von einer Pariser Reise heimkehrte, fragte man ihn, wie es ihm in der Seinestadt gefallen habe.

„Ganz nett," erklärte Girardi, „wenn man die Leut' nur verstehn könnt! Aber die Sprach' von den Franzosen besteht ja aus lauter Fremdwörtern!"

Die beiden Schächer

Karls II. von England Hofnarr, Killingrew begleitete seinen Herrn einmal bei einem Besuche, den dieser dem König Ludwig XIV. abstattete. Der Sonnenkönig zeigte den beiden die Bilder in seinem Schlosse, darunter auch eine Darstellung der Kreuzigung Christi, die zwischen einem Bild des Papstes und Ludwig XIV. hing. Killingrew schien die Darstellung nicht zu kennen und ließ sie sich von dem französischen König erklären. Dann rief er aus, wobei sein Blick abwechselnd das Bild des Papstes und das Porträt Ludwigs XIV. streifte: „Daß Christus, der Herr, zwischen zwei Gaunern gekreuzigt wurde, war mir bekannt; aber ihre Namen habe ich bis heute nicht gewußt!"

Die großen Worte

Als Josef Kainz in München gastierte, wurde dem Künstler, der bereits im Zenit seines Ruhmes stand, das sogenannte „Goldene Buch" der Stadtgemeinde vorgelegt, in dem sich Kainz verewigen sollte. Der große Schauspieler blätterte darin und stieß auf eine Seite, die folgende zwei Widmungen trug:

„Der Kunst mein Leben! — Sonnenthal."

„Mein Leben der Kunst! — Matkowsky."

Kurz entschlossen griff der Gefeierte nach der Feder und schrieb unter die beiden Aussprüche:

„Weh dem, der lügt! — Kainz."

Die Nutznießer

Dürnstein in der Wachau, dessen Rebenanlagen weithin berühmt sind, bekam für seine Schule einen neuen Lehrer, der lange Zeit in Italien gewesen war und von dort eine, für die Wachauer seltsame Gewohnheit mitgebracht hatte: er aß nämlich leidenschaftlich gern — Weinbergschnecken.

Kurz nachdem der Lehrer seinen Posten angetreten hatte, kam ein Sommerfrischler mit einem Dürnsteiner ins Gespräch und erkundigte sich bei dieser Gelegenheit, wie die Ortsbewohner mit ihrem neuen Lehrer stünden und ob sie auch mit ihm zufrieden seien.

„Oh...!" erwiderte der Gefragte, „der ist gut! — Der frißt uns das ganze Ungeziefer weg!"

Sirenen R. Seewald

Attische Landschaft R. Vogelgsang

Doddy macht die Theoretische

Von Wilhelm Lichtenberg

„Hallo!" rief mich Doddy von rückwärts an. Ich wandte mich um und sagte sehr erfreut — denn es ist immer ein wahrhaftiges Vergnügen, die reizende Doddy zu sehen —; „Wohin?" — „Zur Chauffeurprüfung, Teuerster!" — „Nicht möglich!" platzte ich heraus. „Sie, Doddy? Zur Chauffeurprüfung?" — „Ja." — „Ich protestiere gegen diese neuerliche Gefährdung der Menschheit! Sie rennen ja als Fußgängerin fahrende Autos nieder ... Wenn man Sie auf ein Auto setzen läßt, hat man die Ausrottung des Menschengeschlechtes beschlossen ..." — „So? Meinen Sie? Also, kommen Sie mit! Als mein Vertrauensmann. Ich steige soeben in die Theoretische. Die praktische Fahrprüfung folgt morgen nach."

Schön. Ich ging also mit Doddy. An der ersten Straßenkreuzung schrieb uns der Verkehrsposten auf, weil sich Doddy nicht um das grüne Licht gekümmert hatte. An der zweiten Straßenkreuzung verkeilten sich zwei Autos ineinander, weil Doddy es sich in den Kopf gesetzt hatte, den Übergang im Tangoschritt zu bewerkstelligen. Bei der dritten Kreuzung kam sie auf den Kühler eines Taxis zu sitzen, weil eine andere Rettung ihres jungen, kostbaren Lebens aussichtslos erschienen war.

Aber endlich kamen wir doch — Doddy hat scheinbar einen besonders galanten Schutzengel — vor die Polizeidirektion.

Es waren viele strenge Prüfer vorhanden, die sehr würdig um einen grünen Tisch saßen. Doddy setzte sich lächelnd, unbefangen zu ihnen.

Und der oberste Prüfer stellte die erste Frage: „Wodurch wird der Kraftwagen befähigt, seine Fahrtrichtung zu ändern?"

Doddy überlegte nur eine Sekunde und antwortete dann: „Wenn ich zum Beispiel mit Fred im Auto sitze und ich sehe von ferne, daß mir das Auto von Jimmy entgegenkommt, der mich mit Fred natürlich nicht in einem Wagen sehen soll — dann ist mein Kraftwagen befähigt, ja sogar verpflichtet, die Fahrtrichtung zu ändern."

„So?" meinte der oberste Prüfer und ließ den Kopf tief auf die Brust sinken. Aber da fragte auch schon ein anderer: „Was tun sie, wenn ihr Motor auf der Landstraße eine Panne hat und der Wagen nicht weiter kann?"

Doddy war um die Antwort nicht verlegen: „Oh, dann warte ich seelenruhig, bis ein anderes Auto mit einem netten, hübschen jungen Mann kommt. Dem lächle ich sehr reizend zu, worauf er sicher anhält und mir die Karre wieder in Ordnung bringt."

„So?" meinte der zweite Prüfer und ließ seinen bekümmerten Kopf ebenfalls auf die Brust sinken. Inzwischen aber hatte sich der Oberste schon wieder so weit erholt, daß er weiter fragen konnte: „Wann werden sie unter allen Umständen bremsen?"

„Wenn zum Beispiel Erich plötzlich aus einem Haustor herauskommt. Denn Erich versäume ich nicht gerne. Weil Erich ein wirklich scharmanter ..."

„Danke!" winkte der oberste Prüfer sehr liebenswürdig ab. „Es genügt uns, daß sie entschlossen sind, beim Anblick Erichs zu bremsen. Seine persönlichen Eigenschaften gehören nicht zur Sache."

Ein Dritter fragte: „Was ist zu tun, wenn der Kühler kocht?"

Und Doddy antwortete: „Verzeihung, aber vom Kochen verstehe ich nichts."

„Und wie soll man kuppeln?"

„Möglichst so, daß ein armes Mädel einen wohlhabenden Mann heiratet."

„Wie kann lautlos geschaltet werden?"

„Wenn keine Damen im Wagen anwesend sind."

„Was hat man vor Antritt einer Fahrt zu tun?"

Beim Bier — Hugo Troendle

„Vor allem läßt man sich natürlich die Haare dauerwellen. Dann wählt man einen schicken Automantel. Und zuletzt ruft man Bobby an, ob er nicht mithalten möchte."

Atemlose Stille legte sich über den grünen Tisch. Und Doddy saß siegessicher da. Ihre Blicke kreisten mit sichtlichem Stolz um die Runde.

Nach einer endlosen Pause meinte der Vorsitzende: „Nur noch ein paar allerletzte Fragen ..."

„Gottseidank!" seufzte Doddy leicht.

„Wenn sie zu einer Straßenbahnhaltestelle kommen, an der viele Menschen stehen — was tun sie da?"

„Da ziehe ich selbstverständlich Puderdose und Lippenstift, damit mich die vielen Menschen in einem ordentlichen Zustand sehen."

„Was ist zu tun, wenn man den Wagen verläßt?"

„Zuerst gibt man Bobby einen Kuß, weil alles so gut abgelaufen ist. Dann bringt man sich natürlich wieder in Ordnung, weil man doch schön sein will, wenn man wieder unter Leute geht. Und zuletzt hebt man Bibi heraus, der schon furchtbar bellt."

„Wer ist Bibi?"

„Mein Pekineser, selbstverständlich."

Wieder entstand eine endlose Pause. Die würdigen Herren von der Prüfungskommission lächelten bereits. Und der Vorsitzende fragte, indem er Mühe hatte, ernst zu bleiben: „Legen sie großen Wert darauf, einen Wagen zu lenken?"

„Selbstverständlich!" ereiferte sich Doddy. „Alle meine Freundinnen lenken doch bereits. Ich kann doch nicht wie ein vorsintflutliches Ungeheuer zu Fuß gehen."

„Schön. Dann sagen sie uns nur noch: „Wann wird die Kraftfahrerin bestraft?"

Doddy hatte diese Frage scheinbar besonders gut gebüffelt, denn sie antwortet sofort: „Die Kraftfahrerin wird bestraft, wenn sie sich von Jimmy auf offener Straße küssen läßt oder wenn sie mit Felix über Land fährt, der doch schließlich ein verheirateter Mann ist."

„Danke," sagte der Vorsitzende und erhob sich. „Sie sind durchgefallen, mein Fräulein."

„Wie?" schnellte Doddy von ihrem Platz hoch. „Durchgefallen? Erlauben sie — ich habe doch jede Frage beantwortet!"

„Ja. Und sie sind trotzdem durchgefallen. Ich schließe die Prüfung. Zur Praktischen werden sie nicht mehr zugelassen. Aber sie können die Theoretische in drei Monaten wiederholen."

Auf der Straße sagte mir Doddy dann: „Ich denke nicht daran, die Theoretische zu wiederholen. Die Leute waren voreingenommen gegen mich."

„Das glaube ich nicht, Doddy," wagte ich schüchtern zu bemerken.

„Doch!" stellte sie mich mit gewohnter Energie ab. Irmgard haben sie in der vorigen Woche den Führerschein gegeben. Und Irmgard wußte nicht einmal, daß die Kraftfahrerin bestraft wird, wenn sie sich von Harald öffentlich küssen läßt. Es gibt keine Gerechtigkeit in der Welt!"

Volkszählung

Beamter: „Oh, nun habe ich ganz vergessen, mir von deiner Mutter sagen zu lassen, wann dein kleiner Bruder geboren wurde. Lauf' doch mal schnell hinauf, mein Junge, und frage sie."

Fritzchen: „Das nützt nichts. Sie weiß es garnicht."

Beamter: „Was? Sie weiß es nicht?"

Fritzchen: „Bestimmt nicht! Sie war damals verreist."

DIE DROHUNG

VON WERNER BERGENGRUEN

Fürchte die Häuser! Sie vergaßen es nicht, daß du sie zur Dienstbarkeit überwandest,
hart und mit List ihr Gestein und ihr Holz in fremden Erdboden bandest.
Tags aus spaltbreit geöffneten Fenstern blinzeln sie tückisch und gähnen aus offenen Türen verdrossen.
Unabläßlich rütteln sie nachts an den stählernen Ankertauen und Trossen,
zerren an heimlichen Ketten wie bös vergreiste und halb erblindete Hunde.
Manchmal spüren den Ruck die schweren Leiber der Schläfer zur Mitternachtsstunde.
Groß und stark ist der Grimm der Geduld, unmächtig der Zorn der Eile,
um ein Unmeßbares lockern sich Nacht für Nacht und Jahre hindurch die Seile.
Immer noch, Schläfer, vertraust du, dein Haus sei verankert im Hafen und sicher vertäut.
Eine Sekunde wird sein, und vielleicht ist die Sekunde noch heut,
da sich ein letztes Mal die Ketten in ihren dünngezerrten und dünngerosteten Ringen
spannen und straffen und jäh vor dem letzten geduldigen Anruck zerspringen.
Und am späten Morgen, wenn die Laternen der Straßen im gelblichen Nebel verglimmen,
werden die Häuser, langsam und lautlos und riesige Särge, gespenstisch ins Weite schwimmen.

Kindliches — Allzukindliches

Der kleine Erwin hat während der Osterferien Kücken gesehen. Ganz kleine. Eben aus dem Ei gekrochene Kücken.

Neugierig fragt er Mama um tausend Dinge.

„Nein, denk mal, Mama, und da sitzt die Henne nun auf den Eiern —"

„Jawohl — und brütet sie aus!"

„Nein — Mama — das ist aber ulkig . . ."

Einige Tage später ist man wieder in der Stadt und trifft im Park eine befreundete Dame. Eine gewichtige Dame, die einen Kinderwagen schiebt.

Begrüßung.

Man bewundert das Baby und Mama sagt:

„Sieh mal, Erwin, was für ein reizendes Baby Frau Schulze bekommen hat!"

„Och —"

Erwin schenkt dem Baby kaum einen Blick, sondern blickt Frau Schulze fragend an.

„Nur eines hast du?" fragt er nach einer Weile.

„Jawohl, Erwin!"

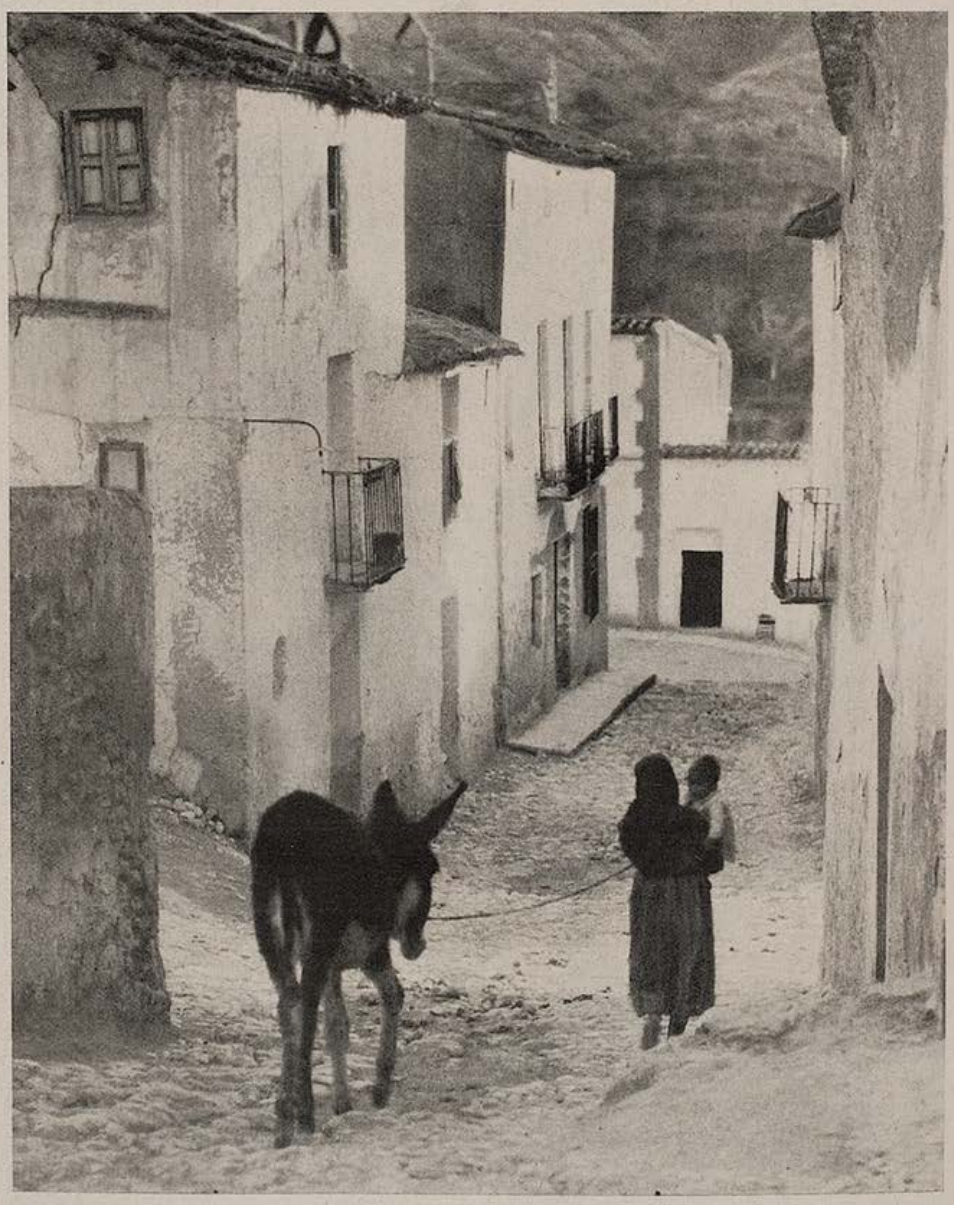
Wieder denkt Erwin eine Weile nach, dann konstatiert er vorwurfsvoll:

„Die andern Eier hast du wohl zerdrückt, wie du dich darauf gesetzt hast!?" *H. K. B.*

Eile tut not

„Warum haben Sie es eigentlich so eilig mit dem Heiraten?"

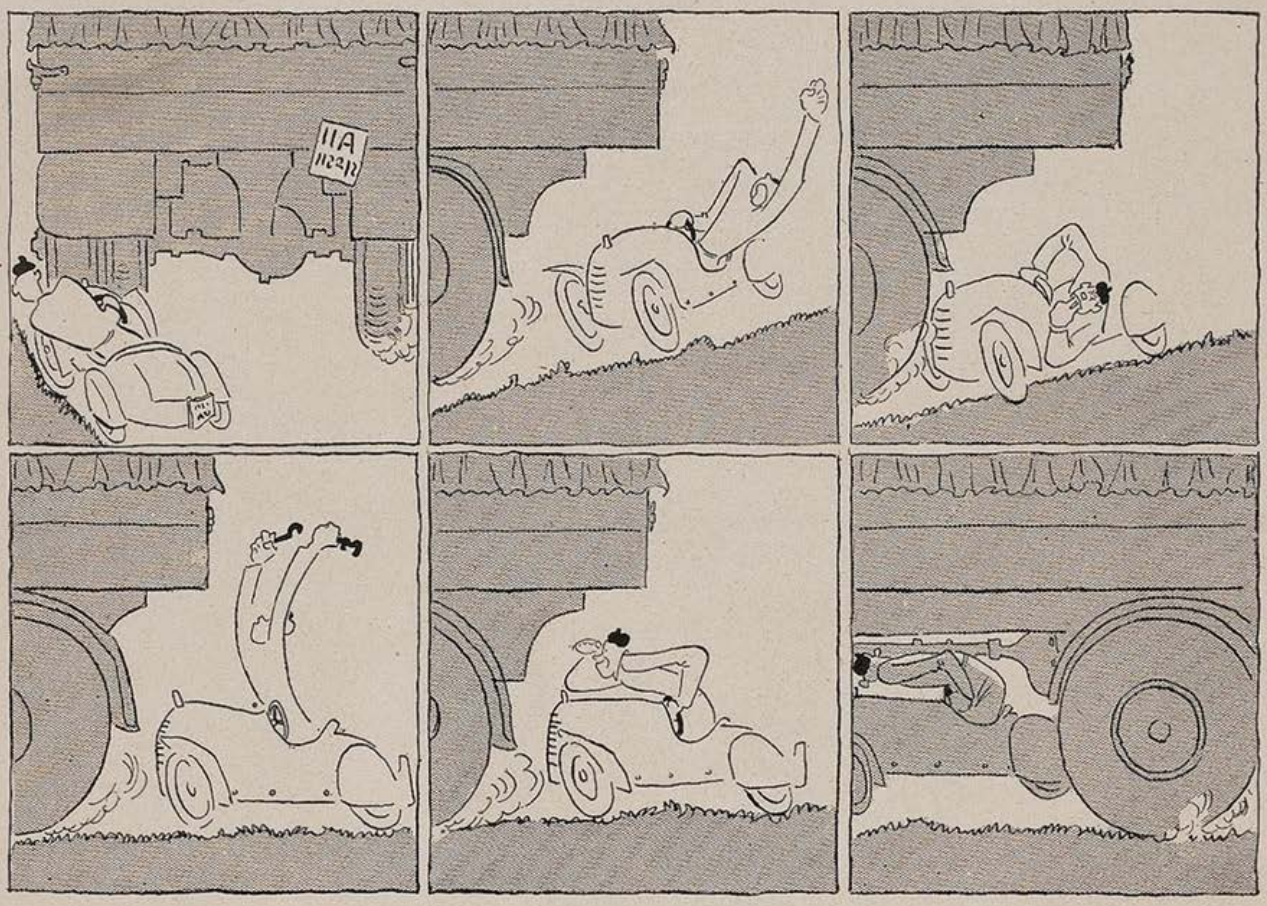
„Für eine längere Verlobungszeit reichen meine Ersparnisse nicht aus."



Aus Spanien — phot. v. Riedemann

Vorteil des Kleinautos

Maçon



Kritik an der Sommerfrische

Von Christoph Walter Drey

(Nachdruck verboten!)

Man sieht seine Bekannten wieder. Es waren viele verreist. Man merkt es erst jetzt, wo sie zurückgekehrt sind. Man kann nicht anders, als sich erkundigen, wie es war — — —

„Sehr gut haben wir's getroffen," sagt Herr Meinicke. „Reichliches Essen, wenigstens war damit auszukommen. Wir hatten morgens zum ersten Frühstück — — —"

„Ich meine ihr Befinden — — —?"

„Wie gesagt, das Essen war nicht schlecht."

„Und haben auch ihre Frau und die Kleinen — — —"

„Wir sind satt geworden — meistenteils!"

Meinicke ist ein krasser Materialist. Man merkt's einmal — — —

„Glücklich heimgekehrt, lieber Seefeld?"

„Heimgekehrt ja, aber glücklich —? Ich denke immer noch an das schöne Essen. Es war ja nicht übermäßig viel aber doch annehmbar."

„Und ist ihre Gattin wohlauf?"

„Es geht!"

„Und der kleine Bruno —?"

„Der Junge hat sich gepflegt! Was der für einen Appetit hatte!"

Seefeld murmelt auch noch, als wir auseinandergehen, etwas von Leckerbissen — — —

Auch der gottbegnadete Künstler hat die Schritte wieder heimwärts gelenkt. Die Theaterferien sind zu Ende und er muß wieder den Tannhäuser und den Tristan singen.

„Sei mir gegrüßt, du edler Sänger!"

„Hör bloß auf!" antwortet er. „Die ganze Singerei kann mir gestohlen werden. Die macht einen nur hungrig. In Zippenbach habe ich nicht gesungen, sondern gegessen. Das war gesünder. Weißt du, was wir mittags hatten —? Drei Gänge! Mensch, drei Gänge mit Nachtisch! Und — — —"

„Und deine Frau und die kleine Elisabeth — — —?"

„Blutige Tränen weinen die jeden Tag, daß sie nicht mehr den Nachtisch haben."

„Du — — —" sage ich wohlwollend, „repetiere die ersten Male ja gründlich deine Texte, sonst singst du den Leuten was von Grießpudding und Eierkuchen vor" — — —

Auch der Arzt hat vierzehn Tage ausgespannt.

Er strahlte mich an:

„Na — ich habe aber auch gelebt!" sagt er. „Famose Wirtsleute! Taten, was sie konnten. Es war alles so schmackhaft zubereitet! nicht diese wässerigen Soßen, die man hier bekommt. Das saftigste Fleisch! Und eine wohltuende Abwechslung! Geflügel — Fische —" — — —

In Gedanken weiterschreitend, überhöre ich fast den Gruß der geschätzten Kollegin.

Ihr gebräuntes, sonst interessant blasses Gesicht läßt auch auf eine erfolgreiche Sommererholungsreise schließen.

„Nein — dazu langt es nicht," meint sie, „und den Stoff kann man ja auch vor den Toren sammeln." Sie nennt ein benachbartes Dorf.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

Soldaten

Der Marschall von Sachsen kam auf einer Reise an ein Zollhaus, wo sein Gepäck auf zollpflichtige Gegenstände untersucht werden sollte. Der Zollwächter war ein früherer Soldat, der eben unter diesem Marschall lange Jahre gedient hatte. Als er seinen ehemaligen Führer erkannte, stand er stramm und sagte:

„Fahren Herr Marschall getrost weiter! Lorbeeren kosten keinen Zoll!" *h. m.*

Der Strick

Der sächsische Minister Graf Brühl, der sich unter den Bauern keiner besonderen Beliebtheit erfreute, da seine Finanzpolitik ihnen große Lasten auferlegte, mußte auf einer Reise die Hilfe von Dorfbewohnern in Anspruch nehmen; von seinem Wagen war nämlich ein Rad gebrochen, das die Bauern mit einem Strick zusammenbanden. So brachten sie den Wagen des Ministers in den Ort, wo der Schaden ganz behoben wurde. Als der Minister nun den Beteiligten seinen Dank aussprach, entgegnete einer von den Bauern: „Oh, Exzellenz, dazu hat es keine Ursache! Euer Exzellenz haben um uns mehr als diesen einen Strick verdient!"

„Wollen auch Sie plötzlich anstelle von Modeberichten Bauernnovellen schreiben oder ländliche Idyllen?" frage ich. „Haben sie dazu Stoff gesammelt?"

„Nein," erwidert sie, „ich habe für den Winter gesammelt — — — mich bei einem Verwandten beliebt gemacht, seine Schreibarbeiten erledigt und werde nun immer umsonst Butter und Schinken bekommen. Eine angenehme Zugabe zu mageren Honoraren, nicht wahr? Die Kunst geht nach Speck!"

Noch einen frage ich, wie es war — den zehnjährigen Max, der mit den Landkindern irgendwo in Ostpreußen gehaust hat. Er hatte sonst magere Stadtbacken und ist mit einem Male ein kräftiger Junge. Natürlich würde er mir vom Essen reden.

„Wie war's, du?"

„Fein!" antwortet er.

„Hast auch schöne rote Backen bekommen", sage ich. „Es gab wohl ordentlich Milch und Speck?"

„Fein war's!" wiederholt er und der Blick wird sehnsüchtig. Aber er sucht den blauen Himmel — — —

Der Rekord

„Mein Junge hat gestern einen Rekord gebrochen!"

„Soll er halt die Dinge nicht essen, die er nicht vertragen kann!"

Eheliches

„Paula, rechne doch mal deine Ausgaben nach!"

„Nicht nötig, lieber Kurt, du rechnest sie mir ja dauernd vor!"

Kollegen

Der Pilot Sieger ist ein Kollege von mir!

Unsinn! Du kannst doch gar nicht fliegen!

Das nicht, aber wenn ich an meine Schulden denke, könnte ich auch in die Luft gehen!

Prospekt gratis

Reichsgartenschau Dresden
10. Mai bis 23. Aug. 1936
Halle 14

Dresden-Striesen 589

Freunde

„Lieber Mann, seit wir verheiratet sind, läßt sich dein Freund Emil gar nicht mehr sehen!"

„Das ist eben wieder die Wahrheit des altbekannten Sprichworts: „Freunde im Unglück sind sehr selten!"

Stimmt

„Welches wohl die schönsten Jahre einer Frau sind?"

„Wahrscheinlich die ersten vier Jahre, während deren sie 22 Jahre ist!"

Eheliches

Sie: „Also, das geht nicht so weiter! Von jedem Hausierer, der kommt, läßt du dir etwas aufschwatzen!"

Er: „Na, rege dich nicht auf! Du bist mir ja auch vom Heiratsvermittler aufgeschwatzt worden!"

Liebe Jugend

Bömchens ist Gast bei einer Teegesellschaft. Er fühlt sich nicht sehr wohl bei den gebildeten Gesprächen, die da geführt werden.

Also labt sich Bömchens am Bufett. Als er gestärkt wieder zurückkommt, ist das Gespräch bei der altgriechischen Literatur angelangt.

„Meine Herren," doziert Gymnasialprofessor Dr. Briggs, „Was wissen wir denn heute von den Homeriden?"

„Sind heilbar," sagt Bömchens prompt und treuherzig.

*

Vierzehn Jahre lang zahlte Anton Hochroitzprintner aus Mistelbach brav die Prämien für seine Lebensversicherung, dann kam eine Stockung. Die Versicherungsgesellschaft schickte zwei Mahnungen. Nichts. Nach der dritten Mahnung endlich, kam ein Brief:

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung, wenn ich die Prämien für meinen Mann schuldig geblieben bin. Ich hoffe im nächsten Monat alle begleichen zu können. Bitte haben Sie ein Einsehen, mein Mann ist vor einem Jahr gestorben und da geht es mir jetzt ziemlich schlecht.

Hochachtungsvoll
Anna Hochroitzprintner."

Eigenes Geld

Er: „Was? schon wieder ein neues Kleid!"

Sie: „Sei nicht böse! Ich habe es mir von meinem eigenen Gelde angeschafft."

Er: „So? Woher hast du denn auf einmal eigenes Geld?"

Sie: „Ich habe deinen Pelz verkauft."

Abends als Letztes Chlorodont
eine gute Gewohnheit!

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

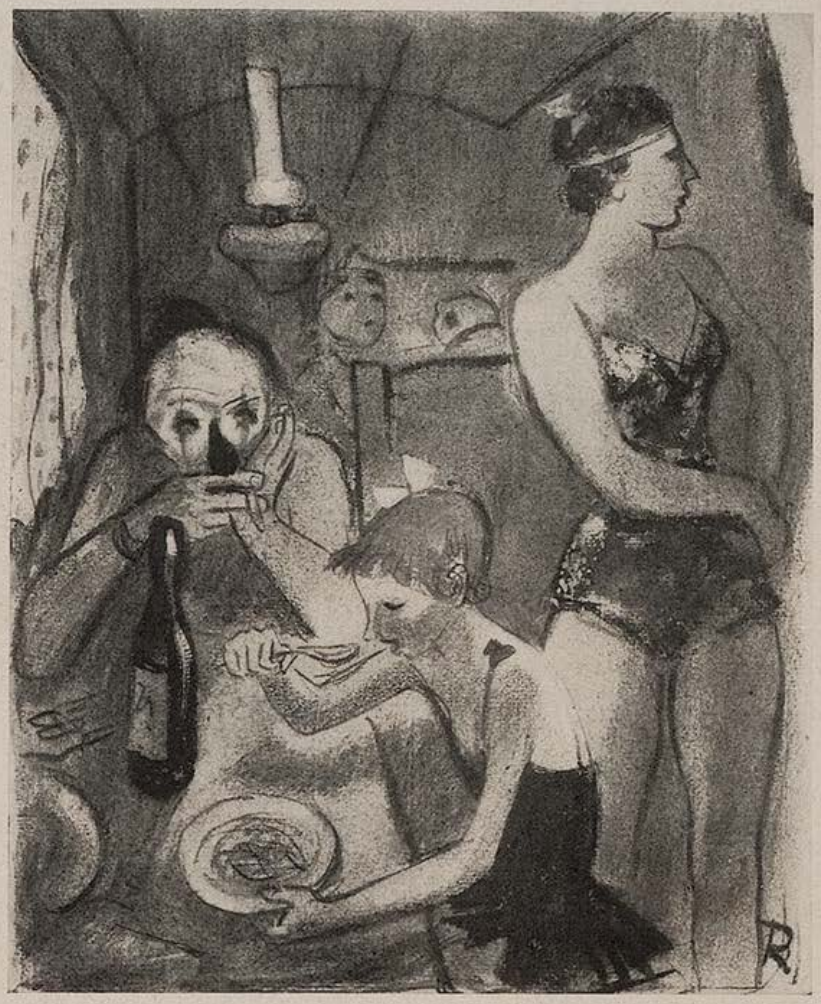
Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Rubey



Dilemma

„Kriegen wir noch mehr Kinder, kann meine Frau nicht arbeiten — kriegen wir keine, bring ich im Leben keine eigene Truppe zusammen."

Renommee

„Man sagte mir, Dr. Birkholz sei ein Arzt, dem viele Menschen ihr Leben verdankten."

„Ganz recht; er ist nie zu Hause, wenn man nach ihm schickt."

Gebt der NSV Freiplätze!

Der schlaue Professor

Dem Gelehrten hatte alles Suchen nach seinem verloren gegangenen Hunde nichts genützt. Schließlich aber führte doch eine Anzeige in der Zeitung zum Erfolg. Sie lautete: „Warnung! Mir ging mein Hund verloren, an dem ich aus wissenschaftlichen Gründen mit verschiedenen sehr starken Giften experimentierte. Sein Lecken ist lebensgefährlich! Deshalb warne ich den Finder vor den Zärtlichkeiten des Tieres." Schon am selben Tage wurde der Hund seinem Herrn wiedergebracht.

Götzen

In der Religionslehre ist die Rede von den heidnischen Götzen. Der Professor will zum Vergleich den modernen Götzen „Mammon" in den Bereich der Betrachtung ziehen und stellt die Frage: Weiß vielleicht einer von euch einen Götzen zu nennen, dem leider auch sehr viele Christen bei jeder Gelegenheit huldigen? „Der Götz von Berlichingen" lautet die Antwort eines ganz Schlauen.

Soeben erschien:

Otto Hofmann

Was ich erlebt – was ich erdacht

Gedichte eines Vielgewanderten.
112 Seiten in Ganzleinen M. 1.80.

Aus einem reichen Erleben heraus sind diese Reime entstanden, die in ihrer ungekünstelten Form jeden ansprechen, der das Leben ebenso liebt wie der Verfasser. Ein Buch und ein Geschenkband besonders für die Frau.
Zu haben in den Buchhandlungen oder beim Verlag

G. Hirth AG., München, Herrnstraße 10

DIE FOTO-SEITE

Blitze in der Nacht!

Sie haben recht: Der Titel unserer Abhandlung klingt wie der eines Kriminalromans, und im Grunde geht es auch um gleiche Dinge, die unserem Fotosport denselben spannenden Inhalt geben, wie wir ihn von den bewußten Romanen her gewöhnt sind. Nur ein paar kleine Abweichungen sind zu nennen. Denn die Blitze haben nichts mit einer schwülen Sommernacht zu tun und die Spannung bezieht sich auf ein Gestalten, ein Experimentieren um des guten Bildes willen.

Vielleicht ist es Ihnen selbst schon so ergangen, daß Sie zwar mit guten Plänen auf Kamerajagd auszogen, nirgends aber etwas Geeignetes finden konnten und schließlich bei irgendeinem belanglosen Motiv stehen blieben. Dieses wurde selbstverständlich geknipst, denn auf keinen Fall wollten Sie heimkehren, ohne wenigstens eine Aufnahme gemacht zu haben.

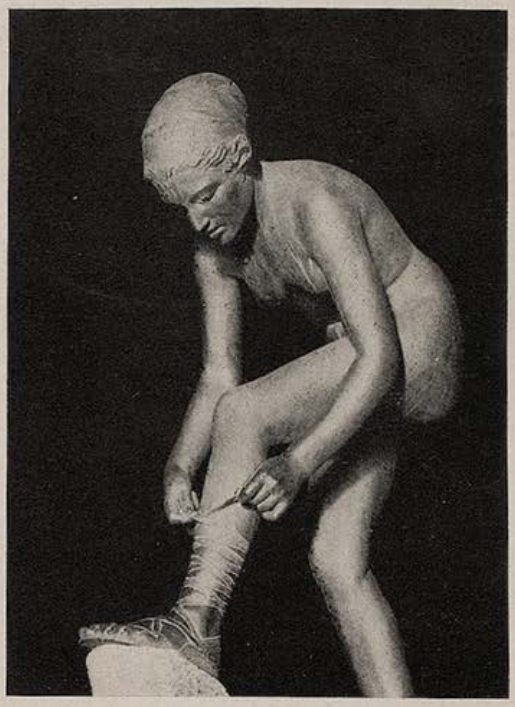
An solchen Motiven, die aus einem gewissen Leerlauf heraus geknipst werden, können wir trotzdem lernen. Oft fällt das Bild wohl technisch befriedigend, aber bildmäßig unmöglich aus. Und so gilt es, einen Weg zu finden, um aus diesem Motiv doch noch etwas zu machen. Man entdeckt Fehler und lernt, experimentiert.

Auf diese Weise entstand unser nebenstehendes Statuenbild, das in der Tagesaufnahme wirklich nichts von Bedeutung besagt. Es ist rein als Ansicht erfaßt, aber nicht persönlich gesehen. Indem wir nun aber erst einmal unser Motiv fotografisch bearbeitet haben, lösen wir es aus der Wirklichkeit heraus, kommen zu intensiverer Beschäftigung mit dem Eigentlichen und werden zu neuen Gedanken geführt, die uns eine Methode anzeigen, um das an sich im Motiv steckende Wesen zum Ausdruck zu bringen, was uns beim ersten Male nicht gelang.

Bleiben wir bei unserem Bildbeispiel; das eigentliche Motiv ist die Figur — und nichts weiter. Alles Drum und Dran stört, und indem wir einen Weg zur Isolierung der Figur suchen, kommen wir zur Nachtaufnahme mit Blitzlicht. Dabei wird die Kamera tief nach unten gestellt und nach oben geneigt. Aus dieser Perspektive spricht das Dargestellte anschaulicher, eindrucksvoller. Es ist eine gleiche Weise, die sich heute etwa in der Porträtfotografie allgemein eingebürgert hat, um einen Menschen ansprechend, überzeugend wiederzugeben.

Zugleich wäre hieraus zu lernen, daß Blitzlicht auch für Aufnahmen im Freien Bedeutung hat. Wir bedienen uns hier am zweckmäßigsten des Vacu-Blitzes, der nie versagt und vor allem keine langen Vorbereitungen beansprucht.

Aufnahmen von Heinr. Hinz



Reproduktionsaufnahmen — Technik und Material

Wir werden immer einmal vor die Aufgabe gestellt, nach vorhandenen Vorlagen — also nach Fotografien, Zeichnungen, Drucken — ein Negativ anzufertigen, eine sogenannte Reproduktionsaufnahme herzustellen. Solche Aufnahmen werden mit einer Mattscheibenkamera vorgenommen, welche die Verwendung von Plattenmaterial zuläßt. Denn wir benötigen besonderes Aufnahmematerial, das nur in Form von Platten erhältlich ist. Wer nun keine Plattenkamera besitzt und auf seine Rollfilmkamera angewiesen ist, muß etwas umständlicher vorgehen. Es wird nach erfolgter Einstellung in der Dunkelkammer in die Kamera vor das Filmfenster eine Platte aufgelegt und die Kamera-Rückwand zugeklappt, die nun mittels ihrer Andruckplatte das Negativmaterial in der einmal gegebenen Lage festhält. Darnach ist die Rollfilmkamera für die Aufnahme wieder in die ursprüngliche Stellung zu bringen, was durch Marken und Merkzeichen gelingt.

Das Wichtigste bei der Reproduktionsaufnahme ist die richtige Einstellung, die bei einigen Kameras (Contax, Exakta, Leica) durch ein besonderes Reproduktionsgestell leicht vorgenommen werden kann. Im anderen Falle befestigen wir die Vorlage an der Wand des Zimmers, schrauben die Kamera auf das Stativ und haben nun darauf zu achten, daß das Kameraobjektiv bzw. dessen optische Achse in die Mitte der Vorlage zu liegen kommt. Sonst entstehen leicht Verzeichnungen. Auf der Mattscheibe wird kontrolliert, daß sämtliche Ränder der Vorlage mit dem Mattscheibenrand parallel verlaufen. Ist das erreicht, so bekommen wir eine unverzerrte Abbildung. Der Standpunkt der Kamera muß also entsprechend ermittelt werden.

Das Aufnahmematerial richtet sich nach der Vorlage. Für einfache Strichvorlagen (z. B. Zeichnungen) in Schwarz-Weiß ohne Grautöne wählen wir die Agfa-Kontrastplatte, für Schwarz-Weiß-Vorlagen mit Grautönen ist die Agfa-Normalplatte bestimmt. Beide Sorten sind nicht farbenempfindlich und arbeiten sehr kräftig. Haben wir farbige Vorlagen, so ist wichtig, ob die Farbe Rot auftritt oder nicht. Fehlt sie, so genügt eine orthochromatische Reproduktionsplatte, z. B. Perutz-hart-ortho. Das Material wird zweckmäßig mit hellem Gelbfilter verarbeitet. Für Vorlagen mit allen Farben, insbesondere auch mit roten und braunen Tönen, ist die Perutz-Perchromo-B-Platte gedacht, die mit Blaugrünfilter verarbeitet wird. Bei Aufnahmen mit Kunstlicht kommt hier ein reines Blaufilter zur Anwendung. Farbige Aufnahmen gelingen mit Agfa-Color-Material, das natürlich auch als Rollfilm dazu verwendet werden kann. Reproduktionen nach vergilbten Vorlagen erfolgen mit der Agfa-Infrarot-Platte-Hart 700 einschließlich Rotfilter, womit jede Vergilbung unsichtbar wird.

Es kommt also sehr darauf an, daß wir uns dem einzelnen Fall anpassen und genau und sorgfältig arbeiten.

Winke für Aufnahmen von Sonnenuntergängen

Selbstverständlich muß die Sonne hinter Wolken stehen, um in ihrer Intensität geschwächt zu werden. Der Horizont wird meist tief nach unten zu legen sein, damit der Himmel in seinem Tonreichtum voll zur Geltung kommt. Ausnahme sind Aufnahmen am Wasser mit Spiegelungen und Lichtreflexen.

Auf Filter können wir ganz verzichten. Es herrschen ja sowieso schon gelbes und rotes Licht vor, d. h. eine Blaudämpfung ist bereits vorhanden. Die Belichtungszeit soll reichlich sein. Wir richten uns möglichst nach den dunkelsten Stellen, damit auch die Erde Durchzeichnung erfährt. Denn nichts sieht unschöner aus, wie eine pechschwarze Silhouette ohne Einzelheiten.

Die augenblickliche Jahreszeit gibt hinsichtlich der Witterung meist gute Gelegenheiten zu solchen Aufnahmen. Gute Erfolge lassen sich damit verhältnismäßig leicht erzielen.

Kinder im Lichtbild

Über dieses interessante Thema berichtet u. a. das April-Heft der Monatsschrift „Die Fotowelt". Weiter werden Regenaufnahmen, Stimmungsbilder behandelt und technische Berichte gegeben. Die Fotowelt ist die billigste neutrale Amateur-Zeitschrift in Kunstdruck. Die Leser der Jugend erhalten kostenlos ein Probeheft von der G. Hirth Verlag AG. in München 2 NO. Im Jahresabonnement kostet die Fotowelt bei portofreier Zustellung RM. 3.50.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10 D.-A. I. V.J. 5700. — Entered as second class matter. Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zweifarbigen Titelblätter der „Jugend" von Professor Karl Bauer sind soeben als Einzelblätter auf Kunstdruckpapier erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg, mit Porto 95 Pfg.

Reichsminister Dr. Goebbels K. Bauer

Reichskanzler Adolf Hitler K. Bauer

Ministerpräsident Göring K. Bauer

Reichspräsident v. Hindenburg K. Bauer

Reichsstatthalter General Ritter v. Epp K. Bauer

Albert Leo Schlageter K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor die Bildnisse von

Reichsarbeitsminister Seldte
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.

München, Herrnstraße 10

Reichsminister Darré K. Bauer

JUGEND NR. 26

MÜNCHEN 1936
PREIS 60 PFENNIG

JUGEND
41. JAHRGANG 1936 / NR. 26

Der Inn bei Wasserburg — Karl Wähmann-Edling

DER FLUSS

Sanft hat der Fluß die lange Nacht gerauscht,
der Wind geströmt im hohen Gipfelmeer;
noch träumt das Tal, bezaubert und berauscht
von eignen Stimmen, dämmernächtig, schwer.

Da stößt der Wald den ersten Atem aus,
es quillt wie Milch aus umgestürztem Kruge —
und zögert neblig in den Dunst hinaus
und lichtet sich am Berg zu leichtem Fluge.

Der Fluß rauscht wie ein Trunkener ins Land,
singt schlummertiefe, brunnendunkle Worte,
wälzt Gram und Lust und nur ein wenig Sand,
und schwankend wogt er durch die Dämmerpforte.

Aus einem Abgrund steigt der Tag herauf,
sein Licht erfüllt die Welt mit kühlen Schauern;
da fährt der Wald mit allen Vögeln auf
und überstimmt mit Jubel Nacht und Trauern.

Georg Schwarz

Junger Wein

Von Rudolf Schneider-Schelde

Damals lebten wir als junge Studiker in einer Dachwohnung, die wir zu Dreien gemietet hatten. Es war nicht teurer als möblierte Zimmer, und es kam uns verteufelter vor. Wir hatten nahezu keine Möbel, aber das tat uns nichts. In der Küche standen die Töpfe auf dem Boden herum, und wenn du dir einen Tee machen wolltest, dann mußtest du erst den Kessel ausscharren, in dem der andere sich ein Gulasch gekocht hatte. Aber es war eine famose Wirtschaft. Ich hatte in meinem Zimmer ein Feldbett, das aus einer Versteigerung stammte, und einen Klubsessel, den mir ein Onkel gestiftet hatte. Sonst war nicht viel da. In einer Türnische, in die ich Bretter gespannt hatte, waren meine Bücher untergebracht, und der Schreiner vom Labor hatte mir einen Tisch aus rohem Holz gemacht, auf dem mein Mikroskop stand. Wir studierten alle drei Medizin und hatten große Dinge vor.

Der eine von uns hieß Hallmer, er war der schönste und größte und war verlobt, ich kannte die Braut vom Sehen, sie war ein großes schönes Ding. Sie kam nie zu uns rauf, und wir waren deshalb eifersüchtig, es schien so, als wollte Hallmer mit seiner Braut was Besseres sein als wir. Wir beiden andern waren nicht verlobt, es kam ab und zu ein Mädel zu uns rauf, aber in aller Unschuld, wir zeigten ihnen die Wohnung und freuten uns, wenn sie über die Kisten und leeren Zimmer staunten, aber sonst war nicht viel. Wir hielten auch nicht viel von der Liebe, das heißt, Hallmer hielt sehr viel davon und verachtete uns, weil wir sagten, daß Liebe was Physiologisches sei. Aber wir sagten es bloß, um dick zu tun, ich hatte noch nie was mit einem Mädel gehabt, und wenn wir zusammensaßen, gaben ich und Kühne, so hieß der andere, groß an, alles, damit man nicht merkte, daß wir nichts von der Liebe wußten, und Hallmer hörte uns kühl zu und sagte, wir seien dumme Tiere.

Eines Nachts kam Hallmer sehr spät nach Hause. Ich saß noch vor dem Mikroskop und färbte und färbte. Ich hatte eine Staphilokokkenkultur von unserem Laboranten stibitzt und murkste dran herum, aber ich bekam nichts heraus als blasse Schatten dieser traubenförmigen Gebilde und konnte mich doch nicht davon losreißen. Ich strich immer wieder neue Proben aufs Glas und dachte, ich würde sie sehen, aber sie waren tot oder die Bouillon hatte nichts enthalten, und ich ärgerte mich und hörte nebenbei Hallmer, der in der Wohnung herumstiefelte und in die Küche ging und offenbar was suchte. Auf einmal hörte ich ihn an meiner Tür, er hustete, und als ich pfiff, kam er herein.

„Du bist noch auf", sagte er.

„Ja", sagte ich und tat wichtig und schaute ins Mikroskop, „ich arbeite noch."

„Was hast du denn?" fragte er.

„Tetanus", log ich, „sehr interessant." — Er hatte keine Ahnung von Bakteriologie.

„Die sind sehr gefährlich, was?"

„Wenn du einen davon erwischt, bist du hin", sagte ich.

„Laß mal probieren", sagte er.

Ich hatte bisher ins Mikroskop geblickt. Ich sah ihn an, und es fiel mir auf, daß er blaß war. Er war sonst nie blaß, er war immer ein gesunder brünetter Junge mit roten Backen und einer hübschen Nase mit Sommersprossen drauf. — „Hast du'n Vogel?" fragte ich.

Er lachte, ich hörte, daß es unecht war. — „Ich mach' nur Spaß", sagte er, „aber hast du einen Schnaps?"

Ich hatte etwas Schnaps und holte ihn und schenkte ihm in mein Mundglas ein. Ich hatte kein anderes Glas. — „Mehr", sagte er, als ich absetzte. Ich goß das Glas halb voll, und er leerte es auf einen Zug. Es war schlechter Schnaps, er riß einem die Kehle auf, ich trank einen Schluck aus der Flasche. Er hielt mir das Glas wieder hin, und ich goß es wieder halb voll. „Mir ist es ja gleich", sagte ich.

„Mir auch", sagte er und schüttete den Schnaps in sich hinein.

„Wo kommst du denn her?" fragte ich.

Er lachte wie vorhin und blickte mich starr an. — „Von meiner Braut", sagte er dann. Er hatte nie mit uns von seiner Braut gesprochen, und ich wußte nichts darüber, wie er mit ihr beisammen war. Er trank auch sonst keinen Schnaps; es war irgend etwas mit ihm los.

„Hat's was gegeben?" fragte ich.

„Vielleicht", sagte er, „ich möchte es dir erzählen. Ich würde es dir nicht erzählen, weil du es wahrscheinlich doch nicht verstehst, aber ich habe niemand und muß es jemand sagen."

„Quatsch nicht", sagte ich, „leg' los!"

„Ich war heut nacht bei ihr", sagte er. „Ihre Eltern sind verreist, und da sind wir raufgegangen."

„Ich dachte, Liebe ist nichts Physiologisches", sagte ich.

„Wenn du mich unterbrichst, höre ich sofort auf", sagte er. Ich schwieg. Ich wußte nicht, ob er mir leid tat. Er war schrecklich hochmütig. Er saß vor mir auf meinem Bett und machte ein hochmütiges Gesicht, aber ich sah auch, daß er vielleicht gleich losheulen würde.

„Also, ich sage nichts mehr", sagte ich.

„Wir waren noch nie zusammen", sagte er. „Verstehst du, wie ich es meine?" — Ich nickte. — „Ich wollte nicht, verstehst du?" — Ich nickte wieder. Ich hätte gern gefragt, ob er schon einmal bei einem anderen Mädchen gewesen war, aber ich wagte es nicht. — „Heut nun waren die Eltern verreist", sagte er, „und wir gingen hinauf. Ich weiß nicht, wie es kam, wir hatten so geredet, wir waren dann in ihrem Zimmer. Wir küßten uns, ich liebte sie so. — Lachst du?" fragte er plötzlich.

Ich hatte nicht gelacht.

„Wenn du lachst, bist du der gemeinste Kerl unter der Sonne", sagte er.

„Ich habe nicht gelacht", sagte ich.

„Wir küßten uns", sagte er, „es war so heiß im Zimmer, und sie zog sich aus. Ihr Bett war da, und sie legte sich hinein und machte das Licht aus. Ich liebte sie so — glaubst du mir?" unterbrach er sich wieder und sah mich scharf an.

Ich bejahte.

„Ich zog mich auch aus, im Dunkeln, du mußt das wegen nachher wissen, und schlüpfte zu ihr ins Bett. Es war nichts Gemeines dabei."

„Ja", sagte ich.

„Ich wachte mitten in der Nacht auf."

„Aber ihr habt euch doch geliebt?" fragte ich.

„Wir haben uns geliebt", sagte er feierlich, „und dann sind wir eingeschlafen, es war sehr heiß im Zimmer, und dann bin ich mitten in der Nacht aufgewacht. Sie wohnen im dritten Stock. Ich bin daran aufgewacht, daß jemand in die Wohnung reinwollte. Jemand machte am Schloß herum. Es waren die Eltern.

„Auweh", sagte ich.

„Schweig", sagte er wütend. „Aber sie konnten nicht herein. Wir hatten den Sperrhaken vorgelegt. Dann läuteten sie."

„Und dann?" fragte ich.

„Das Furchtbare war, daß sie jede Besinnung verloren hatte. Es war noch dunkel im Zimmer. Ich hörte ihre Zähne aufeinanderschlagen und suchte nach dem Lichtkontakt, aber ich fand ihn nicht. Ich fragte, ob ihre Eltern die Gewohnheit hatten, noch zu ihr hereinzukommen, aber sie antwortete mir nicht. Sie zitterte am ganzen Leib. Ich stand im Dunkeln auf, ich war ganz nackt. Dann läutete es wieder. Ich fand den Lichtkontakt nicht, aber ich stolperte über die Schnur. Ich überlegte, wo meine Kleider waren, ich wußte es nicht. Dann fand ich den Lichtkontakt. Inzwischen läutete es wieder."

„Furchtbar", sagte ich.

„Als es hell war, sah ich, daß sie ganz entstellt war. Ich erkannte sie kaum. Ihr Gesicht war verzerrt vor Angst. — Geh fort, flüsterte

Aus dem Chiemgau **Helmuth Becker**

sie mir zu, geh fort! — Ich stand nackt im Zimmer. Ich konnte nicht vom dritten Stock aus nackt hinunterspringen. Meine Kleider lagen auf dem Boden verstreut. Es war kein Schrank da. Ich konnte mich nirgends verstecken. Es läutete wieder. Sie sah mich an, ich sah, daß sie mich weghaben wollte, sonst nichts. — Geh fort, sagte sie wieder, geh fort! — Es fing gräßlich zu läuten an. Ich stieß meine Kleider mit den Füßen unters Bett, ich hatte den Hut in der Hand, sonst war ich nackt. Ich schämte mich furchtbar. Es war so niederträchtig, jetzt, nachher, verstehst du?"

„Ja", sagte ich. Er tat mir leid.

„Ich kroch unters Bett. Ich kroch vor ihren Augen darunter. Ich weiß nicht, ob sie mir zusah. Dann ging sie hinaus und öffnete und sagte, sie habe geschlafen. Sie machte es ausgezeichnet. Die Eltern schöpften keinen Verdacht. Sie waren früher zurückgekommen, ich weiß nicht warum. Sie gingen an dem Zimmer vorbei, wo ich unterm Bett lag, ich sah ihre Füße, die Zimmertür war offen, sie hatte sie offen gelassen. Wahrscheinlich war es richtig, sie machte alles ausgezeichnet. Ich schaute unteren Bett vor und sah die Stiefel der Mutter, es waren braune Stiefel, und der Vater hatte helle Gamaschen an. Ich dachte, wenn sie einen Hund hätten, wäre ich verloren, aber sie hatten keinen. Sie kamen nicht herein, sondern gingen in ein anderes Zimmer, und eine Weile war hin und her, und ich versuchte, mich unterm Bett anzuziehen, aber es war unmöglich. Dann wurde es ruhig, und sie kam wieder herein. Ich sah ihre Pantoffeln kommen, sonst sah ich nichts. Ich glaube, ich werde nie mehr Pantoffeln sehen können." Er fuhr sich durchs Haar und sagte: „Gib mir noch einen Schnaps."

Ich goß ihm ein, und er trank. „Nachher kroch ich unter dem Bett hervor, und sie machte mir Zeichen, leise zu sein. Ich war schon leise. Ich war voller Dreck, und du kannst dir nicht vorstellen, wie ich mich fühlte, ich weiß nicht warum. Sie hatte das Zimmer abgeschlossen, und ich zog mich an. Wir redeten kein Wort miteinander, so oft ich was sagen wollte, legte sie den Finger auf die Lippen. Ich zog mich ganz an und setzte den Hut auf. Es war gut, daß ich den Hut ins Zimmer mitgenommen hatte. Dann saßen wir uns eine Stunde lang gegenüber und redeten kein Wort. Sie wagte nicht, mich rauszulassen. Ich wagte kaum, mich zu rühren. Ich wagte nicht zu rauchen. Sie wartete, bis die Eltern eingeschlafen waren. Es war sicher richtig. Wir saßen uns stumm gegenüber und sahen uns nur an. Zuerst versuchte ich sie zu berühren, ich wollte sie streicheln, aber sie legte sofort den Finger auf die Lippen und zog die Schultern hoch. Ich weiß nicht, warum ich sie streicheln wollte, es lag mir nichts mehr daran. Sie hatte ein ganz anderes Gesicht als sonst, ich sah immer wieder ihr Gesicht an, aber es war ganz anders, ich weiß nicht wie, nur Leere und Angst und nichts von alldem, was sonst drin war. — Liebe ist das nicht, dachte ich. Zuletzt schlichen wir über den Korridor, und sie ließ mich raus. Es ging ganz glatt. Ich wollte ihr Gutnacht sagen, aber sie winkte mir ab."

Er schwieg, und ich schwieg auch. — „Verstehst du, wenn ich dachte: Liebe ist das nicht?" fragte er dann. — Ich bejahte. — „Weißt du, was ich kapiert habe", fuhr er fort, „Kuß und Umarmung, das ist nicht Liebe, das ist irgendwas anderes, Liebe wäre gewesen, als ich so erbärmlich nackt unters Bett kroch oder als ich wieder hervorkam oder als wir uns gegenüber saßen, dann nicht Fremdheit zu fühlen oder Leere, sondern sie. Aber da dachte sie bloß an sich. Verstehst du? Ich weiß nicht, was Liebe da gemacht hätte, aber etwas hätte sie gemacht, daß ich sie gespürt hätte."

„Sie hatte Angst", sagte ich.

Er winkte verächtlich ab: „Natürlich hatte sie Angst und mit vollem Recht, aber Liebe hat nicht so Angst, daß sie sich ganz darin vergißt. Und natürlich hatte ich Schuld, aber Liebe denkt nicht so an Schuld, daß sie sich ganz dabei verliert. Zwei Jahre bin ich mit dem Mädel verlobt und habe nichts gemerkt. Und ausgerechnet in derselben Nacht, nachdem ich mir eingebildet habe, daß ich jetzt die ganze Liebe kenne, erfahre ich's."

„Mein Gott", sagte ich, „du hast dich eben getäuscht."

„Ein kleines Versehen, was?" sagte er und lächelte finster.

„Was wirst du machen?" fragte ich.

Er stand auf und trat an meinen Tisch, er wankte dabei, ich sah, daß er betrunken war. Er war sehr bleich, seine Augen glänzten gefährlich. „Gib mir was von deinem Tetanus", sagte er.

„Du bist verrückt", sagte ich, „wegen so was bringt man sich nicht um."

„Wenn du mein Freund bist, gibst du mir was."

„Du bist verrückt", sagte ich wieder, „hast du eine Ahnung, was das heißt? Acht Tage liegst du da und windest dich in Krämpfen und bist bei vollem Bewußtsein."

„Geschieht mir recht", sagte er und griff nach dem Kolben, worin ich die Bouillon hatte. Ich hielt seinen Arm fest. „Laß mich", sagte er und stieß mich weg. Ich hielt ihn wieder zurück, und er wollte mich abschütteln, und als es nicht glückte, schlug er nach mir. Eine Balgerei ging los. Er war stärker als ich und drückte mich hinunter. Aber als er mit einem freien Arm wieder nach dem Kolben griff, brachte ich ihn zu Fall und rief gleichzeitig: „Es ist gar kein Tetanus, es ist ja bloß Eiter, nicht mal virulenter." — „Lügner!" sagte er. Er hatte mich im Fallen mitgerissen, und ich lag unter ihm. — „Lügner!" sagte er noch einmal und schlug mir eine hinein. Er sah mich unendlich verächtlich an und holte wieder aus, aber ich stieß ihm beide Knie in den Rücken, so daß er über meinen Kopf wegflog. Wir waren gleichzeitig wieder auf den Beinen und hatten einander gleichzeitig wieder. Ich wußte nicht genau, ob es Scherz oder Ernst war oder was es war. Wahrscheinlich war es Verrücktheit. Wir fielen wieder hin. Wir machten einen solchen Lärm, daß Kühne nebenan davon erwachte und herüberkam. Als er eintrat, lag ich wieder unten und schrie ihm zu: „Schmeiß den Kolben zum Fenster hinaus!" — Er tat es, ehe Hallmer ihn abhalten konnte.

„Was habt ihr denn?" fragte er. Wir waren wieder aufgestanden.

„Nichts", sagte Hallmer und sah mich mit hervorgequollenen Augen an. „Was war es?" sagte er zu mir.

„Eiter", sagte ich.

„Lügner", sagte er, „dreckiger Lügner!" und ging an uns vorbei zur Tür hinaus.

Ich erzählte Kühne nicht, was vorgefallen war. Als ich im Bett lag, überlegte ich, warum ich Hallmer von dem Kolben abgehalten hatte. Ich wußte es nicht. Er hätte den Inhalt ruhig fressen können, die Bouillon hätte ihm nichts getan. Es kostete mich Mühe, nicht zu glauben, daß es Tetanus gewesen war. Ich begriff es nicht, aber es kostete mich Mühe.

Wir waren noch bis Semesterschluß in der Wohnung zusammen. Wir sprachen nie mehr von den Vorfällen dieser Nacht und blieben sehr kühl zueinander. Ich weiß, daß Hallmer das Mädchen nicht wiedersah. Ich sah sie später einmal, sie war sehr hübsch, groß und schlank.

Das alte Haus — Heinz Landgrebe

Friedrich der Große und sein Geheimrat

Von Wilhelm Schremmer

Als der König in den letzten schweren Monaten des Siebenjährigen Krieges im Schlosse zu Peterswaldau wohnte, sein Blick so oft zu den nahen Bergen schweifte, fand sich eines Tages an dem Fenster zutraulich ein Buchfink ein.

„Ei, ei", sagte der König, „da bekomme ich einen seltenen Besuch" und sprach nach seiner Art mit gütigen Worten auf das buntfarbige Vöglein ein.

Der Buchfink blieb seelenruhig sitzen, schaute in das hohe Zimmer mit dem langen Arbeitstisch. Der Blick des Königs ruhte fröhlichen Sinnes auf dem Vöglein, das Furcht nicht zu kennen schien.

„Einen Augenblick warte Er, liebster Freund, ich will Ihm nur etwas holen, damit Er nicht sage, daß ein König nicht verstünde, was sich gehöre, wenn ein so seltsamer Besuch komme." Ging mit leisen, eiligen Schritten ins Nebenzimmer, las einige Brotkrümchen vom Frühstück auf, befahl dem wachhabenden Offizier streng, daß ihn niemand im Augenblick stören dürfte.

Dann trat er behutsam zu dem Fenster zurück, an dem der Buchfink noch immer saß.

Das Vöglein fraß die Brotkrümchen, die ihm des Königs Hand hinstreute. Der König wurde immer fröhlicher. Der Morgen ließ in weiten Strahlen das Licht in den Park fließen. Es schimmerte in den dunklen Baumkronen.

„Es geschehen doch noch Wunder", meinte der König. „Schon stand ich am Abgrund, und jetzt winkt wieder die Hoffnung. Der Himmel selbst schickt einen Boten. Was meint, wenn ich fragen kann, der Herr Rat: soll ich die 20 000 Russen zwangsweise entwaffnen oder soll ich einen milderen Weg wählen? Die Stunden drängen!"

Der Fink hüpfte über den äußeren Fensterrand in das innere Fenster, hob das feine Köpfchen.

„Ich sehe, daß Er Verständnis zeigt. Er hört zu, Er hebt das Köpfchen und mahnt zum Besinnen.

Gut, mein lieber Rat. Schärfe bleibt immer gefährlich, und ich neige zur Schärfe! Hör Er: ich werde Czernichef zu mir kommen lassen, er wird mir beiseite stehen, auch wenn er nicht kämpft. Wenn er nur seine Rolle spielt, die ich ihm zugedacht habe."

Das Vöglein ließ einen leisen Ton vernehmen. Es spitzte ein Liedchen.

Der König lächelte: „Das freut mich, daß dieser Vorschlag gefällt."

Dann hob es seine Flügel und schwang sich in den stillen Park hinein, in dem der Vogelklang verstummt war. Es war Sommer geworden.

Lange stand der König am Fenster. Über den Bergen türmten sich Wolken auf. Den Oberbefehl über die Oesterreicher hatte Daun wieder bekommen, Laudon mußte sich ihm unterstellen. Der preußische König war mit dieser Lösung wohl zufrieden. Der Zauderer Daun sollte, mit Hilfe der Russen, gepackt werden, daß er sich über die nahe Grenze davonmachte. Er durfte nicht wiederkommen.

Der Plan der Schlacht war schon fertig. Nein, es war am besten, die Russen nicht mit Gewalt anzufassen!

Der König klingelte.

„Der Führer des russischen Hilfskorps ist bald zu mir zu bestellen. Er weilt doch noch in der Nähe?"

„Majestät, ich werde das sofort feststellen. Das russische Korps steht noch in den alten Stellungen. Major von Buddenbrock ist eben angekommen und hat das berichtet."

Der König nickte: „Der Major soll auf der Stelle bei mir erscheinen."

Einen Augenblick später trat er ein: „Er hat also keine Bewegungen bemerkt, die verdächtig erscheinen?"

„Majestät, nur Czernichef scheint hier die genaue Kunde vom Tode des Zaren und der Zurückberufung zu haben."

„Meint Er? Dann wäre noch alles gut. Denn der Soldat im Kriege glaubt an keine herumschleichenden Gerüchte; er weiß, wieviel zusammengereimt, gehofft wird, was den Tatsachen nicht entspricht."

Bauer — Walter Dolch-Amberg

Der Schäfer — Werner Paul Schmidt

Der König sah den Offizier scharf an: „Er bleibt in der Nähe der Russen, meldet mir alle Bewegungen."

Drei Stunden später trat der russische General bei ihm ein: „Setzen wir uns an dieses Fenster, mein lieber Czernichef", meinte der König, „die Meldung, die Er mir gebracht hat, ist so niederschmetternd, daß wir beide Ruhe brauchen. Ich habe die Sache beraten und brauche zu meinem Vorhaben Seine Hilfe. Die Russen müssen mir beiseite stehen. Nur dieses einemal! Dann soll Er mit seinem Korps ziehen."

„Ich bin Eurer Majestät Verehrer und Diener! Mein Befehl aus Petersburg ist klar. Ich soll sogleich Schlesien verlassen."

„Ich habe den Befehl gelesen. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Nur soll Er den Wegzug noch hinzögern, bis ich hier den Schlag gegen Daun geführt habe. Er muß mir helfen."

„Gern will ich das, aber wie, Majestät? Ich kann Kopf und Kragen verlieren!"

Der König ließ seinen Adlerblick auf ihm ruhen: „Ich bin der Bittende. Er wird zunächst gebeten, die Petersburger Sache streng geheim zu halten. Mein armer Peter, daß er nun sterben mußte! Die Stunden sind schwanger, der Petersburger Befehl kann in Stunden auch widerrufen werden."

Der russische General merkte im Augenblick nicht, wo der König hinaus wollte und blickte auf.

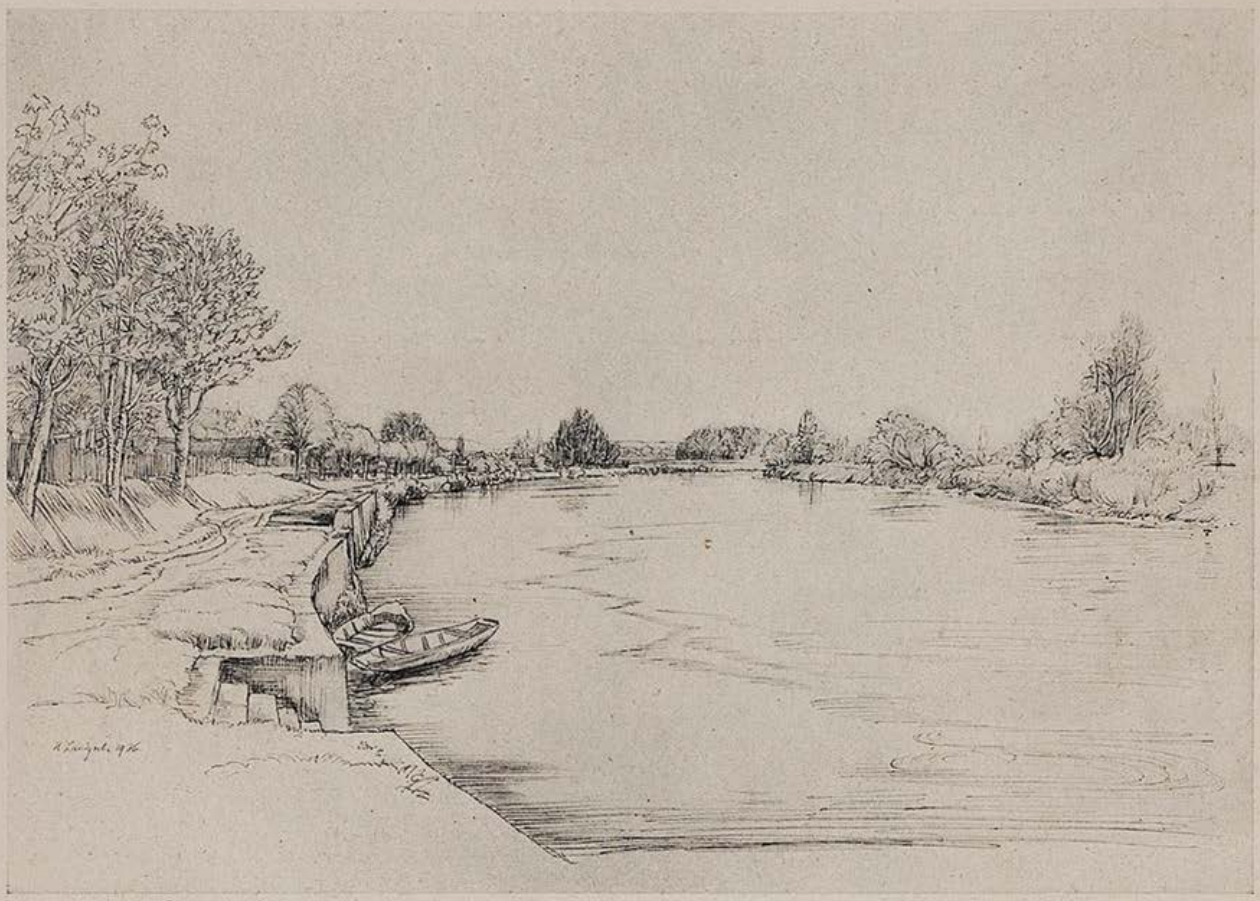
„Revolutionen, Mord", führt der König fort, „haben alle Ungewißheit stets für sich. Aus einer Revolution wächst schnell eine neue."

Der Sprechende hielt einen Augenblick inne: „Er bleibt demnach noch bei mir, wartet drei Tage ab, als wolle er der Petersburger Nachrichten Bestätigung haben, da sie so ungewöhnlich sind. Er bleibt zum Schein mein Verbündeter, und ich jage Daun über die Berge. Ich werfe den rechten Flügel über den Haufen."

„Das wird Eurer Majestät sicherlich gelingen."

„Wir wollen es hoffen. Unsere Pläne, mein Lieber, die bisher gegen den linken Flügel gerichtet waren, sind mißlungen, so gut sie auch erdacht waren. Er weiß, wie der Glücksstern beim Feldherrn stehen muß."

„Majestät, die Operationen in den Bergen mit dem Ziele, Daun von seinem Magazin Braunau wegzujagen, hätten auch zum Erfolg geführt."



Am Fluß — Heinz Landgrebe

„Das mag sein, nur drängen die Stunden! Ich habe deswegen in der Nacht noch einmal alles erwogen. Ich werde diesmal den rechten Flügel Dauns angreifen und ihn über die Berge zurückwerfen. Er muß dann die Verbindung mit Schweidnitz aufgeben, und ich werde mich dieser Festung bemächtigen können. Trete Er bitte einen Augenblick an dieses Fenster. Drüben liegen die Berge. Dort zieht sich Leutmannsdorf hin, ferner liegen die Burkersdorfer Höhen. Doch steigen wir zusammen auf den Turm."

Und sie gingen stracks durch das Turmzimmer und sprangen die Stufen empor. Es war dem russischen General ganz ungewöhnt, den preußischen König in angeregtem strategischem Gespräch die Stufen hinaufspringen zu sehen.

Er konnte kaum Schritt halten.

Der König wandte sich um: „Warum so eilig, mein Lieber, wenn wir auch nicht viel Zeit haben? Wir schaffen die Dinge schon. Sehen wir zu, daß wir nichts übereilen!"

Oben standen die beiden Heerführer lange. Auf dem Turm war es, daß der russische General rief: „Majestät, machen Sie mit mir, was Sie wollen. Ich bleibe noch drei Tage, und Daun wird geworfen. Majestät, Sie wissen, daß der Russe Heldentum zu schätzen weiß."

„Ewiger Dank wird Ihnen sicher sein."

Der König war und blieb den Tag über in fröhlichster Stimmung.

Zur Mittagszeit saß wieder der Buchfink auf des Königs Lieblingsfenster, das im Süden die blaue Gebirgskette zeigte.

Sogleich kam der König, als er das bunte Federkleid bemerkte, heran: „Tausend Freude! Ich habe Ihren Rat befolgt. Er wird zum Siege führen. Der Mensch soll sich nie von ersten heißen Erregungen hinreißen lassen, nie zu früh verzweifeln. Der Sieg wird unser sein."

Der König ging noch einmal die Anlage der bevorstehenden Schlacht durch, die noch heute durch die Kühnheit und Gradheit des Entschlusses bezaubert. Jede Einzelheit wurde bedacht. „Komme Er in zwei, drei Tagen wieder, Herr Rat. Und daß ich nicht vergesse, ihm sein Essen zu bringen."

Und wieder lief und kam der König mit Brotkrümchen und allerhand Kostbarkeiten.

Zwei Stunden später diktierte er die Marschbefehle, die Angriffsordnung.

Zwei Nächte darauf war Dauns Armee zerrissen und flutete beim Anbruche der Nacht über die Berge nach Böhmen hinein. Czernichef hatte getreulich Wort gehalten. Der König war voll jubelnder Freude. Die sprach er auch dem russischen General aus, als der seinen Abschiedsbesuch machte.

Und alle Tage kam das Vöglein ans Fenster, solange der König im Schlosse wohnte.

Das Vöglein kam auch, als die schweren Belagerungsgeschütze vor Schweinitz herüberdonnerten, als nach schweren, ermüdenden Wochen endlich die Festung fiel, ein Pulvermagazin in die Luft gesprengt worden war, das den Wall entzwei riß.

Der König stand horchend am Fenster.

„Ah! da kommt mein treuer Berater, komm Er nur hierher", rief der König.

Der Fink setzte sich wieder auf das Fenster, der König lief wieder nach Futter. „Was sagt Er dazu, daß die Österreicher, wie mir jetzt gemeldet wurde, schon 30 000 Truppen entlassen hatten, weil sie der Ansicht waren, daß mir die vorhandenen Heeresteile den Garaus bereiten würden. Feine Sache, was?"

„Und was soll ich nun unternehmen?"

„Schön, schön, alle Gegengründe hören: der Friede ist der sicherste Hort!"

„Sehr wohl, das werde ich mir merken."

„Schlesien ist dem preußischen König nicht mehr zu entreißen, alle Staaten Europas sind kriegsmüde bis obenraus! Schön, schön! Auch meint Er, daß kein Staat über Geld verfügt: Österreich hat kein Geld, Frankreich steht in dem größten wirtschaftlichen Wirrwarr, Rußland und Schweden wollen den Frieden. Wer bleibt noch übrig, Herr Rat?"

„Richtig! Österreich und immer wieder Österreich! Das senkt aber auch schon den Arm, ist müde und schwach. Nirgends Geld!"

„Ja, es stimmt, ich muß alles Kupfer zu Hilfe nehmen, da England keine Gelder mehr schickt, seit sie Pitt verdrängt haben. Aber höre Er meinen Hauptgrund zu aller Sache: Sie alle können mir Schlesien nicht mehr rauben! So werden sie alle in den Frieden einwilligen müssen."

Das Finklein ließ wieder das leise Zwitschern hören, was dem Könige so köstlich klang.

Er schied bald aus Peterswaldau, rückte nach Sachsen, und als der sächsische Geheimrat, Baron von Fritsch, insgeheim zum Könige nach Meissen kam und sagte: „Majestät, Österreich ist zu einem Vertrag bereit; ist Euer Majestät bereit?", antwortete er: „Ich? Dreimal bereit! Meine Bedingungen sind bekannt."

Im Angesicht des sächsischen Geheimrates mußte er der Gespräche gedenken, die er am Fenster des Peterswaldauer Schlosses mit einem kleinen Vöglein gehalten hatte, wo alles schon aufs Genaueste erwogen worden war.

Sensationen bitte, nur Sensationen . . .

Von Raro

Meine Arbeit erzählte die Erlebnisse eines Matrosen im Westindischen Archipel. Ich hatte den Mann in Chikago kennengelernt, in einer Vorstadtkneipe, er hatte viel gesehen, interessante, den meisten unbekannte Dinge. Was er sagte, klang glaubwürdig, er zeigte mir seine Papiere, konnte jede seiner Erinnerungen belegen; er sprach von weißen und farbigen blinden Passagieren, wie oft sie aufs unmenschlichste mißhandelt würden, erzählte von Sauforgien auf Curacao und von Kämpfen mit Haifischen rund um Trinidad, erklärte mir die Sweepstakes auf hoher See, bei denen man um den täglich zurückgelegten Schiffsweg wettet und oft hunderte von Dollar verloren und gewonnen werden, er schilderte die Lage der politischen Gefangenen in Puerto Cabello, die an Ketten gefesselt im Morast arbeiten müssen, Schauobjekt für die Passagiere der internationalen Luxusdampfer. Er wußte Heiteres von Tiertransporten, von einem Elefanten, der schon von der kleinen Luftreise — an einem Kran hängend — seekrank wurde, und von einem alten Löwen, der durch das Einsetzen eines falschen Gebisses furchterweckender aussehen sollte . . .

Mir gefiel das Thema und ich telefonierte einer Zeitung, ob sie Interesse hätte. Gewiß, sehr — so etwas suche man immer, der Beitrag werde bestimmt erscheinen. Ich zeichnete also alles auf und schickte das Manuskript in die Redaktion. Nach einer Woche erkundigte ich mich. „Lieber Freund", hieß es, „Ihr Manuskript können wir leider nicht verwenden. Gut geschrieben, aber zu wenig Handlung — es kommt ja rein gar nichts vor. Wir brauchen spannende Sachen, Mord und Totschlag, mit einem Wort — Sensationen. Arbeiten Sie die Geschichte um, straffer, konzentrierter, blutiger!"

Ich nahm das Manuskript wieder nach Hause. Was nur einigermaßen Wissen und Horizont erweitern konnte, strich ich rücksichtslos. Den dadurch erzielten Raumgewinn füllte ich aus: mit 5 Meuchelmorden (zwei davon mittels heimtückisch in die Kabinen geschmuggelter Riesenschlangen und einem durch Beulenpestbazillen), einer großen Meuterei, bei der Kapitän und Erster Offizier unter gräßlichen Qualen zu Tode gefoltert wurden und einem Massaker, das zweihundertfünfzig wehrlosen Eingeborenen das Leben kostete. Ich wollte noch eine Massenschändung zauberhaft schöner Frauen bringen, die ich nach Venezuela verlegt hätte, allein der Redakteur verbot es mir aus Sittlichkeitsgründen.

Dann machte ich mich an die eigentliche Umarbeitung. Von den Negern, die als blinde Passagiere ertappt wurden, ließ ich die eine Hälfte in den großen Schornsteinen des Dampfers räuchern und setzte sie der andern als Selchfleisch vor . . . Ein Weißer, auch ein blinder Passagier, wurde als warnendes Beispiel für alle, die es ihm gleichtun wollten, an die Spitze des Toppmastes gehängt und mußte in jedem Hafen rastlos brüllen: „Ich bin ein blinder Passagier!" Schwieg er nur einen Augenblick, wurden elektrische Ströme durch ihn geschickt . . .

Aus den Saufforgien auf Curacao machte ich Gelage von dämonischem Format. Die Grünschnäbel, die nicht 5 Liter Genever in einem Zuge leeren konnten, wurden in offenen Behältern mit Kornbranntwein solange untergetaucht, bis sie das Bewußtsein verloren. Wer ertrank, blieb in dem Fusel schwimmen, noch

Aus Positano — Grete Heinsen

Moormutter — Reinhold Koeppel

jahrelang wie in Spiritus konserviert, für die andern, allzu Zimperlichen eine eindringliche Belehrung.

Von Kämpfen mit Haifischen hat man schon oft gehört, meine mußten deshalb etwas ganz Besonderes sein. Ich erfand eine neue Gattung, den Zyklopenhai, mit halbmeterlangen, messerscharfen Zähnen — eine Kreuzung zwischen Fliegenden Fischen und Menschenhaien, die daher auch auf Deck springen konnten und unter der Besatzung mörderisch aufräumten ...

Bei den Sweepstakes ließ ich einen brasilianischen Multimillionär sein ganzes Vermögen verlieren, zuletzt verwettete er auch sein Luxusappartement, so daß er sich, noch am Schiff selbst, als Heizer verdingen mußte. Ein junges, unberührtes Mädchen beging ob ihrer Verluste Selbstmord — es warf sich vor das Schwert eines Schwertfisches —, ein anderes mußte sich an den Kapitän. einen alten, verfetteten Wüstling verkaufen. (Noch vor der Meuterei.) Hingegen wurde ein Steward durch Glück im Wettspiel zum Dollarmillionär, kaufte auf radiotelegrafischem Wege von der Reederei das Schiff und wurde vor Glück irrsinnig.

Von den politischen Gefangenen in Puerto Cabello sprach ich überhaupt nicht. Solche Themen sind heute nicht gerne gesehen. Dafür umsomehr von den Tiertransporten. Wärter und Dompteure wurden von Löwen und Tigern zerfleischt, ein Elefant zermalmte ein einjähriges Zwillingspärchen zu Brei und trompetete dann — darauf war er dressiert — den Siegesmarsch aus dem „Propheten" ...

Mein Artikel wurde ein großer Erfolg. Der Redakteur war entzückt. Die feste Stellung, die mir die Zeitung bot, konnte ich nur deshalb nicht antreten, weil ich nach einer Unterredung mit dem Matrosen, unter dessen Namen der Artikel erschien, für längere Zeit ins Spital kam ...

GEWITTER IM ESKORIAL

VON FRANZ DATTNER

Jedesmal, wenn sich die gewaltige Bronzetür öffnete, um den Besucher zu entlassen oder aufzunehmen, erstarrte die Schar der Wartenden im Vorzimmer: so körperlich nahe war allen die Majestät Philipps. Man konnte ihn nicht sehen, wo er stand, aber es ging wie ein eisiger Hauch zu ihnen. Sie alle waren unruhig, wie sie sich gedämpft unterhielten. Ein Kruzifix drohte schwarz zu ihnen herab, sonst waren die Wände weiß. Es waren eigentlich nur Mönche da, die warteten; zwei Herren im Küraß und ein Priester, das Gewand violett gesäumt. Die Garden an der Tür blickten mit so furchtbarem Ernst ins Leere, daß Miguel sie um sein Leben gern angefaßt hätte, um sich zu überzeugen, daß es keine Puppen seien. Ein kindischer Gedanke für einen Mann, der an die Fünfzig geht; er mußte lächeln in seiner Ecke, und man sah sogleich auf ihn. Im Eskorial lächelte man nicht ...

Der Tag war trübe, graue Wolkenwände lagerten sich in Blitzeseile hinter den Fenstern. Gleich mußte es ein Gewitter geben. Miguel fragte sich, warum keine Kerzen angezündet wurden: da fiel ihm ein, daß der König sparte. Doch kein Sparen und Rechnen brachte ihm die Armada aus dem Kanal herauf, so sie, grün-golden und verschimmelt, lag, mit Kapitän, Priester und Soldat. Wasserblasen quirlten über den Wracks auf und stiegen: Kühlung, Kühlung für Elisabeth, Meerbeherrschende, Stolze ... Lächle auch du nicht, eitle du: dieser Philipp hat dich geliebt, er schickte dir seine Kriegsschiffe, das ist so seine Art einer Liebeserklärung. Wir alle leben von seinem Haß.

Die Tür öffnete sich lautlos. Einige Herren, die weltlich waren, beugten das Knie. Der Herzog von Alba kam, eisig, schlohweiß und leberkrank; er trug Filzschuhe, die schlurften, darüber aber Harnisch und Ordensband. Er sah niemand an: man hatte das Gefühl, daß er nicht mehr lebte. Der Kämmerer winkte Miguel Cervantes mit der gestreckten Hand.

Er war verwundert, den König sitzend vorzufinden: er hatte sich den Mann, den er heute zum erstenmal sah, immer nur stehend vorgestellt. Der einzige Schmuck des Zimmers waren ein Marienbild, scheinbar italienisch, und langwallende, blutrote Vorhänge: auch hier waren die Wände weiß.

Miguel ließ sich auf ein Knie nieder: nicht so schnell, er hatte es sich versprochen.

Philipp sah aus, als ob er schlafen würde. Sein Bart war noch ziemlich blond, seine Haut aber gedunsen. Seine Hand, die sehr klein und schön war, spielte an dem Vließ, das nicht golden war, sondern aus einem unbekannten, schwarzen und schillernden Stein.

Endlich hob er die Lider, daß Cervantes sprechen möge.

Miguel war ruhig.

„Meine Bitte habe ich Eurer Majestät schriftlich unterbreitet. Ich bitte um gnädigste Gewährung der Pension als Steuereinnehmer, die mir zufolge eines Spruches des Obergerichtes für Andalusien, welches, wie Euer Majestät auch bekannt ist, bereits längst wieder aufgehoben wurde — bisher widerrechtlich vorenthalten wurde."

Die schlafenden Lider hoben sich nicht.

„Widerrechtlich, Miguel de Cervantes Saavedra?"

Miguel verstand sofort. Fast hätte er gelächelt, obwohl der dunkle Mann im Stuhl, so schlafend er sich stellte, gefährlich aussah.

„Verzeihung. Ich verstehe Eure Majestät nicht ganz."

Der König sah ihn plötzlich an: der Blick war wie ein Blitz.

Er schellte.

Der Kämmerer, der in der Tür stand, verneigte sich.

Er trat zum Tisch und reichte Miguel eine Druckschrift.

„Kennt Ihr das, Herr Cervantes?"

Der Kämmerer ging, mit vier leichten Schritten rückwärts schreitend, hinaus. Miguel hielt das bekannte Pamphlet auf den Untergang der spanischen Armada in Händen: ganz Madrid kannte es, es war recht giftig, Philipp kam darin schlecht weg, noch viel schlechter als sein unfähiger Admiral Medina Sidonia.

„Antwortet mir!" brüllte der König. Er hieb auf den Tisch. Sein Gesicht hing schief, es war wie eine Larve aus Teig, die man aufbläst. „Ich habe es nicht unternommen: Gott ist es gewesen! Ihr habt Gott verspottet! Gott straft Euch, nicht ich!"

Cervantes war bleich, doch jetzt lächelte er frei.

„Ich habe das nicht verfaßt", sagte er kalt.

„Die Inquisition wird das genau erfahren."

Aktstudie — Julius Hüther

Pechvogel R. v. Hoerschelmann

Der Dichter hob leicht beide Hände:

„Wahrscheinlich. Die Inquisition erfährt in den meisten Fällen das — was sie wissen will. Ich bin ein Mensch, wie jeder andere und werde schreien, wenn ich gefoltert werde. Aber darum geht es Eurer Majestät doch nicht, ich wüßte nicht warum: Eure Majestät wünschen doch den wahren Verfasser dieser Schrift zu kennen — ich habe dem König von Spanien immer ehrlich gedient, als Soldat und Beamter."

Ein Donner ließ sich vernehmen: der Raum war grau.

„Ihr seid kühn, Herr Cervantes, um nicht zu sagen — frech."

„Ich habe ein gutes Gewissen."

„Das, Don Miguel, weiß nur Gott allein."

Jetzt packte es Cervantes, fast hätte er es geschrien: „Gott schützt den Reinen, Majestät!"

Der König fiel in seinen Stuhl zurück. Er sagte mit erloschener Stimme: „Ich lasse Euch jetzt verhaften."

Draußen war die große Stille vor dem Sturm.

Cervantes sprach mit Innigkeit: „Ist es nicht auch der Glaube Eurer Majestät, daß Gott den Richter machen soll und nicht der Mensch? Hört mich an. Ihr wißt, daß ich nur eine Hand besitze: die andere riß mir eine Türkenkugel weg, damals, bei Lepanto. Ich bin ein halber Krüppel. Ich will ein ganzer Krüppel werden und tot dazu, wenn ich schuldig bin." Er legte beide Hände auf den Tisch im schwarzen Handschuh, eine war künstlich. „Die Rechte oder die Linke: Gott weiß es — weiß es auch der König?"

Philipp forschte in seinem Gesicht.

„Ich weiß es nicht."

„So nehmt Euer Schwert und schlagt zu. Trefft Ihr die Lebende, so verbrennt mich der Kardinal. Trefft Ihr die Maschine, so bin ich unschuldig: Gott wird Eure Hand richtig leiten, des bin ich gewiß."

Der Sturm heulte auf wie ein Tier. Philipp riß sein Schwert heraus und hieb zu.

Der Handschuh sank rasch herab, es klapperte am Boden...

Der Dichter lächelte klar.

„Gegen Gott soll man nicht anrennen, Philipp von Spanien", murmelte er für sich, als er im Regenrauschen durchs Tor schritt, vor dem die Wachen ihn grüßten...

*

Heiter war es in des Dichters Gemüt. Er wartete lange auf die Pension: sie kam niemals, er hatte es nicht anders erwartet. An jenem Abend aber schrieb er es hin: ein wehmütiges und erhabenes Kapitel seines Romans von jenem Ritter Don Quichotte, der da anreitet gegen die Windmühlen, vergebens, der Wahnwitzige, gegen die ewig ruhvoll mahlenden Mühlen des Herrn.

IM SCHILF

Von Hans Flug

Der alte Kahn ruht nun im grünen Ried
Und kleine Schnecken kriechen über Bord.
Ein Röhrichtvogel schrillt sein Mittagslied
Und Wasser gurgelt leise immerfort. —

Vom See her weht ein Windhauch durch die Speere
Im Uferschilf und rauscht an unser Ohr.
Die Minze duftet auf. Fern zieht die Fähre.
Vom Bug aus springt ein grüner Frosch ins Moor.

So flügelzart umschwebt uns die Libelle.
In der Verlassenheit am Ufergrunde
Betreut des Sommerhimmels lichte Helle
Auch eine Liebe still in dieser Stunde. —

Hunde hinter dem Zaun

Von Fred Endrikat

Du gehst als stiller Wandersmann durch die Welt,
und wirst immer von Hunden angebellt.
Hinter jeder Hecke kläfft ein Hund,
ganz ohne Grund.
Du wanderst die stille Dorfstraße entlang,
gar nichts Außergewöhnliches ist in deinem Gang...
Du bist ein ganz einfacher, friedlicher Wandersmann.
Freundliche Menschen grüßen dich — andere glotzen dich an.
Aber hinter jedem Zaun bellt ein Hund —
ganz ohne Grund.
Du lockst ihn freundlich — damit du seine Sympathie gewinnst,
der Hund kläfft noch mehr — er ist im Dienst.
Er ist sozusagen ein amtlicher Hund —
darum bellt er ohne Grund.
Der gleiche Hund, der hinter dem Zaun wütend bellt —
ist außerhalb des Zaunes der friedlichste von der Welt —
nicht friedlich allein — nein, meist sogar feig.
Geh still deines Weges, spuck aus — und schweig.
Es ist kein Grund sie darum zu hassen —
Hunde im Dienst soll man bellen lassen.

Mondkalb R. v. Hoerschelmann

Atelierfest — Franziska Bilek

Das neue Mädchen

„Und dann noch etwas, Lina, hier wird gnädiges Fräulein gesagt!"

„Oh, zu mir können Sie einfach Lina sagen!"

Entfernung

Ein Paar fragt im Walde einen Bauern: „Wie weit ist es denn noch bis zum nächsten Dorf?"

„Das kommt darauf an!" erwidert der Bauer, „wenn Sie verheiratet sind, eine halbe Stunde und wenn Sie ledig sind, zwei Stunden!"

Verlobte

„Woran dachtest du eben, Käte?"

„Oh, an nichts Besonderes."

„Und ich hatte gehofft, du dächtest an mich!"

„Tat ich auch."

Liebe Jugend

Der Herr Kaplan fragt in der Religionsstunde: „Wodurch vergibt die Kirche die Sünden?" Der Maxl antwortet, in Erinnerung an seine erste Beichte: „Durch das Blech!" (Das Sprechgitter im Beichtstuhl.)

Rücksichtsvoll

„Junge heute bist du aber recht unartig!"

„Ja, Mama, aber du darfst dich ja nicht ärgern darüber, denn der Onkel Doktor hat dir jede Aufregung verboten!"

Aus der Schule

„Fritz, kannst du mir sagen, was ein Springbrunnen ist?"

„Das Gegenteil von einem Wasserfall!"

Dort sollst Du den Kindern Freiplätze geben!

Hilfswerk Mutter und Kind.

Verwunderlich

Stehen zwei Männer vor dem Wiener Goethe-Denkmal.

„Alsdann, seg'n S', des is der Goethe!"

„Was net sag'n!... Der hat a Denkmal!... Na so was... Des hätt i ma net tramen lassen!"

„Z'weg'n was wundern S' Ihna denn a so?"

„No hör'n S', soll ma si do net wundern?... A so a winzig's Zitat und a so a murdstrum Denkmal!"

Im Vorteil

„Ihrer Gattin brauchen Sie mich nicht vorzustellen; ich kannte sie schon lange, bevor Sie sie heirateten."

„Sie Glücklicher! Ich kannte sie vorher nicht."

Das Happy-End

Der bekannte Autor sitzt bei seinem Verleger und versucht, ihm wieder einen Roman anzuhängen. Mit fanatischer Vorschußbesessenheit entwickelt er die Leitidee und umreißt in markanten Strichen den Gang der außergewöhnlichen Handlung.

„... Und zum Schluß, nachdem der Held durch alle Höhen und Tiefen menschlichen Leidens geschritten ist, auf dem Gipfel der Läuterung, da kehrt er zur Lebenskameradin, zu seinem angetrauten Weibe wieder zurück..."

Hier schüttelt der Verleger endgültig den Kopf. „Nichts zu machen! Ich brauche Romane mit Happy-End."

ANEKDOTEN

Eine gute Erwiderung

Der berühmte Pariser Anwalt Raymond Bricet trat in einer Rechtsangelegenheit gegen einen höheren Offizier der französischen Armee auf und begann seine Rede vor den Richtern mit den Worten: „Dieser Soldat ..."

Da fuhr sein Prozeßgegner auf: „Ich bin kein Soldat ... ich bin Offizier!"

Bricet lächelte.

„Also gut", fuhr er ruhig fort: „Dieser Offizier, der kein Soldat ist ..."

Beim ersten Hahnenschrei

Der Dichter Hermann Bahr ging einmal in der Sommerfrische mit einem bekannten Wiener Journalisten und dessen sechsjährigem Sohn spazieren. Dabei kamen sie an einem Gehöft vorbei, in dem ein Hahn sich durch sein langes Kikeriki bemerkbar machte.

„Vati" — meinte das Kind — „warum kräht der Hahn?"

„Der Hahn kräht immer dann, wenn ein Mensch die Unwahrheit sagt", erklärte ihm der Journalist mit einem Seitenblick auf Bahr, der ihm gerade eine unglaubliche Geschichte erzählt hatte.

„So? — Und warum kräht er denn immer schon um drei Uhr früh?"

„Da drucken sie die Morgenzeitungen", gab ihm Bahr Bescheid.

Fehlleistungen

Am Schauspielhaus zu B. beschäftigte man eine Schauspielerin, die mit einem armen Maler verheiratet war und das Glück hatte, jedes Jahr ein Kind zur Welt zu bringen. Eines Tages, das fünfte und jüngste Kind war gerade vor drei Wochen angekommen, gab man den „Wilhelm Tell", in dem sie die Gertrud Stauffacher darzustellen hatte. Wie gewöhnlich war sie erst kurz vor ihrem ersten Auftritt ins Theater gekommen, noch angefüllt mit ihren häuslichen Verpflichtungen. Trotzdem gelang es, sie noch rechtzeitig auf die Bühne zu bringen, daß sie anfangen kann: „So ernst, mein Freund?" Doch als sie zu der Stelle kommt: „Vertrau es mir: ich bin dein treues Weib, und meine Hälfte fordr' ich deines Grams", da geraten ihr wohl Spiel und Wirklichkeit durcheinander, denn laut schallt es Stauffacher entgegen: „Ich bin dein treues Weib, doch meine vordre Hälfte macht mir Gram!"

*

Das hannoverische Städtchen L. hatte einen neuen Theaterdirektor, einen Rheinländer, bekommen, der es durchsetzte, daß das Theater nach seinen Angaben renoviert wurde. So verhandelte er auch mit dem biederen Malermeister des Städtchens und sagte ihm: „Über den Eingang schreiben Sie: Dem Wahren, Schönen, Guten." „Jawohl", sagte unser Meister und grinste über das ganze Gesicht. Wie erstaunt aber waren die Bürger zu L., als sie über den Eingang ihres neuen Theaters die Worte lasen: Dem wahren, schönen Juden.

Ärgerlich

Der Schnellzug von Linz nach Wien ist fahrtbereit. Die Schaffner schlagen die Wagentüren zu, der diensthabende Beamte hebt bereits den Signalstab. Da tauchen vor einer noch offenen Wagentüre drei Betrunkene auf. Der Zug ist bereits im Fahren. Im letzten Augenblick gelingt es noch einem Bahnbediensteten, wenigstens zwei von den Angezechten in den Zug zu befördern, der dritte bleibt am Bahnsteig stehen und starrt dem Zug, der langsam aus der Station rollt, mit einem verblüfften und etwas ernüchterten Gesicht nach.

„Sehn S'", sagt der Bahnbeamte, „das haben S' jetzt davon. Wie können S' Ihnen nur so betrinken, daß Sie den Zug nicht mehr erwischen. Jetzt stehn S' da mitm dummen Gsicht!"

„Ja", sagt der Betrunkene, „wissen S', bei mir ists ja net so arg, ich fahr einfach mit dem nächsten Zug. Meine Frau weiß ohnehin, daß ich manchmal später komm, aber meine zwei Freund' werden daheim ein Gfrett haben: die haben mich ja nur auf die Bahn begleiten woll'n!"

SCHALLPLATTEN

(TELEFUNKEN)

Regensburgs Dompsatzen singen Mozarts Wiegenlied: „Schlafe mein Prinzchen, schlaf ein". Engelszungen sprechen aus Kindermund. Man kann sich kaum satt hören an diesen rührenden, lichten Kinderstimmen, die wie Töne aus anderer Welt einherschweben. Tongewordene Botticelli-Bilder.

Eine neue Chorplatte mit riesenhaften Volksgesängen aus völkischen Opern des Ostens: Spott- und Revolutionschor der Bauern aus dem vorletzten Akt **„Boris Godounow"** (Urfassung!) und der Sonntags-Tanz-Chor der Landleute aus der polnischen Nationaloper **„Die Halka"**, beides Ausschnitte aus vorjährigen Aufführungen in Hamburg unter Jochum und Schmidt-Isserstedt. Chorleiter Max Thurn mag auf seine Mannen stolz sein; sie sangen in der Tat außergewöhnliche Aufnahmen, Klangbilder von seltener Leuchtkraft und Farbe, Spiegelungen völkischen Empfindens, gewitterig losbrechender Empörung, jäher Lustigkeit und derber Breughel-Szenen.

Aus Operetten bringt Telefunken ein Liebesduett aus Lehars **„Paganini"** und den Duett- und Chor-Schluß des 1. Aktes aus Zellers **„Vogelhändler"**: „Schenkt man sich Rosen in Tirol". Kein Auge bleibt trocken, wenn ein Tenor wie Marcell Wittrisch die süßen Tiroler Zuckerkringeln dieser treuherzigen Musik herausschneckelt. Der Laie staunt, der Fachmann wundert sich, wenn gar erst Erna Sack ihren Flöten-Sopran, nach etlichen schämigverliebten Schelmereien, wie einen schillernden Ballon in unwahrscheinliche Höhen der musikalischen Stratosphäre schickt, und Chor und Orchester wie eine ballige Wolkenwand tief unter sich läßt.

Aus G. Hauptmanns **„Florian Geyer"** spricht Heinrich George die große Szene des „Versammlungsrates aller Haufen gemeiner Bauern" zu Würzburg. Mit flammendem Wort stößt er sein Messer „der deutschen Zwietracht mitten ins Herz".

Rauta Waara singt zwei in ihrer Schlichtheit ergreifende, reich instrumentierte finnische Lieder von Jaan Sibelius: „Der erste Kuß" und „Mädchen kam vom Stelldichein".

Lustige „Musikus"-Platten:

Adalbert Lutter und seine Künstler singen und spielen die schmissigen Walzer- und Marschlieder von der „Schönen Nachbarin" und „Nur lustig, Marie!", sowie ein bayerisches Stimmungs-Potpourri: „Gehts Buam, spielts ein' auf!" Eine fesche „Musi".

Lothar Röhrig beweist in der vergnüglichsten Kabarett-Platte der letzten Zeit **„Kaffeeklatsch"** ein beispielloses Mundwerk. Rettungslos verfällt jeder diesem Maschinengewehrfeuer von boshaftem Gewieher und Wortgeprassel. Durch die Stalit-Nadeln, die „Telefunken" soeben zu ihren fabelhaften neuen Spiel-Apparaten herausbringt, werden Klang und Deutlichkeit staunenswert gesteigert.

Zups.

Lest die „JUGEND"

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

DIE FOTO-SEITE

Tiere vor der Kamera

Bastler und Wissenschaftler haben zur Fotografie frei lebender Tiere Vorrichtungen ersonnen, die es gestatten, das scheue Tier ganz zwanglos mit getarnter Kamera, automatischer Auslösung und gekuppeltem Blitzlicht im Bilde festzuhalten. Alle diese Methoden erfordern jedoch viel Zeit, die uns Großstädtern nur selten zur Verfügung steht. Deshalb wählen wir einen anderen Weg, wo wir unsere Motive gewissermaßen in konzentrierter Form vorgesetzt bekommen, wir besuchen mit der Kamera den Zoo.

Man kommt uns in unserem Bestreben, möglichst natürliche Bilder einzufangen, recht entgegen. Die Anlage moderner Tiergärten ist so vorgenommen, daß die Tiere in eine möglichst natürliche Umgebung gestellt sind und es damit leicht wird, störendes Beiwerk auszuschalten.

Wenn wir die Foto-Amateure in einem Tierpark beobachten, so finden wir im wesentlichen zwei Typen. Wir haben den Eiligen, der hier und da etwas knipst, und wir treffen den Planmäßigen, der verständnislos und ohne viel Ausbeute sehr bald die Kamera wieder einpackt, weil das Tier trotz der flehentlichsten Bitten und Ermunterungen nicht so will, wie es der Amateur für richtig erachtet. Beide Typen werden kaum zu befriedigenden Ergebnissen gelangen.

Denn was wir in erster Linie zur Tierfotografie brauchen, sind Liebe und Verständnis zum Tier. Mit Leckerbissen werden wir einiges erreichen können, indem wir damit das Tier an die Stelle locken, wo wir es gern fotografieren wollen. Sinnlos ist es, an einem Tage den ganzen Tierpark fotografisch hernehmen zu wollen. Wir werden zu viel wirksameren Aufnahmen kommen, wenn wir längere Zeit bei einem Tiere verharren, um es bei genauer Beobachtung seiner Lebensweise festzuhalten. Dann finden wir auch viel eher Gelegenheit, besondere und charakteristische Augenblicke einzufangen und kommen zu solchen Aufnahmen, die ein Meisterfoto auszeichnen, indem ihnen ein ganz bestimmter Inhalt eigen ist, wobei das Tier nicht einfach Objekt, sondern Wesen darstellt.

Wir werden bestrebt sein, in unseren Aufnahmen Klarheit auszudrücken. Dazu gehört, daß wir störendes Beiwerk streichen oder zu vermeiden suchen. In erster Linie bezieht sich das auf Gitter und Zäune. Wenn sie sich im Vordergrund befinden, gehen wir mit der Kamera ganz dicht heran, um sie dadurch unsichtbar zu machen. Das gelingt auch bei feinmaschigem Drahtnetz. Sind die Zäune im Hintergrund, so werden sie meist durch tiefe Perspektive unwirksam. Bei Glaswänden können Spiegelungen stören, die sich mit Polarisationsfilter ausschalten lassen.

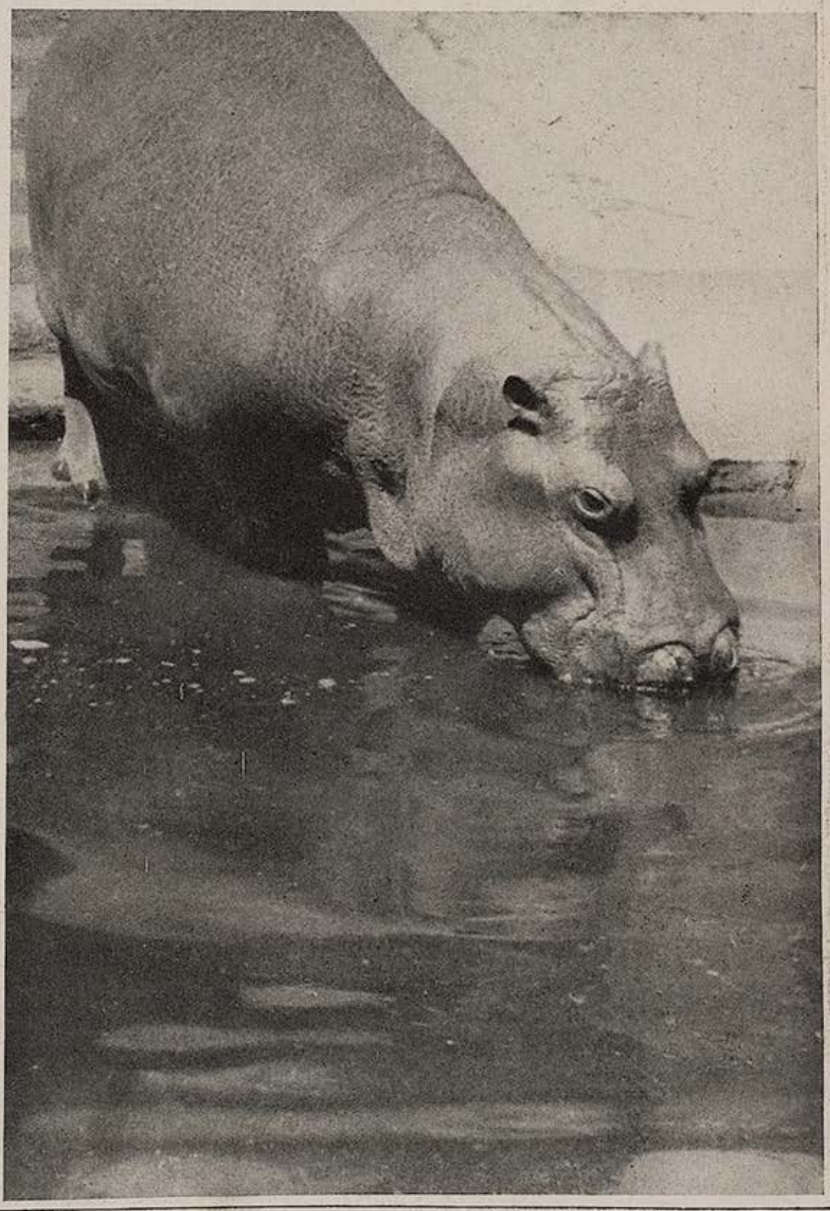
Wir wollen bestrebt sein, unseren Bildern Leben zu geben. Beliebte Motive haben wir bei der Fütterung. Wirksam sind auch Motive, aus denen eine Zweiheit spricht, wie wir sie bei der Darstellung von Mensch und Tier zugleich oder mehrerer Tiere finden. Das Einzelbild, etwa das Tierporträt, wirkt mehr durch formale Reize.

Die Welt des Tieres ist unerschöpflich. Und wenn wir vielleicht auch nicht gleich Gelegenheit zu einem sofortigen Zoobesuch haben, so finden wir dafür in der Darstellung unserer Haustiere ein Thema, das dem geschilderten ebenbürtig ist. gi-t.

Wohin mit den Negativen?

Im Handel gibt es vorzügliche Negativordner. Für Platten und Filme zugleich seien der Negator, für Filme allein der Aka-Ordner oder die Zeiß-Ikon-Truhe (die man gleichzeitig beim Filmkauf nach und nach mitbekommt!) genannt. Nach diesen Ordnern läßt sich eine übersichtliche Kartei anlegen, damit alle Filme bei Bedarf leicht wiederzufinden sind.

Rollfilme lassen wir keinesfalls unzerschnitten. Das damit beim Vergrößern und Kopieren verbundene ständige Auf- und Abwickeln führt mit größter Sicherheit zu Verschrammungen. Leica-Filme schneiden wir am besten in Streifen zu 4 bis 6 Aufnahmen, zu deren Aufbewahrung der Aka-Ordner eingerichtet ist.



Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: J. RAFAEL, Wien I, Graben 29a (Eingang Trattnerhof). — Für die Redaktion in Österreich verantwortlich: MARIANNE RAFAEL, Wien XIX, Gymnasiumstraße 77. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstr. 10. — D.-A. I. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstraße 10, zu senden: Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Empfang des Negus

Rubey

mit —

und ohne Gold

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

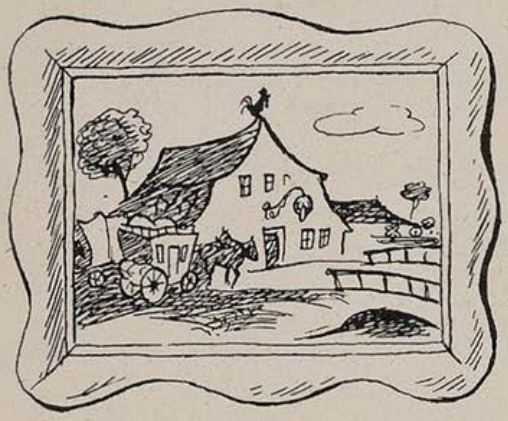
MÜNCHEN 1936 / NR. 27

Neapolitanerin

Fritz Erler

Jugend

41. Jahrgang 1936 / Nr. 27



Das Wirtshaus an der Lahn

Ein Biedermeierspiel in Versen

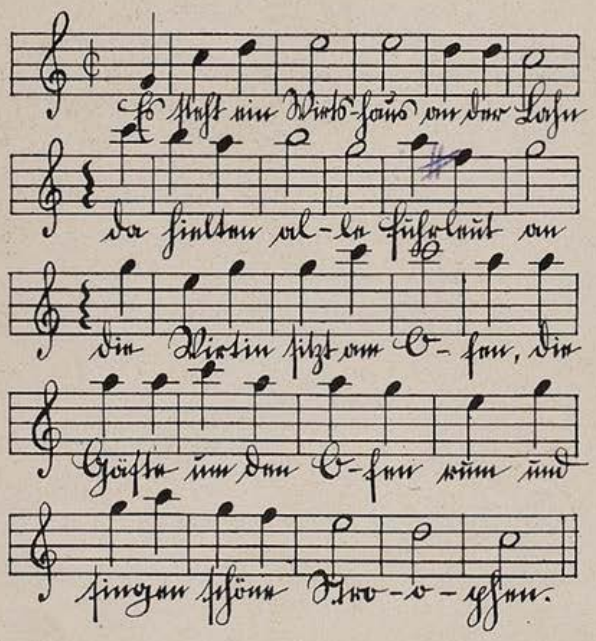
von Fred Endrikat

Ort: Die gute Stube im Wirtshaus.
Zeit: Biedermeier.
Personen: Die Wirtin, Annchen von Tarau, Bonifatius Kiesewetter, Baron Mikosch.

Illustriert von Rudolf Kriesch

1. Scene: Die Wirtin, Annchen von Tarau. (Wirtin schmückt das Gastzimmer mit Girlanden und Willkommenschildern. Annchen sitzt am Tisch mit einer Handarbeit.)

Wirtin (singt):



Annchen:

Frau Wirtin hatte eine Nichte,
die war so schön beim Kerzenlichte.
Auf ihrem Tisch die Vase,
mit lauter weißen Lilien drin,
die war aus blauem Gla—ase.

Wirtin (die Schilder anhängend):

Herzlich willkommen. Trautes Heim, Glück allein.
Hab Sonne im Herzen.

Annchen (hat inzwischen die Handarbeit beiseite gelegt und liest einen Brief, der versteckt auf dem Tisch lag):

Liebe Wirtin: Ich werde zur Lahn in Ihr Wirtshaus kommen,
dieweil ich einen Verleumdungsfeldzug unternommen.
Ich duld es nicht länger uns zu kompromittieren,
und werd uns vor aller Welt rehabilitieren.
Ich begrüße Sie mit Pauken und Trompetengeschmetter,
Ihr ergebenster Diener Bonifatius Kiesewetter.

(für sich):

Den Namen hört ich in der Tat
doch schon im Mädchenpensionat.

(zur Wirtin):

Sag an, mein lieb traut Mütterlein,
wie soll das zu verstehen sein?

Wirtin:

Mein Kind, o daß dich Gott behüt,
das ist nichts für dein zart Gemüt.
Du bist noch viel zu jung dazu,
mein ahnungsloser Engel du.
Für Mädchen, die wie du so jung,
sind Verse von Hans Friedrich Blunck.

Annchen:

Mama, ich bin dein artig Kind,
gehorche dir — und folg dir blind.
Doch heut muß ich Gewißheit han,
dieweil ich heute majoran.
Man will von mir in kurzer Frist
den Nachweis — wer mein Vater ist.

Wirtin:

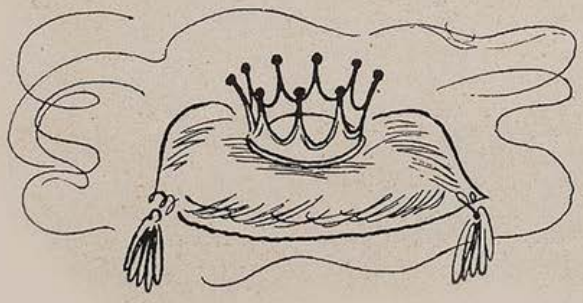
Mein herzig Kind, ich habs gewußt,
daß dieser Tag einst kommen mußt.
Heut ist der Tag — da ganz verzagt
das Kind nach seinem Vater fragt.

Annchen:

Schenk mir, o lieb traut Mütterlein,
offnen Wein und reine Karten ein.
Sag, war der Herr ein Atheist,
oder gar ein böser Nihilist?
Weilt er vielleicht als Emigrant
in irgendeinem fremden Land?

Wirtin:

O nein, mein Kind, das alles nicht.
Dein Vater war kein Bösewicht.
Er war ein Bursch voll Lebenslust,
zog stürmisch mich an seine Brust.
Wir liebten uns so sehr — wir zwei.
Es war im Wonnemonat Mai,
und da begann die Strauchelei.
Wir sind gestrauchelt, meiner Seel.
Es war geschehn — und ich trat fehl.
Ja — ich trat fehl — mit Herz und Hand.
Verliebte Leut han kein Verstand.
O Maienzeit, o Jugendtraum,
ein Knösplein fiel herab vom Baum.
Der Mond am Himmel schaute zu.
Das holde Knösplein — das warst — du. —



Annchen:

Wein nicht, mein lieb traut Mütterlein.
Es fallen ja so viele rein.
Ertrag mich möglichst mit Humor.
Das kommt selbst im Dezember vor,
geschweige denn im Monat Mai.
Doch wüßt ich gerne: Wer er sei.
Das Werk des Autors fragt nach ihm.
Sag, mir ists gleich, sein Pseudonym.

Wirtin:

Glaubst du, den hätte ich verschwitzt?
O nein, mein Kind, dein Vater sitzt. — —

Annchen:

Er sitzt?

Wirtin:

— — auf einem mittleren Thron.

Annchen:

Das dacht ich mir. Ich ahnt es schon.

Wirtin:

Ein Ritter, sonder Furcht und Tadel,
und zwar vom allerhöchsten Adel,
der in das Bürgertum gefunkt.

Annchen:

Und ich bin nun der blaue Punkt.
Als Blaupunkt schaut mich jeder an
im Schild der Wirtin von der Lahn.

Wirtin:

Du bist mein Kind, so wunderhold,
Annchen von Tarau, du mein Gold.

Beide:

Dort kommt ein Wagen angerollt.

Bonifatius Kiesewetter (singt hinter der Szene):

Frau Wirtin hatte einen Star,
er war ein Vogel wunderbar.
Er saß auf ihrem Kleide.
Sogar zur schönen Weihnachtszeit
sang er: Grün ist die Hei—eide.

(tritt auf):

Ei traun fürwahr, ei fürwahr traun,
was dürfen meine Augen schaun?
Potz ei der Daus — da schau doch an,
die holde Wirtin von der Lahn.

Wirtin:

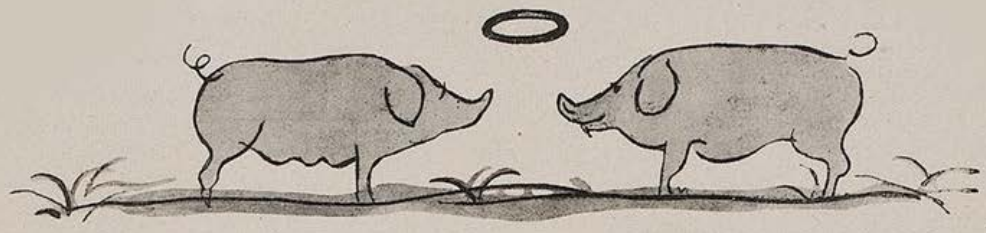
Willkommen, Kiesewetter. Tretet ein.

Annchen:

Was? Kiesewetter, dieses Schwei — —

Wirtin:

Schweig still, schweig still, mein Töchterlein.



Kiesewetter:
Mich dürstet sehr. Lang fuhr die Post.
Ich möcht ein Gläslein Apfelmost.
Wirtin:
Ein Apfelmost?
Kiesewetter:
Jawohl, mit Schuß.
Annchen:
Zu Diensten, Herr Bonifatius.
Kiesewetter (Annchen einen Blumenstrauß reichend):
Es bietet stets ein feiner Mann
statt barer Münze — Lilien an.
Annchen:
Ei, danke schön. O, wie galant.
(ab).
Wirtin:
Ich hab Euch niemals so gekannt.
Kiesewetter:
Das kommt daher, nehmts mir nicht krumm,
vom humanistischen Gymnasium.
Doch wer war jener Sausewind?
Wirtin:
Ein bürgerliches Fürstenkind.
Kiesewetter:
Ein Fürstenkind? Potz ei der Daus.
Ihr schaut verteufelt ähnlich aus.
Solltet Ihr etwa? — Ich will nicht richten. —
Wirtin:
O nein, o nein, mein Herr, mit nichten.
Doch nun von anderen Geschichten.
Sagt an — und was verschafft mir denn die Ehr'?
Kiesewetter:
Wohlan, so hört: Ich kam hierher
verehrte Wirtin an der Lahn
mit einem grandiosen Plan.
Mir schwanet nämlich lange schon
eine große Säuberungsaktion,
denn von der Weichsel bis zum Rheine
nennt man uns Zwei die größten — Schwamm darüber.
Hole sie der Henker
alle die Miesmacher und Stänker.
Wir sind das Opfer der Philister,
man kennt uns zwei nur — per Geflüster.
Obwohl uns aber alle kennen
genert man sich — uns laut zu nennen.
Wir sind dazu verdammt auf Erden:
Namen, die nur getuschelt werden.
Gerade Ihr, in allen Gauen,
zählt zu den populärsten Frauen.
Man lacht Euch aus an allen Ecken.
Wirtin:
Habt Ihr etwa kein Schmutz am Stecken?
Ihr seid fürwahr auch nicht der Beste —
Herr Bonifatius — mit der weißen Weste.
Bekümmert Euch um Eure Sitten,
Herr Kiesewetter, ich muß schon bitten. —
Kiesewetter:
Darüber wollen wir nicht streiten,
das überlaßt den feinen Leuten.
Das Zanken, Hadern und das Hassen
soll man den Kirchenvätern überlassen.
Der gute Ruf kommt nur in Takt
durch den soliden Ehepakt.
Wenn uns das Standesamt bescheinigt
ist fürder jede Schuld bereinigt.
Wenn Euch der Kranz und Eh'ring ziert
ist Euer Schild schneeweiß lackiert.
Ich opfre mich und schlage vor — —.
Wirtin:
Wie? Was vernimmt mein lauschend Ohr?
Ihr wollt mich führen zum Altar?
Kiesewetter:
Ich freie Euch mit Haut und Haar.
Wirtin:
Ihr werbt um mich als Eure Braut?
Kiesewetter:
Ich freie Euch mit Haar und Haut.
Wirtin:
Das ist zu viel. Das ist zu viel.
Ich nehme Euch mit Stumpf und Stiel.
Beide:
Mit Stumpf und Stiel — mit Haut und Haar
sieht uns die Welt jetzt als ein Paar.
Wirtin:
Doch halt — zuvor Ihr wissen müßt — —
Kiesewetter:
Was denn? Wie hoch die Mitgift ist?
Wirtin:
Nein, Bonifat, das ist es nit.
Ich tat einst einen fehlen Tritt.
Die Folge dieser meiner Sünd
war jenes holde Fürstenkind.
Kiesewetter:
Aha — ich habs mir gleich gedacht.
Na — was gemacht ist — ist gemacht,
denn Speichel im Trompetenrohr
kommt selbst bei Virtuosen vor.

Was schadet solch klein fehler Tritt?
Hast du noch mehr? Nur her damit.
Bei uns im Wirtshaus an der Lahn
braucht man nicht tun — was schon getan.
Komm an mein Herz, mein letzter Sündenfall,
mit Schwertgeklirr und Wogenprall.
(Umarmung).

Wirtin:
Es schnaubt ein Roß. — Es kommen Gäste.
Ich schmück mich zum Verlobungsfeste.
(ab).

Mikosch (singt hinter der Szene mit ungarischem Akzent):
Frau Wirtin hatte einen Mohr
der wo am Arm trug Trauerflor.
Er konnt es nich vergäßen
weil man ihm einst bei Hochzeitsmahl
däm Braut hat aufgefrä—ässen.
(tritt auf).

Kiesewetter:
Ihr habt Euch in der Tür geirrt.

Mikosch:
Grüß Gott. Wieso? Seid Ihr der Wirt?

Kiesewetter:
Nein, noch nicht ganz. Das kommt erst später.

Mikosch:
Schau an, mein Spezi, Kiesewetter.
Komm, Bruderherz, du Sumpfgenie.

Kiesewetter:
Schluß — mit der Mikoschonerie.
Ich grüß Euch, Mikosch, als Baron.

Mikosch:
Was herrscht hier solch ein feiner Ton?
Hab ich mich in där Tür vertan?
Ich wollt zur Wirtin an där Lahn.

Kiesewetter:
Das wird so zu verstehen sein:
Hier ist mein Haus — das Haus bleibt rein.

Mikosch:
Gäh — Bonifatius — verrücktes Haus.

Kiesewetter:
Zügelt den Mund — sonst fliegt Ihr raus.
Ich sage Euch zum letztenmal:
Wir machen strenge in Moral.
Wir streiften ab den Sumpf und Kot.
Der alte Adam — der ist tot.

Mikosch:
Där arme Adam, ei Potz Blitz —
und ich wüßt für ihm solch guter Witz.

Kiesewetter:
Das war einmal. — Das ist vorbei.
Schluß — mit der Mikoschwitzelei.
Wir sind das erste Haus am Platz
und kennen darin keinen Spatz.
Wir halten streng auf Renommee.

Mikosch:
Hei — das ist eine Mordsidee.
Mich langweilt auch die Schweinerei.
Ich trete dem Moralbund bei.
Aus Budapescht komm ich zur Lahn
und werd ein anständiger Mann.
(singt):
O alte Burschenherrlichkeit,
wohin bist du — —.

Kiesewetter:
Ja — nun ists so weit.
Das hat schon Hoffmann von Fallersleben prophezeit.
Wie mich das freut — wie mich das ehrt,
daß ich dich zur Moral bekehrt.

Mikosch:
Als Siegel drauf däm Bruderkuß.

Kiesewetter:
Mikosch.

Mikosch:
Bonifatius.

(Wirtin und Annchen treten auf).

Wirtin:
Ei schau, mein Kind, welch ein Vergnügen
wenn zwei sich in den Armen liegen.

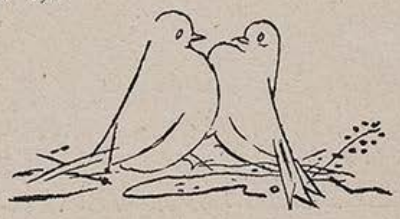
Annchen:
Sag an, lieb trautes Mütterlein,
darf so etwas denn heut noch sein?

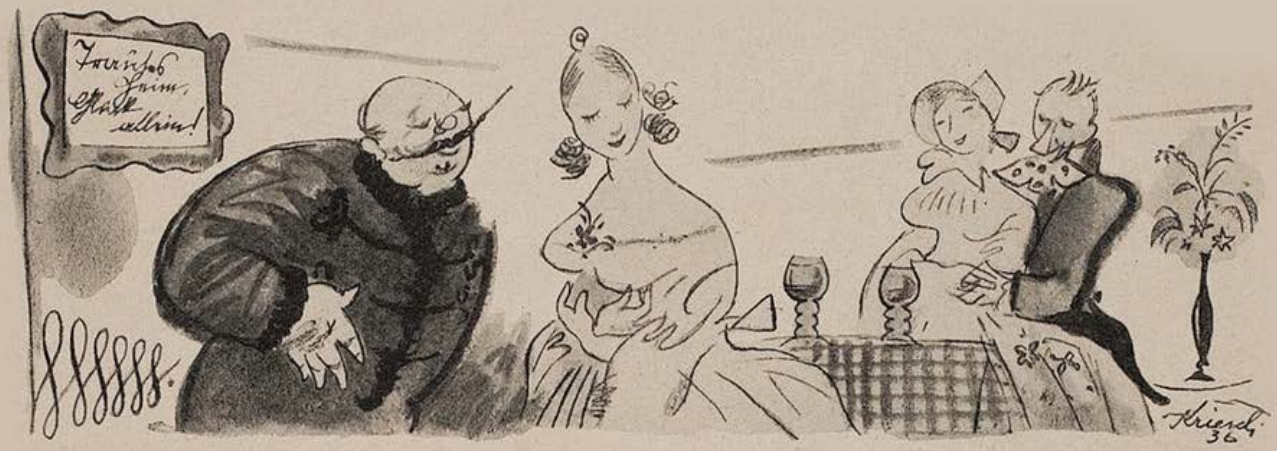
Kiesewetter:
Aha — die Damen. — —

Mikosch:
Da schau an.
Ich grüß Euch, Wirtin an der Lahn.

Wirtin (stellt vor):
Baron von Mikosch.

Mikosch (zu Annchen):
Hab die Ehr.





Annchen (knixt):
Annchen von Tarau.
Mikosch:
Freut mich sehr.
Kiesewetter:
Das trifft sich herrlich — trifft sich fein.
(zu Mikosch):
Wir laden dich ergebenst ein
als Ehrengast gleich obenan
zu der Verlobung an der Lahn.
Mikosch:
Ich gratulier. Ich gratulier.
Ei, welche Freud. — Und wer küßt mir? —
Kiesewetter:
Ja, Mikosch, sag, bist du denn blind?
Mikosch:
Fürwahr, ein zuckersüßes Kind.
Hat ein Geschau — wie Milch und Blut.
Wer weiß — ob sie mir mögen tut.
Kiesewetter:
Nun frag sie halt, lieber Baron.
Ich nehme dich zum Schwiegersohn.
Mikosch (zu Annchen, singt):
Annchen von Tarau, mein Glück, meine Welt.
Du bist die Einzige, wo mir gefällt.
Annchen:
Soll das eine Erklärung sein?
Wirtin:
Kind, sei nicht töricht, schlage ein.
Mikosch:
O, schlag nicht aus.
Annchen:
Ich schlage ein.
Mikosch:
Komm an mein Herz, traut Annchen mein.
Kiesewetter:
Und wie steht Kiesewetter da?
Kaum Bräutigam — — schon Schwiegerpapa.
Man soll die Hochzeit schon auf Erden regeln.
Im Paddelboot läßt es sich schlecht gen Himmel segeln.
Wirtin:
Die Wirtin von der Lahn erstrahlt vor Glück im Herzen.
Annchen:
Annchen von Tarau prangt im Myrthengrün.
Kiesewetter:
Es liebt die Welt den Kiesewetter anzuschwärzen,
Mikosch:
und däm Baron von Mikosch durch den Kakao zu ziehn.
Kiesewetter:
Verkündet wird der ganzen Welt:
Es wird nicht mehr geschweinigelt.
Mikosch:
Und wenn — dann bittäschön — nur in Familien.
Alle:
Das schwören wir Isabella von Castilien.
Alle (singen):
Wir sind ja viel solider
als alle Klosterbrüder.
Was auch die Menschen schwatzen —
laß sie platzen — laß sie platzen.
Wirtin und *Annchen:*
Wir tanzen Ringelreihen einmal hin und her.
Kiesewetter:
Dem Kiesewetter fällt so etwas gar nicht schwer.
Mikosch:
Baron von Mikosch ist viel frommer noch als Schaf.
Alle:
Und alle Englein singen: Ei, wie sind die brav.
Und alle Englein singen: Ach, wie sind die brav.
Es steht ein Wirtshaus an der Lahn,
da fängt ein neues Leben an,
denn alle jungen Pärchen
die lesen in der Hochzeitsnacht:
Münchhausen und Grimms Mä—ärchen.

(Vorhang fällt.)

Kanallandschaft — Hermann Fricke

Ein Auto fährt in die Welt

Eine seltsame Reise

Von Ernst Hoferichter

Der junge Tag zieht die Gardinen hoch.

Vierspännig galoppiert das Licht in die Schlafzimmer. Rast gegen die Spiegel, schäumt auf und zerplatzt lautlos, wie in Watte verpackt. Durch die Fenster weht Alleenduft und von der Garrage herauf erlebt man, wie sich ein Auto parfümiert.

Fünf Menschen wollen mit acht Zylinder in die Welt einbrechen. Geschähe es einmal auf der Erde, müßten sie im hellen Tag illuminiert mit Scheinwerfer fahren. Es wäre ein Wunder ...

Aber das Alltägliche schleift die Besinnungen ab, alles Staunen wird glatt poliert. Und das Unerhörte sinkt zum Mahagonischreibtisch mit ebener Platte herab.

Ich lehne im Hintersitz und laß mich schaukeln, als wäre es das erste Mal. Oder so: ein Schwan oder ein neuer Hosenträger zieht mich ins Geviert imaginärer Landschaften — — Und das scheint seltsam genug. Der Morgen macht die Straßen unwirklich. Wir fahren durch Filmdekoration, eine Minute vor der Aufnahme ... Und es ist, als würde der Ansturm der Massen hinter den Häuserecken nur noch auf das Stichwort warten.

Asphalt wird Emailgeschirr und hinter den Fenstern ist es still, wie wenn Schulaufsätze vergeben werden.

Fünf Menschen haben den Rhythmus des Motors in sich aufgenommen und bleiben im Erleben doch durch Feuermauern getrennt.

Und keiner sieht Alles. Die Umwelt ist wie eine Torte eingeschnitten. Jeder erfaßt sein Stück und ißt es hinunter.

Fred sitzt wie ein Denkmal am Steuer. In seinem Großhirn liegen Straßenkarten aufgeschlagen. Er schneidet Kurven wie ekelhafte Bekannte. Natur zur Rechten und zur Linken ist ihm nur Verkehrshindernis, das nicht gestreift werden darf. Er denkt nur in Landstraßen, die als Kokosläufer vor ihm aufrollen.

Die Chaussee ist mit Birnbäumen garniert. Er ignoriert sie mit Vollgas. Achtzehnkarätig vergoldet blitzen die Turmspitzen gegen das blaue Packpapier des Himmels auf. Fred nimmt sie als Entfernungsschätzer — und dämmeriger Hochwald ist nur aufgebaut, um die Aussicht auf die nächste Achterbiegung zu erschweren. Mitmenschen drücken das Tempo herab, brüllendes Almvieh erschwert das Hupen und durch die Löcher im Wege kam der Pessimismus zur Welt ...

Am Ende der Straße winkt ein Gasthof, groß wie ein weißes Taschentuch ... Stop ...! Man will eine Zigarette, Eier im Glas, drei Schluck Bordeaux, eine Flasche Mumm Extra dry.

„Die fahren vor ..." sagt Fred aus seiner Welt heraus, als am Tisch nebenan zuerst serviert wird. Er findet daß der Ober gar kein Gesicht hat. Fred sieht in ihm nur eine Verkehrstafel mit schwarzen Punkten: „Für alle Kraftfahrzeuge verboten!"

Weiter ...! Fred wirft den Wagen wie ein Zehnpfennigstück in den vierten Gang. Franziska von Reim, die neben ihm sitzt, lacht auf. „... Sie, Gnädigste würde ich mit dem ersten Gang nehmen ...!" schaltet er um und nimmt die Kurve wie einen Hut von der Wand.

Aus Holland — Heinz Landgrebe

Fräulein Franziska kann nur in Farben die Orgien ihres Erlebens feiern. Paßt die Emaillierung eines Wagens zur Farbe ihres Staubmantels, dann übersieht sie den Motor. Sie sitzt lieber stundenlang in einem Auto mit Panne und groteskem Farbenspiel an der Landstraße fest — als daß sie mit achtzig Kilometer in einer falsch abgestimmten Karosserie dahinflitzt ... Die Straßen haben für sie keine Längen und die Vergaser keinen Sinn. Rehe am Rain sind nur geschmackvoll, wenn sie das Muster der Landschaft durch ein paar braune Flecke beleben. Seen sind ihr Decoltées, Wälder werden zu Crêpe de Chine und wenn ein Hochgebirge nicht gut sitzt, ist es nichts — als ein Zeichen von schlechtem Geschmack. Alle andere Umwelt ist nicht da, steht höchstens im Wörterbuch und kann seitenweise ausgerissen werden.

„Wie die Tapete im Herrenzimmer ...!" jubelt sie einer Bergwiese entgegen indes Frau Geheimrat Senft von ihrem Notsitz aus in ein Parterrefenster sieht und von einem Laubsägebarometer „Veränderlich" abliest. In das Blickfeld dieser Dame älteren Jahrgangs treten nur kleine Dinge des Lebens, die man in eine Schublade des Büffets legen oder auf den Christbaum hängen konnte. Sie sieht Starenhäuser, Stallhasen, Waschlappen am Fensterkreuz und durchtanzte Ballschuhe im Straßengraben. Und die Fahrt im Auto ist ihr gerade gut genug, um alle Nippes aus der Umwelt aufzufischen und ins Gehirn zu hängen.

„Sehen Sie dort — das gleichschenkelige Dreieck ...? ruft Dr. Firneis. Er sieht in der Landschaft nur mathematische Gebilde. Der See ist ihm kein Spiegel, in dem sich Tannen baden — sondern nur schlecht konstruierte Ellipse. Wehende Roggenfelder, dampfender Jungwald und preiselbeerrote Dächer werden zu Quadraten und Paralellogrammen, durch den Aufruhr der Bergspitzen schiebt er Kegelschnitte und die Landstraße wird zum Rechenschieber ...

Während Rechnungsrat Dornbusch nur nach beiden Seiten der Fahrt auf umflorte Beine sieht. Er schneidet mit seinem Blick die Mädelchen in der Mitte ab, zuckt bei Klavierfüßen zurück und fällt vor gedrechselten Schwung der Waden beinahe aus dem Wagen. Das ist ihm Natur und Ästhetik genug — und Wiesen sind nur da, damit darin ein Paar Beine spazieren geht.

„Fabelhaft, sehen Sie ...? Dort — der Wagen hat mit Öldruck auf drei Meter gestoppt ...!"

„Hier hängt eine Haarschleife im Gezweig der Föhre ...!"

„Da — die vollschlanken Weiden am Bach beim Fünfuhrtee ...!"

„An diesem Karpfenteich wäre die Quadratur des Kreises — —"

„Wahnsinnig ... haben Sie das Mädchen barfuß auf der Schaukel gesehen?

Und die Umwelt wird aufgeteilt. Jeder zieht das Teil hervor, das seiner inneren Bereitschaft gemäß ist.

Die Gesellschaft in Autos, die durch die Welt rasen, zerfällt in Welt und Anschauungen.

Diagnostizieren Sie einmal Ihre Gäste! Da gibt es Männer, die nur Gestein, Felsenpartien, Kiesgruben und die Schichten aufgerissener Erdrinden sehen. Die schwärmen für das Leblose in den Bezirken des Seins.

Frauen mit zu großem Augenaufschlag finden nur Gräser, Blumen interessant und übersehen den Wasserfall und den Kirchturm mit dem Zwiebeldach.

Kinder und gütige Narren streicheln mit ihrem Blicke nur Tiere und sind blind gegen Menschen, die wie Interpunktionen die Landschaft beleben.

Ihr Freund findet alles schemenhaft, er sieht auch Wiese, Bach und Pferd — und es vermögen ihn nur Persönlichkeiten, die sich durch Gang, Haltung und Ausdruck legitimentieren, in die Höhe zu reißen.

Oder denken Sie an Ihren Vetter, mit dem Sie vor Wochen über die Pässe der Schweiz fuhren . . .! Er sah weder Firnen, noch die Magie der Schneefelder — und nur die überfüllten Hotels ließen ihn aufhorchen, in denen er die Menschen nach ihrer unterschiedlichen Moral taxierte.

Und dann jener Professor vom Kaiser-Friedrich-Museum! Was erlebte er während der dreihundertachtzig Kilometer weiten Fahrt ins Flachland? Er sah nur Kunst in jeder Linie der Lande, die ihm nichts als religiöser Ausdruck war. Täler werden Ergebung, Wettertannen wachsen als gefaltete Hände empor und den Laubwald dichtete er zum barocken Dom um, durch den der Wind mit allen Registern als Orgel brauste.

Und wenn Sie die ganze Welt zu einer Fahrt in Ihr Auto laden würden, hätten Sie das gewaltige Erlebnis, — wie alles Sein in den Anschauungen zu seinen Bezirken auseinander fällt. Und diese tiefe Wahrnehmung wird Sie an die Romane erinnern, die Sie von ihrem Lieblingsdichter gelesen haben.

Sie werden an Dostojewskij denken, bei dem alle Umwelt fehlt. Er sieht Zimmer und Straßen nur schattenhaft. Ihn interessiert nur der Mensch seiner unterdrückten und gedemütigten Seele nach. Gerhard Hauptmann sieht nur verkrüppelte, überbogene und alkoholgetränkte Menschen. Und wenn Sie an Heines Lyrik denken, fällt Ihnen auf, daß er die Natur nur als Kulisse sah. Der Mond wirkt, als würde er von einem Theatermeister in die Höhe gezogen und Blitz und Donner kommen aus einer Maschine, die in der vierten Seitenkulisse steht. Dann gibt es Dichter, die nur Landschaft wahrnehmen — und umgekehrt fehlen in den Werken mancher Autoren Blumen, Tiere und Lande mit einer auffälligen Vollkommenheit. Hier regiert nur menschlicher Geist, Norm und religiöser Wille.

Und dieser Niederschlag eines schöpferischen Menschen weist direkt auf die Struktur seiner Anschauung von der Welt zurück.

Immer werden Sie bei Gästen ihrer Autoreisen auf Charaktere inneren Schauens treffen, die für etliche Bezirke der Welt blind sind. Dafür sehen sie die übrigen Regionen überbetont oder gar ausschließlich.

Gleich stark für alles kann nur das Conversationslexikon interessieren. Der erlebende Mensch hat in seiner Seele einen Resonanzboden, der auf bestimmte Töne abgestimmt ist.

Horchen Sie in ihn hinein, notieren Sie seine überbelichteten und unterexponierten Stellen — und Sie haben sein Weltbild, seinen Blick, der eingrenzt oder konisch erweitert die Erde links und rechts der Landstraße in sich schließt — —

Dämmerung steigt aus den Mulden.

Scheinwerfer tapezieren die Straße, bestreichen sie wie ein Butterbrot mit fließendem Schleuderhonig.

Hotel, Tank, Panoramen, Kartengrüße und Händedrücke liegen im Rücken und werden vom Dunkel verschlungen.

Wie bei Ladenschließen wirft der Himmel beschützende Decken und Rolläden herab.

Aus Worpswede — Heinz Kistler

Alpensee — Adolf Büger

Fünf Menschen fahren mit acht Zylinder aus der Welt zurück. Jeder hat sich wieder ein passendes Stück Erdentorte abgehoben und das übrige ohne Appetit dem Mitmenschen überlassen.

Sekündlich sausen viele Tausend Autos, in jedem Augenblick werden Kurven genommen, laufen Motore leer, dampfen Kühler — und sehen Menschen auf ihre ganz eigene Art in die Welt.

Und wenn wir auf sie horchen, haben wir die Symphonie ihres Erdenblickes lautlos wie einen Ball aufgefangen — noch ehe sich das Tor zur Garrage schließt...

Und die Fahrt im Auto wurde zum Ausflug ins geheime Geviert des Geistes, in dem behutsam die erwählten Regionen alles Seins verschlossen liegen — und uns doch Ereignis werden...!

DER HARMONIKA-KARL

Erzählung von Gert Lynch

Es war schon später Vormittag, als Weiher Karl in den Hinterhof trat. Behutsam nahm er die Ziehharmonika aus dem Kasten, schlüpfte in den Schulterriemen, fingerte die Tonart ab und zog breit: „Mag der Himmel euch vergeben..." klang es im Orgelton durch den verlassenen Hinterhof, den Karl seit Monaten wöchentlich einmal besuchte. Es war sein bester Hof. Wenn alles zu Hause war, flogen mehrere Münzen herunter. Auch heute wickelte sich alles wie gewöhnlich ab. Zuerst gab wieder die lustige Witwe vom dritten Stock rechts. Karl hatte sie so getauft, weil sie ihm immer zulachte. Sie warf stets ihren Groschen und verschwand gleich wieder vom Fenster. Karl mußte gut aufpassen, damit er ihr noch schnell seinen Dank zunicken konnte.

Nummer zwei vom ersten Stock links folgte. Karl nannte den alten Herrn den Vatermörder, weil er diese überlebten Kragen trug. Der Vatermörder gab mit Vorliebe Kupfer, aber dafür war sein Päckchen auch um so dicker, und er konnte unter allen Hausbewohnern am besten zielen, denn die Münzen lagen immer griffbereit zu Karls Füßen, der dann jedesmal die Hacken militärisch zusammenknallte, was dem Vatermörder ein Schmunzeln entlockte. Damit ging das erste Stück zu Ende, und die Liebhaber klassischer Musik waren abgetan.

Nummer drei, erster Stock Mitte, war Karls bester Kunde. Ein netter, nicht mehr ganz junger Herr, der von der Musik aufwachte und dann seine gelben Vorhänge aufzog. Karl nannte ihn den Kandidaten und dachte dabei an einen ewigen Studenten. Der Kandidat war besonders auf Märsche eingestellt. Karl spielte heute den Fridericus Rex. Zackig und taktsicher federten die Klänge zum Kandidaten hinauf, der denn auch nicht lange auf sich warten ließ, im Schlafanzug am Fenster erschien und mit verschlafener Gebärde seine Spende abwarf. Karl verbeugte sich tief. Er machte jetzt eine Pause, ehe er der Nummer vier, dem Kocherl, aufspielte, das schon im Fenster des vierten Stockes auf der Horche lag. Jedem das Seine, dachte Karl, und brachte nun etwas Rührseliges. Als erstes „Übers Meer grüß' ich dich, Heimatland". Aber das Kocherl ließ ihn gern zappeln, es verlangte noch mehr zu hören. Und Karl spielte anschließend die „Waldesruh" mit dem unerhört tragischen Kehrreim: „Mein Va-

ter kennt mich nicht, meine Mutter liebt mich nicht, und sterben mag ich nicht, bin noch so jung".

Jetzt endlich flog ein Fünferl vom vierten Stock, und Karl wedelte, als er ausgespielt hatte, mit der Hand nach oben. Als er die Einnahme überschlug und das Ziehleder in den Kasten versenkte, ereignete sich etwas Unerwartetes.

Ein kleines Mädel, eine blaue Schleife im halblangen Haar schoß aus der Haustür heraus und blieb mit fliegendem Atem vor Karl stehen in einer Hand eine flache Zigarrenkiste, in der anderen eine Sparbüchse.

Karl hielt inne und wandte sich dem verlegenen Kinde zu, das kein Wort herausbringen konnte. Karl fragte mit seiner sanftesten Stimme: „Wie heißt du denn, und was bringst du denn da?"

„Ich heiße Lenchen Zimmermann, und muß den Hansi begraben, weil der tot ist. Wenn sie für den armen Hansi nochmal „Sterben mag ich nicht" spielen, gebe ich meine Sparbüchse her!"

Lenchen blickte mit großen Augen auf Karl, ängstlich, er würde es abschlagen.

Karl verstand nicht recht, um was es sich drehte. „Wo liegt denn der arme Hansi?", fragte er.

Da öffnete Lenchen die Zigarrenkiste, und auf bunten Seidenfetzchen lag Hansi, der tote Kanarienvogel. Karl begriff jetzt und lächelte. „Gut", sagte er, „er soll ein Grablied haben!"

„Dort hinten habe ich schon ein Loch gemacht", sagte Lenchen und wies, indem sie die Sparbüchse in Karls Hand legte, auf den Holunderbusch in der Ecke des Hofes. Karl nahm das Instrument unter den Arm und folgte dem Kinde, das vorauseilte, und den welken Hansi schnell nochmal an die Wange drückte, ehe es ihn in die Mulde legte. Karl wartete, bis Lenchen aufschaute, dann spielte er „Sterben mag ich nicht" für den toten Kanarienvogel, spielte es so traurig, daß Lenchen in Tränen ausbrach und abwechselnd Karl und Hansis Grab beäugte.

Inzwischen überlegte Karl, ob er die Sparbüchse, die schwer in seiner Tasche hing, behalten dürfe. Sicherlich wußten die Eltern nichts davon, und es konnte leicht Unannehmlichkeiten geben, und diesen seinen besten Hof wollte er sich mit einer solchen Dummheit denn doch nicht verpatzen. Karl beschloß, die Sparbüchse zurückzugeben.

Jedoch es kam anders. Karl konnte den guten Vorsatz nicht mehr ausführen. Kaum, daß das Lied aus war, erschien der Vatermörder im Hofe, ein gesticktes Käppi auf dem Kopfe und die Hände auf dem Rücken verschlungen. „Großpappie", rief Lenchen, „jetzt haben wir den armen Hansi begraben."

Lenchens Großvater, Professor Zimmermann, kam langsam heran und blickte fragend auf Karl, der in dem Bestreben, seine Anwesenheit zu erklären, überhöflich herausbrachte: „Fräulein Lenchen ersuchte mich um die Leichenmusik."

Der Professor schmunzelte, klopfte Karl auf die Schulter, zog die Börse und drückte ihm eine blanke Mark in die Hand. „Da nehmen Sie", sagte er, „Sie haben dem Kinde einen heißen Wunsch erfüllt!"

Karl, dem allmählich der Boden zu heiß wurde, bedankte sich überschwenglich und schielte auf Lenchen. Wenn die jetzt bloß nicht die Sparbüchse erwähnte! Aber das Kind sah und hörte nichts, sondern tätschelte mit beiden Händen die Erde auf Hansis Grab. Da besann sich Karl nicht länger, grüßte und lief mit Riesenschritten dem Ausgang zu, ein unangenehmes Gefühl im Rücken, wie einer, der jeden Augenblick einen Anruf zu gewärtigen hat.

Karl atmete auf, als er im Gewühl der Straße untertauchte. Er ärgerte sich, daß er den Mut nicht gehabt hatte, dem Vatermörder die Sparbüchse zurückzugeben. „Ich wollte dem Kinde die Freude nicht verderben, drum nahm ich die Sparbüchse zum Schein, hier ist sie!", so hätte er sagen können, und es wäre glaubhaft und ehrlich gewesen. Jetzt aber, wo er sich aus dem Staube gemacht hatte, war es unmöglich geworden, die Sache wieder einzurenken.

Karl hatte heute die Lust am Weiterspielen verloren und ging nach Hause. Hier sah er die Spardose genauer an, bog eine Haarnadel zurecht und öffnete damit ohne Schwierigkeit das Schloß. Die Sparbüchse enthielt Münzen im Werte von sieben Mark.

Was jetzt? Sollte er das Geld zurücktragen? Oder sollte er es behalten und in Zukunft den Hof meiden? Einerseits kamen ihm die sieben Mark wirklich gelegen. Er hatte keinen Mantel mehr und der Herbst stand vor der Tür. Für sieben Mark würde er beim Trödler einen ganz netten Mantel kriegen. — Anderseits war er bisher doch immer ein ehrlicher Kerl gewesen, und daß ihm Lenchens Sparbüchse von Rechts wegen nicht zustand, das wußte er auch. Eine

Italienische Stadt — Helmuth Becker

Studie — Hermann Mayrhofer-Passau

dumme Sache. Er wollte sich Zeit lassen und verschob den Entscheid bis zum Abend. Doch auch am Abend konnte er sich noch nicht entscheiden. Er verschob die Gewissensfrage bis zum nächsten Morgen.

Am Morgen aber regnete es, und der Wind pfiff durch die Kleider. Da traf Karl die Entscheidung. Er nahm die sieben Mark und kaufte sich einen getragenen Mantel von halbdunkler Farbe mit Grätenmuster. Er kostete sechs Mark. Für den Rest aß er zu Mittag. Dabei kamen ihm nochmals Bedenken. Ach was, dachte er abwehrend, „Sterben mag ich nicht, bin noch so jung" —

Damit war der Fall für Karl erledigt. Aber auch Karl selbst war erledigt, nämlich bei den Bewohnern des Hofes, und allen, die davon hörten.

Sprachen

„Meine Frau spricht drei verschiedene Sprachen!"

„Meine spricht nur eine — aber von morgens bis abends!"

Metamorphose

„Erna, wie geht es denn deinem Karl?"

„Ach, der hat sich sehr verändert. Er heißt jetzt Kurt!"

Schottisches

Mc Korner kauft zwei Pfund Zucker. Der Händler wiegt ab. Die Skala der Waage zeigt genau zwei Pfund. Sagt Korner: „Sie haben schlecht gewogen!"

„Aber Herr!" entrüstet sich der Händler, „die Skala zeigt doch genau zwei Pfund!"

„Das schon! Aber Sie haben doch die Tüte mitgewogen!"

Gespenst

„Tante, ich fürchte mich nicht vor dir!"

„Warum solltest du dich auch vor mir fürchten?"

„Papa sagte doch gestern: Nun kommt morgen das alte Gespenst auch wieder!"

Die Kette

„Wir haben unserem Bürgermeister eine Kette gekauft!"

„Was Sie nicht sagen! Ist er denn so gefährlich, daß man ihn nicht frei herumlaufen lassen kann?"

Der Dichter und der Khan

Einst besuchte der Großkhan Tamerlan mit einem Dichter ein Bad.

„Wie hoch schätzt du mich eigentlich ein?" fragte der Fürst, vor dem die halbe Welt zitterte.

„Auf dreißig Asper," erwiderte ruhig der Dichter.

„Du Narr!" brauste Tamerlan auf. „Das Tuch, mit dem ich mich eben abtrockne, ist allein soviel wert!"

„Das habe ich schon mitgerechnet," gab ihm der andere zurück.

DAS REZEPT

Von Geron

Nach dem Abendessen streckte sich Paul, gähnte müde und sagte dann leichthin zu seiner Frau: „Liebling, ich habe beschlossen, einen Teil meiner Wäsche dem Wohltätigkeitsverein „Obhut" zu spenden. Ich habe sechs Hemden und zehn Paar Socken herausgesucht, sie liegen auf dem Sofa im Salon."

„Das muß ich mir ansehen", sagte Emmy und ging in den Salon.

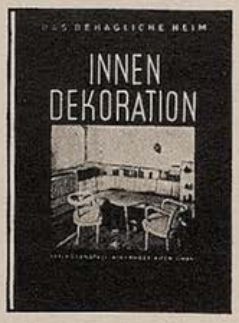
Als sie zurückkam, kippte ihre Stimme vor Empörung.

„Paul, so kann man die Sachen nicht wegschicken. An den Hemden fehlen Knöpfe und die Socken müssen alle gestopft werden. Ich werde alles richten müssen."

„Aber Liebste, ich möchte nicht,

(Fortsetzung S. 430)

Älteste und führende Zeitschrift auf dem Gebiet der neuzeitlichen und künstlerischen Raumausstattung



47. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

INNEN-DEKORATION

bringt in Ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl geht zum Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Der Wanderschirm

Er: „Es regnet, und nun ist wieder kein Schirm da! Welcher Schuft hat den nun wieder mitgenommen?!"

Sie: „Welchen Schirm meinst du denn, Schatz?"

Er: „Nun, den doch, den ich neulich aus dem Klub mit nach Hause gebracht habe."

Vorgebeugt

Pastor: „Gehen Sie heute mit dem Klingelbeutel schon vor der Predigt einsammeln!"

Küster: „Warum denn?"

Pastor: „Ich will über die Sparsamkeit predigen."

Trost

Piefke hat eine sehr stürmische Seereise hinter sich.

„Herr Admiral," fragt er, noch grün im Gesicht, den Kapitän, „ist das, was wir dort sehen, endlich Land?"

„Nein, das ist der Horizont."

„Immerhin besser als garnichts," flüstert das Piefke dankbar.

Das Geräusch — L. v. Welden

Abends als Letztes **Chlorodont**
eine gute Gewohnheit!

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene
Geschenk-Ausgabe
von
Die lustige Arche
Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat
mit Buchschmuck von Bold
zum Exemplarpreis von RM. 1.80
Fred Endrikat, der einzigartige Brotteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts, hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.
G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Die Korpulente

„Was sagen Sie —, Meiers haben sich scheiden lassen!"

„Da kann man nur sagen: Scheidung von Tisch und — Fett!"

Sein Vermögen

„Für einen Kuß von Ihnen gäbe ich mein ganzes Vermögen!"

„Ich glaube es Ihnen — aber so billig ist er nicht!"

Die Krähenfüße

„Wie kommt es, daß Sie so viel Krähenfüße haben?"

„Mir hat das Leben so viel harte Schläge versetzt!"

„Aber! aber! — immer auf die Augen?"

Liebe Jugend

Bei der Schuleinschreibung in einer Knabenschule des Bayerwaldes erschien jeder ABC-Schütze an der Hand seiner Mutter. So auch unser kleiner Erwin. Die Mutter hatte den Kleinen etwas zu unselbständig erzogen bisher und so bat sie den Herrn Lehrer: „Vielleicht darf ich Sie bitten, in der Pause beim Austreten meinem Erwin etwas behilflich zu sein." Der Lehrer machte gute Miene zu dieser Zumutung und meinte: „Eigentlich bin ich dazu ja nicht hier, aber wir wollen schon sehen." — Eingedenk dieser Bitte sagte also bei der ersten Pause der Herr Lehrer: „Na, Erwinche, soll ich dir helfen?", worauf der Kleine, der inzwischen seine Schüchternheit ein bißchen verloren: „Herr Lehrer, jetzt probier is amal, wenns aba nöt geht, dann pfeif a da."

Murmelei

„Es ist doch eine merkwürdige Welt," philosophiert Einer, „ein paar Worte über deinen Kopf gemurmelt, und du bist verheiratet."

„Ja," stimmt der Andre elegisch bei, „und ein paar Worte im Schlaf gemurmelt, und du bist geschieden."

Meldet Gastplätze

Allerdings

Gast: „Herr Ober, das Alter der mir servierten Gans kann man an den Zähnen erkennen!"

Ober: „Aber die Gans hat doch keine Zähne!"

Gast: „Schon! Aber ... ich!"

Toni Bichl

„So a Häuserl müßt ma jetzt halt hab'n — da brauchat ma koane Hypotheken — — —"
„Mei — die Alimente san a net billig, Franzl."

(Schluß v. S. 428)

daß du dich mit diesen Dingen abgibst, die du doch so ungern machst. Es ist ja schließlich nur für einen Wohltätigkeisverein."

„Das ist eine ganz irrige Auffassung", sagte Emmy streng. „Gerade für einen Wohltätigkeitsverein hat man die Pflicht, anständige Sachen herauszusuchen. Ich werde mich gleich morgen an die Arbeit machen."

„Ich halte es für überflüssig", sagte Paul. „Aber wenn du unbedingt willst ..."

„Ich will", sagte Emmy. — —

Eine Woche später traf Paul seinen Jugendfreund Albert.

Dieser begann sofort, sich über seine Frau zu beschweren.

„Meine Hemden haben keine Knöpfe, meine Socken sind zerrissen, meine Frau aber kümmert sich um nichts."

„Ich kann dir einen Tip geben", tröstete ihn Paul. „Seit kurzem ist meine Wäsche in Ordnung. Versuch' es doch auch mit dem Wohltätigkeitsverein."

„Wohltätigkeitsverein?"

„Allerdings. Das macht man so. Man sagt ..." — — —

Zwei Tage später erhielt Paul ein überschwengliches Dankschreiben von Albert.

DIE FOTO-SEITE

Heute: Von vernachlässigten Haustieren

Dieses „Vernachlässigt" bezieht sich selbstverständlich auf die Fotografie. Und zwar deshalb, weil der Alltag mit seinem Kleinkram, seinem Hetzen und Jagen für gewöhnlich nicht die Zeit hergibt, um sich wirklich mit voller Liebe und Sorgfalt der Fotografie unserer vierbeinigen Freunde hinzugeben.

Die Fotografie des Hundes — um aus der Fülle der Möglichkeiten ein Beispiel herauszunehmen — erfordert Zeit und Geduld. Wir müssen auf der Lauer sein, warten können, um mit schußfertiger Kamera zu arbeiten. Um solche Aufnahmen herzustellen, brauchen wir gar nicht selbst Hundebesitzer zu sein. Auf der Straße, in Anlagen und besonders während unseres Ferienaufenthaltes an irgendeinem ruhigen Plätzchen — überall treffen wir den Hund als Freund des Menschen.

Aber wir dürfen nicht den Fehler begehen und im Hunde einen kleinen Menschen sehen. Das führt dann zu ganz falschen Bildern, um nicht zu sagen: zu Kitsch. Wir müssen in gewisser Weise aus der Perspektive des Hundes fotografieren. Dazu gehört ganz äußerlich, daß wir die Kamera einmal in seine Augenhöhe bringen. Dann entstehen solche Bilder, wie wir hier links oben eine Aufnahme abbildeten. Der Mensch wird zur Nebensache, das Tier rückt einmal ganz in den Vordergrund.

Bei der Tierfotografie haben wir es in gewisser Weise ja leicht. Das Tier gibt sich natürlich, läßt sich durch die Kamera nicht beeinflussen. Hier sind wir gegenüber der Darstellung des Menschen ganz wesentlich im Vorteil.

Es hat keinen Zweck, durch gutes Zureden und allerlei Mätzchen zu versuchen, den Hund in eine uns sympathische Stellung zu bringen. Das gelingt sowieso nicht; das Tier wird im Gegenteil unruhig und gibt sich dann erst recht nicht natürlich. Wir kommen am schnellsten zum Ziele, wenn wir uns dem Tiere anpassen, uns Zeit lassen.

Bilder von höchster Lebendigkeit können entstehen, wenn das Tier in Beziehung zum Menschen tritt. Dann aber wird es wichtig, diese gegenseitige Beziehung auch formal zum Ausdruck zu bringen. Der Mensch muß sich mit dem Tier beschäftigen, darf aber nicht seine Aufmerksamkeit auf den Fotokasten lenken. Er hat sich also genau so ungezwungen zu geben, wie es das Tier schon von sich aus tut.

Dafür will unser anderes Bild ein gutes Beispiel sein. Das Motiv ist an sich anspruchslos; aber gerade durch seine Ungezwungenheit und Lebendigkeit gewinnt es an Wert. Die Birkenstämme sind nicht unwichtig. Sie geben dem Dargestellten einen Rahmen, heben das Motiv etwas hervor, was nur günstig sein kann.

Hier ist — entgegen der üblichen Regel — die Hauptschärfe nicht auf den Vordergrund gelegt. Die Birkenstämme, die ja an sich Vordergrund sind, treten hinsichtlich der Schärfe gegenüber Mensch und Tier zurück. Und das zu gutem Recht, damit auch schon dadurch ein Hervorheben des Eigentlichen gegeben ist. gi—t

Die Ferien sind da!

Fotohefte pflegen für gewöhnlich die Ferien und die damit einsetzende Hochkonjunktur amateurfotografischer Arbeiten zum Anlaß zu nehmen, um kilometerlange Abhandlungen über die Reinigung der Kassetten, die Art der Kameraverfrachtung und ähnliche Dinge zu veröffentlichen. Aber im Grunde sind das alles für den, der die Fotografie ernst nimmt, Selbstverständlichkeiten. Deshalb wollen wir uns hier nicht damit aufhalten, sondern besser zur Fotografie selbst kommen. Wir werden ein paar Themen auswählen, um hieran und an entsprechendem Bildmaterial zu lernen. So sollen also die nächsten Hefte der „Jugend" laufend Anregungen geben, und wer sie mit Sorgfalt liest, wird bestimmt auch Nutzen davon haben.

Wir stellen hier das Gestalterische voran. Denn technische Sicherheit gibt letzten Endes jedes Lehrbuch. Wer darüber in konzentrierter Form etwas erfahren will, der kaufe sich für 25 Pfg. das Ferienheft der im Verlag der „Jugend" erscheinenden Monatsschrift „Die Fotowelt". Da hat er alles beisammen.

Nun also nicht erst lange Vorreden, sondern mitten hinein — in die Ferien-Fotografie!

LEST
DIE „JUGEND"

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11.
— Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. —
Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. I. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Rubey

Streik in Arabien

„Damned — eine solche Konsequenz geht zu weit!"

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 28

Tiroler aus dem Sarntale

Franz von Defregger †

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / Nr. 28

EINE NACHT WIE ALLE

VON CARL CONRAD

Jedesmal, wenn sie den Rauch durch die Nase ausblies, sah sie ihn an. Dabei legte sie den Kopf etwas zurück, und ihr langes schwarzes Haar hing alles nach hinten. Sogar in dem matten, gelblichen Schein der kleinen Lampe, die auf dem Rauchtisch stand, sah sie sehr blaß aus.

„Müde?" Er sah auf seine Armbanduhr, es war etwas vor dreiundzwanzig.

„Nein, gar nicht. Es ist nett von dir, daß du Cherry besorgt hast und diese englischen Zigaretten. Sie machen so lebendig." Sie lachte.

Er goß ihr noch einen Cherry ein.

Sie stand auf und ging zum Schreibtisch hinüber. Es war da ein kleines Photo, ein junges Mädchen mit Skiern auf ihm, im Schnee, lachend, und vor ihr auf dem hellen Schnee war der langgezogene Schatten irgendeines Mannes, der etwas Viereckiges, vermutlich den Photoapparat, in den Händen hielt, dicht neben seinem Kopf. In der linken Ecke, wo kein Schatten auf dem Schnee war, stand, mit Tinte geschrieben, in einer steilen, zügigen Handschrift: „Parsenn, 1934".

Sie drehte es um. Er sah es, aber er sagte nichts. Sie kam zurück und um den Rauchtisch, und da die Couch, auf der er saß, tief war, schien sie, so von unten hinauf gesehen, größer und schlanker, als sie in Wirklichkeit war. Nun, während sie vor ihm stand, war ihr Gesicht hoch über der Lampe im Dunkeln, aber ihre Gestalt von der Brust an im Lichtschein, die schwarze Seide ihres Kleides hatte scharfe Reflexe. Er griff nach ihrer Hand. Die kleine Uhr tickte plötzlich sehr laut vom Schreibtisch herüber.

„Lange Dienst gehabt heute?"

„Ja, denk nur, es war schon fast acht, als ich nach Hause kam, und dann lag da dein Brief, daß du mich um acht hier erwartest. Und ich war noch nicht umgezogen."

Draußen kreischte eine Tram sehr laut in der Kurve um das Eckhaus herum.

„Hättest dich gar nicht umzuziehen brauchen, nur, um hier bei mir zu sein."

Sie setzte sich neben ihn und legte ihren linken Arm um seine Schultern.

„Aber ich fühl' mich nicht wohl bei dir, in meinen alltäglichen Sachen."

Sie beugte sich vor und drehte ihr Gesicht nach oben. Er küßte sie.

Wenn sie sich bewegte, war es ihm, als bewegten sich seine eigenen Arme und Beine; sie gehörte nicht weniger zu ihm.

„Willst du eine Mandarine?"

„Danke."

„Nimm doch eine. Sie erfrischt ein bißchen. Ich hab sie lieber als Orangen. Sie sind nicht sauer und erfrischen doch."

„Nein, wirklich, ich möchte jetzt keine."

„Was möchtest du denn?"

Sie sah ihn an, ihre Augen waren kaum drei Zentimeter von seinen Augen entfernt.

„Kannst du dir denken", sagte er, „wie lange ich Mißtrauen gegen dich hatte?"

„Hattest du das jemals? Warum?"

Sie zuckten beide zusammen. Draußen, dicht vor dem Haus, schrien die Bremsen eines Autos. Es mußte an allen vier Rädern zugleich gebremst haben.

„Weil du so nett zu mir warst, obgleich du nichts von mir hattest."

„Ich habe doch so viel von dir."

Er machte einen tiefen Lungenzug und blies den Rauch wieder aus.

„Komm, häng dir die Decke über", sagte er und sah dem Rauch nach, „die Heizung fängt schon an, kalt zu werden. Sie lassen sie nachts immer halb ausgehn. — Wenn du nur mal sagen wolltest, was du gerne hast. Nächste Woche ist dein Geburtstag. Ich weiß nicht, ob ich dich vorher noch sehn kann."

Er beobachtete sie.

„Schade", sagte sie und sah ihn an und lächelte. Ihre Lippen waren breit und weich und spannten sich leicht über den Zähnen. Da, wo sie sich spannten, glänzten sie.

„Was hast du denn nötig?"

„Nichts."

„Es gibt doch keine Frau, die nichts nötig hat."

„Ich habe aber nichts nötig."

Er wollte etwas sagen, sie ließ ihn nicht dazu kommen. Es war ihm angenehm, auf solche Weise am Reden verhindert zu werden. Wenn man nicht sprach, hörte man wie einen Wasserfall das Brausen der großen Stadt von allen Seiten; es kam durch die Wände, andauernd, ein undefinierbarer Chor. Dann war es erfreulich, nicht alleine zu sein. Wenn man alleine war, fühlte man sich einsamer als je, wenn das Brausen der Stadt durch die Wände kam.

Schon war es kühler geworden im Zimmer, man spürte es an der Luft beim Atmen. Er lauschte auf seinen Atem, er ging ruhig und langsam, aber ihr Atem war schnell und ungleichmäßig, mit kleinen Unterbrechungen.

„Es ist drei", sagte er. „Warum bist du so unruhig?"

„Deine Uhr geht falsch."

„Nein. Du kommst zu spät ins Büro und fühlst dich elend. Dann bist du wütend auf mich."

„Schrecklich wütend", sagte sie. „Ich bin gar nicht unruhig. Ich fühl mich fabelhaft. — Du, hör mal, wo liegt eigentlich Parsenn?"

„Du glaubst, das ist eine Stadt, was? Nein, es ist eine Skitour. In der Schweiz. Bei Davos. Die fabelhafteste Skitour der Welt."

„Ja", sagte sie tonlos.

Sie ging zum Schreibtisch hinüber, um auf die andere Uhr zu sehen.

„Tatsächlich, hier ist es auch drei. Verflirt nochmal. Ich muß gehn. Wenn ich nur einmal nicht zu gehn brauchte."

„Du sollst auch nicht gehn. Ich geb dir Geld und dann nimmst du ein Taxi."

„Es war doch anders gemeint. — Und außerdem weißt du, ich hab ja mein Rad dabei."

„Du kannst es hier lassen."

„Nein, wirklich, ich fahr jetzt lieber mit dem Rad. Der Wind weht einem so am Gesicht vorbei, wenn man rasch fährt."

„Du bist unverwüstlich."

„Gottseidank."

„Nun weiß ich immer noch nicht, was ich dir schenken soll. Ich hab schon alles mögliche überlegt. Ich möchte dir aber auch nichts Verrücktes schenken, was du nicht gebrauchen kannst. Die Sache macht mich ganz unglücklich. Hör mal, ich würde mich freuen, wenn du die zwanzig Mark hier nähmst und dir selber was kaufen gingst."

Sie drehte sich nach ihm um.

„Du bist verrückt", sagte sie.

„Warum?"

„Das ist viel zu viel. Und außerdem nehm ich kein Geld. Wie käm ich mir dann vor?"

„Erlaube mal, das ist doch Unsinn. Du weißt doch, wie es gemeint ist. Ich stecke so in Arbeit."

„Also, hör zu. Wenn es dich glücklich macht, dann nimm zwei oder drei Mark und kauf mir eine neue Thermosflasche und ein paar von den englischen Zigaretten, die du immer hast, und damit Schluß."

„Das ist doch zu wenig für Geburtstag."

„Ich will aber nicht mehr. Jetzt war der Abend doch so nett, und nun —"

„Na schön. In Ordnung."

Im Korridor war es noch kälter. Das Rad stand unten im Hausflur an der Kellertreppe. Sie schaltete das Licht an, es tanzte auf und nieder, während sie das Rad durch den Flur schob.

Akropolis — Richard Seewald

„Vielen Dank für alles. Gute Nacht."

„Das ist doch Unsinn", sagte er und fühlte sich beschämt. „Gute Nacht. Auf Wiedersehn!"

Er stand an der Tür und sah ihr nach, wie sie aufstieg. Sie drehte sich noch einmal um, schon im Fahren. Ihr Gesicht war weiß im Schein der Bogenlampen.

„Zu viel im Büro", dachte er, „sie sollte ein besseres Leben haben."

Er hob die Hand und winkte ein bißchen, dann schloß er die Tür. Während er die Treppe hinaufging, kreischten draußen schon wieder Bremsen. Es war ein so schrilles Kreischen und gleich darauf eine merkwürdige Stille, auch das übliche Summen der Riesenstadt war verstummt; sie schien den Atem anzuhalten, oder das furchtbare Gekreisch hatte seine Ohren für einige Zeit betäubt. Jedenfalls war diese Stille etwas Ungewöhnliches, und vielleicht kam es daher, daß sein Herz stark zu schlagen begann; es flatterte sozusagen im Brustkorb herum, als sei es mit seinem Aufenthaltsort nicht mehr zufrieden. Aber dann war das Summen der Stadt wieder da und schlug in unsichtbaren Wellen über ihm zusammen.

Als er sein Zimmer betrat, fühlte er, wie müde er war. Er drehte das Bild der Skiläuferin wieder um, betrachtete es, auch seinen Schatten vor ihren Füßen im Schnee, und zuckte die Achseln, viermal schnell hintereinander. Er ging langsam zu seinem Bett hinüber. Er war sehr müde und schlief bald ein. Als er von irgend etwas wach wurde, waren schon helle Streifen in der Jalousie. Er hörte Frauenstimmen im Korridor: „Jemand sagte, er hätte sie hier aus dem Haus kommen gesehn, aber ich sagte ihm, mein guter Mann, Sie irren sich, diese Dame wohnt nicht in unserem Haus. Ich wohne zwanzig Jahre in diesem Haus, mein guter Mann, sagte ich, und ich kenne jeden, der hier wohnt."

„Daß Sie das alles so mit ansehn konnten!"

„Na, — schön war es gerade nicht. Alles voll Blut. Der Polizist meinte, sie stirbt unterwegs, bevor sie sie noch im Krankenhaus haben."

Die Stimmen entfernten sich, zuletzt war nur noch ein eifriges Gewisper zu hören.

Er lag unbewegt auf dem Rücken und sah zur Decke hinauf, ohne zu blinzeln. Im Nebenzimmer schlug eine Uhr sechsmal, und jedesmal klang es matter und mehr nach Blech. Er stand langsam auf und ging zum Schreibtisch hinüber. Das Telephon lag kühl in seiner Hand, es war ihm noch nie so fremd und tot und unverbindlich erschienen. Er wählte das Südkrankenhaus und nannte ihren Namen.

„Ist bei uns nicht bekannt."

Natürlich war sie bewußtlos und hatte ihren Namen nicht angeben können. Auch wußte er, daß sie meistens keinen Ausweis bei sich trug. Er sagte, es sei ein Unfall gewesen zwischen drei und vier Uhr, und dann beschrieb er sie, das lange, schwarze Haar, mittelgroß, blasses Gesicht, — es war wie ein Steckbrief. Er fand es sinnlos, daß er gesagt hatte, ihr Gesicht war blaß. In dem Fall hatte wahrscheinlich jedermann ein blasses Gesicht.

„Augenblick bitte", sagte die sanfte, ein bißchen gequält klingende Stimme der Schwester.

Er zündete sich eine Zigarette an. Es war noch kalt im Zimmer und er fror.

„Hallo. Hören Sie noch?"

„Ja, gewiß. Nun?"

„Die Dame ist bei uns eingeliefert worden."

„Wie — wie geht es ihr?"

(Fortsetzung S. 437)

Bauerngarten — Anton Leidl

Bauerngarten

Von Georg Schwarz

Ein rotes Röslein leuchtet in der Mitte,
ein Gatter läßt dich in die Wildnis ein;
nach keiner Seite mehr als sieben Schritte,
nicht größer will das Bauerngärtchen sein.

Doch Feuerbohnen klettern an den Stangen
mit roten Blüten züngelnd in das Licht
auf schwarzer Erde kriechen Gurkenschlangen,
die Sonnenblume öffnet ihr Gesicht.

Zaunüber schlagen rote Beerenäste,
der buschige Johannisstrauch trägt schwer
und lockt vom Himmel die beschwingten Gäste,
Barfüßlein traben von der Straße her.

Das rote Röslein leuchtet in der Mitte,
ist Gartenkönigin und darf es sein:
und alles lebt und hat nur eine Bitte:
laßt mich gedeihn!

„Es tut mir leid, aber wir dürfen keine Auskunft geben."

„Sie hat keine Eltern mehr, sie hat niemand in dieser Stadt, außer mir."

Die Stimme schwieg.

Er griff nach dem Photo und legte es mit der Vorderseite auf den Tisch. Er log: „Wir sind verlobt." Er mußte seinen Namen nennen, und dann wieder warten, und schließlich erfuhr er, sie sei noch immer bewußtlos, er möge in einer halben Stunde noch einmal anrufen.

Er schloß die linke obere Schublade des Schreibtisches auf, legte das Photo hinein und schloß die Schublade wieder ab. Er steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Wenn sie durchkommt, heirate ich sie", sagte er laut.

Er rasierte sich wie im Traum und schnitt sich kein einziges Mal. Als er wieder im Südkrankenhaus anrief, erfuhr er, daß sie tot war. Er brauchte seinen Kopf nur wenige Zentimeter nach links zu wenden, um den Rauchtisch zu sehen, die Cherryflasche auf ihm, fast leer, viel Zigarettenenden im Aschenbecher, halb niedergebrannte Streichhölzer, Mandarinenschalen, von Asche grau bestäubt, und er starrte die leere Couch an.

„Warum fühle ich mich wie ein Mörder?" sagte er plötzlich und so laut, daß seine Worte noch für eine kurze Zeit im Zimmer zu schweben schienen, ehe sie vergingen.

Er hatte den Plan, sich im Büro als krank zu entschuldigen, die Jalousien herunter zu lassen und sich wieder ins Bett zu legen. Aber dann war er überzeugt, er könnte es nicht ertragen, allein zu sein. „Ich muß ins Büro gehn wie jeden Tag", dachte er, obgleich er nicht wußte, ob er arbeiten könnte. Er setzte seinen Hut auf. An der Tür kehrte er noch einmal um, öffnete die linke obere Schublade seines Schreibtisches und betrachtete das Photo. Er lächelte und er empfand zugleich, es war ein Lächeln, das über den Tod hinweg ging. Es hatte nichts mit ihm zu tun und war doch auf seinem Gesicht. Er legte das kleine Bild wieder in die Schublade zurück. Zehn Minuten später saß er in der Untergrund. Sie schien schneller und sanfter zu fahren an diesem Morgen, und die oberen Stockwerke der Hochhäuser hatten schon Sonne und strahlten in ihr wie weißglühendes Metall, aber die Mädchen in den Straßen, halb ausgeschlafen, blaß, schlank, mit Mappen und Taschen, nervös, zu spät in ihre Büros zu kommen, Hunderttausende und Millionen und viel zu viele; — er sah zum erstenmal, daß es so viele waren, und jede erinnerte ihn an die, die heute nicht mehr ins Büro fuhr. Sogar im Zentrum lief der Verkehr wie auf Watte, als wollte er Abbitte tun.

Selige Tage

Von Oscar Rausch

Nun trinkt den süßen Most der Birnendolde
Berauscht vom Duft der erste Honiggast,
Die Wolke wob ihr Kleid aus warmen Golde
Und taut auf Mandelbaum und Seidelbast.

Von Seide sind die Nächte selbst gesponnen
Das Herz der jungen Frauen zu verwirrn,
Im hellen Glanze der entfachten Sonnen
Kreist der Plejaden leuchtendes Gestirn.

Der Liebe sind die Gärten neu erschlossen,
Auf ihren Teppich rinnt der Blütenschnee,
Wie Wein ist alles Leben jetzt ergossen
Und trunken tönt vom Licht der Frühlingssee.

Garnspinnerinnen — Prinzessin Pilar von Bayern

Selbstbildnis Julius Hüther

Ein Adept der Lebensfreude

Von Wilhelm Weldin

Jenes Buch, das eine so tiefe, einschneidende Wandlung in Jimmy Drivers Leben hervorrufen sollte, kam wie eine Kanonenkugel aus dem offenen Fenster eines einstöckigen Hauses geflogen, krepierte mit einer dumpfen Detonation auf seinem Hut und landete, diesen im Fluge mit sich reißend, auf dem Gehsteig.

Jimmy blieb überrascht stehen und sein melancholischer Blick richtete sich klagend auf jene zerbeulte Masse, die eben noch ein stattlicher steifer Hut gewesen war. Mit der müden Geste eines von der Vergeblichkeit alles Irdischen tief Überzeugten bückte er sich, um den Hut wieder aufzuheben, als sein Blick auf den Titel des am Boden liegenden Buches fiel und er überrascht innehielt. In Balkenlettern sprangen ihm die Worte der Verheißung ins Auge:

WEGE ZUR LEBENSFREUDE
Ein Leitfaden für alle, die es nötig haben
(Preis zwei Schilling sixpence)

Selbst wir, die wir nicht mehr wundergläubig sind, können uns nur staunend vor diesem Mirakel beugen und die Hand der Vorsehung hinter ihm vermuten. Denn wer hätte einen solchen Leitfaden nötiger gehabt als Jimmy Driver, von dem erzählt wurde, er habe bereits bei seiner Geburt so gramvoll ausgesehen, daß alle in diesem historischen Augenblick Anwesenden erschüttert in Tränen ausbrachen? Hatte er doch den ersten Schock über seine jähe Versetzung in eine kalte, feindliche Welt scheinbar nie ganz überwunden!

Förmlich magnetisch angezogen griff Jimmy nach dem vom Himmel gefallenen Evangelium der Lebensfreude und schlug es auf. Gierig verschlang er den ersten Satz:

„Blinder auf deinem dunklen Wege, öffne die Augen,
bereit freudig um dich zu blicken und du wirst nur
Freudiges sehen!"

Mit vor Erregung zitternden Fingern klappte er das Buch wieder zu und sah fragend zu dem Fenster hinauf. Doch kein Mensch zeigte sich und niemand schien einen Anspruch auf dieses kostbare Juwel geltend zu machen. So ergriff er, sich derart für die Füsilierung seines steifen Hutes entschädigend, Besitz davon, hob den letzteren auf und strebte eilenden Schrittes nach Hause, um sich der köstlichsten Lektüre seines Lebens hinzugeben.

Wir wollen ihn für den Augenblick dieser nützlichen Beschäftigung überlassen und uns mit seiner unglücklichen Veranlagung näher befassen. Jimmy war fünfundzwanzig Jahre alt, ein nicht ausgesprochen unschöner, aber für sein Alter viel zu schwermütiger junger Mann. Aus einem rosigen, melancholischen Baby war er zu einem melancholischen Knaben gereift, dessen Gehaben so gramvoll war, daß ihm fremde Leute auf der Straße, von tiefem Mitleid erfaßt, einen Schilling oder wenigstens ein paar Süßigkeiten zusteckten. Aus dem melancholischen Knaben wurde ein melancholischer Jüngling, den kein Pädagoge durch eine schlechte Note zu kränken wagte, aus Angst, das unglückliche Kind könnte sich augenblicklich von dem nächsten hierzu geeigneten Felsen ins Meer stürzen. Und schließlich wuchs sich der Jüngling zu dem schwermütigen Angestellten der Firma Cotterhill & Bucks aus, der, unerforschlichen Gesetzen des Schicksals gehorchend, unaufhaltsam jener Krise zusteuerte, die mit der Bereicherung des Stabes dieser Firma durch die wunderschöne Miß Gloria Tiddles begann.

„Sie sind kein Mann, sondern eine Trauerweide!" hatte Miß Tiddles, seine schüchterne Einladung zu einem gemeinsamen Kinobesuch ablehnend, gesagt und war nach Büroschluß vor Jimmys melancholisch anklagenden Augen mit einem unverschämt lachenden, geradezu widerwärtig sorglosen Jüngling fröhlich davongegangen.

Es war die größte Enttäuschung in Jimmys Leben, seit er ein Baby war. Und in diesem Augenblick der tiefsten Zerknirschung, da er zum ersten Male seine schwermütige Veranlagung geradezu als ein Gebrechen empfand, kam jenes Buch vom Himmel gefallen, die Aussicht auf ein neues Leben eröffnend. Wahrlich ein Fingerzeig des Schicksals!

Eine ganze Nacht verbrachte Jimmy mit der Lektüre des Leitfadens für alle, die es nötig hatten, und es war ein völlig veränderter Jimmy Driver, der am nächsten Morgen mit einem nagelneuen steifen Hut die Untergrundbahn bestieg, um sich ins Büro zu begeben. Auf über zweihundert Druckseiten hatte ihm Dr. Benjamin F. Quiddus, dessen Autor, auseinandergesetzt, daß die Ursache aller traurigen Lebenserfahrungen nur in ihm selbst lag und daher spielend zu beseitigen war. Er, Jimmy Driver, sei, meinte Dr. Quiddus, nichts weiter als ein Rufer vor dem Echo der Außenwelt. Lachte er in das Echo hinein, so lachte es zurück, grüßte er es freundlich, so grüßte es nicht weniger freundlich, scherzte er mit ihm, so scherzte es ebenso. Ein Schema täglich eine Zeitlang durchzuführender freudiger Handlungen sollte Jimmy bei genauer Einhaltung dazu bringen, zu der verläßlichen Funktion des Echo Vertrauen zu gewinnen, bis im Vollgefühl des gewonnenen Vertrauens seine Lebensfreude völlig überschäumen sollte. Dann, verstand Jimmy, war das Echo offenbar so gut dressiert, daß es von selbst zu lachen, freundlich zu grüßen und zu scherzen begann, wenn er bloß in seine Nähe kam.

„Springe morgens jauchzend aus dem Bett!"

empfahl Dr. Quiddus und Jimmy war seinem Rat gefolgt.

„Singe herzhaft im Bad!"

Und Jimmy hatte, die lauten Proteste mehrerer Mitbewohner seiner Pension ignorierend, herzhaft gesungen.

„Schon auf dem Wege zu deiner Arbeitsstätte suche freundlichen Kontakt mit deinen Mitmenschen in Omnibussen, Straßen- und Untergrundbahnen."

Das war bereits wesentlich schwieriger. Jimmy musterte seine Mitmenschen in dem schwankenden, überfüllten Wagen und sein neuer Lebensmut sank um einige Grade. Links und rechts flankierten ihn zwei bulldoggenhaft aussehende Männer, die keinen anderen Kontakt zu suchen schienen, als den ihrer Absätze mit seinen Zehen. Doch Jimmy blieb seinen Entschlüssen treu.

„Ein herrlicher Tag heute, nicht wahr?" bemerkte er liebenswürdig lächelnd zu einem der bulldoggenhaften Männer.

Der Bulldogg starrte ihn mit einem morosen Ausdruck an. Er schien diese Bemerkung inmitten eines stickigen, überfüllten Untergrundbahnwagens als Frozzelei aufzufassen.

„Fein!" sagte er sarkastisch und versetzte Jimmy boshaft einen so heftigen Tritt auf die Zehen, daß dieser einen Luftsprung machte, seinerseits auf die Zehen des zweiten bulldoggenhaften Mannes trat, der ihn mit dem Stoß eines polizeiwidrig spitzen Ellbogens auf den Schoß einer ältlichen Dame beförderte, die ihn wie eine giftige Natter von sich stieß. Ehe er noch einen Gedanken fassen konnte, war bereits praktisch der halbe Waggon aus dem Gleichgewicht gekommen, sein steifer Hut eingedrückt und ein Aufruhr gegen ihn entfacht, dem er sich nur durch schleunigste Flucht in der nächsten Station entziehen konnte.

So kam es, daß er bereits zwanzig Minuten Verspätung hatte, als er in die Gasse einbog, wo sein Büro gelegen war. In der Eile rannte er beinahe einen schmutzigen kleinen Jungen um, der, eine faule Banane kauend, am Eck stand. Jimmy wollte schon mit einer Entschuldigung weitereilen, als ihm in seiner Gewissenhaftigkeit einfiel, daß er ja die Aufgabe, vor Arbeitsbeginn mit einem Mitmenschen in freundlichen Kontakt zu treten, noch nicht erfüllt hatte.

„Eine schöne Banane hast du da!" sagte er zerstreut lächelnd. „Eine gute Banane!"

Er war kaum an dem Jungen vorüber, als die Reste einer faulen Banane in seinem Nacken zerspritzten und ein schmutziger kleiner Junge mit einem Indianergeheul um die Ecke verschwand. Jäh herumfahrend begegnete Jimmy dem kalten Blick seines Chefs, der eben an jener Stelle in die Straße einbog, an der der Junge verschwunden war.

„Begrüße deine Vorgesetzten morgens mit einem heiteren Antlitze und mache ein oder zwei fröhliche, aber respektvolle Bemerkungen, dann wirst du es im Leben weit bringen!"

„Guten Morgen, Sir!" sagte Jimmy heiter und fügte die fröhliche Bemerkung hinzu: „Ein schöner Tag, nicht wahr? Ja, der Frühling!"

Mr. Cotterhill musterte seinen Angestellten mit mißbilligendem Erstaunen. Er war, wie die meisten Chefs, ein Mann, der sich auf seine unfehlbare Menschenkenntnis viel zugute tat und sah auf den ersten Blick, daß Jimmy eine schlaflose Nacht in loser Gesellschaft hinter sich hatte. Seine kalten Augen wanderten von einem zerbeulten Hut über ein übernächtiges Gesicht zu den Resten einer zerquetschten Banane. Er hatte noch nie einen Angestellten in einer solchen Verfassung mit zwanzig Minuten Verspätung heiter lächelnd ins Büro kommen gesehen.

„Betrachten Sie sich als gekündigt!" sagte er scharf und ließ, seine Schritte beschleunigend, Jimmy verächtlich in seinem Kielwasser zurück.

Es kostete Jimmys ganze Selbstbeherrschung, um Dr. Quiddus kluge Lebensregel zu befolgen:

„Trage jeden Rückschlag mit lächelnder Zuversicht, ein fröhliches Liedchen vor dich hinträllernd."

Aber es gelang. Pfeifend betrat er das Büro und begrüßte Miß Tiddles mit einem fröhlichen: „Hallo! Hallo! Wie geht's, wie steht's, junge Dame?"

Und hier schien sich der erste Erfolg der wunderbaren Kur des Dr. Quiddus zu zeigen.

Miß Tiddles wandte sich Jimmy mit einem schmachtenden Aufschlag ihrer schönen, großen Augen zu und sagte, völlig im Gegensatz zu ihrer sonstigen hochmütigen Art, ganz zahm und milde: „Oh, danke, Mr. Driver. Wie lieb von Ihnen, sich nach meinem Befinden zu erkundigen!"

Es war etwas im Unterton von Miß Tiddles Stimme, das Jimmy aufhorchen ließ. Und tatsächlich hatte er, ohne es zu wissen, das Herz dieses schönen jungen Mädchens erobert. Eine bittere Enttäuschung über einen gewissen unverschämt lachenden, geradezu widerwärtig sorglosen Jüngling und die Erkenntnis, daß solche Eigenschaften gewöhnlich mit einer höchst unbeständigen Flatterhaftigkeit verbunden sind, hatte eine tiefe Wandlung in Miß Tiddles bewirkt und ganz plötzlich, über Nacht, war ihre Zuneigung zu Jimmy erwacht, dessen schwermütige, stille, vor allem aber dauerhafte Verehrung ihr nicht entgangen war. Aus diesem Holz, hatte Miß Tiddles erkannt, waren jene Männer gemacht, auf die man sich verlassen konnte. Inmitten herber Enttäuschungen war Jimmy zur letzten Hoffnung ihres jungen Lebens geworden.

Kein Hindernis stand mehr der Vereinigung zweier Herzen im Wege. Aber wie sagte doch Dr. Quiddus?

„Zeige dem schönen Geschlecht deine Zuneigung nicht zu offen, sonst wird sie verschmäht. Sei vielmehr heiter und unbekümmert und tue so, als ob du nicht auf eine allein anstündest."

Es geschah spät am Nachmittag, nach Büroschluß, daß Jimmy diese weise Lebensregel zur Anwendung brachte.

„Ich gehe ins Kino", sagte er heiter. „Würden Sie vielleicht mitkommen?"

„O ja", sagte Miß Tiddles anmutig errötend. „Gern."

„Natürlich kapriziere ich mich nicht auf Sie", bemerkte Jimmy unbekümmert. „Es könnte auch eine andere sein. Es gibt Dutzende andere. Schauen Sie diesen zerbeulten Hut an! Der Zeuge eines animierten Abends in einer Bar."

Die Wirkung dieser Worte war — wenigstens für Jimmy — völlig unerwartet. Eine Sekunde sah ihn Miß Tiddles völlig erstarrt an. Ihr letztes Idol brach vor ihren Augen zusammen. Dann drehte sie sich mit einer jähen, brüsken Bewegung um, warf Jimmy die Tür förmlich ins Gesicht und war gegangen.

(Fortsetzung Seite 442)

Studie — Julius Hüther

Spieler

Franz Hauber

SOMMER-URLAUB

Nach dem Russischen von J. Linberg

Der Mensch muß unbedingt mal ausspannen. Er ist ja kein Huhn. Ein Huhn — ja das braucht in der Tat nicht in Urlaub zu gehen. Für den Menschen aber ist das einfach undenkbar!

Ich zum Beispiel habe vierzig Jahre lang nicht ausgespannt. Vom zweiten Lebensjahr ab, wo ich in Dienst genommen wurde, ist es ohne Pause und Erholung so geblieben.

Und was die Sonn- und Feiertage anlangt — nun, was bedeuten sie schon? Ihr werdet es ja selbst wissen: bald trinkt man ein wenig, bald kommen ungebetene Gäste, bald muß man den abgebrochenen Fuß vom Divan anleimen, und was so weiter einem Menschen des Mittelstandes obliegt ... Von Zeit zu Zeit fängt auch die Gattin an, Prätensionen zu machen ... Wie soll man sich dabei schon — erholen — — ?

Diesen Sommer aber trieb es mich unwiderstehlich dazu, einmal aus dem Joch zu kommen. Hauptursache: — alles um mich herum tat es auch. Wanja Jegorow war beispielsweise in die Krim gereist und kam von dort schwarz wie ein Neger zurück. Hatte auch tüchtig zugenommen ... Petja Jaitschkin wiederum war im Kaukasus gewesen. Hatte dort zwei herrliche Wochen verlebt, war sogar in irgendeine Rauferei verwickelt worden — man konnte ihn kaum wiedererkennen, als er heimkehrte ... Überhaupt — wohin ich auch schaute, überall mußte ich feststellen, daß die Menschheit Urlaub nahm, fortfuhr, sich kräftigte — alle, außer mir selbst!

So machte ich mich denn in diesem Sommer endlich auf die Beine. „Denn ich bin eben kein Huhn", erwog ich, „und damit es nicht kostspielig wird, will ich mich nicht allzu weit in die Ferne begeben".

So tat ich denn auch. Ich begab mich in ein Erholungsheim bei unserer Stadt.

Dieses erwies sich als vortrefflich und sehr sympathisch. Auch die Bedienung war aufmerksam. Und die Nahrung fetthaltig.

Sogleich nach meiner Ankunft wurde ich gewogen. Nach dem neuen Dezimalsystem. Sodann mein Brustumfang gemessen. Ebenfalls nach dem neuen System. Sodann meine Größe ...

„Sie werden alles in allem schon zunehmen —" versicherte man mir tröstlich.

„Gewiß", antwortete ich, „würde ich gern ein wenig an Gewicht zunehmen. Was den Wuchs anlangt — nun, der Teufel sei mit ihm — möge er der gleiche bleiben. Aber ein wenig schwerer möchte ich ganz gern werden. Ich", so schloß ich, „bin ja schließlich kein Huhn, nicht wahr, Genosse Feldscher?"

Der Feldscher erwiderte: „Was das Gewicht anlangt — so ist es durchaus möglich ... Daran wollen wir nicht sparen ... Bitte, wollen Sie von der Waage steigen ..."

So begann denn meine Erholung. Und wißt ihr, mit einemmal ergriff mich eine außerordentliche, eine ganz unerträgliche Langeweile. Es war geradezu ein Elend — und nichts dagegen anzufangen ...

Die Nahrung war fett, die Bedienung aufmerksam, ich wurde wiederholt gewogen — aber die Langeweile wich und wich nicht.

Stehe ich da beispielsweise morgens auf, spüle mir die Visage ab, frühstücke und — lege mich auf die Seite. Liegen ist langweilig. Ich setze mich also. Sitzen ist noch lederner. Ich gehe. Wozu aber soll ich ohne Zweck und Ziel denn eigentlich gehen — ? Ohne Zweck und Ziel ist es bodenlos öde, zu gehen. Solche Gewohnheiten haben sich innerhalb von vierzig langen Arbeitsjahren bei mir nicht herausbilden können ...

Der erste Tag war endlich — endlich um. Ich wollte vor Verzweiflung schon wieder heimkehren. Da traf ich — dem Himmel sei Dank — im Garten des Erholungsheims meine gleichfalls ausspannenden Kinder.

Sie saßen um eine Pfütze und spielten Karten.

„Schafskopf?" erkundigte ich mich.

„Schafskopf", bestätigten sie. „Aber" — schlugen sie sogleich vor — „wir können auch zu ‚Sechsundsechzig' übergehen. Der Abwechslung halber. Wollen Sie sich nicht zu uns gesellen, verehrter Genosse? Wir beschummeln einander hier schon seit dem frühen Morgen .."

Natürlich setzte ich mich zu ihnen.

Wir spielten bis zum Abendbrot. Und hernach auch noch ein wenig. Früh am anderen Morgen begannen wir wieder. So verstrich denn Tag für Tag. Und wie unmerklich! ... Von Langeweile konnte keine Rede mehr sein — ich nahm mir nicht einmal mehr die Zeit, meine Visage zu waschen oder meinen Kaffee zu trinken ...

Zwei Wochen flogen nur so hin, wie ein einziger süßer Traum!

Ich darf wohl sagen, daß ich mich während dieser Zeit sowohl körperlich, vor allem jedoch seelisch für all meine vierzig bitteren Arbeitsjahre entschädigt habe.

Daß mein Gewicht sich ein wenig minderte — nun, was hat das zu besagen?! Zunehmen kann man ja auch noch später, im Betriebe.

Dafür ist mein Wuchs — Gott sei Dank — fast der gleiche geblieben; er ist nur um ein winziges Spürchen zurückgegangen. Der Feldscher meint: von der sitzenden Lebensweise ...

ZINSEN

VON OTTO VIOLAN

Sie saßen auf den Stufen, die zur Gnadenkirche „Maria in der Einöde" emporführten.

Zanga und Lupescu.

Lupescu hielt den entblößten Stumpf seines rechten Armes, der von der Sonne beinahe schwarz gebrannt war, waagerecht vom Leib gestreckt und stach damit, wie mit einer Waffe, die er geschickt zu gebrauchen verstand, nach dem Mitleid in den Herzen der frommen Frauen, die zu dem wundertätigen Bild der Madonna in der Gnadenkirche wallfahrten. Lupescus Mittel verfehlte nie seine Wirkung. Den Anblick dieses fingerlosen Fleischstumpfes konnte keine von ihnen ertragen, und so kaufte sich jede durch einen Bani oder mehr von dem gräßlichen Eindruck los.

Zanga wandte eine andere, sozusagen vergeistigte und mehr verinnerlichte Methode an.

Er hatte die Finger um seinen schäbigen, beschmutzten und durchlöcherten Hut verkrampft, starrte aus weitgeöffneten, glanzlosen Augen vor sich hin und sein zahnloser Mund formte unverständliche Worte, die ebensogut ein Gebet wie eine Verwünschung sein konnten. Es hatte den Anschein, als führe er mit seiner Vergangenheit, die wie ein Gespenst mit hohlen Wangen und grauen, verwirrten Haaren, den anderen unsichtbar neben ihm stand, Zwiesprache. Seine stille, unaufdringliche Art und die trostlose Leere in seinem Blick schnitt den Menschen, die an ihm vorüberkamen, ins Herz.

Zanga, der schon nahe an den Siebzig war, hatte sich ein Vermögen von vierundneunzigtausendsiebenhundert Lei erspart und träumte von einem Landhaus in Cernauti mit Zentralheizung, einer geräumigen Diele, einer Hausbar und einem Fußbodenbelag aus gepreßtem Kork.

Von diesen schönen Dingen hatte er nämlich einmal in einem Artikel des „Adeverul" gelesen.

Wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über.

Zwanzig Jahre und länger hockte er nun schon an der Seite Lupescus auf der Treppe vor dem Kirchenportal, und noch nie hatte er auch nur eine Silbe über seinen Reichtum vor dem andern verlauten lassen. Der Gesang der Vögel in den Zweigen, der heute schöner erklang denn je, die herbsüße Luft des Vorfrühlings und der warme Schein der Märzensonne löste gerade an diesem Tage den Ring, den Scham und Mißtrauen um seine Brust gelegt hatten. Und so erzählte er, mit langsamen, stockenden Sätzen, wobei er durch vorübereilende Wallfahrer wiederholt unterbrochen wurde, seinem Freunde von dem Reichtum, den er in langen Jahren der Entbehrung und Selbstkasteiung angehäuft hatte.

„Alles in allem sind es vierundneunzigtausendsiebenhundert Lei!" sagte er, und seine Augen, deren hoffnungsloser, müder Blick den gnadesuchenden Pilgern die Seele schwer machte, glänzten wie im Fieber.

Lupescu verzog ironisch den Mund.

„Was willst du mit vierundneunzigtausend Lei schon anfangen?" höhnte er den Genossen.

„Mensch! — Für das Geld kaufe ich mir ein Landhaus in Cernauti mit Zentralheizung, mit einer Diele und eingebauten Schränken und mit einem Fußbodenbelag aus . . ."

„Du bist ein Narr, Zanga . . .", unterbrach ihn der andere. „Für vierundneunzigtausend Lei bekommst du, wenn du gute Beziehungen zu einem Architekten oder zur Gemeinde hast, ein Wochenendhäuschen, aber keine Villa . . .!"

Eine alte Frau hastete an den beiden vorüber. Sie wäre beinahe von der Stufe geglitten, so sehr erschrak sie über die blitzschnelle Wendung, mit der Lupescu seinen Armstumpf gegen sie streckte. Ein Schauer lief über ihren Rücken, sie bekreuzigte sich und warf dem Bettler ein Zehnbanistück in die Mütze.

„Wieso ein Wochenendhäuschen?" knurrte Zanga seinen Freund an, nachdem die Alte verschwunden war.

„Lebst du in einer anderen Welt, Zanga — oder liest du die Ankündigungen in den Zeitungen nicht? Eine Villa mit allem Zubehör, wie du sie dir vorstellst, kostet — wenn du beim Kauf Glück hast! — achtmalhunderttausend Lei!"

„Du bist verrückt, Lupescu!"

Zanga blickte trübsinnig vor sich hin. Ein Herr in feinen Stadtschuhen und mit einem Pelz, der gerade aus der Kirche trat, blieb unwillkürlich stehen, als er die hagere, in sich zusammengesunkene Gestalt Zangas gewahr wurde und seinen trüben, hoffnungslosen Blick auffing. Er räusperte sich heftig, um seine Gemütsbewegung zu verbergen, und ließ eine Nickelmünze in den Hut des Alten gleiten.

(Fortsetzung S. 444)

Der Schweinehirt — Walter Busch

Zahnweh Fr. Bilek

(Fortsetzung v. S. 439)

Es war der letzte Schlag. Erbleichend sank Jimmy auf einem Sessel nieder und stützte den Kopf in beide Hände. Die letzten vierundzwanzig Stunden, seit er in den Besitz von Dr. Quiddus Werk gekommen war, erschienen ihm mit einem Male wie ein böser Traum. Was war der Erfolg seines ehrlichen Bemühens? Daß er hier saß, ein gebrochener Mann, der seine Stellung und das schönste aller Mädchen an einem einzigen Tage verloren hatte! Jimmy war sehr jung und er wußte daher, daß das einzige, was man in einem solchen Falle tun konnte, war, sich von der nächsten Brücke in die Themse zu stürzen. Er ahnte nicht, daß Miß Tiddles auf ihrem Heimweg gleichfalls zu dem Schluß gekommen war, daß achtzehn Jahre eines Lebens vollauf genug sind, und mit bleiernen Schritten der nächsten Themsebrücke zuzustreben begann.

Ehe Jimmy seinen letzten Weg antrat, vollzog er noch einen sozusagen testamentarischen Akt, indem er Dr. Quiddus' Buch mit einer Geste tiefen Abscheus in weitem Bogen zum Fenster hinausschleuderte. Als er dann am Geländer der Waterloo Bridge stand und in die trüben gelben Fluten der Themse blickte, dachte er einen Augenblick, daß er sich noch ein letztes Erlebnis überschäumender Lebensfreude verschaffen konnte, wenn er Dr. Quiddus ausfindig machen und mit einem Stein um den Hals in ihnen versenken würde, aber er verwarf den Plan als zu umständlich und sprang in die Tiefe.

Der Zufall wollte es, daß sich Miß Tiddles einen Augenblick vorher zu diesem Zweck die genau gegenüberliegende Seite der Brücke ausgesucht hatte. So kam es, daß Jimmy, der ein elender Schwimmer war, einmal in den kalten Fluten von wilder Lebensfreude befallen, einen treibenden Gegenstand entdeckte, den er in seiner Angst umklammerte. Als er fünf Minuten später halb bewußtlos von einem Polizeiboot aufgefischt wurde, lag die schöne Miß Gloria Tiddles ohnmächtig in seinen Armen und ein donnerndes „Es lebe der tapfere Retter!" schallte ihm von dem mit Menschen übersäten Ufer entgegen.

*

Kein Mensch gibt gerne zu, daß er ins Wasser gesprungen ist, um sich das Leben zu nehmen und so ließ es Jimmy willig geschehen, daß ihn die Morgenpresse als den „heldenhaften jungen Mann" feierte, der „selbstlos Leben in Rettung jungen Mädchens" riskierte. Als ihm ein Komitee ehrenwerter Greise in Cutaways eine goldene Medaille überreichte, begann er an der Sache Geschmack zu finden und als er von Mr. Cotterhill, einem guten Reklamefachmann, vor den Kameras der Pressephotographen einen dreistelligen Scheck und von Miß Tiddles einen nicht minder ausgiebigen Kuß erhielt, hatte er sich in seine Rolle schon so gut hineingefunden, daß er diese Huldigungen mit einer den Umständen angepaßten ernsten Würde entgegennahm.

Heute ist Jimmy ein prosperierender Prokurist und glücklicher Vater zweier gesunder, rosiger, grenzenlos melancholischer Babys.

MINIATUREN

Die andere Meinung

In einer Gesellschaft, der auch Shaw beiwohnte, meinte einmal eine Dame, daß es sowohl seitens des Mannes wie auch der Frau sehr vernünftig wäre, früh zu heiraten. Da lachte Shaw sarkastisch und entgegnete: „Da bin ich leider anderer Meinung! Wenn eine Frau vernünftig wird, denkt sie ans Heiraten — —, wenn aber ein Mann vernünftig wird, dann ... ist er schon verheiratet!" *Ho*

Das einschläfernde Stück

Ein junger Dichterling hatte einst beim Burgtheaterdirektor Laube ein Stück eingereicht, konnte aber lange keinen Bescheid erhalten. Da faßte er sich endlich ein Herz und ging selbst zu dem Gewaltigen, um sich nach dem Schicksal seines Opus zu erkundigen. — „Ja", meinte Laube, „ich habe das Stück gelesen, — ginge es nicht, daß die Heldin im letzten Akt nicht erdolcht, sondern erschossen wird?" — „Ja, warum denn?" fragte der Dichterling sichtlich erstaunt. — „Hm", entgegnete Laube, „ich meinte ja nur, damit das Publikum weiß, wann es ... nach Hause gehen kann!" *Ho*

Saphir

Der Wiener Satiriker Saphir begegnete einmal der Frau des recht mittelmäßigen Schauspielers Z. mit ihrem kleinen Söhnchen. Die Mutter war bestrebt, die Talente ihres Kindes in das rechte Licht zu setzen und stellte an dieses verschiedene Fragen zur Beantwortung. Saphir hörte dem allen höflich, wenn auch äußerst gelangweilt zu. Zum Schlusse fragte noch die eitle Mutter: „Und was willst du werden?" — „Alles", entgegnete der hoffnungsvolle Sprößling, „nur kein Schauspieler!" — Da konnte sich Saphir nicht enthalten und murmelte: „Ganz der Papa!" — womit er sich empfahl. *Ho*

Die Strafverschärfung

Tristan Bernard wurde einmal in einer Gesellschaft ein eitler, selbstgefälliger Schriftsteller vorgestellt, der dem Dichter des langen und breiten von seinem Schaffen erzählte und zum Schlusse bemerkte: „Und wissen Sie, daß einige Exemplare meines letzten Romanes sogar von der Gefangenenhaus-Bibliothek angekauft wurden?" — „Schau, schau", entgegnete Bernard, „wohl als ... Strafverschärfung?" *Ho*

Salomon

Zwei Hofdamen der Gemahlin Friedrichs des Großen stritten sich beim Herausgehen aus der Hofkirche um den Vorrang.

Dem König kam der Streit zu Ohren und kurz und bündig entschied er:

„Das törichtste Frauenzimmer soll vor der andern den Vorrang haben!"

Beim nächsten Kirchgang traten beide Damen durch besondere Türen ins Gotteshaus. *Sa*

Herausgegeben

Bassompierre, der französische Gesandte am spanischen Hof, erstattete seinem König, Heinrich IV., Bericht über seine Ankunft in Madrid. „.... ich ritt das kleinste Maultier der Welt!"

„Das muß aber komisch ausgesehen haben", meinte der König, „der größte Esel auf dem kleinsten Maultier."

„Ich war der Vertreter Eurer Majestät", erwiderte der Gesandte bescheiden. *Sa*

Der Geenich

Einweihung des Völkerschlachtdenkmals. Feierliche Stille im Kuppelraum. Alles lauscht andächtig der feierlichen Ansprache des Erbauers. König August von Sachsen, neben dem Kaiser stehend, langweilt sich ganz offensichtlich.

Da bleibt sein umherstreifender Blick am Fuß einer der riesigen Figuren in der Halle haften. Laut vernehmlich flüstert er seinem kaiserlichen Vetter zu:

„Willem, gucke doch mal, die Beene!" *Sa*

Zwei Wortkarge

Ein Bauer hatte einen neuen Knecht in Dienst genommen und führte ihn auf dem Hof herum, um ihm zu sagen, welche Arbeiten er zu verrichten habe. Als der Rundgang beendigt war, fügte er seinen Worten hinzu: „Ich bin ein Mann, der nicht gern viel spricht; wenn ich also so mache (er winkte dabei mit dem Finger gegen sich), dann kommst du zu mir." — Der Knecht erwiderte darauf: „Da passen wir zueinander, denn ich sprech' auch nicht gern viel; wenn ich also nachher so mach', (er schüttelte dabei den Kopf), dann komm' ich nicht!" *W.*

Kaltes Blut

Der französische General Péliffier war sehr streng im Dienst. Als er einmal in Algier von einem Spahi eine freche Antwort erhalten hatte, geriet er so sehr in Zorn, daß er ihm ohne weiteres mit der Reitpeitsche übers Gesicht hieb. Der Eingeborene zog, außer sich vor Wut, die Pistole und drückte auf seinen Vorgesetzten ab. Der Schuß ging aber nicht los. „Drei Tage Arrest wegen Nichtinstandhaltung der Waffe!" rief der plötzlich wieder ruhig gewordene General kaltblütig aus, und die Angelegenheit war damit erledigt. *W.*

Die wertvollste Münze

Jemand fragte einen bekannten Numismatiker, welche Münze wohl die begehrteste sei; gewiß sei es ein schweres Goldstück. Der Gelehrte antwortete mit einem feinen Lächeln: „O nein! Es ist im Gegenteil eine nur kleine, an sich unscheinbare Münze, aber sie wiegt auf der moralischen Waagschale ungeheuer schwer; ihr Effektivwert ist nicht zu berechnen, aber ihr geschichtlicher Wert reicht weit, weit zurück. Es ist ... der letzte Heller. *W.*

Schöne Anstellung!

Ein dicker Vollblut-Ungar saß, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, an der Table d'hôte eines großen Badeortes einem einfach gekleideten ältlichen Herrn gegenüber, der wie ein Professor aussah. Er hätte mit ihm gern ein Gespräch angeknüpft, aber die ruhige Zurückhaltung des Gelehrten erschwerte dies. Schließlich gab er sich einen Ruck und sagte: „Sehr schönes Wetter hier. Beinah wie zu Haus in Ungarn ... Ich bin Terebessy Arpád", und mit stolzem Selbstbewußtsein fügte er hinzu: „Vizegespan im Alvaer Komitat ... Mit wem hab' ich die Ehre?" — „Ich bin König Johann von Sachsen", erwiderte, bescheiden lächelnd, der Gefragte. „Ah!" rief der Ungar aus und drehte unter beifälligem Kopfnicken seinen Schnurrbart: „Auch schöne Anstellung!" *W.*

Der Köhler

Von Rudolf Kreutzer

Der Köhler ruft des Nachts im schwarzen Wald.
In hohen Wipfeln laut der Axthieb hallt.
Die Stange schlägt er in des Meilers Brand,
Der Funke stiebt um seine braune Hand.

Der Köhler ist ein finsterer Gesell.
Die Brust umspannt ein rauchgeschwärztes Fell.
Sein Bart weht brandrot um das Rußgesicht
Und in den Augen glimmt ein böses Licht.

Der Köhler hat nicht Weib und auch nicht Kind.
Er schläft bei Moos und Pilz in Wald und Wind.
Die Kröte unkt, der Marder schleicht vorbei.
Zur Mitternacht weckt ihn ein Eulenschrei.

Dann schleppt im weißen Mond er Holz zu Hauf.
Der Wanderbursch schrickt jäh im Traume auf
Und lauscht der Stimme, die im Dunkel schallt:
Der Köhler ruft des Nachts im schwarzen Wald.

Der Gratulant — Herbert Kummer

Lehmann

„Nee, 'n Schifferklavier is nich die richtige Seemannsbraut. 'ne echte Braut wird jeknutscht — aber sowat nur jequetscht!"

Liebe Jugend

1912. Ort der Handlung ein Porzellangeschäft in einem Berliner Vorort. Ich kaufte dort irgendeine Kleinigkeit, als eine ältere Dame, langjährige Kundin, an den Ladentisch trat, einen — pot de chambre enthüllte und dasselbe Exemplar in gleicher Größe als Ersatz für den zerbrochenen Partner begehrte. Der junge Verkäufer erschien denn auch alsbald mit einem neuen, der zwar im Muster dem anderen glich, aber mindestens den doppelten Umfang hatte. — „Ja, aber Herr B., der ist doch viel zu groß!" — Darauf Herr B.: „Sagen Sie das nicht, Frau Geheimrat, die Nacht ist lang!!!" —

*

Mein Freund L. war mit seiner Familie von der evangelischen zur katholischen Kirche übergetreten. Er hatte einen damals 6jährigen Jungen und ein 3jähriges Mädel, beide sehr aufgeweckte Kinder, die den Onkel R. öfter ein Stück begleiten durften.

Eines Nachmittags erzählte der Junge dem Onkel R. recht unwahrscheinliche, anscheinend seiner Phantasie entsprungene Erlebnisse, die er auf dem Schulwege gehabt haben wollte. Onkel R. mißbilligend: „Ernst-Otto, jetzt hast du aber ordentlich gelogen, das darfst du doch nicht!" — Statt seiner antwortet die 3jährige Rosemarie und spricht den bedeutsamen Satz mit viel Gewichtigkeit: „Onkel, einmal habe ich auch schon gelogen! Aber — da waren wir noch evangelisch!"

R

(Fortsetzung v. S. 441)

Zanga war so sehr mit dem beschäftigt, was ihm Lupescu eben mitgeteilt hatte, daß er ganz darauf vergaß, dem Fremden zu danken.

Achtmalhunderttausend Lei! — ging es ihm durch den Kopf.

„Bei welcher Bank hast du denn das Geld liegen?" erkundigte sich Lupescu.

„Du meinst wohl, ich bin ganz von Gott verlassen, daß ich mein sauer erspartes Geld einer Bank in den Rachen werfe?" lachte Zanga boshaft auf. „Ich lese die Zeitungen aufmerksamer als du! Steht nicht täglich eine neue Meldung über den Zusammenbruch eines Finanzinstitutes, über einen Ausgleich oder einen Börsenkrach darin?"

Lupescu zuckte nur, zum Zeichen der Geringschätzung, mit den Achseln.

„Vierundneunzigtausend Lei hast du daheim im Strumpf stecken?" meinte er.

„Ich hab' sie nicht im Strumpf stecken!" entrüstete sich Zanga. „Das Geld liegt in einer Truhe, wenn du's wissen willst. Wenn ich es einmal brauche, habe ich es also jederzeit zur Hand."

„Schön, Zanga. — Und die Zinsen?"

„Was für Zinsen?" — Zanga sah ihn fassungslos an.

„Seit wann hast du den Betrag im Vermögen?" forschte Lupescu.

„Ich habe fünfzig Jahre gespart und gehungert", gab ihm Zanga zurück. „Mit zwanzig hatte ich bereits fünfzigtausend beisammen. Seither hab ich zweitausend im Jahr dazuverdient und höchstens fünfhundert für mich verbraucht."

„Das macht in fünfzig Jahren ...? — Laß mich nachdenken."

Lupescu versank in dumpfes Brüten.

„Worüber zerbrichst du dir den Kopf?" wandte sich Zanga unsicher an seinen Freund.

„Mach mich nicht irre", wehrte ihn dieser ab. „Ich rechne nach ... — Mit sechsundvierzig Jahren hättest du — fünf Prozent angenommen — samt Zinsen und Zinseszinsen dreiundneunzigtausend Lei gehabt und mit ..."

„Aus dir spricht der Teufel, Lupescu", fuhr Zanga dazwischen. „Das ist doch nicht möglich!"

„Und o b das möglich ist!" erwiderte sein Kumpan. „Mit sechsundvierzig sind es dreiundneunzigtausend und mit sechzig zweihundertdreizehntausend. Dazu ..." Lupescu murmelte gespensterhaft Zahlen vor sich hin und stieß am Ende seiner Berechnung triumphierend hervor: „Heute, Zanga, wären es gerade dreihundertsechsundsechzigtausend Lei, wenn du es auf Zinsen gelegt hättest. D a f ü r könntest du dir ein Landhaus in Cernauti kaufen. Das heißt, wenn du in deinen Ansprüchen etwas bescheidener wärst."

Zanga erhob sich.

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene
Geschenk-Ausgabe
von
Die lustige Arche
Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat
mit Buchschmuck von Bold
zum Exemplarpreis von RM. 1.80
Fred Endrikat, der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts, hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.
G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Die Bäume der Allee, die sich vom Stadtinnern bis zur Kirche zog, der Turm des Klosters, Lupescu und die Brücke über den Fluß ... das alles drehte sich im Kreise um ihn. Mit schwankenden Schritten und einem wirren, heißen Kopf torkelte er nach Hause.

Als Lupescu ihn am nächsten Morgen zu ihrem gemeinsamen Geschäftsgang abholen wollte, fand er Zanga an einem Fensterkreuz seiner armseligen Stube erhängt auf. Rings auf dem Boden lagen, zerfetzt, zerknüllt und zur Hälfte verbrannt Fünfzig-, Hundert- und Tausendleischeine. Auf einem schmutzigen Zettel hatte Zanga seine „letztwillige Verfügung" niedergeschrieben.

„Die Zinsen meines Vermögens — nach seinen eigenen Berechnungen zweihunderteinundsiebzigtausenddreihundert Lei — vermache ich meinem Freunde Lupescu. — Gott sei meiner Seele gnädig! Ich war ein Narr und mein Leben nichts als ein Betrug, den ich an mir selber verübte. Lupescu hat mir erst die Augen über meine Dummheit geöffnet. Möge es ihm der Teufel lohnen, mit Zinsen und Zinseszinsen!"

In der Gemäldeausstellung

„Sieh mal, dieses Bild wurde von einem Toten gemalt!"

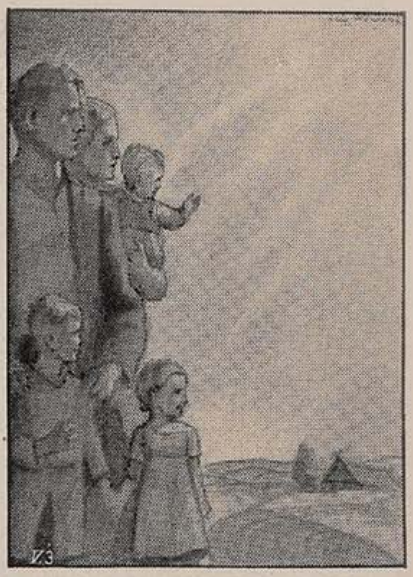
„Unsinn!"

„Doch, hier steht doch: Nach dem Leben gemalt!"

Sicheres Zeichen

„Sagen Sie, Lina, meint es denn Ihr Freund, der Sie so oft besucht, auch ernst mit Ihnen?"

„Sicher, gnä' Frau! Er bemängelt seit einiger Zeit sogar meine Kocherei!"



Gib der NSV Freiplätze für ihr Hilfswerk:

Mutter und Kind
Kinder-Landverschickung
Hitler-Freiplatzspende

Bescheid

Der Chefarzt eines Irrenhauses war cholerischer Natur. Als er einmal eine telephonische Verbindung nicht schnell genug bekam, brüllte er das Fräulein vom Amt an:

„Wissen Sie überhaupt, wer ich bin?"

„Nein, das weiß ich nicht, aber ich weiß, wo Sie sind!"

Die Kassa

Zwei Geschäftsinhaber bemerken früh beim Eintritt ins Büro, daß während der Nacht die Kassa angebohrt worden war. Meint der eine: „Na, die Jungens werden sich ja riesig geärgert haben!", worauf der andere entgegnet: „Zersprungen wären sie aber, wenn sie sie wirklich aufgebracht hätten!"

Maçon

Zu nebenstehendem Bilde:

„Nur net auslassn, Xaverl, — wenn wir drüben sind, kriagst a Busserl!"

„So? — Kehrn ma wieder um!"

Peter Stühlen: „Eltern und Kinder." Roman. (Wolfgang Krüger Verlag, Berlin 1935. 408 S.)

Der Aufstieg einer bürgerlichen Kaufmannsfamilie mit den Eltern, ihr Zerfall mit den Kindern, die doch nur vollendeten, was die Eltern durch die Loslösung vom Boden begannen — dies und in knapper, doch prägnanter Andeutung die gesellschaftlichen und kulturellen Hintergründe des zweiten Kaiserreichs gestaltet Stühlen in seinem Roman mit einem Realismus, wie er uns lange nicht mehr so erfreulich begegnet ist, sauber, wahr und ohne eine Spur von antiquiertem Staub oder der obligaten Langeweile des Historischen. Erstaunlich sind die Kraft der Erfindung, Humor und Geist in der Handlungsführung, — und so geht es, unmerklich, über das Zeitbild hinaus und immer näher an die Fragen des allgemeinmenschlichen Schicksals, und wie denkwürdig im Leben jeder Gewinn an Heiterkeit, Freiheit und Kunst mit einem Verlust an Ordnung, Ruhe und Sicherheit erkauft werden muß. Carl Conrad.

Elisabeth Schucht: „Annette im Zwielicht." Roman. (Verlag Carl Schünemann, Bremen 1935. 220 S.)

Ein Capriccio, ein kapriziöser Roman, — wir erleben hier das Hineinwachsen einer feinnervigen jungen Künstlerin in die Ehe, nicht ohne kleine Zwischenfälle, wenn nämlich die Ansprüche der Freundschaft sich mit denen der Ehe überschneiden, wo allerdings zuletzt doch das tiefere Gefühl, mütterliche Liebe und Pflicht, siegen. Eine bunte Umwelt von Bildhauern, Regisseuren, Schriftstellern, Schauspielern, Kunsthändlern kreist in unaufhörlicher, lebendiger Bewegtheit um die „Heldin", sehr unterhaltsam und liebenswürdig; alles atmet einen wohltuenden Geist der Humanität, menschlichen Sauberkeit, edlen Rücksichtnahme. Ein Buch, das das Glück guter Stunden zu vertiefen und zu bereichern vermag. Manche Frau der jungen Generation kann hier Trost und Selbstbestätigung finden. Carl Conrad.

Marie Gevers: „Frau Orpha." Roman. (H. Goverts Verlag, Hamburg 1935. 246 S.)

Dieser Roman einer bürgerlichen Kindheit in Flandern liest sich fast wie ein Tagebuch; das kommt zwar dem Romanhaften nicht zugute, eher im Gegenteil, aber es verleiht der Darstellung einen starken, intimen Reiz. So liest man gleichsam unter vier Augen mit der Verfasserin und sieht mit ihr und durch die Augen eines kleinen, empfindsamen Mädchens die flämische Welt auf eine neue Art, keineswegs derb, sondern mit einem fast nervösen Gefühl für die feinen Unterschiede und Stimmungen im Leben der Natur und der Jahreszeiten, und dahinter entsteht dann nach und nach, behutsam, wie hinter einem Schleier, damit das letzte Geheimnis nicht roh enthüllt werde, eine flämische Ehe- und Liebesgeschichte. Auch hier erhält das Dunkle und Schwere noch den lichten, versöhnlichen Glanz eines zarten und dennoch echt bäuerlichen, herzhaften Humors. Carl Conrad.

Hervey Allen: „Antonio Adverso." Roman. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin 1935. 1166 S.)

Im allgemeinen hat man vor dem historischen Roman ein bißchen Angst, nicht wahr; man hat zu viel Langweiliges dieser Art gelesen, Bei dem neuen Roman des Amerikaners Hervey Allen aber, der übrigens auch eine glänzende Biographie Edgar Poes schrieb, ist eine derartige Befürchtung tatsächlich unberechtigt: Die Entwicklungsgeschichte des lebensgierigen Antonio Adverso liest sich fast wie ein Abenteurerroman, und es handelt sich hier im Grunde ja auch um ein Abenteuer, und das höchste und bewegteste und gefährlichste sogar, — das Abenteuer des Lebens oder wenigstens dessen, was um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts Leben bedeutete. In solcher Perspektive gewinnt auch die Gestalt Napoleons, der höchst persönlich und höchst privat auftritt, einen neuen, starken Reiz. Immer aber sind die Einzelheiten der Umwelt und der Menschengestaltung eingeschmolzen in den ereignisreichen, leidenschaftsbewegten Gang einer Handlung, deren beständig wechselnde Schauplätze die Alte und die Neue Welt umspannen, Italien, Kuba, Afrika, die Faktorei für Sklavenhandel sowohl wie die Pariser Börse und den spanischen Königshof. Selten wurde im Roman die kleine und die große Welt so temperamentvoll und herzberückend gesehen und zugleich mit soviel erlesener, gleichsam lautlos sich bewegender Ironie. Carl Conrad.

Octave Aubry: „Sankt Helena". I. Die Gefangenschaft Napoleons. (Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich u. Leipzig.)

Das tragische Schicksal des französischen Imperators, das Verklingen und Verlöschen dieses großen Lebens auf weltvergessenem Felsenriff, bot von jeher Stoff zu literarischer Darstellung. Man darf heute, nach Aubry's Werk, getrost sagen, daß es bei unzulänglichen Versuchen geblieben war, bei der Vermengung trockener, widerspruchsvoller Berichte mit Legendärem. Es entstand das Bild eines Menschen, dessen Unglück mit alltäglichen, bürgerlichen Begriffen gemessen werden wollte. Aubry erschließt zum ersten Male die tiefe und wahre Tragik der Gefangenschaft von Sankt Helena, denn sie liegt nicht im Absturz von der Macht, sondern im inneren Widerstreit des Genius mit der Engstirnigkeit kleinlich fühlender Geister, sie liegt in der ewig versuchten und doch niemals erreichten Demütigung der Majestät. In der würdevollen Behauptung dieser Majestät, in der siegreichen Abwehr der täglich und stündlich gegen sie gerichteten Anschläge, offenbart sich am Ende dieses Lebens nochmals der Triumph des Genius über die Mittelmäßigkeit der Kleinen. Und dieser stille Sieg des Einsamen, Verlassenen und Verratenen krönt erst Napoleons Leben und trägt es in die Sphäre des ewig Heldischen. — Es bedurfte der Ausschöpfung aller Quellen, um durch schicksalsbedingte Äußerlichkeiten zur Tiefe der Probleme vorzudringen. Und in der Tat hat der Verfasser das ganze, noch unbekannte und unveröffentlichte Quellenmaterial über Napoleons Gefangenschaft sorglich gesammelt und seinem großen Werk dienstbar gemacht. Er hat — und das gibt den Gesichten eine oft fast unheimlich wirkende Körperlichkeit — er hat selber auf der Insel der Verbannung gelebt und die Geister jener beschworen, die dort litten und sich quälten: „Ich habe also gelebt, wo der Kaiser zum letztenmal haltmachte; ich wandelte auf dem Lavakies, über den sich sein Fuß schleppte, ich atmete die Luft ein, die er geatmet hatte, ich sah sein Schattenbild ... ich hörte ihn sprechen, hörte, wie er seinen letzten wenigen Getreuen sein Leben erzählte." — Mit Burckhardt's „Richelieu" und Cooper's „Talleyrand" ist Aubry's Napoleon-Buch das bedeutendste historische Werk der jüngeren Zeit. Erwartungsvoll sieht man der deutschen Ausgabe des II. Teiles „Der Tod des Kaisers" entgegen. A. Wisbeck

Redaktionelle Notiz:

Das Titelblatt von Nummer 26 der „Jugend" stammte von Max Obermayer-München.

LEST DIE „JUGEND"

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

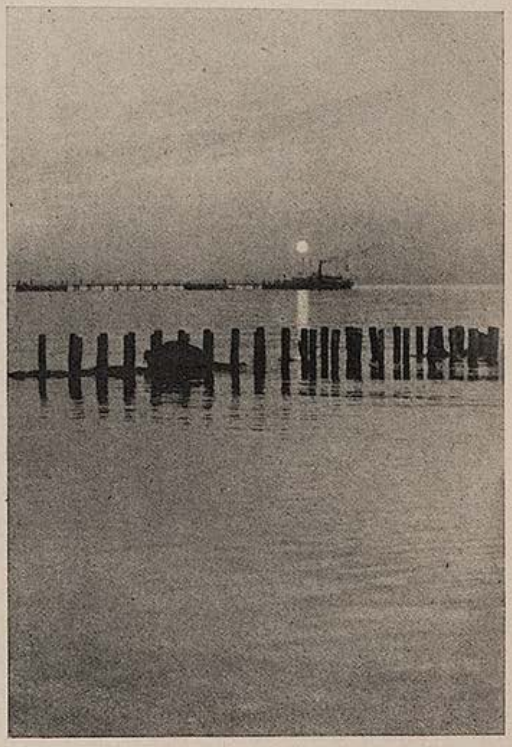
mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

DIE FOTO-SEITE



Daten:

Im Riesengebirge (Schneekoppe), Exakta, Peromnia-Film, Gelbgrünfilter-mittel, F/4, 1/100 Sek., Juli 11 Uhr. Aufn. gi—t.

Abend an der Ostsee, Exakta, Panatomic-Film, F/5,6, 1/10 Sek., Juli 19,30 Uhr. Aufn. gi—t.

See oder Gebirge?

Wenn es an die Bestimmung des Reiseziels geht und diese beiden Möglichkeiten auftauchen, so beginnt ein ernstes Überlegen, das an die ökonomischen Belange des jeweiligen Ferienaufenthaltes appelliert. Wir wollen zu dieser Frage keine Lösung geben. Denn diese bleibt jedem Einzelnen selbst überlassen. Ruhe werden wir ebenso wie Sport und Spiel an der See und im Gebirge finden. Nur die Vorbedingungen sind verschieden und jedem Geschmack entsprechend.

Auf Grund dieser Gegebenheit werden wir in beiden Fällen mit ähnlichen Motiven zu rechnen haben. Wir können überall beschauliche Landschaften im Lichtbild festhalten, ebenso aber auch den Schnappschuß, lebensvolle Darstellung pflegen. In jedem Falle werden wir zu befriedigenden Ergebnissen kommen.

An der See herrscht eine bedeutende Lichtmenge vor. Die weite Ebene und insbesondere die ausgedehnte Wasserfläche haben durch intensive Reflexion einen großen Anteil daran. Wir können von der technischen Seite her zu kurzen Belichtungszeiten kommen, müssen jedoch anderseits vermeiden, während der Mittagsstunden unsere Aufnahmen zu machen. Denn da fehlen die Schatten, die eigentlich belebenden Elemente des Bildes.

Das Wasser ist reich an Stimmungen. Wir wollen hier aus der Vielheit nur den Sonnen-Untergang herausgreifen. Wenn die Sonne hinter einer leichten Dunstschicht steht, dann ist ihre Kraft so geschwächt, daß wir sie mit im Bilde wiedergeben können. Wir wollen nur nicht in den Fehler verfallen, und solche Aufnahmen als „Mondscheineffekte" überdunkel kopieren. Das ist Verfälschung und wird immer unecht wirken. Der Abend an der See ist durch seine Farbwerte auch für Farbenaufnahmen das Gegebene. Nachdem gerade erst jetzt die Empfindlichkeit der Agfacolor-Platte etwa 8/10° DIN entspricht und damit ohne Filter gearbeitet werden kann, ist dieser technische Fortschritt schon wahrzunehmen.

Aber auch im Gebirge finden wir gesteigerte Lichtmenge. Sie ist von der Höhenlage abhängig. Wir werden die Belichtungszeiten über 1000 Meter um etwa ¼, über 2000 Meter um ⅔ reduzieren können. Zur tonwertrichtigen Wiedergabe kommt hier einem UV-Filter Bedeutung zu, indem es die Ultra-Violett-Strahlen dämpft unter Verdoppelung der Belichtungszeit. Wir müssen bedenken, daß ja die Mächtigkeit der Luftschicht abgenommen hat, die sonst als UV-Filter wirkt.

Verführerisch sind sowohl an der See als auch im Gebirge Aufnahmen von Fernblicken. Für unser Auge ist der damit gewonnene Eindruck zweifellos reizvoll, aber im Schwarz-Weiß-Bild treten ja die Farben zurück, die Details verschwimmen untereinander, so daß meist die fertige Aufnahme bloße Enttäuschung bringt. In die Aufnahmen solcher Fernblicke gehört ein neues Element, das einen Gegensatz schafft und den Motiven dadurch eigene Wirksamkeit verleiht.

Dieser Gegensatz ist an sich schon von der Sache her gegeben. Wenn wir auf einem Bilde Ferne zum Ausdruck bringen wollen, so müssen wir auch den Gegensatz dazu, also die Nähe erfassen. Es gehören also zugleich Vorder- und Hintergrund ins Bild. Wenn Vordergrund fehlt, so können wir uns helfen durch ungezwungene Darstellung des Menschen. Vermissen wir eine geeignete Staffage, so können wir uns leicht selbst entsprechend aufstellen, um dann die Aufnahme mit Selbstauslöser zu machen.

In allen Fällen aber wollen wir ungebunden und frei von Vorlagen arbeiten. Eigenes Sehen und volle Hingabe werden verbunden mit überlegtem Schaffen immer zu guten Ergebnissen führen. Zu Aufnahmen von allgemeinem Wert.

Über Belichtung

Bei der Belichtung entsteht das sogenannte „latente" Bild. Latent bedeutet verborgen; es ist also von einem Bilde für uns noch nichts zu sehen, obgleich natürlich die Struktur der Emulsion verändert ist. Es bildeten sich nämlich sogenannte Silberkeime, kleinste Teilchen von metallischem Silber. Sie dienen bei der Entwicklung als Angriffspunkt des Entwicklers und leiten den Schwärzungsvorgang dort ein. Nach ausreichender Schwärzung bleibt noch ein großer Teil unveränderten, aber natürlich noch lichtempfindlichen Bromsilbers zurück, das im Fixierbade gelöst wird, damit ein haltbares Negativ entsteht.

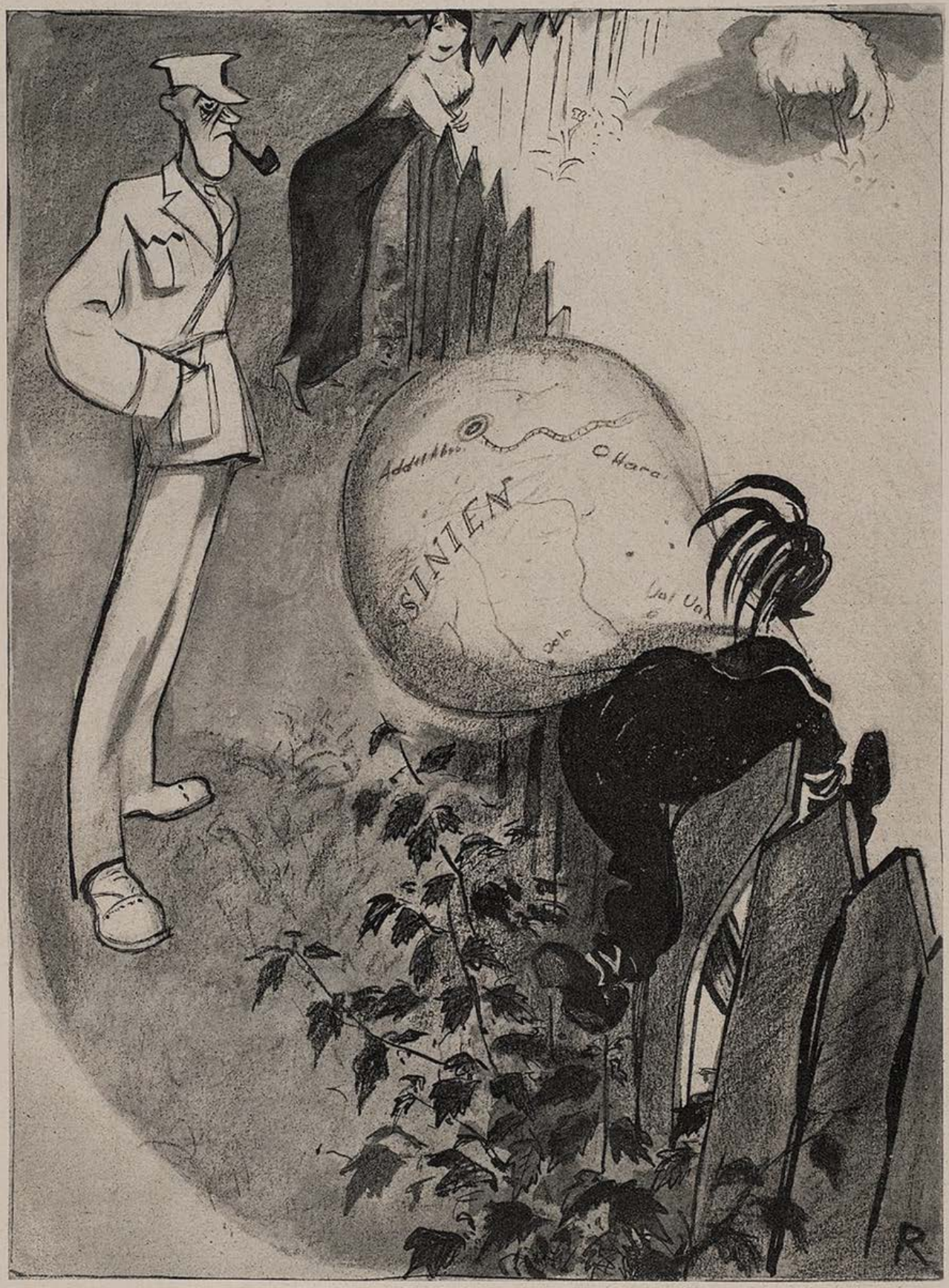
Selbstverständlich behält die Emulsion auch während der Entwicklung ihre Lichtempfindlichkeit bei. Deshalb darf nicht zu dicht an die Dunkelkammerlampe herangegangen werden, die besonders bei hochempfindlichem Material nicht ganz ohne Einfluß ist. Man arbeitet für gewöhnlich im Schatten des eigenen Körpers und geht nur zur Kontrolle in das direkte Licht. Die Temperatur aller Bäder muß ca. 18° C betragen. Im Sommer ist Kühlung, im Winter Erwärmung mit einem Tauchsieder oder erhitzten Ziegelstein angebracht. Über die einzelnen Fragen berichten die folgenden Abschnitte.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. I. V.J. 5700. — Entered as second class matter. Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Loyalty

Rubey

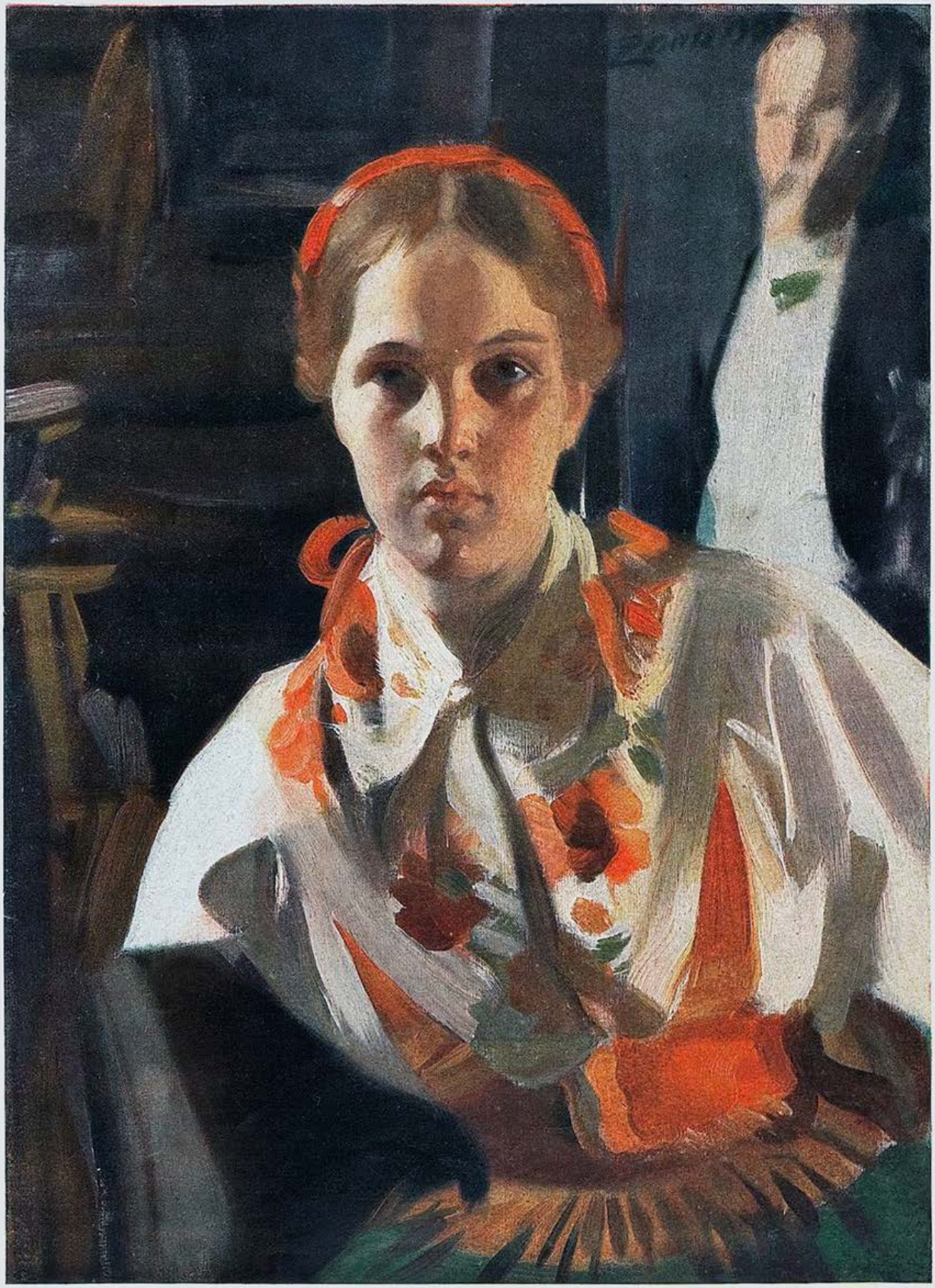


„Na, Junge . . ., laß mir wenigstens den Zaun ganz“

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 29



In Moratracht

Anders Zorn †

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / NR. 29

THOMAS POTTERS LEBEN

Novelle von Christoph Walter Drey

(Nachdruck verboten!)

Tom Potter hatte in den letzten drei Tagen wieder mehrere hunderttausend Dollar verdient. Seine Baissekombination war wieder richtig gewesen. Sie war immer richtig.

Von seiner Sternwarte in den Rocky Mountains hatte er Anweisung nach London gegeben.

Während der Professor ihm eine lange Berechnung über die Umlaufszeit des neuen Kometen vorlegte, den er durch den fünfzigzölligen Refraktor entdeckt hatte, rechnete Potter nebenbei.

Die Zahlen des Professors waren größer. Die Seinigen konnten sich für irdische Verhältnisse aber gleichfalls sehen lassen.

Während er sich in der Nacht den plötzlich aufgetauchten Himmelswanderer durch das Fernrohr betrachtete, kam ihm ein guter Gedanke.

„Auf Potters Sternwarte muß bald wieder eine neue Entdeckung gemacht werden!" sagte er beim Abschied zu dem Professor. „Wie ist das mit dem kosmischen Protoplasma? Bewohnbarkeit der anderen Welten? Wir müssen endlich wissen, woran wir damit sind."

„Wir setzen unsere Forschungen täglich fort", erwiderte der Gelehrte. „Aber die Schwierigkeiten — —"

„Schwierigkeiten? Es gibt keine — — —!"

Der Pacific-Luftverkehr war, seit Potter dem Direktorium der einen Gesellschaft beigetreten, erheblich verbessert worden. Potter benutzte für seine Zwecke ein eigenes Luftschiff.

Die Sterne verblaßten, wenn es, in der Dunkelheit blendende Helle ausstrahlend, hoch oben in rasender Geschwindigkeit seine Bahn zog.

Schon am frühen Morgen war Potter wieder im Osten, in Virginia, in Pottersville. Das war seine Stadt.

Baumeister, Gartenkünstler, Hygieniker hatten sie bauen helfen, aber nach seinen Plänen war sie erbaut. Die Straßen, die Plätze, der Park, die öffentlichen Gebäude, Museen, Theater — alles war so angelegt und ausgeführt, wie er es gewollt hatte. Es sollte die schönste, die gesündeste Stadt der Welt werden.

Auch das prunkvolle Mausoleum, in dem Frau Hannah Potter ruhte, war sein Werk. Es bildete eine Sehenswürdigkeit von Pottersville und ein Stück seiner Geschichte.

Denn Frau Potter hatte am Tage der Einweihung der Stadt durch eine Unvorsichtigkeit ihrer Kammerzofe eine unscheinbare Verletzung an der Stirn erlitten, aus der eine Blutvergiftung wurde, die nach wenigen Tagen den Tod herbeiführte.

Weil die Ärzte seiner Frau nicht helfen konnten, hatte Thomas Potter keinem Arzte die Niederlassung in Pottersville gestatten wollen. Er besann sich allerdings doch eines anderen, da sonst wohl niemand in der Stadt seinen Wohnsitz genommen hätte oder sie binnen kurzer Frist übervölkert worden wäre — die Meinungen der Blätter, die über diese Sache längere Artikel veröffentlichten, waren geteilt — und vergrößerte das Krankenhaus um das Doppelte seines schon beträchtlichen Umfangs.

Sein herrliches Wohnhaus bewohnte Potter allein mit seiner Tochter Julia.

Als das Luftschiff sich herabsenkte, bemerkte er bei einem Blick in die Tiefe Julia, die schon ihren Morgenritt unternahm. Sie war eine geübte Reiterin, hatte auf Reisen im Westen sogar den Prärieleuten durch ihre Geschicklichkeit und Kühnheit Bewunderung abgenötigt.

Bauer L. v. Welden

Sie ritt auch jetzt im scharfen Trab, setzte über Hindernisse. Wie ein lustiges bewegliches Spielzeug erschien es aus der Höhe. Aber da war auf einmal die weiße Farbe des Reitkleides verschwunden; nur die dunkle des Pferdekörpers war noch sichtbar.

„Sehen Sie, Weller!" rief Potter. „Meine Tochter! Was ist dort unten? Sie sehen schärfer als ich!"

„Das Pferd scheint gestürzt zu sein!" antwortete der Sekretär.

„Dann hat es meine Tochter unter sich begraben. Landen! Sofort landen!" — —

Julia Potter lag noch nach mehreren Stunden besinnungslos.

„Es ist eine schwere Gehirnerschütterung", sagten die Ärzte.

„Wird sie nachteilige Folgen haben?"

„Das läßt sich erst später entscheiden."

„Später weiß ich es selbst!" höhnte Potter.

Er ging in sein Arbeitszimmer, diktierte geschäftliche Briefe und Telegramme, kehrte wieder ins Krankenzimmer zurück.

„Meine Tochter muß sich rasch erholen. Am Abend ist der Bazar im Theater, den sie veranstaltet. Die Künstler aus Neuyork und Boston werden schon eingetroffen sein."

„Bis zum Abend kann sich die Kranke so weit nicht erholt haben."

„Nein, unmöglich!" erklärte ein zweiter Arzt, und ein dritter sprach vom Absagen des Festes.

„Der anderen wegen könnte man absagen", meinte Potter, „aber meine Tochter — — — Was sie sich vorgenommen hat, soll geschehen."

Er rief seinen Sekretär: „Ich fahre nach Europa. Der Agent in Paris ist nicht zuverlässig genug. Ich will das Geschäft persönlich abwickeln. Geben Sie mir fortlaufend Nachricht! Sorgen Sie dafür, daß der Bazar heute abgehalten wird und meine Tochter daran teilnimmt!"

Potter war in Paris. Die Börse hatte einen großen Tag. Man undrängte den gefürchteten Baissier. Das Kursbarometer veränderte sich sprunghaft. Thomas Potter konnte wieder einen unerhörten Sieg feiern.

Aber seine Laune blieb frostig.

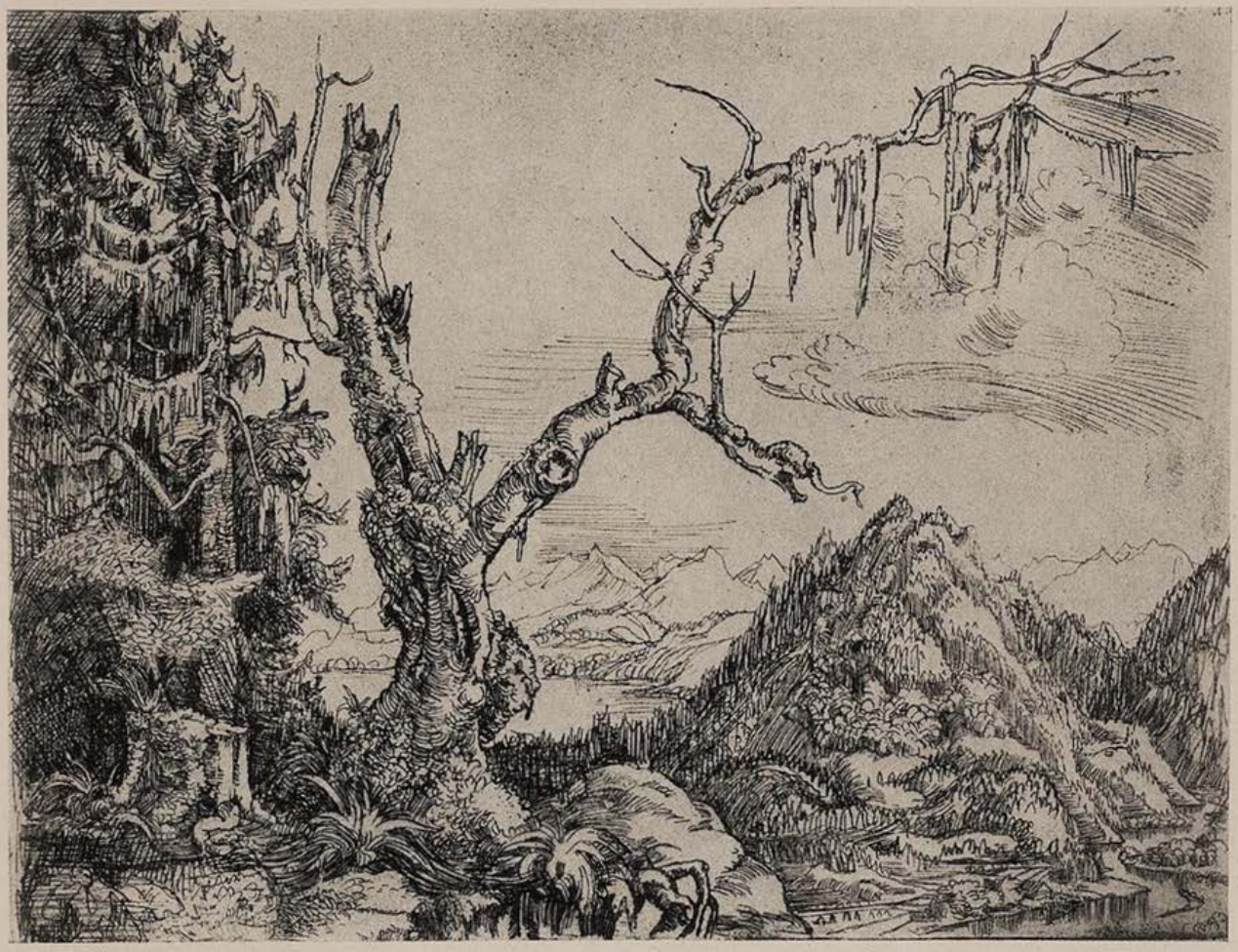
Aus Pottersville kamen schlechte Nachrichten.

Julias Befinden hatte sich verschlimmert. Nur auf wenige Augenblicke war sie zum Bewußtsein erwacht.

Um Mitternacht kam die Kunde:

„Pottersville in Flammen! Die halbe Stadt niedergebrannt!"

Darauf noch eine: „Unser Haus unbeschädigt. Alle in Sicherheit."



Der Wetterbaum — Heinz Landgrebe

Er wollte gleich abfahren. Doch kein Start gelang.

Auf dem Atlantischen tobte ein Sturm aus Nordwest, brach über die Küste ins Land ein, fegte über die Dächer von Paris, verlöschte die Lichter auf den Boulevards, rüttelte an den Eisenrippen des Eiffelturms.

Am Morgen wurde es ruhiger.

Potter kaufte eine Perlenkette. Der Schmuckhändler hatte nichts Besseres im Laden. Der Preis war ungeheuer.

In den Morgenblättern las man schon die Neuigkeit vom Brande von Pottersville.

Das Feuer war auf einem Bazar entstanden, durch eine Unvorsichtigkeit. Viele Menschen hatten ihr Leben verloren, über die Hälfte der Stadt war zerstört worden.

Potter überdachte die Meldungen noch einmal, als man Frankreich schon wieder hinter sich hatte, Irland als Nebelstreifen entschwand.

Julia hatte dem Fest nicht beiwohnen können. Ihr Unglück war ihr Glück gewesen. Sie wäre unter den Opfern gewesen. So war sie in Sicherheit.

Der Kapitän trat in die Kabine.

„Wir kommen nicht hinüber", sagte er. „Der Sturm nimmt wieder zu und steht in voller Stärke gegen uns."

„Vorwärts!"

„Ich habe die Höhen gewechselt, es ist überall gleich."

„Steigen Sie noch höher! Sie sollen für diese Fahrt noch tausend Dollars Zulage haben."

„Man verkauft sein Leben", murmelte der Kapitän, als er die Kabine verließ.

Das Meer schimmerte wie frischgefallener Schnee. Die schaumigen Wasser warfen sich in dunkle Schlünde, wurden herausgeschleudert, stürzten sich wieder hinein. Wolken, über denen man dahinflog, verhüllten das Bild, gaben es wieder frei.

Potter schenkte ihm keine Aufmerksamkeit. Er rechnete, schrieb.

Die Stadt sollte wieder aufgebaut werden, schöner, als sie gewesen war. Seine Stadt!

Der Kapitän meldete, daß ein Seitenmotor infolge der Überanstrengung ausgesetzt habe und dauernd betriebsunfähig sei. Man würde nur noch langsam fliegen.

„Schalten Sie den Hilfsmotor ein, aber verlieren Sie keine Zeit!"

Thomas Potter rechnete und schrieb weiter.

Er wollte noch seinen größten Kampf kämpfen. Dazu hatte er sich seine Sternwarte errichtet. Sie sollte ihm die Waffen liefern. Man mußte den Naturgewalten, die sich dem menschlichen Willen feindlich entgegenstemmten und ihn auch jetzt ihre Überlegenheit fühlen ließen, letzte Geheimnisse entreißen. Es nützte nichts, daß man ihnen kleine Zugeständnisse entlockte, man mußte ihre verborgensten Ursachen aufspüren, mußte den Sitz ihrer Kräfte kennen, um sie zu bändigen.

Stunden vergingen.

„Ein Propellerbruch! Auch das Höhensteuer gehorcht nicht mehr! Wir werden zu Wasser müssen!"

„Wo sind wir?"

„Bei den Bermuda-Inseln. Südlich abgetrieben!"

„Wir gehen nicht hinunter, nicht freiwillig! Halten Sie auf die Küste, Kapitän!"

Der Mann war bleich. Untauglich!

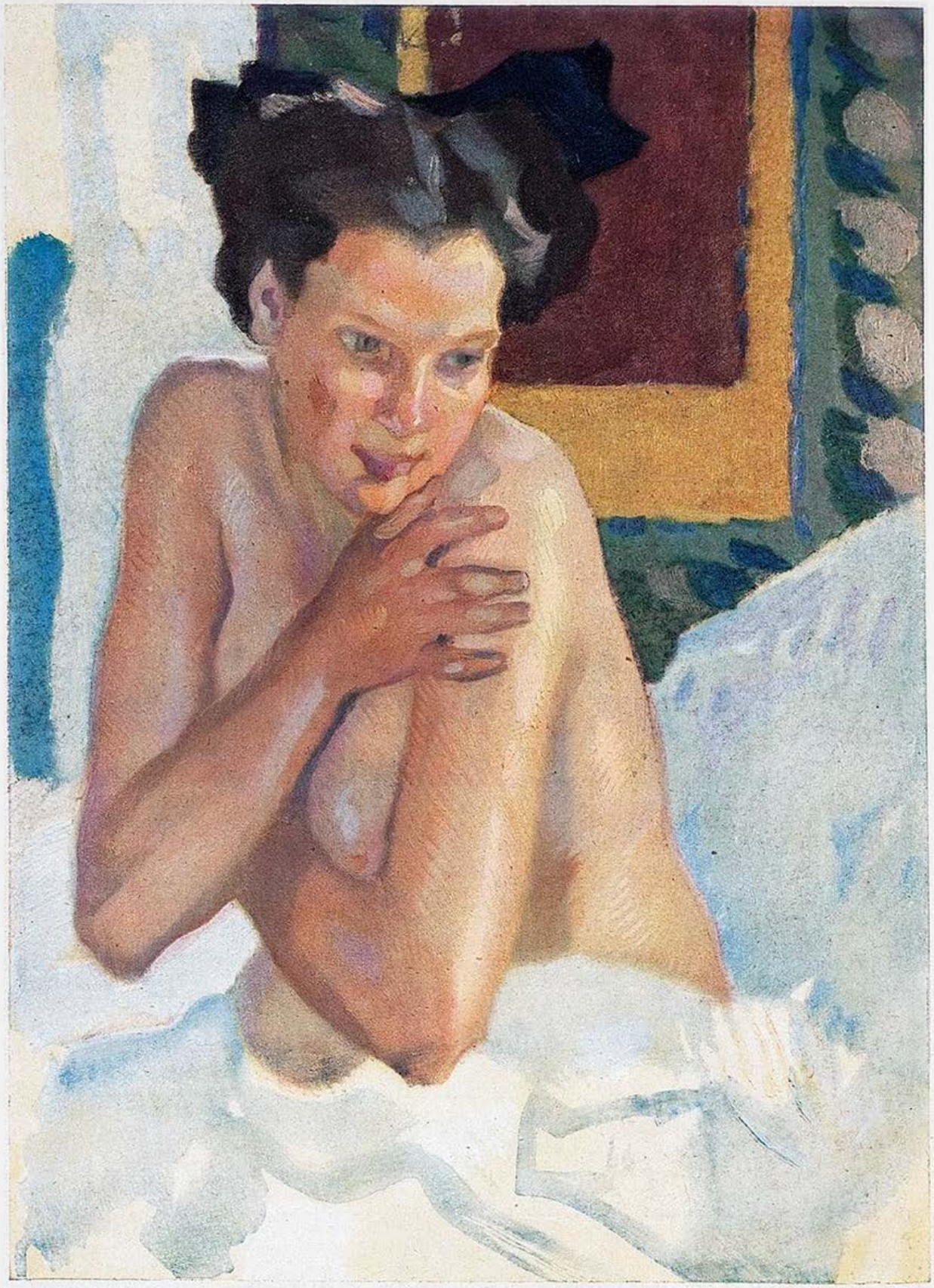
Potter folgte ihm in den Navigationsraum.

Die eine Luftschraube stand still. Die Steuerung arbeitete mangelhaft. Aber das Flugboot hatte auch sonst Havarien. Ein Strebenpaar einer der Gondeln war eingeknickt, ein Spannkabel gerissen.

Das Meer unten schien näher zu rücken. Das Fahrzeug konnte die Höhe nicht behaupten. Es fiel in Luftwirbel, welche die Wasser bergehoch aufrührten.

Ein Schiff mit drei Schornsteinen trieb auf den Wellen.

(Schluß S. 453)



Am Morgen

Leo Putz

„Das Luftschiff wird schwimmen", sagte sich Potter. „Es ist keine Gefahr."

Die berühmteste Werft hatte dieses Wunderwerk hergestellt und Bürgschaft gegeben. Selbst beim Leckwerden würden es die wasserdichten Schotten tragen.

Er kehrte in seine Kabine zurück.

Ein furchtbares Schwanken — kaum konnte er sich auf den Füßen halten.

Die wichtigsten Papiere raffte er zusammen und steckte sie in die Taschen. Auch das Kästchen mit der Perlenkette.

Er sah sich um. In diesem engen Loch konnte man wie eine Maus in der Falle ertrinken. Lieber wieder ins Freie, sich draußen anklammern.

Kalter Gischt spritzte ihm ins Gesicht.

Weller war seinem Herrn entgegengereist.

Er war schon unterrichtet und stellte keine Fragen.

„Man hat mich allein gerettet. Die Mannschaft ist mit dem Luftschiff untergegangen. Ich werde die Fabrik verantwortlich machen." Damit war diese Angelegenheit für Potter erledigt. Er erkundigte sich nach seiner Tochter.

Der Sekretär berichtete knapp. Der Lärm bei dem Brande war bis an Julias Krankenlager gedrungen. Sie war aufgestanden, ans Fenster gegangen — wie eine Gesunde. Und hatte sich auch auf Zureden der Ärzte nicht niederlegen wollen.

Potter nickte befriedigt. „Sie hat einen festen Willen!"

In Pottersville war die Luft noch voll Brandgeruch. Aus schwelenden Schutthaufen quoll Rauch. Mit den Aufräumungsarbeiten war schon begonnen worden.

Potter besichtigte einige Straßenzüge, die am meisten gelitten hatten, und wandte sich seinem Hause zu. Das Feuer hatte ihm nichts angetan.

Er suchte seine Tochter.

Sie bemerkte seinen Eintritt ins Zimmer nicht.

Er nahm ihre Hand, küßte sie auf die Wange, nannte ihren Namen.

Sie schwieg und regte sich nicht und blickte geradeaus wie in eine unendliche Ferne.

„Sieh, was ich dir mitgebracht habe!" sagte er in Unruhe und legte ihr das Kästchen mit den Perlen in den Schoß.

Als sie es nicht beachtete, öffnete er es selbst.

Der Schmuck leuchtete in köstlichem Glanz.

Julia aber stieß ihn mit einer Gebärde des Schreckens von sich.

„Asche! Graue Asche!" rief sie schaudernd und bedeckte die Augen mit den Händen, um nicht sehen zu müssen.

Ein Arzt stand im Hintergrunde des Zimmers.

Thomas Potter blickte ihn an.

Eine stumme Antwort. Sie gab keine Hoffnung.

Potters Rücken krümmte sich. Der Arm sank ihm herab. Die Perlen glitten auf den Fußboden — — —

Er hat seinen Bruder Christian, der in Kentucky Landschullehrer ist, nie besucht. Christian war einmal vor langen Jahren sein Gast, aber auch Brüder können sich fremd werden.

Zum ersten Male weilt nun Thomas Potter in dem Schulmeisterhaus.

„Ich komme mit einer Bitte", sagt er. „Meine Frau ruht im Grabe. Meine Tochter lebt, ist aber auch gestorben; ihr Geist ist tot für immer. Ich bin allein und einsam. Du hast zwei Söhne. Gib mir einen! Er soll besitzen, was ich besitze — alles, was ich habe und noch haben werde!"

Christian Potter schüttelt den Kopf. „Meine Söhne sind nicht von deiner Art, Thomas. Ihr würdet nicht zueinander stimmen."

„Ich werde ihn heranziehen zu mir. Viel biete ich ihm! Reichtum! Aber auch Arbeit! Keinen Nichtstuer will ich neben mir haben; einen Menschen, der mit mir schafft und strebt."

„Was erstrebst du? Geld — —?"

„Geld, weil es Macht ist. Wissen, weil es größere Macht ist. Macht ist Leben! — — —

Man ist Herr seines Daseins oder sein Knecht! Gib mir einen deiner Söhne! Er soll Herr werden wie ich."

„Bist du glücklich und machst du andere glücklich?"

„Ich merke, ich bin im Schulhause", spottete Thomas Potter.

„Wir sind unser Leben lang im Schulhause, und es sind nicht immer die Herren, die die Prüfung am besten bestehen", erwiderte der Bruder ohne Empfindlichkeit. „Nein, Thomas, von meinen Söhnen kann ich dir keinen geben. Ihr Weg ist nicht der deine."

Ein Bote brachte ein Telegramm. Es kam von der Sternwarte im Felsengebirge. Der Professor meldete: „Bei Aufhellung der Venusatmosphäre erfolgreiche Oberflächenbeobachtung. Sichere Anzeichen für organische, erdenähnliche Funktionen. Im Weltraum neues Energieelement entdeckt. Vermutlich Urmaterie."

Thomas Potter reichte dem Bruder die Depesche. Seine Miene war stolz.

„Kluge Leute!" sagte Christian. „Ich weiß selbst in meiner kleinen Welt hier nicht Bescheid. Schau diesen Bienenstock! Woher haben die Tierchen ihren Fleiß, ihre Fertigkeit, ihren Ordnungssinn? Wer löst das Rätsel?"

„Ich werde einen Preis von einer halben Million aussetzen und alle Akademien auffordern, sich an der Lösung zu beteiligen." Thomas Potter warf einen Blick auf seine Uhr. „Meine Zeit ist um. Heute hält die Nord-Südpol-Expreß-Company, deren Präsident ich bin, in Chikago eine Sitzung ab. Lebe wohl! Und komm einmal zu mir nach Pottersville!"

— — — — — — — —

Meldung der „Chikago News": „Mister Thomas Potter, der Erbauer von Pottersville, das er nach der großen Feuersbrunst prächtiger wiedererbaute, Begründer der nach ihm benannten Sternwarte in den Rocky Mountains, die durch ihre wichtigen Entdeckungen weltbekannt geworden ist, Leiter der Nord-Südpol-Expreß-Company und vieler anderer Gesellschaften unseres Landes, einer der reichsten und angesehensten Männer der Union, hat auf seltsame Weise seinen Tod gefunden. Er segelte mit seiner Yacht auf dem Michigan-See. Ein Hündchen, das er bei sich hatte, fiel über Bord. Herr Potter wollte es retten und sprang ihm nach. Die Besatzung eilte sofort zu Hilfe. Potter muß jedoch einen Schlaganfall erlitten haben. Man konnte nur seine Leiche bergen. Das Hündchen lebte. Viele weitgespannte Pläne, mit denen er sich trug, sind durch sein plötzliches Hinscheiden vereitelt worden. Die Beisetzung des Toten wird in seinem Mausoleum in Pottersville erfolgen."

Schmuckleiste — Hilla Osswald

ACHTUNDZWANZIG JAHRE

„Aufstehen, Bertram! Du sollst zum Direktor kommen."

Der Wärter beugte sich über den Schlafenden und betrachtete ihn. Der Alte lag da, die Hände über der Brust gefaltet, den fast zahnlosen Mund ein wenig offen, und röchelte schnarchend. Er war seit längerer Zeit nicht rasiert, und die grauen Bartstoppeln machten sein Gesicht, aus dessen Zügen ein seltener Friede und Gleichmut sprach, einem verwitterten Steine ähnlich.

So wurden wir miteinander alt, dachte der Wärter, der Bertram und ich. Sein Haar ist schon nach den ersten Jahren grau und dann schlohweiß geworden, und meines hat sich nun auch gelichtet. Und er rüttelte den Schlafenden noch einmal freundschaftlich derb an der Schulter.

Da riß Bertram endlich, ein wenig erschrocken fast, die Augen auf. Aber als er den dicken Wärter über sich gebeugt sah, war er gleich ruhig. „Was ist denn?" knurrte er.

„Ich weiß auch nicht", meinte der Wärter, „du sollst zum Direktor kommen." Und dabei schien er selber ungehalten darüber, daß er seinen Freund im ersten Schlafe stören mußte.

Bertram sprang mit beiden Füßen vom Lager. „Was sagst du?" fragte er, „zum Direktor?" Eine leise Unruhe schien sich seiner zu bemächtigen, so wie die ersten Wellen eines großen Bebens über die Erde gehen. Aber der Wärter war kurzsichtig und merkte das nicht, sondern er nickte nur und ging schweigend hinaus.

Bertram schritt mechanisch hinter ihm her, er war diesen Weg nun doch schon viele tausend Male gegangen in all den Jahren, die Treppe hinunter und über den Hof hinüber zum jenseitigen Tor hinein und den langen, mit Linoleum belegten Gang entlang, an dem die Amtszimmer lagen. Da waren an den Türen schwarz umrandete Tafeln angebracht, auf denen mit Tusche geschrieben die Namen derer standen, die in diesen Zimmern arbeiteten. Und an der letzten Türe stand nur ein Name: Dr. Eisenmüller, Direktor.

Der Wärter setzte seine Brille auf, klopfte an und meldete, daß er den Walter Bertram bringe. „Es ist gut", sagte der Direktor, „warten Sie draußen."

Dr. Eisenmüller war ein noch junger Herr, der seine juristischen Prüfungen alle mit „Sehr gut" bestanden hatte. Diesmal hatte er aber eine schwierige Aufgabe vor sich, in der Tat.

„Ich kann Ihnen eine freudige Mitteilung machen, Herr Bertram", begann er. Das Wort „Herr" vor seinem Namen erschien Bertram fremd, so ungewohnt. Seit achtundzwanzig Jahren hatte man nicht mehr „Herr Bertram" zu ihm gesagt.

„Ich kann Ihnen die überaus freudige Mitteilung machen", wiederholte der Direktor, indem er sich räusperte, „daß Sie seinerzeit das Opfer eines tragischen Irrtums geworden sind. Ihre Unschuld ist bewiesen. Sie sind frei."

Der Direktor räusperte sich noch einmal, die Situation war auch zu peinlich, achtundzwanzig Jahre sind kein Pappenstiel, weiß Gott, aber was konnte er schließlich dafür? Ihm wäre der Fehler damals bestimmt nicht unterlaufen. „Wollen Sie nicht einen Stuhl nehmen?" fragte er.

Der alte Bertram schien ihn nicht zu hören. Seine Gedanken schweiften diese Jahre zurück, diese vielen Jahre, die doch in ihrer Einförmigkeit zu einer einzigen Woche zusammenzulaufen schienen; zurück zu jener ersten Zeit, in der er, nachdem der letzte Hoffnungsschimmer erloschen war, geglaubt hatte, er könne nicht weiterleben, und wie sein Haar so schnell weiß geworden war. Und er sah sich wieder bei den letzten Verhandlungen, die Herren in den schwarzen Talaren; der eine, der so heftig gegen ihn gesprochen hatte, und sein Anwalt, der immer freundlich zu ihm war. Und wie er von allem nichts verstanden hatte, und wie ihm auch alles so gleichgültig gewesen war, denn er wußte ja: ich bin unschuldig. Und wie sie dann das Urteil verkündeten, das ihn wie ein dumpfer Schlag getroffen hatte. Und wie er in seiner Betäubung nur immer gemurmelt hatte: ich bin doch unschuldig, begreift ihr das denn nicht.

Nun hatten sie es also begriffen, nach achtundzwanzig Jahren. Ein heftiges Zittern erschütterte plötzlich seinen Körper, aber die Stimme des Direktors, der ihn fragte, ob ihm nicht wohl sei, brachte ihn zu sich: „Nein, das sei nur so seltsam, das mit der Freisprechung." „Natürlich", sagte der Direktor, stand auf und gab ihm die Hand. „Sie müssen sich erst an den Gedanken gewöhnen. Meinen herzlichen Glückwunsch, Herr Bertram, meinen ganz herzlichen Glückwunsch. Nun schlafen Sie einmal recht gut, und morgen wollen wir über Ihre Zukunft sprechen, nicht wahr?" Und indem er die Türe öffnete, wandte er sich lächelnd an den draußen stehenden Wärter. „Unser Herr Bertram ist nur noch Gast bei uns", sagte er, „Sie brauchen ihn nicht mehr zu begleiten." Diese Bemerkung machte er immer, wenn er einem Sträfling seine Entlassung mitgeteilt hatte.

Und dann setzte er sich, froh über die Erledigung der immerhin unangenehmen Angelegenheit, wieder an seinen Schreibtisch. Ich habe ihm nur das Wichtigste gesagt, dachte er, da kann er sich nun daran gewöhnen. Und er war stolz auf seinen psychologischen Takt.

Der Wärter starrte Bertram, der mit etwas unsicherem Schritt aus dem Zimmer trat, mit offenem Munde an. „Dich wollen Sie rauslassen?" fragte er. Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Du bist doch viel zu gut, viel zu dumm dazu bist du geworden. Dich unter die Menschen lassen." — „Sie haben eingesehen, daß ich damals unschuldig war", sagte Bertram leise, und da schwieg auch der Wärter.

Sie schritten zu dem Gang hinaus über den Hof und wieder die Treppe hinauf, die, obgleich Stein, doch durch die vielen Jahre Spuren der Füße trug, die sie betreten hatten. Und Bertram schien es, als ob es nur seine Füße gewesen wären. Sie gingen an den Zellen vorbei, deren Insassen er alle gekannt hatte und kannte, und es war nicht ein einziger unter diesen Schuldigen, an den er, der Unschuldige, sich ungern erinnert hätte. Dann traten sie in seine Zelle, der Wärter machte ihm Licht und wünschte ihm, ein wenig keuchend, denn er war kurzatmig, eine gute Nacht.

Als er nach einigen Stunden seinen Rundgang machte, da konnte er doch nicht umhin, noch einmal zu Bertram hineinzusehen. Er ging ihn zwar nichts mehr an, aber er wollte wissen, ob er schliefe.

Nein, der alte Bertram schlief nicht. Er saß auf seinem Lager, die Ellbogen auf den Knien und den Kopf auf die Arme gestützt und sann vor sich hin. Als ihn das Licht der Taschenlampe traf, blickte er nur langsam und wie es schien, unsäglich müde auf.

Aber der alte Wärter drehte sich schnell um und ging wieder hinaus, indem er heftig an seiner mit Nickel umrandeten Brille zu putzen begann.

Verblühter Löwenzahn

Von Max F. Bevern

Verblüht ist schon der Löwenzahn,
Von dem ein Aschenkrönlein blieb;
Du sahst's als federleichten Kahn,
Der segelnd durch die Lüfte trieb.

Und hast wohl selbst solch graues Haupt
Zerblasen, daß es lustig stob,
Mit seinem Haar dich angestaubt,
Das sich in deines schimmernd wob!

Bald wird des Bruders Goldgesicht
Auch silbrig sein und altersgrau,
Ein ausgelöschtes Ampellicht,
Wie zarter Mond, im tiefen Blau.

Und wird auf luftige Fahrten zieh'n,
Zu Taumel, Tanz und Liebesziel,
Um neuerschaffen aufzuglüh'n,
Zu neuem Sein und Wechselspiel.

GEDICHTE

und Scherenschnitte

von Ruth Schaumann

Der Kinderkuß

Den ersten Kuß im Leben,
Den hast du mir geschenkt,
Wie sich ein Zweig der Reben
Im Spiel zur Erde senkt.

O Kranz aus Kinderküssen
Wie Mond- und Sonnenschein,
Nicht Wollen und nicht Müssen.
Was wird das Nächste sein?

Das Nächste: Von den Lippen
Trägt eins die Ernte fort,
Wie Vögel aus den Krippen
Das Korn an ihren Ort.

Star singt, was Stare sangen,
Zeit dreht den ew'gen Ring,
Dein Kind läßt dich empfangen,
Was ich von dir empfing:

Im Spiel ein Reis der Reben —
Lach, weil ich weinen muß.
Wem nur, wem wirst du geben,
Den allerletzten Kuß?

Hörst du des Windes Wehen?

Du bist zur Welt gekommen,
Das ist des Tod's Beginn.
Du wirst hinweggenommen,
Ist das des Lebens Sinn?
Du kommst nur, um zu gehen —
Hörst du des Windes Wehen?
Wo geht sein Wandern hin?

Du liebst, geliebt zu werden,
Geliebt wirst du getrennt —
Im Himmel und auf Erden
Die gleiche Flamme brennt.
Sieh Mond und Sonne scheinen!
Aus Abschied wird Vereinen
Wo Leid sich Lächeln nennt.

Braun hängen deine Locken
Und morgen wehn sie grau —
Flachs weitet sich am Rocken,
Das Schiffchen webt genau —
Ein Leintuch auf der Bleiche,
Ein Leintuch auf der Leiche —
Fühlst du im Haar den Tau?

Der Dorfnarr

Stoppeln stehn und Wagen bringen
Körnerschwer die dunklen Garben.
Alter Mensch, was soll dein Singen,
Sprich, wie ward uns solch Gelingen?
Nur durch Narben!

Kleine Mädchen gehn im Kreise,
Ährenblond und rosenfarben.
Selber Kind, wiewohl schon greise,
Sprich, wie geht einst ihre Reise?
Nur durch Narben!

Und im Garten Aller Seelen,
Wo die Pilger Rast erwarben,
Wie nur willst du anempfehlen
Hier ein Herz den Engelkehlen?
Nur durch Narben!

Irrer Alter, welch ein Leben
In drei Worten, welch ein Darben!
Wird dir nie ein Licht gegeben,
Alle Schleier aufzuheben?
Nur durch Narben, nur durch Narben!

Mainfahrt

Pferd und Wagen, Hirt und Herde
Überqueren still den Strom,
In die Wellen schenkt die Erde
Sich im Bild vom Pappeldom,
Und ein Schiff voll brauner Knaben
Kreuzt darüber mit Gesang:
Alle Gaben sind erhaben
Einen einz'gen Sommer lang.

Ufer schweben in die Triften,
Dörfer an der Hügel Brust.
Als wir einst vorüber schifften,
Hast du mich noch nicht gewußt,
Nur ein Schiff voll brauner Knaben
Schwang vorüber mit Gesang:
Alle Gaben sind erhaben
Einen einz'gen Sommer lang.

Und des Schlosses Fenster brennen,
Söllers Türen offen stehn —
Und ein Bett ist zu erkennen
Und sein Linnentuch zu sehn,
Und das Schiff voll goldner Knaben
Bleicht dahin, wo Mond erscheint.
Alle Gaben sind erhaben —
Ist es dies, was mich durchweint?

Mutter im Soldatenfriedhof

Wenn du auf diesem stillen Pfad den Baum
besuchst, der sich mit Frühjahrsblüten schmückt
und tief die Wurzeln in die Gräber drückt,
dann streifst du zart die Krume mit dem Saum.

Und schreitest leicht durchs Hügelland zum Mal
des großen Kriegs, als fürchtete dein Schritt,
daß er zu schwer auf die Entschlaf'nen tritt —
und wandelst betend zum gekreuzten Pfahl.

Für alle hebst du deine Hand empor
und segnest die Kolonne in der Gruft,
die sich dereinst zum Todessturm verschwor.

Du atmest noch im Licht die sanfte Luft
des Frühjahrs und du lauschest, ob im Tor
des Himmels einer steht und nach dir ruft.

Hermann Gerstner

Die Windmühle — Heinz Kistler

Der Schmeichler

Ein Dr. Giftal sagte einmal zu Alexander Dumas:

„Mein Freund, ich hörte, daß Sie großartig improvisieren können; bitte, beehren Sie mein Album mit vier Zeilen Ihrer originellen Eingebung!"

Dumas zog sofort einen Bleistift hervor und schrieb seinem Wirte, der sich neugierig über den Sessel beugte, ins Album:

„Seitdem man meinem Freunde Giftal
Die Stadt Marseille anvertraut,
Hat man zerstört das Hospital . . ."

„Schmeichler!" unterbrach ihn der Doktor. Dumas aber schrieb boshaft weiter:

„Und zwei Kirchhöfe mehr gebaut!"

F. S.

Die Nachkommenschaft

Der berühmte thebanische Feldherr Epaminondas war niemals verheiratet. Einst machte ihm Pelopidas, welcher einen ehrlosen Sohn hatte, darüber herbe Vorwürfe, daß er dem Staate keine Kinder erzeugt und erzogen habe. Allein Epaminondas, dessen bekannter Sieg bei Leuktra unter die denkwürdigsten Begebenheiten der antiken Geschichte gehört, antwortete ihm:

„Sei auf deiner Hut, daß du dem Staate nicht noch ein größeres Übel zufügst, indem du ihm einen Sohn, wie den deinigen, zurück lässest . . . Auch kann es mir nicht an auserlesener Nachkommenschaft fehlen. Ich hinterlasse eine Tochter, nämlich die Schlacht bei Leuktra, welche durch ihren siegreichen triumphvollen Ausgang mich nicht nur überleben, sondern sogar unsterblich sein wird."

F. S.

Aus Positano — Helmuth Becker

JOSEPH UND ISABELLA

Von Wolfgang Köhler

Der Herr Graf, der gestern abend im Stern abgestiegen war, schien schon zu schlafen oder nicht gut zu hören. Denn als die Wirtin zu ihm hinaufrief, sie konnte wegen ihrer Leibesfülle schwer Treppen steigen und machte auch so nicht viel Umstände, als sie „Herr Graf" hinaufrief, da rührte sich zunächst nichts. Und erst als sie hinzufügte, daß ein Kurier aus Wien angekommen sei mit einer Depesche für ihn, hörte man oben die Türe sich knarrend öffnen. Der Herr, der nun die engen Stufen vorsichtig herunterstieg, war noch ein junger Mann, sein Gesicht zeigte im Flackern der Kerze ernste blaue Augen und einen Mund, der selbst wenn er lächelte, doch nicht fröhlich schien; es lag gleichsam ein Schatten auf seiner ganzen schmalen Gestalt.

Die hohen Herrschaften werden oft melancholisch vom guten Leben, dachte die Wirtin, leicht hat er eine schöne Frau nicht haben können, die er sich in den langen Kopf gesetzt hat. Und sie beobachtete, wie er auf den Kurier, der sich wie vor einem Prinzen zusammennahm, zuging und ihm für den Brief ein Geldstück, einen Dukaten gab. Der Kurier verneigte sich so tief, daß sein steifer Zopf nach oben zeigte. „Schon gut", sagte der Herr lächelnd, „du hast einen beschwerlichen Ritt getan. Dein Pferd mag recht echauffiert sein."

Er trat auf die Straße hinaus, es war schon sehr dunkel und der zierlich gegossene Stern über dem Eingang schaukelte in dem kalten, einen feinen Regen mit sich führenden Wind, er schritt auf das Pferd zu und strich ihm die nasse Mähne aus der Stirn. Dann wandte er sich, empfahl der Wirtin im Vorbeigehen, den Kurier gut zu traktieren und stieg wieder die ächzenden Treppen hinauf.

Die Wirtin schritt dem Kurier voraus in die Küche, wo eine dralle schwarze Dirne am Feuer hantierte. Der Mann setzte sich etwas verlegen ans Fenster und sah zu, wie ein Knecht sein Pferd wegführte. „Einen guten Botenlohn hat er Euch gegeben", begann die Wirtin und stellte einen Krug Bier vor ihn hin. „Er kann wohl", sagte er, indem er den Schnurbart in die Breite zog. Nun füllte die Wirtin eine Schüssel mit Kraut, das einen süßsauren Geruch ausströmte, denn so wurde es in der Gegend bereitet. „Ein hoher Herr", fuhr sie fort, „trotz seinem grauen Rock. Könnte wohl einer von des Königs Freunden sein." Da lachte der Kurier, und die dralle Dirne lachte mit, obgleich sie nicht wußte, warum. „Wenn's nun der König selber wäre?" meinte er, als die Wirtin den dampfenden Braten herbeitrug, den sie nun freilich beinahe fallen gelassen hätte. „Aber ich will nichts gesagt haben", fügte er hinzu, räusperte sich und begann tapfer zu essen. —

Josephus, Sohn der Maria Theres und des Heiligen Römischen Reiches König, hatte das Siegel sorgsam erbrochen und entfaltete nun den Umschlag, als eine glänzende Scheibe herausfiel und auf den Boden sprang, wo sie sich zu zwei am Rande zusammengefügten Ovalen öffnete. „Ein Medaillon?" sagte er, „wer schickt mir da sein Porträt?"

Das Bild war auf Porzellan mit zarten Farben gemalt und trug von dem Fall einen Sprung quer über die gewölbte Fläche. Er hielt es gegen das Kerzenlicht, ließ es wieder sinken und betrachtete es von neuem. Es zeigte auf schlankem Hals einen von dunklen Locken umgebenen Mädchenkopf, der ihn mit blauen oder grauen Augen gleichsam

Der See — H. Mayrhofer-Passau

Verklärter See

Der See war solcher Liebe nicht gewärtig,
Wie ihm am frühen Tag vom Licht geschah.
Er wogte auf und brauste ungebärdig,
Als fühl' er eines Zaubers Drohung nah,

Als suche ihn ein Fremdes, Lockendes zu binden
Und einzuschließen in betörte Haft,
Er aber wolle sich dem Glänzenden entwinden,
Um ganz er selbst zu sein in kühler Kraft.

Doch als der Glanz in seine Tiefen zückte,
Befiel ihn Ahnung des erhöhten Seins
Und langsam seine Wogen überglückte
Ein Dankendes so unermess'nen Scheins,

Als ob er in der Wandlung erst sich finde
Und endlich sei, was ihm verheißen war.
In frommer Weite, feierlich und linde,
Bot sich sein Licht dem großen Lichte dar.

Hermann Sendelbach

---

fragend ansah. Diesen Augen hatte der Künstler eine merkwürdige Tiefe zu geben verstanden, so daß von ihnen aus sich das ganze Bild mit Leben zu erfüllen schien.

Jetzt erinnerte er sich erst des Briefes, er behielt das Medaillon aber in der Hand, als er ihn aufnahm, und da erblickte er sogleich die Unterschrift der Kaiserin, seiner Mutter.

Der Kaiserin, seiner Mutter. Er las das Schreiben langsam durch, dann erhob er sich und ging in der Stube auf und ab. So wie der Wind da ums Haus fährt, dachte er, so sind meine Gedanken groß und ins Weite schweifend gewesen. Mein Reich sollte von tätigen und frohen Menschen, von einem freien und lichten Geiste bewohnt sein. Zum Denkmal wollte ich mir eine neue Welt erbauen. Als Preis dafür habe ich meine Jugend und alle Schönheiten meiner Jugend bezahlt.

So reiste er nun im Lande umher, er sah, wie die Bauern noch in ihren niedergebrannten Höfen hausten, und der Krieg war doch schon so lange vorbei. Er ließ sich als einem Unbekannten die Not der kleinen Bürger klagen, und er erblickte, in den prächtigsten Prozessionen, Kinder mit bleichen und hohlen Gesichtern. Und er, der König, hatte nichts ändern können.

Er betrachtete die mächtig ausholenden Züge dieser Schrift, und da stand sie vor ihm, seine Mutter, die runden Wangen weiß gepudert und in ein Doppelkinn übergehend, die ganze volle Gestalt so erdenschwer wie die seine flügelleicht war. Wenn ihm, dem König, ein kühner Gedanke aus der Stirne sprang, dann wurde er vor ihr, der Kaiserin, zu einem Hirngespinst. Befahl er jenes, so ordnete sie lächelnd dieses an; wie die Natur war sie mild und unerbittlich zugleich.

Er aber verschloß sich, so jung er war, mehr und mehr gleich einem Mönche. Zuweilen streifte ihn wie eine dunkle Schwinge die Ahnung, daß er sterben werde, ohne etwas getan zu haben. Die Wiener begegneten ihm scheu, denn ihm fehlte der Scharm, die leichte Musik, der Tanz der Amoretten umspielte ihn nicht und der leichte und frohe Sinn, der ihnen allein liebenswert war. Wenn er, in seinem grauen Rock, ernstblickend und die Lippen geschlossen, über den Ring ging, so zogen sie die Hüte, meinten wohl auch: Ein stolzer Herr, die Majestät; und

solch ein gstrenges Gschau hat er schon. Aber sie jubelten ihm nicht zu, wie sie es seiner Mutter, ihrer Mutter, wie sie sagten, taten.

Nun hatte er sich also zu seiner Verehelichung alsbald in der Hauptstadt einzufinden. In der Tat war seine Pflicht, für einen Nachkommen zu sorgen, bei weitem dringender als die, sein Volk, sein Reich, die Menschheit zu beglücken. — Der Künstler war jedenfalls kein Stümper, dachte er, auf das Medaillon blickend. Wer das, er meinte die Dargestellte, wohl sein mag?

Er öffnete die Tür, um hinunterzurufen, daß er morgen früh reisen werde. Aber der so entstehende Luftzug drückte das Fenster auf, die Flügel stießen klirrend gegen die Wand, der Leuchter fiel polternd vom Tisch, und in dem Tumult erschien auch schon schweratmend die Wirtin, und die dralle Dirne kam heraufgesprungen, um zu sehen, was es gebe; so daß er seinen Befehl nur in großer Verwirrung aussprechen konnte. — —

Die Bettler vor der Kirche des Convento di San Paolo in Parma stießen einander an und stellten sich in Positur. Der eine zog den Mantel von seinem Holzbein, ein anderer hielt die armlose Schulter so, daß man sie sehen mußte, und ein dritter schob den Schlapphut aus der Stirn und blickte mit den erloschenen Augen starr in die Sonne; alle aber begannen sie eintönig ihr Sprüchlein zu leiern.

Isabella schritt an ihnen vorbei, schlank und aufrecht, sie neigte leicht das Haupt zur Seite oder warf es auch ein weniges zurück, stolz, aber nicht hochmütig, und eine Dienerin hinter ihr verteilte Münzen. Die Prinzessin betrat den steinernen dunklen Raum der Kirche, netzte ihre Hand mit dem Weihwasser und ließ sich auf einer Bank in der Ecke, die am weitesten von dem glänzenden Altar entfernt war, auf die Knie nieder.

Die Armen auf der Treppe draußen sprachen von ihr. Einer, der ungemein lang und hager war, so daß er in seiner wehenden, vorn offenen Pelerine einem Mastbaum mit vom Wind gefülltem Segel glich, sagte: „Nun kommen magere Zeiten für uns. Morgen reist sie ab." Ein grämliches Männlein fing gar an zu weinen, und ein stämmiges Weibsbild mit rotem Gesicht meinte, es werde wohl ein lustiges Paar geben. Sie klage Tag und Nacht um ihre Mutter, und der Österreicher solle gar ein Feind des anderen Geschlechtes sein. Und dann lachte sie breit und behäbig, und einige Bettler stimmten mit ein. Da ihnen aber der Wind, der über den weiten Platz fegte, den Staub in die Augen trieb, drehten sie sich um und gingen oder humpelten nach der anderen Seite des Portals.

Isabella gedachte wie immer zunächst ihrer vor einem Jahre verstorbenen Mutter, an der sie mit jener Zuneigung, die mit dem Tode nicht etwa erlischt, sondern vielmehr erst, wie eine vorher gedämpfte Flamme, nun rein und klar emporschlägt, gehangen hatte. Sie glich noch einem Kinde, aber eben einem verwaisten und früh erfahrenen; hinter ihrem Stolze verbarg sie die Scheu, und ihre Stille war wie ihre Frömmigkeit nur ein Schutz gegen die Unbilden der Menschen. Sie liebte es, in den blaugrünen Ebenen um die Stadt auf einem kleinen braunen Pferde umherzureiten; sie sah jeden Maulesel, der ihr entgegenkam, freundlich an und den Kindern schenkte sie Zuckerbrot. Die Bauern verehrten sie ihres Ernstes und ihrer Güte wegen tief.

Nun sollte sie in ein fremdes Land und zu einem Manne ziehen, den sie nicht kannte. Aber sie neigte sich nur betend ein wenig unter dieser Last und erhob sich dann schnell, um heimzugehen; denn im Chor begannen die Mönche ihre hallenden Gesänge, und sie bemerkte auch, daß die Dienerin in ihrer Langeweile mit den Kerzen des Seitenaltars zu spielen begann. — —

Tanzende Bauern — Leo v. Welden

Kirmeß — Blasius Spreng

Der Frühling war in der Luft zu fühlen, die Sonne, nun hinter Wolken verborgen, hatte die braunen Hänge zur Seite der Straße vom nassen Schnee entblößt, und die Pferde waren bis an die Flanken, ja bis an die Bäuche hinauf mit Schlamm bespritzt, als des Heiligen Römischen Reiches junger König seiner Königin entgegenritt. Jenes Medaillon mit ihrem Bildnis hatte er längst vergessen, er sah überhaupt in dem ganzen nur eine List seiner Mutter, die unerbittlich wie die Natur seine Pläne von ihrer kühnen Höhe herunterziehen und in den Dienst des Geschlechtes stellen wollte. So war sein Antlitz, trotzdem die Vögel auf den Bäumen sangen, hart, und der fest geschlossene Mund hätte den Wienern wieder gewiß nicht gefallen. Auch sein Gefolge, fünf Panduren in roten Röcken, mit pechgewichsten Bärten, sah grimmig drein. Nur der Adjutant saß fröhlich auf seinem viel zu hohen Pferd. Er hieß Graf Kolensky, und sein Gesicht war rund und rosig wie das eines Spanferkels.

Als der Zug um die Ecke bog, von der aus die Straße nach unten führte, um in der Ferne wieder anzusteigen, erblickten sie auf der gegenüberliegenden Höhe ein Gefährt, das langsam hinter den Bäumen hervorkam. „Da kommen's, königliche Majestät!" rief der Kolensky und hüpfte im Sattel vor Vergnügen. Joseph, dessen Herz plötzlich heftig zu schlagen anfing, fragte unnötigerweise: „Wer denn?" Er hatte doch gute Augen und mußte erkannt haben, daß es eine Karosse war, mit zwei weißen Pferden bespannt und von allerlei Reitern umgeben. Er begann nun mit seiner Eskorte schneller dahinzutraben, und als sie schon den Kutscher und seine Peitsche, sie war weiß und dünn, auf dem entgegenkommenden Fahrzeug unterscheiden konnten, da winkte der König aufgeregt mit der Hand, daß sein Gefolge zurückbleiben solle. Der dicke Kolensky gab den Befehl schmunzelnd weiter, und die Panduren mit ihren Nußknackergesichtern zügelten die Rosse. Joseph ritt nun allein auf der Straße voraus. Doch sei es, daß sein Pferd die Unruhe des Herrn spürte oder daß es dessen rasche Handbewegung erschreckt hatte, es begann plötzlich zu tänzeln und in seiner Weise Kapriolen zu machen, endlich aber in vollem Laufe auf die Karosse zuzusprengen, so daß es Joseph nur mit Mühe kurz vor den Schimmeln zum Stehen brachte. Mit rotem Kopf und keuchend sprang er aus dem Sattel, ein Bursche aus dem Gefolge der Prinzessin lief herbei, verneigte sich tief und nahm ihm die Zügel aus der Hand, er selber aber eilte zu der Kutsche, deren Schlag nun auch schon geöffnet wurde.

Die Prinzessin entstieg ihr ein wenig befangen und mit fragenden Augen. Sie war nicht so schön wie auf jenem Medaillon, dafür ging gleichsam eine gütige Wärme von ihrem ganzen Wesen aus und alles an ihr, das gescheitelte braune Haar, das Reisegewand, war unmodisch, aber einfach und ruhig. „Buon giorno, Signore", sagte sie.

Höchst merkwürdig für die Umstehenden war, wie sich Joseph benahm. Er breitete die Arme aus, um sie zeremoniell zu umfangen, trat aber wieder einen kleinen Schritt zurück, stammelte unzusammenhängende Worte und wäre wohl gar in den Schlamm der Straße gekniet, wenn ihn Isabella, tief errötend, nicht aufgehalten hätte.

In einem nahen Baume begann ein Fink zu pfeifen, der Wind sang in der Ferne wie eine starke Musik, und über das Antlitz der beiden ging ein Leuchten, als ob die Sonne aus den Wolken getreten sei. Dem war aber nicht so.

Nun hatte sich auch der dicke Kolensky von seinem viel zu hohen Pferd herabgelassen und kam, die Zungenspitze zwischen den Zähnen, über die vielen Pfützen der Straße herangehüpft, um seiner neuen Königin die Reverenz zu machen. Er sprang aber oft zu kurz, und da er bei jedem Spritzer auf seine pralle weiße Hose ein klägliches Gesicht schnitt, konnte sich Isabella des Lachens nicht enthalten, auch Joseph, der sie noch immer umarmt hielt, stimmte mit ein, das italienische Gefolge schüttelte sich vor Lachen, und selbst die Panduren lehnten sich in ihren Sätteln zurück und lachten, ihren martialischen Bärten zum Trotz, aus vollem Halse.

Das Fremdwort

Hugo Wolf las sehr gern die Romane Walter Scotts.

Eines Tages stieß er dort auf das Wort „Usquebaugh". Beim weiteren Lesen erkannte er, daß dies wohl ein alkoholisches Getränk sein müsse.

Von jetzt an fragte er jeden Bekannten: „Kennen Sie ‚Usquebaugh'?" Keiner kannte es natürlich, auch in der Apotheke war das Getränk nicht zu haben.

„Lassen Sie es aus Britannien kommen", befahl Wolf dem Apotheker. Die Sendung kam in zehn Flaschen, unter dem wurde nichts verschickt. Trotz seiner geringen Barmittel bezahlte der Komponist diese Flaschen und lud sämtliche Freunde zur Vertilgung dieses abscheulich schmeckenden Schnapses, der nur mit Safran gefärbt ist, ein.

Kinderlandverschickung der N.S.V.

Aus der Schule

Der Lehrer erklärt, daß alle Titel, die mit „al" enden, hohen Würdenträgern angehören. Er zählt Beispiele auf: General, Admiral, Kardinal. — „Wer weiß noch ein Beispiel?" fragt er dann. Zeigt der kleine Fritz auf: „Herr Lehrer, der ... Zitteraal!" *Ho*

Durch die Blume

„Stimmt es, daß Müller Sie einen Dummkopf genannt hat?"

„Nur durch die Blume!"

„Wieso?"

„Er meinte, bezüglich Intelligenz hätten wir einander nichts vorzuwerfen!" *Ho*

Die gute Medizin

Junger Mann: „Vielen Dank, Herr Doktor, für Ihre Medizin!"

Arzt: „Das freut mich! Haben Sie sie auch fleißig genommen?"

Junger Mann: „Ich nicht, aber meine — Erbtante!" *Ho*

Nicht der Rede wert

In einem Bad hat ein Schwimmer einen Nichtschwimmer, der sich zu weit hinausgewagt hatte, vor dem Ertrinken bewahrt. Dieser bedankt sich: „Vielen Dank, Sie haben mir wirklich das Leben gerettet!" Worauf der Schwimmer höflich erwidert: „Aber bitte, nicht der Rede wert!" *Ho*

Ja dann!

Bettler: „Glauben Sie mir, gnädige Frau, ich habe ein ganzes Jahr lang dem Alkohol den Rücken gewandt."

Alte Dame: „Das war brav von Ihnen! Und was taten Sie damals?"

Bettler: „Ich fuhr einen Bierwagen."

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Seligkeit

Friedrich der Große hatte Schlesien erobert und nun bereiste er in seiner Kutsche das eroberte Land. Kam auch in ein Kirchdorf, dessen Pfarrer mit Kindern reich gesegnet war. Guter Laune versuchte der alte Fritz die Schlagfertigkeit des Geistlichen.

„Hofft Er selig zu werden?"

„Nein, Majestät", repliziert der Pfarrherr.

„? ? ?"

„Es steht geschrieben, Majestät, du sollst nicht in mein Reich kommen, wenn du nicht alles bezahlt hast. Ich aber habe Schulden und bei 12 Kindern kann ich an ihre Bezahlung nicht denken. Folglich kann ich nicht selig werden."

Knurrend fährt Friedrich ab. Am nächsten Tag bekommt der Pfarrer einen Geldbrief mit 300 Talern. Und obenauf liegt ein eigenhändiger Brief Friedrichs:

„Wenn Er jetzt noch nicht selig wird, soll Ihn der Teufel holen. Friedrich R."

„Sakra, is de neue Kellnerin sauber! Da fühlt ma si glei wieder jung!"
„O mei, Xaver, was san Gefühle — die Jugend verlangt Beweise!"

Geistvoll

„Guten Abend, Fräulein Zimmermann!"

„Ich bin nicht Fräulein Zimmermann."

„So?"

„Nun, wollen Sie sich nicht wenigstens entschuldigen?"

„Aber gewiß! Sobald ich Fräulein Zimmermann sehe."

Die das Leben kennen

Ein junger Mann mit geringem Einkommen warb um die Liebe einer verwöhnten, vielumworbenen jungen Dame. Seine Mutter sagte zu ihm: „Du wirst viel arbeiten müssen, Franz, wenn du das Mädchen erringen willst!" Sein Vater fügte hinzu: „Und noch viel mehr, wenn du es errungen hast!"

Das Schlimmste zu befürchten!

Vater (am Telephon): „Unser Junge ist krank; kommen Sie doch bitte sofort!"

Arzt: „Tut mir leid! Vor einer Stunde unmöglich!"

Vater: „Aber, Doktor! Ich befürchte das Schlimmste für den Jungen!"

Arzt: „Ist es so ernst?"

Vater: „Ja, Doktor! Meine Frau studiert in dem Buch: ‚Was tue ich, ehe der Arzt kommt!' Bedenken Sie doch!!"

Aus einem Aufsatz

„Wo bliebe die Phantasie des Liebenden, der sich an den schönsten Gaukelbildern des zukünftigen Zusammenlebens mit seiner Erwählten weidet, wenn er voraussehen würde, daß sie frühzeitig ins Grab sinken würde oder daß er vielleicht gar vierzig Jahre und noch länger oder auch kürzer an sie gebunden wäre."

Erlebnis im Warenhaus

„Was sagte die hübsche Verkäuferin, als du ihr einen Kuß raubtest?"

„Sie sagte: Ist das alles für heute?"

Unter Kollegen

„Also, von Stegemann erscheint jetzt ein historischer Roman?"

„Stimmt."

„Und wer ist der Held?"

„Der Verleger."

Der Häßliche

„Ich möchte eine Vergrößerung meiner Photographie bestellen!"

„Hm — weshalb?"

Das erste Geld

„Vater, ich habe heute zum erstenmal in meinem Leben Geld verdient."

„Ausgezeichnet, mein Junge! Wie hast du es denn gemacht?"

„Ich habe eine Wette verloren und dann nicht bezahlt."

„Der ganze Wald ist voll Liebespärchen — nimm dir ein Beispiel, Erwin!"

„Unmöglich, dazu hast du zuviel Proviant mitgenommen!"

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

DIE FOTO-SEITE

Ästhetische Belange im Sportbild

Das Olympische Jahr 1936 bringt für die Amateur-Fotografie eine gewisse Verpflichtung, die sich auf eine intensivere Beschäftigung mit der Sportfotografie bezieht. Wir Amateure sind ja nicht auf bloße Aktualität angewiesen, sondern wir werden im Sportbild nach anderen Gesichtspunkten werten, die ihm Vertiefung und Verinnerlichung bringen. Wir geben also nicht nackten Abklatsch der Wirklichkeit, sondern wir streben nach Schönheit. Gerade hier kommt der Sportfotografie noch eine Notwendigkeit zu wesentlicher Arbeit zu, indem der Fotografie mehr auf den Grund ihrer spezifischen Wesenseigenheiten gegangen wird.

Uns fesseln am Sportbild Schönheit von Bewegung und räumlicher Orientierung. Wir werden nach einer dominierenden Formulierung vitaler und dynamischer Momente streben. Dynamik als Zeichen für Linienaufbau und Richtung, Vitalität als Ausdruck innerer Kraft und inneren Strebens.

Dynamik ist für die Fotografie ein heute geläufiger Begriff. Seinen klarsten, aber auch trockensten Ausdruck findet er in diagonaler Richtung, die vielfach rezeptartig als Mittel lebendiger Bildauffassung empfohlen wird.

Wenn wir in der Sportfotografie einen Lauf darstellen, so ist die Bewegungsrichtung in diagonaler Führung über das Bildfeld durch entsprechende Wahl des Aufnahmestandpunktes ohne weiteres so ausdrückbar, daß ihr formal höchste Lebendigkeit zukommt. Beim Turnen finden wir in der Körperhaltung, insbesondere in der Richtung der Gliedmaßen des Darzustellenden ein äußeres Ausdrucksmittel für Dynamik als einen Inhalt des Sportes; hier kommt es auf Wiedergabe des günstigen Augenblickes an, und Schußbereitschaft wird zum technischen Erfordernis.

Hatte man bisher diese Belange dynamischer Darstellungsform als das A und O gestalterischer Bestrebungen in der Fotografie gesehen und ausschließlich auch auf das Sportbild bezogen, so wird eine Erweiterung dieser Gesichtspunkte infolge einer heute mehr verinnerlichten Auffassung fotografischer Darstellung notwendig, indem wir hinter der Form eine belebende Kraft sehen, die überhaupt erst Formwerdung zuläßt. Dieser Motor des Ganzen bedeutet für uns Vitalität.

Vitalität ist Lebenswille mit gestaltender Tendenz. Über ihr liegt eine bestimmte Aufgabe, die notwendig wird, um dem Formalen Richtung zu weisen. Diese Zielstrebigkeit ist letzten Endes die Führung, unter der ein Chaos verhindert wird.

Wir sind in der Fotografie und insbesondere im Sportbild an die Form gebunden. Wir nehmen sie als Repräsentant aller Innerlichkeit, indem in ihrer Gestalt Sprache von Harmonie und Schönheit, Empfinden von Rhythmik und Ausdruck liegen. Der Form im Sportbilde kommt insbesondere die Eigenschaft größter Veränderlichkeit zu. Hier hilft die schußbereite Kamera zu erfolgreicher Wiedergabe günstiger Momente aus einer langen Kette verschiedenster Bewegungsphasen, aus der wir auszuwählen haben. Doch allein mit der dadurch bedingten schnellen Arbeitsweise ist es noch nicht getan, wenn wir im wesentlichen fotografisch-gestalterische Gesichtspunkte den rein reproduktiven voranstellen. Fotografisch gesehen entstehen ja alle Formen erst durch das Licht. Die Menge ist dabei ausschlaggebend, und von ihr aus schließen wir auf die Form und den Stoff, aus dem sie aufgebaut wird. Zugleich aber bedeutet das Licht für die Form eine grundlegende Vermittlerin von Gestalt und Körperlichkeit. Das Licht also ist Schöpfer von Plastik, Aussehen, Tracht und damit des Lebens überhaupt.

Lebensvoll fotografieren bedeutet also, daß wir das Licht in seiner Richtung so wählen, daß es in möglichst starkem Maße unser Objekt zur Geltung kommen läßt. Bei der Sportfotografie kommen wir so notwendig zu seitlicher Beleuchtung. Seitenlicht schafft hier auf dem Körper des Darzustellenden eine reiche Skala verschiedenster Tonwerte und rückt dadurch das eigentliche Motiv unbedingt in den Vordergrund.

Es ist nicht gleichgültig, von welcher Seite her das Licht einfällt. Wenn wir Hell und Dunkel nebeneinander vorfinden, so wird unser Auge beim Betrachten dieser Kombination stets vom Dunkeln zum Hellen wandern. So erkennen wir, daß durch die Tonabstufung bereits eine ganz bestimmte Richtung bedingt ist.

Diese Richtung bleibt auch bei unseren Sportaufnahmen im Seitenlicht bestehen. Das Auge strebt dem Lichte zu. Neben dieser unabhängig von Linie und Inhalt vorhandenen Richtung ist eine zweite durch die Bewegung im Motiv selbst gegeben. Im Interesse einer geschlossenen Wirkung haben beide einander identisch zu sein, dürfen sich aber nicht gegenseitig stoßen. Wir werden also z. B. einen Läufer so fotografieren, daß ihn das Sonnenlicht von vorn trifft. Dann liegen die lichten Partien in der Richtung seiner Bewegung und weisen ihm gleichsam vorauseilend den Weg.

Um diese formalen Beziehungen, hinter denen im Grunde jedoch zu empfindende Innerlichkeit ruht, klar und sprechend zu geben, wird eine reine Formwiedergabe erstrebenswert. Der Mensch muß für sich allein im Raume stehen; wir werden höchstens die Wiedergabe der notwendigsten Gegenstände zulassen, zu denen er in unmittelbarer Beziehung steht. Aber auch sie sollen sich nicht vordrängen, sondern es genügt vielmehr eine Andeutung. Alles andere ist nach Möglichkeit auszuschließen.

Das bezieht sich im besonderen auf den Hintergrund. Wir werden ihn teilweise durch Unschärfe zurückdrängen, kommen aber noch besser zum Ziele, wenn wir ihn möglichst ganz und gar ausschließen. Das gelingt am besten durch Wahl eines tiefen Aufnahmestandpunktes, wobei der Himmel zum Hintergrund wird.

So sehen wir, wie im Sportfoto nicht allein das reproduktive Moment ausschließliche Bedeutung gewinnt, sondern gerade hier gestalterische Belange in den Vordergrund rücken, die einer Betonung von Vitalität und Dynamik als wesentliche Inhalte des sportlichen Motivs dienen. Neben kühler Technik kommt auch Innerlichkeit zu ihrem Recht, und erst beides schafft die fotografische Leistung.

Fotografieren, wie unser Auge empfindet

Man liest es in Lehrbüchern: Die Kamera muß waagerecht gehalten werden. Sonst entstehen „stürzende Linien", das heißt die Senkrechten laufen nicht mehr parallel.

Von dieser „Regel" müssen wir uns frei machen! Richtet sich etwa unser Auge auch darnach? Und warum sollten wir nicht auch so fotografieren können, wie unser Auge empfindet? Fotografieren Sie einmal ein Porträt, indem Sie die Kamera unter Augenhöhe aufstellen und etwas nach oben neigen oder stellen Sie einen Turm dar, indem die Kamera schräg nach oben gerichtet wird. So entstehen neue Wirkungen. Das Abgebildete erscheint gewaltiger und entspricht zugleich unserem eigenen Empfinden, das ja auch keine „Regeln" kennt, sondern sich den Gegebenheiten anpaßt.

Die Fotografie verlangt also ein ganz bestimmtes Sehen. Licht und Schatten sind die wesentlichen Komponenten. Sie werden an den Dingen unserer Umwelt aktiviert, und indem wir relativ wenig darstellen, uns ganz auf ein Motiv beschränken, es aus seiner Umgebung herausschälen, gelingt eine sprechende Wiedergabe dieser Hell-Dunkel-Werte. Dieses „Geheimnis" der Fotografie — hier so einfach formuliert — will durch ausdauernde Übung verstanden sein. Kritische Bildbetrachtungen und eigenes Schaffen sind die besten Mittel dazu. Die Technik gibt das Grundgerüst.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. I. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10. zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Patrioten an der Seine

Rubey

„Sie singen die Internationale . . ."
„Aber Gott sei Dank auf französisch!"

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 30

Bildnis des Müllers Jacob Wilder

Johann August Krafft †

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / Nr. 30

Hausmann und das Schicksal

Von Franz Böck

Mit kleinen, zögernden Schrittchen schlüpfte Gustav Hausmann aus der steinernen Kälte des dunklen Hausflurs in die bunte, laute Großstadtdämmerung hinein. Wie ein Käfer, der zum erstenmal aus dem Dunkel der Erde kommt und auf der Spitze eines Halmes die ersten Züge Sommerluft in sich hineinpumpt, dann die Flügel spreizt und probt und alle Erdenschwere hinter sich zurück läßt, so stand Gustav Hausmann unter der Türe des ehrwürdigen Handelshauses der Herren Gebr. Kellhammer, Lederwaren en gros; nur Flügel spreizte er keine, das war von einem Buchhalter, an dem 27 Jahre Dienstjahre klebten, zu viel verlangt und die Luft, die er in sich hineinpumpte, enthielt mehr Benzin und Staub als Sommer. Aber für sein anspruchsloses, kleines Leben genügte es, er fühlte sich ein bißchen freier und wohler, als oben in den schrecklichen Büroräumen. Trotzdem, dieses Zerschlagensein, dieser Mißmut und der summende brummende Schädel waren immer noch schlimm genug. Abend für Abend war das so, seit 27 Jahren; Sonn- und Feiertage und jährlich drei Urlaubswochen abgerechnet.

Heute schien ihm sein trostloser Zustand ärger denn je, die Gedanken durchwühlten sein schmerzendes Hirn in wirrer, zusammenhangloser Folge, sie hatten Eigenleben; Hausmann ließ dumm verwundert ihren tollen Wirbel über sich ergehen. Er lehnte gegen die Stange der Straßenbahnhaltestelle. Sie trug viele Nummern, hier trafen sich eine Menge Linien. In regelmäßigen Abständen stauten sich zitternde Wagen und ungeduldige Menschen und warteten auf das Freizeichen, um sich dröhnend und stampfend wieder vorwärts zu werfen, es war wie die Pause zwischen zwei Atemzügen. Hausmann sah das alles längst nicht mehr, heute weniger denn je, er fühlte nur stumpf den Hexentanz seines heißgelaufenen, müdegedachten Hirnes. Schlafen — Träumen — Höhepunkte seines Alltags!

Straßenbahnen krochen langsam heran, bunte Lichter, beleuchtete Nummern an den Stirnen. Gustav Hausmann glaubte, seine Beine stiegen völlig von alleine ein. Die Helle im Wageninnern tat ihm weh, er sah einen freien Sitzplatz, fegte im Hinsteuern einem älteren Herrn den Hut vom Kopf, lächelte hilflos und war froh, als er saß. „Endstation" verlangte er, zahlte und nahm den Fahrschein wie ein Automat, dann versank er in Lethargie.

Er überhörte die Entschuldigung wegen eines Fußtritts ebenso wie — schlimmer für ihn — das Ausrufen der Haltestellen. Häuserreihen fegten in der hellen Großstadtnacht an ihm vorbei, die er höchstens zweimal in seinem Leben gesehen, Straßen wurden genannt, deren Lage im Stadtplan er nie zu bestimmen gewußt hätte. Das Schicksal, das ihn zu unheilvollem Erleben erwählt hatte, schien ihn mit dichten Schleiern zu umgeben, damit keine Wirklichkeit zu ihm drang, die ihn aufstörte und entrinnen ließe.

Allmählich wurde die Menge der Zusteigenden kleiner, im Wageninnern wurde es ruhiger und leerer und Hausmann begann langsam zurückzufinden. Als er an der Endstation, nicht ohne erst vom Schaffner gestupst zu werden, als Letzter ausstieg, wachte er endgültig auf.

Und starrte mit schreckensweiten Augen die völlig fremde Gegend an. Eine Vorstadtstraße, menschenleer, schlecht gepflastert. Altmodische Glaslaternen flackerten, arme, kleine Häuschen standen geduckt, aber Hausmann sah nur die Eisenbahnbrücke — —

Wie seltsam unheimlich solch nächtliche Eisenbahnbrücke ist! Festes, dichtes Geländer, damit keiner hinunterstürzt — — oben darauf schräge, engmaschige Gitter mit großen Warnungsschildern, damit keiner an die Hochspannungsleitung kommt — — — wie der Asphalt glänzt im flackernden Licht!

Da steht ja einer, was der für einen hellen Mantel anhat — warum geht er denn nicht? — man bleibt doch nicht stehen auf einer Eisenbahnbrücke — den Zug unter sich durchfahren sehen? Das tun doch nur Kinder — ja was macht er denn — — um Gottes willen! — —

Hausmann hatte geschrien, der andere, den er am Kragen hielt, blieb stumm. Der schmächtige Buchhalter mußte einen ziemlichen Sprung gemacht und sehr sicher und kräftig zugegriffen haben, als er den im hellen Mantel vom Schutzgitter herabriß.

So sieht man aus, wenn man sich das Leben nehmen will? dachte Hausmann verwundert und sah sich den Helden an wie ein seltenes Tier, das er gefangen hatte. — Ein Gesicht, leuchtend gelb, die Haut wie aufgequollen, Hausmann sah es deutlich unter der Laterne, die Lippen hatten nicht die geringste Farbe, sie standen klaffend auseinander. Überhelle, verwässerte Augen, rund hervorquellend, die nichts ansahen. Er stand auf wankenden Beinen, stumm und glotzend, sein Geist schien den tödlichen Sprung bereits ausgeführt zu haben und das, was Hausmann da am Kragen hielt, war nur mehr die leere Puppenhülle.

Hausmanns Schrei hatte Leute herbeigelockt; sie kamen gerannt, von der Straßenbahnhaltestelle, von den kleinen Häuschen. Da machte der Gelbe eine Bewegung, als wolle er die Hand am Mantelkragen abschütteln, aber die Geste blieb so kraftlos, daß Hausmann dachte, der ganze Mensch sei wie Sulze. Der Leute wegen fing er an rasch zu gehen, den Gelben vor sich herstoßend und leise auf ihn einredend. Sinnloses Zeug von Dummheiten machen und Helfenwollen und schon wieder Einrenkenlassen. Der andere taumelte, wie ein Falter, der dem Licht zu nahe kam.

Am Ende der Brücke bogen sie um eines der Häuschen in die Querstraße ein. Die Menschen waren zurückgeblieben.

•

Else Hausmann wärmte das kaltgewordene Abendessen auf, öffnete die Flurtür und horchte ins Treppenhaus hinaus, sah zum Fenster hinunter, verglich die Standuhr mit ihrer Armbanduhr und war ein bißchen fahrig.

„Nacharbeiten", dachte sie erst. Aber warum ruft er dann nicht an? Sie versuchte sich vorzustellen, wie das bei Gustav im Büro wohl war — „wird eine Besprechung mit dem Chef haben, da kann er natürlich nicht mittendrin wegrennen, ans Telephon, wo Kellhammer immer gleich so eklig ist."

Allmählich züngelte Angst in ihr hoch, zuerst uneingestanden, mit Vernunftgründen niedergehalten.

„Ich brauche ja bloß selbst anzurufen, ob er noch da ist." Als sie den Hörer wieder auf die Gabel legte, war sie blaß.

Wieder trat sie vom Fenster zurück. Es war zu dunkel geworden, um noch jemanden draußen erkennen zu können. Sie mußte sich am

Rattenberg a. Inn — Theodor Heck

Fensterrahmen festhalten. Ihre Knie taten nicht mehr recht mit. Ein Gedanke wuchs in ihr —

„Er ist so leicht verzagt, ist nie richtig lustig; was im Büro vorfällt, nimmt er alles so schwer. Und mit dem jüngeren Kellhammer verträgt er sich nicht. Erst vorgestern mußte es wieder Schlimmes gegeben haben. Er war heimgekommen, hatte kein Wort gesprochen, das Essen nicht angerührt, sondern saß nur da, das Gesicht in die Hände vergraben. Allmählich hatte sie dann herausbekommen, daß ein grobes Versehen entdeckt worden war und Kellhammer ihn als allein dafür verantwortlich erklärt hatte."

Diese Sache war durchaus noch nicht erledigt, das wußte sie; wie, wenn heute noch ein schlimmes Nachspiel gewesen war? Ihre Angst hatte Gestalt angenommen, furchtbare, lähmend schreckliche Gestalt.

„Gustav ist so empfindlich, Gustav nimmt sich solche Angriffe auf seine Berufsehre so schrecklich zu Herzen — „ich mache das nicht mehr lange mit!" hat er neulich gesagt — Gustav hat doch einen — Revolver." (Sie haben ihn damals angeschafft, als sie das Einfamilienhäuschen am Rande der Stadt mieteten, ängstlich wie sie beide sind.) —

Mit einem Satz war sie am Schreibtisch; während sie die Papiere mit beiden Händen herausriß und die Schublade umstürzte, flehte sie, betete sie: „lieber Gott, laß den Revolver noch da sein, laß ihn finden" — ihr Blut ebbte wieder zurück und ihr Blick wurde klar, als sie die Waffe in der Hand hielt.

Sie mußte sich setzen, sich zu erholen auf diese fürchterliche, ja eigentlich unsinnige Vorstellung hin. Gustav wird doch wegen eines beruflichen Verdrusses nicht sein geordnetes, in gewissem, bescheidenem Sinne behagliches Leben wegwerfen, sie ist doch auch da und ihre lange Ehe war noch nie ernstlich getrübt gewesen. Man hing doch aneinander. Wie oft hatte Gustav gesagt, er hielte allen Jammer nur ihretwegen aus, sie mache ihm das Leben leicht! — Und Zukunftspläne hatten sie! Wenn sie alt werden, — Gustav bekommt eine Rente und Ersparnisse hatten sie auch, die würden ja bis dahin noch beträchtlich anwachsen, dann ziehen sie weg aus der großen Stadt in seine Heimat, ein kleines hübsches Städtchen, ein kleines hübsches Haus, ein Gärtchen, oft sprachen sie davon. So Schlimmes, wie sie vorhin dachte, ist also ganz unmöglich. Aber solche Ideen kommen einem, wenn in einem peinlich geordneten Leben einmal eine Kleinigkeit nicht klappt!

— — „Ja aber — es könnte ihm ja auch etwas zugestoßen sein! Das war sogar viel eher möglich als dieses Schreckliche. — Wenn er sich zu arg aufgeregt hat — oder wenn er wieder recht zerstreut war, auf der Straße —" Ihr Finger drehte die Nummernscheibe, die Polizeiwache ist am Telephon.

„Nein, nichts bekannt, es liegt kein Verkehrsunfall vor — nein, auch nicht — wie? — ein Herr Hausmann — nein, nichts bekannt, bitte sehr!"

Da stellte sie das Essen endgültig beiseite und rannte fort in kopfloser Angst.

— Eine Viertelstunde später lehnte sie zitternd an einer Hausecke. Von dem Redeschwall, der aus drei weiblichen Mündern auf sie einströmte, hörte sie nur abgerissene Worte. Sie hatte die Sprecherinnen gestreift, als sie aus einer Straßenbahn ausstiegen, und ihr in aufgeregten Tönen geführtes Gespräch gehört. Sie hatte die eine am Arm gefaßt und gefragt und ihre Sorge genannt. Und nun brandete eine Flut von Worten auf sie ein.

„Ja, von der Eisenbahnbrücke — nein, wir haben's ja nicht selbst gesehen" — „es muß schrecklich gewesen sein" — „aber es ist doch einer hinzugelaufen" — „aber er hat ihn doch nicht mehr erwischt" —

Glashütte im Bayerischen Wald **Reinhold Koeppel**

„doch, doch, die Frau hat die beiden doch weggehen sehen" — „nein, sie hat doch den Schrei gehört — —"

Else rannte in die Richtung der Eisenbahnbrücke.

•

Gustav Hausmann brachte währenddessen den armen Teufel mit einer Autodroschke zu sich in seine Wohnung. Der lebensuntüchtige, leicht aus dem Konzept gebrachte Buchhalter wußte sich nicht anders zu helfen. Er mußte sich dieses Menschen annehmen, den ihm der Zufall in die Hände gespielt hatte. Ihn einfach auf irgendeine Polizeiwache oder Rettungsstation abzuschieben, daran dachte er nicht. Er mußte helfen, er selbst, er allein, sonst wäre er nicht zum Retter ausersehen worden.

Zunächst mußte der Unglückliche zu essen bekommen, dann würde er sicher gesprächig werden; bis jetzt hatte er noch nicht einen Ton gesagt, sondern sich willenlos ins Auto verfrachten lassen. Und Else mußte endlich wissen, was los war, sie wird sich schon zu Tode ängstigen. Sicher weiß die Rat, wie man am besten hilft. Else weiß immer Rat, was finge er ohne Else an!

Ein kleiner Schreck durchfuhr ihn, als er sie nicht zu Hause vorfand. Wird ihn suchen gegangen sein. Sinnlos!

Nun war er mit dem Selbstmörder allein in der Wohnung. Er getraute sich nicht, ihn aus den Augen zu lassen und wollte ihm doch Essen bereiten.

Stumm mit glasigen Augen stand der Unheilvolle, als ginge ihn dies alles nichts an. Hausmann nahm ihm den Mantel ab, wickelte ihn in seine eigene mollige Hausjacke und drückte ihn in den Lehnsessel.

Wie? Hatte er sich nicht verhört? Der Arme hatte tatsächlich „danke" gesagt und seinen Retter dabei zum erstenmal angesehen! Sein Blick schien sich gefestigt zu haben. Da konnte Hausmann es wagen, die Tür weit offen lassend, in die Küche zu gehen.

Wie drückend es in der Wohnung war, sein Herz klopfte unruhig. Hier und da warf er schräge Blicke ins Wohnzimmer nach dem Fremden. Die Stehlampe erhellte nur eine Ecke des Zimmers, Hausmann wußte selbst nicht, warum er nicht die Deckenbeleuchtung eingeschaltet hatte, aber es mochte Gewohnheit sein. Nun, in diesem konzentrierten Licht war der Selbstmörder nicht mehr der Schwankende, Schmächtige, schwarz und unheimlich hob sich seine Silhouette aus dem Lichtkreis. Hausmanns dunkle Jacke an Stelle des gelben Mantels mochte den veränderten Eindruck verstärken.

Hausmann lenkte den Blick wieder auf das zum zweiten Male auf-

gewärmte Abendessen. Er hatte alle Hände voll zu tun bei der ungewohnten Arbeit.

Der Fremde saß reglos im Schein der Lampe.

Da, war es nicht, als ob sein Blick ein bestimmtes Ziel erfaßt hätte, als ob er nicht mehr nur so ins Leere starrte?

Gleichzeitig überhörte Hausmann ein Geräusch an der Flurtüre. —

Die Silhouette des Fremden hatte sich riesenmäßig vergrößert, nun verdeckte sie den Lichtkreis nahezu vollständig, nur über den Rücken der Figur lief heller Schimmer und ließ das dunkle Karomuster der Jacke hervortreten. Schwer hatte sich die Gestalt des Unheimlichen mit der Linken auf den Schreibtisch gestützt, mitten in den Wust von Papieren, den Else Hausmann dort verstreut hatte, während die Rechte sich nach einem grausigen Ziel streckte. Wie der Greifer eines Krans umschlossen die Finger das schwarze, kalte Eisen. —

„Gustav!" Else Hausmann war unter der Tür gestanden, hatte die dunkle, karierte Jacke und die Rechte mit dem Revolver gesehen. Als sie schreiend diesen Arm herunterriß — schon hatte er sich gegen die Schläfe gebogen —, da lag der Finger gerade am Abzug. —

— Das Dröhnen des Schusses war nicht verklungen, die Erschütterung noch nicht verebbt, da hatte Else Hausmann Angste, Aufregung und Zukunftspläne hinter sich. Mit etwas einfältigem Lächeln lag sie auf dem Teppich und nur der kleine, rote Tropfen zwischen Hals und Kinn störte ihr friedliches Aussehen. —

Diesmal kam Gustav Hausmann zu spät. Diesmal half kein Hochspringen und Haschen nach dem Rockkragen, als der Fremde auf dem Fensterbrett stand, den Bruchteil einer Sekunde war er zu spät daran. Und der Aufschlag, der von der Straße heraufscholl, war wie das letzte Verhallen des verirrten Schusses.

WELTREISE ZU FUSS

Von Hermann Linden

Für den Passanten Berliner Straßen ist das Verlangen nach dem Idyll eine alltägliche Regung, welche die Jahreszeiten der schönen Tage bis zur Leidenschaft steigern können. Wer, eingeklemmt zwischen Menschenreihen und Fahrzeugkolonnen, die Ohren voll vom Donner und Doria, die Schritte automatischen Lichtern unterlan, könnte jener stummen, aber allmächtigen Verlockung widerstehen, welche ein Stück blauen Himmels, vereint mit der Zärtlichkeit einer weichen Luft, auch in die geschäftigsten Straßen versendet — insofern er nur ein halbes Stündchen Zeit hat oder es sich gegen die feste Ordnung eines aufgeteilten Tages nimmt? Berlin befriedigt diese bokulische Neigung großzügig. Zahllose Seitenstrecken führen ins Grüne, zur Stille, zur Natur, zur Beschaulichkeit.

Es war zwei Stunden nach Mittag. Die „Regung" hatte mich wieder bestrickt. Der Tauentzienstraße, diesem „Übungsfeld im Gänsemarschgehen", war ich, sobald ich am Ende angelangt war, also wieder das natürliche Gangtempo einschlagen konnte, freudig entwichen. Schon nach wenigen Minuten war ich zu gesuchter idyllischer Muße gelangt, die Lärm und Weltstadthetze abgelöst hatte. Auf Bänken hatten sich Menschen niedergelassen — die Hände gefaltet, die Augen bis auf einen Spalt zum Blinzeln geschlossen, lustvoll sich der Sonne preisgebend. Einzelne Passanten lehnten am Ufergeländer und starrten in das mit kindlichen Wellen sich weiterspielende Kanalgewässer, das ihnen ihr Spiegelbild allerdings nicht zurückgab. Leuchtende Blütenzweige wippten, sich senkend, den Wellen zu, wobei es ungeklärt blieb, ob leichter Wind sie bewegte, oder ob sie aus eigenem Durstverlangen sich dem Wasser zu nähern versuchten. Die Wärme brütete und scheinbar hatte auch mein Gehirn gebrütet — etwas ausgebrütet. Eine Idee. Jäh war sie aufgezischt, diese tolle Idee, wie eine Stichflamme. Je länger sie aber flammte, phosporeszierend flammte, um so mehr verminderte sich ihr Anschein von Tollheit, um so konkreter wurde sie und schließlich war sie eine durchaus passable Sache geworden — lediglich des fünften Erdteils war ich nicht ganz gewiß — was ja zu Amerika paßt. Ich erhob mich nunmehr von der Bank und begann sie anzutreten, die Weltreise, ohne jegliches Requisit, zu Fuß dazu, hundert Minuten schätzte ich die Reisedauer. Ich wollte versuchen, ob es in Berlin möglich war, allen fünf Erdteilen gegenüber zu kommen, ohne hierzu eines Fahrzeuges zu bedürfen, wobei es einerlei war, was die Kontinente repräsentierte, Mensch, Tier oder Pflanze. Nur lebendig mußte alles sein. Museen kamen nicht in Betracht.

•

Indem ich weiter in den Westen hineinging, war ich nach wenigen Minuten im Osten der Welt. Die Menschen, zwischen denen ich nun weilte, waren klein und zierlich von Gestalt. Die Farbe ihrer Gesichter wechselte vom Dunkelbraun zum Ockergelb. Wer von diesen Menschen aus Japan und wer aus China war, vermochten nur sie selbst zu sagen. Sie glichen sich alle so sehr. Ihre etwas schrägen Augen kennzeichneten die Rasse. Besonders reizvoll waren die Gesichter der Frauen, kleine, runde, sanfte Gesichter. Jahrtausendalte Bescheidenheit las man in ihren Augen. Der Anblick der mondlichtzarten Haut machte den seidigen Ton der asiatischen Bilderlyrik begreiflich. Entzückend standen den Chinesinnen die europäischen Kostüme und die niedlichen koketten Hütchen. Das Innere dieses Restaurants, einer „Chinaküche", war nicht überladen von heimatlichen Symbolen, aber doch voller Zeichen. Die dekorative Ausgestaltung war reich an Zacken, Spitzen und sehr bunt. Landschaften und Sprüche hingen an allen freien Stellen der Wände und eine Eigentümlichkeit der Bilder war es, daß sie alle sehr lang in der Höhe und auffallend schmal in der Breite waren. Figürlich bemalte Lampions hingen zahlreich umher. Wo das Auge hinsah, traf der Blick auf die krausen Zeichen der chinesischen Rätselschrift. Nachdem ich zugesehen hatte, mit welcher Geschicklichkeit die Asiaten mit den Stäbchen ihren Eierreis zu sich nehmen und bemerkt hatte, daß sie auch europäische Spezialitäten, ja sogar Gabel und Messer nicht verachteten, verließ ich das Restaurant, verließ Asien. Noch drei andere Erdteile waren aufzusuchen und ich wußte noch keineswegs, wo sie alle zu finden waren.

Auf dem Feld — R. Koeppel

Innfähre — Hugo Troendle

Afrika allerdings war schnell erreicht. Nach einigen Straßenüberquerungen. Aus diesem Haupt eines Löwen sprach schweigend der schwarze Kontinent, der Erdteil der Naturrätsel und Luftvisionen, der Wüsteneinsamkeit. Er war zwar ein König ohne Reich, der blonde Löwe; gebändigt von menschlicher Gewalt, hatte er trotzdem seine majestätische Würde erhalten in voller Pracht. Mit jener imposanten Gelassenheit, welche die Sphinx-Schöpfer in die ewige Schönheit ihrer Kunstwerke eingefangen haben, lag Herr Nobel in der engen Zelle des Zoo. Nichts kümmerte ihn, weder die Blicke, noch die Worte seiner menschlichen Bewunderer, selbst nicht jener weißhaarige Mann, der zwei Meter von der Zelle entfernt, arbeitend hinter einem Tisch, die Formen des Raubtieres mit Lehm nachknetete. Zuweilen zuckten, wie schläfrig oder gelangweilt, die Lider der gelben Riesenaugen. Sonst bewegte sich nichts an dem gewaltigen Leibe. Aber dann — einige Minuten später! Ich hatte die Raubtierhalle bereits verlassen, ging die Gartenwege entlang, um die Flamingos, die rosageflügelten Traumvögel zu suchen — — plötzlich erreichte mein Ohr jener Laut, der, wenn er in Afrikas Wüsten, Oasen und Dschungeln wild ertönt, jedes lebendige Herz — Mensch sowohl als Tier — mit der Gespensterhand der Panik berührt. Die hungrigen Löwen brüllten! Wenn hungrige Löwen brüllen, rennt man. Ich rannte also. Da ich nicht in afrikanischer Wildnis, sondern im gesicherten Berliner Zoo war, lief ich nicht vor den Löwen fort, im Gegenteil, ich lief auf sie zu. Sie lagen nicht mehr wie Denkmäler in ihren Zellen, sie zuckten nicht mehr schläfrig mit den Augenlidern, vorbei war es mit der Gelassenheit — rohes Fleisch hatte sie verwandelt. Sie gebärdeten sich, als hätte man sie ins Feuer gestoßen. Roter Wahnsinn kreiste in ihren Augen. Tobend schlugen sie mit ihren Pranken wider die Gitterstäbe. Die Springlust der Affen schien in die Tiere der königlichen Ruhe gefahren zu sein. Furchtbare Rachen öffneten, schlossen, öffneten sich. Erst als ein Fleischbrocken, mächtig in der Größe, zwischen die Zähne geraten war, lagerten sich die Löwen wieder auf dem Boden, zerbissen und verschluckten das Fleisch mit einer Gier, die etwas Entsetzliches an sich hatte, von den kopfreckenden Zuschauern indes als höchst amüsantes Schauspiel gewertet wurde. Wer sie fressen sieht, die Löwen, der begreift das Afrika des tausendfachen Todes, der Lebensgefahr auf Schritt und Tritt, des Busch-Grauens.

•

Australien, der kleinste, immer noch am wenigsten erschlossene Erdteil, mußte sich nun repräsentieren. Da ich bei diesem Reisebericht einerseits keine Wiederholungen aufkommen lassen wollte, anderseits kein Zauberer bin, der mit einigen nichtssagenden Bewegungen einem australischen Eukalyptuswald zur botanischen Ergänzung des Tiergartengeländes erstehen lassen konnte, muß ich mich nochmals an ein Tier als Zeugen halten.

Ich traf dieses Tier in einer glasgedeckten Halle, in der ein zeternder Lärm tobte, als stimme eine mitgliederreiche Kapelle ihre Instrumente.

Es war das Vogelhaus des Zoo. Der Repräsentant des kleinsten Erdteils war ein kleiner Nasenkakadu, ein weißer Märchenvogel, der an Kopf und Hals sonderbare rote Flecken hatte, die gar nicht recht hinzuzugehören schienen. Man konnte auf den Gedanken kommen, der Kakadu habe seinen Kopf neugierig in ein Glas Korallentinte gesteckt; ganz besonders bei diesem Kakadu. Er war ein tolles Kerlchen. Er ruhte und rastete nicht, sobald er einen Zuschauer hatte. Was sein Nachbar, ein den krummen Schnabel im azurblauen Gefieder verbergender Misanthrop, dem entzückten Publikum an Aufmerksamkeit schuldig blieb, wähnte dieser kleine Kobold wieder gut machen zu müssen. Er hüpfte umher, übertänzelte die Stange, kletterte das Gitter Stab um Stab auf und ab. Er war ein Menschenfreund und suchte seine Neigung ständig auf die reizendste Art zu beweisen. Er streckte öfter ostentativ das Füßchen mit gespreizten Zehen durch das Gitter heraus — wie ein Händchen, das sich zum Gruß hinstreckt und ergriffen werden will.

•

Amerika war noch zu erreichen. Ich hätte hier im Zoo nur weiter zu gehen brauchen — aber so leicht wollte ich es mir nicht machen. Ich verließ also den Tiergarten, ging wieder Straßen entlang. Wo würde ich nun Zeugen des fünften Erdteils treffen? Am indischen Teehaus kam ich vorbei, aber Asien lag hinter mir. So sehr ich auch Gedanken und Gedächtnis anstrengte, es fiel mir nichts ein. Der Plan schien zu scheitern. Eine Idee, originell, aber nur dann real zu werten, wenn ihre Ausführung lückenlos gelang, schien als Torso zu endigen. Grübelnd ging ich weiter, überquerte einen Platz. Da tönte Musik aus offenen Fenstern. Ich sah ein Tanzlokal, las ein Plakat, trat ein — mexikanische Sombreros traf mein Blick. Das Glück war mir hold gewesen. Ich hatte es geschafft. Diese Marimba-Kapelle war die Vervollständigung.

Die Musikanten glichen Cowboys im Sonntagsstaat. Die hellen, hochtürmigen Sombrerohüte, die sie übrigens bald vom Kopfe nahmen, waren von Goldfäden durchzogen. An den cremegelben Röcken und Westen funkelten Silberknöpfe. Die Hosenränder waren mit Schnüren bestickt. Rote Riesenschlipse leuchteten. Die sieben Männer aus Mexiko machten eine seltsame Musik. Sie klopften mit Stäben, die an den Spitzen Gummikugeln hatten, auf die Ormigoholzplatten der Marimba — ein großes, geheimnisvolles Holzgebäude in der Form eines Flügels oder auch eines Vogelverschlags —; sie klopften, trommelten und strichen über Metallsaiten, Scheiben und allerlei sonstige durch ihre Primitivität mysteriös anmutende Instrumente. Sie entwickelten ein Trommelfeuer von Tönen. Ein Trommelfeuer des Friedens, sprühend und angenehm. Plötzlich hörten die Klöppel auf im Gehämmer, alle Bogen senkten sich, der Mexikaner links im Vordergrunde hatte ein neues Instrument ergriffen, eine Fuchsschwanzsäge. Er führte den Bogen darüber. Es war schwer zu begreifen, aber glucksende schöne Töne stiegen empor, wie der Gesang einer melancholisch singenden Frauenstimme. Und es war, als käme von fernher das Lied, vom Hochland der Indios, hinter dem Ozean — im dunklen Samtglanz der Melodie flüsterten goldene Sagen, die schon Tausende von Abenteurergehirnen so erregt hatten, daß die Männer aufbrachen, um das Land zu erreichen, das man Mexiko nennt, ein Name, der in einem Ton ausgesprochen wird, als spräche man vom Geheimnis der Welt.

Ich sah auf die Uhr. 102 Minuten waren vergangen, seitdem ich mich von der Bank am Kanalufer erhoben hatte. In dieser kurzen Zeit hatte ich der Erde ins Angesicht gesehen, ohne ein Fahrzeug zu benutzen. Sie war ausgeführt, die Weltreise zu Fuß und ich klatschte den Musikanten, von denen ich auch weiterhin gerne glauben wollte, daß sie wirkliche Mexikaner waren, freudig zu.

Dächer in Verona — Rolf v. Hoerschelmann

Lenbach

Der Maler Lenbach hatte einmal einen Kollegen beleidigt. Anderntags erschien ein Freund des Kollegen und überbrachte eine Forderung auf Pistolen. Lenbach antwortete:

„Sagen Sie Ihrem Freund, ich wäre kein Kanonier, sondern ein Maler!"

Menzel

Adolf von Menzel wurde einmal von einem Bekannten gefragt: „Haben Sie jemals ein Herz für Frauen gehabt?"

Menzel erwiderte: „Nein — immer nur ein Auge!"

Mark Twain

Mark Twain legte seinen Einsendungen an die Schriftleitungen nie Rückporto bei. Einmal schrieb ihm eine Zeitung, er möge doch in Zukunft die Freimarken nicht vergessen. Einige Tage später erhielt diese Zeitung wieder einen Beitrag des Humoristen. In dem Begleitschreiben stand als Nachsatz:

„Ich habe leider vergessen, das nötige Rückporto beizufügen, aber wie ich darauf kam, befand sich die Sendung schon im Briefkasten. Ich bitte deshalb um Entschuldigung."

SOMMER

VON GERT LYNCH

Auf dem gewölbten Rücken des Bahndammes brütet die Mittagsglut. Im Stahlspiegel der Schienenbänder flimmern und funken Milliarden winziger Blitze. Schwarze Regimenter von hölzernen Schwellen marschieren in Reih und Glied und schleppen eiserne Schlangen auf ihren Achseln. In der Ferne, ehe die Strecke vom Großmaul des Tunnels verschluckt wird, schrumpfen die Querbalken zu Gedankenstrichen zusammen.

Zwischen den Schwellen bläut spitzer Knack. Dunkle Öltupfen heben sich wie Muttermale von den Granitwürfeln ab, die mit schmalen Moosborten umrandet sind.

Der Ackerschachtelhalm, mit nackten Spinnenbeinen bewachsen, wacht ritterlich über die rote Taubnessel. Wilde Stiefmütterchen und weißer Sauerklee gedeihen unbekümmert inmitten der Steinwüste. Die Kuckuckslichtnelke mit roten Lampen leuchtet den Hummeln und Schmetterlingen. Die Wetterdistel, der Pourlemerit der Strecke, heftet sich mit silbrigem Strahlenkranz auf die Rippen des Bahndammes. Ihm zur Seite, am schrägen Hang, kehrt der Besenginster. Seine langen Stelzen schwanken im Luftzuge, und die Gelbschnäbel seiner Blüten schnappen nach Neuigkeiten.

Kamillen blinzeln mit dottergelben Pupillen in den Mittag hinein. Der hochmastige Klatschmohn, der Rebell des Dammes, hat rot geflaggt und schreit loses Zeug in die schwüle Luft. Unschuldige Ackerwinden mit weißen Nonnenkapuzen schämen sich und wenden sich ab.

Ein Busch Heckenrosen, der die Telegraphenstange umplustert, hat schneeweiße Linnenblüten auf die Pfählchen geklammert. Im Innern des Telegraphenmastes spielt eine leise Orgel eine unbekannte Fuge von Johann Sebastian Bach.

Am Fuße des Rosenstrauches ist eine Ameisensiedlung entstanden. Alle Wegrillen, die zum Bau führen, sind blankgekehrt. Weiße Puppen in der Größe von Weizenkörnern werden von Handlangern in die Schliefen verfrachtet. Ein plumper goldgrüner Käfer, der den Kegel der Ameisenburg als Landungsplatz anläuft, muß diesen Irrtum büßen. Ein Stoßtrupp schwarzer Gesellen stürzt sich auf ihn und wirft ihn hinunter.

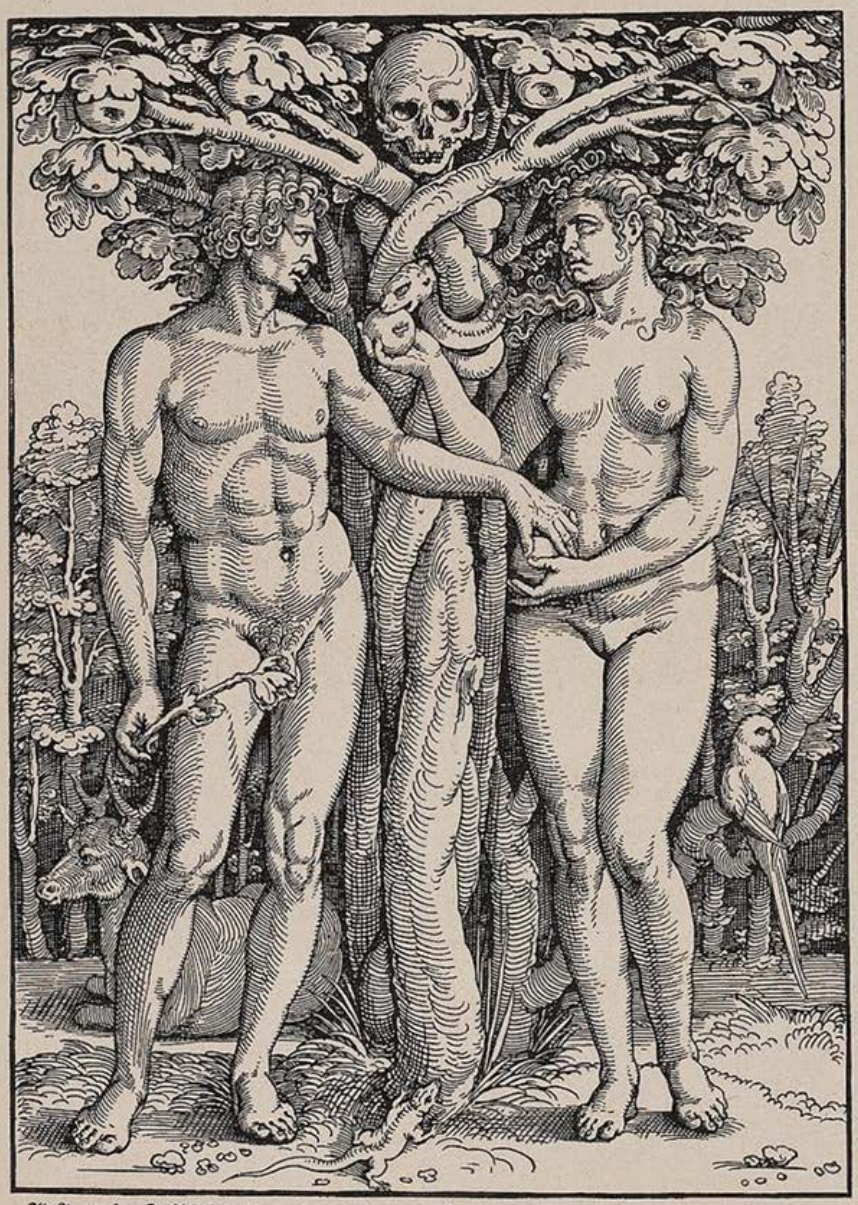
Die Wegerichstaude, deren schlanke Kolben der Ameisenlandstraße als Pappeln dienen, wird von der Nachbarschaft eines Löwenzahns belästigt.

Immer, wenn der Wind rülpst, schickt der Löwenzahn, der sich für den Erfinder des Messings hält, einen weißen Ballon mit einer Flaschenpost fort, um sein Verdienst zu rühmen.

Das Zittergras, die Espe des Bahndammes, verjagt sich furchtsam bei einem Marienkäferchen. Die Grille, die hier ihr Loch in den Boden gehobelt hat, verspeist die niedrig baumelnden Herzchen des Zittergrases als Feldzwiebäcke. Die Grille ist der Schlosser der Strecke; wenn sie aufhört mit Feilen, ist dicke Luft.

Ein Kerl von einer Kratzdistel, der Landsknecht des Dammes, versieht den Bütteldienst. Unangreifbar steht er da mit seinen Lanzen, Schwertern und Bajonetten. Der Flaum seiner Mütze trägt die versoffenen Spuren verschütteten Weins.

Sauerampfer wuchert in langer Linie an den Schienen entlang. Die Kupferteller an seinen Rispen schlagen den Takt zu der Windharfe, deren Saiten die Kreuzspinne zwischen den Stengeln zweier Pechnelken spannte.



Als Gott der herr/Ein schöpffer der himeln vñ erden/dise ding volbracht hett/ schuff er den menschen zu letst auß erden/ein man vnd ein weib/vñ setzt jn in den garten des wollusts/ Doch mit der vnderschid/alle früchte zugebrauchen/außgenumen der frucht mitten im garten/ Aber durch eingebung der schlangen vbertraten sy das gepot/ vnd machten sich der straff schüldig/vnd warden außgetriben/vnd kamen vnder den gewalt der Schlangen Gene.j.vñ.ij.

Adam und Eva — Albrecht Dürer

Das Rupprechtskraut, mit langen Schnäuzchen, streckt seine gespaltenen Zungen heraus. Fuchsschwänzige Grashalme, die Lampenputzer der Strecke, werden von albernen Vergißmeinnichten angehimmelt.

Die Akeleien sind die Schlampen des Dammes. Sie stehen am hellichten Tage mit schmuddeligen Unterröcken herum.

Ein Fräulein von Arnika, uralter Wiesenadel, übersieht stolz die Margerete, die das weiße Zofenband um den Kopf trägt.

Ein paar Waldkleeköpfe, die Ziehbrunnen der Schmetterlinge, schaukeln auf dünnen Hälsen und denken angestrengt über Honig nach.

Neben der Eisenspur läuft der schmale Pfad des Streckenwärters einher. Rot-helmige Kolonnen von Thymian wandern auf dem Pfade dahin und riechen schon von weitem nach Kümmelschnaps.

Der Ocker der Sandflecke wird von Heidekräutern erstickt, die sich in ganzen Hainen einnisteten und ihr Unterholz an Wühlmäuse vermieten.

Die Königskerze im samtenen Wams, die Künstlerin am Damme, hat lichtes Gelb auf der Palette und pinselt neugierige Insekten an.

Die smaragdgrüne Eidechse watschelt mit trächtigem Bauche auf eine Moosmatte, um sich zu aalen. Ihr Schwanz ist abgebrochen, und ihre Kehle wird von schnellen Pulsen gehämmert.

Unterhalb des Dammes, in einem seichten Graben, verbergen sich schwarze gestraffte Drähte, die von Zeit zu Zeit über Rollen laufen. Plötzlich bewegt sich der Draht, leise kreischen die Rollen, es gibt einen stumpfen Klang, und der Arm des fernen Signalmastes zeigt schräg nach oben. Ein Beben geht durch die Schienen, ein Sturm braust heran, es rattert und dröhnt, und alle Wesen der Strecke schrecken zusammen und ducken sich. Gestört ist die Einsiedelei des Bahndammes, und es dauert lange, bis der Landfrieden von der Grille wieder eingefeilt wird.

Adam und Eva — Franz Doll

MINIATUREN

Ein Gemütsmensch

Professor K., ein Wiener Chirurg, war durch seine Grobheit bekannt. Einem Patienten, der sich nach der Untersuchung ängstlich bei ihm erkundigte, was ihm denn eigentlich fehle, gab er kühl zur Antwort: „Geduld, junger Mann, das wird sich erst bei der Obduktion ergeben!"

K. L.

Selbst ist der Mann!

In der Kaiserzeit hielt sich in Berlin auch ein reicher Holländer auf, der durch Empfehlungen sogar bei Hofe Zutritt erlangte. Bei den verschiedenen Hofveranstaltungen, an denen er teilnahm, war er der Einzige, der ohne Auszeichnungen erschien. Man machte darüber Bemerkungen, die auch dem Holländer zu Ohren kamen. Bei der nächsten Gelegenheit nun erschien er mit einer prachtvollen Dekoration auf seinem Frack, die keiner der Anwesenden kannte und über die sich auch die Ordenssachverständigen den Kopf zerbrachen. Graf Hardenberg wandte sich daher im Gespräch an den Holländer und erkundigte sich, bei welchem Anlaß er diese Auszeichnung erhalten habe.

„Dat is min eigene Erfindung", erklärte der Holländer stolz. Und fügte hinzu: „Ist dat Ding nich wunderschön?"

K. L.

Keine Regel ohne Ausnahme

Zu dem Marschall Vaillant sagte ein Freund, kurz bevor Vaillant in den Feldzug von 1859 zog: „Ist es nicht befremdlich, daß Frankreich unter seiner despotischen Regierung so viel von der ‚Freiheit' spricht, die es anderen Ländern bringen will?"

„Durchaus nicht", entgegnete der Marschall. „Wir Franzosen bestätigen nur das Sprichwort: Die Schuster haben gewöhnlich die schlechtesten Stiefel an!"

K. L.

Wesentlich beteiligt

Bei der Erstaufführung der „Kameliendame" war auch Dumas Vater anwesend, der seinen Sohn abgöttisch liebte und sich über den ungewöhnlichen Erfolg des Stückes außerordentlich freute. Jemand wollte dem Vater ein Kompliment machen und meinte: „Sagen Sie, Monsieur Dumas — Sie haben doch gewiß Ihren Anteil an dem Stück Ihres Sohnes?"

„Gewiß, mein Lieber", erwiderte Dumas Vater, „sogar einen sehr wesentlichen: ich habe ja den Verfasser des Stückes gestellt!"

K. L.

Aktstudie — Franziska Bilek

ERINNERUNG AN DEN WINTER

Von Heinz Rusch

Er ist wie eine Sage
In sommerlicher Welt;
Wenn ich die Wolken frage
Im lichterfüllten Tage —
Sie ziehen glutgeschwellt.

Und alles scheint verlitten:
Die schneeversunkne Flur,
Der tote See inmitten:
Der leichte Flug der Schlitten
Blieb ohne Hall und Spur.

Die Erde steht in Reife,
Die Wasser fluten hin;
Ich schaue und begreife,
Wenn ich am Kornfeld streife,
Der Sage dunklen Sinn.

DIE GELIEBTE

VON FRIEDRICH CZERWENKA

Er wurde zur letzten Ruhestätte gebracht. Die Frau, die ihm seit vielen Jahren entfremdet war, triumphierte über die Nebenbuhlerin. Heute war sie wieder die Herrin und konnte es „jener" zeigen. Deshalb ging sie auch noch erhobenen Hauptes. Jeder sollte es sehen. Sie war die Frau des Verstorbenen, sie und keine andere.

Der Sohn ging traurig neben ihr. Er fühlte bloß, daß er den Vater verloren hat.

Etwas abseits ging „sie"! Sie, die dem Toten in den letzten Jahren mehr gewesen ist als alle anderen. Sie, nach der er in den Tagen seiner Krankheit immer wieder verlangte. Seinetwegen hat sie ihre Familie verlassen müssen, seinetwegen ihre Freundinnen verloren. Mit so einer „Person" konnte man sich doch nicht mehr sehen lassen.

Ja, sie haben sich gerne gehabt. Um alle bösen Mäuler zu stopfen, hat sie es Jahre um Jahre vermieden, von ihm etwas anzunehmen, was über den Rahmen einer kleinen Aufmerksamkeit hinausging. Sie hatte ihren Beruf und verstand es, ihre Einnahmen einzuteilen. Schließlich ließ sie sich aber doch überreden, ihre Stelle aufzugeben und die Mittel zum täglichen Leben von ihm anzunehmen.

„Sie läßt sich von ihm aushalten!" erzählten sich die Leute, als sie seinen Bitten nachgegeben hatte. Er hat es von ihr verlangt, um die Nachmittage gemeinsam verbringen zu können. Aber was wissen denn die Menschen und was geht es sie denn an? Wurde denn jene andere Frau nicht auch von ihm erhalten? War die andere ihm mehr?

Was war denn eigentlich sie dem Verstorbenen? „Die Freundin", „die Geliebte", die Leute sagten es mit einem höhnischen Lächeln. Auch der Verstorbene hat sie seine Freundin und seine Geliebte genannt. Aber anders. Sie war stolz darauf, ihm Freundin und geliebte Frau zu sein. Und jetzt zeigte man mit Fingern auf sie und tuschelte sich Gemeinheiten zu.

In die Nähe des Sarges durfte sie nicht, weil sie ja „nur" seine Geliebte war. Dort war nur Platz für die angetraute Gattin. Für jene Frau, die ihm das Leben oft so schwer gemacht hat und von der er zu ihr flüchtete, zu seiner Geliebten.

Und dort ging sein Sohn, sein Sohn, auf den er so stolz war und von dem er ihr so viel erzählte. Immer wieder sprachen sie von ihm. Nur sehen konnte und durfte sie ihn nie. Natürlich, er hätte ja sonst seine gute Meinung von seinem Vater verloren. Wie gerne würde sie dem jungen Menschen jetzt die Hand drücken. Wie gerne würde sie ihm sagen, daß auch sie unendlich viel verloren hat. Sie würden sich verstehen. Auch die gute Erinnerung an den Vater kann doch nicht leiden, wenn sich zwei Menschen, die ihn lieb hatten, sich das Herz ausschütten. Er kann doch der Frau nicht böse sein, die seinem Vater Freundin, wirkliche Freundin gewesen ist. Er kann ihr doch nicht deshalb böse sein, weil dieser Freundschaftsbund von keiner Kirche und von keinem Standesamt bestätigt war.

Der Sohn hatte ganz den aufrechten Gang des Vaters. Auch dessen sympathische Züge mit dem energischen Blick.

Das Leben ist hart. Unsere Gesellschaft und unsere Tugendgesetze kennen kein Mitleid, keine Rücksicht.

Der Sohn hat sich mehrmals nach ihr umgedreht. Wußte er, wer sie war? Oder fiel ihm bloß die abseits gehende Frau auf, die ihren Schmerz nicht verbergen konnte.

Der Sarg wurde in die Grube gesenkt. Die Witwe zerdrückte eine Träne. Dann zog sie ein Taschentuch. Jeder mußte ihren Schmerz erkennen. Der Sohn war in ehrlich tiefer Trauer. Seine Gefühle verstand er zu beherrschen. Weit hinten, mitten unter den Menge war eine Frau, die bitterlich weinte. Sie durfte weinen, denn um sie kümmerte sich niemand. Sie war ja bloß seine Freundin, seine Geliebte.

*

Wenige Tage waren vergangen. Auf der Straße begegneten sie sich. Unwillkürlich verlangsamten sie ihre Schritte. Ohne jede Absicht blieben sie stehen und wortlos reichten sie sich die Hände. Wortlos. Der Sohn und die Freundin.

Lange blieben sie stumm.

„Wissen Sie, wer ich bin?" fragte sie endlich.

„Ja, ich weiß, daß Sie meinen Vater lieb hatten."

„Sind Sie mir deshalb böse?"

„Ist das ein Grund, um jemand böse zu sein? Ich glaube, daß auch mein Vater Sie sehr lieb gehabt hat."

Dann sprachen sie über den Verstorbenen. Beide erzählten, wie gut der Tote zu ihnen gewesen ist. Sie sprachen so lange, bis sie das Bedürfnis fühlten, länger und öfter miteinander zu sprechen. Nicht hier auf der Straße und nicht in jenen Lokalen, wo man von den Blicken der neugierigen Menschheit gequält wird. Deshalb entschloß er sich, sie in ihrer Wohnung zu besuchen.

Monate sind vergangen. Auf den ersten Besuch folgte ein zweiter, ein dritter und nun sind seine Besuche zu einer regelmäßigen Selbstverständlichkeit geworden.

Sie sieht in ihm nur den Sohn des verstorbenen Freundes. Sie fühlt, daß ihre Liebe nun dem Sohn gehört. Nicht ihre Liebe als Frau. Ihre Liebe als M u t t e r! Oder ist der junge Mensch weniger i h r Sohn, als der Sohn jener anderen Frau, die ihn nicht versteht und seinen Vater nicht verstanden hat.

Für den Sohn wurde sie immer mehr ein Wesen, das ihm nahe steht, ein Wesen, das ihn liebt und das er verehrt.

So wurde sie ihm zur Freundin, zur mütterlichen Freundin.

Und die Leute? Wieder zerrissen sie sich die Mäuler. Jetzt war sie gar die Freundin des Sohnes geworden. Unverschämte Person! Nein, wie sich manche Weiber wegwerfen...!

ENDYMION

Schlafe! Übers Gebirge
Kommt die silberne Jägerin.
In allen Wassern zittert
Verlangend ihr Abbild nach dir.

Strenger ward kein Mund
Geschaffen, holder ward keiner
Über dem Brunnen geöffnet
Zu verstohlenem Trunk.

Schlafe! So küßt der Tod
Dich heim in seine Bereiche.
Vielerlei Lust zieht herauf
Und die Entwöhnung vom Schmerz.

Kein Geschlecht mischte inniger
Sich mit dem andern, als ihr
Mund mit deinem vermählt
Über dem Abgrund der Nacht.

Fritz Diettrich

JA ODER NEIN?

Von A. Smiling

Seit gestern kenne ich meinen Charakter ganz genau. Ich bin ängstlich, apathisch und wankelmütig, habe ferner nicht das geringste Bestreben, meine Dienste der Kunst, der Wissenschaft oder dem Staate zu weihen.

Diese Selbsterkenntnisse verdanke ich einer Rundfrage in einer psychoanalytischen Zeitschrift. Von den hundertsiebenundzwanzig darin gestellten Fragen kann ich nicht eine einzige mit einem überzeugten „Ja" oder einem kühnen „Nein" beantworten. Wenn ich das könnte, hätte ich einen makellosen Charakter und alle meine Unternehmungen wären von Glück begleitet.

Die erste Frage, die jene Zeitschrift stellt, lautet:

„Haben Sie jemals das dunkle Gefühl einer drohenden Katastrophe, etwa eines Erdbebens oder eines kosmischen Unglücks?"

Nun, manchmal ja, manchmal nein. Das hängt ganz von meiner Stimmung ab. Wenn ich sehr verärgert bin, dann kommt es mir freilich oft vor, als müßte der Mond herunterstürzen und uns alle in unseren Betten töten. Einmal habe ich eine ganze Nacht im Keller verbracht, bloß weil mir das Aussehen des Mondes nicht gefiel. Anderseits erinnere ich mich deutlich an größere Zeitabschnitte, in denen ich mit ruhigem Gewissen dem Mond ins Antlitz sehen konnte und dabei nicht die leiseste Furcht empfand. Ebenso ungeklärt ist meine Einstellung gegenüber Erdbeben.

Viel Kopfzerbrechen macht mir auch folgende Frage:

„Fürchten Sie sich vor geschlossenen Räumen, vor großen Tieren, vor Dunkelheit oder dem Alleinsein?"

Ja oder nein? Ich weiß wirklich nicht. Wenn ich an Tiere denke, zum Beispiel an Büffel oder Rhinozerosse, dann habe ich ein dunkles Gefühl von Gleichgültigkeit, aber eigentlich keine Furcht. Ich schreibe das dem Umstand zu, daß ich mit großen Tieren nur wenig in Berührung komme. Wenn man mich aber zusammen mit einem Büffel oder einem Rhinozeros in einen geschlossenen Raum hineinsetzen wollte, dann, glaube ich, würde ich Furcht empfinden. Dagegen würde ich es ohne Scheu riskieren, mich in einem geschlossenen und meinetwegen sogar verdunkelten Raum mutterseelenallein aufzuhalten.

Vignette A. Sailer

Sie, verehrter Leser, würden dank ihrer Geradlinigkeit und ihrer staunenswerten Selbstsicherheit eine Frage wie die folgende kinderleicht beantworten können:

„Empfinden Sie Unlustgefühle beim Berühren von Türklinken sowie anderen Objekten, die für den allgemeinen Gebrauch bestimmt sind?"

Die Antwort fällt mir wieder furchtbar schwer. Ich weiß nur, daß ich eine ausgesprochene Abneigung gegen Türklinken im Winter habe. Im Sommer dagegen berühre ich sie sogar mit Vorliebe. Voriges Jahr habe ich an einem heißen Augusttag meine Stirn so lange gegen eine Türklinke gedrückt, bis ich mich besser fühlte. Es war fast so gut wie Vanilleeis.

Ähnlich steht es mit „anderen Objekten, die für den allgemeinen Gebrauch bestimmt sind". Nehmen wir zum Beispiel den Knopf an meinem Radioapparat. Manchmal berühre ich ihn gern, manchmal nicht. Es kommt drauf an, in welcher Richtung ich ihn drehen soll und was gerade gesendet wird.

Da ist noch eine verzwickte Frage, die aber scheinbar nicht mich angeht. Sie muß für jemand anderen bestimmt sein:

„Finden Sie es schwer oder sogar schlechthin unmöglich, einen Brief zu schreiben, wenn auf Ihrem Schreibtisch nicht alles auf dem richtigen Platz steht?"

Dazu kann ich nur eines bemerken: auf meinem Schreibtisch steht niemals etwas auf dem richtigen Platz. Sonst wäre mein Tisch plötzlich leer. Alles, was jetzt darauf steht, käme in die Küche, ins Badezimmer, ins Schlafzimmer und auf den Hutständer im Vorzimmer. Hingegen ist der erste Teil dieser Frage sehr wohl für mich bestimmt, und ich kann ihn auch mühelos beantworten. „Finden Sie es schwer oder sogar schlechthin unmöglich, einen Brief zu schreiben?" Ja, das finde ich.

Jedenfalls zähle ich mich seit gestern zu den Gegnern der Psychoanalyse.

Das Kleid

„Wenn ich meine Frau in ihrem neuen Kleid ansehe, bekomme ich immer großen Hunger!"

„Wieso?"

„Weil sie das Geld, das das Kleid gekostet hat, vom Haushaltungsgeld erspart hat!"

Komplett

„Ich habe hier einen Tisch, einen Stuhl und einen Divan. Kaufen Sie die Sachen?"

„Ich kaufe nur komplette Zimmereinrichtungen!"

„Ja, damit habe ich ja mein Zimmer komplett eingerichtet!"

Tierschutz

Im Vorraum des Theaters wurde ein Schild angebracht. Darauf stand:

„Hunde mitzubringen ist verboten!"

Einige Tage später hatte jemand darundergeschrieben:

„Der Tierschutzverein."

„Mensch ... Sie können sich ja nicht konzentrieren ..."
„Kunststück ..., ich bin mit Ihrem Schachbrett ja nicht verheiratet."

Amerikanischer „Briefkasten"-Humor

„Ich habe mich entschlossen, Geld zu machen. Können Sie mir Ratschläge geben?" schreibt Mr. Hardy, Arkansas.

„Treten Sie mit der Direktion der U.S.A.-Münze in Washington in Verbindung!"

*

„Wer sich in der Freizeit mit seinem Garten beschäftigt, macht als Ehemann keine Dummheiten!" rät Mrs. Humble, Schenektady.

„Sie haben wohl die Geschichte von Adam und Eva noch nicht gehört!"

*

„Ich bin hinter einem gutsituierten Gatten her!" bekennt Miß Uxbridge, Wyoming.

„Lassen Sie sich nur nicht von dessen Gattin erwischen!"

*

„Ich habe fünf Jahre lang immer zur gleichen Zeit meine Mahlzeiten, meine Beschäftigung und meinen Schlaf begonnen und beendet!" prahlt Harry Davis von Montana.

„Und weswegen haben Sie brummen müssen?"

*

„Meine Frau hält es in der jetzigen Wohnung nicht mehr aus, seit die Nachbarin den gleichen Pelzmantel wie sie sich leisten konnte!" klagt Mr. Henpeck aus Hanover.

„Vielleicht kommt ein Umzug billiger wie ein noch teuerer Mantel?"

„Daß die Filmgrößen zu gut bezahlt sind, kann doch niemand bestreiten?" protestiert Miß Darling, Wisconsin.

„Die Filmsterne ausgenommen!"

*

„Mir schaudert, wenn ich an meinen dreißigsten Geburtstag denke!" klagt Miß Spinster, Detroit.

„Warum denn? Was ist Ihnen denn damals so Schreckliches widerfahren?"

*

„Ich behalte immer Durchschläge meiner Briefe an den ‚Seattle Examiner' zurück!" schreibt Leary, Seattle.

„Sie könnten auch die Originale behalten!"

*

„Ich habe eine epochemachende Maschine erfunden!" prahlt Mr. Dolittle, Frankfort.

„Sie könnten uns ja eine Epoche zur Ansicht schicken!"

*

„Müssen alle Briefe an die Schriftleitung mit der Maschine geschrieben sein?" fragt Harding, Texas.

„Wir bekommen viele Briefe, die überhaupt nicht zu Papier gebracht worden sein sollten!"

G. Sch.

Liebe Jugend

In einer Familie ist Leid und Freud eingezogen. Der Bruder der Mutter ist gestorben, während ihre älteste Tochter zu derselben Zeit einen kleinen Jungen bekommen hat. Aber auch die Mutter hat noch einen kleinen Nachkömmling, Ernstchen, der etwa acht Jahre alt ist. Die beiden zusammenfallenden Ereignisse beschäftigen ihn in sehr ernsthafter Weise. Nach langem Nachdenken darüber kommt er endlich zur Mutter und fragt sie mit sichtlicher Spannung: „Nicht wahr, Mutti, das ist so: Onkel Max ist gestorben und als kleiner Junge bei Hanni wieder gekommen?"

*

Der Vater der zweijährigen Erika ist Reisender. Er ist infolge seines Berufes eigentlich nur Sonntags zu Hause. Denn meist fährt er wochentags früh, wenn die Kinder noch schlafen, weg, und kehrt erst wieder heim, wenn sie schon im Bett liegen. Sie sehen ihn also tatsächlich manche Woche wirklich nur am Sonntag. So muß er denn alle seine Erziehungsmaßnahmen, sofern er auch einmal solche treffen will, auf den Sonntag verschieben, um dann nachzuholen, wozu er in der Woche verhindert ist. Und da wird er freilich, wenn nicht alles so nach seinem Wunsche geht, auch einmal handgreiflich. Und eines Sonntags hat es also auch für die zweijährige Erika eine etwas fühlbare Belehrung gegeben. Erika aber rennt heulend zur Mutter und beklagt sich bei ihr mit weinerlicher Stimme: „Mutti, der Mann, der Sonntags immer bei uns ist, hat mich gehauen."

Stärke

„Na, Stögbauer, wie stark ist denn Ihre Familie?"

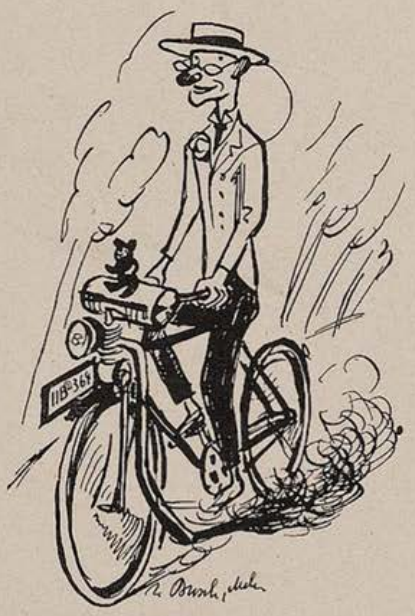
„Nu, wenn mer zusammehalte, isch's scho möglich, daß mer 's ganze Dorf verhaue."

Seltsamer Fang

In dem überschäumend bilderreich und schwungvoll abgefaßten Text eines Romans, der zur Zeit in einer großen illustrierten Zeitung veröffentlicht wird, findet sich folgende Stelle:

„Es schien, als wolle Melichar etwas erwidern, aber er fing seine Worte noch beim Schwanz ein, ehe sie den Gehege der Zähne entschlüpfen konnten. Er kratzte sich hinterm Ohr, hob dann den Römer mit Forster Kirchenstück, das wir zur Feier des Tages tranken, und sagte bloß: ‚Na, Prost!'"

(Wohl bekomm's! — Die Schriftltg.)



Der Genügsame — W. Busch

Sicherheit

„Herr Bollmann, könnten Sie mir auf vier Wochen dreihundert Mark leihen?"

„Welche Sicherheiten können Sie mir denn bieten?"

„Aber meine Person muß Ihnen doch als Sicherheit genügen, Herr Bollmann!"

„Na schön! Bitte nehmen Sie Platz in meinem Geldschrank!"

Keine Aufregung

Bei der Überfahrt nach Amerika kommt ein furchtbarer Sturm auf. Zwei Auswanderer stehen an der Reling. Der eine heult mit dem Sturm um die Wette.

„Warum heulst du denn so?" fragt der andere.

„Soll ich vielleicht nicht heulen, wenn gar das Schiff untergeht?"

„Es ist doch nicht dein Schiff!"

Diebesjagd

„Nun, haben Sie den Einbrecher gefaßt?"

„Nur ins Auge, Herr Kommissar, dann war er schon wieder weg!"

Jägerei

„Ich habe jetzt eine Jagd gepachtet und schieße unsern ganzen Fleischbedarf selbst!"

„Hm — sagt Ihnen denn die vegetarische Lebensweise zu?"

Der Tourist

Führer: „Der Vulkan ist augenblicklich nicht in Tätigkeit!"

Tourist: „Auch Sonntags nicht?"

Die Schwester

„Wann gedenkt denn nun Ihre Schwester zu heiraten?"

„Immer."

Rührendes

„Der Händler nebenan hat etwas Rührendes zu verkaufen!"

„Ja? Was denn?"

„Kochlöffel!"

Fürs Leben

„Die Haarschneidemaschine, die Sie mir vor einigen Wochen verkauften, ist bereits defekt. Dabei sagten Sie, sie würde mein ganzes Leben aushalten!"

„Tja — damals sahen Sie aber auch sehr schlecht aus!"

Aus einer Gemeindezeitung:

„Nachstehend veröffentlichen wir die letzten Kirchennachrichten. Die Geburten mußten wegen Raummangel auf nächstes Monat verschoben werden!"

Ohne Erfolg

„Was treibt eigentlich Ede?"

„Der hat neulich ein Geschäft aufgemacht!"

„Donnerwetter! Mit Erfolg?"

„Nein, die Polizei hat ihn geschnappt!"

BÜCHER

Philipp Metman: „Mythos und Schicksal". (Bibliograph. Institut AG., Leipzig.)

In Zeiten, in denen die dämonischen Gewalten des Daseins mächtiger sind als alle Regulative der Technik und Maxime des Intellektes, versucht der Mensch auf seine innere Stimme zu hören und den ihm eingeborenen Sinn neu zu entdecken und zu verstehen. Den Bemühungen, das Seelische aus den Netzen begrifflicher Vorstellungen frei zu machen, galt die Arbeit der Psychoanalyse; sie suchte in der Heraufbeschwörung des Unbewußten in den Traumbildern die Bezirke des Bewußten und Verstandesmäßigen einzudämmen. Gleichzeitig begannen intensive Versuche, die Welt und Natur nicht nur als ein chemisch-physikalisches Laboratorium für die ausbeuterische Gier menschlicher Zwecke zu halten, sondern die Natur ist das Reich der Wunder, ist die Welt der Geheimnisse, ist die Offenbarung der unfaßbaren Kräfte, die in den Schöpfungsmythen die Menschen der Vorzeit einmal nachfühlten. Dann setzte der Kampf gegen den Geist oder vielmehr gegen den Intellekt als „Widersacher der Seele" ein, um die Bahn für den „kosmogonischen Eros" wieder frei zu machen. Visionen der Seele, die den Menschen aus seiner Isoliertheit wieder Brücken spannen helfen zum Weltall und so die zerstörte Einheit zwischen Sinn des Lebens und Schicksal wiederherzustellen vermögen, sollten lebendig werden. Kunst und Dichtung sollten wieder wie einst, da sie in Märchen, Sagen und Legenden die Tore der Ewigkeit öffneten, zu neuer schöpferischer Gestaltung lichte Wege beschreiten.

Die falschen Bahnen zu verlassen, die Don Quichotterie der intellektualistischen Methoden preiszugeben, gelingt leichter, als zur ursprünglichen Intuition vorzudringen. Eilfertige und Oberflächliche nehmen die Symbolik der Astrologie und glauben in der Identifizierung der menschlichen Kräfte und ihrer Auswirkungen mit dem kosmischen Geschehen in den Sternen und Sternbildern eine neue Lebenssphäre zu gewinnen, in der die Einheit vom menschlichen Lebenssinn und Schicksal garantiert wäre. Die Technifizierung des Seelischen wird meist nur auf eine andere Ebene verlagert und die ausgetriebenen Teufel geistiger Spitzfindigkeit kehren mit anderen Larven und Mätzchen wieder und anstatt einer neuen Berufung und Weihung des Lebens tritt eine Verballhornisierung oder Mumifizierung von grotesker Borniertheit auf.

Welchen wirklichen Wert die astrologischen Symbole für eine wegweisende Lebenslehre haben können, zeigt Philipp Metman auf eine fruchtbare Weise. Er legt den astrologischen Vorstellungen und Beziehungen die Mythen der antiken Göttergestalten zugrunde. In der vielgestaltigen Beziehung der Göttermythen sieht er die Grundgesetze menschlicher Triebe und Sehnsüchte, findet den ewigen Gegensatz zwischen Sinn und Schicksal und dessen mögliche Lösung. Die Projizierung dieser ewigen Tendenzen und Konflikte in die astrologische Perspektive und deren Verdichtung in Gestirne und Sternbilder sind im wesentlichen „bildhafte Darstellungen seelischer Tatbestände". Was so erstrebt wird, ist, daß „durch Berührung mit quälenden und wohltuenden Bildern der Sinn für Lauteres und Unlauteres, für Echtes und Verlogenes, für Lebensfähiges und Krankes in der Umwelt und im eigenen Innern geschärft wird", oder wie es an anderer Stelle heißt, daß „Erlösung aus der Herrschaft des Bösen, Fluchbeladenen, Befreiung aus dem Krampf der selbstbetrügerischen Leidflucht und dadurch Versöhnung mit dem eigenen göttlichen Kern bedeutet."

Aus dem Hinweis auf die Grundidee des Buches ergibt sich, daß die Lektüre desselben nicht nur für astrologisch Orientierte, sondern für alle, die ernsthaft bemüht sind, den Sinn des Menschtums zu erfüllen und dazu der Anregung, Wegweisung und Wegfindung bedürfen, nicht eindringlich genug empfohlen werden kann. Es erübrigt sich, zu bemerken, daß nicht nur der Grundgedanke tiefsten Eindruck hinterläßt, sondern daß auch die Darstellung kongenial der Idee ist. Prof. C. Zimmermann.

„Scheußlich, wie ich heute wieder aussehe. Höchste Zeit, daß mal ein vernünftiger Spiegel erfunden wird!"

SCHENKEN SIE IHREN FREUNDEN
EIN ABONNEMENT AUF DIE
„JUGEND"

DIE KUNSTZEITSCHRIFT
„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60

DIE FOTO-SEITE

Als Ferien-Aufgabe: Das Zeitfoto

Unsere Fotowanderungen der Ferientage werden uns in Begleitung mit unserer Kamera auch zu solchen Motiven führen, deren Inhalt nicht allein persönlichen Wert besitzt. Es ist gedacht an Motive, die als zeitliches Dokument von Bedeutung sind, also etwa einen gegenwärtigen Standpunkt in der technischen Entwicklung irgendwelcher Geräte, ein beachtenswertes Tagesereignis u. a. m. zum Inhalt haben.

Der Foto-Amateur nähert sich hier in seiner Arbeit ganz wesentlich dem Bild-Berichterstatter, wenn auch seine Arbeit mehr aus Liebhaberei und reiner Freude an der Fotografie erfolgt.

Aber gerade deshalb ist der Liebhaber-Fotograf im Grunde günstiger daran. Er fotografiert ja nicht, um davon zu leben, muß also nicht einen vom Auftraggeber vielleicht fest gegebenen Wunsch erfüllen, sondern kann im wesentlichen in Ruhe und Muße ästhetische Gesichtspunkte voranstellen.

Das Zeitfoto erfordert rasches Zupacken, günstiges Festhalten der Bewegung und trotz alledem noch Gefühl für bildmäßige Vollkommenheit. Wir finden hier Momente wieder, die gerade auch für die Sportfotografie von Wert sind, mit der wir uns ja später sowieso näher befassen müssen. Das Zeitfoto gibt uns damit also Gelegenheit zu einer gewissen Vorübung, die vor allem Sicherheit im schnellen Umgang mit Kamera und Film verleiht.

Unser Bildbeispiel vom Segelflug, aufgenommen von Wilhelm Clauß mit der Rolleicord-Kamera, dient in starkem Maße neben seiner Aufgabe als Zeitdokument auch bildmäßigen Belangen. Das Überzeugende an der Aufnahme ist die Wiedergabe des Wolkenhimmels; wir werden sogar sagen müssen, daß ein Wolkenhimmel für diese Aufnahme unbedingte Notwendigkeit darstellt. Das Hauptmotiv liegt ja im wahrsten Sinne des Wortes in der Luft, und das Schweben und Gleiten kann nur ein Wolkenhimmel symbolisch verstärken. Dazu finden wir eine schräg nach vorn gerichtete Bewegung und eine leicht geneigte Lage aller Horizontalen, die sogar im Aufbau des Wolkenhimmels eine Wiederholung erfährt. Auch die Richtung der Flügel unseres Segelflugzeuges paßt sich dieser Hauptlinienführung an, die Schweben und zugleich Bewegung verdeutlichen will.

Interessante Vorschau

Gleichzeitig mit den Olympischen Spielen in Berlin findet eine Ausstellung „Deutschland" am Kaiserdamm statt. Dort wird es interessante fotografische Neuheiten zu sehen geben.

Wie wir erfahren, bringt die Agfa eine einzig dastehende Farbenaufnahme unter Verwendung des Agfacolor-Materials. Es ist gelungen, die Farbenplatte im Format 70×100 cm herzustellen. Dieses große Farbenbild muß eine außergewöhnliche Wirkung haben. Die technische Leistung zur Herstellung eines solchen Materials wird am klarsten, wenn man bedenkt, daß sich auf dieser Platte 6,4 Billionen Farbtröpfchen als Raster befinden.

Weiter werden geologische Präparate aus dem Geiseltal gezeigt in Röntgen-Aufnahmen, die erst ein genaues Studium ermöglichen. Es handelt sich dabei um Funde der letzten Monate, die von der Universität Halle entdeckt und bearbeitet wurden, aus dem Eocän-Zeitalter der Erdgeschichte, und zwar im besonderen Braunkohle-Ablagerungen.

Aufnahmedaten notieren!

Auch gerade für die Ferien-Bilder hat es Bedeutung, daß wir uns die technischen Daten aufschreiben. Erstens kann man sie unmöglich behalten, dann aber braucht man sie auch, wenn Bilder zu Wettbewerben eingesandt oder der fotografischen Presse zur Veröffentlichung vorgelegt werden.

Preis-Ausschreiben

Foto-Preisausschreiben veranstalten augenblicklich die Plaubel-Verkaufsgesellschaft in Braunschweig (Makina-Kamera), die Voigtländer & Sohn AG. (Satrap-Wettbewerb), die Platten- und Filmfabrik Kranseder & Cie. in München, das Reichsheimstättenamt, Berlin W 35, über „Das deutsche Siedlungswerk" und die Stadt Wanne-Eickel (Verkehrsverein, Rathaus, Zimmer 100). Als allgemeine Regel: Nicht viel, sondern lieber wenig, aber erstklassige Sachen einsenden, Wettbewerbs-Bedingungen beachten und saubere Arbeit leisten! gi—t

Über den Zubehör

Eine Kamera allein tut es freilich noch nicht. Wer möglichst weitgehend ausgerüstet sein will, wird sich noch dieses oder jenes Zusatzgerät anschaffen. Da das gerade für die nächste Zeit, wo wir ja alle wieder zahlenmäßig mehr fotografieren werden, besondere Bedeutung gewinnt, sei auf die wichtigsten Dinge hingewiesen. Zugleich mag jeder aus der Aufstellung ersehen, was zweckmäßig ist und am nötigsten gebraucht wird.

Das preiswerteste Aufnahmematerial ist der Rollfilm. Seine Kinderkrankheiten hat er längst überwunden, so daß uns heute ein in jeder Beziehung vollwertiges Material zur Verfügung steht. Besonders wären die Eigenschaften hervorzuheben, die durch seine Verwendung eine gute Aufnahmebereitschaft geben; der Filmwechsel erfolgt in kürzester Zeit, die vielen Umständlichkeiten des Plattenmaterials fallen fort. Der Rollfilm ist deshalb insbesondere auch für Ausflug und Sport das Gegebene.

Nach diesen goldenen Worten nun das Entscheidende: Wir können die Plattenkamera in eine Rollfilmkamera umwandeln. Das ist für jedes Modell durchführbar. Es gibt beim Fotohändler Rollfilmkassetten (5 bis 9 Mark), die anstelle der sonst üblichen Plattenkassette benutzt werden. Für die 9×12-Kamera ist u. a. eine Kassette für den B-II-, d. h. 6×9-Film zu haben, so daß auch bei diesem relativ großen Plattenformat der Vorteil ausgenutzt werden kann.

Ein wesentlicher Faktor bei Aufnahmen im Freien ist die Wiedergabe der treffenden Stimmung. Sie setzt nicht nur gut farbenempfindliches Aufnahmematerial voraus, sondern verlangt auch zur rechten Zeit nach einem entsprechenden Filter. In den Morgen- und Abendstunden werden wir zwar ohne Filter auskommen, doch für die übrigen Zeiten ist eine Dämpfung der hier vorherrschenden blauen Lichtstrahlen von Bedeutung. Es genügt allgemein für Orthomaterial ein helles Gelbfilter, für Panchromaterial ein helles Gelbgrünfilter. Alle anderen Behauptungen, von denen immer wieder zu hören ist, treffen nicht zu; ein Filter ist kein Luxus, sondern notwendig.

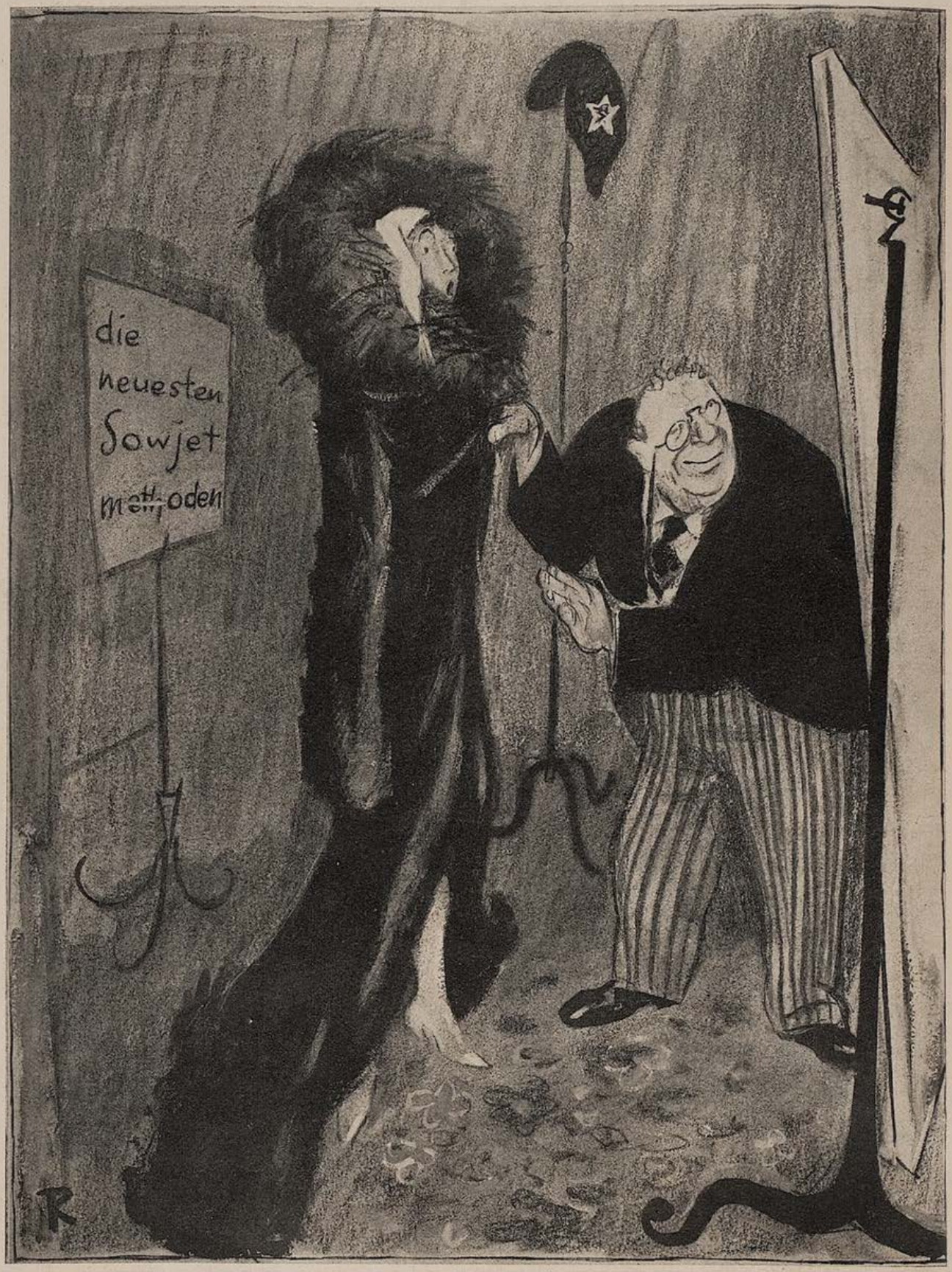
(Fortsetzung folgt)

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11.
— Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München.
— Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. I. V.J. 5700. — Entered as second class matter. Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10. zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Made in U.S.S.R.

Rubey

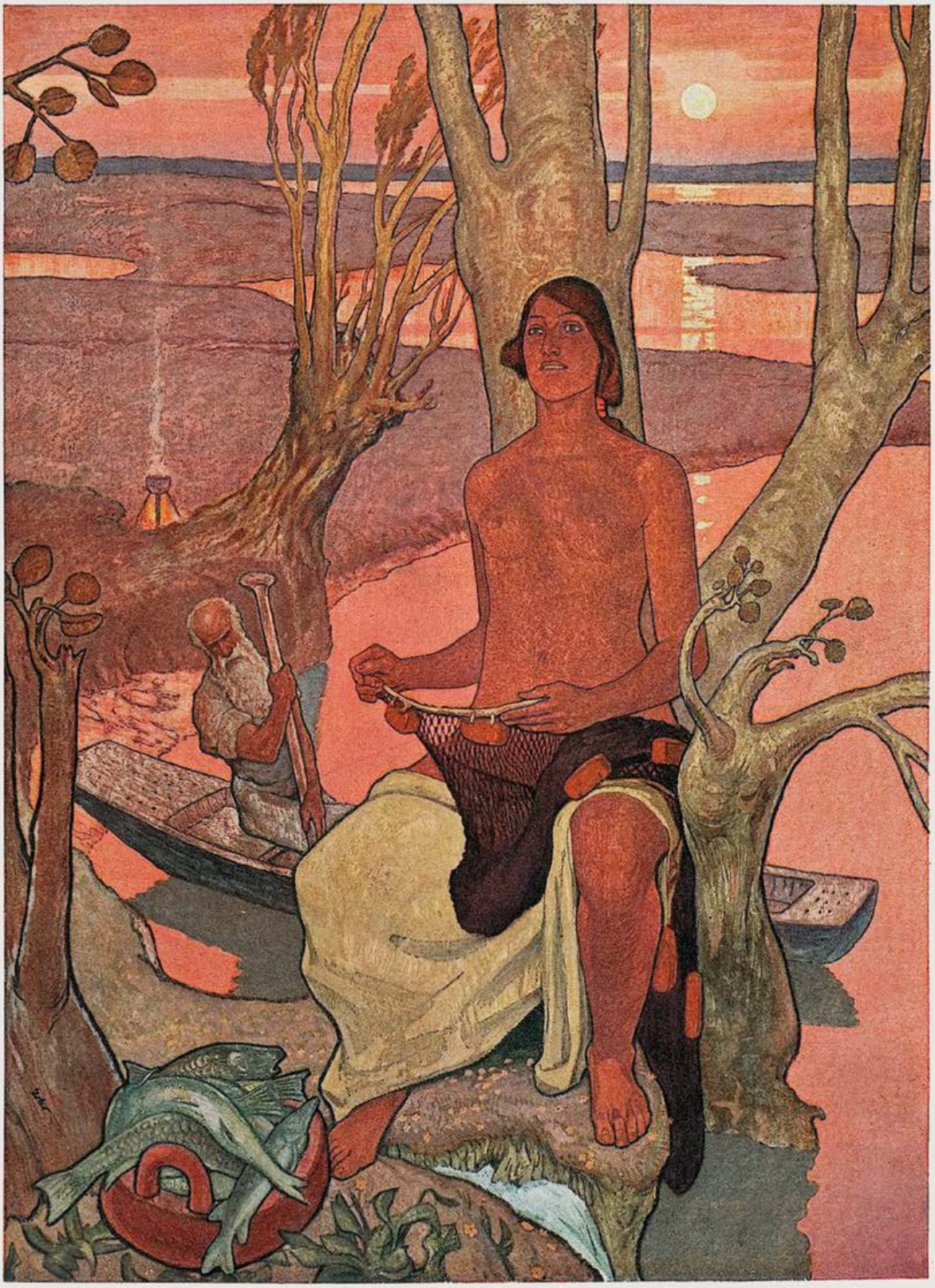


„Ist der Pelz nicht ein bißchen zu groß?"
„Macht gar nichts, Madame, je größer, desto dauerhafter".

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 31



Fischer

Fritz Erler

JUGEND
41. JAHRGANG
1936 / NR. 31

3. Klasse — Wilhelm Niedermayer

MORGENGRAUEN

Erzählung von Hans B. Wagenseil

Manchmal verfolgt das Schicksal eine ganze Familie mit katzenhafter Grausamkeit. Ein ähnlicher Gedanke mag wohl Vielen gekommen sein, als heute Johann Ohmstedt zu Grabe getragen wurde. Denn durch eine Verfehlung, deren Schwere und Tragweite wir Kinder unseres Zeitalters nicht mehr einzusehen vermögen, verursachte er schon in früher Jugend den Untergang seiner Familie. Aber man muß sich an die damaligen Anschauungen erinnern, um die Größe des starren Trotzes zu verstehen, mit dem sich die Ohmstedts seiner Zeit vor ihren Stammling stellten. Lieber wollte die Sippe mit Nibelungentreue den Untergang ertragen, als ihren Schild beschmutzt zu sehen.

Zur damaligen Zeit war das Oberhaupt jenes Hauses der alte Christian Ohmstedt. Er gehörte der angesehenen Kaufmannschaft der Stadt an und beschäftigte als Spitzenfabrikant auch noch die Frauenschaft der umliegenden Dörfer als Heimarbeiterinnen. Kein Mensch ahnte, daß er sich in pekuniären Schwierigkeiten befand, — hatte er doch seiner Sorge die Maske aufrechter Haltung vorgebunden. Aber das Schicksal schürzte den Knoten, indem es die Modelaune vorschob und den Hohlsaum erfinden ließ, so daß der Absatz der Fabrik unversehens stockte. Am ahnungslosesten von allen Menschen jedoch waren Christians Frau und sein Sohn Johann. Dieser einzige Stammhalter war damals eben zwanzig Jahre alt geworden. Nachdem er bei einem Geschäftsfreund in Brüssel die Lehrjahre hingebracht hatte, sollte er nun ins Stammhaus eintreten. Diesen Ehrentag feierte die Familie. Nachdem jedoch der abendliche Festschmaus und die Tischreden überstanden waren, suchte der junge Mann seinen Freund Karl auf. Karl war der Nachbarssohn. Die beiden hatten gemeinsam ihre Kindheitsjahre verlebt, immer zusammengesteckt, die ersten Streiche ausgeheckt, Schwärmereien und Eseleien gemacht, kurz: sie waren unzertrennlich. Das um so mehr, als Karl mit dem eigenen Vaterhaus kein Glück hatte. Sein Erzeuger nämlich, ein verkrachter Rechtsanwalt, hatte sich dem Trunke und einer bösen Weltzerfallenheit ergeben. Also hatte der Sohn die schönere Heimat im Nachbarhaus gesucht. Er war dort aufgenommen worden wie der Sohn des Hauses. Nagte dennoch ein geheimer Neid an seinem Herzen?

Nach einem ausgedehnten Nachtbummel schlichen sich die beiden jungen Leute in Johanns Zimmer hinauf. Wahrscheinlich wollten sie dort noch eine Zigarette rauchen. Aber der Teufel hatte ihnen hier eine Falle gestellt: Sie fanden nämlich hinter der Zigarettenschachtel ein Kartenspiel. Nun kam alles so, wie wir alle es kennen. Lediglich um sich die Zeit zu vertreiben, fingen die jungen Leute ein Glücksspiel zu machen an. Ganz ohne Einsatz war das langweilig — also nahmen sie sich die letzten Pfennige gegenseitig ab. Zuerst, als alle Nickel in Karls Tasche gewandert waren, saßen sie eine Weile ernüchtert da. Dann aber fragte Johann: „Kann ich auf Wort weiterspielen?"

„Spiele!" sagte Karl. Und die Karten wurden gemischt. Nun aber war es, als habe sich ein böser Geist zwischen die Kartenblätter eingeschlichen. Er spielte Karl alle Trümpfe in die Hand.

„Du hast mir zu viel Schwein!" sagte Johann endlich, nachdem er sein ganzes Taschengeld verloren hatte. Damit stieß er die Karten von sich und lehnte sich lachend im Stuhl zurück.

„Du traust dir wohl nicht mehr?" fragte Karl zurück. Das war zuviel. Das Lachen auf Johanns Gesicht verlöschte langsam; er wurde ernst. Eben da schlug die Standuhr Mitternacht.

„Nein, im Ernst, es stört mich, auf Wort zu spielen", sagte der junge Ohmstedt gewichtig. „Es macht mich unsicher."

„Was du nicht sagst!" Karl grinste. „Dem kann abgeholfen werden. Schreib Zettel heraus. Sie sollen als Bargeld gelten."

Schweigend riß Ohmstedt ein Blatt Papier von dem Notizblock ab. Er spielte so jetzt mit Schecks. Aber auch dieses Blatt Papier schien nicht auszureichen. Bald sah es aus, als habe es auf die Tischplatte vor Karl weiße Zettel geschneit.

„Entweder — oder!" Johann riß hitzig den Deckel einer Zigarettenschachtel ab. Darauf kritzelte er eine Zahl, die so hoch war wie der Betrag, um den sie bisher die halbe Nacht lang gespielt hatten.

„Soll alles das gelten?" fragte Karl. Mit einem Augenwink deutete er auf den Pappendeckelfetzen, der zwischen ihnen auf dem Tisch lag. — „Ja." — „Gut!" Karl schlug die Karte um. Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß er gewann.

Jetzt gab es kein Halten mehr. Johann saß da wie ein gespannter Bogen. War der lösende Wein daran schuld oder hatte er es aufgegeben, die Sache ernst zu nehmen? Jedenfalls spielten sie alsbald um lächerlich hohe Beträge. Auf dem Papier, wohlgemerkt! Es lassen sich leicht drei Nullen auf einen Zettel malen. Die Uhr zirpte zwei, als Johann den ersten Tausendmark-Gutschein ausschrieb. „Vergiß den Namen nicht!" beanstandete Karl. Johann blickte jetzt zum erstenmal dem Freund in die Augen. Dann unterzeichnete er trotzig: Ohmstedt.

Das war ja Blödsinn! Ihm war alles eins. Aber er wollte sehen, ob sich das Glück nicht zwingen ließ. So spielten sie bis zum Morgen. Erst als sie das Dienstmädchen draußen in der Kammer rumoren hörten, brachen sie das Spiel ab. Ein Überschlag ergab: Johann hatte sechzigtausend Mark in Papierschnitzeln verloren. Rein zum Lachen! Karl raffte die Papiere an sich, ehe er aufstand. „Du hast also vierundzwanzig Stunden Zeit", sagte er träge, die Hand noch in der Tasche. Er lächelte, halb belustigt, halb ernst.

„Sonst muß ich mich erschießen!" nickte Johann, umarmte den Freund und schlug ihn auf die Schulter. „Geh leise!" mahnte er noch. Dann lauschte er, bis das Knarren der Schritte drunten im Treppenhaus verstillt war. Er trat ans Fenster und blickte zu den verblassenden Sternen und den Räumen zwischen ihnen empor, senkte seine Augen zu den matten Wiesenflächen und farblosen Blumen des Gartens und ließ sie über die entfernteren Dächer der Stadt wandern, die grau in der Morgendämmerung dalag. Verkatert wandte er sich zurück ins Zimmer. Gut, dachte er noch, daß der Fall nicht tragisch zu nehmen ist, weil es Karl war. Damit warf er sich so, wie er war, aufs Bett.

Gleich nach dem Erwachen ging er zu Karl hinüber. „Du", sagte er kopfschüttelnd, „wir haben ja da gestern — oder muß ich sagen heute? — einen feinen Blödsinn gemacht. Gespielt wie die Millionäre! Was wäre ich dir eigentlich schuldig?"

„Du bist mir genau sechzigtausend zweihundert und dreiundzwanzig Mark schuldig", sagte Karl. Zum Beweis begann er die Zettel auf den Tisch zu zählen.

„Hör auf!" Johann fiel ihm in den Arm.

„Hast du das Geld?" fragte Karl stirnrunzelnd zurück.

„Ja! Freilich!" lachte Johann. „In deiner Tasche!" wedelte er dem Freund mit seinem leeren Geldbeutel vor der Nase herum.

Aber Karl lachte nicht. „Du hast genau" — damit zog er die Uhr hervor — „noch neunzehn Stunden Zeit. Vergiß das bitte nicht."

Johann hielt auch das noch für einen Scherz. Aber plötzlich blieb ihm das Witzwort im Halse stecken. Entgeistert sah er seinen Freund an... Eine Ahnung begann ihm zu dämmern... „Laß uns vernünftig sein, Karl", begann er stotternd. „Du weißt ja, daß es Unsinn ist, daß ich dir jemals sech—zig—tausend Mark bezahlen könnte! Gott sei Dank bist es nur du. Du weißt ja, wie alles gekommen ist. Ich lade dich zu einem Frühschoppen ein."

„Danke. Nicht nötig. Ich mache mir gerne das Vergnügen, wenn du bezahlt hast." Es dauerte lange, ehe Johann begriff, daß Karl auf dem Anrecht und seinem Shylockschein bestand. Sie stritten erst. Der junge Ohmstedt verlegte sich aufs Bitten. Wandte sich an Karls Freundschaft. Machte ihm Vorhaltungen. Aber alles half nichts. „Unterschrift heißt: ich stehe dafür ein!" erklärte Karl ungerührt.

(Fortsetzung S. 485)

Elsa Schmitt

Die Dichterin Ziska Luise Schember

Das Paradies — Hermann Fricke

Noch einmal hoffte Johann, der Freund scherze. „Laß es jetzt genug sein", sagte er, bereit, in ein befreiendes Lachen auszubrechen. Aber der Nachbarssohn zuckte nur die Achseln. Da wußte der junge Ohmstedt, daß er gefangen sei. Und er ging zum Vater.

Als der Vater die Geschichte hörte, war er sicher, der Sohn mache aus der Maus einen Elefanten. Diese Angst war recht gut. Nimm dir das zur Lehre! — Aber allmählich wurde auch er unsicher. Irgend etwas an der Haltung seines Sohnes warnte und beunruhigte ihn: Sie war allzu ernst ... „Ich werde selber mit Karl sprechen", entschied er endlich. Innerlich war er überzeugt, daß ein vernünftiges Wort genüge, um die jungen Kavaliere auszusöhnen.

Aber kaum stand er Karl gegenüber, so erschrak er: Hier stand ein Feind. Er hatte die Waffe in der Hand, schwarz auf weiß zu beweisen, daß sein Sohn nicht Wort hielt. Nicht vertrauenswürdig war. Denn ein Wort, selbst sinnlos verbürgt, hatte damals noch bindende Geltung ... Nein, Unsinn! — der alte Christian gab sich einen Ruck — sehe ich Gespenster! Und er begann mit Vernunftsgründen mit Karl zu sprechen. Als auch das nichts half, erinnerte er ihn daran, wie er doch als Sohn des Hauses gehalten worden sei: „Du überschätzt die Möglichkeiten. Wenn du auf Zahlung bestehst, so kann Johann nicht weitermachen. Er ist ruiniert."

Karl hatte darauf nur eine Antwort: „Er schuldet mir sechzigtausend Mark!" Jetzt erst tat Christian das Schwerste: er eröffnete dem Nachbarssohn seine Lage. „Dann unterschreibt man nicht!" war Karls Entgegnung.

Gut. Der alte Ohmstedt blieb fünf Minuten still sitzen. Er starrte auf den Boden und sein Gesicht war verfahlt. Endlich stand er auf. Er mußte sich hierzu mit beiden Händen auf die Tischplatte stützen. „Weißt du auch, was du tust?" versuchte er es ein letztes Mal. „Du opferst eine Familie dem Untergang! Unser Haus muß verkauft werden. Ebenso die Fabrik. Du vernichtest deinen Freund. Er war doch dein Freund, oder nicht?"

„War!" sagte Karl. „Und er kann es bleiben, wenn er bezahlt."

„Das ist dein letztes Wort?"

„Ich wüßte nicht, was es da noch zu reden gäbe."

Christian Ohmstedt klinkte stumm die Türe auf. Hochaufgerichtet sah man ihn ins eigene Haus zurückkehren. Dort redete er mit seiner Frau. Aber was half es schon zu reden? Es mußte etwas geschehen. Und er ging noch einmal zu Karl hinüber. Es konnte doch nicht sein, daß er einen so gleisnerischen Sauger an seinem Tisch gefüttert hatte! Der junge Mann überblickte vielleicht nur den Ernst der Lage nicht. — Aber nein, Karl wollte nur das Geld! Also keine falsche Scham. Handeln wir geschäftlich. Der alte Christian bot zuletzt Reugeld an. Eine Abfindung. Endlich empörte er sich. „Du kannst doch nicht eine Familie von Haus und Hof vertreiben wollen? Blutgeld von deinem Freunde nehmen? Ich schlage dir vor, zehn-, zwanzig-, dreißigtausend Mark als Buße an eine gemeinnützige Kasse zu zahlen. Willst du das? Genügt dir das? So behalten wir wenigstens alle reine Manschetten."

„Verfügen Sie über Ihr eigenes Geld — die Sechzigtausend gehören nicht mehr Ihnen!" sagte darauf Karl verstockt.

Das von einem Zwanzigjährigen zu einem Mann! Der alte Christian brach die Verhandlungen ab. Daheim ließ er den Sohn ins Kontor kommen. „Es gibt nur zwei Wege", sagte er sachlich. „Entweder du bist bereit, die tückische Beschämung auf dich zu nehmen. Dann spielen wir nicht mit bei diesem Dummenjungenstreich. Oder wir bezahlen. Nein. Antworte noch nicht. Weiß erst die Folgen. Deine Eltern müssen dies Haus verkaufen. Damit auch die Fabrik. Deine Zukunftsaussichten weißt du ... Meine Lage ist nicht so, wie du sie dir vorstellst." Diesen letzten Satz sprach der Vater leise. Er schob dem Sohn über den Tisch Abrechnungspapiere hin.

Der Sohn rückte diese Papiere beiseite, ohne erst einen Blick darauf zu werfen: „Vater, ich habe mein Wort verpfändet!" sagte er nur. So viel banger Zweifel, eine so flehende Bitte sprach aus seinem Blick, daß der Vater wußte, schlimmer als wirtschaftlicher Verlust wäre es für den Sohn, wenn er als Vater versagte. Diese Enttäuschung hätte der Junge nie überwunden.

Also wurde das Haus verkauft.

Christian Ohmstedt starb wenig später, ein Opfer seines Opfers. Lisa, seine Frau, war ein wenig schwachsinnig geworden, weil sie die menschliche Bosheit und den ganzen Verfall nicht begreifen konnte. Sie verträumte ihren Lebensabend in einem Rollstuhl. Johann aber, als echter Kaufmannssohn, ruhte nicht eher, als bis er in seinen Mannesjahren das ver-

(Schluß S. 489)

In der Loge — Adolf Büger

PECHVOGEL

VON A. SMILING

Er saß neben mir im Autobus, war klein, untersetzt, ärmlich gekleidet und trug einen roten Schnurrbart. Das seltsamste an ihm war aber die ovale Schädelform, die einem Ei nicht unähnlich sah.

Wir fuhren gerade an einer herrlichen, schloßartigen Villa in der Park Lane vorbei. Dieser Prachtbau schien sein Interesse zu wecken, er rückte unruhig hin und her, sah mich mehrmals verstohlen an und seufzte. Und ganz plötzlich begann er zu sprechen.

„Haben Sie dieses Haus gut angesehen?" fragte er.

„Ja", antwortete ich kurz, „was ist damit?"

„Allerhand", sagte er traurig. „Wenn vor dreißig Jahren ein verdammtes Pennystück mit dem Kopf anstatt mit der Rückseite aufgefallen wäre, würde ich jetzt darin wohnen, hätte ein Badezimmer, Frühstück im Bett, einen eigenen Wagen und noch viel mehr."

Ich habe wenig Erfahrung im Umgang mit Wahnsinnigen. Für alle Fälle beschloß ich, ihn recht schonend zu behandeln.

„Das Pennystück ist also schuld?" fragte ich teilnehmend.

„Ja, Herr, so ist es. Ich sehe, meine Geschichte interessiert Sie und Sie wüßten gerne mehr darüber. Nun, ich will Ihnen alles erzählen."

Er fuhr mit der Hand über seinen kahlen Schädel, seufzte wieder und erzählte.

„Ich habe niemals meine Eltern gekannt. Sie ließen mich bei ihrer Hausfrau als Pfand für den Mietzins zurück, als ich kaum zwei Wochen alt war, und ließen sich nicht mehr sehen. Frau Adams, die Vermieterin, behielt mich im Haus. Sie dachte wohl, wenn man wie sie elf eigene Kinder hatte, bedeutete eines mehr keine Vergrößerung der Fleischerrechnung.

Eines Tages hatte Frau Adams große Wäsche. Sie trug daher ihrer ältesten Tochter auf, mich in dem Park spazieren zu führen. Im Park gab mir Gertie ein Stück Baumrinde zum Spielen, ließ mich in meinem schäbigen Wägelchen allein und begab sich zu ihren Spielkameraden.

Ich stand kaum zehn Minuten dort, als ein kurzsichtiger Mann vorbeikam, der durch sein gütiges Wesen in der ganzen Gegend bekannt war. Der Gute glaubte, man hätte mich absichtlich verlassen. Sein Herz floß vor Mitleid über und er begann, meinen Wagen in der Richtung seines Hauses vor sich hinzuschieben.

Unterwegs sah er — ob Sie es glauben oder nicht — einen zweiten Kinderwagen, den niemand bewachte. Es war dies ein vornehmes Gefährt, mit herrlichen Malereien und goldgestickter Wäsche. Ein Säugling in meinem Alter lag darin. In seiner grenzenlosen Barmherzigkeit nahm sich der Philantrop auch dieses, wie er wähnte, verlassenen Kindes an und brachte uns beide im Triumph zu seiner Wohnung.

Hier ließ er zu allererst seine Wirtschafterin kommen und trug ihr auf, uns zu baden und zu Bett zu bringen. Da es aber das erste Bad in meinem Leben war, heulte ich nicht wenig und, angesteckt von meiner Abneigung gegen das Wasser, heulte auch mein Leidensgefährte kräftig mit.

Unser nichtendenwollendes Geschrei brachte den Philantropen schließlich auf die Idee, Scotland Yard zu verständigen. Und im Handumdrehen kamen zwei besorgte Frauen angerückt: Mutter Adams und die Baronin von Dumshire.

Sie dürfen nicht glauben, daß Mutter Adams mich so gerne wiederhaben wollte, keineswegs — aber sie stand für ihr Leben gerne im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, und als Gertie mit der Meldung heimgekommen war, ich sei von Räubern entführt worden, witterte sie sofort eine Möglichkeit, ihr Bild in den Tageszeitungen zu sehen.

Es ergab sich eine unvorhergesehene Schwierigkeit. Es zeigte sich nämlich, daß der zukünftige Lord Dumshire und meine Wenigkeit einander ähnlich sahen wie ein Ei dem andern!

‚Man hat sie gewaschen!' rief Mutter Adams in heller Verzweiflung.

‚Mein armer Clarence!' jammerte die Baronin ..."

Der Mann mit dem ovalen Schädel machte eine kurze Atempause.

„Ich bin Junggeselle", setzte er versonnen fort, „aber ich weiß es vom Hörensagen: wenn Sie zwei blonde, blauäugige, vier Wochen alte

Säuglinge durcheinander geraten lassen, werden sie nicht einmal mehr von den eigenen Müttern erkannt werden. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß Kleider Leute machen, sicherlich aber machen Kleider Säuglinge ...

‚Ich hoffe, Sie erkennen Ihr Kind', rief die Baronin verzweifelt.

‚Könnte ich nicht behaupten', erwiderte Mutter Adams. ‚Alles, was ich über seinen Vater in Erinnerung habe, ist, daß er eine rote Nase und gute Zähne hatte. Keines der beiden Kinder hat diese Merkmale ... Aber wissen Sie was', setzte sie großzügig fort, ‚nehmen Sie beide!'

‚Ich will nicht beide', antwortete die Baronin entschieden. ‚Was würden meine Freunde sagen, wenn ich plötzlich zwei Kinder hätte?'

‚Ich bin nicht wählerisch', sagte Mutter Adams, ‚nehmen Sie, welches Sie wollen. Mir ist es gleich.'

‚Wie kann ich das?' entgegnete die Baronin. ‚Was tue ich, wenn es das falsche ist? Es wird groß werden und den Ruf unserer Familie schädigen.'

‚Wir können dann immer noch tauschen', sagte Mutter Adams ...'

Nun, wozu die vielen Worte? Schließlich losten sie um uns mit einem Pennystück und — ich verlor. Die Baronin gab Mutter Adams Geld für meine Erziehung, für den Fall, daß sie später tauschen wollte. Sie kam mich auch von Zeit zu Zeit ansehen, aber keiner von den Säuglingen erinnert heute an die glorreichen Ahnen derer von Dumshire. Zwar habe ich die typische Stirnfalte der Dumshires, aber Mutter Adams behauptet, das käme davon, daß ich immer zu enge Hüte trage."

Der kleine Mann mit der Stirnfalte der Dumshires seufzte ein letztesmal. Dann setzte er seinen Hut auf und stieg nachdenklich aus.

NACHTLIED

Silber fließt vom Rand der Wolkenwand.
Weidend geht dahinter Gottes Schaf.
Nun ruh aus, mein Land, geliebtes Land,
Streck dich tief in Schlaf!

Schlafe, weil du wieder wachen mußt!
Zwischen Licht und Trauern ging dein Tag.
Aus dem dunklen Wald, aus der dunklen Brust
Hebt Gott selber sich den Tagertrag.

Ordnet Leben hier, dort der Sterne Gang:
Beides um den ewig Wachen kreist.
Ordnet alles sich zum Lobgesang,
Drin die finstre Stimme noch ihn preist.

Streck dich tief in Schlaf, wenn ein Leid dich traf!
Du bist Gast, er aber ist der Wirt.
Salz der Tränen leckt sein Silberschaf;
Der zu dir trieb, ist auch dein Hirt.

Fritz Diettrich

Uncle Sam und die Ehe

Liebe ist ein Etwas, das mit Seufzern beginnt und mit Gähnen endet.

*

Manche Frau von heute mit einem dunklen Fleck in ihrer Vergangenheit ist sich unschlüssig darüber, ob sie ihrem Gatten ein Geständnis oder eine Geschichte für ein Magazin daraus machen soll.

*

Mit Bigamisten bezeichnet man gewöhnlich Männer, die aus Erfahrungen überhaupt nichts lernen wollen.

Die Ehe ist ein „Nimm- und Gib"-Spiel geworden. Kaum hat man eine Frau aufgegeben, nimmt man sich schon wieder eine andere.

*

Viele unserer Ehemänner beklagen sich darüber, daß sie oft auswärts mit der Gattin speisen müssen, nur weil diese den Büchsenöffner nicht finden kann.

*

Das Gehirn des Mannes ist sieben Prozent schwerer wie das der Frau; deshalb arbeitet es

Die Tochter des Künstlers — Adolf Büger

Blühender Hollunder — v. Riedemann (phot.)

Überschwang

Von Heinz Rusch

Laß uns überfließen
Wie im Herbstlicht Wein und Krug,
Erde, uns zu Füßen,
Leuchtend, wir begrüßen
Dich auf unserm Zug!

Schenk' uns das Erheben,
Wenn das Licht verrinnt;
Wie die Wolken schweben,
Atmen wir noch Leben
Aus dem grauen Wind.

Alle Gärten prunken
Blauer Astern Schein,
Gladiolenfunken,
Und wir ziehen trunken
In den Herbst hinein!

Zwischen Tür und Angel oder: Jenseits des Alltags

Bei Herrn Honewitz klingelt es. Ein älterer Herr mit nicht gerade wallendem, aber immerhin doch fast priesterlichem Vollbart steht da. „Herr Honewitz", sagt er, „ich möchte, zwischen Tür und Angel, ein Wort jenseits des Alltags mit Ihnen sprechen. Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, daß das Leben kurz und vielleicht noch kürzer ist, als der Mensch es sich vorstellt? Sind Sie sich bewußt geworden, daß es die Pflicht der Lebenden ist, rechtzeitig und immer wieder an die Stunde des Todes zu denken?"

„O ja", lächelt Honewitz, „aber selbstverständlich; ich bin, müssen Sie wissen, Vertreter einer Lebensversicherungsgesellschaft."

Der Herr prallt — halb erschrocken, halb entsetzt — zurück. „Dann bitte ich sehr um Verzeihung", flüstert er und streicht sich seinen langen Bart, „Vertreter einer Lebensversicherungsgesellschaft bin auch ich."

Hans Riebau

---

auch langsamer, besonders, wenn er sich zum Heiraten entschließen soll.

Dreimal zu heiraten ist ungefähr so, wie wenn einer drei Zitronen anbeißt, um zu sehen, welche die süßeste davon ist.

*

Manches Ehepaar schlägt sich heutzutage tapfer durch; sie ihn mit dem Ausklopfer, er sie mit dem Nudelwalker.

*

Eine Ehe braucht zwei Menschen noch lange nicht ins Elend zu stürzen, aber sie ist ein hervorragendes Mittel dazu.

*

Daß der Gebrauch eines vielangepriesenen Haarwuchsmittels nicht ganz ungefährlich ist, beweist der traurige Fall eines früher kahlköpfigen Junggesellen, in den sich eine Witwe mit — wie sich nachher herausstellte — fünf unmündigen Kindern verliebte.

Es eilt nicht

Der Berliner Bildhauer Tassard bekam von Friedrich dem Großen den Auftrag, ein Mausoleum zu bauen. Tassard, hocherfreut darüber, sagte: „Majestät, zu einer solchen Arbeit brauche ich aber mindestens zehn Jahre!"

Friedrich der Große erwiderte: „Nehmen Sie ruhig zwanzig Jahre dazu!"

Plakate

Im Zimmer eines Hotels in Amerika hing ein Plakat:

„Vorsicht beim Rauchen! Denken sie an den Brand des Grand Hotel!"

Das las ein Gast und schrieb launig darunter:

„Vorsicht! Nicht ausspucken! Denken sie an das Hochwasser des Mississippi!"

Sein Leiden

„Baumann hat ziemlich schlechte Allüren!"

„Dann soll er doch einmal zu einem tüchtigen Arzt gehen!"

Die kleinen Portionen

„Herr Ober, ich möchte mich mal richtig sattessen! Was soll ich da nehmen?"

„Am besten alles!"

Mein Kompliment

Herr (in einer Gesellschaft zu seiner Tischnachbarin): „Alle Männer, die heiraten, halte ich für geborene Dummköpfe!"

Dame: „Und da sind Sie noch ledig?"

Frau Doktor

„Wann hat denn die Frau Doktor Sprechstunde?"

„Ach, die spricht den ganzen Tag!"

FESTMORGEN ÜBER WÜRZBURG

Der Schritt verhallt durch dämmernde Gewölbegänge;
Tiefher ein Wogen stolzer Glockengesänge ...

Jetzt öffnet, sonnenüberflammt, sich die Bastei:
Der Blick sinkt frei hinaus, hinunter —
Und königlich enthüllt, palastgewaltig,
Prachtrauschendes Talwunder, vielgestaltig,
Sich Frankens schönstes Städtebild!

Lichtlodernd, aufgetan dem Morgenglanz,
Geschmückt von der Zwölfheiligen erlauchtem Kranz,
Wölbt sich der Brücke märchene Festung über den Main;
Von Booten wühlt, von Dampfern und Regatten,
Von Wimpeln bunt der sonnenblendende Strom.
Gleich festlicher Estrade zieht die Straße sich hinein,
Des Bildes Achse, feierlich zum Dom,

Ins Frankenherz der Stadt, wo über blauer Tiefe Schatten,
Geheimnisengem Netz uralter Gassenviertel,
Die Pracht der Kuppeln schwebt, besonnte Türme strahlen:
Stift Haug, Neumünster, der Marienkapelle
Zierreich gespitzter Steinhelm, dessen rosige Pagode
Zur krönenden Kreuzblume blüht,
Darüber morgenlichtumfunkelt die Madonna glüht.

Und über Flaggen, Kuppeln, Kreuzen, überm Gürtel
Der Parklustwälder, so die Frankenfürstin rings umfahn,
Harft das Gebet der Türme (wie von zwanzig Kathedralen),
Rauscht ewigen Meßgeläutes Jubelwelle
Über die Stadt des heiligen Kilian.

Walter Breitung

(Schluß v. S. 485)

schleuderte Haus zurückerobert hatte. Der Vorbesitzer hatte sich diese Leidenschaft zunutze gemacht. Er hielt ihn hin und beutete ihn durch unverschämte Preisforderung aus. Davon sprach die ganze Stadt. Dennoch zog der letzte Ohmstedt eines Tages ins Haus der Väter ein. Doch war damit seine Kraft erschöpft. Am Ziel angelangt, verkroch er sich zwischen den vier Mauern und lebte darin als Einsiedler und Sonderling, bis sie ihn heute mit den Beinen voran hinaustrugen.

Und Karl? Was wurde aus ihm? — Er zog sein Blutgeld ein, heiratete munter und übersiedelte in eine andere Stadt. Dort wollte er in Ruhe seinen Raub verzehren. Gelang ihm das?

Vorbei, vorbei!

Vorbei, vorbei die Sommerszeit!
Die Blätter sind entflogen,
Und Bäume stehen weit und breit
Wie um ihr Kleid betrogen.

Der kalte Wind ist Herr im Land,
Die Sonn' hat keine Kräfte,
Der Saft, der in den Bäumen stand,
Sank abwärts in die Schäfte.

Wo sind die Vögel alle hin,
Die Stimmen, die uns riefen,
Daß wir den schönen Anbeginn
Des Tages nicht verschliefen?

Wo sind sie? Der entblößte Baum
Träumt noch von ihrer Flöte,
Vom Liederkrönlein, das den Raum
Und seinen Glanz erhöhte.

Vorbei, vorbei die Sommerszeit!
Die Vögel sind entflogen,
Und Herzen stehen weit und breit
Wie um ihr Lied betrogen.

Fritz Diettrich

Am Brunnen — Heinz Kistler (phot.)

Im Atelier — August Beck

DIE VERLASSENE

VON PETER SCHER

Auf einem nächtlichen Gang durch das alte Genua wurde ich in einer engen Gasse durch einen Mann aufgehalten, der breitbeinig vor der Tür einer Trattoria stand und zum Besuch der „Bar" einlud, die „Zena" hieß, was genuesisch ist und einfach Genua bedeutet.

Aus der Bar erklang der Lärm prallender Billardbälle. Jemand blies auf einer Mundharmonika und viele Menschen schnatterten fröhlich durcheinander.

Ich hatte nicht die Absicht, zu trinken, aber die kindlich-eifrige Art des Wirtes, der wie ein Preisboxer aussah, machte mir Spaß und ich ließ mich von ihm durch die Tür schieben. Beim ersten Blick schien nicht nur jeder Stuhl besetzt, sondern es wirkte, als habe man die Gäste wie Zwischendeckspassagiere ohne Rücksicht auf die einfachste Annehmlichkeit zusammengepfercht.

Der Wirt machte wenig Federlesens. Er nahm zwei ärmliche Gestalten, die an einem Tischchen Karten spielten, hinten am Rock, zog sie, mit jeder Hand einen, empor und gab ihnen einen Dreh nach dem Ausgang hin, wobei er bemerkte, sie hätten lange genug dagesessen und seien verpflichtet, einem vornehmen Kavalier aus dem Ausland Platz zu machen. Mir war das natürlich peinlich, aber ich beruhigte mich, als ich sah, mit welcher liebenswürdigen Einsicht die Männer anerkannten, daß der Wirt recht habe, sich ein Geschäft nicht entgehen zu lassen. Es machte sogar sichtlich Eindruck auf sie, daß er mit so unwiderstehlicher Energie seinen Vorteil wahrte.

Mein kavaliermäßiges Gelage bestand in einem Stückchen Farinata, das ist eine Art Eierkuchen, für fünfzig Centesimi, und drei Gläsern eines wundervollen dicken Rotweins, der Barbera heißt, und von dem das Glas etwa acht Pfennige kostete.

Meine Schlemmerei erregte unter den kleinen Leuten Aufsehen. Von allen Tischen wendeten sich Köpfe nach mir — doch nicht im mindesten aufdringlich, sondern mit aller Liebenswürdigkeit, die in diesem Lande noch von der verzweifeltsten Armut aufgebracht werden kann. Indessen war ich trotz meines bedeutenden und vornehmen Auftretens rasch vergessen. Das harmlos vergnügte Völkchen beschäftigte sich längst wieder hingebend mit Spiel und endloser Rede.

Ab und zu ging der gewaltige Wirt durch den Raum, da und dort einem Gast mit drohendem Stirnrunzeln noch ein Gläschen aufnötigend, um sogleich wieder auf die Gasse hinauszuschießen, wo Schritte vernehmbar wurden. Ich hörte ihn von dort beschwörend auf ablehnende

Spaziergänger einreden; hörte, wie der Einspruch unter dem Anprall seiner Beschwörungen schwächer wurde, und sah im nächsten Augenblick den Zwangsgast, vom Wirt zielsicher geleitet, mit verlegenem Gesicht in der Tür erscheinen. Wieder wurde strenge Musterung gehalten; einige dürftige Spieler in der Ecke duckten sich schuldbewußt, noch einmal entgingen sie dem Zugriff — der Wirt hatte in einer anderen Ecke sein Opfer gefunden.

Ich beeilte mich, immer wieder ein Glas Barbera zu bestellen, um nicht am Ende auch unerwartet hinausbefördert zu werden. Der starke Wein wirkte rasch. Ich geriet in beschwingte Stimmung und sah bald alles — sogar den mit zunehmender Nachtstunde immer rücksichtsloser vorgehenden Wirt — in rosiger Beleuchtung. Merkwürdigerweise war der zweite Stuhl an meinem Tischchen frei geblieben — wie auf Bestellung. Möglich, daß durch meine ungewöhnliche Trinkfreudigkeit das Bestreben des Wirtes, sich nobel zu erweisen, herausgefordert worden war.

Allmählich dachte ich an Aufbruch, als ein ganz neuer Vorgang meine Teilnahme in Anspruch nahm. Der unermüdliche Athlet erschien mit einer Dame in der Tür — einer richtigen Dame, deren zartes Madonnengesicht mich gleich für sie einnahm. Der Wirt und viele der Gäste schienen sie gut zu kennen. Er sprach, wenn auch höflich, so doch vertraut mit ihr und von vielen Tischen wurde ihr grüßend zugenickt. Ein Mädchen im Hintergrund rief laut: „Buona sera, Fiorella!" und die Angesprochene winkte der Grüßenden freundlich zu.

Der Wirt wies mit den Augen auf den freien Stuhl an meinem Tisch. Die Dame näherte sich zögernd und fragte mit einem leichten Kopfnicken, ob es mir recht sei, wenn sie Platz nähme. Ich verbeugte mich so tief und freudig, daß der Wirt, der auf dem Sprung stand, wieder auf die Gasse hinauszueilen, ein Grinsen nicht unterdrücken konnte. Ich sah es wohl und es ärgerte mich, aber ich vergaß es rasch, denn mein ganzes Interesse galt der Dame. Sie bekam süßes Gebäck, an dem sie knabberte, und ein Gläschen Wermut, von dem sie nippte — alles zierlich und anders als in dieser Umgebung üblich.

Wir sahen kurze Zeit, wie man so tut, aneinander vorbei, uns dabei dennoch insgeheim musternd. Wir kamen vermutlich beide zu dem gleichen Resultat: daß nichts einer kleinen Annäherung entgegenstünde. Richtig waren wir denn auch bald in einem harmlosen Gespräch, wie es sich im Süden so leicht führen läßt. Ich erwähnte, daß ich zur Erholung von schwerer Krankheit in Ligurien lebe und mich wohl dabei befände. Sie nahm mit der angenehmen und liebenswerten Verbindlichkeit romanischer Menschen an meiner Redseligkeit teil, ohne jedoch selbst aus sich herauszugehen. Immerhin erfuhr ich, daß sie Mailänderin sei und sich seit drei Jahren in Genua aufhalte.

Ich wußte angesichts ihrer gepflegten Hände und der soliden Eleganz ihrer Kleidung nicht recht, wie ich sie gesellschaftlich einreihen sollte. Freilich war es auffallend, daß sie spät nachts in dieser Gasse eine Bar aufsuchte, deren zweifelhaftes Publikum sie freundschaftlich grüßte.

Sie hatte eine merkwürdige Art, plötzlich in sich zu versinken. Es begann damit, daß ihre Augen — noch im Sprechen — einen abwesenden Ausdruck annahmen. Ihr Blick schien sich auf die Nasenwurzel zu konzentrieren. Es sah aus, als ob sie schiele oder im Begriff sei, einer suggestiven Einwirkung zu unterliegen. Aus einer dieser Anwandlungen fuhr sie plötzlich auf und fragte hastig, mit tiefer Stimme: „Sie wohnen in Santa Margherita?"

Ich sah sie überrascht an und nickte mit dem Kopf.

„Ah —!" sagte sie und atmete tief. „Wohnen Sie schon lange in Santa Margherita?"

„Seit einem Vierteljahr."

„Ah — dann muß Ihnen der Ingenieur Creixams bekannt sein — ein Mexikaner."

„Der mit der Narbe auf der Backe?"

„Ja, der!"

„Ein schöner Mann", sagte ich, „er hat eine Engländerin zur Frau. Sie soll sehr reich sein."

Sie schwieg und atmete heftig. Ich sah sie an und erschrak. Ihr Gesicht war verzerrt, ihr Mund zitterte.

„Eine Zigarette!" befahl sie plötzlich mit einer Heftigkeit, die mich verletzte.

„Bitte!" sagte ich und gab ihr Feuer.

Sie rauchte so stark, daß sie husten mußte.

„Er hat ein Kind?" fragte sie.

„Ein armes Wurm. Es ist krank geboren. Spinale Kinderlähmung. Erst kürzlich sagte mir der Doktor — — aber was haben Sie, um Gottes willen!"

Ich erwischte sie am Handgelenk. Sie war aufgesprungen und hatte, wie in schrecklicher Atemnot, die Hand an die Brust gedrückt. Im nächsten Augenblick war es mir gelungen, sie wieder auf den Stuhl zurückzuziehen. Sie saß wie leblos da. Ihre Arme hingen schlaff herab. Ich nahm ihr den Zigarettenrest fort, daß sie sich nicht weh tue. Ihren Körper erschütterte eine Bewegung zwischen hysterischem Gelächter und bitterem Schluchzen.

Eine Frauenstimme aus dem Hintergrund rief: „Fiorella, was ist dir?"

Ich hielt ihr behutsam mein Glas an den Mund. Sie trank und erholte sich ein wenig. Ich strich begütigend über ihre Hand. Sie wollte etwas sagen, fiel aber mit einem Male in ihre abwesende Haltung. Es dauerte eine Weile. Sie schien zu schlafen.

Es tat mir wohl, daß sich niemand um uns kümmerte. Sogar der Wirt ließ uns in Ruhe. Ich hatte mittlerweile noch mehrmals Wein bestellt.

Als sie sich gar nicht rührte, nahm ich vorsichtig ihre Hand und sagte leise, aber bestimmt: „Fiorella — wachen Sie auf!"

Da hob sie den Kopf und sah mich an. Es war, als ob sie am Morgen nach einem langen, aber qualvollen Schlaf erwache. Sie öffnete den Mund, zögerte und sagte dann in einem unbeschreiblichen Ton: „Ich war ein anständiges Mädchen. Er hat mich sitzen lassen, um die Reiche zu heiraten. Ich habe zur Madonna gebetet: Wenn sie ein Kind bekommt, muß es siech werden. Er soll spüren, wie es tut!"

Sie klapperte wie im Fieber mit den Zähnen und wiederholte: „Ja — er soll spüren, wie es tut!"

Scherenschnitt — Ruth Schaumann

Autofriedhof — Toni Bichl

ZIETHEN KOMMT AUS DEM BUSCH

VON FRANZ DATTNER

Als die Herren Generale das Fest verlassen hatten, wurde die Stimmung zusehends vergnügter. Herr von Clausewitz riß sich die Montur vom Leibe und verlangte, mit Wein begossen zu werden. Herr von Kleist ward melancholisch und wünschte ein Mädchen mit Veilchenaugen zu küssen. Die Herren hatten alle viel zu viel getrunken: unter einem Gueridan saßen zwei und würfelten. Obristlieutenant Debauché focht mit einem unsichtbaren Gegner ein wütendes Duell aus.

Von der Garnisonskirche schlug es hallend eins. Das schien ein Zeichen für den Freiherrn von Platen zu sein. Er sprang auf den Tisch und gebot Silentium. Er war ein baumlanger Kavalier und alle mußten ihn bemerken. Der Baron tat so, als wäre er betrunken — eine Finesse, die alle insgeheim belächelten — und schrie mit rotem Kopf: „Wer von Euch kein Hundsfott ist, stellt sich dort an die Wand!"

Man sah sich an und lachte.

„Lacht nicht, Kujone!" brüllte Platen, und hatte im Nu eine Pistole in der Hand — der Teufel wußte, woher — denn die Herren hatten alle Waffen im Antichambre versorgt — — „ich werd Euch Mores lehren!"

Der Obristlieutenant brach sein Gefecht ab, schulterte seinen Pallasch und kam klirrend näher.

„Vom Tisch runter, Herr Rittmeister!" knurrte er. „Er ist ja gar nicht betrunken. Das ist nur so Seine Façon de parler!"

Platens Augen glimmten böse.

„Ich erkläre jeden von Euch für ein mauvais sujet, der nicht Ordre pariert! An die Wand — und ein Glas auf den Schädel. Wenn ich, wie der Herr Obristlieutenant resolviert, nüchtern bin — schieß' ich das Glas herunter und nicht den Schädel!"

Jetzt lachte niemand mehr. Jeder wußte, wem die Parole galt. Alles wandte sich Graf Reckwitz zu. Er war gerade zwanzig geworden und lächelte auch jetzt noch. Er kam durch eine schweigende und neugierige Gasse der Herren näher: als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt — obwohl der Baron noch gar keinen Namen genannt hatte.

Er schlug die Haken zusammen, daß es ein scharfes hohes Klingen gab, legte die Hände an die Hosennaht, wie dienstlich, und meldete mit seiner heiteren Jungenstimme: „Dem Herrn Rittmeister Respekt — falls der Herr Rittmeister zufällig gerne auf mich schießen wollen."

Platen verlor die Contenance nicht. „Sehr brav von ihm, Junker!" grinste er vom Tisch. „Kehrt — und an die Wand gestellt. Dafür stehe ich nicht an zu erklären, daß Herr von Debauché recht hatte, als er meinte, mein Rausch wäre von schlechten Eltern." Plötzlich brüllte er wieder. „Ich bin nüchtern, Junker, und ziele rechtschaffen — doch steht es Ihm frei, zu retirieren, falls er kein Vertrauen zu meiner Schießkunst hat!"

Der Graf machte eine Verbeugung und ging lächelnd zur Wand.

Herr von Kleist sagte ruhig in die Stille: „Dem Herrn Rittmeister beliebt, es sich besonders bequem zu machen."

Jetzt begannen auch die anderen zu murren. Platen war der beste Schütze im Regiment: aber man wußte ja nie, ob er wirklich berauscht war oder nur „betrunken" spielte. Er schikanierte den Kleinen, wo er konnte: die veilchenblauen Augen Henriette von Drösings hatten's ihm angetan, eine Farbe, von der auch Kleist zuweilen zu schwärmen pflegte. „Von" Drösing sagte übrigens nur Reckwitz, wenn er von der Geliebten sprach; sie war eine Bürgerliche, und der König hatte bereits zweimal die Alliance abgewiesen. Alles Bitten war fruchtlos: Friedrich wollte nichts davon wissen — altmärkischer Adel und die Tochter einer Haushälterin! Noch dazu katholisch. Der König hatte Herrn von Reckwitz klipp und klar bedeuten lassen: noch ein Heiratsgesuch und er stecke ihn für zwei Jahre nach Küstrin — wegen Insubordination und Belästigung der Person des Königs. Fini. Die Amouren seiner Offiziere, soweit sie nicht staatsfeindlich geartet wären, interessierten ihn übrigens nicht im

mindesten — also liebte der Graf seine Demoiselle weiter — glühend, halsbrecherisch, unvernünftig — und Platen, der erfolglose Rivale, spie Pech und Feuer. Und der jetzige Eklat war das Ergebnis seiner Eifersucht ...

„Ich bin vollkommen bei Sinnen — aber wenn der Junker feige ist — —", ein Riesenlärm begleitete seine Worte — —, „wenn er, ich wiederhole — feige — —"

„Er ist nicht feige!"

„Sie sind ein Feigling, Platen!"

„Messieurs", donnerte der Obristlieutenant, „die Sitzung ist aufgehoben!"

„Aufgehoben ist aufgeschoben!" lachte Reckwitz an der Wand und stellte zierlich mit zwei Fingern einen Champagnerkelch auf sein Toupet, „weder Herr von Platen noch ich können jetzt zurück. Es wäre denn, daß der Herr Rittmeister sich unbehaglich fühlte." Sein blasses Knabengesicht wurde ernst. Er sagte mit seiner leidenschaftslosen Stimme freundlich: „Ich ersuche nunmehr den Herrn Rittmeister Freiherrn von Platen, auf das Glas zu schießen, ansonsten ich Ihn für einen Filou und Windbeutel erklären müßte!"

Die Pistole fuhr hinauf.

Die Herren schrien wie besessen.

Der Obristlieutenant packte einen Tschako vom Tisch und setzte ihn feierlich auf. „Attention, Messieurs! Ich habe genug! Die Herren begeben sich stantepede in die Quartiere. Das ist gemeiner Mord!"

„Wenn der Baron nicht schießt, schmeiße ich ihm das Glas in die Visage!" heulte Reckwitz.

Platen: „Unbesorgt — halt Er still!"

Der Schuß krachte.

•

Der Generallieutenant von Ziethen sah vergnügt zum Fenster hinein und versorgte seine Pistole, die noch rauchte, im Halfter. Er beugte sich über den Kopf seines Pferdes in den Saal hinein, sein verwittertes braunes Abenteurergesicht leuchtete.

„Ein scharmantes Gesellschaftsspiel, meine Herren, auf Kameraden zu schießen. Gerade sagte ich zu General Seydlitz, ich reite nochmals zurück: Seine Majestät selbst werden den Lärm in Sanssouci vernehmen können. Übrigens werden die Herren zugeben, daß ich vortrefflich disponiert war. Von der Kirche hierher sind es an die zweihundert Schritte."

Das Mondlicht fiel auf seine Achselspangen, die gleißten. Er beugte sich noch mehr zum Fenster hinein und befahl: „Reich' Er mir mal sein Schießzeug herüber, Platen, es interessiert mich."

Der Freiherr gab abgewandt über den Pferdekopf, der an ihm schnupperte, die Pistole hinauf. Der Lauf hing nur an ein paar Holzfetzen im Kolben. Ziethen war ein noch besserer Schütze ...

„Nu — Kinderken, wat sagt ihr da woll bloß zu eurem ollen Papa Ziethen? Wie bei Kunersdorf anno Schnee. Da is Ihnen woll die Spucke weggeblieben, Platen, wat? Aber nu macht mal los, Männekens — marsch, los, in die Klappe, wenn's gefällig ist, oder Papa Ziethen wird verdammt ungemütlich!" Die Herren schlugen die Sporen zusammen und entfernten sich flüsternd.

„Hör Er mal, Platen: eigentlich gehört Er vor's Kriegsgericht, das ist Ihm doch wohl klar, nicht wahr? Graf Reckwitz, stillgestanden! Ich bin noch nicht fertig. Ich werd' Euch beiden mal was sagen." Er neigte sich zu ihnen hinein, daß seine gewichsten Zöpfe vor ihren Nasen baumelten. „Ich laß Euch laufen. Geht zur Hölle, von mir aus! Ich meld' auch dem König nichts, obwohl es eine cochonnerie par excellence ist! Sei Er nicht so lustig, Junker: ich hab' Ihm das Leben gerettet!"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

„Diese unverschämte Heiterkeit mag Er sich abgewöhnen! Er ist keinen Pfifferling wert, Er Bengel, Er — ich hab's der Demoiselle Henriette zu Pläsier getan, die wirklich allerliebst ist. Die Herren geben sich jetzt die Hände — na, Platen, ein bißchen dalli, wenn ich bitten darf — — so ist's recht, und nun schlafen sich die Herren mal ordentlich aus. Wegtreten! Und Seine Majestät erfährt kein Sterbenswörtchen. Morjen, meine Herren!"

•

Friedrich hatte in der Nacht keine Schmerzen gehabt, er war sogar in Voltaires Zimmer gewesen, um Erinnerungen nachzuhängen (was jetzt schon selten vorzukommen pflegte), er empfing deshalb den General in beinahe schalkhafter Laune.

„Biche — hierher! Wenn du unartig bist, bekommst du keinen Zucker!" Er klopfte mit seinem Krückstock an Ziethens verschnürte Brust. „Bon jour, mon cher. Reizende Geschichte. Habe Ihn bisher für einen folgsamen Untertan gehalten, Ziethen. Aber Er hat Pech: der König erfährt nun mal alles. Wozu wäre er denn der König, mhm? Was ist nun Sein Vorschlag?"

„Das Kriegsgericht, Eure Majestät."

Der König ließ den Blick nachdenklich über die blühenden Rondells zu seinen Füßen schweifen. „Es ist Frühling, Ziethen. Hat Er bemerkt?"

„Sehr wohl, Majestät."

„Frühling. Prächtige Jahreszeit. Eh bien — wir sprachen von dem Skandal, wie?" Die blauen Augen forschten in dem Ledergesicht des Generals. „Das Kriegsgericht ist keine Lösung, Ziethen. Wir müssen die Chose absoluter liquidieren."

„Erschießen, Majestät."

Friedrich lächelte müde. „Er ist ein Heißsporn, toujours, Ziethen. Er kam zwar heute nacht précisement aus dem Busch, wie gewöhnlich — wie in den alten guten Zeiten; aber zurzeit haben wir ja nicht Krieg. Wir schließen lieber Frieden, bon? Komm Er mal da mit in die Sonne, ich friere heute ein bißchen. Setz Er sich. Er sagt — Kriegsgericht. Ich sage — Heirat."

„Majestät — —!"

„C'est juste, mon cher. Besser eine Mesalliance, als dauernd Mord und Totschlag zwischen meinen Offizieren." Friedrich streckte die magere Hand aus nach der Klingel. Der Kammerhusar trat auf die Terrasse.

„Zu Herrn von Podewils — die Akta in Sachen Reckwitz."

Der König reichte seine Schnupftabakdose hinüber. „Bedien Er sich, Ziethen. Der arme Reckwitz wird jetzt irgendwo Posthalter in Brandenburg. Weiß Er: die Jungen sollen glücklich sein. Dafür habe ich doch gelebt, n'est-ce-pas?"

Vignette Franziska Bilek

BÜCHER

Dr. Karl Siegmar Baron von Galéra: „Deutscher Reichsspiegel". Männer und Bewegungen im Kampfe für Reich und Gegenreich. (Mit 69 Abbildungen. Hesse & Becker Verlag, Leipzig 1936. Preis 12.— RM.)

Ein Geschichtswerk, in dem die geistigen Errungenschaften des Nationalsozialismus zu einer umfassenden Darstellung des ersten und zweiten Reiches verarbeitet sind. Getragen von einem bedingungslosen Glauben an das Werk des Führers, gelangt der Verfasser über die Reihe seiner kritischen Untersuchungen zu der summarischen Konsequenz, daß die durch Ludendorff so populär gewordenen „überstaatlichen Mächte", wie Judentum, Freimaurerei, Weltbolschewismus, Jesuitentum usf. die wahren und einzigen Schädlinge des deutschen Reichsgedankens und damit des europäischen Friedens schlechthin sind. Sehr gründliche und aus fleißiger Forschungsarbeit gewonnene Materialkenntnisse runden — flüssig und gemeinverständlich vorgetragen — das Ganze zu einer charakteristischen Einheit ab. Der Illustrationsapparat ist sorgfältig gewählt und bietet eine Reihe trefflicher Bilddokumente für die große Vergangenheit unserer nationalen Kultur. A. W. R.

Franz Zeise: „Die Armada". Don Juan d'Austria. Lebensfahrt eines Ehrsüchtigen. (Rowohlt Verlag, Berlin.)

Als strahlend jugendlicher Streiter für den christlichen Glauben, als wagemutiger Retter des Abendlandes vor der Türkengefahr, ging Don Juan d'Austria in das Gedächtnis der Nachwelt über. Dieser ehrsüchtige Sohn Karls V. und der Regensburger Handwerkerstochter Barbara Blomberg hat die Mauren besiegt, den Ungläubigen Tunis entrissen, und er war Statthalter der Niederlande. Doch wird sein kurzes, durch die Pest beendetes Leben völlig von dem Ruhm überstrahlt, den er sich als Admiral der spanischen Armada in der Seeschlacht von Lepanto mit der Vernichtung der türkischen Flotte erworben hat. In dieser Tat, die der verängstigten abendländischen Welt als erlösendes Befreiungswerk gelten mußte, gipfelte dieses von Tragik umwitterte Leben. — Das Buch Zeises will weder geschichtliche Monographie noch Roman sein, es ist eine Aneinanderreihung von Bildern, ja, man darf sagen, von altmeisterlichen Gemälden, die ihre ganze, satte Leuchtkraft von der Figur des jungen Helden beziehen. In der Tat, die Schilderung des Auto da Fé, des Lagers der Armada, der Seeschlacht, können nur mit den Gemälden einer vollblütigen Zeit verglichen werden, die ohne zimperliche Nervenschwäche den Tod schroff neben unbändige Lebensfülle gestellt hat. Hier wird nicht Triebhaftes mit schamvoller Spitzfindigkeit bemäntelt, mit dem Grauen kein billiges Spiel getrieben, nackt und bloß, behaftet mit den ungehemmten Instinkten seiner Natur, steht der Mensch in der Welt dieser Zeit. Und wie auf jenen Gemälden bezwingt die künstlerische Kraft den Stoff, er ist ihr nur willfährige Materie des Formungswillens, wird unter der Hand des Künstlers zu edlem Werk. A. Wisbeck.

ANEKDOTEN

Offen

Es war in der politisch so bewegten Zeit zwischen dem ersten und zweiten Kaiserreiche, als Victor Hugo einmal gefragt wurde, wie seine politischen Ansichten seien.

„Mon Dieu, Monsieur", war die Antwort, „das hängt ganz davon ab, mit wem ich spreche!" *H. G.*

Überführt

La Condamine war unter der Herrschaft Ludwigs XV. der berühmteste Mathematiker Frankreichs und auch als Forschungsreisender sehr angesehen. Er war ein höchst origineller Mensch, aber von ungeheurer Neugierde. Eines Tages besuchte er Frau von Choiseul, die er gerade beim Briefschreiben antraf. Er näherte sich der Dame leise und sah ihr während des Schreibens über die Schultern. Da Frau Choiseul dies merkte, schrieb sie: „Ich würde Ihnen von dieser Sache gerne mehr berichten, stünde nicht Herr La Condamine hinter mir und läse alles."

„O, Madame", rief da der Gelehrte aus, „das ist nicht richtig, ich beschwöre, daß ich nichts gelesen habe!" *H. G.*

Zeit lassen

Bei Geza Sebestyen, dem bekannten, kürzlich verstorbenen Budapester Theaterdirektor, hatte sich einmal eine weltberühmte Opern-Primadonna zu einer Besprechung angesagt. Zur vereinbarten Zeit erwartete Sebestyen die Künstlerin in seinem Direktionszimmer, wer aber nicht kam, war die Primadonna. Als bereits zwei Stunden vorüber waren, trat der Theatersekretär ins Zimmer und machte dem Direktor gegenüber einige ungehaltene Bemerkungen über das Benehmen der Dame. „Was wollen Sie?" sagte da Sebestyen, „das ist eine Frau, die zu allem Zeit braucht. Hat sie nicht auch vierzig Jahre gebraucht, um einunddreißig zu werden?" *H. G.*

LEST DIE „JUGEND"

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

DIE FOTO-SEITE

Übergang zur Olympiade

Der schöne Monat Juli geht dem Ende zu, und nur noch wenige Tage trennen uns von den Olympischen Spielen. Wo die Kamera nicht allein in Berlin, sondern in allen Teilen der Erde reichlich zu tun haben wird. Da heißt es gerüstet sein, Übung im Schnappschuß besitzen, die Kamera ganz beherrschen. Die Technik muß mehr oder weniger von allein abrollen, so daß wir uns ganz der Bildmäßigkeit widmen können.

Wir brauchen also Schulung. Diese können wir auf den Sportplätzen gewinnen. Vielleicht aber sieht man uns da im Moment nicht gern, weil eifrig gearbeitet wird. Also schlagen wir noch einen anderen Weg oder ein anderes Thema vor: Junge Damen.

Da ja jetzt noch Ferienzeit herrscht, treffen wir sie überall in frischer und freudiger Ferienstimmung, bei Sport und Spiel, in Stadt und Land. Und genau so quicklebendig wie das Motiv müssen unsere Fotos werden.

Da darf nichts gestellt und gekünstelt sein, sondern wir werden mitten aus dem Leben knipsen. Ganz gewiß gibt es „charmante junge Damen", die auf Befehl dezent oder voller Lebenslust lachen. Aber fotografisch kann man nichts befehlen. Denn das würde man nachher doch im Bilde irgendwie sehen, wenn es nicht einen Inhalt hat, der zum Motiv paßt.

Also am besten mit der Kamera auf der Lauer sein, so tun, als sei die Fotografie Nebensache, um dann zu knipsen, wenn der Augenblick günstig ist.

Nun aber bitte nicht sagen: Das kann ich doch unmöglich. Erstens besitze ich keine wunderhübsche junge Tochter, zweitens kann ich keinen wildfremden Menschen so mir nichts — dir nichts ansprechen, und drittens bin ich verheiratet. Denn diese Gedanken geben Komplexe und Hemmungen, die sich notwendig auch auf die Kamera übertragen. Zumal das in der Praxis auch ganz anders aussieht.

Da liegen wir z. B. am Strande der Ostsee oder lassen uns im Bade irgend eines bayerischen Sees von der Sonne braun brennen. Hier nun laufen einem die Motive förmlich blindlings entgegen. Sie werden einem gewissermaßen gratis und franko ins Haus — um nicht zu sagen: vor die Kamera — gebracht. Und weil hier all die jungen Menschen so frei und losgelöst vom Alltag sind, wird kein Mensch Einspruch erheben, wenn wir unsere Kamera zücken. Man darf das bloß eben nicht plump machen. Heran an die Motive, vorher schon Entfernung, Verschluß und Blende eingestellt, und dann munter drauflos geknipst. Ehe man etwas merkt und sagen kann, ist der Film belichtet, und wir haben das, was wir suchen.

Mit einem „Ach bitte, Fräulein, würden Sie wohl so freundlich sein!?" ist da also nichts zu machen. Das kann nichts werden, weil es gestellte Bilder geben muß.

Haargenaue Einstellung der Schärfe ist nicht allzu tragisch zu nehmen. Denn jetzt herrscht ja bei Sonnenschein überall eine so große Helligkeit, daß wir weit abblenden können trotz kürzester Belichtungszeiten. Und weite Abblendung sichert große Tiefenschärfe. Es genügt also, daß wir Entfernungen einigermaßen schätzen können.

Und bitte, keine feigen Schnappschüsse. Also Aufnahmen in Rückenansicht. Wenn zwar ein schöner Rücken auch entzücken kann, wie man so fein sagt, so wollen wir doch gerade frische und fröhliche Gesichter fotografieren, Bilder fertigen, aus denen wirkliches Leben spricht.

Und jetzt merken Sie vielleicht auch, daß diese Aufnahmetechnik der Sportfotografie schon sehr nahe kommt. Deshalb also stellen solche Aufnahmen eine Art Übergang zur Olympiade dar. Und wer hier etwas Gescheites zuwege bringt, wird erst recht ein guter Sportfotograf sein. gi—t.

Über den Zubehör

Von Wichtigkeit ist eine Gegenlichtblende. Sie schützt das Objektiv vor direkter Sonnenbestrahlung bei Aufnahmen im Gegen- oder Seitenlicht und verhütet damit Reflexbildung. Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen.

Ein Belichtungsmesser ist auf jeden Fall erforderlich, wenn wir uns vor Enttäuschungen schützen wollen. Im Hinblick auf den weiten Belichtungsspielraum heutiger Emulsionen genügt eine Tabelle vollständig. Wir empfehlen die Tabellen von J. Drausinger für 60 Pfg. (im Isert-Verlag, Magdeburg), die sich durch schnelle und leichte Handhabung auszeichnen.

Völlig objektiv mißt das fotoelektrische Gerät, das nur nicht ganz billig ist. Doch es sind auch hier bei falscher Handhabung unzutreffende Zeiten möglich. Wir müssen die Belichtungszeit grundsätzlich nach den dunkelsten Stellen des Motivs bestimmen. Wir gehen also mit dem Gerät ganz dicht an das Motiv heran und tasten den Bildraum in gewisser Weise nach seiner Helligkeit ab. Nur so ergeben sich richtige Zeiten.

Ein Weichzeichner — zu empfehlen ist die Duto-Linse — gestattet die Erzielung bestimmter stimmungsmäßiger Wiedergaben, indem er die Lichter gegenüber den Schatten überstrahlt erscheinen läßt. Die Lichter leuchten also wirklich, und wir kommen damit dem Wesen der Fotografie, der Licht-bildkunst näher.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11 — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. I. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10 zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

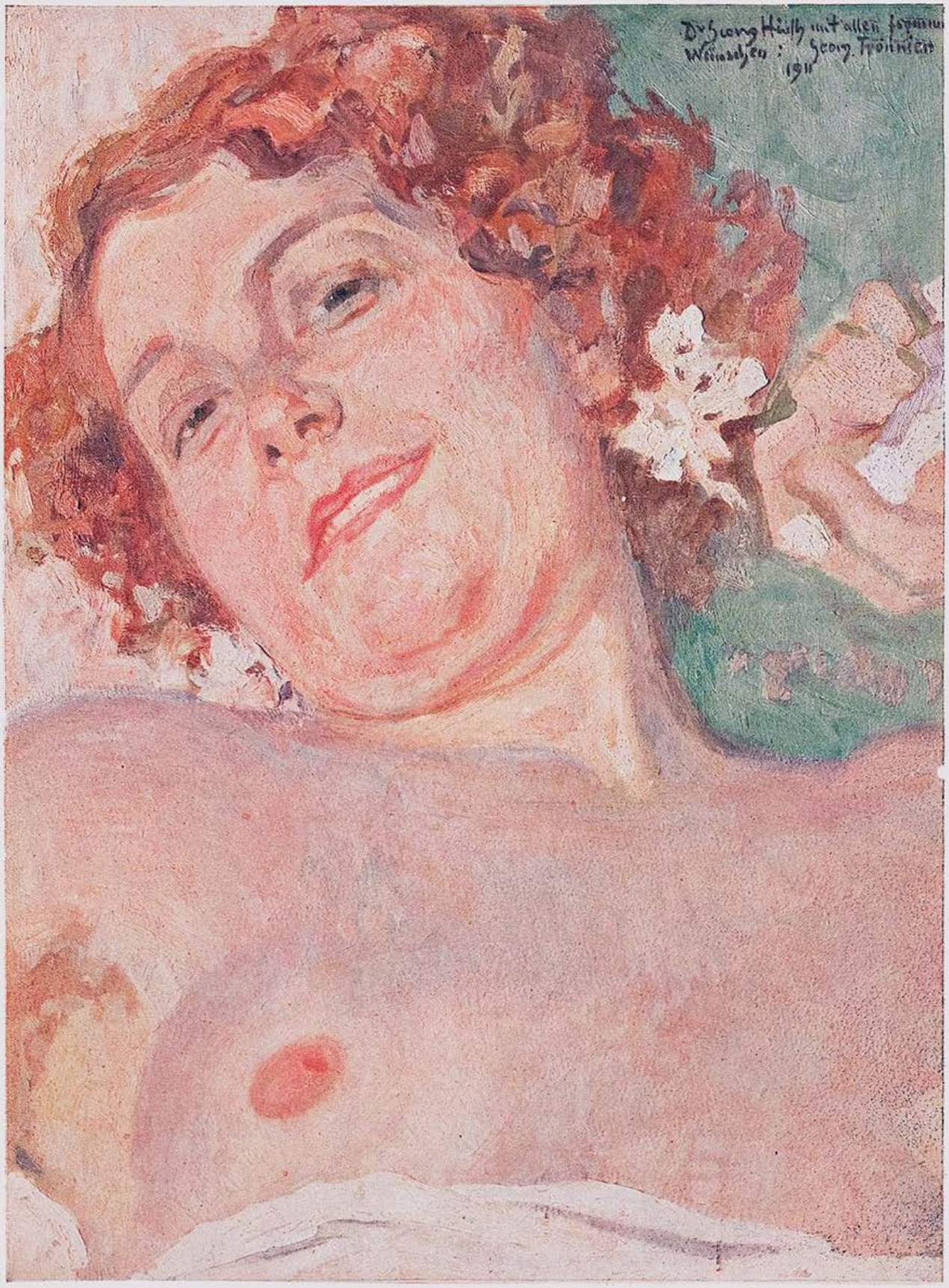
China — Japan

Rubey

„Gib bloß acht, daß ich den Mund nicht zuklappe, kleiner Japps!“

JUGEND NR. 32

MÜNCHEN 1936
PREIS 60 PFENNIG



Bacchantin

Georg Tronnier

JUGEND
41. JAHRGANG
1936 / NR. 32

Aus Rattenberg — Theodor Heck

HERR MÖBIUS HAT'S EILIG...

VON OTTO VIOLAN

Das Zimmer ist bis zur Decke voll Tabakqualm.

Herr Möbius wandert nach dem unerforschlichen Rhythmus eines geistigen Pendelgesetzes durch sein Privatkontor. Einmal von der Tür bis zum Kassenschrank, dann von der rückwärtigen Wand des Büros bis zu dem breiten Schiebefenster, das auf den Hof der Fabrik mündet.

Er diktiert seiner Gehilfin Briefe, Telegramme, Buchungsvormerke und Werbeentwürfe. Kunterbunt durcheinander. Seit ein Viertel nach drei Uhr nachmittags.

Jetzt ist es sieben Minuten vor acht. Um acht Uhr dreizehn geht sein Zug. Er muß zu dringenden Besprechungen nach Hamburg.

Fräulein Lange klebt an einer Ecke des großen Schreibtisches, der in der Mitte des Raumes steht, und schreibt. Der Rauch schmerzt sie in den Augen, sie hustet krampfhaft, und ab und zu hält sie sich das Taschentuch, auf das sie etwas Kölnisch Wasser geträufelt hat, an die Nase. Endlich macht sie doch einen Einwand.

„Verzeihen Sie, Herr Möbius, ich glaube, es ist jetzt doch an der Zeit..."

Möbius bläst eine dicke Schwade aus seiner Zigarette von sich und sieht nach der Uhr.

„Ach was, Unsinn — ich schaff's noch bequem!"

Er drückt auf einen Taster und nimmt seine Wanderung durch das Kontor wieder auf. Während er in einem Briefe fortfährt, erscheint der Diener.

„Ein Auto — rasch!" wirft Möbius zwischen die Zeilen.

Um acht Uhr drei Minuten räuspert sich Fräulein Lange heftig.

„Herr Möbius — Sie brauchen zum Hauptbahnhof mindestens eine Viertelstunde.."

Möbius stülpt den Hut auf den Kopf. Dann greift er nach seinem Mantel. „Erinnern Sie mich an den Brief für Wandsbeck, wenn ich zurückkomme. Oder nein: setzen Sie ihn selbst fort, Sie wissen ja, worum es sich dreht. Der Prokurist soll unterschreiben. Auf Wiedersehen, Fräulein Lange!"

„Auf Wiedersehen, Herr Möbius!"

Der Chef ist bereits auf der Treppe und Fräulein Lange tritt ans Fenster. Sie öffnet es und läßt den Rauch, der wie eine dicke Nebelschicht im Zimmer lagert, abziehen. Eine Zeitlang sieht sie in den Hof, in dem Kisten und leere Fässer bis zur Höhe des ersten Stockwerks aufgetürmt sind, dann kehrt sie langsam zum Schreibtisch zurück. Sie ordnet Papiere und Notizen, schiebt das Tintenzeug an seinen Platz und — stößt plötzlich einen Schrei aus.

Auf dem Schreibtisch liegt die Brieftasche des Chefs; und daneben die Fahrkarte.

Im ersten Schrecken will sie darnach greifen und zur Türe stürzen. Dann aber überlegt sie. Es ist jetzt sieben Minuten nach acht. Auch mit einem Auto kann sie den Zug nicht mehr erreichen.

Müde sinkt sie in den Armstuhl vor dem Schreibtisch. In längstens einer halben Stunde wird Möbius wieder zurück sein, denkt sie. Er wird mit einem knallroten Gesicht die Türe zum Chefzimmer aufreißen. Und auf sie losposlern. „Zum Teufel, Fräulein Lange, warum haben Sie mich nicht darauf aufmerksam gemacht, daß ich diese Dinge hier liegen ließ!"

Sie erinnert sich jetzt. Vor einer Stunde suchte er eine Anschrift. Er stöberte in seiner Brieftasche nach einem Zettel und dann legte er sie achtlos beiseite. Sie hört im Geist seine Stimme, die in der Erregung eigentümlich dunkel wird — wie die ihre. Und sie lächelt. Mit einer scheuen Bewegung ihrer langen, schmalen Finger, die nach dem fünfstündigen, pausenlosen Diktat noch immer leise vibrieren, fährt sie über das weiche Leder der Tasche.

Er ist noch so jung — geht es ihr durch den Kopf — und die ganze Verantwortung liegt auf ihm. Es war wirklich eine dringende, unaufschiebbare Reise, und gerade heute mußte ihm das passieren! Er wird sich grün und blau ärgern. Und ich werde es wieder einmal auslöffeln können.

Fräulein Lange sieht durch das geöffnete Fenster in den abenddunklen Himmel. Sie atmet die frische Luft, die von draußen kommt, in langen, durstigen Zügen. Die Hände müde im Schoß und den Kopf weit zurückgelehnt, sitzt sie da und wartet ergeben auf ihr Schicksal.

*

Die Wanduhr schlägt ein Viertel vor neun und Möbius ist noch immer nicht zurück. Eine zitternde Unruhe befällt sie. Es wird ihm doch auf dem Weg zum Bahnhof nichts zugestoßen sein? Sie ist ganz allein in der Fabrik. Sie könnte nicht einmal...

Das Telephon schrillt. Fräulein Lange greift erregt nach dem Hörer.

„Hier Möbius..."

„Ach Gott, Sie sind's, Herr Möbius?" — Sie atmet auf. „Ich warte schon auf Ihren Anruf. Sie haben..."

„Ich weiß, Fräulein Lange: ich habe meine Brieftasche im Kontor vergessen. Und die Karte auch. Es ist gut, daß Sie noch im Geschäft sind..."

Seine Stimme klingt weich, beinahe zärtlich. Sie verrät keine Spur von Ärger. Fräulein Lange hört sie wie im Traum.

„Ich spreche vom Zug aus. Ein Glück, daß der FD ein Telephon hat. Hören Sie, Fräulein Lange..."

„Wie sind Sie denn überhaupt durch die Sperre?" unterbricht sie ihn.

„Ich hatte etwas Geld bei mir. Bis Hamburg reicht es gerade. Selbstverständlich mußte ich Dritte nehmen. Schadet auch nichts. Ist ganz gemütlich." Er lacht. „Und außerdem können Sie dafür morgen Erster fahren."

„Ich? — Ja, wieso denn ich?" stammelt sie.

„Ich kann doch nicht in Hamburg auf Pump leben, Fräulein Lange. Sie müssen mir das Geld bringen. Außerdem habe ich in der Tasche wichtige Anschriften. Und meinen Paß. Ich will nach Amsterdam weiter. Ich werde im Atlantic absteigen. Sie fahren morgen um elf. Sie brauchen sich von Müller keine Anweisung geben zu lassen, in der Tasche sind zwölfhundert Mark, das genügt einstweilen für uns beide, denke ich. Zählen Sie das Geld übrigens nach, Vorsicht schadet nicht. Morgen zu Tisch sind Sie hier. Wenn Sie wollen, können Sie schon um acht fahren. Ich werde jedenfalls um elf in der Halle des Atlantic sein. Auf Wiedersehen, Fräulein Lange!"

„Auf Wiedersehen, Herr Möbius!"

Sie haucht es in den Apparat. Weiß der Himmel, ob er es noch gehört hat. Der Hörer fällt ihr aus der Hand — und mit einem Male wird es ihr schwarz vor den Augen.

*

Fräulein Lange sitzt auf der Terrasse des Landungsbrückenrestaurants. Sie träumt in das Gewirr von Masten und Schloten, sieht die Jollen, die kreuz und quer durch das Hafenbecken schießen, und doch ist ihre Seele weit weg...

Sie fuhr doch mit dem Zug um acht und traf Möbius um elf in der Halle des Atlantic. Sie aßen dann gemeinsam zu Mittag. Am Nachmittag hat Möbius drei wichtige Besprechungen. „Warten Sie im Landungsbrückenrestaurant auf mich", hatte er beim Abschied zu ihr gesagt. „Wenn es mit der Zeit noch langt, machen wir eine Hafenrundfahrt."

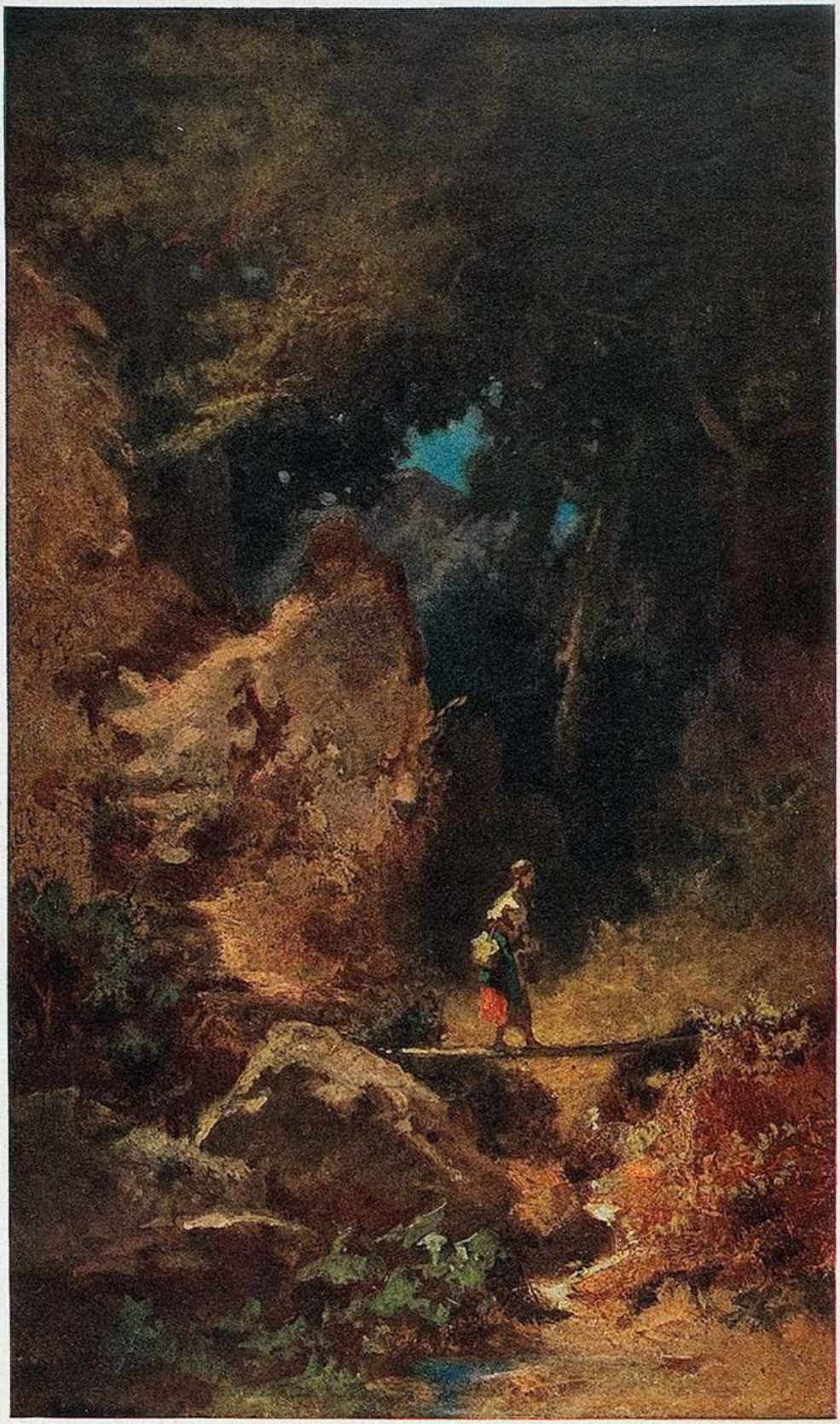
Sie nippt bereits die dritte Schale schwarzen Kaffees, und doch will sich ihre Erregung nicht legen. In ihrer Nervosität raucht sie sogar. Zum erstenmal im Leben. Aber es kommt ihr doch vor, als wäre sie es längst gewöhnt.

Überhaupt ist es nicht mehr Fräulein Lange, die hier, behaglich in den Korbsessel zurückgelehnt, dasitzt, die Hände müßig im Schoß ruhen hat und auf das Gewühl hastender Menschen sieht, die sich zu den Bäderdampfern drängen.

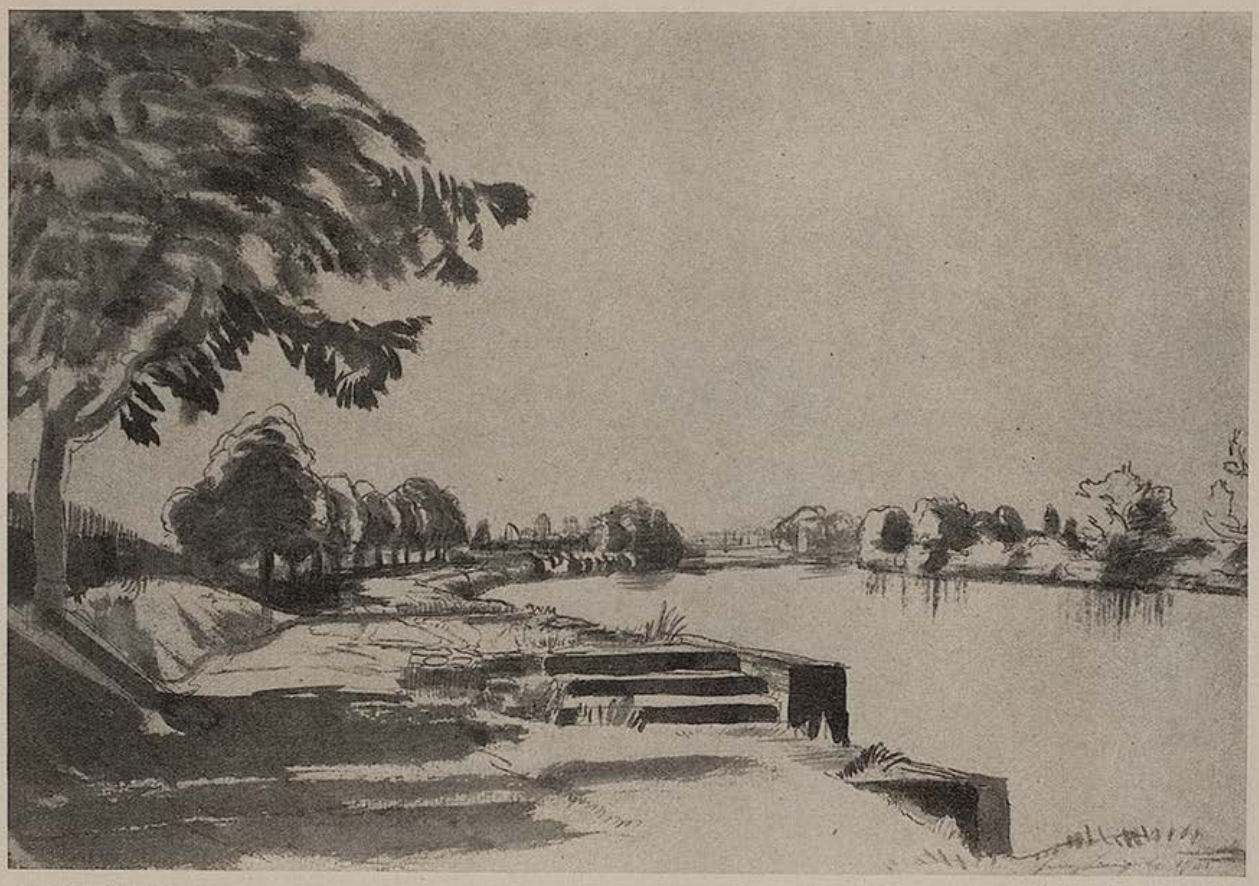
Und wirklich — als Möbius nun durch die Tischreihen ging, hätte er sie beinahe nicht erkannt. „Donnerwetter", sagte er und beugte sich von rückwärts über ihren Stuhl, „Sie haben sich in das Nichtstun hier schon prachtvoll eingelebt."

Sie wandte ihm erschrocken das Gesicht zu. „Bei Gott, nein — ich weiß gar nicht, was ich mit mir anfangen soll." Und beinahe ängstlich fügte sie hinzu: „Ich werde das Müßiggehen wohl überhaupt nie lernen..."

Möbius ließ sich in einen Stuhl neben ihr gleiten.



Waldsteig Carl Spitzweg †



An der Donau — Heinz Landgrebe

„Warum nicht? — Wenn ich mir nur ordentlich Mühe gebe, es Ihnen beizubringen ..."

Ihr Gesicht färbte sich dunkel.

„Sie, Herr Möbius? — Ich denke, als Chef von Möbius & Cie. hätten Sie doch bloß ein Interesse daran, daß ich ..."

„Ach was, ich sitze hier nicht als Chef von Möbius & Cie., Fräulein Lange, sondern als Privatmann. Ja, ich hätte verteufelt Lust, Ihnen einmal zuzusehen, wie Sie sich im Sand von Scheveningen oder sonstwo langstrecken und ..."

„Aber Herr Möbius ...!"

„Fallen Sie mir nicht unausgesetzt ins Wort, Fräulein Lange! Ich bin noch lange nicht fertig. Wo bin ich stehen geblieben? — Ach ja, richtig: bei Scheveningen! — Also wie gesagt, das möchte ich mir einmal ansehen. Ich möchte einmal vierzehn Tage mit Ihnen faulenzen. Wir könnten in dem stillen Haag spazierengehen. Und uns Delft ansehen. Einmal müßten wir auch nach Westerland. Ich bin lange nicht dort gewesen. Jedenfalls machen wir heute noch einen Bummel durch Sankt Pauli. Auf der Reeperbahn kann ich es Ihnen leichter gestehen ..."

„Was wollen Sie mir gestehen?" kam es fast tonlos von den Lippen Fräulein Langes.

„Daß ich sieben Jahre lang ein Esel gewesen bin, Fräulein Magda. — Ja, wundern Sie sich nicht, daß ich Sie so plötzlich beim Vornamen anspreche. Auf dem ganzen Weg hierher habe ich mir den Kopf zerbrochen, wie Sie außer Lange noch heißen. Erst knapp vorm Baumwall ist es mir eingefallen. So ein Idiot bin ich. Sieben Jahre lang sitzen Sie täglich fünf Stunden neben mir am Schreibtisch und ich habe bis heute nicht bemerkt, wie hübsch Sie eigentlich sind. Reden Sie mir nichts drein, Magda — jetzt bin ich endlich darauf gekommen. Und nun will ich mir's merken. Fürs ganze Leben, verstehen Sie? — Ich hab's in meinem Dasein immer verdammt eilig gehabt und darüber hätte ich fast das Wichtigste vergessen ..."

„Was ist das Wichtigste?" lächelte sie.

„Daß du mit unserer Hochzeitsreise nach Amsterdam einverstanden bist. Wir werden uns morgen in Hamburg trauen lassen. Deine Eltern verständige ich telegraphisch. Hast du überhaupt welche? Ich weiß es nicht einmal. Sie werden doch wohl nichts dagegen haben. Was meinst du? — Herrgott nochmal, warum redest du denn nicht? So sag doch nur irgendein Wort, daß du einverstanden bist oder daß du ..."

Fräulein Lange sah durch einen Schleier zu ihm auf. Sie konnte ihm wirklich nichts erwidern. Ein Knäuel steckte ihr in der Kehle. Sie würgte und würgte und bekam ihn nicht hinunter. Und aus Verzweiflung darüber begann sie leise zu schluchzen.

Herr Möbius nahm auch das als Antwort. Er deutete es als Zustimmung.

Splitter

Von Johann Diedrich Warnken

Am schwersten ist mit Menschen fertig zu werden, die sich selbst nicht kennen.

*

Der Künstler, der viel von seinen Arbeiten spricht, pflegt sein Ziel nicht klar zu sehen.

*

Die Weltgeschichte ist großartig, aber unschön.

*

Die nettesten Menschen sind in einer Gesellschaft immer die, die da auch fremd sind.

*

Keine verborgene Wahrheit kam ans Tageslicht, ehe nicht eine Schale zerschmettert wurde.

*

„Er war ein Kind seiner Zeit" ist nicht immer ein Ausdruck für die Stärke einer Persönlichkeit, es kann auch eine Entschuldigung für ihre Schwäche sein.

*

„Kein Benehmen haben" und „sich schlecht benehmen" ist ein großer Unterschied.

*

Der raffinierte Lügner vermag eine Wahrheit so zu äußern, als ob er löge.

Musizierende Engel (Phot. Hans Holdt) Julius Hüther

DER REBELL

VON FRANZ DATTNER

„Die Freundschaft eines großen Mannes ist ein Geschenk der Götter", ruft Cinna von der Bühne. Bei den Worten Talmas erhob sich der Zar und reichte mit einer verbindlichen Geste dem kleinen Mann an seiner Seite die Hand. Ein feines Rauschen ging dabei durch die glänzende Versammlung im Theater zu Erfurt. Der dicke apathische König von Württemberg öffnete verwundert die schlaftrunkenen Augen. Das Murmeln ging wie eine leise Welle in alle Winkel des Saales: von der Decke brannten die kristallenen Lüster in großen gelben Trauben. In der Dämmerung der Logen leuchteten die weißen Frauenschultern und im Parkett gab es ein festliches Gewühl von bunten Ordensbändern, gestickten Uniformen und gleißenden Achselschnüren.

Der Premierleutnant v. Gerlach stand in einem Winkel des Saales, abseits von den anderen Offizieren. Den schwarzen Lederhelm unterm Arm, das junge Antlitz braungebrannt von der spanischen Sonne, starrte er fasziniert auf den Mann im einfachen, grünen Rock, auf dessen blassem Cäsarenantlitz heitere Ruhe lag. Da saß der Unbegreifliche, der das Geschick der Völker in tausend Schlachten bestimmte, nachlässig lauschend, im Kreise von Königen und einiger Dutzend souveräner Fürsten, heiter, aus unwirklichem Ruhm in das blendende Licht der Rampe gerückt. Er sprach flüsternd über die Schulter zu einem der goldflammernden Herren und lächelte: der große Kaiser lächelte. Und dieses ernste Lächeln glitt in das Herz des Leutnants Helmut v. Gerlach, daß es seltsam klopfte. Er gedachte der vielen deutschen Brüder, die in den heißen, öden Felsenlandschaften von Kastilien und Aragonien für die Ehre Frankreichs und den Ruhm des Kaisers bluteten, und sein tapferes Soldatenherz jubelte dabei. Die Dragoner von Nassau fegten wie der Sturm hinter den Guerillas. Es war eine Lust, Soldat zu sein. Den Palasch gestreckt über den Kopf des Pferdes: drüben leuchten die Rotröcke der Engländer — war es nicht schön, und war man nicht Soldat des Kaisers?

Ein dunkler Blick fiel auf ihn. Eine Dame beugte sich über die Brüstung. Der junge Herr sah in zwei heiße Augen.

Im Korridor kam ihm ein schlanker Offizier in der hellblauen, silberverschnürten Uniform des kaiserlichen Adjutanten entgegen.

„Herr Leutnant v. Gerlach?"

Der Leutnant stand stramm.

„Graf Lavallette vom persönlichen Dienst des Kaisers. Seine Majestät haben durch die von Ihnen überbrachten Depeschen des Herzogs von Abantes von Ihrer Unerschrockenheit in den Gefechten von Madrid erfahren. Seine Majestät beauftragen mich, Sie für heute abend nach

dem Hauptquartier zu laden. Melden Sie sich nach dem Souper in den kleinen Gemächern beim General Lauriston. Seine Majestät wünschen, einen so ausgezeichneten Offizier bis auf weiteres in seiner nächsten Umgebung zu behalten. Sie werden die Ehre haben, seine Majestät nach Paris und von dort nach Spanien zu begleiten."

•

Auf dem Theaterplatz brannten die kleinen Laternen trüb in der Oktobernacht.

„Herr Offizier ...!" flüsterte eine warme Stimme hinter ihm.

Es war die Dame aus der Loge.

Ein rieselnder Schreck fuhr in seine Glieder. Er sah in die märchenhaften Augen der fremden Frau. Heiß wallte es in ihm empor: Die qualvollen Nächte im glühenden Spanien standen wieder auf. Der Wind wehte den süßen Duft ihres Mundes zu ihm. Sein Herz hämmerte: er fühlte ihren weichen Arm durch den Mantel.

„Kann ich Ihnen irgendwie dienlich sein, gnädige Frau?" Er zitterte.

„Ich muß zum Kaiser. Ich habe Sie mit dem Grafen Lavallette gesehen. Sie müssen mir eine Audienz verschaffen. Ich heiße Eleonore v. Schönberg."

„So sind Sie die Kusine meines Rittmeisters Schönberg?" Der Leutnant betrachtete sie: „Er hat mir viel von seiner schönen Kusine erzählt."

„Ich bin bei Nacht und Nebel nach Erfurt. Ich muß den Kaiser sprechen. Wollen Sie mir helfen?"

Sie kam ihm ganz nahe, redete verwirrt, bat. Seltsames Mädchen, wie sie brennt: sie verbrennt! Er umfaßte sie zärtlich: „Was ist geschehen?"

Sie sah ihn lange an. Er bemerkte im Grunde ihrer Augen etwas, das ihn erbleichen läßt. Ist das Qual, Sehnsucht, Wahnsinn? „Fragen Sie mich nicht, lieber Freund! Führen Sie mich zu ihm, führen Sie mich zum Kaiser!"

Er birgt sie in seinen dunklen Reitermantel ...

•

Durch die Vorzimmer kommt langsam der kleine Mann im mausgrauen Soldatenrock, den Dreispitz auf dem Kopf: die sporrenklirrende, glänzende Suite dicht hinter ihm.

„Premierleutnant v. Gerlach vom Leibdragonerregiment des Herzogs von Nassau."

„Der Marschall Junot hat mir viel Vorteilhaftes berichtet. Ich freue mich, Ihnen gratulieren zu dürfen: Sie sollen das Kreuz bekommen." Er lüftete den Hut. „Guten Abend, Herr Leutnant."

Gedämpft: „Sire!"

Der Kaiser sieht ihn an.

„Eine Dame bittet Seine Majestät flehentlich um Audienz. Eine Dame von Stand."

Die Stirn des Kaisers umwölkt sich:

„Jetzt in der Nacht? Wer will mich sprechen? Die deutschen Frauen sind sentimental. Ich will nicht belästigt werden." Er sieht die flehenden Augen, lächelt. „Sie ist jung, die Dame?"

„Zu Befehl, Sire!"

Leise der Kaiser: „Und hübsch. Gut. Sie bürgen mir für sie. Sie warten im Vorzimmer. Gute Nacht. Schlafen Sie wohl, meine Herren!"

•

Eine einzige Kerze brannte im Zimmer. Schatten flogen an den Wänden. Der Offizier lehnt am Fenster, horcht: Er hört die erschütterte Stimme, einen leisen Schrei, dann wird es still. Das Blut braust in den Adern, heißer Dunst legt sich ihm auf die Stirn: er fiebert. Jetzt ist es klar, das Spiel ist klar. Er sieht wieder den verräterischen Glanz ihrer Augen, kann ihn deuten. Laut aufheulen möchte er vor Wut. Dieses Mädchen, das den Eltern in der Nacht entlief, opfert sich dem Dämon eines großen Namens. Wollte sie eine zweite Maintenon, eine Dubarry werden? Welche Verblendung, welcher Wahnsinn! Er hatte dazu die Hand geboten. Er keuchte: Wie schlecht, verworfen, widerlich das war! Dieses dunkle Mädchen, eine deutsche Frau, schamlos wie eine Dirne!

Er zuckte, stand. War er besser, war er und die anderen Edelleute besser, die den fremden Herren feige und demütig in fremden Ländern dienen? Nahm der nicht immer wieder neue Menschen, hunderttausende, starke, gesunde, deutsche Männer, die auf den Schlachtfeldern Europas fallen würden wie alle anderen, ebenso, wie er diese Frau nimmt: kühl, wahllos, verächtlich. Und die, das schöne Fräulein, girrte wie eine Taube — horch! — das war zuviel — nicht zu ertragen: er sprang, stand in der Tür, im blauen Waffenrock mit grünen Aufschlägen, den weißen Lederriemen straff auf der fliegenden Brust: „Sire, es ist Mitternacht vorbei!"

Lange Pause. Der Kaiser kalt: „Was unterstehen Sie sich, mein Herr?"

Er sieht in die flammenden Augen, die Blitze schießen. Das Fräulein schreit auf. Er hört es nicht. Sieht dem Mann in das marmorne Antlitz. Greift ruhig an den Degen. Jetzt ist alles gleich. Er kommt vor das Kriegsgericht: aber der andere ist in seine Hand gegeben. Der Kaiser! Der Tyrann, der Usurpator, der Siegreiche! Auf der Spitze seines Degens liegt das Schicksal seines Vaterlandes, das Schicksal Europas. Wie ein zweiter Armin ...!

„Sie sind wohl betrunken? Was wagen Sie?"

Er taumelte. Dann sehr ruhig: „Ich verbiete Ihnen, Sire, die Dame zu berühren."

Wenn er den Kaiser niedersticht, ist die Welt gerettet, Deutschland ist frei. Nein, nicht frei. Franzosenheere stehen tief im Land — stirbt der Kaiser — ein Blutbad — nicht ich bin der Richter über dich — du Großer — ich bin der Retter Deutschlands, wenn ich falle, das Volk ist mehr ...

•

„Graf Lauriston, nehmen Sie diesem Herrn den Degen ab und setzen Sie ihn in Arrest! Er ist verrückt geworden."

In derselben Nacht erschoß sich im Arrest der Premierleutnant Helmut v. Gerlach mit einem Gewehr, das er dem Posten entrissen hatte. Er wurde durch ein Peloton Grenadiere in aller Frühe des nächsten Tages ohne jede militärische Ehren begraben. Zur selben Zeit kehrte der Kaiser Napoleon nach Paris zurück. Eben, als die Soldaten ihre Arbeit beendet hatten, donnerte sein Wagen auf der nahen Chaussee. Er saß mit kalter Miene in seinem einfachen grauen Mantel und merkte nichts.

Kinderbildnis — Julius Hüther

Bayerische Dorfstraße — Franz Mutter

Vollmond an der Bernsteinküste

Von Gertrud M. Kemp

An der Ostseeküste, zwischen Meer und Haff, dehnt sich ein Streifen Urwald, da liegt uns noch ein unberührtes Paradies. Des Nachts röhrt der Elch, die zart befiederten Reiher stehen im Schilf, wilde Schwäne ziehen zu ihren Gezeiten Tag und Nacht über Meer und Haff, eine Vielheit von unnennbaren Wasservögeln schwirrt am Ufer.

Im ewigen Spiel der Wellen wirft ein starker Nord-West das Gold des Ostens an den Strand. Donnernd brechen sich die Wogen und schleudern den aus den Tiefen des Meeres herausgewühlten Tang, der den Bernstein umhüllt, als Strandgut aus.

Der Dünensand, in andauernder Wanderbewegung, singt ein Küstenlied so fein und zart, wie es das einzelne Sandkörnchen selber ist.

Hinter den Dünen stellt sich der dichte Wald schützend vor den kleinen Badeort, damit er nicht versandet.

Ziemlich weit außerhalb des Ortes, zwischen Sandkuseln versteckt, steht ein mit rotem Blech bedecktes Häuschen. In seinem Garten blühten, zwischen einzlnen Bäumen und Sträuchern, aus karger, heißer Erde heraus, sporadig niedrige Blümchen.

Ein alter Herr mit seiner Tochter waren meine Gastgeber. Schweigsame, äußerlich harte Menschen. Die bittere Not, die unheimliche Einsamkeit, der große Hunger, die langen dunklen Winternächte sprachen ihnen aus den blauen Augen. Schattenhaft und schwebenden Schrittes erledigte die scheinbar Alterslose ihre Arbeit. Geschickt und höflich versuchten die beiden scheuen Menschen jeder Begegnung auszuweichen. Die Tochter hielt, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, mit ihrem Schäferhund Arro Zwiesprache. Mit ihm teilte sie auch ihren Hunger und das wenige Brot. Sein Dank war erschütternde Treue. Unerträglich war es anzusehen, wie dieses verhungerte Tier mit hochgezogenen Lefzen die rohen Kartoffelschalen verschlang. Dafür, daß die Tochter ihre Bissen heimlich mit ihm teilte, machte ihn der Alte mit Prügeln und Fußtritten unberechenbar. Gegen dargebrachtes Vertrauen aber war er so rührend dankbar. Die Ohren zurückgeschlagen und eng an den Kopf gelegt, aus freudeschillernden Augen sah er so bittend und unwiderstehlich, wie nur das Vertrauen eines Hundes zu bitten vermag.

Quälendes Mitleid mit Mensch und Tier, Abscheu gegen den alten Perkuhn hielt mich tagsüber vom Hause fern.

Hafen

Richard Seewald

Mehr und mehr stand ich unter dem Einfluß der hellen kurzen Nächte. Unheimliche Stille lag nachts um das Häuschen, ab und zu ein Knacken des Unterholzes, ein aufgescheuchtes Vogelflattern, ein kurzer Angstschrei. Im ewig gleichen Rhythmus rauschte das Meer, wehte der Wind unaufhörlich den feinen Triebsand klingend durch die Dünengräser.

Die Vogelwelt geht dort spät zur Ruhe. Die Amseln singen die Menschen in und aus dem Schlaf. Das letzte Wort aber hatten stets die Krähen, die sich in den sturmzerzausten Fichtenwundern um die besten Sitzplätze zankten. Und meistens schon wieder um 2 Uhr morgens schmetterte der Kuckuck seinen klaren Weckruf hinaus. Einmal zählte ich 37mal sein reines Kuckuck-kuck. Zum erstenmal hörte ich dort diesen scheuen Gesellen lachen, menschlich boshaft schien es mir. Die Fischer deuten es als großes Glück, den Kuckuck lachen zu hören. Er soll auch nur aus Schadenfreude lachen, und zwar nur dann, wenn er sein Ei, in ein fremdes Nest gelegt, sorgfältig ausgebrütet sieht.

Eine Wunderwelt von gefiederten Tieren birgt dieser Streifen Land. Die Brutstätten sind von stöbernden Menschen und wilderndem Raubgetier sicher. Die wenigen Fischer ziehen mit ihren Gerätschaften schweigend durch den Dünenwald. Das harte Ringen um ihr tägliches Brot macht sie verschlossen; der Blick ihrer hellen Augen ist wasserwärts gerichtet.

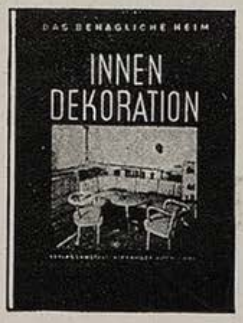
Mein Gastgeber, der alte Perkuhn, schien wenig zu schlafen. Fast zu jeder Nachtzeit hatte ich ihn schon aus irgendeinem dunklen Waldwinkel schleichen sehen; im Schutze der Dunkelheit holte er sich sein Holz und schwarze Muttererde für seinen Garten, der hart dem Dünensande abgetrotzt ist.

Eines Nachts, der Mond war beinahe voll, der Wind blies zum Sturm von Nord-Nordwest, die weißen Wolkenwände jagten landeinwärts, der Wald wehrte sich wild brausend, da glaubte ich vom Meere her schrille Schreie zu vernehmen. Am nächsten Tage wollte ich den Alten darum befragen. Aber es blieb alles still. Erst ganz spät am Tage sah ich Vater und Tochter; sie waren noch verschlossener, ja ganz abweisend und völlig verstört. Eine der darauffolgenden Nächte las ich lange beim Scheine einer Petroleumlampe. Arro stöhnte, winselte; er zerrte an seiner Kette, daß sie klirrte. Ein Blick nach der Gartentüre und ich sah gerade noch, wie sich etwas Helles eilig in den Wald entfernte. Es war die Tochter Perkuhns.

Meine Angst vor der Nacht überwindend, schlich ich ihr nach auf dem schmal ausgetretenen Weg über die Dünen, der See zu. Der eisige Wind peitschte mir den feinen Triebsand in Augen und Mund. Auf dem Kamm der Düne stehend bot sich mir ein grausig-schönes Bild. Fräulein Perkuhn, gänzlich unbekleidet, ein weißes, langes Streifengewirr umflatterte sie, tanzte singend den hochschäumenden Wellenköpfen entgegen. Der Mond spiegelte seinen sanften, herrlichen Strahlenreichtum in das aufgerührte Meer, in seinem fahlen Silberlichte erglänzte das arme Mädchen zu einer wunderbar schönen Märchenfee. Einzelne, vom Sturm abgerissene Worte klangen zu mir. Sie sang altpruzzische Dainos. Die Arme war vom Wahne besessen. Ihre Abstammung auf ein altes edles Pruzzengeschlecht zurückführend, hatte sie sich zu stark in das Studium über ihre Altväter verloren.

(Fortsetzung Seite 510)

Älteste und führende Zeitschrift auf dem Gebiet der neuzeitlichen und künstlerischen Raumausstattung



47. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

Merkwürdiges Gespräch auf der Straße

„Erinnern Sie sich meiner nicht mehr, mein Herr?"

„Ich wüßte wirklich nicht ..."

„Gerade vor einem Vierteljahr bat ich Sie an dieser Straßenecke um ein Streichholz. Sie gaben es mir, ich steckte mir damit eine Zigarre an und ging nach Hause. Dort legte ich die brennende Zigarre achtlos beiseite, ein Fenstervorhang fing Feuer und das Haus brannte ab. Vor ein paar Tagen habe ich die Versicherungssumme ausgezahlt bekommen. Zwanzigtausend Mark. Sie werden mir doch erlauben, daß ich Sie zum Frühstück einlade?"

Zweideutig

Der sehr langweilige Tischnachbar: „Mein Bruder ist das strikte Gegenteil von mir, gnädiges Fräulein. Kennen Sie meinen Bruder?"

Die ermüdete Dame: „Nein, leider nicht. Aber ich möchte ihn gleich kennenlernen."

Definition

„Sag, Papi, was ist ein Schofför?"

„Das will ich dir sagen, Junge. Ein Schofför ist ein Mann, der genug Intelligenz besitzt, um ein Auto zu lenken, aber zu viel, um eins zu besitzen."

Gar nicht freundlich

Er: „Seit ich Sie kennenlernte, habe ich nur einen Gedanken!"

Sie: „Na, das ist doch wenigstens etwas mehr, als Sie damals hatten, als ich Sie kennenlernte."

Der k. u. k. Tüchtikus

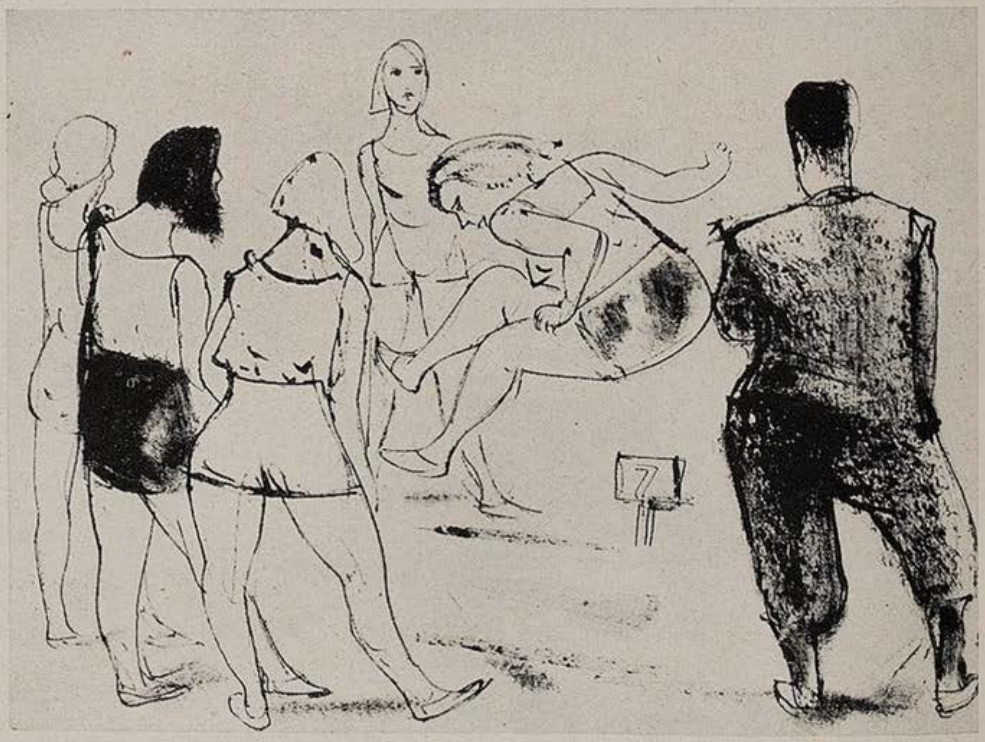
Die Offiziere der alten österreichischen Armee verließen sich, wenn ihnen einmal das oder jenes fehlte, nur ungern auf die Tüchtigkeit der Regimentsärzte, sondern zogen lieber den privaten Hausarzt zu Rate.

Einmal erkrankte nun ein Oberst plötzlich und heftig. Da der zivile Kreisarzt verreist und ein anderer Arzt nicht aufzutreiben war, ließ der Oberst, da der Fall dringlich schien, nolens volens den Regimentsarzt rufen. Dieser stellte die Diagnose und schrieb eine besondere Behandlung vor. Tags darauf kehrte der Kreisarzt zurück, untersuchte den Kranken und bestätigte die Diagnose seines militärischen Kollegen, worüber der Oberst nicht wenig erstaunt war. Einen solchen medizinischen Scharfblick hatte er seinem Regimentskameraden nicht zugetraut.

Bei der nächsten Zusammenkunft mit dem Regimentsarzt schüttelte ihm der Oberst anerkennend die Hand.

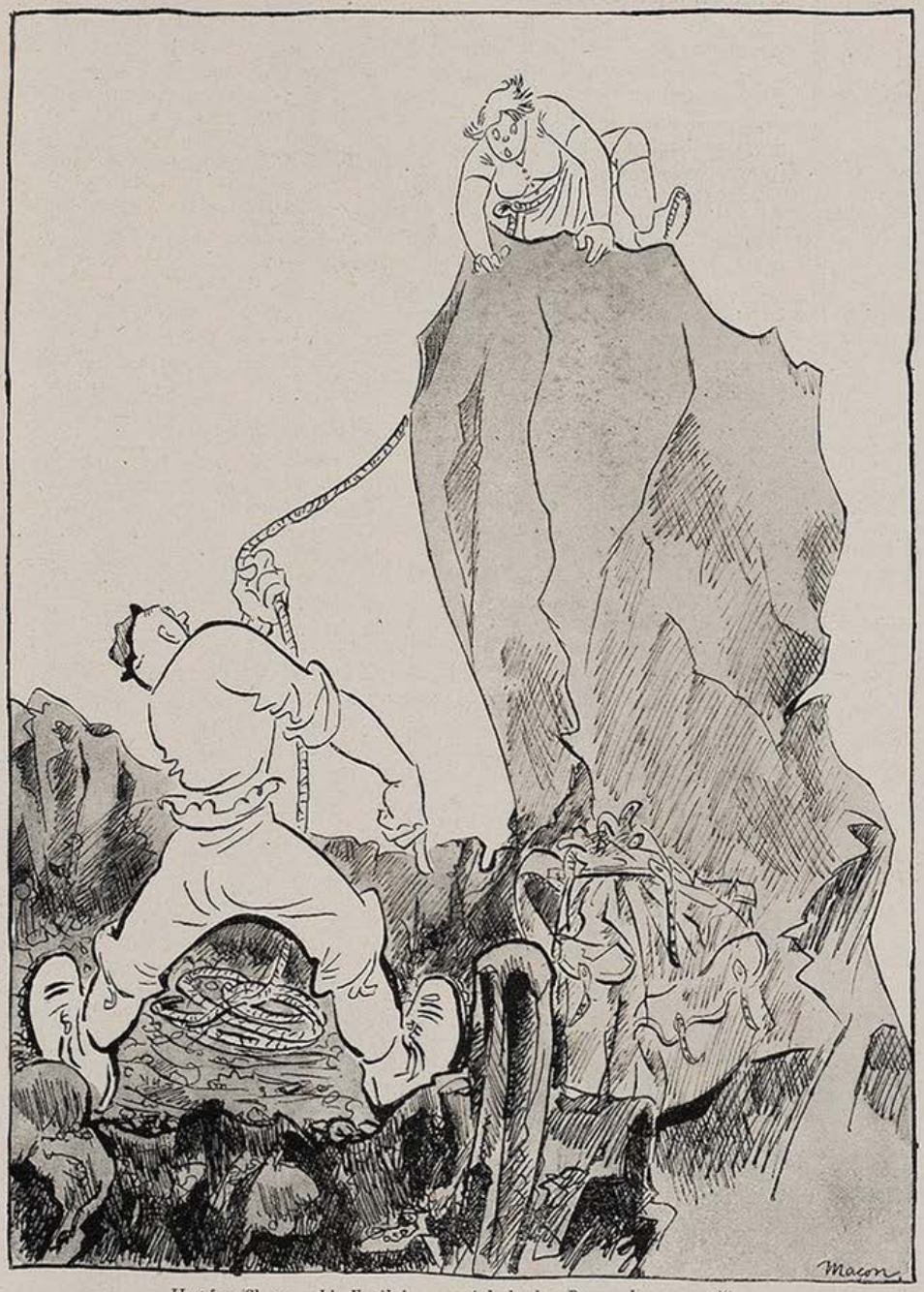
(Schluß S. 507)

Hegenbarth



„Nee, Frollein, mit so 'nem Gehüpfe werden Sie bei der Olympiade noch nicht mal als Billjeteuse zugelassen."

Maçon



„Hupfen S' nur abi, Freilein, sovui halt der Berg scho no aus!"

„Donnerwetter", meinte er schmunzelnd, „du kannst ja allerhand in deinem Fach. Jetzt sag mir nur, lieber Regimentsarzt — wozu bist du eigentlich ärarischer Mediziner geworden?" *K. L.*

Drei Fliegen auf einen Schlag

Als Franz Josef I. zum König von Ungarn gekrönt werden sollte, berief der Oberbürgermeister von Budapest, Dr. Fuszek, eine Versammlung der Notabeln ein, die über das Programm der Festlichkeiten schlüssig werden sollte. Der Oberbürgermeister erklärte, man müsse für die Feier etwas vorbereiten, das den König überrasche, das Volk freue und trotzdem — nicht viel koste.

Verärgert über die Knauserigkeit des Oberbürgermeisters rief der greise Baron W. aus: „Dann schlage ich vor, wir knüpfen Sie, Herr Oberbürgermeister, an einem Pfeiler des Triumphbogens auf: das wird Seine Majestät überraschen, das Volk wird sich darüber freuen und — es kostet nicht viel!" *K. L.*

Wiener Miniatur

An einer belebten Straßenecke steht ein Bettler.

Schon seit Jahr und Tag.

Schwer stützt er sich auf seine Krücke, macht ein Leidensgesicht und hat natürlich seine Stammkunden.

Unlängst bleibt ein Herr vor dem Bettler stehen, schaut ihn vorwurfsvoll an und sagt verweisend:

„Sie, lieber Mann, eigentlich sollte ich Ihnen nichts mehr geben! Gestern sind Sie ganz flott über den Getreidemarkt gegangen und heute halten Sie sich, trotz der Krücke, nur mit Mühe aufrecht!"

Meint der Bettler ungehalten:

„So? ... G'seg'n ham S' mi! Jo, wos bilden S' Ihna denn ein? Glaub'n S' leicht, wegen de zwa Gröscherl, de was Se mir alle heiligen Zeiten amal geben, wir i ma de Haxen ampatier'n lassen?" *H. K. B.*

Bosheit

Bräutigam (stolz): „Meine Verlobte kann kochen!"

Junggeselle: „Beruhigen sie sich! Damit ist ja noch nicht gesagt, daß sie es wirklich tut."

1 Spitzweg
Charakterskizzen, mit reicher Handschrift
1 Prof. Baisch
wunderbare Kuhstudie, sehr preiswert verkäuflich
F. Otto, Ottostr. 9, Radebeul 2 b. Dresden

Genugtuung

„Sie haben soeben meiner Frau auf den Fuß getreten! Ich verlange Genugtuung!"

„Gern! Meine Frau sitzt da drüben."

Opfer der Technik

„Sie besuchen ja seit einiger Zeit das hübsche Fräulein Ringe gar nicht mehr, und früher traf man sie fast jeden Tag dort?"

„Ja. Sie sang mein Lieblingslied so schön."

„Nun, und jetzt?"

„Jetzt kann man es auf Platten haben."

Abends als Letztes **Chlorodont**
eine gute Gewohnheit!

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Umschwung

„Es hat mich ein paar Jahre lang schwer bedrückt, daß ich dem Standesbeamten, der uns traute, anstatt der üblichen zehn Mark nur drei gegeben habe."

„Warum haben sie ihm denn, um ihr Gewissen zu beruhigen, den Rest nicht einfach später noch gegeben?"

„Später tat es mir immer mehr leid, daß ich ihm überhaupt etwas gegeben habe."

Der Grund

Tante: „Wie kommt es nur, Fränzchen, daß du dich gar nicht daran gewöhnen kannst, danke zu sagen, wenn man dir etwas mitbringt?"

Fränzchen: „Gewiß tust du es zu selten, Tante."

Kein praktischer Sinn

„Frau Bröselmann ist eine sehr freigebige Wohltäterin."

„Ja, aber leider nicht immer auch eine praktische."

„Wie meinen sie das?"

„Sie kaufte neulich — zum Beispiel — tausend Weckeruhren, um sie nach Afrika zur Bekämpfung der Schlafkrankheit zu schicken."

Immer derselbe

Er: „Deine Verschwendungssucht übersteigt alle Grenzen! So kann es nicht weitergehen! Das beste ist, wir trennen uns."

Sie: „Du hast recht! Wie wäre es, wenn ich ein Jahr an die Riviera ginge?"

Abschiedsworte

Kurt (zu seinem kleinen Schwager): „Ja, Fritzchen, nun heirate ich heute deine Schwester und nehme sie dir weg. Wir fahren in ein anderes Land, wo ich ganz allein mit ihr sein werde. Wirst du das ertragen?"

Fritzchen: „Wenn du es aushalten kannst, Kurt, ich kann es aushalten."

Bestürzung

Vater der Angebeteten: „Sie wollen also meine Tochter heiraten?"

Junger Mann: „Ja!"

Vater: „Da darf ich wohl fragen, ob sie in der Lage sind, eine Familie zu ernähren?"

Junger Mann (bestürzt): „Wieviele sind sie denn?"

Kluges Volk

Tourist: „Als ich vor drei Jahren hier vorbeikam, standen auf dem Hügel doch zwei Windmühlen! Wo ist die eine geblieben?"

Einheimischer: „Die haben wir abgebrochen."

Tourist: „Schade! Warum denn?"

Einheimischer: „Es war nur für eine Wind genug da."

Zuviel verlangt

Bettler: „Ach, mein Herr, haben Sie Mitleid! Geben Sie mir einen Groschen! Sie retten mir damit das Leben."

Herr: „Denke gar nicht daran! Ich bin Leichenbestatter."

Toni Bichl

„Trink nicht soviel, Lotte, die rasche Abkühlung schadet!"
„Du hast recht — ich könnte mich mit deinem Anblick begnügen!"

Wiener Wochenschau

Stehen eine Menge Menschen an einer Straßenecke und sehen zu, wie ein Gerüstarbeiter, hoch oben an einer beinahe freistehenden Leiter klebend, diese an der Hausmauer zu befestigen sucht.

„Jessas na", meint eine behäbige Frau, die kein Auge von dem Schauspiel läßt, „ma soll's net glauben, was alles gibt auf derer Welt! ... No, des muaß i scho sagen, für mi war des ka Beschäftigung net!"

„Teifi, Teifi, in derer Höch'n!" beteiligt sich ein anderer Gaffer an der Unterhaltung und setzt tiefsinnig hinzu: „Wann ma so von do herunten auffischaut, nachher siecht ma's erscht, wia hoch so a finfsteckig's Haus eigentlich sein tuat!"

Der Mann in der schwindelnden Höhe verrichtet sicheren Griffes seine Arbeit, die Menschen stehen und glotzen, da sagt ein gemütlicher Wiener zu seiner besseren Hälfte:

„Alsdann, Alte, kumm, geh'n ma ... Auf was wart'n ma denn? ... Er fallt jo eh net oba!"

H. K. B.

Zwei Führerworte:

Ein Staat verjüngt sich ewig in seiner Jugend, deshalb muß die Sorge um die Gesunderhaltung der Jugend unsere vornehmste und edelste Tat sein.

Jede Generation hat die Pflicht, das wieder gut zu machen, was durch sie und ihre Zeit verbrochen wurde!

In diesen Worten liegt unsere große Verpflichtung!

In unsere Zeit fiel der große Niederbruch der deutschen Nation. An ihm sind wir alle mitschuldig.

Was unsere Jugend in diesen Jahren der Not und Entbehrungen an leiblichen und seelischen Kräften verloren hat, müssen wir, die Verantwortlichen dieser Zeit, wieder ersetzen.

Diese Pflicht ruft uns zur Tat!

Wie im vergangenen Jahr erwarten viele tausend erholungsbedürftige Kinder sehnsüchtig die Ferienzeit auf dem Lande, die ihnen Gesundheit, Frohsinn, Schaffenskraft und Liebe zur Heimat schenken soll.

Jeder Bauer und Landwirt kann der NSV. helfen durch einen Freiplatz. Kinder bringen Freude.

Gebt der NS.-Volkswohlfahrt

Freiplätze für die deutsche Jugend

Nachdenkliche Leute

Eine Bäuerin sah, wie ein Hund jedesmal, wenn der Zug vorbeikam, eine Weile bellend dahinter herlief. Eines Tages sagte sie zu ihrem Mann: „Ich muß immer darüber nachdenken, warum der dumme Köter wohl hinter dem Zug herlaufen mag." — „Und ich frage mich immer", antwortete der Bauer, „was er wohl machen würde, wenn er ihn faßte!"

Zwei Gehorsame

Der neue Pfarrer (freundlich): „Nun, Fritzchen, tust du auch immer alles, was deine Mutter dir sagt?"

Fritzchen: „Ja! und Papi auch."

Intelligenz

„Ich möchte dieses Inserat in Ihre Zeitung geben: ‚Gesucht ein intelligenter, unverheirateter Mann.' Ließe sich da vielleicht noch etwas kürzen?"

„Ja. Wenn Sie ‚intelligent' schreiben, ist ‚unverheiratet' unnötig."

Vorgebeugt

„Warum trittst du immer auf den Balkon hinaus, wenn ich singe, Karl? Hörst du mir nicht gern zu?"

„Oh, das darfst du nicht glauben, Schatz! Ich möchte nur nicht, daß die Nachbarn denken, ich verprügelte dich."

Freundlich

Dame: „Ihr Photo ist wirklich ganz außerordentlich ähnlich."

Herr: „Aber nicht doch, gnädiges Fräulein! Ich sehe doch darauf aus wie ein Idiot!"

Dame: „Ja, das wohl."

Der Sprößling

Vater: „Wenn ich dich strafe, so beweise ich dir dadurch nur meine Liebe. Das glaubst du mir doch?"

Sprößling: „Ja. Es tut mir nur leid, daß ich nicht groß genug bin, dir deine Liebe gleich zu erwidern."

(Schluß von Seite 505)

Immer drohender schien mir der Seegang zu werden, immer wilder wurde ihr Sang und ihr Tanz. Da — ein gellender, durchdringender Schrei — die zischenden Schaumwellen schlugen über sie zusammen und sie war ein Schleuderspiel der an Land brechenden Sturzwellen. Sekundenlange Erstarrung, bange Herzschläge; da warf der Mond einen langen Schatten auf die Dünen zur See hin. Der alte Perkuhn kämpfte mit dem aufgewühlten Meere und entriß ihm noch einmal sein Kind. Steinern war das Gesicht des Alten, als er mit seiner Last an mir vorüber ging. Grausam ließ der Mond seinen Glanz auf Vater und Tochter fallen. Von der Schulter Perkuhns tropfte das lange, aufgelöste, bernsteinfarbene Haar seiner Tochter. Wie lange ich auf der Düne lag, dem Alten mit seiner Sorge nachstarrte, ich weiß es nicht. Die Vögel sangen wie jeden Tag um die Wette und kupfern erglühten die Fichten vom Feuerball der aufgehenden Sonne, als ich mich in das stille Haus zurückschlich.

ANEKDOTEN

Garrick

Von Sterne, dem englischen Dichter, war allgemein bekannt, daß er seine Frau sehr schlecht behandle und es mit der ehelichen Treue nicht zu genau nehme. Trotzdem meinte er eines Tages zu Garrick, dem berühmten englischen Schauspieler: „Ein Mann, der sich seiner Gattin gegenüber schlecht und roh benimmt, verdient nichts anderes, als daß ihm sein Haus über den Kopf angezündet würde!" Worauf Garrick trocken entgegnete: „Dann hoffe ich nur, daß Sie Ihr Haus versichert haben." *H. G.*

Psychiatrie

Der Wiener Professor der Psychiatrie Pötzl führte seinen Hörern in einer Vorlesung einmal einen Fall von Delirium tremens vor. Der Mann wurde in den Saal geführt und Pötzl fragte ihn vor den Studenten aus, was er im Raum alles sehe. Der Patient begann ruhig und gewissenhaft alle Einrichtungsgegenstände im Hörsaal aufzuzählen. Die Hörer grinsten bereits, da das Experiment Pötzls völlig mißlungen schien. Darüber ärgerte sich Pötzl. Noch einmal wandte er sich an den Alkoholiker: „Da ... schaun's! Haben Sie hier die weiße Maus gesehen?"

Der Kranke sah in die Richtung, die ihm Pötzl wies, und schüttelte den Kopf.

„Aber hier ..." ereiferte sich der Psychiater und deutete in eine Ecke des Saales, „sehen sie denn nicht: hier sind überall weiße Mäuse!"

Da beugte sich der Alkoholiker zu dem Professor, wies mit der Hand auf die Studenten und raunte ihm zu: „Sagen's das nicht so laut, Herr Professor. Wenn Sie die Leute da hören, werden sie gleich sagen, Sie haben das Delirium tremens!"

Der beschämte Spötter

Ein ahnenstolzer Aristokrat saß an einer Festtafel neben einem Neugeadelten, dessen Vorfahren Schneider gewesen waren. Um ihn zu kränken, brachte er das Gespräch auf die Kleidung. „Ich muß zugeben", sagte er schließlich, „die besten Röcke, die ich jemals getragen habe, machte mir ihr Großvater." — „Ich weiß", entgegnete der mißachtete Emporkömmling. „Es hat sich in meiner Familie überliefert. Noch vor wenigen Tagen fand ich unter alten Papieren die unbezahlten Rechnungen über diese Röcke; ich habe sie ins Feuer geworfen."

Das oberste Stockwerk

Der französische Gesandte am Hofe Jakobs I. von England zeigte bei einer diplomatischen Verhandlung mit dem Monarchen so wenig Geschick, daß dieser die Besprechung mit ihm abbrechen mußte. Er kam mit dem Menschen einfach nicht ans Ziel.

Nach der Audienz wandte sich Jakob I. an seinen Kanzler Baco: „Was halten Sie von dem französischen Gesandten?"

„Sire", erwiderte Baco, „es ist ein hübscher, großgewachsener Mensch. Solche Leute gleichen in der Regel hohen Bauwerken: das oberste Stockwerk ist gewöhnlich miserabel möbliert." *K. L.*

Der Marschall

D'Estrées, Marschall unter Louis XIII. und überdies ein hoher Siebziger, machte einst seinen Besuch bei Madame Cornuel. Diese durch eine dringende Arbeit abgehalten, den Marschall sofort zu sprechen, sandte ihre junge, sehr hübsche Gesellschaftsdame, den Besuch zu empfangen und zu unterhalten. Als die Hausfrau später den Salon betrat, kam sie gerade dazu, wie der Marschall gegen das junge Mädchen sehr zudringlich werden wollte.

„Aber Marschall", rief sie, „was soll denn das bedeuten?"

Dieser, äußerst verlegen, stammelte nur: „Verzeihen Sie, Madame, aber ich wußte nicht, was ich mit Mademoiselle sprechen sollte."

H. G.

NEUE SCHALLPLATTEN

(TELEFUNKEN)

Aus Mozarts **„Entführung aus dem Serail"** sind die beiden Tenor-Arien Belmontes erschienen, bekanntlich Mozarts persönliches Bekenntnis zu Konstanze. Peter Anders (Berlin) erweist sich darin als Mozart-Sänger von Rang. Sein edel-männlicher, zügiger Tenor meistert die gefürchtet hohe Lage. Hübsch und humorig singt er auch zur Laute die Serenade Pedrillos, die den beiden Geliebten das Zeichen zur Flucht gibt.

Beethovens C-Moll-Konzert für Klavier und Orchester (op. 37) erklingt auf vier Platten unter den Händen Professor Eduard Erdmanns. Die Berliner Philharmoniker unter Artur Rother geben dazu den orchestralen Rahmen. Standard-Werk der Telefunken-Platte. Ein Vergleich mit der berühmten Elektrola-Aufnahme Schnabels lockt; er zeigt, bei beiden Aufnahmen, eine gewisse Verschiedenheit der Einstellung zu Beethoven. Jede hat ihre Eigenart, ihr Gutes, jede ist eine Meisterleistung für sich. Erdmann spielt weniger blumig, dafür ungemein klar, ernst, stellenweise geradezu dämonisch, ganz im Geist Beethovens.

Durch die **„Lustige Witwe"** führt ein vergnügter Querschnitt der Berliner Philharmoniker. Anita Gura und Peter Anders singen die prickelnden Weisen mit ebensoviel Laune wie Stimmpracht.

Durch Heinrich Georges Sprechkunst ist die deutsche Schallplatte um ein wertvolles Stück reicher. Man erlebt mit George aus Goethes **„Götz von Berlichingen"** Monolog und Tod des Helden.

Greta Keller serviert mit ihrem — man muß sagen — eigenartigen Baß-Bariton **„Das Lied vom schwachen Stündchen"** aus Goetzes „Ihre Hoheit die Tänzerin". Sie ist zweifellos Virtuosin in der Kunst, ausgesprochenen Kitsch mit einer gewissen Edel-Patina zu überziehen. Als Stimm-Phänomen wird sie selbst da interessieren.

Zwei hinreißende Tanzplatten seien genannt: von Adalbert Lutters Orchester **„Ball-Erinnerungen"**, eine Folge der beliebtesten Walzer, von Walter Frenske der bekannte Tango: **„Regentropfen"**. Bravo, Herr Frenske! So ein Landregen fährt in die Beine.

Zups.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

DIE FOTO-SEITE

Der Höhepunkt im Sportbild

Bis vor noch nicht allzu langer Zeit (und, um ehrlich zu sein, manchmal auch noch heute!) hielt man als Höhepunkt sportlicher Leistungen die sieghafte Mannschaft mit Lorbeerkränzen geschmückt steif und starr aufgebaut nach vollbrachter Tätigkeit fest. Kurz, man knipste eine Gruppenaufnahme. Doch überlegen wir einmal: Wo bleibt hier das Leben? Die Aktivität? Der Sport überhaupt?

Den Höhepunkt einer Leistung finden wir ja nicht nach vollbrachter Arbeit, sondern während der Tätigkeit selbst. Wir wollen im Bilde sehen, was für Leistungen vollbracht wurden. Diese lassen sich aber nicht durch eine ganz gewöhnliche Aufnahme belegen, die im Grunde noch dazu keinen Bezug zur Sache selbst recht erkennen läßt.

Wir suchen uns also den Höhepunkt während der Ausübung des Sportes. Wie ganz allgemein ein Höhepunkt dann erreicht ist, wenn sich daran entweder ein Verharren auf dieser Höhe oder ein langsames oder schnelles Absinken anschließt, so finden wir den Höhepunkt im Sport auch nach diesen Gesichtspunkten. Indem eine Bewegung ihren Wendepunkt erreicht oder der Ausübende unmittelbar vor dem Ziele steht, ist der Höhepunkt erlangt. Vielfach entspricht der Höhepunkt dem sogenannten toten Punkt; es handelt sich dabei um den Augenblick, wo eine Bewegung ihre Richtung umkehrt. Es tritt dabei für einen ganz kurzen Moment Ruhe ein. Das kann uns nur willkommen sein. Denn dann werden relativ lange Belichtungszeiten möglich, die eine Bewältigung des Themas auch mit einfachen Kameras gestatten. Hier kann also auch der Box-Amateur zu guten Sportbildern kommen.

Diesen sogenannten toten Punkt finden wir insbesondere bei turnerischen Übungen. Da sich vielfach dabei gleiche oder ähnliche Bewegungen wiederholen, besteht für gewöhnlich Gelegenheit genug, nach eingehender Beobachtung und Kenntnis der Verhältnisse immer noch rechtzeitig die Aufnahme zu machen. Womit wiederum nicht gesagt sein soll, daß nun viel Zeit zum Einstellen und Überlegen bliebe. Belichtungszeiten von $^1/_{50}$ Sekunde sogar können reichen, wenn es zwar besser ist, zur Sicherheit $^1/_{200}$ zu nehmen.

Neben diesem Umkehrpunkt der Bewegung kann sich der Höhepunkt gerade entgegengesetzt in höchster Kraftentfaltung und größtem Tempo äußern. Solche Momente finden wir beim Lauf, Sprung, — überhaupt allgemein da, wo dem Ausübenden ein Ziel gesetzt ist. Dann nützen uns die langen Belichtungszeiten nichts mehr, und die Verhältnisse werden ganz anders.

Vor allem muß schon rein formal darauf gesehen werden, daß der Höhepunkt an körperlicher Anstrengung und Leistung bestmöglich zum Ausdruck kommen kann. Tiefe Perspektive und diagonale Bewegungsrichtung sind dazu zwei Momente, die nahezu immer eine glückliche Lösung der fotografischen Aufgabe nach sich ziehen. Wir haben es ja hier schon mehrfach betont; tiefe Perspektive schafft Großfigürlichkeit, und diagonale Richtung ist Ausdruck von Bewegung.

Die paar technischen Handgriffe müssen sitzen. Am besten gelingen solche Aufnahmen mit einer Kamera, die ein großes Sucherbild gibt, dessen Scharfeinstellung mit dem Aufnahmeobjektiv unmittelbar verbunden ist. Dann werden viele Handgriffe erspart, man kann jede einzelne Bewegungsphase genau verfolgen und ist immer aufnahmefertig. In dieser Hinsicht steht die Spiegelreflex-Kamera an erster Stelle. Denn mit ihr wird die Aufnahmesicherheit erhöht.

Und vor allem können wir durch nahezu ausschließliche Beobachtung des Motivs besondere Aufmerksamkeit der Wiedergabe eines auch in ästhetischer Hinsicht günstigen Augenblickes schenken. Das darf nicht unterschätzt werden. Denn nur so entstehen Bilder, die in jeder Hinsicht befriedigen, durch und durch einen Höhepunkt geben. Nämlich als sportliche und fotografische Leistung. Wobei unbedingt eines das andere ergänzen muß. gi—t

LEST DIE „JUGEND"

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

ründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — rlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11.
Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, nchen, Herrnstraße 10. — D.-A. II. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10. zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Der wunde Punkt

Rubey

„Tja, meine liebe Mama Erde — das ist leider ein ganz hoffnungsloser Fall."

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 33

Aus Holland

H. v. Bartels

JUGEND
41. JAHRGANG 1936 / NR. 33

Der Sohn Karl Rabus

FRISS IHN AUF!

VON FERDINAND KÖGL

„Hallo, Mann, verstehen Sie etwas von einem Motor?"

Hakins war ein wohlerzogener Harvard-Student. „Gestatten Sie, Henry Hakins", stellte er sich zunächst der hübschen Amerikanerin vor, die einsam und verzweifelt neben ihrem Auto auf der mondbeschienenen Straße stand.

„Hakins, Hakins?" wiederholte Miß Glondill nachdenklich. „Haben Sie nicht behauptet, daß es am Amazonas Schmetterlinge gibt, die auswechselbare Flügel tragen?"

Hakins nickte, ohne sein strahlendes Gesicht zu verziehen.

„Etwas dumm", sagte sie mühelos, wie man Liebenswürdigkeiten austeilt. „Nun, das ist jetzt nicht so wichtig. Mein Motor streikt. Verstehen Sie etwas von einem Auto?"

„Nein."

„Hab ich mir gedacht!" blies sie über ihn hinweg.

„Doch von Frauenschönheit verstehe ich etwas!" wagte Hakins anzugreifen. „Sie sind die Frau, die ich in mein Herz malen möchte."

„Danke!" meinte Miß Glondill. „Aber Sie können sich für die Ehe vorbereiten. Achteinhalb Kilometer von hier ist die nächste Tankstelle. Eilen Sie dorthin und rufen Sie den erstbesten Mechaniker in Chikago zu Hilfe."

Der Mond leuchtete still über Miß Mary Glondill, die sich gelangweilt in ihren schnittigen Sportwagen setzte, und über Hakins, der seinen Dauerlauf begann.

Als er schon eine Stunde gelaufen war, flitzte Miß Glondill an ihm vorüber, ohne ihren vorschriftsmäßigen Blick von der Straße abzuwenden und Mister Hakins in die blauen Augen zu gucken.

Am nächsten Morgen meldete sich Henry Hakins beim Vater Mary Glondills, für die er am Vorabend ein Lungenentzündung riskiert hatte.

Mr. Glondill hatte mit seiner schönen Tochter nicht die geringste Ähnlichkeit. Er war klein, dick, schien keine Füße zu haben, und sein kugelrundes Mondgesicht verbarg sich immer hinter der Rauchwolke seiner Zigarre.

„Sehen Sie einmal da hinab!" forderte er Mr. Hakins auf.

Hakins folgte dem Schuhkönig zum Fenster.

„Ich bin ein Selfmademan", begann Mr. Glondill. „Ich habe als Schuhputzer in der Foolit-Street begonnen. Seit fünf Jahren stehen acht Objekte, hier, in denen vierhundert Arbeiter zu meinen Gunsten Schuhe erzeugen."

„Alle Hochachtung!" anerkannte Hakins.

„Alle Hochachtung auch vor ihnen, Mister Hakins! Aber müßte ich nicht von zwei kranken Affen gebissen sein, wenn ich einem Mann meine Tochter zur Frau gäbe, der nichts hat und beweisen will, daß der Mensch vom Schmetterling abstammt?"

„Sie wünschen also einen Schwiegersohn, der mindestens eine Schuhfabrik mit in die Ehe bringt?" fragte Hakins.

„Sie haben eine gute Auffassung, Mister Hakins. Good by!"

Als Hakins das Büro verlassen hatte, stieß er mit Mary Glondill zusammen. Ihre Schönheit verwirrte ihn wieder.

„Was hat Sie zu meinem Vater geführt?" fragte sie mit gespielter Überraschung.

„Ich habe um Ihre Hand angehalten."

„Und was hat er gesagt?"

„Er will Sie nur der Wohlhabenheit eines Schuhfabrikanten ausliefern. Miß Glondill, wie denken Sie über mich?" fragte Hakins treuherzig.

„Gott", entgegnete sie unschuldig wie ein Kind, „Sie erinnern mich immer noch an einen hübschen Amazonasschmetterling mit auswechselbaren Flügeln. Aber ich kann mir vorstellen, daß sich mit Ihnen ganz gut plaudern läßt."

Henry Hakins war, wie die Neuyorker Matrosen sagen, ein zähes Fleisch. Sein Vater, der verstorbene Senator Hakins, war einer der schlauesten Politiker von Texas gewesen. Henry hatte es also im Blut, der Gegenpartei eins ins Zeug zu flicken und sie mürbe zu machen.

Er verkaufte seine Habseligkeiten, erwarb für den Erlös ein Lokal neben dem Schuhgeschäft des erwünschten Schwiegerpapas und begann mit dem Schuhhandel.

„Tut mir sehr leid, der Junge!" meinte der Schuhkönig zu seiner Tochter. „Ich werde ihn einige Monate lang mit den Schuhen flirten lassen, dann fresse ich ihn auf!"

„Friß ihn auf!" stimmte die schöne Miß Glondill in gewählter Ausdrucksweise zu. „Besser du zwei Millionen, als er keine."

Sie war so gescheit.

Mr. Glondill hatte aber die amerikanische Hochschulbildung seines neuen Konkurrenten unterschätzt. Hakins verwertete seine geschulte Logik dazu, eine Verbindung zwischen Gehirn und Schuhwerk herzustellen. Wenige Wochen nach Eröffnung seines Geschäftes belehrten die sinnreichen Reklamen das Publikum, daß der Harvard-Geist in die Schuhbranche eingezogen war.

„Ich fabriziere den Schuh, wie ihn der Student zur Prüfung trägt! Er verbürgt ein klagloses, erfolgreiches und konzentriertes Denken. Lernet und studieret nur mit meinem Studentenschuh!"

Mr. Glondill kicherte und seine schöne Tochter fand Hakins auf einmal sympathisch, weil seine Dummheit, wie sie meinte, rührende Formen zeigte.

Der Text brannte sich in die Köpfe der Käufer und Hakins Studentenschuhe eroberten sich die besorgten Eltern, die ihren Töchtern und Söhnen das Studium erleichtern wollten. Zwei Monate später hatte der Schuhkönig Veranlassung, seinen Konkurrenten ernst zu nehmen.

„Dieser Mann mit dem Schmetterlingsfimmel trägt eine gefährliche Spaltung in die Massen der Schuhkäufer!" sagte er zu seiner Tochter, als sie ihm den Voranschlag für ihre Frühjahrseinkäufe vorlegte. „Der gediegene Glondillschuh verbürgt gesunde Beine. Aber darnach fragt das Publikum nicht mehr! Ich habe gestern hundert Arbeiter abgebaut, und Hakins hat ein Objekt aufgebaut und hundert Arbeiter eingestellt! Ich muß gegen den Mann eine Idee haben. Ich werde eine Bohne in seine Auslagen werfen lassen."

„Das darfst du nicht!" ereiferte sich die schöne Mary. „Er ist so blond und seine Einfalt rührt mich. So etwas vernichtet man nicht. Du mußt ihn mit geistigen Waffen bekämpfen!"

„Mit geistigen Waffen?" wiederholte der Schuhkönig nachdenklich.

Am nächsten Tag strahlten aus den Auslagen seines Geschäftes die aufreizenden Worte eines geistigen Kampfes: „Was haben Sie davon, wenn Sie in Hakins Schuhen gut studieren. Sie brechen sich damit die Beine!"

„Beinbruch ausgeschlossen!" entgegnete die gegnerische Reklame. „Hakins Schuhe fördern nicht nur das Studium. Sie werden von echter Höhensonne ultraviolett bestrahlt und die Ausstrahlungen vertilgen alle Hühneraugen, den Duft erhitzter Füße und machen das Knochengerüst zu Stahl!"

Der Strahlungsschuh erwies sich als neuer Erfolg.

„Mein Kind", seufzte Mr. Glondill, als seine schöne Tochter einen neuen Wagen für den Herbst forderte, „ich habe kein Geld. Ich werde jetzt einen letzten Versuch machen, um zu retten, was zu retten ist. Ich werde die Eingeweide der Studentenstrahlenschuhe ausstellen und dem Publikum zeigen, daß es Papier, echtes, schlechtes Papier kauft!"

Dieser Geschäftsmord veranlaßte Henry Hakins zur entscheidenden Offensive gegen die Herzen des erwünschten Schwiegerpapas und der angebeteten Miß. Einige Tage später türmten sich in seinen Auslagen neben den Studentenschuhen tausende entzückender Damenschuhe und die Neonlichter mit ihrem suggestiven Text belehrten die Frauen, daß man mit diesem bestrahlten und geistfördernden Schuh totsicher in die glücklichste Ehe trippelt.

„Papa", sagte Miß Glondill zu ihrem schwermütigen Vater, während in seinen Auslagen die anklagenden Eingeweide eines papierenen Schuhes standen, „Papa, es liegt etwas Faszinierendes in den Werbungen dieses genia-

(Fortsetzung S. 517)

Gartenhaus — Otto Pippel

len Schuhmannes. Die Frauen drängen sich in seinem Geschäft. Du solltest mit ihm in Kompanie gehen. Übrigens könntest du mir drei Paare seiner neuesten Kreation kaufen!"

Mr. Glondill blickte wie ein Irrer. Er erwog, ob er nicht Schuhe erzeugen sollte, in denen man schnell zu einer erfolgreichen Scheidung gelangt. Dann aber setzte er sich doch mit seinem Konkurrenten am grünen Tisch zusammen, begann zu verhandeln, bis das Erscheinen Mary Glondills mit einem Schlag alle Probleme löste.

Miß Glondill und Mr. Hakins blickten sich einander in die blauen Augen und einem Phönix gleich erhoben sich ihre Herzen über die Niederungen des Geschäftes, um, wie es in der Liebe heißt: für ewige Zeiten die Firma Hakins und Glondill zu gründen.

Herberge zum Lamm

Erzählung von Gert Lynch

Geyer Sepp hatte ein abenteuerliches Leben hinter sich, als er mit einer Mark in der Tasche in der Landeshauptstadt ankam und wieder ganz von vorn begann. Inzwischen war er zum Werkmeister emporgerückt, und der Betrieb hatte seine Luftdruckbremse aufgegriffen und zum Patent angemeldet.

Heute am Sonntag wurde Sepp vierzig Jahre alt. Im Sonnenstrahl, der das Zimmer durchstach, tanzten Armeen von Stäubchen. Die Luft, die hereindrang, roch würzig nach keimender Erde, und draußen bei der Gartenlaube, wo die Haselbüsche standen, flog eine gelbe Wolke davon.

Sepp pinselte Schaum ins Gesicht und blickte zum Fenster hinaus, indem er die Frühlingsluft tief in die Brust sog.

Da war er nun vierzig Jahre alt! Das hatte bereits ein wenig Gewicht, das war ein Wendepunkt! Und Marianne wartete schon lange darauf, daß er sie heiratete. Aber er konnte sich nicht entschließen. Ein dumpfes Gefühl war stets dagegen. Irgendwo fehlte es ihm. War es die Stadt, die an ihm fraß?

Gut, daß die Anne heut' Sonntagsdienst hatte. Er mußte einmal allein sein und sich klar werden, wie es mit ihnen stand.

Er gedachte neidisch des ungebundenen Lebens, das er früher geführt hatte: Walzen, immer der Nase nach, Biwak am Waldrande, Nachtlager im Heuschober, Floßfahrten mit Holzknechten, und Umgang mit Bergen. Vertrugen sich solche Gelüste mit Heiraten?

Er wischte die Klinge am Handtuch ab und beschloß, den Geburtstag draußen am Land zu verbringen. Ein echter Männermarsch sollte es werden, wo keine Rücksicht zu nehmen war, wo er drauflosrennen und durch die Zähne flöten oder spützen konnte, ganz wie es ihm beliebte und wie das früher gewesen war!

Er zog die Wanderkluft an und packte den Rucksack ein. Dann schloß er das Fenster, stellte die Klingel ab und sperrte die Tür zu.

Der Schnellzug, den er benutzte, führte durch Landschaften, die ihm bekannt waren. Erst in N., wo er in eine Bimmelbahn umsteigen mußte, wurde es für ihn neu. Zwei Bauernmädchen im Sonntagsstaat stiegen ein. Sie trugen breitkrempige Tellerhüte von grünem Samt und prallsitzende Mieder, und unter den faltigen Röcken lugten bläulich gestreifte Strümpfe hervor.

Sepp gegenüber nahm unsonntäglich ein Viehhändler Platz, nach den Kälberstricken zu schließen, die er gebündelt ins Netz warf. An seiner Uhrkette klirrten die Silbertaler. Er trompetete in ein rotes Schneuztuch, haute sich dann eine Prise auf den Handrücken und zog sie mit einem einzigen Schnüffler ins linke Nasenloch.

Draußen wischten die Telegraphenstangen vorüber. Saatfelder und Sturzäcker verfolgten sich, schoben sich durcheinander. Wiesen drehten bei. Bäume hoben sich gegen den Himmel. Auf einer Haltestelle lud der Vorsteher mit

La garde républicaine — Leo v. Welden

Auf dem Schlepper — Walther Busch

roter Mütze leere Milchkübel aus. Bei einem Anwesen hing große Wäsche auf der Leine, die zwischen blühenden Kirschbäumen gespannt war.

Als Sepp ausstieg, war es Mittag geworden. Er ging ins nächste Wirtshaus und bestellte ein Essen. Das Schweinefleisch war derartig fett, daß er die Hälfte liegen ließ. Früher hatte er den Speck pfundweise gegessen! — Auch die roten Rüben aß er nicht auf. Sie lagen in dünner Tunke und schmeckten nach gar nichts. Da kochte die Anne entschieden besser!

Verdrossen zahlte er. Er hatte sich das Geburtstagsmahl anders vorgestellt.

Er durchquerte das Dorf und wanderte auf der Landstraße, die mit vielen Weiden an einem Wasser dahinlief. An den Ufern blühten fette Dotterblumen und blasser finseliger Vergißmeinnicht. Auf der weißen Straße saß ein Pfauenauge und klappte mit den Flügeln. Dann raste ein Kraftwagen vorbei und wirbelte dichten Staub auf. Sepp wandte sich ab, doch es fiel dennoch etwas ins Auge. Er rieb mit dem Handballen über das Lid, tupfte mit dem Taschentuch, aber der Fremdkörper saß fest. Das Auge tränte und brannte. Wenn er nur einen Spiegel gehabt hätte, oder jemanden, der den Fremdkörper entfernte! Diese Kleinigkeit konnte den ganzen Ausflug verderben. Kam denn niemand?

Es kam niemand. Er drückte das Tuch auf das Auge und marschierte verärgert weiter, blind für die Schönheiten des Landstriches. Es dauerte lang bis zur nächsten Ortschaft. Er begab sich ins Gasthaus, bestellte ein Helles und ließ einen Spiegel bringen. Es gelang jetzt, das Auge zu reinigen. Eine Fliege war es, die er herausholte. Er trank aus und brach wieder auf. Schlug einen krummen Feldweg ein, der durch Winterkorn führte. Die flügge Saat wogte im Winde mit silbrigen Hügeln und dunklen Tälern. Die Wolken am Himmel mehrten sich und verdeckten zeitweise die Sonne. Dann wurde es kühl und unwirtlich.

Er schritt tüchtig aus, um warm zu werden. Der Weg steilte sich zu einer Anhöhe hinauf. Sepp wurde der Atem kurz; er blieb stehen und verschnaufte. Früher hatte er derlei Bergchen pfeifend erstiegen! Er schwitzte, als er den Sattel erreichte, wo Lärchen und Birken wuchsen. Die Lärchen waren noch durchsichtig und wedelten mit kleinen grünen Besen, die an den schwanken Zweigen saßen. Die harzfrischen Birkenblätter waren noch nicht viel breiter als ein Daumennagel.

Da trieb eine düstere Wolke heran, deren Hinterteil graue Striemen heruntersäte. Es wird einen Schauer geben, dachte Sepp. Und schon planschte der Regen. Es goß wie aus Schleusen. Sepp eilte unter die größte Birke, aber sie hielt nicht dicht. In kurzer Zeit war er bis auf die Haut durchnäßt. Das Wasser rann von den Haaren, tropfte von Brauen, Nase und Kinn, sickerte durch die Strümpfe in die Stiefel, daß es quietschte. Er strich die Tropfen aus dem Gesicht und wanderte weiter. Der Guß ließ nach, aber es sprühte fort. Die schweren Kleider klebten am Rücken und an den Knien.

Sepp mußte drei Mal niesen. Das konnte ein schöner Schnupfen werden! Früher hatten ihm solche Wettermärsche Spaß gemacht! Erstaunlich, wie man sich änderte. Er beschloß, an der nächsten Hütte anzuklopfen, um seine Kleider zu trocknen.

Es war schon später Nachmittag, als er vor einem Bahnwärterhäuschen stand, hinter dessen Fenstern die Topfblumen blühten. Die steifen, blauen Hände reibend, brachte er sein Anliegen vor. Der Bahnwärter schmunzelte und rief seine Frau heran. Sie nickte, und Sepp durfte eintreten. Er bekam ein Hemd und eine alte Hose geliehen, und die Frau verließ die Stube, daß er sich umziehen konnte. Die nassen Kleider wurden auf die Stuhllehne neben den Ofen gehängt.

Sepp trank heißen Kaffee und begann sich wohler zu fühlen. Er geriet mit dem Bahnwärter, der Schlosser gewesen war und sich für Luftdruckbremsen interessierte, in eine angeregte Unterhaltung. Als die Petroleumlampe brannte, lief noch immer der Regen über die Scheiben. Sepp wurde zum Abendbrot eingeladen, und da die Kleider noch feucht waren, nahm er das Angebot, über Nacht dazubleiben, dankbar an. Nur, sagte die Bahnwärtersfrau, müsse er sich mit Decke und Strohschütte im Schafstall begnügen; sie hätten nur zwei Betten, und er würde verstehen, nicht wahr?

Sepp verstand das. Es sei nicht das erste Mal, daß er im Stroh schlafe, sagte er. Sie spielten noch Tarock mitsammen, und dann steckte einer den andern mit Gähnen an.

Es war ein kleiner fensterloser Stall mit schrägem Dach. Am Balken hingen Sense, Wetzhorn und Rechen. An den Planken lehnte ein Schubkarren. Im Winkel standen zwei Schafe und kauten Heu, das leise knisterte. Wenn sich die Läufe bewegten, raschelte grob das Stroh. Überdies roch es mufflig nach Dung.

Sepp lag auf der Schütte, blies die Kerze aus und zog die Decke bis über das Kinn. Die Halme stachen im Nacken und an den Waden. Wie empfindlich er doch geworden war! Früher hatte ihm das nichts ausgemacht. — Er wälzte sich von einer Seite zur anderen und konnte nicht einschlafen. Dr Regen trommelte, und die Dachrinne schlingerte. War es seine Gegenwart, die die Schafe beunruhigte? Sie tappten immerfort in der Streu herum, als ob sie sich fürchteten. Sepp strengte die Augen an, aber mehr als ein beweglicher grauer Fleck war nicht zu erkennen. Ein warmer fleischlicher Brodel machte sich breit.

Plötzlich klang ein feines, helles Mähen im Stall. Sepp horchte auf. Diesen Ton kannte er ja, sollte da etwa —? Und er erhob sich und trat zu den Schafen. Natürlich, da war die Bescherung! Ein Schaf hatte gelammt! Er kauerte sich und betastete das Lamm, das noch feucht war, aber schon auf den Beinen stand. Und die Mutter, deren heißen Odem er spürte, mühte sich eifrig um das Neugeborene.

Er überlegte, ob er den Bahnwärter wecken sollte. Er entschied sich, es nicht zu tun. Die Geburt war vorüber, und alles war gut gegangen.

Er legte sich hin, aber mit dem Schlafen wurde es nichts mehr. Er fühlte sich frisch und angelaunt, und seine Gedanken kreisten um Marianne. Wenn er es recht bedachte, war sie die passende Frau für ihn. Und auf einmal wußte er, was er wollte. Er war aus seinem früheren Leben herausgewachsen. Das Herumstreunen, das Nachtlager im Heuschober, der wilde Umgang mit Bergen, das alles schaute sich heute ganz anders an, wo er seßhaft geworden war, einen Beruf ausübte und eine Braut besaß. —

Er bog den Arm heran und sah auf die Leuchtuhr. Es war fünf Uhr zwanzig.

Langsam wurde es hell. Das Läutwerk schlug, und der erste Zug ratterte vorbei. Sepp wartete noch eine Weile, dann stand er auf. Die Bahnwärtersleute waren auch schon munter. Er meldete die Ankunft des Lamms, legte die trockenen Kleider an und trank noch Kaffee. Dann verabschiedete er sich unter vielen Dankesworten. Der Bahnwärter wies ihm den kürzesten Weg.

Der Regen hatte aufgehört. Vögel zwitscherten. Eine ferne Kirchenglocke bimmelte zur ersten Messe. Der ausgewaschene Sand knirschte unter den Sohlen. Er lief neben den Geleisen und gelangte in einer halben Stunde zum Bahnhof.

Auf der Heimfahrt holte er den versäumten Schlaf nach. Der Zug fuhr gut. Bald würde er wieder zu Hause sein. Er blickte auf seine Uhr. Sie zeigte fünf Uhr zwanzig. Sie war stehen geblieben, gerade als er den großen Entschluß faßte.

Pünktlich traf der Zug ein. Sepp war der erste, der durch die Sperre eilte. Er rief den Betrieb an und ließ sich den Tag wegen dringender Familienangelegenheiten freigeben. Dann ging er ins nächste Blumengeschäft und kaufte Rosen. Und so, wie er war, in seiner verbeulten Wanderkluft, mit Rucksack, lehmigen Stiefeln und unrasiert, fuhr er in der Taxe, den Wagenlenker zur Eile antreibend, zu Marianne.

Gespräch auf hoher See

Helgoland verschwindet wie ein roter Punkt am Horizont. Der Dampfer nimmt Kurs auf Sylt. Eine steife Brise erhebt sich. Die See ist bewegt und läßt das Schiff auf- und niedertanzen. Im Nordwesten steht eine drohende, scharze Wolkenwand.

Ein Ehepaar aus Zwickau — in Mantel und Schal gehüllt — schaut mißmutig und besorgt auf's Meer. „Ich wäre lieber in's Gebirche gefahren, Oddilie — für's Wasser habe ich nischt ibrig." Er wendet sich an den neben dem Rudermann stehenden Kapitän. „Entschuld'chen Se — wir bekommen sicherlich ein böses Umwetter?"

„Dat scheint woll so." —

„Aber was machen Sie denn dann, Herr Kapitän?"

„Ick? — ick go in de Koje." —

„Ja, ha'm Se denn gar keine Angst?"

„Warüm denn dat?"

„Meine Frau meint, ob die großen Schiffe oft untergehen?"

„Nee — ümmer bloß eenmol!" —

Markt in Bulgarien — Garneff

ZWEI GEDICHTE

Von Hermann Gerstner

Vor Sonnenuntergang

Sonne, ehe du hinwegsinkst aus den hellen
Tagen der Gebirge, ehe du den schnellen
Winden folgst und wie entfachte Tempelflamme
heiliger erglühst, noch einmal halte inne,
brenne über dem gereckten Höhenkamme
und entzünde Felsenblock und Tiefenrinne!

Sonne, ehe du dich fort begibst aus klaren
widerscheinenden Gewässern, aus den Scharen
weidenden Getiers das Leuchten hebst, verweile
diese Stunde noch in kargen Steppen, strahle
deinen Feuerbogen einmal noch ins steile
Bergland, strahle wie ein Gotteslicht im Tale!

Sonne, ehe du hinausrollst in die Räume,
wo die Winde schweigen und die Wolkenbäume
fern im Erdendunst verschwimmen, eh du draußen
in der Einsamkeit des Äthers deine rote
Fackel ansteckst, sei noch einmal nah den Brausen
unsrer Erde, die in deinem Scheine lohte.

Sonne, ehe du dich rauschend von uns wendest,
ehe du den Tag im goldnen Heimgang endest,
segne uns mit deinen letzten Feuerlichtern,
führ uns wie ein Leuchtturm durch das Dunkelwerden!
Schon erwacht die Nacht mit ihren Schreckgesichtern,
schwarz und totverschwistert schreitet sie auf Erden.

Täler im Nordland

Im dunkelnden Geleucht des Abends wichen
die Renntierherden in die Täler schluchten,
wo sie ermüdet ihre Lager suchten
und sanfter durch die Dämmerungen schlichen.

Verdüstert losch der Schein des toten Tages,
die lauten Stürme hatten ausgesungen,
die Wolken wallten in die Niederungen
wie schwarze Tücher eines Sarkophages.

Geheimnisvoll und rauschend, wie ein Rufer
im Nebel, drang ein Gott aus fernen Nächten
des Nordens. Atmend streifte er die Flechten
im Moosgrund, weilte wie ein Wind am Ufer.

Dann kam die große Stille mit den Schatten,
die Seen wogten leiser, wie verloren
erklang ein Käuzchenschrei in schwarzen Mooren,
wie ausgestorben nächtigten die Matten.

Die Renntierherden waren stumm entwichen.
Da hob der große Gott vom Grund der Buchten
sein Antlitz, und er sah, wie in den Schluchten
die Winde zart das Fell der Tiere strichen.

Ein Springer reist nach Berlin

Von Heinrich Riedel

In jener Zeit, als es in Deutschland noch wenig Eisenbahnen gab, befand sich an einem schönen Sommermorgen eine anscheinend recht lustige Gesellschaft von Studenten in einer geräumigen Postkutsche auf der Fahrt von Frankfurt nach Berlin.

Mitten unter ihnen aber saß eine Persönlichkeit, die allem Anschein nach nicht zu ihnen gehörte, ein gutgekleideter Herr in den Dreißiger Jahren von außerordentlich kräftigem und massigem Körper.

Er schien sorgenvoll über etwas nachzudenken und hatte in der Tat genügend Gründe dazu. Denn am vergangenen Abend war er von geübten Zockern im Kartenspiel um seine ganze Barschaft erleichtert worden, hatte die lange Reise nach Berlin ohne einen Zehrpfennig antreten müssen und wußte nicht, wovon er unterwegs seinen Hunger stillen sollte. Aber mit mußte er.

Den Studenten fiel der schweigsame Reisegenosse allmählich ein wenig auf die Nerven. Ihn in eine Unterhaltung zu ziehen, war bereits mehrmals mißlungen.

Inzwischen war man vor einem Hügel angekommen und alle stiegen aus, um das Gefährt bergaufwärts zu entlasten und sich gleichzeitig ein wenig die Beine zu vertreten.

Rechts auf einer Wiese zog sich ein mäßig breiter, wassergefüllter Graben hin.

„Spring mal rüber, Kaulbach!" rief da einer der jungen Leute.

Der Student beider Rechte Kaulbach war unter seinen Kommilitonen als vorzüglicher Springer bekannt. Er ließ sich nicht zweimal bitten, nahm einen kurzen Anlauf und sprang über den Graben. Und während er sprang, kam ihm eine Idee.

„Hören Sie mal, Herr Nachbar", rief er dem Unbekannten zu, der am Schluß der Kampanei daherstapfte, „könnten Sie vielleicht auch da drüber springen?"

Kaulbachs Freunde witterten sogleich den bevorstehenden Spaß und sahen sich stur und augurenhaft an.

Der Gefragte wiegte mißmutig den Kopf. „Mööglich", sagte er. „Doch waarum?"

„Na, bei Ihrer Körperschwere", entgegnete Kaulbach mit feinem Lächeln, „dürfte es auch nicht so ganz glücken."

„Könnt's ja mal versuchen", sagte darauf der Fremde etwas schläfrig und mit vernageltem Gesicht. Wollen wir wetten, daß ich . . ?"

„Um alles, was Sie wollen!" rief Kaulbach sichtbar belustigt.

Die Großmutter des Künstlers — Emil Krieger

„Um Himmelswillen! Das könnte etwas teuer werden. Sagen wir: um das Mittagessen?"

„Top!"

Die ganze Gesellschaft war angenehm gespannt.

Der Fremde nahm einen lächerlich langen Anlauf, lief linkisch und plump dahin, sprang, kam aber schlecht ab, landete mit den Fußspitzen ganz knapp auf der Kante und wand sich dort wie ein Aal. Um ein Haar wäre er platterdings rückwärts in die Pfütze gefallen.

Na, die Studenten hatten auch ohne den tatsächlichen Reinfall genügend zu lachen, gratulierten ihm etwas ironisch und Kaulbach stiftete ihm

(Fortsetzung S. 526)

VERSTECKENSPIEL

VON WILHELM WELDIN

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß sich die exakte Wissenschaft noch nicht mit der Tücke des Objekts befaßt hat. Eine Lehre darüber steht aus. Man hat eingehende Studien über das Gesetz der Serie, den Mediumismus und die Parapsychologie betrieben, ja, es gibt sogar eine eigene Gesellschaft zur Erforschung spiritistischer Phänomene. Was uns aber noch gänzlich fehlt, ist eine „Gesellschaft zur Erforschung des Verschwindens von Kragenknöpfen".

Mag sein, daß man einwenden wird, Kragenknöpfe seien kein genügend interessantes Objekt für die wissenschaftliche Forschung. Welch ein Irrtum, wenn man bedenkt, daß die Tücke der Dinge ja nicht nur auf Kragenknöpfe allein beschränkt ist, sondern bloß in ihnen am auffallendsten in Erscheinung tritt! Ich entsinne mich zum Beispiel noch heute deutlich eines Kragenknopfes, der mir zehn Minuten vor Antritt einer Reise in die Baffin-Bai beim Anziehen aus der Hand fiel und so spurlos verschwand, als hätte ihn eine Erdspalte verschlungen. Abgesehen davon, daß man ohne Kragenknopf auch nicht in die Baffin-Bai fahren kann, ist er bis zum heutigen Tage, allen Gesetzen des bisherigen physikalischen Weltbildes der Menschheit spottend, nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Seither habe ich mit Hunderten von Kragenknöpfen zu tun gehabt und meine Überzeugung, daß eine geheime Naturkraft in ihnen wirksam ist, die nach einer bestimmten, noch zu erforschenden Zeitspanne unerbitterlich ihre innere Auflösung, eine Art Atomisierung, bewirkt, wurde nur bestärkt. In manchen Kragenknöpfen war diese Naturkraft besonders ungebärdig, sie waren wie wilde Mustangs, die erst gebändigt werden mußten, manche erwiesen sich als ganz zahm und anhänglich, doch alle erlagen schließlich ihren inneren bösen Kräften und verschwanden eines Tages auf völlig unerklärliche Weise. Wo sind sie? Wo sind alle jene Millionen Kragenknöpfe, Schlüsselbunde, Krawattenhalter, Feuerzeuge, Sacktücher, Halsketten, Armbänder, Füllbleistifte, Federmesser, die tagtäglich auf der ganzen Welt spurlos verschwinden? Spielen sie bloß Verstecken mit uns? Irren sie als Atomstaub durch das Universum? Wahrlich ein ergiebiges, unerschöpfliches Neuland für den ernsthaften wissenschaftlichen Forscher!

Ich habe in bescheidener Weise durch Umfragen in meinem Bekanntenkreis einiges Material über dieses Problem zu sammeln versucht, das, wie ich aufrichtig hoffe, einst einem künftigen Newton oder Galilei auf diesem Gebiet dienlich sein möge.

Am merkwürdigsten, wenn auch wohl nicht ernst zu nehmen, ist zweifellos die Theorie meines armen Freundes Leslie, der der Ansicht war, daß ein böser Geist, eine Art Ramsamperl, die Dinge verschluckt. Nach dieser Theorie müßten wohl Kragenknöpfe die Lieblingsspeise des Ungeheuers sein und in zweiter Linie Sacktücher, wobei allerdings die Möglichkeit offen bleibt, daß es auch Kragenknöpfe und Sacktücher zusammen ißt, so wie unsereiner Schinken mit Spiegeleiern. Um das chronische Verschwinden seiner Kragenknöpfe, Krawattenhalter und Schlüssel zu verhindern, pflegte Leslie sie über Nacht mit Draht an Kilogewichten zu verankern, in der Meinung, daß sie derart gegen den Zugriff des Dämons geschützt seien. Es nützte aber alles nichts. Er verlor bloß zu den Kragenknöpfen noch die Gewichte und schließlich den Verstand. Heute sucht er seine Kragenknöpfe im Irrenhaus zusammen.

Ich habe diese Theorie der Kuriosität halber erwähnt, als eine primitive Deutung des Problems, wie die des Blitzes durch die Naturvölker. Aber auch sonst begegnete ich im allgemeinen einer zwar schon etwas fortgeschritteneren aber nicht minder mystischen Auffassung, die den Geist in die Dinge verlegt.

Vignette F. Bilek

Mr. Smith, ein reicher Grundbesitzer in Sussex erklärte mir, daß er, wenn er seinen goldenen Kragenknopf vermisse, sofort sämtliche Elsternester der Umgebung durch seine Feldjäger absuchen lasse.

„Und die Leute finden tatsächlich den Kragenknopf in einem Nest?" fragte ich erstaunt.

„Gar keine Spur!" lachte Mr. Smith. „Das erwarte ich auch nicht. Ich gehe nur von dem oft bewährten Grundsatz aus, daß kein Gegenstand je dort ist, wo man ihn sucht, sondern im Gegenteil so weit als möglich von diesem Punkt entfernt. Ich ziehe also einen äußersten Kreis der Fundmöglichkeiten, lasse dort suchen und zwinge dadurch die Dinge in das Zentrum des Kreises. Tatsächlich findet sich dann der Kragenknopf stets mit unfehlbarer Sicherheit im Knopfloch meines Hemdes."

„Und was würden sie machen," wandte ich kritisch ein, „wenn ihre Frau auf einer Weltreise an einem nicht feststellbaren Punkt einen kostbaren Diamant verloren hätte? Der Diamant befindet sich irgendwo auf der Welt, also müßten sie eigentlich auf dem Mond suchen, um ihn zu finden."

„Sehr richtig!" sagte Mr. Smith. „Die Problemstellung macht Ihrem Scharfsinn alle Ehre. Allerdings ist das Problem erst im Zeitalter der Raumschiffahrt zu lösen. Dann haben sie nichts zu tun, als in einer Rakete zum Mond zu starten und fünf Minuten nach ihrem Abflug würde ihre Frau garantiert den Diamanten in ihrem Pantoffel finden."

Ein Mathematikprofessor, dem ich von dieser Methode erzählt, verwarf sie als glatten Aberglauben.

„Es handelt sich bei der ganzen Sache nur um das Berechnen von Flug- und Reflexionsbahnen", erklärte er. „Zeigen sie mir den Punkt, an dem sie einen Gegenstand verloren haben und ich löse das Problem wie eine Gleichung. Das große X in der Gleichung ist allerdings der Punkt, soferne er nicht bekannt ist. Aber auch solche Gleichungen mit einer Unbekannten lassen sich meist lösen."

Zur Illustration erzählte er mir die Geschichte von dem Kragenknopf, der ihm aus der Hand gesprungen und zum vier Stock hoch gelegenen Fenster hinausgeflogen war. Ein hoffnungsloses Problem für einen Nicht-Mathematiker. Er aber hatte sich in aller Ruhe an seinen Schreibtisch gesetzt und zu rechnen begonnen. Nach verschiedenen Messungen mit Zirkeln und Sextanten und dem Ziehen von vierzehn Kubikwurzeln hatte er dem Dienstmädchen geläutet und gesagt: „Messen sie die genaue Mitte des Fensterbrettes ab, befestigen sie an dieser Stelle ein Lot aus einem Zwirnfaden und einem Sardinenbüchsenöffner und gehen sie dann in den Garten. In einem Winkel von vierzehn Grad, dreiunddreißig Minuten, vierzig Sekunden rechts von der Stelle, an der das Lot die Erde berührt, bewegen Sie sich drei

Meter von der Hauswand weg, beschreiben sodann einen Bogen von vier Meter Radius, bücken sich und Sie werden in einer Ellipse mit einer Längsachse von zwanzig Zentimetern einen Kragenknopf finden."

Überflüssig zu erwähnen, daß der Kragenknopf, so viel arithmetischer Präzision nicht gewachsen, auch tatsächlich gefunden wurde.

Immerhin blieb bei dieser interessanten Methode noch das X des Standpunktes offen, den man nicht immer genau kennt. Diese Schwäche des Systems fand mein Freund Jeremy, ein eifriger Leser von Kriminalromanen, sofort heraus.

„Die Mathematiker sind einseitige Fachsimpler!" erklärte er verächtlich. „Das Problem ist nur à la Sherlock Holmes zu lösen. Du mußt dich dem verlorenen Gegenstand gegenüber als Detektiv fühlen und logisch den Tatbestand zum Zeitpunkt des Verlustes rekonstruieren, um aus ihm auf den Fundort zu schließen. Auch Zeugen müssen manchmal vernommen werden."

Er schilderte mir den ganz erstaunlichen Fall der Verfolgung und schließlichen Umkreisung eines flüchtigen Mauerhakens. Der Haken war ihm, während er auf einer Leiter stehend eine Vorhangstange befestigen wollte, aus der Hand gefallen und blieb trotz stundenlangen Suchens spurlos verschwunden. Es war der einzige brauchbare Haken im Haus und so beschloß Jeremy, seine Verfolgung mit aller Energie aufzunehmen. Erst unterzog er alle Augenzeugen einem scharfen Kreuzverhör, als dessen Ergebnis er seine genaue Stellung auf der Leiter in dem Augenblick der Flucht des Hakens rekonstruieren konnte. Dann sperrte er sich mit einer Geige und einer leeren Kokainspritze in seinem Zimmer ein und begann teils zu meditieren, teils die Spanischen Tänze von Brahms zu spielen. Nachdem er drei Tage und drei Nächte unentwegt meditiert und gegeigt hatte, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, kam er durch logische Deduktion zu dem Schluß, daß sich der Haken in einem losen Saum des Vorhangs verborgen halten müsse, wo er sich nicht nur fand, sondern auch eine lose Naht entdeckt wurde, von deren Beschädigung niemand etwas geahnt hatte.

Ich muß allerdings einschränkend bemerken, daß sich gerade gegenüber dem Haus meines Freundes eine Eisenhandlung befindet.

Ich hatte letzthin Gelegenheit, alle diese Theorien zu erproben. Meine Frau kam nach Hause und erklärte überraschender Weise, sie hätte das Auto verloren. Sie habe es irgendwo in der Stadt abgestellt, um in Ruhe ihre Besorgungen machen zu können, sie glaube, vor dem Haus der Schneiderin, es könne aber auch beim Friseur, bei einem Parfümerieladen oder einem Schuhgeschäft, vielleicht am Ende gar an einem Parkplatz gewesen sein.

Der Wagen blieb spurlos verschwunden. Mr. Smith empfahl mir, von der Annahme auszugehen, der Wagen sei auf eine bisher noch unbekannte Weise explodiert und ich solle durch eine chemische Untersuchung der Luft seinen Resten auf die Spur zu kommen trachten, worauf er sich zweifellos in der Garage stehend wiederfinden werde, auch wenn er vorher nicht dort gewesen sei. Der Mathematiker erklärte, ohne Kenntnis des Verlustortes und ohne möglicher Annahme einer Fall- und Reflexionsbahn nichts ausrichten zu können. Nur Jeremy nahm sich der Sache gründlich an und meditierte acht Tage lang ohne Unterbrechung, bis er mit einem Hungerödem ins Spital geschafft werden mußte.

Erst unser Dienstmädchen, ein schlichtes, einfaches Geschöpf vom Lande, kam auf die Idee, daß das Auto vielleicht gestohlen wurde. Ohne uns sonderlichen Hoffnungen hinzugeben, machten wir die Anzeige bei der Polizei und, siehe da, binnen vierundzwanzig Stunden wurde der Wagen um Mitternacht vor dem Haus der Schneiderin meiner Frau mit leerem Benzintank aufgefunden.

Ich muß gestehen, daß ich mit keiner bestimmten Erklärung für dieses Phänomen aufwarten kann und überlasse seine Beurteilung klügeren Köpfen. Jedenfalls erregte der Vorfall unter meinen Bekannten Sensation und in diesem Kreise ist der Aberglaube Mode geworden, verlorene Gegenstände durch eine Anzeige bei der Polizei von selbst wieder zum Vorschein zu bringen.

Der Neger — Julius Hüther

„Und ist auch alles stilecht, Herr Architekt?"
„Außer Ihnen, Herr Direktor, alles!"

Die Zähne des Marschalls

General Pershing, der Befehlshaber der amerikanischen Truppen im Weltkrieg, mußte sich auf Anraten seines Arztes einige Zähne ziehen lassen. Zu seinem nicht geringen Ärger erfuhr er später, daß man in verschiedenen Juweliergeschäften die als Anhängsel gefaßten Zähne des Generals zum Preise von sieben Dollar das Stück verkaufte.

Wütend über diese geschäftliche Ausnützung der patriotischen Gefühle amerikanischer Bürger, die natürlich solche Erinnerungsgegenstände auch tatsächlich erstanden, schickte er mehrere Agenten aus, um seine Zähne zurückzukaufen. Wie staunte General Pershing, als ihm seine Mittelsmänner nach einer Woche einhundertfünfundsiebzig solcher Zähne ins Haus brachten. *K. L.*

Beim Schopf ergriffen

Fremder: „Sagen Sie, guter Mann, wissen Sie hier wohl ein Lokal, wo einer einen tüchtigen Humpen heben kann?"

Einheimischer: „Aber gewiß! Ich weiß sogar ein Lokal, wo zwei einen tüchtigen Humpen heben können."

HISTORISCHE MINIATUREN

Sic transit Gloria...

Der französische Minister Buchot, eine Kreatur Robespierres, bewarb sich nach dessen Hinrichtung bei seinem Nachfolger im Ministeramt, Niot, den er vorher hatte enthaupten lassen wollen, um eine Portierstelle.

Der Antrag

Im Jahre 1793 wurde in einem weiblichen Jakobinerklub in Metz der ernstgemeinte Antrag gestellt, alle kinderlosen Frauen über sechzig Jahren als überflüssig und unnütz mit der Guillotine hinrichten zu lassen.

Verdächtig

In Straßburg erließen im Jahre 1790 die französischen Kommissare Bandot und Lemane eine Verordnung des Inhalts, daß Petitionen nicht mehr als zehn Zeilen umfassen dürften. In der Begründung sagten sie: „Die langen Phrasen gehören in das monarchische System, das Lakonische ist der Stil der Republik. Zehn Zeilen sind mehr als hinreichend für jeden Gegenstand einer Petition. Die, welche mehr Zeilen schreiben, sollen als verdächtig angesehen werden, die Revolution in die Länge ziehen zu wollen."

Der Grund

Eulogius Schneider, der Henker des Elsaß, ließ einst einen Menschen aus keinem anderen Grunde guillotinieren, weil er ein Holzbein hatte, was ihn ärgerte, weil jener militäruntauglich sei.

Als der große Chemiker Lavoisier im Jahre 1794 hingerichtet wurde, bat er um Aufschub, um ein wissenschaftliches Experiment zu vollenden. Da antwortete ihm der, der über das Gesuch zu befinden hatte: „Nein. Wir brauchen jetzt keine Gelehrten mehr."

Ausweg

Im Jahre 1789 entstand auf einer großen Versammlung in einer nordfranzösischen Stadt zwischen den repräsentativen Redner dreier Körperschaften ein ernster Streit darüber, welcher zuerst sprechen dürfte. Da diese Auseinandersetzung blutig zu enden drohte, verfiel der Vorsitzende der Versammlung auf den originellen Ausweg, alle drei Redner auf einmal sprechen zu lassen.

Aus der Rätezeit

Zur Zeit der roten Diktatur in München erschienen eines Tages in der Klinik des weltberühmten Internisten Friedrich von Müller ein paar verdächtig aussehende, bis an die Zähne bewaffnete Rotgardisten, um ihn zu verhaften.

Der Gelehrte setzte sich gegen dieses Vorhaben energisch zur Wehr: „Was ist denn?" fuhr er die Leute an. „Warum wollt ihr mich eigentlich verhaften?"

„Weil Sie a Reaktionär san, Herr Geheimrat", gab ihm der Anführer zur Antwort.

„Was bin ich?" schrie ihn der Geheimrat an, „ein Reaktionär? Ich bin ein Internist, verstanden!"

Der Rotgardist drehte verlegen seine Mütze zwischen den Fingern.

„Ah so", sagte er. „Nachher entschuldigen's scho, Herr Geheimrat. Dös muß sei grad a Irrtum sein!" Und kleinlaut zogen die Helden ab.

Der Professor und das Mädchen

Professor Morgentau erreichte gerade noch die Straßenbahn. Allein alle Plätze im Wageninnern waren bereits besetzt. Da steht ein nettes kleines Mädchen auf und bietet dem Professor seinen Platz an.

„Danke, mein Kind", sagt Morgentau gerührt. „Wie heißt du denn?"

„Anna Morgentau, Papa", antwortet die Kleine.

Neue Höflichkeit

„Man redet oft über Unhöflichkeit der Männer in der Straßenbahn und Untergrundbahn", sagt Frau Mayer zu ihrer Bekannten. „Ich kann eigentlich darüber nicht klagen. Erst vor einigen Tagen hat sich ein junger Mann erboten, meine Tochter auf den Schoß zu nehmen."

„Na, das ist aber nett; wie alt ist denn die Kleine?"

„Siebzehn Jahre!"

Wahr

„Das ist mein voller Ernst", sagte die Frau, als sie nachts um 3 Uhr ein polterndes Geräusch auf der Treppe hörte.

Vorkriegszeit

Ein Garderegiment.

Bei einer der 12 Kompanien hält in Vertretung des beurlaubten „Spieß" der Vizefeldwebel den Löhnungsappell ab. Am Schluß verteilt er aus dem Postbuch die eingegangenen Geldsendungen.

„Müller IV!" — „Hier!" — „Drei Mark!"

„Makuschbeit!" — „Hier!" — „Fünf Mark!"

„Lehmann II!" — Hier!" — „Vier Mark!"

Der Vize blättert im Postbuch um.

„Übertrag!"

Niemand meldet sich.

Der Vize lauter:

„Übertrag!"

Kein Schwanz rührt sich.

Der Vize brüllt:

„Übertrag!"

Lautlose Stille.

Darauf der Vize ganz entrüstet:

„Es ist nicht zu glauben. Dabei kriegt der Kerl noch das meiste!"

(Er hatte, weitab von allen Buchführungskünsten, den auf jeder Seite vorzutragenden Übertragsposten als Eingang mitgelesen.)

Das Allheilmittel

„Wissen Se, Frau Maschlern, ick bin nich for det Impfen. Sehen Se mal, ick habe unsern Kleinen vor acht Wochen impfen lassen un vorige Woche is er aus det Fenster jefallen un war sofort dot."

Kur

Der Arzt hatte Schäl dringend geraten, sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit von „Wein, Weib und Gesang" abzuwenden. Tiefsinnig geht Schäl nach Hause. Er begegnet unterwegs seinem Freund Tünnes, dem er bewegt sein Leid klagt.

„Un wat machs du jätz?" fragt der Tünnes.

„Och" — sagt der Schäl —, „jätz werd ich erst dat Singe lasse!"

„Und Wein un Weib", will der Tünnes wissen.

Darauf der Schäl:

„Tja — dat kütt auf der Jahrgang an!"

Obertertia eines Gymnasiums

Der Lehrer der Naturkunde spricht über die verschiedenen Preise, die Hagenbeck für Elefanten, Löwen, Tiger usw. je nach Alter und Größe zu zahlen habe.

Meldet sich ein Schüler:

„Herr Professor, was kostet wohl ein Kamel in Ihrer Größe?"

Heiteres aus Sachsen

„Sie haben also keine Kinder, kein Grammophon, keinen Hund — da sind Sie allem Anschein nach der rechte ruhige Mieter, den ich mir wünsche, Herr Meisel." — —

„Nu freilich allemal, aber uff geinen Fall mecht'ch in dieser Hinsicht etwas unerwähnt lassen und Ihnen saachen, daß mein Füllhalter ä kleenes biß'chen graßt!" — —

Hegenbarth

„Geh nicht ins Wasser, Mama — Überschwemmungen habenwir heuer grad genug gehabt!"

Schwerhörig

Emil muß für seinen Verein sammeln. Er geht vor das linke Ohr seines sehr schwerhörigen Vaters und ruft hinein: „Bitte, gib mir zwei Mark für unsere Festunkosten, Papa." — „Ich verstehe nicht, komm an das andere Ohr!" sagt sein Vater. Emil tut dies und ruft hinein: „Bitte, gib mir fünf Mark für unsere Festunkosten, Papa." Sein Vater darauf: „Komm lieber wieder an mein Zwei-Mark-Ohr, Emil."

Traurig

„Warum denn so traurig?"

„Ich habe meine Schwiegermutter verloren."

„Deine Schwiegermutter verloren?"

„Ja. Ich sage dir, es ist schwer, seine Schwiegermutter zu verlieren."

„Ich weiß! Es ist meistens fast unmöglich."

Fortsetzung v. S. 521)

nach der Ankunft in dem dafür bestimmten Gasthof anstandslos das Mittagessen. Er aber blieb schweigsam wie zuvor.

Am Nachmittag schlug Kaulbach mit der Begründung, daß Revanche nötig sei, eine neue Wette vor, über einen breiteren Graben. Preis: Abendessen nebst eine Flasche Rotspon.

Der Mann erklärte, daß ers ja noch mal probieren könne, sprang und kam wider alles Erwarten mit Ach und Krach hinüber; und Kaulbach verlor auch diese Wette.

Und so ging das nun Tag für Tag weiter. Kaulbachs Kameraden hielten bei den Wetten mit, so daß die Kosten sich verteilten. Und das war gut so.

Die Sache war für sie zu einem aufregenden Spiel und einem Ulk ersten Ranges geworden. Sie wählten immer breitere Hindernisse. Jedesmal erwarteten sie, daß der schwere Mann endlich einmal in einen schlamm- oder wassergefüllten Graben hineinfallen würde. Dies m u ß t e ja mal kommen, und dann war die Sache einfach unbezahlbar. Jener kam stets angaloppiert wie ein scheuendes Pferd und als ob ein Unglück passieren sollte. Es sah unsagbar komisch aus. Aber — er landete in der Art eines Mehlsacks auf ganz unwahrscheinliche Weise letzten Endes doch immer wieder auf der Gegenseite. Und das Essen schmeckte ihm immer besser.

Als man dergestalt bereits das letzte Mittagessen vor Berlin hinter sich gebracht hatte, entdeckten die Studenten zufällig eine kleine Kiesgrube, wohl sieben Meter breit.

Man fragte den Fremden im Scherz, ob er auch da hinüberspringen könne.

„Könnt's ja mal versuchen", antwortete er wieder auf seine trottelhafte Art. „Aber der Preis muß diesmal etwas höher sein. Ich zahle euch allen acht Tage lang das Mittagessen nebst Getränken bei Lutter und Wegner in Berlin, wenn ich — hinüberkomme."

„Die fangen direkt an witzig zu werden", sagte Kaulbach. „Da hinüber würde ja selbst Aureol nicht kommen!"

Doch da setzte der komische Zweizentnermann bereits zum Sprung an — auf einmal gar nicht mehr plump wie bisher, sondern mit der Geschmeidigkeit eines Tigers — und flog trotz des dicken Reiseanzugs plötzlich in hohem Bogen leicht und sicher über die Kiesgrube.

Die Studenten waren wie erstarrt.

„Wer sind Sie?" fragte Kaulbach aufgeregt, voller Bewunderung.

Der Fremde wehrte lächelnd und in der Haltung eines Weltmannes ab: „Dies sowie die näheren Umstände soll man eigentlich nur bei einer guten Flasche Wein erzählen. Also morgen bei Lutter und Wegner! Ich halte Sie dort alle acht Tage frei gemäß den von mir eingegangenen Bedingungen." Weiter war nichts aus ihm herauszukriegen.

Aber die Studenten erfuhren es zufällig doch noch früher. Gleich am Abend gingen sie nämlich in den Zirkus Renz, damals einen der größten Anziehungspunkte von Berlin. Und da standen auf einmal in der Manege zwölf Männer mit aufgepflanzten Bajonetten, und daneben der dumme August und ein athletischer Clown.

„Gleich werden wir einen ‚Ochsen am Spieß' haben", sagte der August zum Publikum. „Der Stiesel will nämlich da drüber springen."

„Könnt's ja mal versuchen", äußerte eine den Studenten sehr bekannte Stimme.

Und dann sahen sie ihren schweren großen Unbekannten über die zwölf Männer mit aufgepflanzten Bajonetten einen Salto schlagen und — das war ein später nie wieder nachgemachter Trick — beim Hinuntergehen in seinen am Ende der Reihe aufgestellten Pantoffeln landen.

Es war Louis Aureol, einer der elegantesten und besten Springer seiner Zeit und der berühmtesten Clowns des ganzen Jahrhunderts.

Der König

Als Franz I., König von Frankreich, nach der Schlacht bei Pavia (1525) Gefangener in Spanien war, verlangten die spanischen Granden, daß er sie nicht bloß durch Abnehmen des Hutes grüßen, sondern sich auch gegen sie verneigen solle. Franz lehnte glatt ab.

Um ihn nun dazu zu zwingen, ließen sie die Tür seines Zimmers niedriger machen, um das notwendige Bücken des Königs beim Heraustreten als eine Reverenz auslegen zu können.

Franz aber machte ihnen einen Strich durch die Rechnung. Er ging von nun an nie anders als rücklings aus dem Zimmer hinaus, wobei dann die Reverenz zwar anders als die Granden gewünscht hatten, aber äußerst deutlich ausfiel.

Die Macht der Poesie

Der englische Dichter Spencer kam einst, als er noch unberühmt und arm war, in das Haus des Lord Sydney und ließ diesem sein neuestes Dichtwerk überreichen.

Der Lord hatte gerade nichts zu tun und fing an, in dem Buch zu lesen. Er geriet gar schnell über die herrlichen Verse geradezu in Entzücken und sagte nach kurzer Zeit zu seinem Hausmeister: „Gebt ihm 50 Pfund Sterling!" — Darauf las er weiter und rief nach einigen Minuten: „Gebt ihm 100 Pfund!" —

Der Hausmeister zögerte. Der Lord las weiter. Immer mehr umfing ihn der Wohllaut der Sprache und die Geformtheit der Gedanken des jungen Dichters und schließlich rief er, indem er den Hausmeister zur Tür hinausschob: „Gebt ihm 200 Pfund und werft ihn hinaus. Denn wenn er noch länger da ist und ich lese weiter, dann macht er mich noch bankrott!"

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

DIE FOTO-SEITE

Etwas für die Ferien: Frühaufsteher sein!

Es gibt Menschen, die benutzen ihre Ferien, um zunächst lange und intensiv zu schlafen. Wohl ihnen! Und wir wollen auch gar nicht neidisch sein. Denn der Alltag mit seinem Hetzen und Jagen, seinen Kleinigkeiten und seiner Vielseitigkeit macht mürbe und läßt die Ruhe wohl verdient erscheinen.

Und doch wollen wir heute allen unseren Fotofreunden ernst ins Gewissen reden, wenigstens einmal früh mit der Sonne aufzustehen. Es ist etwas Wunderbares um einen Sonnenmorgen.

Die Sonne ist für unsere Kamera Spenderin aller Freude. Und so liegt es nahe, daß wir zugleich damit an die Fotografie denken. Wir werden nicht schlecht dabei fahren.

Denn am Morgen sind die Schatten lang, bekommen wir also prächtige Hell-Dunkel-Wirkungen. Dann aber haben wir insbesondere eine Stimmung eigener Art, die wir am Abend nicht wiederfinden, wo es aber lange Schatten natürlich ebenso wie am Morgen gibt. Diese Stimmung liegt in der Luft, wird durch einen leichten Dunstschleier fotografisch wirksam. Er ist auch das Ausdrucksmittel, um im Schwarz-Weiß-Bild stimmungsmäßig den Morgen vom Abend zu trennen.

Solche Stimmungsmomente treffen wir am besten in der Stadt oder im Dorf. Es gehört also nicht mal eine weite Ferienreise dazu, um das auszukosten. Hierin steht die Heimat nicht nach.

Der Dunst kommt am besten zur Geltung, wenn wir gegen die Sonne fotografieren. Das Objektiv wird durch eine Gegenlichtblende gegen direkte Bestrahlung geschützt und damit Reflexbildung vorgebeugt. Anderseits können wir uns auch so aufstellen, daß wir uns gerade im Schatten befinden, was allerdings nicht immer möglich sein wird. Deshalb ist die stetige Mitnahme der Gegenlichtblende schon sicherer.

Wenn wir so in alte Gassen und Höfe blicken, werden wir reiche Kamerabeute antreffen. Wir wollen jedoch daran denken, daß unsere Aufnahmen belebende Elemente brauchen. Auf der Straße finden wir leicht geeignete Staffage, die sich ungezwungen und natürlich geben soll. Das wird nicht schwer sein, wenn wir unauffällig arbeiten. Auf Höfen, manchmal aber ebenso auch auf der Straße, sorgt ein Vordergrund für Belebung. Wir finden ihn in Form von Wagen, Karren, Brunnen usw. Ihn nehmen wir fotografisch als Hauptsache, indem wir auch die Hauptschärfe darauf legen. Wir werden also nach ihm die Einstellung bemessen und so weit abblenden, daß der Hintergrund gerade ausreichend scharf abgebildet wird. Schon in Bezug auf die Stimmung der Luft soll ja das Bild allmählich nach der Tiefe zu ausklingen, so daß wir dort keine Akzente anbringen werden.

Der Unterschied zwischen Hell und Dunkel ist am Morgen noch nicht so kraß, wie während der Vormittags- und Abendstunden. Deshalb wird es auch nicht schwer fallen, Schatten und Lichter gleichzeitig schön gleichmäßig durchgezeichnet abzubilden. Das ganze Geheimnis liegt im Grunde auch hier bei reichlicher Belichtung und relativ knapper Entwicklung.

Bildmäßig werden wir ein besonderes Augenmerk auf die Linienführung zu legen haben. Straße und Hof haben schon von der Sache her eine mehr oder weniger starke Tiefe. Es treten im voraus Linienelemente auf, die darauf verweisen. Für unsere Aufnahmen gilt es, einen solchen Aufnahmestandpunkt zu finden, daß all diese Linien besonders wirksam werden. Am einfachsten gelingt das dadurch, daß wir den räumlich tiefsten Punkt mehr oder weniger in die Mitte des Bildes legen. Dann führen von allen oder fast allen Seiten Linien zu ihm, die notwendig in die Tiefe weisen und der späteren Kopie oder Vergrößerung Plastik verleihen. Nur so wird das Wesentliche einer Straße zu erfassen sein.

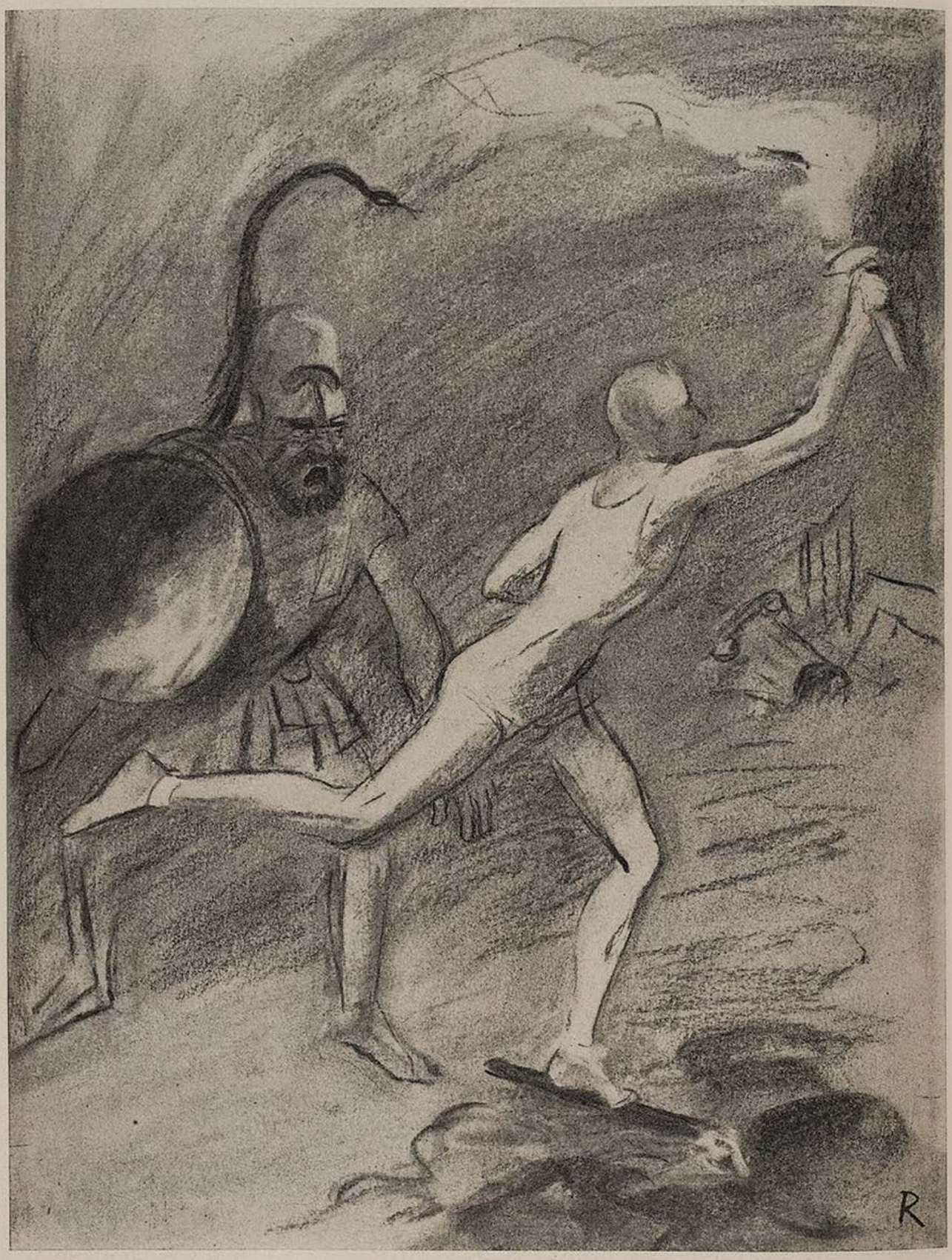
Wie wir sehen, lohnt das Frühaufstehen. Und da uns die Fotografie ja auch Erholung und Abwechslung bringt, kommen wir letzten Endes doch auf unsere Rechnung. gi—t.

936 / JUGEND NR. 33 / 11. August 1936 — Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

gründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — rlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11.
Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, nchen, Herrnstraße 10. — D.-A. II. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Das Licht des Friedens

Rubey

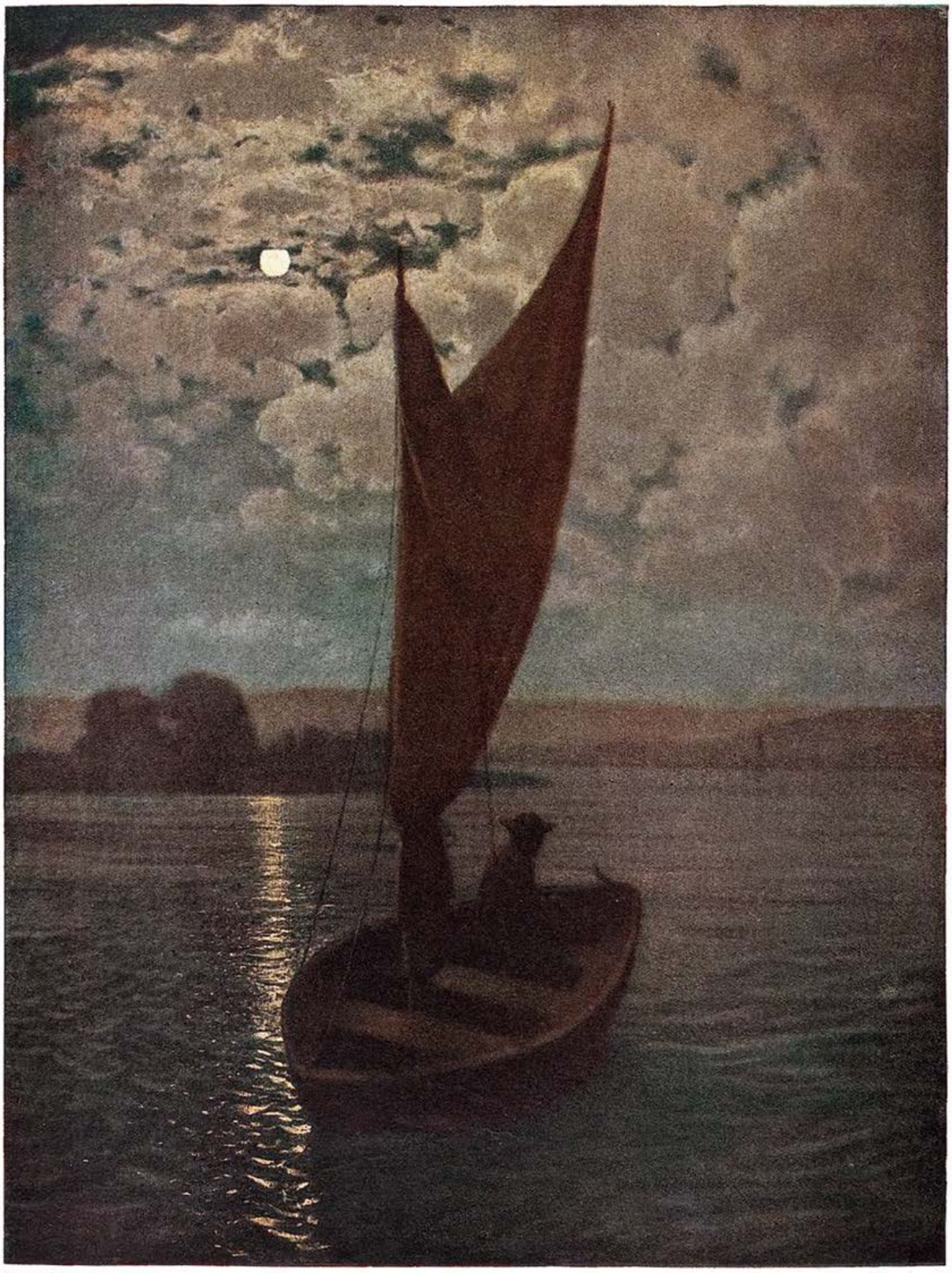


Mars: „Verflucht — er wird mir doch nicht die Fackel austreten."

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 34



Mondnacht am Main

Hans Thoma †

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / NR. 34

Gedenken an einen gefallenen Freund

Von Rudolf Kreutzer

Mir ist, als hättest du wieder
Den Glanz deiner Heimat geschaut.
Es hängen die Weiden hernieder
Der Fluß zieht mit silbernem Laut.

Es lärmen noch immer die Knaben
Wie einst um das moosige Wehr,
Die Königskerzen im Graben
Steh'n wieder von Lichtern schwer.

Am Wall, wo der Turm steht umblaut
Da sprachst du dein erstes Gedicht.
Aus Ginster und wölkendem Kraut
Hob der Mittag sein goldnes Gesicht.

Da steht noch der alte Flieder
Wo du küßtest die kleine Marie
Ich sah sie manchesmal wieder
Aber lachen hört ich sie nie.

Es blühen auch noch wie immer
Die roten Geranien ums Haus.
Aus dem Fenster vor deinem Zimmer
Schaut oft deine Mutter heraus.

Ihre Hände sind alt und voll Schwielen
Und ihr Mund wurde schmäler vor Gram,
Seit du liegst mit den Anderen, Vielen,
Unterm Hügel am Chemin des Dames.

BIWAK AM LÄXEN

ERZÄHLUNG VON GERT LYNCH

Die Läxenwand, die den Talkessel nach Norden beherrscht, ist überhängig. Wie ein riesiges Nest aus Wülsten und Zacken klebt das Gestein am steilen Massiv.

Täglich bröckelt es von der Läxenwand. Sandkörper schlittern herunter, Quarzkugeln graupeln, und zuweilen poltert ein dicker Brocken in schiefen, schusseligen Sprüngen über die Halde.

Unterhalb, wo die Schroffen in sanfter Lehne verlaufen, liegt der Läxenhof. Hier haust und heimatet rechtschaffen der Lenz von der Öd.

Der Schwitz tröpfelt ihm von der Stirn. Heute, an diesem abgeschafften und halben Feiertag, soll der Spältenzaun fertig werden, der den Steinschlag der Läxenwand fängt.

Es geht in den Halberabend hinein. Das Nebelreißen hat nachgelassen. Hoch oben im Blauen stehen schmale Wolkenspangen, gestochen scharf und wellig hingeweht wie ein Gesträhne Flachs.

Lenz schiebt die Rechte über die Brauen und äugt hinauf. Schlecht Wetter gibt das, sinniert er schwerblütig, und reibt die Gelenke. Jedesmal, wenn die Witterung umschlägt spürt er den Gichtwurm.

In diesem Augenblick wischt ein Häher vorüber und verliert eine Eichel. Sie klopft dem Lenz mit einem kleinen Bums auf den Schädel und hopst nach steilem Bogen zwischen die Grasnarbe.

Lenz ist erschrocken bis ins Mark. Langsam bückt er sich und hebt die Eichel auf. Aber sein Auge haftet nicht an der grünen Schale, es geht hindurch und wandert weiter, über den Brombeerenbruch nach der Schuttsenke und die Gerölle hinauf zum Gefelse des Läxen. Lenz bohrt das Auge mit solcher Kraft in die nackte Wand, daß der Blick zurückprallt bis in den hintersten Schädel und dort ein kleines fades Gewicht bereitet wie ein pelziger Rettich auf nüchterner Zunge. Und das kleine Gewicht beginnt sich zu drehen, schneller und immer schneller, bis das hohe Sausen eines Zugwindes im Ohre liegt. Lenz steckt den Zeigefinger in das Gehör und beutelt den dünnen, siedenden Ton heraus. Sein Gesicht verzieht sich, als ob es von etwas Grellem geblendet würde.

Lenz schaut auf. Mitten über dem Läxen ist eine ausgefranste Wolke erstarrt. Es schaut sich an, als ob der Berg eine Joppe lose und raufluftig um die Gebeine geworfen hätte und eine unsichtbare Geißel schwinge, deren Schnur mit einem deutlichen schwarzen Knoten über das Tal schlingert. Lenz drückt sich mit dem Fingerknöchel über die Lider und erkennt in dem schwarzen Knoten den Geier. Wie wunderlich, daß die Flugbahnen des Vogels im Leeren hängen bleiben und gerinnen und die Luft mit Gewirren von Rissen verschneiden. — — —

Da streicht der Geier zu Horste, und die Risse verdunsten, aber das ganze Läxenmassiv ist verhext und verschwunden.

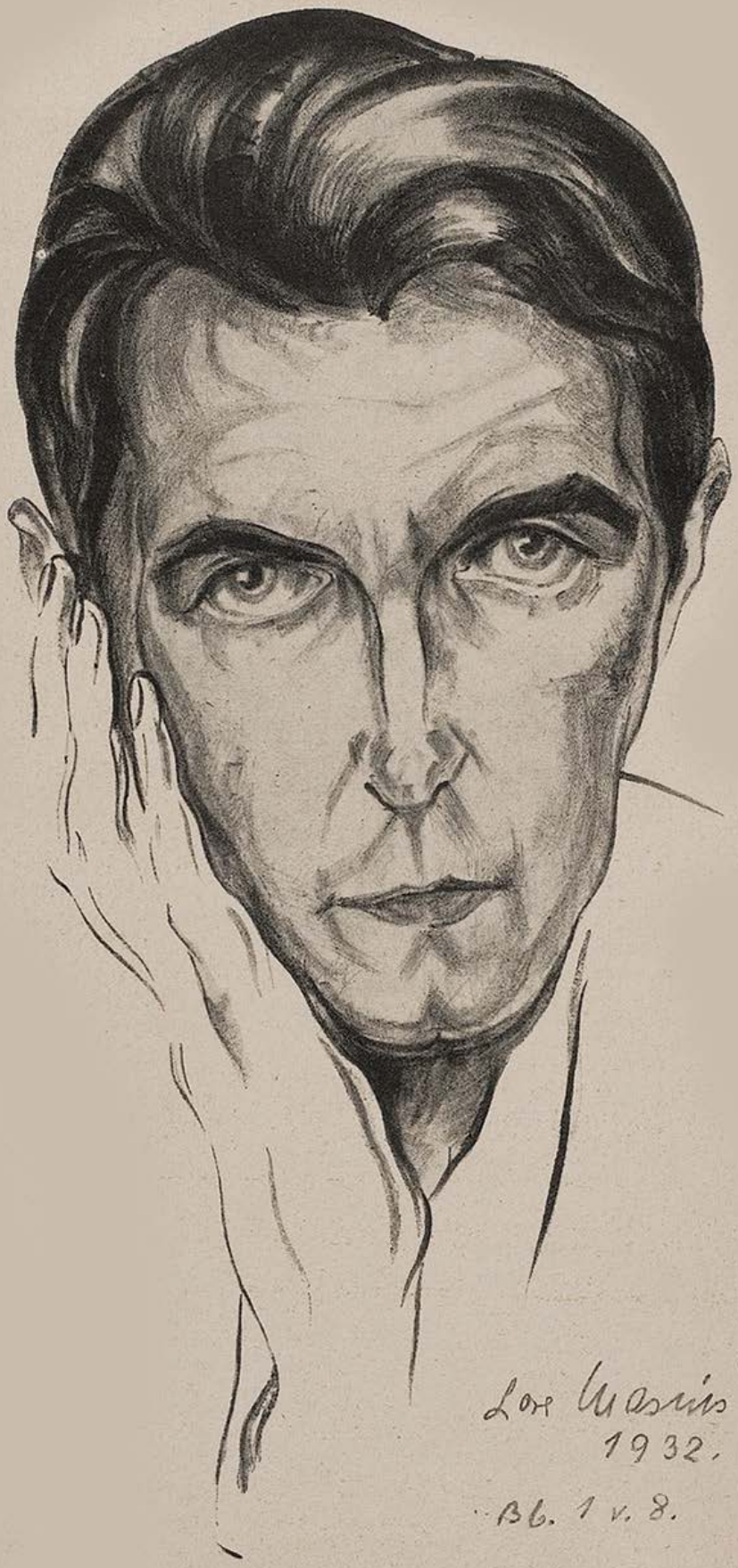
Lenz gurgelt an einem Schrei, der im Rachen erstickt und als heiße Puste herauspfeift. Der Schreck zuckt in die Haare hinauf, daß die Krähenfeder am Hute sich rollt. Das Entsetzen fliegt lähmend auf seinen Willen. Er macht die Finger krumm und drückt die Kinnlade heraus, um das Schlottern aus seinem Kniekehlen zu vertreiben. Dann läuft er, was die Beine hergeben und die Lunge erkeuchen kann.

Mit einem Sprung auf gut Glück setzt er über den breiten Osterbach. Er meidet den krummen Weg, rennt durch das Korn, turnt über die Kiefernstangen der Viehhürde und nähert sich seinem Anwesen von der Hinterseite. Die filzige Fichtenhecke, die den Hof umgürtet, hemmt seinen Lauf. Sein Auge fällt auf den Mistwagen, der auf dem Krautacker steht. Er reißt den Bolzen heraus, packt die Deichsel, wo sie am längsten ist, und schmettert sie in die Hecke hinein, daß die Reiser fliegen und eine Furt klafft. Er zwängt sich hindurch, nimmt ein schweres Backofenscheit von der Schichte, stößt das Fensterkreuz und die Scheiben hinein und springt in die Stube.

Zenz, seine Frau, läßt den Muslöffel fallen und verjagt sich mit offenem Munde.

„Der Läxen springt!" brüllt er und japst nach Odem. „Sofort auf die Scherenhöh! Nimm das Geld zu dir und gib die Kleider heraus und die Federbetten! Aber schnell, schnell!"

Zenz gehorcht blindlings.



Selbstbildnis

Lore Masius

Waldrand — Rudolf Sieck

Das Gartenhäuschen — Rudolf Kriesch

Er eilt in die Ställe, koppelt die Rinder los und sprengt sie hinaus. Jockel, der schwerhörige Knecht, hantiert in der Scheune und treibt Strohbänke durch die Rundmesser. Lenz reißt ihm den Drehling aus den Fäusten und schreit ihm ins Tromenelfell. Jockel, die Hosen voll Häcksel, steht einen Schnaufer lang wie verblödet da, dann zieht er die Joche von der Mauersprosse und schirrt die Zugochsen ein, die mit triefenden Mäulern vorm Wasserstein halten und wiederkäuen.

Lenz schiebt den Wagen herbei, wirft die Sachen darauf, sticht mit dem Arm nach der Schergenhöh und treibt das Gespann mit der Geißel an.

Zenz folgt mit der Geldkatze und der Rotschecke und schielt mit scheuem Auge zum Läxen empor. Sie kann nichts Ungewöhnliches erspähen. Nach wie vor hängt der Berg protzig vornüber. Aber sie kennt ihren Mann und weiß, daß alles, was er anordnet, Hand und Fuß hat.

Lenz löst den Hund von der Hütte und hetzt ihn hinter die Hühner, daß sie Federn lassen und zum Hofe hinausstieben. Dann sperrt er den Koben auf und lockt die Säuen hervor. Packan kläfft sie hinweg in die Wiesen, wo sie verstreuen. Erstaunlich, wie gut der Hund ihn versteht! — Dann leint er die letzten Kühe an und peitscht sie hühott zum Tore hinaus.

Noch eine kleine Weile, und er hat es geschafft!

Lenz gelangt auf die Schergenhöhe, einen gelinden Hügel im westlichen Zipfel des Kessels. Das Vieh ist angebunden. Es steht unruhig und brummelt. Niemand spricht mehr ein Wort. Aller Augen sind auf den Läxen gerichtet.

Da bricht die Abendsonne hindurch und gießt eine Brause gasiges Grün über den Läxen. Seine Wülste und Zacken werden lebendig und dehnen sich. Der Felsblock beginnt sich zu neigen, Bäume stehen waagerecht in der Schwebe, ein Zischen, Winseln und Fauchen prescht blitzartig über das Tal, und die ganze gewaltige Läxenwand klappt herunter und verdunkelt einen Zuck lang die Sicht. Die Luft flackert auf, berstend knattert und dröhnt das Gefelse zusammen, ein Erdbeben länft durch die Gründe, und alle Berge rundum erschüttern bis in die obersten Wipfel. Blöcke platzen und rumpeln aufeinander und spritzen die Geschosse der Trümmer nach allen Seiten, während das klobige Mittelstück aus dem Läxenmassiv vom Umfang eines Kirchenschiffes in plumpen Wirbeln das Gefälle herunterwuppert und alles zermürbt und zerquetscht, was nicht erdig und eben ist. Die hundertjährigen Ahorne des Anwesens knacken wie Grashalme zusammen und trudeln mit dem ganzen Gewurzel in hohem Bogen davon. Die Luft ist gespalten von Krach und Donner, von Achzen und Knirschen. Immer wieder überschlägt sich der Läxenkern, und mit einmal ist der gesamte Lenzenhof mit Haus und Stall und Stadel verschwunden, zermalmt und eingestampft, als wäre er nie gewesen, und hoch im Winde surrt ein geköpfter Kamin, blättert ein Schwarm von Schindeln, stiebt eine Wolke von Splittern und Spreulingen. Aus allen Trichtern und Höhlen belfert das Echo zurück und überhudelt sich in den Tonlagen. Dann werden die Steinschläge schwächer und heller, kleinere Batzen runksen noch hinterdrein, plänkern und klirren sich ab, und dann beginnen die Sturzfelder leise zu knittern, zu schaben und zu wetzen, als ob die Heuschrecken im Biwak wären. Bis das Geschiebe gefaßt hat, die Sandbäche verrieselt sind und die Nacht ihren Brodel in blinden Schwaden über die Läxenbucht setzt.

Bayerische Landschaft — Adolf Büger

HISTORISCHE MINIATUREN

Der König fiebert

Heinrich IV. von Frankreich fand, trotz aller Überbürdung durch Staatsgeschäfte, immer Zeit für die Liebe. Als eines Tages sein Freund, der Minister Sully, in einer dringenden Angelegenheit beim König vorsprechen wollte, ließen ihn die Diener nicht zu dem Monarchen. Sully wartete geduldig in einem Vorraum der königlichen Gemächer. Nach langer Zeit öffnete sich endlich die Türe und eine junge Dame in einem entzückenden hellgrünen Kleid rauschte aus dem Zimmer Heinrichs IV.

Der Minister trat nun beim König ein und traf diesen ein bißchen verwirrt an.

„Ich konnte Sie nicht früher empfangen", entschuldigte sich der König. „Ich hatte etwas Fieber!"

„Ich habe es gesehen", lächelte Sully. „Es trug ein wundervolles Kleid aus zartgrüner Seide!"

Keine Gefahr

Als der berühmte Komiker Beckmann am Königsstädter Theater engagiert war, mußte eines Tages, bei einer Dachreparatur, der Blitzableiter für einige Zeit entfernt werden. Eine Kollegin Beckmann geriet darüber in Sorge, der Komiker aber tröstete sie: „Reg dich nicht auf, Elvira — im Königsstädter Theater hat noch nie etwas eingeschlagen!"

Sie treffen sich nie

Balzac war bekanntlich zeit seines Lebens verschuldet. Einer seiner Freunde machte ihm deshalb Vorstellungen.

„Ich verstehe dich nicht", sagte er, „daß du dich bei deinen vielen Gläubigern überhaupt noch auf die Straße wagst.

„Warum denn nicht?" gab ihm Balzac erstaunt zurück. „Wir treffen einander ja nie. Ich fahre im Wagen und sie gehen zu Fuß!"

Auch dort

Mark Twain hatte einmal wegen Beamtenbeleidigung eine vierzehntägige Arreststrafe zu verbüßen. Als er wieder in Freiheit war, fragte ihn ein Bekannter: „Na, erzählen Sie! Was für Leute haben Sie im Kotter getroffen?"

„Ach Gott", entgegnete der Humorist, „wenn man sich die Menschen dort näher ansieht, merkt man, daß es auch im Arrest Gauner gibt ... wie überall!"

Gnade?

Als Jean Paul sich in München aufhielt, war er auch einmal beim König in Nymphenburg zur Tafel geladen. Am andern Tag gab ein alter, eingebildeter Hofrat zu Ehren des Dichters ein Fest. Als Jean Paul kam, wurde er sogleich von den Gästen umringt. Der Hausherr trat mit einem verbindlichen Lächeln auf ihn zu und meinte: „Nun, lieber Jean Paul, berichten Sie uns. War seine Majestät zu Ihnen sehr gnädig?"

„Warum gnädig?" gab ihm der Dichter zur Antwort. „Ich habe doch nichts angestellt!"

Das Ausrufungszeichen

Von A. P. Tschechow

(Aus dem Russischen übersetzt von Grete Neustadt)

Der Sekretär Jefim Fomitsch Perekladjin ging tiefgekränkt zu Bett. Er war soeben aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen, wo zunächst von der Bildung im allgemeinen gesprochen worden war. Dann war man aber unbemerkt auf das Wissen der einzelnen Amtskollegen zu sprechen gekommen.

„Jefim Fomitsch", sagte ein junger Mann. „Sie haben eine sehr schöne Stellung. Welche besondere Bildung haben Sie dazu mitgebracht?"

„Zu unserer Stellung braucht man keine besondere Bildung", erklärte Perekladjin aufrichtig. „Man muß schreiben können — Schluß ..."

„Wo haben Sie aber die Rechtschreibung erlernt?"

„Durch die Übung während meiner vierzigjährigen Dienstzeit ..."

„Und die Schriftzeichen?"

„Auch mit diesen geht es ganz gut ... Ich mache keinen Fehler."

„Übung ist noch immer keine Bildung", meinte der Jüngling. „Schriftzeichen muß man wissentlich setzen können."

Perekladjin schwieg, er lächelte sogar sanft. Aber jetzt vor dem Einschlafen überkam ihn Zorn und Ärger.

„Vierzig Jahre habe ich gedient", überlegte er bei sich, „niemand hat mich bisher als Esel bezeichnet, und nun diese Kritik! Daß diesen Grünschnabel der Teufel hole! Ich kann vielleicht mehr als er, wenn ich auch nicht die Universität besucht habe!"

Unter der warmen Decke beruhigte sich Perekladjin allmählich ...

Plötzlich war ihm aber, als würde vor seinen geschlossenen Augen aus düsteren Wolken ein feuriger Beistrich vorübersausen, dann ein zweiter, dritter, — alsbald war die ganze unendliche Fläche mit einer dichten, fliegenden Beistrichschar bedeckt.

„Nehmen wir zum Beispiel den Beistrich ...", überlegte Perekladjin. „Ich weiß genau, wo er zu setzen ist ... Wir gebrauchen einen Beistrich, wo es nötig ist und auch nicht. Je unverständlicher das Dokument sein soll, desto mehr Beistriche müssen darin vorkommen ... Wir verwenden ihn vor „welchem" und vor „daß". Werden in dem Dokument die Beamten angeführt, ist vor dem Namen eines jeden einzelnen ein Beistrich zu setzen ... Ja, ich weiß es sehr gut!"

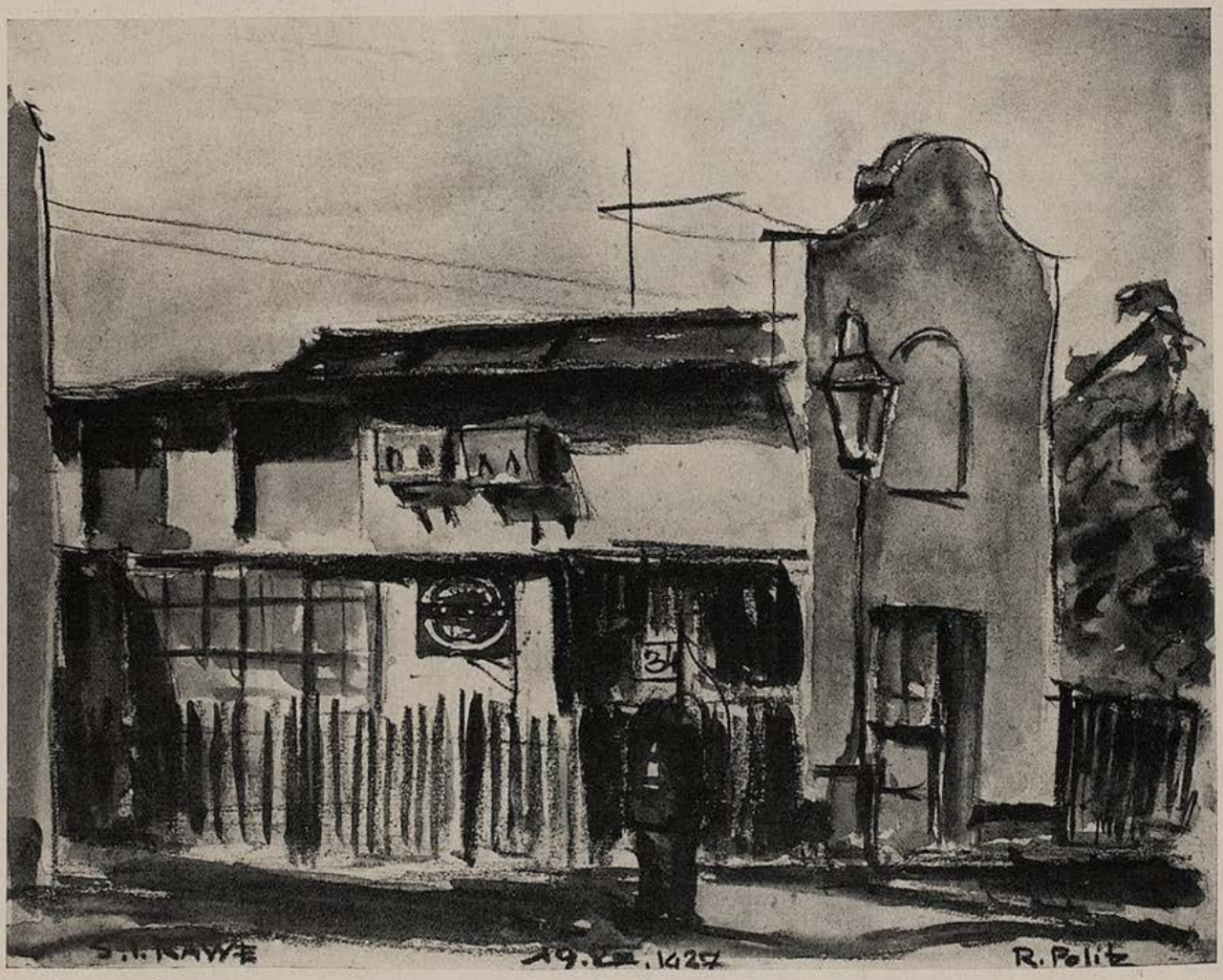
Ein Wirbelwind jagte die Beistriche davon. An ihre Stelle kamen Punkte geflogen.

„Einen Punkt setzen wir an das Ende eines Schriftstückes ... Wo man tief Atem holen und aufblicken muß, — gehört ein Punkt. Nach jedem langen Absatz gehört ein Punkt, damit der Sekretär beim Lesen nicht außer Atem kommt ... Sonst gehört ein Punkt nirgends hin."

Wieder kamen die Beistriche herbeigeflogen. Sie vermengten sich mit den Punkten ... Ein Wirbelwind ... Perekladjin sah einen ganzen Berg von Strichpunkten und Doppelpunkten.

„Auch das ist klar", überlegte er. „Wo ein Beistrich zu wenig, ein Punkt aber zuviel wäre, dorthin gehört ein Strichpunkt. Vor „aber"

(Fortsetzung Seite 542)



Die Tankstelle — Richard Politz

Waldbauer — Reinhold Koeppel

Don Pedro gerät in die Maschen des Gesetzes

Von Peter Fabrizius

Schuld an allem war ein plötzlich einsetzender Platzregen von echt südlicher Heftigkeit. Alles suchte Schutz vor den herabstürzenden Wassermassen. Ein hübsches, etwa zwanzigjähriges Mädchen lief rasch zum nächsten Haustor, ebenso ein ärmlich gekleideter Mann, der ihr unbemerkt gefolgt war. Er war jedoch sehr überrascht, als er sie unter dem breiten Torbogen nicht vorfand. Kaum stand er im Trockenen, als ein großes Auto in die Hauseinfahrt einbog, so daß er gerade noch Zeit hatte, sich platt an die Wand zu drücken, um dem Wagen auszuweichen, der im dunklen Flur stehen blieb. Neun Gestalten stiegen aus. Zu seinem Entsetzen sah er, daß sie von drei anderen, die ebenfalls aus dem Auto gesprungen waren, mittels Revolver im Schach gehalten wurden. Ängstlich drückte er sich an die Mauer.

Plötzlich hörte er eine Stimme sagen: „Hallo, da ist noch einer!"

Er versuchte zwar zu fliehen, aber der Mann mit dem Revolver war schneller und brachte ihn zu den übrigen.

Inzwischen hatten sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt und er erkannte zu seiner Erleichterung, daß die Männer mit den Revolvern Polizeibeamte, die anderen aber offenbar Verbrecher waren.

„Es liegt ein Irrtum vor", begann er, wurde aber sofort unterbrochen. „Ruhe!" sagte der Polizeibeamte. „Hier wird nicht gesprochen!"

Er war nämlich ins Staatsgericht geraten.

Einer der Häftlinge grinste.

„Lachen Sie nicht, Sie Lümmel!" schrie der Mann. „Ich habe mit euch Gesindel nichts zu tun!"

„Wer ist da Gesindel! Wer ist ein Lümmel!" schrien die Gefangenen. „Frecher Kerl! Dem wollen wirs eintunken!"

„Ruhe, zum Geier!" sagte neuerlich der Polizist, führte den Mann in ein Zimmer und trug die Angelegenheit dem Gefängnisleiter vor.

„Hm", machte dieser, „der Fall wird bald geklärt sein. Legen wir zuerst einen Akt an. Sie heißen?"

„Pedro Fenja y Cansas."

Der Direktor lehnte sich zurück. „Also was wollen Sie uns weismachen?"

„Meine Verhaftung beruht auf einem Irrtum", wiederholte Pedro. „Ich gehöre nicht zu den anderen Häftlingen. Ich habe sie nie im Leben gesehen."

„Das könnte jeder sagen", meinte der Gefangenhausleiter. Er schickte den Kanzleidiener hinaus, um den Polizeibeamten zu rufen, der die Häftlinge eingeliefert hatte. „Wir werden ja gleich sehen!"

Der Diener kam ohne den Polizeibeamten zurück. „Dieser ist sofort wieder ausgefahren, um neue Häftlinge zu bringen. Hier ist aber ein Mitgefangener, der auch aussagen kann, ob der Mann dazugehört."

Der Gefangene hatte die Schimpfszene von vorhin nicht vergessen. „Freilich gehört er dazu", gab er bereitwillig Auskunft. „Er ist einer der Hauptgauner."

Während er wieder abgeführt wurde, grinste er Pedro schadenfroh an.

„Das ist ein Racheakt!" rief dieser. „Der Mann kann mich nicht leiden und hat deshalb diese Aussage gemacht."

Der Direktor lächelte mitleidig. „Und vorhin haben Sie gesagt, daß Sie die Häftlinge nie im Leben gesehen haben. Na ja, lassen wir das. Erzählen Sie also, wie Sie überhaupt hierhergekommen, wenn Sie nicht zu den anderen gehören."

„Die Sache ist so", rechtfertigte sich Pedro. „Ich habe eine Braut. Seit etwa vier Wochen will sie nichts mehr von mir wissen und verweigert mir jede Aussprache. Um mir Klarheit zu verschaffen, verfolgte ich sie. Als der Regen einsetzte, verschwand sie in diesem Haus. Kaum war ich jedoch in der Einfahrt, kam das Auto mit den Häftlingen. Man hielt auch mich für einen und verhaftete mich."

Der Gefängnisleiter wiegte den Kopf. „Das soll ich Ihnen glauben? Alles ist erlogen und plump obendrein. Erstens ist von einem Regen keine Spur."

Er wies mit der Hand auf den strahlend blauen Himmel.

„Es hat eben wieder aufgehört", behauptete Pedro. „Die Straße ist noch naß."

„Wahrscheinlich ist ein Spritzwagen vorbeigefahren", vermutete der Direktor. „Pablo", wandte er sich an den Kanzleijüngling, „hat es heute geregnet?"

„Ich studierte einen Akt", sagte dieser beflissen, „ich habe nichts bemerkt."

Die Tür wurde aufgerissen und ein junges Mädchen stürmte ins Zimmer.

„Sennora", tadelte der Gefängnisleiter stirnrunzelnd, „Sie sehen doch, ich stecke bis zum Hals in Arbeit. Warten Sie draußen, bis Sie drankommen. Übrigens, einen Augenblick! Sie kommen doch gerade von der Straße. Sagen Sie uns doch, bitte, ob es geregnet hat, wie dieser Mann dort behauptet."

Als das Mädchen Pedro erblickte, fuhr sie empor. „Dieser Mann...?" stammelte sie. „Er behauptet...? Aber gar keine Spur von einem Regen. Den ganzen Tag brannte die Sonne."

„Glauben Sie ihr nicht!" schrie Pedro, „Sie lügt! Sie will mir schaden! Das ist sie ja, die Ungetreue, meine Braut! Jetzt weiß ich auch, warum sie in diesem Haus verschwand. Anzeigen wollte sie mich, verleumden! Sie haßt mich!"

„Kein wahres Wort", sagte das Mädchen eisig. „Ich sehe diesen Herrn heute das erste Mal!"

„Das ist eine Lüge!" brüllte Pedro, „Zwei Jahre waren wir verlobt!"

„Nun", lächelte der Gefängnisleiter überlegen. „Wenn Sie zwei Jahre mit der Dame verlobt waren, werden Sie doch ihre Adresse wissen. Also...?"

„Calle Diaz 27", sagte Pedro kurz.

Das Mädchen lächelte kühl. „Zufällig habe ich meinen Paß bei mir. Hier sehen Sie: Corso Santa Fé 12."

„Dann ist sie eben umgezogen", sagte Pedro verärgert.

„Umgezogen", sagte der Direktor skeptisch. „Ich werde Sie jetzt nach dem Namen der Dame fragen. Wenn Sie ihn falsch sagen und dann behaupten, sie habe sich ihn ändern lassen, kriegen Sie Dunkelarrest. Wie heißt die Dame?"

„Donna Marietta Ruale."

„Sie heißt Donezza", schrie der Gefangenhausleiter und schwenkte den Paß. „Wie lange wollen Sie mich noch aufhalten?"

„Dann hat sie inzwischen geheiratet!" brüllte nun auch Pedro.

„Und die Haare hat sie sich färben lassen!" rief der Direktor erregt, „und größer ist sie geworden und verkleidet hat sie sich! Was?"

„Herr Direktor", flehte Pedro verzweifelt, „ich werde doch meine Braut kennen! Sie hat am linken Oberschenkel ein Muttermal. Wenn Sie ihr befehlen wollten..."

„Was erfrechen Sie sich?!" warf Donna Donezza ein, „Ich bin eine anständige Frau! Da könnte jeder Hergelaufene mich ausziehen lassen! Unerhört!"

„Herr Direktor", fuhr Pedro gottergeben fort, „ihr Vater ist der Kaufmann Ruale aus der Calle Diaz. In der ganzen Nachbarschaft kennt man uns als Paar. Sie können fragen, wen Sie wollen."

Zum Abschluß dieser leidigen Angelegenheit beschloß der Gefangenhausleiter, die nötigen Erhebungen zu pflegen. Zu diesem Zweck entsendete er einen Beamten in die Calle Diaz. Pedro wurde vorläufig in eine Einzelzelle abgeführt, damit er sich dort zu einem Geständnis bequeme.

Der Gefängnisleiter wandte sich nun der Post zu. Er rang nach Luft, als er einen Brief von seinem Freund aus dem Justizministerium las. ‚Lieber José, ich kann dir ganz im Vertrauen mitteilen, daß heute noch ein Inspektor deine Anstalt kontrollieren kommt. Er ist ein sehr origineller und humaner Mensch und sieht es gern, wenn sich die Häftlinge wohlfühlen. In Eile viele Grüße...'

Der Direktor rief rasch seinen Oberaufseher zu sich. „Es ist etwas Seltsames passiert", meldete dieser. „Wir haben heute bei einer Razzia neun Rauschgiftschmuggler gefaßt und bei der Einlieferung waren es zehn."

Den Direktor durchzuckte eine Erleuchtung. „Lieber Alfredo", wandte er sich an den Aufseher. „Wir haben heute einen Inspektor vom Ministerium in der Anstalt. Er ist ein sehr origineller Mensch und hat sich als Verbrecher eingeschlichen. Er ist der überzählige Rauschgiftschmuggler, seine originelle Verantwortung ist mir gleich aufgefallen. Er ist human und sieht es gerne, wen sich die Häftlinge wohlfühlen. Vorläufig sitzt er in der Zelle 25, gib ihm aber lieber 49, das ist Sonnenseite, gib ihm zu essen, was gut und teuer ist, ein paar Bücher zum Lesen und was er sich sonst noch wünscht. Er soll sich wohlfühlen, du verstehst?"

Mädchenbildnis — Sinterhauf

Kavaliere — Leo v. Welden

— Zwei Stunden später betrat der wirkliche Inspektor die Anstalt. Er war ein würdig aussehender alter Herr mit Knebelbart und goldgefaßtem Kneifer. Der Gefängnisleiter begleitete ihn zitternd auf seinem Kontrollgang. Als sie vor Zelle 49 standen, flüsterte ihm der Oberaufseher ins Ohr, eben sei der Beamte aus der Calle Diaz zurückgekehrt. Die Angaben des Verhafteten stimmten aufs Haar. Die Verhaftung sei offenbar irrtümlich erfolgt.

Der Aufseher drehte zögernd den Schlüssel im Schloß. Langsam öffnete sich die Tür. Die Zelle war sehr hübsch eingerichtet. Ein Teppich bedeckte den Boden. Die Pritsche war durch ein Lotterbett ersetzt. Auf dem Tische standen die Reste einer guten Mahlzeit, Hühnerknochen, ein halbvoller Weinbecher. Don Pedro las ein Buch und lauschte den Klängen eines Radioapparates. Noch niemals hatte er sich so wohl gefühlt.

„Diese Verhaftung", stotterte der Gefängnisleiter, „beruht auf einem Irrtum."

„O nein, durchaus nicht", versetzte der Häftling rasch.

„Doch. Der Herr wurde heute früh vom Regen überrascht..."

„Regen?" fragte Pedro erstaunt, „Heute schien doch den ganzen Tag die Sonne!"

„Gegen zehn gab es wohl einen Platzregen", sagte der Inspektor. „Die Straßen sind jetzt noch feucht."

„Das kommt von den Spritzwagen, die durch die Stadt fahren", antwortete Pedro.

Der Inspektor warf einen Blick in den Akt.

„Sie haben behauptet, Ihre Braut wollte Sie verleumden?"

„Ich habe gar keine Braut. Die Dame von vormittag sah ich in meinem Leben zum ersten und hoffentlich auch zum letzten Mal."

„Sie geben also zu, Rauschgifte geschmuggelt zu haben?"

„Gewiß. Wie hoch ist die Strafe darauf?"

„Es kommt auf den Fall an", antwortete der Inspektor.

„Ein Monat bis drei Jahre."

„Ich", behauptete Pedro, „habe schon als ganz kleines Kind Rauschgifte geschmuggelt. Und seither habe ich nichts anderes mehr getan."

„Herr Direktor", sagte der Kontrollör, „Sie haben sich da eine sehr humane und psychologisch interessante Methode zurechtgelegt, um die Verbrecher zum Geständnis zu bringen. Ich werde nicht verabsäumen, dies dem Ministerium zur Kenntnis zu bringen."

Der Direktor wischte sich die Stirne.

„Und vergessen Sie nicht", rief ihnen Pedro nach, „das Billard, das man mir versprochen hat!"

Antiquität

In der alten Elbestadt Meissen fragt eine ängstliche Dame den Droschkenkutscher:

„Ihr Pferd fürchtet sich doch nicht etwa vor Automobilen?"

„Echa, da gönn Se unbesorcht sein — mei Pfärd hatf'ch schon damals vor der erschten Eisenbahn nicht gefärchtet!" — —

Eine ganz Schlaue

In einer Schulklasse größerer Mädchen kommt das Unterrichtsgespräch gelegentlich auf die Lebensdauer des Menschen zu sprechen. Im allgemeinen. Aber auch im besonderen auf das Sterblichkeitsverhältnis der Männer und Frauen zueinander. Und dabei fragt der Lehrer auch: „Wer lebt denn wohl länger, die Männer oder die Frauen?"

Worauf eines der Mädchen, ganz stolz und ohne Widerspruch zu dulden, in Überlegenheit der unbedingten Richtigkeit ihrer Antwort erwidert: „Die Witwen, Herr Lehrer."

Überflüssig

Willem Suhr — ein alter Seebär — ist eingeladen.

„Möchten Sie eine Tasse Tee?"

„Tee? — da mak ick mi nicks ut."

„Oder Kaffee?"

„Kaffee glicks gornich!"

„Vielleicht Kakao gefällig?"

„(Mit entsprechendem Gesicht)" Igitt i gitt."

„Wie wäre es mit Kognak und Selters?"

„Selterswater? Wozu denn dat?" — —

Die Wahrsagerin

„Bis zu Ihrem 35. Läbensjahr werd'n Se sehr unter Armut leiden."

„Na — und dann?" — —

„Nachhär ha'm Se sich dran gewehnt!"

Keine Sorge

Baumeister: „Nein es geht nicht; ich kann Ihnen keine Arbeit geben, sie ist zu knapp. Ich müßte sie meinen alten Leuten wegnehmen."

Arbeitssuchender: „Ich würde ja nicht viel tun!"

Diese Fremdwörter

„Sie haben doch auch die neue Zeitung abonniert! Wie sind Sie denn zufrieden?"

„Sehr!"

„So! Mir gefällt die Tendenz leider nicht!"

„Ach die..., die lese ich einfach nicht!"

Morgenstunde

„Steh auf, Theobald. Raus aus'm Bett! Das Glück hilft dem, der früh aufsteht. Nachbars Karl hat gestern ganz früh fünfzig Pfennig auf der Straße gefunden!" — —

„Daß'ch nich lache, Emilie — der Dussel, der den Fuffz'scher verloren hat, is ja noch friher uffgestanden!" —

Verhör

Richter (ärgerlich): „Inzwischen hat sich herausgestellt, daß sie als Täter überhaupt gar nicht in Betracht kommen k ö n n e n, weil sie zur Zeit des Verbrechens im Gefängnis saßen. Warum haben sie uns das verschwiegen?"

Angeklagter: „Ich fürchtete die Schöffen gegen mich einzunehmen."

Der Statist

„Haben Sie in der Rolle des neuen Stückes viel zu sprechen?"

„Leider nein, ich spiele — — den Ehemann!" *Ho*

Dienst am Kunden

Kommt ein Herr in ein Hutgeschäft.

In Wien.

Während der Fremdensaison.

„Ichhabedieehrederherr —" wird er von einem Verkäufer freudigst empfangen, „womitkannichdienenbittesehr?"

„Ich uill eine ueiche Hut!"

„Bitte, ein Momenterl", zerfließt der Verkäufer diensteifrig, „hier wären weiche Hüte ... Das Allerneueste ... Die Kopfweite, bitte? ... Sechsundfünfzigeinhalb, das hab ich gleich auf den ersten Blick gesehen — der richtige Durchschnittskopf ... Bitte, vielleicht probiert, der Herr ... Ein Huterl ist das! Leicht wie eine Feder! ... Grün ist hochmodern!"

Der Fremde, von so viel Höflichkeit einfach erschlagen, findet keine Worte, entschließt sich zu dem grünen Hut und sagt schüchtern:

„Please, packen Sie mir ein diese Hut ... And how much er kostet?"

„Fünfundvierzig Schilling, bitte sehr —"

„Oh", murmelt der Fremde seine Brieftasche ziehend, „ich hab nur zehn Schilling bei mir ... Pardon me, ich muß erst in mein Hotel —"

„Aber, bitte, bitte", wehrt der Verkäufer liebenswürdig ab, „der Herr kann ja bezahlen, wann der Herr wieder vorbeikommen, das spielt bei uns keine Rolle —"

„Please, dann Sie haben einstweilen diese zehn Schilling —"

Der Fremde nimmt den Hut, der Verkäufer reißt die Tür auf und der Chef, der den Vorgang schweigend mitangesehen, schnauzt ihn an:

„Sie, Mödlinger, sind S' blöd worden? Ein wildfremden, zuagrasten Menschen geb'n S' ein Hut um fünfundvierzig Schilling mit? Sie, das sag i Ihna, wann der nimmer kummt, werd'n Ihna die fünfundreißig Schilling von Gehalt abgezogen!"

„Aber, aber, Herr Chef", lächelt der Verkäufer überlegen, „ich bin ein Menschenkenner, Herr Chef, und die Hauptsach ist heutzutag: Dienst am Fremden ... Der Fremde soll seh'n, daß man ihm Vertrauen entgegenbringt! ... Der kommt bestimmt mit dem Geld, verlassen Sie sich nur auf mich, Herr Chef ... Ich hab ihm ja einen Hut mit der Kopfweiten Nummer achtundsechzig eingepackt!"

Kindermund

Mutter läßt Klein-Ilse vorlesen. Diese buchstabiert: „Ein Drache bewacht den Schatz in der Höhle!" — Da unterbricht sie und meint:

„Merkwürdig, was macht der Soldat von unserer Lina in der Höhle?"

Ach so!

„Ich würde immer drauf dringen, daß alles zum Trinken und zur Speisezubereitung verwendete Wasser wenigstens eine Stunde lang gekocht wird."

„Sie sind gewiß Arzt?"

„Nein. Kohlenhändler."

Ungalant

Altliches Fräulein: „Mein Vater schenkt mir zu jedem Geburtstag ein schönes Buch."

Der ungalante Herr: „Da müssen Sie schon eine stattliche Bibliothek haben."

Zwei Sprachen

„Wissen Sie schon, Mansfelds Frau spricht zwei Sprachen."

„So? Welche denn?"

„Die eine für die Gesellschaft, die andere für Mansfeld."

Reklame

„Ich möchte eine große ganzseitige Reklame in Ihr Blatt geben. Es handelt sich um eine neue Wisky-Marke."

Redakteur: „Gewiß, mein Herr! Bitte einen Augenblick! (Er nimmt den Hörer auf). Druckerei, Bitte! ... Halten Sie den Leitartikel ‚Der Fluch des Trinkens' vorläufig noch zurück!"

Begabung

„Sag', ist denn die neue Tragödin auch begabt?"

„Hast du eine Ahnung! Neulich spielte sie die Sterbeszene so gut, daß man den zufällig anwesenden Direktor der Lebensversicherungsgesellschaft, bei der sie eingeschrieben ist, ohnmächtig aus der Loge tragen mußte!"

Das Sprichwort

„Findest du nicht auch, daß das Sprichwort: „Zeit ist Geld!" einen tieferen Sinn hat?"

„Und ob —, besonders wenn meine Frau kommt und mich frägt, ob ich — — einen Augenblick Zeit habe!"

Die schönste Erinnerung

Nach Jahren begegnen sie sich wieder. — Sie: „Wissen Sie noch, wie ich Ihnen damals auf der Bank unter der Linde einen Korb gegeben habe?" — „Und ob! Ist dies doch die schönste Erinnerung meines Lebens!"

Aus der Schule

Lehrer: „Kurt, dein Aufsatz über ‚Luft' ist etwas kurz ausgefallen —, die anderen haben viel mehr darüber geschrieben!"

Kurt: „Dafür habe ich doch über komprimierte Luft geschrieben!"

Gegenseitig

Patient: „Das muß ich Ihnen aber hoch anrechnen, Herr Doktor, daß Sie noch so spät zu mir gekommen sind!"

Arzt: „Ich Ihnen auch!"

Figürliche Studie — Jörg Wiesbeck

Das Zeugnis

Der Gärtner hatte seinen Brotgeber jahrelang systematisch beklaut.

Dieser mußte ihn schließlich wegen der fortwährenden Diebereien entlassen, und stellte ihm folgendes Zeugnis aus:

„Herr Zapfel ist sechs Jahre in meinen Diensten als Gärtner gewesen. Er hat aus meinem Garten mehr herausgeholt, als es mir jemals gelungen ist ..."

Worte

„Wir reden viel zu viel. Das, was zählt, sind aber die Taten, nicht die Worte."

„Sie haben gewiß noch kein Telegramm fortgeschickt!"

Das Küken

„Sie sagen, dieses Küken kommt aus einer Brutmaschine?"

„Aber sicher."

„Wunderbar! Dabei sieht es genau so aus wie eins, das aus dem Ei gekrochen ist."

Diese Autos!

„Der Dachdecker Jonathan ist von einem Auto überfahren worden."

„Jessas na! Nicht mal auf dem Dach ist man mehr von den Dingern sicher!"

Anzüglich

„Werden Sie morgen beim Gesellschaftsabend von Müllers singen, Fräulein Eulalia?"

„Nur wenn Sie dort sind!"

„Aber, aber, was haben Sie denn gegen mich?"

Ho

Pech

„Es ist Pech, wenn die Frau in der Tasche ihres Mannes einen Brief findet, den er eigentlich in den Kasten hätte stecken müssen."

„Ja. Aber noch größeres Pech ist es, wenn sie einen Brief findet, den er eigentlich hätte verbrennen sollen ..."

Almosen

„Hier haben Sie einen Pfennig, Sie armer Mann. Wie kommt es, daß Sie zum Bettler geworden sind?"

„Das kommt daher, daß ich nicht so war wie Sie: Ich habe den Armen früher immer mindestens zwanzig bis fünfzig Pfennig gegeben."

Bildung

„Haben Sie mein Buch ‚Der Deutsch-Französische Krieg' gelesen?"

„Das ist ein Buch? Ich dachte, das wäre wirklich passiert."

Einfache Erklärung

„Die Schweinswürstchen enthalten unerhört viel Wasser."

„Vielleicht hatte das Schwein Wassersucht."

Deshalb ...

„Ich würde doch an Ihrer Stelle nicht immer bei Biesebiel kaufen! Der hat doch bloß alte Ladenhüter."

„Gewiß, aber außerdem hat er noch eine sehr nette, junge Ladenhüterin."

Der Prozeß

Den berühmten Pariser Anwalt Raymond Bricet fragte einmal ein Klient: „Glauben Sie, daß ich meinen Prozeß verlieren werde?"

Der Advokat schüttelte den Kopf.

„Sie bestimmt nicht, Monsieur Leblanc. Aber vielleicht — Ihre Enkel!"

Sauer

Der Pfau

Die kleine Anna ist zum Besuch bei ihrer Großmutter auf dem Lande. Zum erstenmal in ihrem Leben sieht sie einen Pfau. Aufgeregt läuft sie ins Haus zurück und ruft: „Oh, Großmama, komm schnell! Hier ist ein ganz aufgeblühtes Huhn!"

Sonntagschule

Pastor: „Wie konnte Jakob wissen, daß es Joseph war, der aus Ägypten nach ihm sandte?"

Kleiner Junge: „Er kannte seine Wagennummer."

Angst

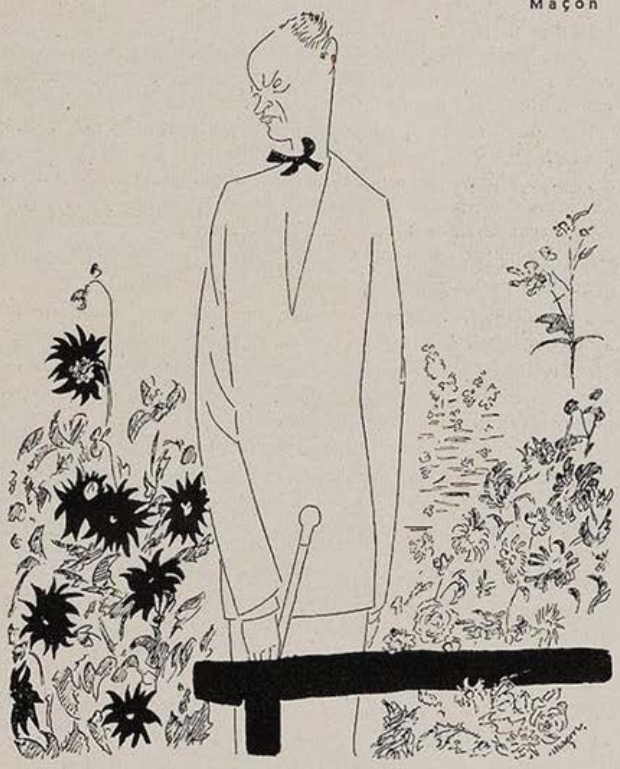
„Aber Junge, warum willst du denn nicht Kahn mit mir fahren? Du hast wohl Angst?"

„Ja Onkel! Papa sagte doch neulich, du könntest dich nicht mehr lange über Wasser halten!"

Kindermund

Hans der Sohn eines Elektrikers, ist das erste Mal in einer Sommerfrische. Er besichtigt auch den Schweinestall und kommt dann atemlos zu seiner Mutter gelaufen: „Denk' dir nur, Mutti, das Schwein hat keine Nase, sondern ... einen Steckkontakt!"

„Mei Madl, zu meiner Zeit hätt' mi mei Vater derschlagn, wann i in deim Alter in a öffentliche Badeanstalt ganga war."



Rückständig

„Merkwürdig, daß es in der Natur immer noch Pflanzen gibt, die vom Jugendstil einfach nicht loskommen."

Ehrlich

„Gewiß sind heute sehr wichtige Dinge im Staatsrat verhandelt worden?!" fragte jemand Fürst Talleyrand.

„Woher vermuten Sie das?"

„Nun, die Sitzung hat doch fünf Stunden gedauert. Was mag man da hinter sich gebracht haben?"

„Fünf Stunden", war des Ministers trockene Auskunft. *Sa*

Immer galant

Der Prince de Ligne lebte bereits über 15 Jahre von seiner Frau getrennt, als er von ihr einen Brief erhielt, in welchem sie ihm mitteilte, daß sie in anderen Umständen sei. Worauf ihr der Prinz antwortete: „Ich bin glücklich, daß der Himmel endlich unseren Bund gesegnet hat."

Der Erfolg

Nestroy und Wenzel Scholz, die berühmtesten Komiker des Vormärz-Wien, unternahmen einmal eine Gastspiel-Tournee nach Berlin. Zurückgekehrt wurde Scholz über seine Eindrücke befragt. Worauf er meinte: „G'lernt hab'n mir an Dreck, aber arrogant san ma word'n!"

H. G.

Macht des Glaubens

Eine Engländerin, eifrige Katholikin, aber ungemein korpulent, wurde kürzlich vom Papst in Audienz empfangen. „Was hat Sie hergeführt, meine Tochter", fragte der Papst. „Der Glaube, Heiliger Vater" erwiderte die korpulente Dame. — Als sie gegangen war, wandte sich der Papst an seine Umgebung: „Das ist gewiß ein Beweis, daß der Glaube Berge versetzen kann", sagte er gutgelaunt.

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Uncle Sam glossiert Hollywood

Die Wirtschaftskrise brachte es mit sich, daß heuer die Gagen von Filmstars gekürzt werden mußten. Manche Filmheldin muß nun aus Sparsamkeitsgründen ihren Gatten vom vorigen Jahre auftragen.

*

Darum fällt es auch gar nicht mehr auf, wenn jetzt eine Filmdiva mit ihrem eigenen Gatten spazieren geht.

*

Filmkomparsen können es immerhin auch heutzutage noch weit bringen — bis nach Asien, Afrika und so weiter, wo eben Außenaufnahmen zu machen sind.

*

Wenn einer mit dem Regisseur gut befreundet ist, braucht er sich auch heute noch nicht mit kleinen Rollen emporarbeiten. Schon mancher begann seine Filmlaufbahn mit einer Bombenrolle, mußte sich aber mit immer schlechteren begnügen und landete bei der „Volksmenge."

*

Im Allgemeinen wird ja nicht mehr soviel verlangt. Oft genügt es schon, wenn einer wie ein König, wie ein Bischof oder wie ein Gigolo aussieht.

*

Oder wenn einer Abgründe hinunterspringen, sich vor heranbrausende Expreßzüge werfen, mit gekreuzten Beinen im Löwenkäfig sitzen oder unter Wasser singen kann.

Weiter nicht verwunderlich; es soll sogar Edelkomparsen geben, die Aufnahmen zu Galadiners absichtlich verpfuschen, um bei der Wiederholung dann das Geld zu sparen, das sie sonst für ihr Abendessen ausgeben müßten.

*

Es ist immerhin auch heute noch üblich, daß etwa ein Schauspieler aus New York, der einen Ruf nach Hollywood erhält, sofort als erstes in der Zeitung nach einem Diener inseriert. Meistens müssen sie sich aber nach den ersten Probeaufnahmen auf ihr eigenes Inserat melden.

*

Es ist statistisch erwiesen, daß die Einbildung, Begabung für den Film zu besitzen, schon mehr Familienglück zerstört hat als Trunksucht, Spielleidenschaft und andere Laster zusammengenommen.

*

Aus Hollywood stammt auch der Vorschlag, dem Kinobesitzer nähertreten sollten. Es wäre zu empfehlen, die Sitze in den Theatern mit nach rückwärts klappbaren Lehnen zu versehen; falls den Besuchern nämlich das Liebesgetändel auf der Leinwand langweilig werden sollte, könnten sie sich an dem im Dunkel des Zuschauerraums ergötzen.

Schwäche. vorzeit. d. Männer heilbar. 25jähr. Erfahrung. Erfolg überraschd. Aufklär. Schrift u. Probe verschlossen geg. 24 Pf. Porto. Unverbindl. Chemiker Kaesbach. Berlin-Wilmersd. Postfach 2.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Heutze

Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.–

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Fritz

Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.–

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München

Herrnstraße 10

(Fortsetzung von Seite 535)

und ‚folglich' immer ein Strichpunkt ... Und der Doppelpunkt? Einen Doppelpunkt setzen wir immer nach: ‚Es wurde demnach beschlossen.'"

Strichpunkt, Doppelpunkt verschwanden. Fragezeichen hüpften aus den Wolken hervor.

„Schau, schau, das Fragezeichen. Ich sollte etwa nicht dessen Platz wissen? Wir gebrauchen es immer, wenn wir ein anderes Amt fragen, wenn wir irgendein Dokument suchen. ‚Wie wurden die Eingänge des vergangenen Jahres verwendet ...?'
Oder: ‚Wir bitten die Stadthauptmannschaft um Bescheid, ob Iwanowna ...?' und so weiter."

Die Fragezeichen nickten zustimmend, und im selben Augenblick verwandelten sie sich in Ausrufungszeichen.

„Hm! Dieses Schriftzeichen kommt sehr häufig in Briefen vor. ‚Sehr geehrter Herr!' oder: ‚Eure Exzellenz!' ... Wann verwenden wir es aber in einem Dokument?"

Das Heer der Ausrufungszeichen streckte sich noch mehr und wartete stramm.

„Im Dokument gebrauchen wir es, wenn ... wenn ... Hm ... Wann gebrauchen wir es eigentlich in einem Dokument? ... Zum Teufel, mein Gedächtnis ... Wann also? ... Hm ..."

Perekladjin drehte sich auf die andere Seite um. Der dunkle Hintergrund war wieder voll mit strammen Ausrufungszeichen.

„Zum Teufel ... Wann verwenden wir es nur?" überlegte er. „Entweder habe ich es vergessen oder ... ich habe es niemals verwendet."

Er versuchte, sich an sämtliche Dokumente zurückzuerinnern, die er während seiner vierzigjährigen Dienstzeit geschrieben hatte, er entsann sich jedoch keines einzigen Ausrufungszeichens.

„Hm! ... Wann gebraucht man eigentlich das Rufzeichen?"

Hinter der dichten, feurigen Reihe der Ausrufungszeichen grinste ihm das hämische Gesicht des jungen Mannes entgegen. Auch die Satzzeichen lächelten und verschmolzen zu einem einzigen riesigen Ausrufungszeichen.

Perekladjin schüttelte den Kopf und öffnete die Augen.

„Ich muß zeitlich früh zur Messe eilen, und jetzt geht mir dieses dumme Zeug nicht aus dem Kopf ... Hm! ... Aber dennoch, wann gebrauchen wir es?"

Er bekreuzigte sich und schloß die Augen. Er öffnete sie aber sofort wieder. Auf dem dunklen Hintergrund sah er noch immer das riesengroße Ausrufungszeichen.

„Schrecklich! So werde ich die ganze Nacht nicht schlafen. Maruschka!" wandte er sich an seine Frau. „Weißt du vielleicht, wann man in einem Schriftstück ein Ausrufungszeichen gebraucht?"

„Gewiß weiß ich es! Ich habe doch sieben Jahre lang Höhere Töchterschule besucht ... Ein Ausrufungszeichen gebrauchen wir bei einer Anrede, bei einem Ausruf und wenn wir unserem Entzücken, unserer Entrüstung, unserer Freude, unserem Ärger oder einem anderen Gefühl Ausdruck verleihen wollen."

„So ...", überlegte Perekladjin. „Unserem Entzücken, unserer Entrüstung, unserer Freude, unserem Ärger oder einem anderen Gefühl ..."

Der Sekretär wurde nachdenklich. Während vierzig Jahren hatte er schrecklich viel Papier beschrieben; und nun erinnerte er sich keiner einzigen Zeile, die Entzücken oder etwas Ähnliches ausgedrückt hätte.

„Oder einem anderen Gefühl ...", überlegte er. „Braucht man denn zu einem amtlichen Schriftstück überhaupt ein Gefühl? Das kann auch ein gefühlloser Mensch niederschreiben ..."

Wieder grinste ihm das Gesicht des Jünglings hinter dem feurigen Schriftzeichen entgegen. Perekladjin setzte sich auf, sein Kopf schmerzte ihn, kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirne. Er sah das feurige Ausrufungszeichen sogar schon vor seinen offenen Augen herumhüpfen.

Perekladjin verkroch sich unter die Decke: auch dorthin verfolgte ihn das Traumgesicht. Er vergrub den Kopf in den Polster, — es half alles nichts. Der Arme quälte sich die ganze Nacht; das Ausrufungszeichen ließ ihn aber auch bei Tag nicht los. Er sah es überall: auf den Schuhen, die er anzog, auf dem Teller, auf dem Stanislausorden.

„Und sonst ein Gefühl ...", dachte er nach. „Bei uns im Amt hat es ein Gefühl niemals gegeben ... Ich gehe jetzt zu meinem Chef, um dort den Gratulationsbogen zu unterschreiben ... Braucht man dazu vielleicht ein Gefühl?!"

Im Vorzimmer seines Chefs nahm Perekladjin die Feder zur Hand, tauchte sie in die Tinte ein und unterschrieb knirschend den Bogen:

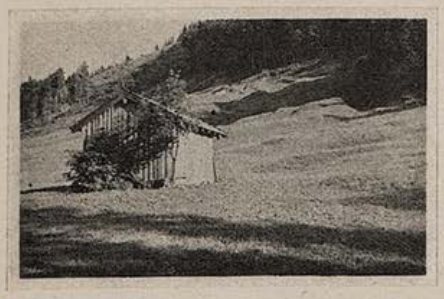
„Jefim Perekladjin, Sekretär des Kollegiums!!!"

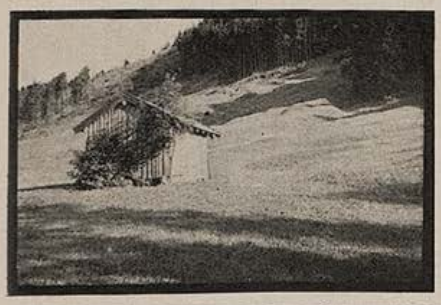
Und er setzte drei Ausrufungszeichen hinter seinen Namen. Er war entzückt, entrüstet, ärgerlich und erfreut zugleich.

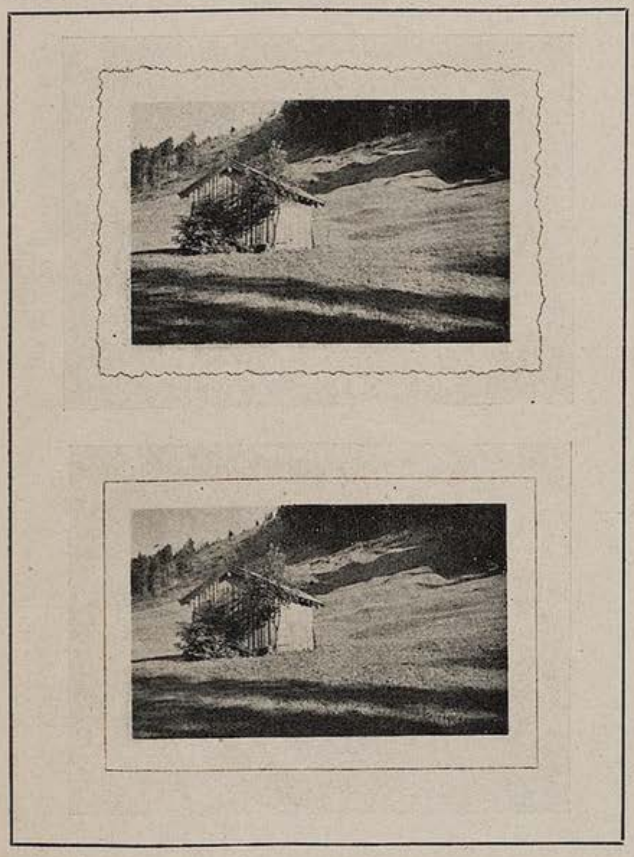
„Da hast du! Da hast du!" dachte er bei sich und drückte die Feder mit aller Kraft auf.

Das feurige Ausrufungszeichen war zufrieden. — Es verschwand.

DIE FOTO-SEITE







Häuser im Lichtbild

Ob wir Kunst oder Geschichte treiben, immer wieder tritt uns die Wohnstätte des Menschen entgegen als Dokument und Ausdrucksmittel seiner Empfindungen, Vorstellungen und seines Charakters. Wenn es heute in der zur Gesamtentwicklung kurzen Lebenszeit eines Menschen auch für ihn nicht möglich ist, einen weitspannigen historischen Längsschnitt zu geben, so treffen wir doch noch dann und wann Häuser an, die weit in geschichtliche Zeiten zurückreichen. Weitaus vollständiger aber werden für uns die Verhältnisse, wenn wir versuchen, mit der Kamera einen zeitlich gebundenen Querschnitt zu geben.

Wir müssen ja berücksichtigen, daß die Vielgestaltigkeit des Hauses nicht allein von der Zeit abhängt, sondern mindestens ebensosehr vom Ort beeinflußt wird. Die Landschaft ruft im Menschen bestimmte spezifische Merkmale hervor, und diese finden ihren Ausdruck im Haus. Weiter ist das Baumaterial durch geologische Verhältnisse verschieden, so daß wir auch von dieser Seite aus Vielgestaltigkeit erwarten dürfen.

In starkem Gegensatz stehen Stadt und Land zueinander. In der Stadt haben wir den Zweckbau, auf dem Lande traditionsgebunden das Haus, wie es da schon vor . . . zig Jahren gebaut wurde. Wir werden also ohne weiteres vom Haus her auf das Ganze schließen und uns von hier aus mit den Eigenheiten eines bestimmten Lebensraumes vertraut machen können.

Eine Zusammenstellung von Häuseraufnahmen wirkt also im wesentlichen durch Abwechselung der einzelnen Bilder. Man kann zugleich damit einige Aufnahmen vom Menschen und seiner Tätigkeit bringen, um die Bildersammlung zu vervollständigen und einen inneren Zusammenhang zu geben. Auch die Art der Auffassung soll wechseln. Denn es wird langweilig, wenn alle Aufnahmen nach einem Schema hergestellt sind. Wir werden also nicht immer das Ganze zeigen, sondern auch einmal Ausschnitte bringen. Es gibt ja so vielerlei Kleinigkeiten an einem Hause, die gerade für eine bestimmte Landschaft typisch sind und durch Großdarstellung besonders wirksam werden.

Unsere Aufnahme zeigt ein Fischerhaus in Pommern, das an der Ostseeküste steht. In diesem Hause finden wir eine bestimmte Anpassung an die Umwelt. Das Gedrückte, Monotone spricht aus der vorherrschenden Horizontalen und ist ein Wiederklang der gesamten Landschaft, die ja aus einer weiten Ebene besteht.

Der Bildrand macht's

Durch Vielseitigkeit erst erschließen wir alle technischen Möglichkeiten, um wirklich das Letzte aus den Aufnahmen herauszuholen. Vielfach spielen dabei Kleinigkeiten eine wesentliche Rolle.

Hierher gehört auch der Bildrand. Es gibt vier verschiedene Möglichkeiten, die wir hier im Bilde zeigen. Der weiße Rand ist das Gewöhnliche, der schwarze Rand schließt das Motiv in sich ab, und der weiß-schwarz-weiße Rand in gerader oder gezackter Ausführung läßt besonders auch kleinformatige Fotos groß erscheinen und hebt sie irgendwie heraus.

Die Technik zur Herstellung der Bildränder ist ohne weiteres ersichtlich. Der weiße Rand entsteht durch Kopieren mit Maske, der schwarze ohne Maske. Für den weiß-schwarz-weißen Rand nehmen wir die Halie-Fotobeschriftung zu Hilfe, indem wir aus einer Folie in der Mitte einen Ausschnitt in Größe des Bildfeldes heraustrennen und darum eine feine Linie eingravieren, die nachher schwarz erscheint.

gi—t.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11.
— Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München.
— Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. II. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Der Schrei nach der Demokratie...

W. P. Schmidt

„Wir wollen eine Demokratie der Freiheit und des Rechtes..."

„Wir wollen eine Demokratie der Freiheit und des Rechtes..."

... und seine vorläufige Wirkung.

JUGEND

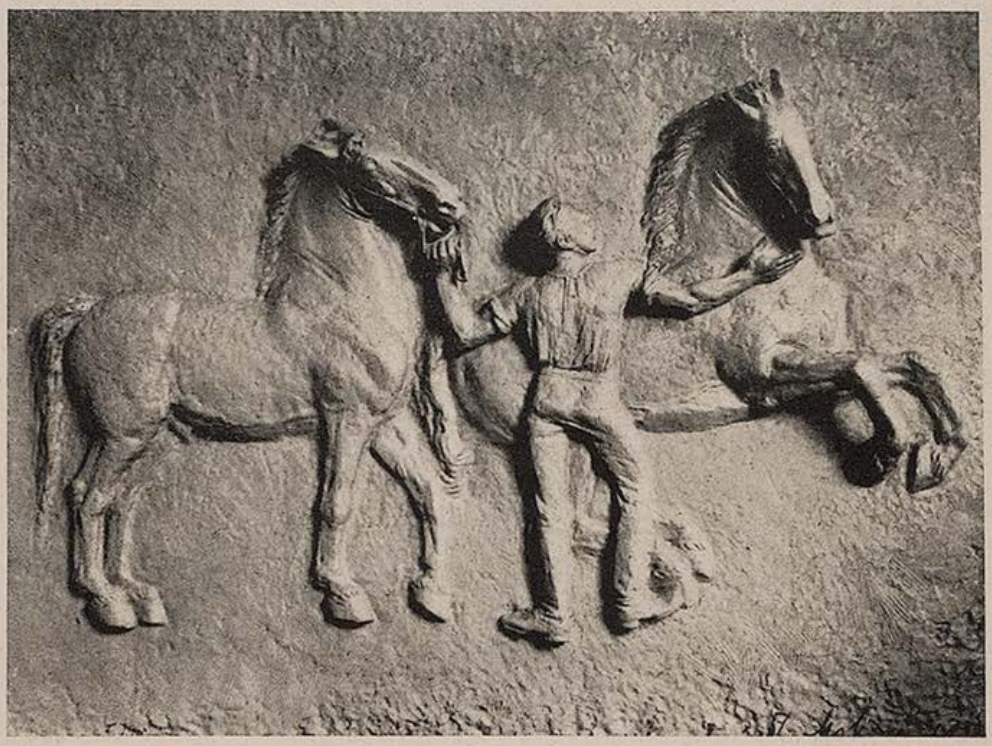
PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 35

Am Wasser

Christian Hess

JUGEND
41. JAHRGANG 1936 / NR. 35



Dekorative Plastik — Franz Mikorey

Kleinstadt

Eine kleine Reise

Von Ernst Hoferichter

Mitten im Brüten eines arabischen Kaffeehauses springt uns zwischen Wasserpfeifen, Sodawasser und Bakschischgeschrei eine Sehnsucht an, die von weit her kommt und doppelt frankiert aussieht.

Es riecht plötzlich nach Wachstuch, Früchtenbonbons, Schürzenstoff und Wagenschmiere. Irgendwo muß die Türe zu einem Kramerladen offen stehen — und Fleischfliegen gegen eine Fensterscheibe ansummen.

Brockenweise fällt eine kleine deutsche Stadt in unsere Erinnerung. Viertausend Seemeilen weit sendet Fetzen Heimat seine Wellen wie Radiomusik in den afrikanischen Aufruhr ... Fünfzig Grad Hitze werden mit einem Male erträglich, der Wüstensand auf der Zunge vergeht wie Schneeflocken — und schneller als Bananen reifen, sind wir voll des Entschlusses. Und mehr, als nur die Liebe zu schreienden Gegensätzen fiebert in uns, wenn wir aus dem orgiastischen Taumel eines orientalischen Marktes hinüber flüchten — in das Stilleben einer kleinen Stadt ...

Meere verlieren die Gnade unendlicher Ruhe, wenn sie als Übergänge mißbraucht werden, — wenn drüben am Land unser eine Erfüllung wartet.

Südlicher Hafen wird Grimasse, Zypressenlandschaft wackelige Kulisse und die Luft schmeckt nach sauerer Milch ...

Nacht, Tag und wieder Nacht — und am Morgen schlägt uns das heimatliche Flachland den ersten leisen Wellenschlag seiner Wälder entgegen.

Und jenseits von Roggen, Höhe, Klee und Reh liegt — die kleine Stadt.

Am Bahnhof hängt der Vorstand den neuen Wetterbericht „Veränderlich" aus, die Frau Apotheker steht auf der automatischen Personenwaage und liest achtundneunzig Kilo ab — und die Handarbeitslehrerin pumpt im Schatten eines Kastanienbaumes ihr Fahrrad auf.

Bahnhofstraßen sind nur die Hosenträger, durch die Kleinstädte an die Außenwelt gehängt werden. Häßlich und nützlich wie gußeiserne Gartenzäune ...

Aber da steht ein Tor wie das offene Herz eines dicken Menschen, das alles gutmütig in sich aufnimmt. Und obgleich links und rechts die einstigen Mauern fehlen, geht man immer durch die weiten Bögen — nur um den „Eingang" wahrhaftig erlebt zu haben.

Jetzt stehen wir vor der „Handlung." — „Ausgeübt von Maria Irrgang." Und ein Auslagfenster in der Kleinstadt ist nichts mehr als das Bilderbuch einer weiten Kindheit. Irgendwie ist jeder einmal in diese Welt aus Glanzblech, Celluloid, Wasserfarbe und Staniolpapier versenkt worden, viele haben ihre Nasen an diese Scheibe gepreßt und noch im Traum die Feder der 96 Pfenniglokomotive ablaufen hören ...

An der Tür sonnt sich Andreas Hofer zwischen Gletscher und Feigenkaffee, ein rothaariger Kater spielt mit Peitschenstielen und auf einem Tabakplakat raucht eine Haremsschöne seit Tag und Nacht an der gleichen Zigarette.

Von oben herab hängt eine Serie farbiger Postkarten, auf denen in Versform ein Menschenleben von der Wiege bis zum Grabe dargestellt ist. Wir sagen „Kitsch" und entfernen uns von den Tränen, die totsicher auf diese kolorierten Tatsachen geweint wurden, wenn sie der Empfänger aus dem Briefkasten seiner Haustüre zieht. Versenkung genug für einen Tag ...!

Aber da stehen sechs Kruzifixe in verschiedenen Größen und Preislagen. Auf gelben Kreuzen hängt gipsweiß der Leib des Herrn. Wir verfolgen diese sonderbare Ware bis in die Fabrik — und treffen auf einen alten Arbeiter, der schon seit zwanzig Jahren im Akkord Christus ans Kreuz nageln muß ... Nun liegen die Kreuze auf ihrer letzten Station in dieser Auslage — und warten auf Hände, die sich ihnen mit den Bitten des Vaterunsers entgegen falten.

Und dieser Laden läßt uns nicht los. Ihm gelingt, was kreisende Lichtreklame und stechende Scheinwerfer vergebens versuchen: er zieht uns zu sich hinüber. Verkleinert liegt hinter seinem Schaufenster nochmals die kleine Stadt eingeschachtelt. Und alle haben wir in ihr einen Kleingarten Seele angebaut — und es sei ein drehender Kreisel im Schulhof, eine Tante mit Zwetschgenkuchen oder eine Sommernacht auf der Kegelbahn des Schimmelwirts. Und das zerrt und lockt tiefer in ihr Gemäuer ...!

Der große Platz am Feuerhaus hält Markt.

Die Seitengassen sind mit Bauernwägen verschoppt.

Hosenträger wehen von den Verkaufsständen. Taschentücher mit dem aufgedruckten Leidensweg König Ludwigs II. liegen neben Meterstab und Alluminiumstopf ausgebreitet. Um Schokoladetafeln und Hustenzucker summen Heere von Bienen und ein Billiger Jakob schleudert seine Preise bis zur Kirchturmspitze empor.

Vor dem Rathaus tanzt ein Karussel — und Elefant, Schwein und Schwan werfen ihre Schatten gewichtslos bis zur Heuwaage hinüber. Die Zeit mit Eisenbeton schnellt zu zwanzig Kalenderlängen zurück — und alles ist so, als hätte nie Amerika die Kulturen Europas vergiftet. Hier genügt das Herz sich selbst und eine letzte Besinnung zieht unbewußt die Fahne hoch: — daß kleinstes Glück das größte ist ...

Und da: „Urwaldpanorama — Das Grauen der Dschungeln." Alle lebend — für zehn Pfennig Entree. Eine Schildkröte, deren Größe für zwei Teller Suppen ausreicht, schläft in einem Goldfischaquarium und Kenner behaupten, daß sie aus Blech sei, ein Papagei frißt an einer Laugenbretze und zwei Ringelnattern und eine weiße Maus verhelfen dem Urwald seine Schrecken zu erhöhen. Mehr Tragik reißt keine Wildnis Brasiliens auf und tiefere Versenkung gibt keine Dschungel Hinterindiens ...

Abseits des Marktes sehen wir über das Wiegen der Geranien in die Fenster. Ein Muschelaufsatz, der Weihbrunnen, Salzgurken auf dem Kleiderschrank, ein messingener Feuerwehrhelm auf den Zacken eines Hirschgeweihes und die goldenen Bänder alter Kaffeetassen runden eine Welt, die Wolkenkratzer übertürmt. Über einem Zeitungsblatt liegt die Brille und liest für sich weiter, daß gestern Nacht im Wallgraben eine Handtasche mit drei Briefmarken Inhalt gefunden wurde ... Über dem Leib Brot hängt ein Öldruck auf dem ein Bauer seit dreißig Jahren Zahnweh hat — und aus der Ecke segnet der hl. Aloisius mit abgebrochenen Fingern soeben einen Kater, der zu seinen Füßen mit den Wattepfropfen spielt, die dem Hausherrn aus den Ohren gefallen sind.

Entweder steht hier alle Zeit still oder sie zerplatzt im nächsten Augenblick vor innerer Ruhe.

An der Tafernwirtschaft „Zur blauen Stiege" klebt die Kellnerin ein knallrotes Plakat an die Tore. „Heute große Abschiedsfeier ...!" Der Schlosser Pauli und Reiter Toni wandern morgen nach Argentinien aus. Sie haben sich ein paar Tausender zusammengespart und wollen damit drüben Millionäre werden. Die ganze Stadt hat schon ihre Pässe und Schiffskarten sehen dürfen, seit drei Tagen schlafen sie vor Freude keine Nacht mehr und der Kriegerverein hat zur Steigerung des Jubels einen Panzen Sommerbier gestiftet.

Drüben hinter der Pfarrkirche — wo der Bach wie ein stilles Gebet vorbei fließt, steht das Haus, das den einen Punkt der Geraden bildet, die in der Steppe Südamerikas endet. Bisher stießen die zwei Auswanderer nur auf Fahrradweiten von diesem Winkel in die Welt hinaus. Vor ihrem Fenster schnitt eine Wäscheleine den Himmel in zwei Teile und die Kirschkerne fielen vom Mund weg in den Bach. Und der buchene Holzstoß vor der Tür nahm seit dreißig Jahren im Winter ab und im Sommer zu. Ja, Ende Februar gab er soviel Aussicht frei, daß man bis zur Brücke vorsehen konnte, wo der Schmied seine Kufen im Wasser kühlte ...

Morgen aber fahren die zwei ab und alle schöne Aussicht wird wie weggehobelt sein. Der Holzstoß wächst und wird kleiner ohne sie — und bald muß ihre Sehnsucht ihn in den glühenden Himmel Argentiniens aufbäumen lassen. Denn solche Winkel, die als Altäre vor ein Menschenleben von Gott selbst aufgestellt wurden, verläßt keine Seele ohne Riß ... Und Wunden gibt es, die ewig bluten ...!

Abends ziehen die Dächer ihre Schleier über den Scheitel. Und zwischen Kaffeegeruch und eine Viertel Portion Mond ist nichts als ein Strang Telegraphenstränge in die Nacht liniert. Damit werden zwei Weltstädte verbunden — und während unter dem Draht die Bettzipfel in den Träumen zu Schneebergen anwachsen, die Hausmagd des Tierarztes eine Litze an den Unterrock näht und der Meßmer den Grenadiermarsch in seinen leeren Maßkrug singt, daß es wie aus einer Orgel dröhnt — während all dem rennen darüber im Draht Eisenbahnkatastrophen, Autobestellungen, Aktienfälle, Bankkrache, Boxkämpfe, die Nummer des Großen Looses und eine durchgefallene Première von Kulturzentrum zu Kulturzentrum ... Weich, wie mit einem Zentner Schlafpulver, schläft einen Telegraphenmast tiefer die kleine Stadt in Ahnungslosigkeit — und ohne Wissen, daß diese Worte sich ballen und Wirklichkeit werden, die mit aller Realität über sie hinfegt, und mit in den Universalbrei einstampft, mit dem bald das ganze Erdenrund überkleistert wird ...

Wir liegen im „Braunen Bären", die Betten riechen nach Wiesen, die Laubsägeuhr schlägt wie ein Kinderherz und die geblumte Tapete fängt an zu blühen. — —

Und da ist ein Meter vor dem Schlaf unser letzter Gedanke: Schon um dieser kleinen Welt willen — ist Deutschland der schönste Winkel der Erde. — —

Darüber haben wir das heiße Afrika — fast vergessen — und uns ist zu Mute, als hätten wir es nur auf der Landkarte geschaut. — —

Stilleben — Toni Bichl

Die Lauben in Bozen — C. Bössenroth

RAT

Verschließe dich den Dingen nicht,
die dir als Zeit entgegentreten;
die Finsternis gebiert das Licht
und Not lehrt beten.

Beschwöre nicht die rauhe Macht,
die deinem Tun den Sinn entwindet;
nur dort wird neue Glut entfacht,
wo Liebe sich am Haß entzündet.

Zerbrich an dieser Schickung Stein
nicht deine gute Klinge — schlage
nicht blindlings in die Nacht hinein,
doch schlafe nicht am Tage.

Sei wachsam! Laß in deiner Brust
aus altem Reichtum Ähren sprießen,
dann wird der Schöpfung tiefste Lust
dir einen neuen Tag erschließen.

Arnold Weiß-Rüthel

GROSSE PAUSE

Eine Geschichte von Gert Lynch

Der zweite Akt war zu Ende. Der Beifall rauschte, die Schauspieler verneigten sich, der Vorhang fiel, und die Lichter flammten auf. Die Theaterbesucher verließen die Plätze, um die große Pause im Wandelgang zu verbringen.

Konrad steckte das Opernglas in die Tasche und strebte durch die Vorräume ins Freie hinaus. Hier zündete er eine Zigarette an und trat vor den Schaukasten, wo die Lichtbilder der Darsteller ausgehängt waren.

Eine Kirchenuhr meldete die zehnte Stunde. Die Glockenschläge klangen dumpf durch den sprühenden Nebel. Es war wenig Straßenverkehr, und die Stille fiel auf.

In der Nähe mauzte eine Katze. Konrad wurde aufmerksam, als sie immer von neuem schrie. Es hörte sich an, als ob sie einer Hilfe bedürfe. Er lief in die Richtung, wo die Katze klagte, und zwei Häuser weiter entdeckte er sie. Sie stand vor der Haustür und mauzte.

Konrad beugte sich nieder und strich dem Tier über das Fell. „Hat man dich nausgesperrt", sagte er. Seine Stimme hatte einen gutmütigen Ton. Die Katze rieb den Kopf an seinem Knie, stellte den Schwanz hoch und begann zu schnurren.

Konrad erhob sich und drückte den Messingknauf, und die Tür, die nur angelehnt war, öffnete sich. „Na also", sagte er, und freute sich für das Tier, „nun lauf schnell und schau zu, daß du wieder in deinen Korb kommst!"

Die Katze huschte ins Haus hinein, während Konrad zwischen Tür und Angel stehen blieb und horchte, ob das Tier unterkommen würde.

Nach einigen Augenblicken fing es im oberen Stockwerk wieder zu mauzen an, erst zaghaft, dann laut und eindringlich. Nun wurde auch Konrad ungeduldig. Entweder, dachte er, sind die Leute, denen die Katze gehört, nicht zu Hause, oder sie haben einen tiefen Schlaf. Und er beschloß, in diesem Falle die Schläfer zu wecken und dem Tiere hineinzuhelfen.

Er warf die Zigarette fort, schaltete das Treppenlicht ein und eilte die Stufen hinauf. Als er oben angelangt war, stutzte er. Von der Katze war nichts mehr zu sehen oder zu hören. Er lief wieder hinab und schaute überall nach dem Tiere aus. Aber es war erfolglos. Dann nicht, dachte er, und wollte das Haus wieder verlassen. Jedoch, es kam anders. Das Türschloß war eingeschnappt. Konrad konnte nicht mehr hinaus.

„Auch das noch", rief er ärgerlich. Er zog seine Schlüssel hervor und probierte sie. Keiner paßte. Dann hilft nichts mehr, als den Hausmeister herauszuläuten, dachte er. Und er lief wieder hinauf, drückte den Klingelknopf und wartete. Niemand öffnete. Wieder schellte er, zweimal, dreimal, zehnmal. Vergeblich. Es war also niemand daheim.

Das Treppenlicht erlosch. Er schaltete es von neuem ein, ging in den zweiten Stock hinunter und läutete hier. Adreßbuchverlag stand über der Tür. Die Klingel schrillte. Niemand meldete sich. Es war ein unbewohntes Büro.

Er versuchte es im ersten Stock. Es war die Kanzlei eines Notars, ebenfalls unbewohnt.

Er lief in das Erdgeschoß und las das Firmenschild: Lithographische Anstalt Berger und Sohn. Geschäftsstunden: 8—12, 2—7. Die Klingel war abgestellt. Jetzt wurde es brenzlich.

Konrad stand ratlos im Hausflur und strich mit der Hand über das Haar. Dann zog er die Uhr. Es war elf Minuten nach zehn. In vierzehn Minuten würde der dritte Akt beginnen. Er wollte die Vorstellung nicht versäumen. Seit einer Woche hatte er sich darauf gefreut, und der Platz war nicht billig gewesen.

Konrad überlegte. Bis zur Heimkehr des Hausmeisters konnten noch Stunden vergehen. Warten war sinnlos. Und so lange an die Haustür zu trommeln, bis ein Fußgänger es draußen hörte und die Polizei heranholte, war nicht ratsam. Dann mußte er mit auf die Wache und hundert Fragen beantworten. Wer weiß, ob man ihm überhaupt glauben würde, denn die Katze war spurlos verschwunden. Was tun, sprach Zeus. Eine heikle Sache!

Konrad griff sich besinnend an die Stirn. Er erinnerte sich, daß er auf dem Wege zum Theater, ganz in der Nähe und auf der gleichen Häuserseite, ein Gebäude gesehen hatte, das von einem Maurergerüst aus Leitern und Brettern umgeben war. Vielleicht konnte er den Speicher und dadurch das Dach erreichen! Dann würde das Weitere für einen guten Turner, wie er es war, gar nicht schwer sein.

Er jagte die Treppe hinauf und nahm vier Stufen auf einmal. Der Wohnung des Hausmeisters gegenüber war die Speichertür. Nicht mit offenem Licht betreten!, lautete eine Inschrift. Konrad drückte den Griff und rüttelte. Die Tür war verschlossen. Wieder probierte er seine Schlüssel, und diesmal hatte er Glück. Sein Zimmerschlüssel paßte, das Schloß schnappte, und die Tür war offen. In der linken unteren Ecke war das Holz in Handbreite herausgesägt. Konrad wußte nun auch, wo die Katze steckte.

Er trat in den finsteren Speicher und entflammte ein Zündholz, in dessen Schein er eine steile Leiter erblickte. Er kletterte an den Sprossen empor, klappte das viereckige Fenster auf und kroch auf das Dach hinaus.

Die frische Luft tat wohl. Der Nebel, der dick in den Straßen lag, war hier dünn und durchsichtig. Einige helle Sterne flimmerten, und aus einem nahen Kamin quoll eine schwarze Wolke.

Konrad stellte die Richtung fest, die er einschlagen mußte, und verlor

Schiffe — Karl Rabus

keine Zeit. Zuerst konnte er aufrecht über eine ebene Blechfläche gehen, die unter seinen Sohlen gluckste und schepperte. Dann schritt er langsam mit ausgebreiteten Armen über ein Laufbrett, das für den Schornsteinfeger angebracht war. Das folgende Dach war ein gutes Stück höher. Er stemmte sich an der Mauer empor und landete auf einer schiefen Ebene. Hier setzte er seinen Weg fort und hielt sich am Schneegitter an. Vor einem erleuchteten Mansardenfenster, das keine Vorhänge hatte, blieb er stehen. Vorsichtig beugte er sich heran und spähte ins Zimmer. Ein Mann, der ihm den Rücken zukehrte, saß am Tisch und zählte Silbergeld ab, das in kleinen Säulen aufgestapelt war.

Konrad wandte sich betroffen ab. Wenn der Mann ihn bemerkte, konnte seine Lage vorm Fenster bedenklich werden! Er duckte sich, schlich leise am Fenster vorbei und trippelte eilig am Schneegitter weiter. Hinter ihm klang es, als ob das Fenster geöffnet würde. Oder war es nur Einbildung? Er schaute sich gar nicht um, sondern sprang auf das andere Dach, das sanft gewölbt war und auf dem sich gut gehen ließ. Plötzlich prallte er zurück. Er war gegen einen Antennendraht gelaufen und wäre beinahe gestürzt. Mit den Händen voraustastend, wandelte er weiter. Und jetzt — er atmete erleichtert auf — konnte er am nächsten Gebäude das Maurergerüst erkennen, dessen Pfähle das Dach überragten.

Konrad schwang sich über die dicke Brandmauer, zog sich am Draht des Blitzableiters voran und stieß dann auf eine kleine eiserne Kaminleiter, auf der er bis zur Dachluke herunterstieg. Ein großer Schritt abwärts, und er stand in der Regenrinne. Er klammerte sich an den Rand der Traufe und ließ sich in seiner ganzen Länge hinab, bis die Füße den obersten Brettergang des Gerüsts berührten.

Und nun ging es flink! Er bestieg die große Gerüstleiter und turnte gewandt an den Sprossen hinab. Als er am zweiten Brettergang ankam, wurde sein Blick von den goldenen Buchstaben angezogen, die in die Front des Gebäudes eingelassen waren. Privatbank, las er, und eilte weiter. Einen Augenblick später versetzte es ihm den Atem. Wenn man mich hier ertappt, überlegte er, bin ich im schlimmsten Verdacht!

Er stieg behutsamer und vermied jedes Geräusch. So gelangte er an die Stelle, wo die Sprossen aufhörten und die Leiterpfosten leer fortliefen. Ungefähr zwei Meter waren es noch bis zum Boden. Konrad setzte zum Sprunge an, schnellte herunter und rannte in den Straßennebel hinein.

„Halt!", schrie eine Männerstimme, und nochmals: „Halt!" Der Strahl einer Blendlaterne streifte unsicher durch den Dunst. Eilige Schritte wurden laut. Der Bankwächter nahm die Verfolgung auf.

Konrad lief einen Hundertmeterlauf in so kurzer Zeit, wie noch niemals in seinem Leben. Atemlos erreichte er das Theater. Im Vorraum klopfte er notdürftig die hellen Schmutzflecke vom Anzug. Das letzte Klingelzeichen ertönte. Er kam gerade noch zurecht. Hinter ihm schloß der Logenschließer die Tür. Das Licht ging aus, und der Vorhang hob sich zum dritten Akt.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe sich Konrads hämmernde Pulse beruhigt hatten und er dem Lauf der Handlung auf der Bühne wieder folgen konnte.

Diagnose

Ein bekannter Arzt der Wiener Schule wurde in die Wohnung eines Kranken berufen, der im Halse Schmerzen spürte. Die Frau des Patienten brachte dem Arzt zur Untersuchung einen Silberlöffel, mit dem dieser die Zunge des Kranken sanft niederdrückte.

„Ihr Herr Gemahl hat eine Karlsbader Kur gemacht?" wandte sich der Professor an die Frau, die neben dem Bett ihres Gatten stand.

„Ja", nickte die Dame. Und setzte erstaunt hinzu: „Woran erkennen Sie das, Herr Professor?"

„An dem Löffel", lächelte der Arzt. „Auf dem Stiel ist der Name des Karlsbader Hotels eingraviert ..."

Das Höllenfeuer

Am Hofe Friedrichs II. rief nach einer großen Truppenschau ein General dem Hofprediger zu: „Nicht wahr, heute konnten Sie sich das Höllenfeuer einmal so richtig lebhaft vorstellen?"

„Gewiß", war die Antwort des Predigers, „es war ein höchst anschauliches Bild, zumal ich überdies Euere Exzellenz mitten drin sah!"

Weisheit des Ostens

Ein Diamant mit einem Fehler ist besser als ein vollkommener Kieselstein.

Ein Mann ohne Lächeln sollte keinen Laden aufmachen.

Der Weise paßt sich den Umständen an wie das Wasser der Form des Glases.

Entzünde kein Feuer, das du nicht löschen kannst.

Verunreinige den Strom nicht, wenn du reines Wasser willst.

Eier sind enge Dinge, und doch kommen die Hühnchen daraus.

Wer sich nicht um die Zukunft kümmert, wird bald Sorgen der Gegenwart haben.

Reicht der erste Schlag nicht, so schlage zum zweitenmal.

Das beste Mittel gegen Trunkenheit ist, nüchtern einen Trunkenen zu sehen.

Der Hund in der Hundehütte bellt die Fliegen an, aber der jagende Hund spürt sie nicht.

Die Götter helfen dem Mann nicht, der Gelegenheiten verpaßt.

Weisheit der grünen Insel

Der Tapfere weicht nur dem Tapferen.

Ein Leben in Vergnügen ist das unvergnüglichste Ding der Welt.

Ein vorsichtiger Liebhaber gibt einen verdächtigen Ehemann.

Der liebt am besten, der nicht vergessen kann.

Hätte mein Vater mich Hutmacher werden lassen, so würden die Menschen ohne Köpfe zur Welt kommen.

Nimm einen Pfennig von tausend Pfund — so sind es keine tausend Pfund mehr.

Heule nicht, bevor du nicht gebissen bist.

Die Witze der Reichen sind immer gut.

Wenn Gott nicht will, dann können die Heiligen nicht.

Wo alle gehen, kann kein Gras wachsen.

Weisheit des Südens

Arbeite, als ob du immer leben könntest, bete, als ob du heute sterben müßtest.

Am Ende des Spiels werden der König und der Bauer in den Kasten geworfen.

Dem guten Kämpfer fehlt die Lanze nie.

Ein Esel der dich trägt, ist besser als ein Pferd, das dich abwirft.

Wer mit dem Teufel an Bord geht, muß mit ihm reisen.

Wer Steine nach Gott wirft, zielt nach seinem eigenen Kopf.

Sechs Fuß Erde machen uns alle gleich.

Für ein zertrümmertes Schiff ist jeder Wind schlecht.

Wer den Löffel hält, dem ist die Suppe untertan.

Wer zu hoch sitzt, sitzt nicht sicher.

Neugier ist endlos, ruhelos und nutzlos.

Ein trunkenes Pferd braucht einen nüchternen Reiter.

Weisheit unserer Nachbarn

Ein kühner Versuch ist ein halber Erfolg.

Ein Bure bleibt ein Bure, und wenn er auf seidenem Polster schläft.

Die Bissigkeit deines Freundes ist besser als die Schmeichelei deines Feindes.

Besser ein Augenzeuge als zwei Ich-habe-sagen-hören-Zeugen.

Besser einen Tag zu früh ernten, als zwei Tage zu spät.

Kein Vogel flog so hoch, daß er nicht wieder zur Erde herab gemußt hätte.

Die Wünsche der Könige sind Befehle.

Nichts wird getan, wo viele befehlen.

Steck deine Hand ins Gewissen und sieh nach, ob sie nicht schwarz wieder hervorkommt.

Du kannst mit deinem Licht das eines anderen anzünden, und du wirst nichts dabei verlieren.

Kleine Dinge gefallen kleinen Geistern.

Frauengeist und Winterwind wechseln gleich oft.

Landschaft — Leo v. Welden

Der Schutzengel — Vagnetti

GIANNI VAGNETTI

Ein moderner italienischer Maler

Zwei große Ausstellungen zeigen heuer den künstlerischen Willen des neuen Italien — die Trienale in Mailand im schönen Ausstellungsgebäude im Park hinter dem Sforzakastell und die Bienale in den Giardini von Venedig.

Will man den Gegensatz der früheren lombardischen Kunst und des modernen künstlerischen Schaffens verstehen, so geht man am besten zuerst in die Räume des Castello Sforcesco mit den Gewölbemalereien von Vinc. Toppa und Lionardo da Vinci und den Grabmalplastiken von da Campione bis Amadeo und Solari; es ist die beste Zeit der künstlerischen Entwicklung in der Lombardei und sie zeigt die arabeskenartigen Feinheiten dieser charakteristischen Periode.

Die neue Kunst hat unverkennbar einen Zug ins Plastische, natürlich fehlen nicht Werke von formalistischer Glätte, von jener traditionellen Cimiterio-Kunst in der Plastik, die den Nordländer mehr unterhält als erbaut.

Noch wirkungsvoller ist der Gegensatz in Venedig, wo ein Besuch im Rezzonico-Palast eine Zusammenstellung des Settecento Veneziano findet.

Tiepolos leicht und flüchtig hingehauchte Deckenfresken zeigen die illusioniste Malerei in schönstem Lichte. Kommt man dann in die Bienale, ist es Tito Ettore, der Altmeister Venedigs, der Tiepolos Manier ins Moderne überträgt.

Sonst finden sich schwerlich unmittelbare Anklänge an die frühere italienische Malerei. Es ist, als ob im 19. Jahrhundert, wo Italien seine ganze Energie um die Wiedervereinigung der zersplitterten Provinzen verwendet hat, Meißel und Pinsel kein Anrecht gehabt hätten, von den geistigen Nöten dieser Zeit zu erzählen.

Aber am Ende des Jahrhunderts besinnen sich die Künstler und halten Umschau, was in den führenden Ländern — in Frankreich und in Deutschland — der Expressionismus und der Impressionismus bis zum Kubismus in Plastik und Malerei an Zielen und Erfolgen gezeigt hat. Und die Meister von ehedem werden Schüler und sie zeigen, wie über ihren Bemühungen, es den neueren Schulen gleichzutun, die herrliche Zeit der vollkommenen Werke des Cinquecento ganz vergessen wurde.

So geht man verwundert durch die 50 Säle und konstatiert mehr, als daß man sich ernstlich in diese ungezählten Werke vertieft.

Nur da und dort hält man für Augenblicke inne, wenn ein Anklang an die alte Kunst einen freudig stimmt.

Ist es so schwer oder unmöglich, eine Synthese zwischen Altem und Neuem zu finden oder besser, von der veränderten Zeit und Gefühlseinstellung ein Neues zu schaffen, das kongenial dem Alten an die Seite gesetzt werden kann?

Doch eine solche Möglichkeit scheint das Bild von Vagnetti: „Angelo Protettore" zu zeigen.

Vagnetti Gianni gehört zu den reifsten Talenten der neueren italienischen Malerei. In der Stadt Boticellis, Florenz, 1898 geboren, hat er mit 22 Jahren den Stubbert-Preis und mit 26 den Preis seiner Heimatstadt errungen; er ist mit Hauptwerken seit einem Dezenium in den Bienalen von Venedig, den Trienalen von Mailand, den Quadrienalen von Rom vertreten. Alle modernen Galerien in Italien und darüber hinaus in Grenoble und Baltimore besitzen Werke von ihm.

In der Bienale zu Venedig ist er im Saal 33 mit fünf seiner neueren Werke vertreten.

Sein größtes, von der Galerie in Turin angekauft, ist „Il parto", die Geburt. An dem Bild fesselt die charakteristische Darstellung der Einzel-Typen; die im al Fresko-Stil erinnert an die Art des jungen Ghirlandajo, der in der Capella Santa Fina Finas Leichenfeier gemalt hat und von der Vasari sagt: „La quale é cosa bella".

Die szenische Einkleidung ist von giottesker Einfachheit. Zwei kleinere Bilder — natura morta — sind Stilleben mit Fischen, dazwischen Spargel und eine Weinflasche von phosphoreszierender Leuchtkraft. Rechts und links hängen zwei Bilder von mittlerer Größe, rechts die serva del convento, die Klostermagd, mit demütigem Ausdruck, als wüßte sie um alles Leid, das mit franziskanischer Geduld hingenommen wird; es ist die gleiche Gestalt, die auch in der Geburt besonders durch ihre Haltung und ihren seherischen Blick auffällt.

Links hängt das oben genannte Bild: „Angiolo protettore".

Vor einem Balkonfenster, durch das von einem leicht zurückgezogenen Vorhang das Grauen der Nacht hereinbricht, steht ein junges Mädchen. Man glaubt in dem Ausdruck des überschat-

teten Gesichtes, das an den Verkündigungsengel Tizians in der Chiesa dei S. S. Nazaro e Celso in Brescia erinnert, alle die erregenden Schauer eines eben zum Ahnen erwachten Weibes zu sehen. Unfaßbar schauen die großen Augen in das Rätselhafte, Gefahrvolle, Dämonische, Abgründige. Die leicht geöffneten Lippen beben leise und wagen vor dem Neuen nicht zu sprechen. Der zurückgeneigte Oberkörper ist voller Spannung, die in dem bewegten Kleid unnachahmlich durchbebt. Raffung und Bauschung des Gewandes, besonders des Ärmelschlusses und der mit blauer Schleife durchzogenen Halskrause und Rüsche ist so fließend und bewegt wie ein Gewand einer Boticelli-Gestalt, nur realer, wirklicher, substantieller. Dies zeigt sich am meisten in den Händen, die halb bereit, halb abwehrend das schicksalhafte Los, das aus dem Immaginären, Irrationalen hereingreift in die unmittelbare menschliche Nähe, zu fassen scheinen. Solche sprechende Hände hat nur Rembrandt in der Magd vor dem verleugnenden Petrus gemalt. Das ist jenes unbegreifliche Ineinander von Licht und Schatten, von Halten und Fallenlassen, daß das Geheimnisvolle und dessen Überraschung, das Visionäre, mit „Händen zu greifen" scheint.

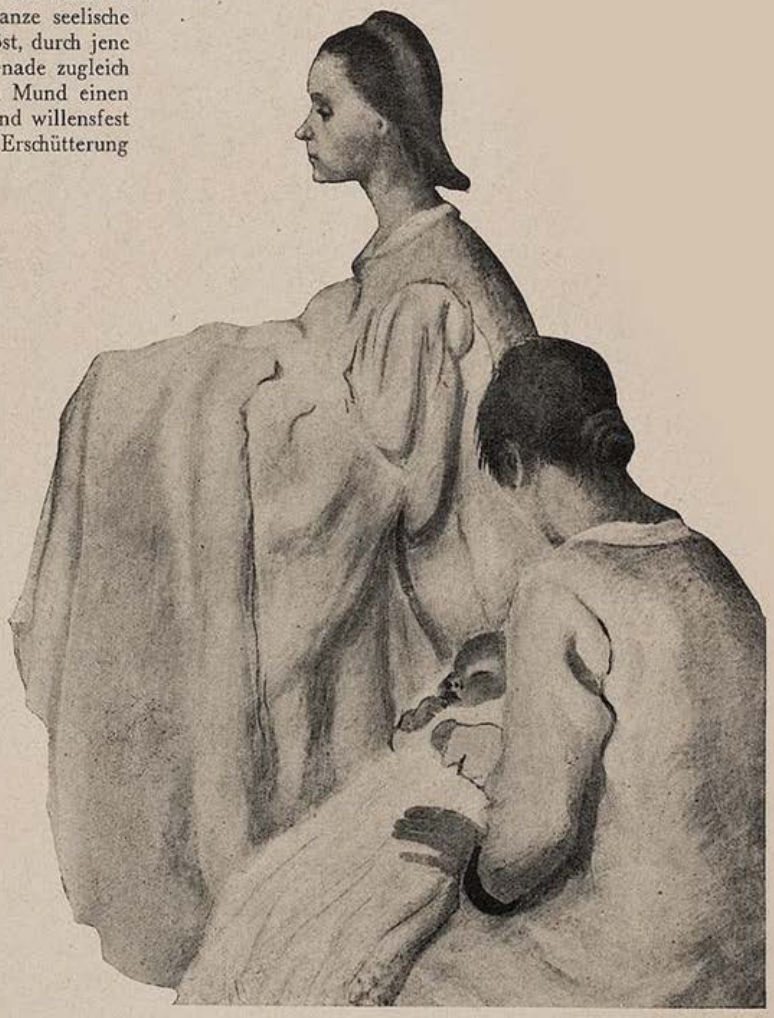
Die Linie von diesen sprechenden Händen führt rückwärts zu den beruhigenden Armen des Engels, der diese ganze seelische Erregtheit des Mädchens in sich aufnimmt und auflöst, durch jene gläubige Sicherheit, die der göttlichen Ruhe und Gnade zugleich gewiß ist. Das ruhige, fast derbe Gesicht hat am Mund einen Zug der Entsagung, die durch Überwindung hart und willensfest macht in Stunden der Versuchung oder seelischer Erschütterung vor der Macht des Bösen. Die ganze Haltung und Stellung des Engels atmet die Kraft der in sich verankerten Ruhe, es ist jenes zweite Ich im Menschen, das den Boden der Erde nicht verliert, die Verkörperung der helfenden Mächte, die aus dem Sein des Menschen kommen, wenn die verführerischen, beängstigenden Überraschungen des Lebens ihm den Abgrund vor dem Sein und Nichtsein, vor schicksalhaftem Eingreifen und Ergreifen durch die Dämonie des menschlichen Daseins blitzartig öffnen. Jener tiefe entsagungsvolle Ernst des Engels wird gemildert durch den schimmernden lichten Flügel, der zu verheißen scheint, daß nach Überstehen des Schreckens der Flug möglich in kampflosere und heitere Regionen.

Unterstützt wird das mit dem sicheren Instinkt eines echten Künstlers erfaßte Motiv besonders durch die sparsame Art des äußeren Rahmens. Durch den engen Raum, in dem die zwei Gestalten sich gewissermaßen drängen, wird das Plötzliche, Unerwartete, das Unbegreifliche erst sichtbar. Wie ein seelischer Komplex sich hereindrängt, wie er in seiner Antinomie fühlbar wird und welche mögliche Lösung dem ernsten, tiefveranlagten Menschen zugänglich ist, das ist auf ein Minimum von Raum und von Gestalten zum Ausdruck gebracht. So sparsam in der räumlichen Szene, so sorgfältig sind auch die farblichen Mittel, ein Kontrast von Weiß und Rotbraun in Licht und Schatten variiert, daß man unmerklich an Massacios Adam und Eva in der Brancacii-Kapelle von S. Maria del Carmine in Florenz erinnert wird.

So darf es nicht wundernehmen, wenn man nach dem Rundgang in der Bienale zu dem Bild zurückkehrt und mit Genugtuung feststellt, daß die schöpferische Gestaltungskraft der italienischen Malerei noch lebendig ist oder noch besser wieder lebendig wird; jene schöpferische Kraft, in der die Bilder die Bücher, Vorlesungen und Diskussionen ersetzen konnten, in der die großen Fragen, die den Menschen bewegten, überzeugend in Bildwerken zur Darstellung kamen. Waren es früher transzendente Motive, d. h. das Verhältnis des Menschen zum Übersinnlichen, gesehen von der jenseitigen Perspektive zum Diesseitigen, so ist das tiefste Bedürfnis des heutigen Menschen, von der menschlichen oder diesseitigen Position durch innere seelische Ergriffenheit den Weg aus der materiellen Enge und Beengtheit wieder zur substantiellen Verankerung zu suchen und zu finden.

Worte und Theorien werden dies nicht tun, sondern immer werden es die Offenbarungen der Kunst sein, die dem Menschen zur rechten Zeit die rechten Symbole in überzeugender Weise zur Darstellung bringen.

Prof. C. Zimmermann



Die Geburt (Ausschnitt) Vagnetti

(Das Bild „Il parto" (Die Geburt) ist hier nur im Ausschnitt wiedergegeben. Das Reproduktionsrecht beider Werke von Vagnetti wurde an die Direktion der Esposizione Internazionale d' Arte di Venezia erteilt. Die Wiedergabe erfolgt nach Fotografien von Giacomelli-Venedig.)

Ländliche Szene — Werner Paul Schmidt

ANEKDOTEN

Schmeichelhaft

Der französische Abgeordnete Lamballe, der sich jeden Morgen von ein und demselben Zeitungsjungen eine Nummer kaufte, hatte einst kein Geld bei sich und sagte dies dem Jungen. „Das macht nichts", erwiderte der. „Sie können mir das Geld morgen geben." „Aber mein Freund", meinte der Abgeordnete. „Wenn ich morgen nicht mehr lebe ... Was dann?" „Na, dann wäre das auch kein großer Verlust", entgegnete der Bursche gleichmütig.

Der Meisterschüler

Rubens bester Schüler war van Dyck.

Als eines Tages der Meister ausgegangen war, drangen seine Schüler in sein Privatatelier, um ein Gemälde, das Rubens unter dem Pinsel hatte, zu betrachten und möglichst viel Nutzen für das eigene Können daraus zu schöpfen. Dabei geschah es, daß einer der Scholaren gegen das Bild gedrückt wurde und den Arm der Magdalena und das Kinn der Maria, welche beiden Teile Rubens soeben vollendet hatte, verwischte. Die jungen Kunstbeflissenen gerieten darüber in große Bestürzung und Angst. In ihrer Not überredeten sie endlich van Dyck zu versuchen, das Ausgewischte wiederherzustellen; van Dyck wagte es und ging an die Arbeit.

Als am nächsten Tage Rubens, von den bedrückten Lerneifrigen umgeben, vor seinem Gemälde stand und es kritisch betrachtete, sagte er, so seinem besten Schüler unbewußt höchstes Lob zollend:

„Der Arm und der Kopf sind nicht das schlechteste, was ich gestern gemacht habe."

HERBST

Aus der Erde entsteigt
Der Herbst mit herben Gerüchen,
Kommt zu ernten. Es füllen sich
Tennen auf. Keltern beginnen
Rot und golden zu triefen.
Zu Boden prallen die Früchte.
Frühe geht im Lande
Der Nebel um, und es stehen
Dunkele Hügel darin
Wie auf weißen schwebenden Füßen.

Fritz Diettrich

Schottische Sprichwörter

Wer freundlich bittet, muß einen freundlichen Nein-Sager haben.
Ein Fisch nach dem anderen gibt gutes Angeln.
Ein fauler Mann ist des Teufels Polster.
Ein Vorwurf ist kein Gift.
Einbildung ist ein Unkraut, das gern auf Misthaufen wächst.
Sei lange krank, damit du bald gesund wirst.
Herr Kannicht ist ohnmächtig.
Krähen hacken Krähen nicht die Augen aus.
Jeder Mann in den Vierzigern ist ein Narr oder ein Doktor.
Hübsche Mädchen haben keine Geldbörsen bei sich.
Bewillige deiner Zunge mehr Ferien als deinem Kopf.
Wer das längste Schwert hat, hat immer recht.
Faule Hunde belästigen die Schafherde.
Wenn du ein Jahr mit einem Krüppel gehst, hinkst du auch.
Heirate eine Witwe nur dann, wenn ihr erster Mann gehängt worden ist.
Heut' ist heut und Weihnachten ist im Winter.
Diebe sind schlechte Herren.
Gut hat, wer gut ist.
Mit Frauen und Wassermühlen ist immer etwas nicht in Ordnung.

Kollegen

Salzburg. Probe zu „Jedermann". Das Gastmahl des Jedermann wird gerade durchgenommen und man wartet auf Reinhardt, um der Sache den letzten Schliff zu geben. In seiner Vertretung aber erscheint dessen Gattin, Helene Thimig, die nach Ansicht der Schauspieler mehr als nötig an allem auszusetzen hat und damit die Probe verlängert. Als sie endlich die Probe verläßt, brummt einer der Künstler hinter ihr nach: „Gothische Rocken!" *H. G.*

Ist er's oder ist er's nicht? — Er ist es!

Johann Gallete, Professor am Gymnasium in Gotha, war bekannt wegen seiner Zerstreutheit. Traf er da einmal einen Bekannten auf der Straße.

„Als ich Sie von ferne sah", meinte er augenzwinkernd, „glaubte ich, Sie wären Ihr Bruder, der Buchhändler Ettinger. Dann kamen Sie näher, Herr Hofrat, und da bemerkte ich, Sie sind es selbst. Wie man sich täuschen kann, nicht? — Jetzt, da Sie vor mir stehen, ist mir klar, daß Sie doch Ihr Bruder sind!"

Liebe Jugend!

In einem Kölner Landort passierte folgende reizende Geschichte: Die Lehrerin ließ die „Erschaffung der Welt" nacherzählen, und gestattete den Kindern im ersten Schuljahr, die das Hochdeutsche nicht beherrschten, die Erzählung im Dialekt vorzutragen. Juppemann, mit seinen großen Haselnußaugen, kam ans Pult und begann: „Et wor noch nüüüüß do!! Jaaaanüüüüß!!! Bloß Dreck, on lunter Schlaenm on Matsch!! Och ke Minsch wor do! Jaaakeene!!! Bloß de liebe Gott un de Frau Nötges!!" Hierauf die Lehrerin (die die Hebamme des Dorfes doch nicht kannte), erstaunt: „Die Frau Nötges!?" „Jo, secher", sagt Juppemann wichtig, „dat öß doch die Frau, die de klein Könder maht!"

Beim Professor

Beim Professor klingelt es nachts. Draußen steht die Feuerwehr:

„Ja, merken Sie denn gar nichts, Herr Professor. Aus allen Türen dringt ja Rauch bei Ihnen!"

„Ausgeschlossen", sagt der Professor, „ich bin Nichtraucher."

Vignette R. Aigner

Das sicherste Kennzeichen

„Woher weißt du, daß Grit sich verheiraten will?"

„Ihr Bräutigam lernt kochen."

Deshalb also!

„Warum haben Sie den Mann mit Ihrem Fahrrad überfahren?"

„Weil ich mir leider noch kein Motorrad leisten konnte, Herr Richter."

Der Gaskocher

„Kaufen Sie unseren neuen Gaskocher, gnädige Frau, und Sie sparen täglich mindestens zwei Kubikmeter Gas!"

„Und was sollen wir mit all dem Gas anfangen?"

Allerdings

„Also, wenn mein Chef seine Worte nicht zurücknimmt, gehe ich nächsten Ersten!"

„Was hat er denn gesagt?"

„Sie sind gekündigt!"

DER MALER

Meist haust er in des Daches Lattenschoß,
Im Winter kühl, im Sommer schattenlos.

Am liebsten möcht' er immer heiter lungern,
Doch manchesmal muß er auch leider hungern.

Kann er sich nicht in feine Kreise wagen,
Weil längst schon schwarz der letzte weiße Kragen,

Die Zeit dann, qualmend wie ein Schlot, verbringt er,
Und viel mehr nicht als trockenes Brot verschlingt er.

Jedoch will gern er sich ins Darben finden;
Hat er nur Geld zum Kauf der Farbentinten,

Dann tanzt er nicht unnützen Klagetanz,
O nein, er nützt der Sommertage Glanz:

Schon sieht man ihn, entrückt den kahlen Mauern,
In lichtdurchglänzter Luft beim Malen kauern!

Er malt die Farbenpracht des Blumenstückes,
Vergleicht Natur und Leinwand stummen Blickes;

Er malt des Regens farb'gen Wunderbogen,
Den Sonnenuntergang sieht bunt er wogen;

Er malt der abgemähten Felder Garben.
Doch dazu braucht für vieles Geld er Farben. —

Drum, wie er nachts sich in die Linnen senkt,
Er auf den Mammon auch die Sinnen lenkt:

„Nicht ferner will statt Wein ich Tinte saufen,
Ich mal' ein Bild und werd's ‚Die Sünde' taufen!"

Schon tut er gut im Ofen Feuer schüren,
Den Pinselstiel tut forsch, nicht scheu er führen,

Aufs Bild hin wird das Aktmodell gehaucht,
In farbensattes Dunkel — Hell getaucht;

Der Arm sich sehnend in die Lüfte hebt,
Die weiche Brust, die warme Hüfte lebt!

Die Sinne muß dies Bild der Venus zünden!
Er hofft, es wird sich ein Mäzenus finden,

Der gern und reichlich zahlt, denn diesen Falles
Wär' er heraus aus allem fiesen Dalles.

Doch schon herbei die Kritikasters laufen:
„Wer wird dies Bild des frechen Lasters kaufen?!"

Und mäkeln mit dem häm'schen Krittelmunde
Am Hinter-, Vorder-, Unter-, Mittelgrunde.

Nicht mag der Maler seine Schmerzen hehlen,
Wenn die Kritiker ihn von Herzen schmälen,

Er ruft: „Darf schnödes Literatentum
Zum Staube ziehen meiner Taten Ruhm?!

Soll ich dahin in schlechtem Ruhme bleichen?!
Wer mag trotz allem mir die Blume reichen??!"

Da öffnet sich ihm des Mäzenas Tür:
„Willkommen, Meister, Du Athenas Zier!"

Bayerle

GLOSSEN

Es ist ebenso unsinnig, Geld zu haben, wenn man es nicht zu verwenden weiß, als bettelarm zu sein und um die besten Verwendungsmöglichkeiten dafür zu wissen.

*

Eine Art negativer Kritik besteht darin, anderen Leuten zu Taten zu raten, die sie früher selbst nicht wagten.

*

Es war besonders schwierig, die Weisen vor den Toren zu unterscheiden, als es galt, das Volk vor dem Untergange zu retten.

*

Unter „Memoirenschreiben" verstand man oft, die guten Taten zu erwähnen, die man zu tun vergaß und die schlechten, die man verübte, schamhaft zu verschweigen.

*

Das Schlimmste, was einem jungen Mann passieren kann, ist, wenn er ein Vermögen erben würde, sagte jemand. Auf das wären auch heute noch viele vorbereitet.

*

Eine Debatte nannte man es gewöhnlich, wenn zwei über eine Sache stritten, von der sie beide nichts verstanden.

*

Gebt der NSV Freiplätze!

Der Zug der Zeit bringt es mit sich, daß die, die es sich leisten können, immer noch schönere und bessere Häuser bauen, mit allen Bequemlichkeiten eingerichtet; die dazugebauten Garagen beherbergen Autos mit allen Schikanen, in denen es den Leuten leicht gemacht wird, auf immer noch besseren Straßen der allzu verweichlichten Häuslichkeit wieder zu entrinnen.

*

Die Ehe ist für manche nur ein „Nimm- und Gib"-Spiel, denn kaum haben sie eine Frau aufgegeben, so haben sie sich schon wieder eine andere genommen.

*

Pessimisten behaupten, daß es in jedem Jahre mindestens zwölf Monate gibt, in denen es nicht ratsam ist, zu heiraten.

*

Dreimal zu heiraten ist für Hagestolze gleichbedeutend mit Beißen in drei Zitronen, um festzustellen, welche davon die süßeste ist.

*

Ein Spaziergang über fünf Kilometer soll alle Grippebazillen unschädlich machen. Die einzige Schwierigkeit besteht darin, die Biester soweit zu bringen.

*

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Die Natur ist eine sehr eigenwillige Künstlerin. Darum lehnt sie es auch ab, den bunten Bildern gerecht zu werden, die man auf den Samenpäckchen aufgedruckt findet.

Affe G. Rheinen

Nach der Ansicht unmaßgeblicher Schwarzseher soll die Ehe ein hervorragendes Mittel sein, um sich ins Unglück zu stürzen.

*

Ein Forscher hat ausgerechnet, daß eine Stubenfliege an einem Tage hundert Kilometer weit fliegen könnte. Leider denkt im Sommer keine daran, sich derart anzustrengen.

*

Auf die erstaunliche Voraussicht der Natur hat kürzlich ein Gelehrter hingewiesen, als er bemerkte, daß sie vor Jahrmillionen unmöglich ahnen konnte, woran wir unsere Brillen hängen würden und trotzdem hat sie uns schon damals die Ohren an die richtige Stelle gesetzt.

*

Wissenschaftliche Untersuchungen haben erwiesen, daß Vegetarier 10 Prozent ihrer Körperkraft verlieren. Und etwa um 90 Prozent ihrer Freunde.

*

Ein Naturforscher hat festgestellt, daß viele Tiere mit einer Art spielerischer Freude ihre Artgenossen um Beuteanteile bestehlen. Von Känguruhs und anderen Beuteltieren kann man demnach annehmen, daß sie oft die Opfer vierfüßiger Taschendiebe sind.

*

Gelehrte haben jetzt herausgefunden, daß sich die Haifische doch nicht auf die Rückseite drehen, wenn sie auf ihre Opfer losschießen. Vielleicht gelingt es ihnen, festzustellen, ob diese Ungeheuer dabei Servietten umbinden; weil wir nämlich sonst keine Sorgen mehr haben.

*

Nach neuesten Berechnungen wird die Erdkugel noch eine Trillion Jahre bestehen statt der früher geschätzten 15 Billionen Jahre. Da gibt es noch Leute, die behaupten, daß man heutzutage überhaupt nichts Erfreuliches mehr in den Zeitungen liest.

Mäzenas

Heute ist der Wiener Landschaftsmaler, sein Name soll diskret verschwiegen werden, denn er will nicht an die Vergangenheit erinnert sein, eine große Nummer und seine Bilder werden von Kennern gesucht.

Damals aber, als diese Geschichte sich ereignete, hauste er in einem bescheidenen Dachstübchen und kämpfte den Kampf des Künstlers, und da geschah es, daß ihm eines Tages sein Hausherr eine Praterlandschaft abkaufte.

Was den guten Mann dazu bewogen hatte, das Bild zu kaufen, ob es Lokalpatriotismus war oder die Laune eines Augenblickes, sei dahingestellt. Tatsache ist, daß der glückliche Maler tags darauf die bessere Hälfte seines zum Mäzen gewordenen Hausherrn auf der Stiege traf.

„Gnä Frau", sagte er, „wie g'fallt Ihnen das Bild, das mir der Herr Gemahl gestern abgekauft hat? Ein feines Bilderl, net wahr ja?"

„No jo", knurrte die Hausfrau mit einem schiefen Blick, „no jo —! Wissen S', wann er b'soffen is, mei Alter, nachher kauft er jeden Dreck z'samm!"

Die Strohwitwe F. Bilek

Wiener Kaffeehausgäste

Dieser Tage saß mein Freund, der Schriftsteller, fuchsteufelswild im Kaffeehaus.

„So eine Gemeinheit!" machte er seinem Ärger Luft, „recht hat man, wenn man die Wiener Kaffeehausgäste glossiert ... Denk dir nur, gestern ist die Olympia-Sondernummer der Illustrierten Zeitung erschienen ... Prächtiges Bildermaterial, ungemein interessante Abhandlungen und Reportagen und heute, sagt mir soeben der Ober, wurde sie auch schon gestohlen ... Da trinkt so ein Lump einen kleinen Braunen und stiehlt eine Zeitung, die kaum erschienen ist und drei Schilling kostet ... Wie kommt der arme Kaffeesieder dazu? ... Ich finde es empörend!"

„Na, erlaube, sagte ich erstaunt, „und deshalb regst du dich so auf! Was geht dich das an?"

„Was mich das angeht, du Trottel?" schnauzte mein Freund wütend, „heut hab ich sie mitnehmen wollen!"

Abends als Letztes
Chlorodont
-dann erst ins Bett!

Weps

„Na, jetzt wo's as Bier wieder um zwei Pfennig aufgschlagen haben, glaub i nimmer an den Wiederaufbau der Nation."

Boshaft

„Wenn mich ein Mann küssen will, dann schreie ich!"

„Daher stammt also deine stete Heiserkeit!"

Unter Freundinnen

„Ich hatte heute einen schrecklichen Traum: im Schlaf fiel mich das Tier an, von dem mein Pelz stammt!"

„Aber, wer wird sich denn vor — — — Kaninchen fürchten?"

Mord

„Schnell, Herr Wachtmeister, die Köchin von Schniedersmann ist ermordet worden."

„So? Was hatte sie denn gekocht?"

Der Professor

Der Professor klingelt mitten in der Nacht das Dienstmädchen wach:

„Ach, Minna, besorgen Sie mir doch ein paar Streichhölzer. Ich möchte gern mal nachsehen, ob ich das elektrische Licht ausgedreht habe."

Am besten

„Ich möchte etwas gegen meinen Husten."

„Ja, da habe ich verschiedene Mittel."

„Darf ich Ihnen mal was vorhusten, damit Sie sehen, welches Mittel für mich in Frage kommt."

Karriere

Der Chef hat den Lehrjungen beim Lügen erwischt.

„Mein Sohn," sagt der Kaufmann ernst, „weißt du, was mit den Jungen geschieht, die nicht die Wahrheit reden?"

„Jawohl," lautet wie aus der Pistole geschossen die Antwort, „wenn sie erwachsen genug sind, schickt sie die Firma als Reisende auf Tour."

BÜCHER

D. P. Barton: „Bernadotte". Französischer Grenadier und König von Schweden. (Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig.)

Der W. Goldmann-Verlag darf auch mit der Herausgabe dieses Werkes wieder das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, ein Gebiet erschlossen zu haben, das der Allgemeinheit nur wenig bekannt ist. Denn der Name des französischen Heerführers und nachmaligen schwedischen Königs Jean Baptiste Bernadotte mag ihr wohl geläufig sein, über den abenteuerlichen, von Revolution und Schlachtengetümmel umbrandeten Lebensweg aber, der den Grenadier von der Kasernenstube auf einen Königsthron führte, über die tiefen Beziehungen, die sein Leben mit der großen Zeitenwende Europas verflochten haben, und über sein inneres, schwer durchschaubares Wesen, gibt erst dieses Buch willkommenen Aufschluß. In klarer, überzeugender Darstellungsweise hat es der Verfasser verstanden, jenen besonderen Geist faßlich zu machen, der Bernadotte über den Kriegsruhm der anderen napoleonischen Generale und Marschälle hinaustrug. Denn dieser kühne und wagemutige Soldat hatte nicht nur die Gabe, Schlachten siegreich zu schlagen, seine Menschlichkeit in der Kriegführung und seine verständnisvolle Behandlung des Besiegten waren eine ungewöhnliche Erscheinung in einer Welt blutigen Schreckens. Die Verschiedenheit des Wesens mußte schon frühzeitig zu tiefen Gegensätzen mit Napoleon führen. Aus ihnen konnte sich schließlich nur jene offene Gegnerschaft entwickeln, die Bernadotte in das Lager der Verbündeten führte und an der Zertrümmerung der napoleonischen Gewaltherrschaft mitwirken ließ.

A. Wisbeck

Der heutigen Nummer der „Jugend" liegt eine Beilage der Firma Walter Busch & Sohn in Solingen bei.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

Ablösung folgt

Weps

Mars: „Ein Glück, daß ich den Kerl gefunden habe — sonst hätte ich am Ende nichts mehr zu tun."

DIE FOTO-SEITE

Schatten – lustig und streng

Eine fotografische Aufgabe, die uns im Grunde sehr nahe liegen müßte. Denn wir formen ja mit Hell-Dunkel, und indem wir einmal ein Extrem zu besonderer Formulierung bringen, muß eine starke Wirkung erzielt werden.

Das Andere dieses Themas liegt in der Betonung von Dunkelheiten, die irgendwie etwas Außergewöhnliches an sich haben. Die Helligkeit als formales Bildzentrum tritt zurück, sie wird vielmehr Raum, auf dem sich der Schatten aktivieren kann.

Unser Thema werden wir im wesentlichen von zwei Seiten her anpacken können. Der lustige Schatten hat irgendwie groteske Formen zur Grundlage, der strenge Schatten entsteht durch sachliche ornamentale Linien.

Groteske Schattenaufnahmen können wir leicht herstellen. Unser Bildbeispiel, eine Aufnahme von Herbert Vötzsch, gibt ein wirksames Muster dafür. Der Fotograf und sein Begleiter befinden sich auf irgendeiner kleinen Überführung hinter einem Gitter. Die Sonne stand bereits tief und warf ihre Schatten an die Wand eines nur wenige Meter entfernten Hauses. Der Fotograf lieferte den linken Schatten, sein Begleiter den rechten. Durch dessen Form entsteht das Humorvolle der Aufnahme. In diesem Bilde ist eigentlich alles Schatten. Nur das Fenster in der oberen rechten Ecke macht die einzige Ausnahme und gibt dem Foto durch seine strenge senkrechte und waagerechte Unterteilung einen gewissen Halt, durch den die originellen Schattenlinien erst wirksam werden können.

Bildmäßig und inhaltlich wäre die Frage zu beantworten, ob der senkrechte Schatten links, der von irgendeinem Leitungsmast herrührt, Berechtigung hat oder fortbleiben darf. Wenn wir ihn mit der Hand zudecken, werden wir aber sofort feststellen, daß das Bild dann verliert, weil ein Element fehlt, das zu den Schatten des Fotografen und seines Begleiters in belebendem Gegensatz steht.

Bei dieser Aufnahme treten die Schatten als Flächen auf. Deshalb werden wir dafür Sorge tragen müssen, daß auch innerhalb dieser Schatten noch eine gewisse Zeichnung erhalten bleibt, die vom Mauerwerk her stammt. Denn sonst bekommt das Bild eine Strenge, die zu ihm auf keinen Fall paßt.

Ganz anders die Aufnahme des Gitters und dessen Schattenspiel auf einer Steintreppe, die vom gleichen Autor stammt. Hier handelt es sich um ein echt fotografisches Kleinmotiv, wie wir es überall antreffen. Bloß es gehört schon ein gewisses Sehen dazu, um die Reize dieses Motivs zu entdecken und durch eine treffende Perspektive wirksam zu gestalten.

Achten wir also auch einmal auf die Schatten. Gerade das Belanglose ersteht hier in der Lichtbildkunst zu größter Bedeutung.

Über Bildaufmachung

Wir gaben in den letzten Heften der „Jugend" einige Hinweise, wie sich unsere Negative im Vergrößerungsverfahren auswerten lassen. Da wir somit annehmen dürfen, daß unsere Leser diese Anregungen inzwischen praktisch verwertet haben, wird die Frage akut, wie man am besten die so in jeder Hinsicht vollendet ausgearbeiteten Aufnahmen sammelt und aufmacht.

Wir werden zunächst hierbei mehr das Einzelbild vorziehen, da für gewöhnlich jede so bearbeitete Aufnahme etwas für sich Abgeschlossenes darstellt. Deshalb wählen wir einen hellfarbigen Karton, der sich der Farbe des fotografischen Papiers anpaßt und eine rauhe Oberfläche besitzt, der für gewöhnlich ein neutraler Charakter eigen ist. Besonders ausgeprägte Papierstruktur ist zu vermeiden. Der Karton soll in seiner Größe reichlich sein. Denn eine schmale Umrahmung des Bildes wirkt billig.

Als bildmäßig günstigste Aufmachung darf folgendes gelten: In den Karton wird ein Fenster geschnitten, das etwas kleiner ist als das Fotopapier. Hinter dieses Fenster kleben wir die Aufnahme mit Klebestreifen. Das gibt dem Bilde eine gewisse Tiefe und einen guten Abschluß.

Wirksam ist es auch, wenn wir um den Außenrand des Kartons noch einen schmalen schwarzen Streifen zur Einfassung kleben. Sehr gut geeignet ist hierzu Diapositiv-Klebepapier, das gerade die richtige Breite hat.

Das geschilderte Verfahren ist relativ einfach und liefert saubere Ergebnisse. Vor allem fällt jedes Wellen und Kräuseln des Kartons fort, das sich bei einem Aufziehen der Bilder außer mit der ziemlich umständlichen Trockenklebefolie nicht vermeiden läßt.

gi—t.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11 — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei München, Herrnstraße 10. — D.-A. II. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10 zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

JUGEND NR. 36

MÜNCHEN 1936
PREIS 60 PFENNIG

Früchteverkäuferin

Hans Thoma †

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 36

Die Bauernstube

Von Lotte Riecke

Die Fliesen in dem niedern Balkenflur
sind ausgetreten von den vielen Schuhn,
es ist die letzte rückgelassne Spur
von denen, die schon längst im Dunkel ruhn.

Da sind noch Scheiben aus bemaltem Glas
mit Bild und Wort von starker Männer Tat,
hier blühte Liebe und hier flammte Haß
und Blut und Streit um eigen Land und Saat.

Ganz oben, wo die breite Bettstatt steht,
in der man Leben gab und sterben ging,
träumt eine Lade voller Zinngerät,
daran des Ahnen ganze Liebe hing.

Die jüngste Magd singt trällend irgendwo,
der sonntägliche Friede ist ihr Freund,
sie streicht das Kleid und schlingt die Bänder froh
vor ihrem Bild, das aus dem Spiegel scheint.

Und jede Fensterbank ist übervoll
mit brennend-rotem Granium geschmückt,
wenn erst die Wagen rasseln erntevoll,
erzittern sie und jede Blüte nickt.

Die Tauben gurren alles ein zur Ruh,
wenn Dämmer kommt und übers Dach der Mond,
ein Riegel kreischt und schließt die Ställe zu,
in denen Tier bei Tier umfriedet wohnt.

Vom Feld her weht des Bodens schwerer Ruch
und füllt das Haus bis in den kleinsten Raum,
still liest der Bauer seinen Abendspruch,
und schaut zum Himmel überm Lindenbaum.

Die heitere Geschichte

Von Rudolf Schmitt-Sulzthal

„Was arbeiten Sie gerade?"

„Ich schreibe heitere Geschichten, gnädige Frau", sagte ich mit schlechtem Gewissen, denn Frauen schätzen Humor und Komik wenig und ein Mann mit diesen Gaben findet bei ihnen nur ein ablehnendes Verständnis. Um meine Unruhe zu maskieren, rührte ich in der Teetasse schiffbruchgefährliche Wogen auf, obwohl das letzte Stäubchen Zucker schon längst seinen versüßenden Geist aufgegeben hatte.

„Erleben oder erdichten Sie die Geschichten?" fragte Frau Hertha, arteigene Neugier selbst für die entlegensten Dinge verratend.

„Augenzeuge der Geschehen bin ich wohl selten, aber ich greife sie auch nicht aus der Luft", antwortete ich mit falschem Lächeln und schaute drein wie ein Magier, dem man seine Berufsgeheimnisse entschleiern möchte.

Ein Seufzer weilte genießend auf den reifen Lippen meiner Nachbarin und falterte dann glücklich davon.

„Ich habe kaum etwas Heiteres erlebt", gestand Frau Hertha zu meinem maßlosen Schrecken.

„Das glaube ich nicht!" sagte ich grob, gestachelt durch die Scheu vor allzutiefen, weiblichen Enthüllungen, die ja doch nur die Illusion entkleiden.

Ein Blick auf das anspruchslose Blondhaar neben meiner Schulter mäßigte meinen gerechten Zorn; er spendete mir sogar eine stille Dankbarkeit, denn Blondinen, die der Natur ins Handwerk pfuschen und dann Haare haben wie frisiertes Stroh vergällen mir jeden liebkosenden Gedanken.

Ein nachgiebiger Ausdruck erfüllte das jetzt seitlich gewandte Frauengesicht mit angenehmen und weichen Reizen. Es sah den Tanzbedürftigen der kleinen Gesellschaft zu, die sich aus der schmiegenden Bewegung mit dem Geschlecht Stimmung und Vergnügen schufen. Das Grammophon spielte einen verwischten Tango.

Vignette Deiglmayer

„Ich denke an ein kleines Erlebnis, aber ob es heiter ist?" sagte, ihr Gedächtnis peinigend, Frau Hertha mit eigenwilligem Satzbau. Ihre Stimme bat im Voraus um eine günstige Kritik. Kollegial gewährte ich diese, indem ein freundlicher Schein meine brillegeschärften Augen zu mildern suchte. Ein Fieber berufsmäßiger Begierde machte meine spätklassischen Züge, die, seit ich nur denken kann, unter gewissen Stilunreinheiten zu leiden haben, um eine Nuance weniger bedeutungslos, während die von mir erhobenen Hauptes getragenen und von meinen Freunden geschmähten Koteletts unter den Ohren wie empfangbereite Antennen bebten.

„Arbeit und Brot", dachte ich mit einer Vision aus Druckerschwärze, wobei die Vorstellung des ersten Begriffs die gewohnten Schweißtropfen aus den Schlupfwinkeln der Stirnporen scheuchte.

Frau Hertha stellte ihr Besinnen ein und dadurch meine Folter ab: „Voriges Jahr wollte ich den Frühling im Gebirge kennen lernen. Ich verließ, die erste brennende Sonne im Rücken,

Die tote Stadt — Carl Freytag

die Stadt. Das Dorf aber, das mir empfohlen war, trug noch einen gewaltigen Winterpelz. Nun, es mußte auch hier einmal Frühling werden. Die Bauern benahmen sich gar nicht so ungeschickt gegen die städtische Dame und ich konnte, von biederer Verehrung gewärmt, das Naturereignis erwarten. Ich durchstreifte die Gegend teils auf gepumpten Skiern, teils auf strapazenfähigen Sohlen. Bald hatte ich mich mit dem Pfarrer eines benachbarten Fleckens angefreundet.

‚Geh, bring der Gnädigen a Glaserl von dem neuen Meßwein!‘ pflegte er bei meinen Besuchen empfangsweise zu sagen. Die Köchin, die eine Figur hatte wie ein Schneemann, schob sich dann jedesmal schwerfällig hinaus, um das, wie ich hoffe, noch ungeweihte Getränk zu holen.“

Die Erzählerin nahm, von der Erinnerung angeregt, einen Schluck Tee. Ein schaffensfreudiger Schimmer mühte sich, mein Gesicht, das in seiner Horchstellung eingebüßt haben mußte, wieder menschenähnlich zu machen.

„Die Geschichte klang bis jetzt gar nicht so unheiter! Wenn sie sich bis zur druckfertigen Fröhlichkeit steigerte“, versprach ich mir, „beruhige ich meinen Hausherrn, mit dem ich zum Zeitpunkt der Handlung einen ersten, ausgesprochen unheiteren Auftritt hatte. Doch halt! mein Stoff wurde weitergewebt:

„Eines Nachmittags war ich wieder zu meinem geistlichen Freund gewandert. Wir plauderten ein nettes Stündchen, da verfinsterte sich plötzlich das Zimmer. Die Holzläden am Fenster klapperten und dann schneite es. Es schneite und schneite, der Wind schwoll an und mähte die Flocken des Schneesturms wie eine Sense schwadenweise zur Seite.

Als das Unwetter ausgetobt hatte, war die Gasse vor dem Hause zu einem tiefen Schneebach geworden, der natürlich keine Watgelüste erweckte. Über Land zu gehen war erst recht unmöglich. Was sollte ich tun? Der Pfarrer bot mir mit lieber Gastlichkeit ein Zimmer an, falls die Wege nicht bis zum Abend gebahnt würden.

Es war fast Schlafenszeit, da vernahmen wir im erhellten, ebenfalls schon müde gewordenen Zimmer einen gewaltigen Lärm von draußen. Rufe erschallten, Pferde wieherten, dazwischen schlug Peitschenknall und tönte Glockenbimmel. Wir eilten zur Tür und sahen eine lange Reihe Pferde durch die weißen Dünen stapfen, Menschen bewegten sich mühsam, zur Hälfte eingesunken, vom Feuerschein schwankender Fackeln beleuchtet. Ich erkannte ein vorsintflutliches Gefährt mit breiten, den Schnee auftürmenden Schaufelflächen.

Es war der Schneepflug aus meinem Dorf. Vertraute Gesichter nickten mir mit einem gröhlenden: „Jessös, die Frau Doktor!“ zu und einige Burschen kämpften sich durch die bleichen, im Licht der Fackeln erglühenden Wehen auf mich zu.

„Ja, Sie fahrn doch mit uns! Dös gibt a Gaudi!“ riefen sie einstimmig, als ich meine Gefangenschaft berichtete.

Kurze Zeit später war ich auf einem hohen Sitz verstaut, in Decken gewickelt wie ein winters zur Kirche getragener Täufling, und erwiderte, mich ein wenig schämend, den Händedruck des zu solchem Unfug milde lächelnden Seelenhirten. Mit mächtigem Stimmenaufwand, Peitschenschüssen und lustigem Geklingel glitt das Ungetüm, von sechzehn Pferden gezogen, auf denen jetzt die Burschen mit den Fackeln saßen, auf weichtragenden Kufen in die Nacht hinaus.

Der abenteuerliche Fackelzug endete mit einer Bierorgie, bei der ich, um das Ansehen der Stadt zu heben, mithielt, soweit es in meinen Kräften stand. Zwei Tage mußte ich meine Tapferkeit im Bett büßen. Ich verließ es erst, als meine Wirtin am Morgen des dritten Tages an mein vom Katzenjammer erzwungenes Lager stürzte und mir zuschrie:

„Ham Sie a Maßl ghabt bei dera Gschichi! Zwoa Roß san draufganga! I möcht bloß

Alte Hammerschmiede **Josef Madlener**

wissn, woas die bsuffana Woagscheitl mit de Roß ogfanga ham!"

Die eifrige Weberin schwieg; kleine Schweißtropfen erglänzten zu meiner verständnisvollen Freude auf ihrer angestrengten Stirn, während auf den fraulich geschwungenen Wangen verschämte Rosen des Autorenstolzes knospten.

Ein fragender Blick voll gefährlichen Glanzes störte mich aus meinem auf die Fortsetzung lauschenden Bann auf. Eine furchtbare Ahnung durchwallte mich jäh:

„Die Geschichte war zu Ende!"

Mir war zu Mute wie einer Henne, der man ein gebrütetes Ei weggenommen hat. Diese mehr als schlichte Begebenheit, in der sich der schöpferische Geist des Zufalls wieder einmal als ein unzuverlässiger Lieferant erwies, in der jeder Hintergrund und jede noch so geringe Tiefe zusammen mit der billigsten Pointe fehlte, dieses Machwerk aus unfertigen Ansätzen und mäßigstem Regietalent belohnte meine inbrünstige Andacht!

Eine Welt, in der emsig die Buchstabenhämmer schriftstellerischer Arbeit erdröhnten, stürzte in mir zusammen.

Neugierige Frauenworte fielen wie Salz in meine Wunden:

„Werden Sie daraus etwas machen können?"

Ich fuhr aus der Trümmerstätte meiner Hoffnungen auf und sah in ein Gesicht voll gestellter Schönheit, ein Glück ausdrückend wie die Chlorodontdamen in den Blättern: — eine Frau vor dem Spiegel der Welt!

„Gewiß, gnädige Frau!" sagte ich mit liebenswürdiger Tollwut, „wie gefällt Ihnen der Titel:

Der Sechzehnpferdige
Keine Automobilgeschichte
von
Rudolf Schmitt Sulzthal
(ohne Bindestrich)."

Ich zerdrückte eine Träne der Enttäuschung. Gewaltiger Neid faßte mich gegen meine zahllosen Berufskollegen — der ganze Kürschner fiel mir ein, — die aus einem Nichts einen Romanelefanten vorführen konnten, und ich verfluchte meinen Ehrgeiz, der mir keine elefantiasischen Kunststücke gestattete.

Das Grammophon heulte plötzlich auf. Meine Rache gegen die Heldin des dilettantischen Memoirenbruchstücks war geschmiedet. Triumphierend erinnerte ich mich des verstaubten Zeugnisses meiner einzigen Tanzstunde:

„Gnädige Frau, darf ich um diesen Foxtrott bitten!"

Auszug

Ein Landsknechtslied

Von Egid Fileck

Schrim, schrom, schrum,
der Waldstein zieht im lant herum
die werbetrommel gellt.
Ich mag nit mehr studieren gahn,
will buch und tinten lassen stahn,
marschier hinaus ins feld.

Sum, es, est,
fürwahr, so ists für mich das best,
daß ich mein sach ausfecht.
Bin doch ein kerl mit mark und beyn,
sollt ich der welt verloren seyn,
das wär mir gar nit recht.

Qui, quae, quod,
ich bin mir doch nit selbst ein spott,
ich bleib nit mehr allein,
nehm mir ein dirnlein frisch und rund,
das lehrt mit seinem rosenmund
mich schönres denn latein.

FISCHFANG

VON KARL BAHNMÜLLER

Scharf und heiß schoß das Licht der Sommersonne herab auf die Sandbank, wo etliche junge Burschen lagen, Thomas war dabei, ein unsicherer stiller Mensch, und der breite Martin auch, der dunkel war wie ein Italiener. Es war Samstagnachmittag, die Arbeit lag hinter ihnen, und sie ließen ihre Zeit verfließen wie der Fluß seine blaugrünen Wasser. Manchmal hob einer den Kopf und blinzelte am Ufer entlang, in den weißen Dunst, der zu beben schien vor Hitze. Sie sahen nach Franz aus, der versprochen hatte zu kommen. Jemand näherte sich auch, ein heller Fleck, noch sehr weit hinten, und es war, als verharre er für immer in einer mittleren Entfernung. Dann entdeckte Martin, daß es wirklich Franz war, der da kam, aber er war nicht allein. Ein Mädchen ging neben ihm, ein weißes Etwas in Tüll. Wer war es nur? Martins Gesicht war ganz blind vor Nachdenken. Er stieß Thomas in den Rücken: „Sieh mal!"

Hernach hatten sich alle erhoben, und sie starrten den Ankömmlingen entgegen. Franz brachte die Olga Hipp mit, die jeder kannte. Auch sie arbeitete in der Papierfabrik, und man war ihr oft begegnet, an der Kontrolluhr, im Hof, während der Mittagspause, und auf der staubigen Straße, abends, wenn sie heimkehrten. Kühl war sie und eine von denen, für die keiner genug war. Sie hatte den Stich ins Feine, und es war vorgekommen, daß sie Burschen, die doch gut beieinander waren und sich nicht zu schämen brauchten, ins Gesicht gelacht hatte. Jetzt hatte sie der Franz gefangen. Wie war das nur gekommen? Keiner hätte es ihm zugetraut.

Martin hatte sich schon längst wieder abgewandt, aber Thomas blieb und ließ die Augen nicht ab von ihr. Schön und rot, auf hohen Beinen schritt sie heran, und das Haar hing ihr dunkel über die rechte Wange.

Schlenkernd ging Franz neben ihr, und es war, als sage er: Da seht mal her, was ich für ein Kerl bin. Doch er kam nicht herab auf die Sandbank, er grüßte nur und führte Olga weiter talaufwärts. Sie verschwanden zwischen den Weiden, in denen das Licht silbern spielte.

Eine Weile später sah Thomas das Mädchen aus dem Wasser steigen. Sie verweilte am Ufer, die Arme unter die runde Brust gelegt, und er näherte sich ihr. Mit großen feuchten Augen verfolgte sie die Fischbrut, die da am warmen Gestade in Scharen hin- und herhuschte.

„Flink sind sie", sagte Thomas, „nicht?"

Olga blickte auf, schüttelte sich die Haare aus dem Gesicht und prüfte ihn unbefangen. Unterdessen stieg auch Franz aus dem Wasser und trat heran, die Brauen hochgezogen.

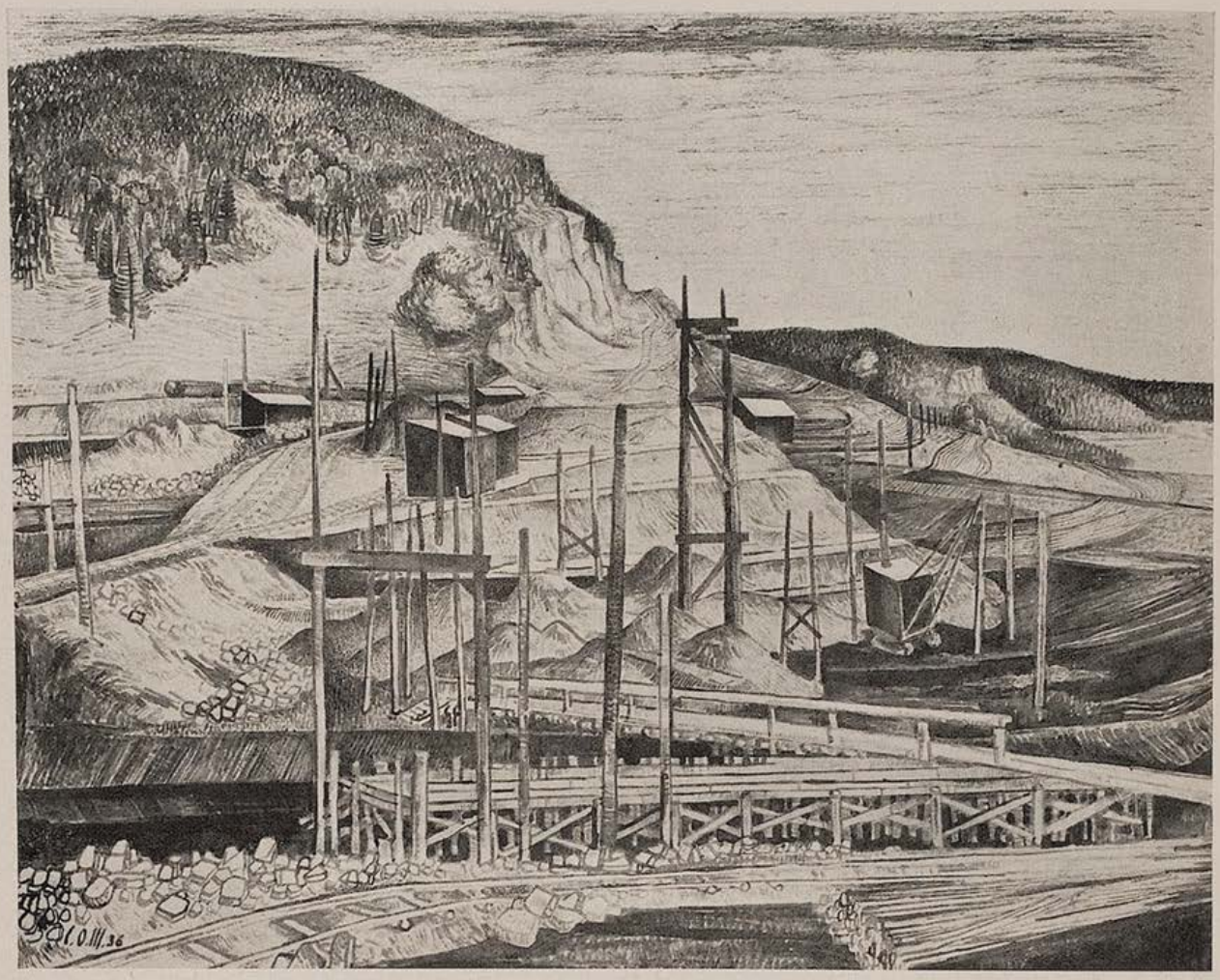
„Wer fängt mir einen?" fragte die schöne Olga, lächelte und sah von einem zum andern. Thomas hatte nichts vor Augen als das Mädchen. Glatt stand sie da, und ihre leichte Hand strich eine nasse Strähne hinter das rötlich durchscheinende Ohr. Thomas spürte ihre Lockung.

„Versuch' es doch!"

Das hatte ihm Franz hingeworfen, und es war eine höhnische Aufforderung. Er bückte sich. Im spiegelnden Wasser sah er seinen Leib, Kiesel blinkten herauf, es gab tiefrote dazwischen, und ein strähniges Kraut bewegte sich, als wehe ein Wind da unten. Bläulich schimmernd schossen die schnellen Wesen einher, und während Thomas nach ihnen griff, hörte er ein Gelächter hinter sich, das ihn schamrot machte.

Er blieb in seiner gebückten Stellung, im getrübten Wasser war nichts mehr zu sehen, doch er konnte seinen Versuch nicht aufgeben. Zum zweitenmal näherten sich die Fische, nicht größer als ein Finger, und wieder machte er sich bereit. Diesmal peitschte er mit einem schweren

Junge Pferde — Karl Wolff



Bauabschnitt der Reichs-Autobahn C. O. Müller

Schlag eine Schwade von Wasser gegen das sandige Ufer, und dann lag dort ein zappelndes Wesen, beinah wie ein lichter Regenwurm anzusehen. Er wollte es aufheben, doch es entschlüpfte ihm mehrmals. Wie heftig es sich indes auch krümmte, es kam nicht weiter im Sand. Nun packte Thomas fester zu. Ihn schauderte es. Ein Ekel überkam ihn, das Glitschige der Fischhaut erinnerte ihn an Molche, an Salamander, und am liebsten hätte er die Hand geöffnet, um die Kreatur ihrem Elemente zurückzugeben, aber zugleich war er auch stolz auf seinen Fang und fand, daß er nur mit ihm bestehen könne. In diesem Widerstreit wandte er sich um. Die beiden waren jedoch unterdessen ins Wasser zurückgegangen und schwammen in der Flußmitte.

„Ich hab' einen", schrie Thomas. Nichts als der spottende Widerhall seines Rufes kehrte zurück. Allein stand er am Ufer, groß zog der Fluß dahin, ein dürrer Zweig trieb vorbei, und fernab teilten Franz und das Mädchen die Flut mit kräftigen Stößen. Noch immer schlug der Fisch mit seinem spitzen, farblosen Schwanz, ihn graute es, und in einer heftigen Aufwallung warf er ihn weit in den Fluß hinaus. Sonderbar, im gleichen Augenblick, da ihm der Fisch entglitt, bereute er den Wurf, und ihm war, als habe er viel verloren.

Bedrückt schlenderte er zu seinen Kameraden zurück, die ihn mit einem halb verkniffenen Gelächter empfingen.

„Abgeblitzt?" fragte ihn einer.

Statt aller Antwort hob Thomas gewalttätig die Hand.

„Nun ja, Thomas" begütigte ihn Martin, „anderen ist es ebenso gegangen wie dir. Und der Franz? Der wird es auch nicht weit bringen mit der Olga, darauf kannst du dich verlassen."

„Stimmt", bestätigte ein anderer, der rothaarige Paule, „er steckt schon jetzt voller Angst, sonst hätte er sie hierher gebracht."

Thomas schwieg zu all dem, er setzte sich, begann gierig zu rauchen und ließ sich dann hintenüber fallen. Die Winde rührten sich nicht, die Luft war wie eine träge, gleißende Masse, die unbeweglich verharrte. Bisweilen sah er eine Libelle schweben, hörte das tiefe Gesumm einer Pferdebremse und wußte nicht, ob er wach war oder schlief.

Ein Ruf, der vom Wasser herkam, weckte ihn.

„Mann, Thomas", schrie Martin und deutete ans Ufer, „da..."

Thomas stand langsam auf und blickte zu den Weiden hinüber. Ein weißes Etwas näherte sich dort, das war ja Olga, und sie war nicht allein, sondern ein fremder junger Mensch, den er noch nie gesehen hatte. Gebannt stand Thomas, und ihm war, als sei ihm ein böses Geschwür aufgegangen, so scharf spürte er die Genugtuung.

Schön und rot, auf hohen Beinen ging Olga vorüber, der Fremde erzählte ihr etwas, er war mit Eifer dabei, und weiter hinten, wie ein Hund, den man mit einem Stein verjagt hatte, trottete Franz.

„Hat ja nicht lang gedauert, die Herrlichkeit", schrie ihm Thomas entgegen.

„Ach", antwortete Franz und machte eine wegschiebende Bewegung. Er gesellte sich zu den Kameraden, die sich auf die Schenkel klopften vor Vergnügen. Doch er gehörte nicht zu denen, auf deren Kosten man keine Witze machen darf. Bald lachte er selber mit, lag zwischen den andern, und die Zeit verfloß wie das blaugrüne Wasser. Gleichgewicht war in allen Dingen.

DER ZIGEUNER

VON VIKTOR RAKOSI

(Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Grete Neufeld)

Der Zigeuner Balazs Foris und ich entstammten ein und demselben Städtchen. Ich freundete mich schon in der Volksschule mit ihm an, trotzdem ihn die meisten Buben verachteten, weil er ein Zigeunerjunge war. Balazs stellte sich unter meinen Schutz und war mir anhänglich, wie ein kleines Hündchen.

In unserem Städchen gab es zwei Zigeunerkolonien. Im Norden wohnten die sogenannten „Aristokraten": die Musiker, in ziemlich geräumigen reinlichen, ebenerdigen Häuschen. Der sehnlichste Wunsch jedes Zigeuners war, in diesem Zigeunerviertel Hausbesitzer zu werden.

Am entgegengesetzten Ende des Städtchens hausten in elenden Hütten und Erdhöhlen die Handwerker, Kesselflicker, Schmiede, Schlosser, Pferdehändler. Zwischen den beiden Zigeunerlagern gab es keinerlei Berührung; die Musiker sahen auf ihre Stammesgenossen geringschätzig herab.

Als ich ins Gymnasium kam, entschwand Balazs Foris meinem Gesichtskreis, denn da er schon zehn Jahre alt war, wurde er bereits zum Musiker gedrillt. Als Vierzehnjähriger kam er nach Wien, wo er vier Jahre hindurch als zweiter Geiger in der Musikkapelle seines Vaters mitwirkte. Hier entwickelte er sich zu einem strammen braunen Jungen und avancierte außerdem zum Primgeiger.

Der alte Foris hatte sich im Ausland ein ansehnliches Vermögen erworben. Als er heimkehrte, ließ er seinem Sohn ein Haus erbauen und verheiratete den Jungen schon mit neunzehn Jahren, um ihn dieserart gegen die Verführungskünste der Frauen zu sichern. Sechs Jahre später übernahm Balazs von seinem Vater die Leitung des Orchesters. Auch das Haus bevölkerte sich bald; unangenehm war nur, daß zuerst vier Mädchen das Licht der Welt erblickten und dann erst ein Knabe.

Berti, der spätgeborene Bub, war der einzige ernste Kummer im Leben des Balazs Foris. Der Knabe war ein schönes Kind, was nützte das aber, wenn er — blond war! Nichts an ihm erinnerte an einen Zigeuner. Er ging gerne in die Schule, lernte eifrig, hielt sehr auf Ordnung und hatte auch sonst nichts zigeunerhaftes an sich.

Balazs war darüber ganz verzweifelt und beklagte sich gar oft zu mir:

„Was soll aus meinem Künstlerruhm werden, wenn der direkte Faden abreißen und die Leitung der Kapelle auf eine Seitenlinie übergehen wird?"

Er kränkte sich, wie ein Herrscher, der es nicht überwinden kann, keinen Manneserben zu hinterlassen. Ich versuchte ihn zu trösten und redete ihm ein, daß aus seinem Sohn vielleicht gar ein Pfarrer, ein Professor oder ein hoher Staatsbeamter werden wird, doch Balazs entgegnete ungeduldig:

„Er wird in keinem einzigen Beruf Glück haben, denn er kann nichts anderes sein, als ein

Bauabschnitt der Reichs-Autobahn — C. O. Müller

Blumen H. Mayrhofer-Passau

Zigeuner. Ein Wolf kann nur Wolfsjunge züchten."

Viele Jahre verstrichen; Balazs bereiste mit seinem Orchester halb Europa und erwarb ein schönes Vermögen. Ich lebte in Budapest, wo auch er mit seinen Musikern hin und wieder im Winter gastierte. Eines Abends begegneten wir einander in einem vornehmen Restaurant, in dem Balazs mit seiner Zigeunerkapelle konzertierte. Wir freuten uns ungemein über dieses Zusammentreffen. Er ließ meine Lieblingslieder aufspielen, übertrug dann die Leitung des Orchesters seinem Neffen, einem Foris der Seitenlinie, und setzte sich zu mir.

„Wie runzelig dein Gesicht geworden ist", begann ich das Gespräch. „Du bist gealtert, seitdem ich dich nicht gesehen habe. Was fehlt dir?"

„Frage gar nicht, alter Freund, mir ist nicht mehr zu helfen. Mein Sohn, der Berti . . ."

„Was ist mit ihm?"

„Er ist gänzlich verkommen. Er hat etwas getan, was bisher nicht einmal der letzte Landstreicher unter den Zigeunern gemacht hat."

Vergebens drang ich in ihn, mir zu erzählen, was denn der Junge eigentlich verbrochen habe. Plötzlich sagte er ganz unvermittelt:

„Wenn du die Mühe nicht scheust, komm' jetzt mit mir; ich will dir zeigen, wie tief der Junge gesunken ist."

Ich war wirklich neugierig und ging mit ihm. Ich dachte, er werde mich vielleicht in eine Spielhölle führen, in der Falschspieler arbeiten. Er aber geleitete mich in einen sehr vornehmen Speisesaal, wo eine aus vielen Mitgliedern bestehende Jazzkapelle konzertierte. Balazs deutete auf das Podium zu den Musikern:

„Dort steht er!"

Tatsächlich stand Berti dort und blies mit vollen Wangen und hervorquellenden Augen in das — Saxophon.

„Was sagst du zu dieser Schmach, lieber Freund?" fragte der Alte beinahe schluchzend. „Berti Foris, der einzige Sohn des Balazs Foris, bläst das Saxophon! Wenn er mir nur ein einziges Mal in die Nähe käme, damit ich ihm mit seinem Instrument eins über den Schädel hauen kann! . . . Gehen wir!"

Er nahm mich unter den Arm und zog mich aus dem Lokal. Draußen auf der Straße aber bat er mich schluchzend:

„Ich bitte dich vielmals, erzähle es um Himmels willen ja niemandem in unserer Heimat, daß du diesen Jammer mitangesehen hast!"

Uncle Sam und die Ehemänner

Es soll bei uns Ehemänner geben, die sich beim Rasieren immer in der Nähe der Ehegattin aufhalten, damit sie dann wenigstens ungestraft Gesichter schneiden können.

*

Die modernen Telephonhörer sind insoferne gut erdacht, als sie den Bürochefs gestatten, mit der freien Hand die hübsche Sekretärin zu streicheln.

*

„Der Blaue Engel" lief in einem New Yorker Kino über ein Jahr. Bei Marlene Dietrichs Beinen ist das weiter nicht verwunderlich.

*

Wenn ein junger Ehemann morgens nach dem Aufstehen sein Geld zählt, kann man annehmen, daß seine Flitterwochen vorüber sind.

*

Der Durchschnittsmann bringt den größten Teil seines Lebens damit zu, nach der idealen Frau zu suchen, aber inzwischen begnügt er sich mit einer, die seinem Wunschbild nur wenig entspricht.

GUSTAV ADOLFS WEINPROBE

Hermann Gerstner

Die Häcker in den fränkischen Weindörfern konnten sich über den Sommer des Jahres 1631 nicht beklagen. Heiß war es, und stundenlang brütete die sommerliche Glut auf den Hängen. Schon freuten sich die armen Bauern auf die gesegnete Ernte, da verbreitete sich die Kunde im Land: der Schwede kommt! Dreizehn Jahre hauste der Krieg, den die späteren Geschlechter den dreißigjährigen nannten, bereits in den Landen deutscher Zunge. Und jetzt nahte Gustav Adolf den Mauern Würzburgs. Die Dörfer duckten sich enger zusammen, fragten sich, ob die Feste auf dem Marienberg stark genug sei, und falteten die Hände vor den Madonnen.

Die Einwohner von Würzburg aber besprachen an den Straßenecken und in kleinen Kneipen das drohende Ereignis. Als der Schwede wirklich vor den Mauern anhielt, wagte niemand Widerstand zu leisten. An einem flammenden Oktobertag öffnete man weit die Tore der Stadt. Mit fliegenden Fahnen sprengten die Reiter in die Straßen. Ein paar Tage darauf erstürmten die siegreichen Regimenter des nordischen Königs die steilen Mauern der Festung. Vom Marienberg drohte die schwedische Flagge.

An den Fenstern standen die Bürger und spähten hinab in das fremde Treiben der Stadt. In den Farben des Herbstes leuchteten die Uniformen, mit Gepolter ratterten die Marketenderwägen über die holprigen Straßen, ausländische Zurufe drangen hinter die Scheiben und Vorhänge, und immer wieder klang der feste Soldatenschritt straßauf und straßab.

Auch Michael Engel, Verwalter im Juliusspital, das nach seinem Gründer Julius Echter von Mespelbrunn den Namen trägt, lugte aus einem Fenster auf das ungewohnte Getriebe der Straße. Nicht die reine Lust zum Schauen hatte ihn hierher getrieben, o nein, unser Herr Engel wäre viel lieber weit fort gewesen, fort von dieser Gefahr. Weiß denn einer, ob die Schweden die geliebte Stiftung des Herrn Julius nicht auch antasten werden? Fünfzig Jahre etwa bestand jetzt das große Werk. Michael Engel bangte: eines Tages forderte der Fürstbischof im Jenseits Rechenschaft von ihm, seinem Verwalter. Fragen wird der hohe Herr: „Michael Engel, hast du deinem Namen Ehre gemacht? Hast du wie der Erzengel Michael mit Schwert und Feuer den Eintritt in mein Werk verwehrt?"

Der Verwalter zitterte ein wenig hinter den Gardinen. Immer wenn unten auf den Straßen ein neuer Trupp anmarschierte, mußte man fürchten, daß er den Weg hier herein finden werde. Immer wenn ein schwirrender Federbusch auftauchte, mußte man die Besorgnis hegen, ein Offizier komme von Gustav Adolf, um die Kasse des wohl ausgestatteten Spitals zu fordern. Hatte nicht der König 100 000 blanke Taler erst jetzt von den Bürgern einverlangt?

Und Michael Engel war wahrlich keiner von denen, die mit dem Schwert in der Hand eine aussichtslose Stellung bis zum letzten Blutstropfen verteidigt hätten. Sein Bäuchlein war im Lauf der Jahre beträchtlich angeschwollen von manchem guten Hühnerbeinchen. Und seine Nase war nicht umsonst rot geworden wie eine Tulpe. Das Schnupfen allein war nicht an diesem Übel schuld. Freilich wer mochte auf die Dauer den guten Tropfen widerstehen, die alljährlich die Fässer füllten? Man brauchte die feurige Gottesgabe nicht gering zu achten, nein darum ließ der liebe Gott gewiß nicht das Gewächs auf den Kalkhügeln gedeihen.

Etwas getröstet von dieser Überlegung ließ sich Michael Engel breit und umständlich vor einem Bocksbeutel nieder. Aus seiner rückwärtigen Rocktasche holte er eine silberne Tabaksdose, auf der eine Jagdszene in Emaille glänzte, preßte zwischen Daumen und Zeigefinger eine schwarze Brise, breitete sie auf den Rücken der Hand und sog genießerisch die Stärkung in die

Blumen — H. Mayrhofer-Passau

Akt — Julius Hüther

Nase ein. Schon wollte er den Bocksbeutel ergreifen, um einen bereit stehenden Zinnbecher zu füllen, da vernahm er zu seinem größten Entsetzen, wie ein Geschrei auf der Straße losbrach, immer lauter herandröhnte und schließlich wie eine Brandung brausend und tosend anschwoll.

Michael Engel hätte sich in diesem Augenblick sicher gern in seinen hintersten Kellerwinkel geflüchtet, um dort vor dem Bauch eines Fasses die schlimme Zeit zu vergessen: aber Neugierde und Gewissen trieben ihn, sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen. So eilte er mit seinen kurzen Beinen ans Fenster zurück, blinzelte durch die Maschen des Vorhangs und schob dann, vom Anblick überwältigt, das Tuch ganz zur Seite. Weiß der Himmel. Das Verhängnis kommt! Da unten reitet auf einem Schimmel der König selbst. Barhäuptig sitzt er auf seinem Roß, stolz und doch freundlich seine Soldaten grüßend, die ihm von allen Seiten ihre Liebe zujubeln. Eben jetzt steigt er vom Pferd, groß und schlank steht er vor dem Portal, sein Reitermantel flattert im Wind von den königlichen Schultern.

So schnell er nur kann, mit kurzen trippelnden Schritten läuft Michael Engel durchs Zimmer, die Treppe hinunter an das Tor. Kaum hat er dabei Zeit, das geblümte Taschentuch in die Hand zu nehmen und die perlenden Tropfen der Stirn abzuwischen. Sein Atem fliegt.

Als er gleich darauf vor Gustav Adolf im inneren Hof stand, hatte er gar keine Rede präpariert. Daher füllte er die ersten Augenblicke mit ganz ergebenen Verbeugungen und untertänigen Anreden.

Gustav Adolf aber trat aus dem Kreis seiner Getreuen heraus, er hob seine Augen, ließ sie ringsum schweifen und nickte befriedigt: „Ein stattlicher Bau! Wo habt ihr die güldenen Batzen?"

Der Verwalter fühlte, wie ihm das Blut in den Kopf stieg. Das Wasser mußte ihm auf der Stirne glänzen, aber er wagte es jetzt nicht, sein Taschentuch herauszuziehen. Er rang nach Worten: „Ach hoher Herr. Ich bin Euer untertänigster Diener. Gern will ich alles tun, was Eure Majestät befiehlt. Wollen Eure Gnaden nicht erst einmal der Küche und dem Keller dieses Hauses Ehre antun?"

Gustav Adolf schien nichts einwenden zu wollen; daher erlaubte sich Michael Engel die weitere Frage, ob seine Majestät nicht eine ganz erlesene Weinprobe im Keller annehmen wolle. Für ein Weißbrot mit kernigem fränkischen Schinken werde er, der Verwalter, gleich Sorge tragen. Ein schönes Plätzchen sei im Keller gerichtet, mitten zwischen den mächtigen Fässern. Als Christ könne und dürfe die evangelische Majestät die Gottesgabe des fränkischen Weines nicht verachten.

Der König lachte. Dieser Verwalter war sicherlich ein Mann, der keine hinterlistigen Pläne im Schilde führte. Im Kriegslager hatte man nicht immer Zeit und Möglichkeit, die Güter der Welt zu erproben. Mochte daher der wohlgenährte Bursche mit seiner Feuernase einmal Führer sein zu einem kräftigenden Trunk.

Mit einem Zuruf an einen Hausangestellten sorgte der Verwalter dafür, daß die Begleiter des Königs zur Bewirtung in ein großes Zimmer eingeladen wurden. Rasch beordete er hierauf zwei Kerzenträger herbei und bat mit einer devoten Verbeugung die erlauchte Majestät, ihm zu folgen.

Sorgsam leuchteten die Lichtträger dem Schritt des Königs. Der Verwalter aber gab durch dauernde Erklärungen seine Obsorge für den hohen Kellergast kund. Während er seine geläufigen Redensarten wie „Vorsicht, Majestät — eine Stufe Majestät" ununterbrochen daherplapperte, dachte er verzweifelt daran, wie er den Schatz des Spitals vor dem Zugriff des Königs bewahren könnte. Trotz der Kühle, die sogar den abgehärteten Gustav Adolf veranlaßte, den Umhang enger an den Leib zu legen, perlten immer neue Schweißtropfen von der Stirn des Verwalters.

Man war am Ziel. Wuchtig wölbten sich die Bögen des Kellers, Schatten wuchsen aus Winkeln und Ecken, und die Fässer reihten sich zur langen Front. Vor einem mittelgroßen Faß bat Michael Engel anzuhalten. Rasch schob er ein Tischchen herbei, auf dem die zwei Kerzen Platz fanden. Dazwischen glitzerte das Glas einiger Trinkgefäße.

Während die Kerzenträger sich in den Schatten stellten, damit der königliche Besuch nicht von ihrer Anwesenheit gestört sei, klopfte sorgsam der Verwalter an die Reifen der Fässer, um mit dieser Geste das Zittern seiner Finger zu verbergen. „Der beste Tropfen, den wir im Keller haben, Majestät!"

„Spar dir deine Worte, schenk ein!"

Michael Engel öffnete behutsam den Zapfen, da tropfte in das bereit gehaltene Glas die goldgelbe Flüssigkeit. „Auslese, Trockenbeer Auslese", flüsterte demütig der Einschenker, während er das fließende Gold dem König geneigten Hauptes kredenzte.

Gustav Adolf hob die Hand zum Mund. Langsam ließ er Tropfen für Tropfen über die Lippen gleiten, wie Feuer rannen sie über seine Zunge in die Kehle. Der König, der in harter Zeit alle Entbehrungen mit seinen Truppen geteilt hatte, spürte die ungewohnte Zeche wie rieselnde Flammen. Er hatte nichts dagegen, als der schlaue Engel mit einem raschen Griff aus der Dämmerung eines Winkels einen Stuhl herbeizog, den König mit einer Verneigung zum Setzen einlud und das Glas zum zweiten Mal füllte. Während Gustav Adolf mit Andacht in der völligen Ruhe des Kellers das zweite Glas leerte und sich unter den Einwirkungen des Göttertrunkes immer mehr in seinen Gedanken verlor, holte der Verwalter Engel heimlich eine Brise aus seiner Dose. Und als der König gar das dritte und vierte Glas in Angriff nahm, da genehmigte sich der Gastgeber hinter dem Rücken des einsamen Zechers auch ein Gläschen.

Dann suchte er nach einem Anfang. Geschickt und klug wollte er seine Worte setzen. Wohl war das Schwert der Wehre nichts für seine fleischige Hand, aber der heimliche Schluck hatte wenigstens sein Mundwerk geölt. Daher wagte er, in die Gedanken Gustav Adolfs einzubrechen.

„Majestät", sagte er, „mein Name ist Engel. Michael Engel."

Gustav Adolf hob den Kopf. Der Trunk bewirkte es, daß er den Ernst der ungewöhnlichen Einleitung gar nicht beachtete und das Wort des Verwalters für einen Scherz nahm. „Engel?" lachte der König, „nun die Engel habe ich mir ein wenig anders vorgestellt. Nicht so dick. Auch die Nase nicht so rot!" Scherzhaft drohte der heitere König mit dem Zeigefinger.

Michael Engel aber gab sich einen Stoß und fuhr fort: „Wie stellen sich Majestät die Engel vor? Majestät haben sich doch sicher schon Gedanken darüber gemacht. Majestät wollen doch sicherlich auch in den Himmel kommen."

„Freilich will ich das."

Der Verwalter räusperte sich und tat sehr verlegen, so daß ihn der König fragte, was er denn habe.

„Ja", meinte Michael Engel, „da ist aber eine ganz dumme Geschichte, die mir gerade einfällt. Majestät haben gewiß gehört, daß vor fünfzig Jahren unser Landesherr Julius Echter — Gott hab ihn selig — seine Universität und dieses Spital hier gegründet hat. So lieb hat er diese beiden Stiftungen gehabt, daß er sich sogar zu dem Ausspruch verstiegen hat, die Universität sei sein Sohn und das Juliusspital sei seine Tochter."

„Was solls mit der Geschichte", warf Gustav Adolf ein. „Der Wein ist besser als deine Geschichte."

„Ja, Herr", fing Verwalter Engel aufs neue an. „Sie ist auch noch nicht zu Ende. Denn Julius, Gott hab ihn selig, hat hinzugefügt: Wer seine Tochter entehren oder ihrer Schätze berauben werde, den werde er am jüngsten Tag vor die Schranken des ewigen Gerichts fordern. Denn seht, Majestät, für die Armen, Kranken, Gebrechlichen und Bresthaften hat er dieses Haus gebaut. Was man dem Haus nimmt, das raubt man den Ärmsten. So hat Fürstbischof Julius — Gott hab ihn selig — gesagt." Den letzten Satz fügte Michael seiner Rede vorsorglich an. Sein Gesicht lag im Düstern, aber seine Augen lauerten auf die Antwort des Königs.

Der hatte sich erhoben, eine Röte flog über seine Wangen. Als wollte er aufbrausen, schob er das Glas mit den Weinrest zur Seite. Seine Zähne nagten an der Unterlippe. So stand er eine kurze Weile. Dan aber entspannten sich seine Lippen zu einem freundlichen Lachen, er

DIE AMSELN

Von Peter Scher

Amseln in Städten
singen für Publikum
als ob sie Auftrag hätten —
Ohren ringsum.

Ringsum Gestalten
drücken Entzücken aus;
auch Vögel halten
Beifall nicht aus.

Sondern sie werden
Künstlern und Spielern gleich:
Schön in Geberden
und überreich.

Heute am Morgen
lag ich im Walde tief,
mir selbst verborgen,
weil Gott mich rief.

Da hört' ich sie singen,
Amsel im Wald allein;
das war ein Klingen
und sich befrein —

Himmelstrunken!
Sich selbst zum Glück!
Ich ging versunken
beschämt zurück.

Der Erzähler — Leo v. Welden

trank den Rest, lachte laut auf und bemerkte: „Mit deinem streitbaren Fürsten — Gott hab ihn selig — möchte ich lieber nicht am jüngsten Tag zusammentreffen. Behalt deine Kasse und gib gut darauf acht, damit kein Taler am Kriegsende fehlt. Aber von dem Wein da wird mir dein Herr Julius — Gott hab ihn selig — wohl ein paar Flaschen gönnen."

„Das ganze Fäßlein sollt Ihr haben, höchste Majestät", beeilte sich glückstrahlend Michael Engel zu versichern.

„Meine Soldaten werden sich freuen, wenn du noch einen Trinkwein dazugibst", antwortete Gustav Adolf, während er hinter den beiden Kerzenleuchtern die Treppe hinanschritt. Als er wieder im Hof stand unter der herbstlichen fränkischen Sonne, da neigten sich wohl ein wenig die Häuser vor dem Schritt Gustav Adolfs. Dennoch verließ er kerzengerade ohne Schwanken den Hof.

Michael Engel aber flüsterte zärtlich den Namen seines enteilenden Gastes, dann trat er in die Schatzkammer, streichelte liebkosend die unversehrte Truhe, fingerte aus seiner Tabakdose ein tüchtige Brise und begab sich, mit einer Laterne bewaffnet, zu einer ausgedehnten Weinprobe in den Keller.

Aus einem Roman

„Ein bleiches Gesicht, die Hände in den Taschen, tauchte plötzlich vor ihm auf."

Im Laden

„Na, Kleiner, was bekommst du denn?"

„Das, was meine Mutter immer holt!"

„Und was holt denn deine Mutter immer?"

„Das, was ich holen soll!"

Prüde

Er: „Ich habe mir vorgenommen, den alten Adam auszuziehen!"

Sie: „Aber nicht in meiner Gegenwart!"

Geschäft

„Unser Geschäftshaus ist sehr groß. Unsere Reisenden zum Beispiel kommen erst nach Monaten von ihrer Tour zurück!"

„Auch schon was! Wir haben Reisende, die überhaupt nicht mehr zurückkommen!"

Au!

Kalle kommt in die Drogerie und verlangt Kölnisches Wasser.

„Farina?" fragt der Verkäufer.

„Nein" sagt Kalle, „für meine Frau!"

Maçon

„Mei Alte, dös Luader, hat mi heut wieder amal nausgschmissn; na wart, heit wann ma 'ra Wilderer begegnet, der hat nix zum Lacha!"

Mark Twain als Werbefachmann

Der große Humorist war zu Anfang seiner Laufbahn bei einer kleinen Zeitung beschäftigt, wo ihm der Briefkasten des Blattes übertragen wurde.

Eines Tages wandte sich ein Leser mit der Frage an das Blatt, ob das Glück oder Unglück bedeute, wenn zwischen den Seiten der Zeitung eine Spinne gefunden wurde.

Mark Twain antwortete ihm:

„Lieber Leser!

Es handelt sich um eine der bei uns dressierten Spinnen, die so abgerichtet sind, daß sie selbständig den Anzeigenteil unseres Blattes durchlesen. Finden sie nun irgendeinen Kaufmann, der bei uns nicht inseriert, spannen sie ihr Netz über seine Ladentüre und kein Käufer geht mehr hindurch. Mit Glück oder Unglück für Ihre Person hat also diese Spinne nichts zu tun!"

Geübt

„Sie wollen meine Tochter zur Frau? Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß sie ein sehr zartes Wesen besitzt!"

„Das macht nichts. Ich war ja lange Jahre Packer in einer Glaswarenfabrik!"

Ärgerlich

Zu Belle kommt jede Woche der Gerichtsvollzieher. Einmal meint Belle ärgerlich:

„Sagen Sie, lieber Herr, haben Sie denn nie Urlaub?"

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

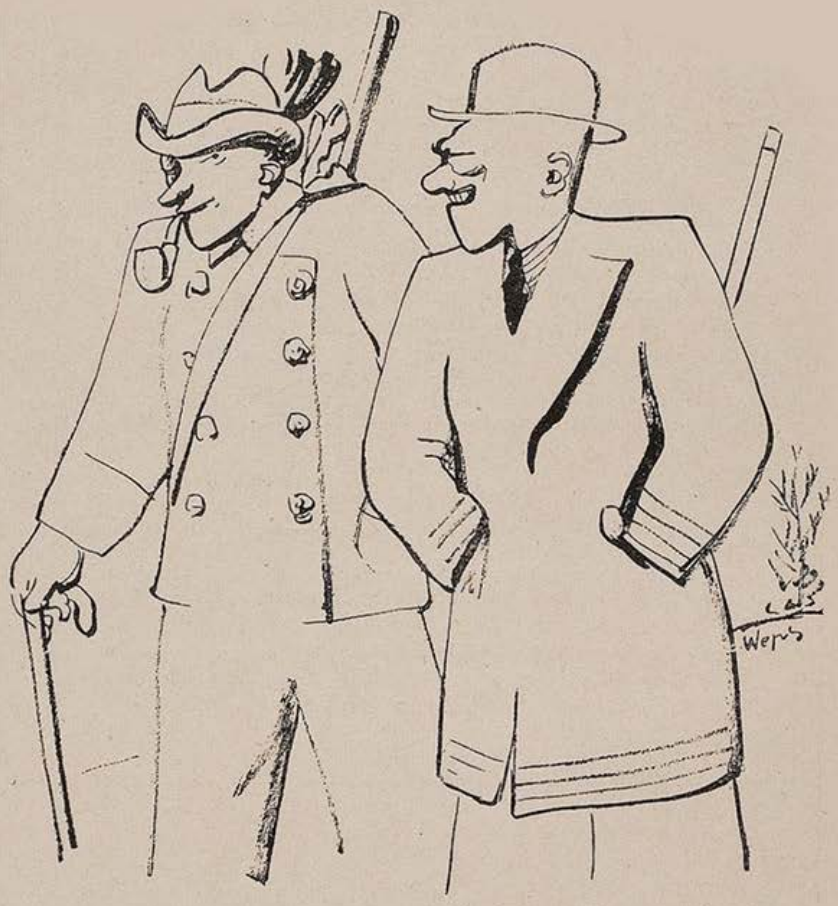
Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10



„Na, Herr Jägameista, wollen Se mich nich mal mitnehmen auf die Jachd — —?"
„Naa, meine Reh ham die bayrischen Belange no net überwunden!"

Die Ursache

„Frau Siller hat Zwillinge bekommen!"

„Kein Wunder; Ihr Mann ist doch doppelter Buchhalter!"

Der König

Friedrich der Große kam einst im Gespräch mit einem General an der Berliner Marienkirche vorüber, wo sich eine Schar Knaben tummelte, die ihn, als sie ihn erkannten, schreiend umringten. Friedrich hob seinen Krückstock und wollte sie verjagen. „Schert euch in die Schule" rief er, „wartet nur, ich werd's eurem Schulmeister sagen." Da rief ein echter Berliner Range: „Seht mal den, der will Könich sinn und weeß nichmal, daß Mittwoch nachmittags keene Schule ist!"

Der große Tierfreund

Karl Proteus Steinmetz, der bedeutende Bahnbrecher der Elektrizität, den man den menschlichen Jupiter nannte und der bei der Verleihung des Ehrendoktortitels als der bedeutendste Elektroingenieur der Welt bezeichnet wurde, war ein großer Tierfreund.

Eines Tages besuchte ihn ein Freund in seinem Laboratorium mitten im Winter und sah ihn in einem dicken Mantel an seinem Arbeitstisch sitzen.

„Nanu", sagte er zu ihm, „warum läßt du denn dein Laboratorium nicht heizen und arbeitest in einem dicken Mantel?"

Da zeigte Karl Proteus Steinmetz auf den Ofen, der ganz mit Papier gefüllt war, und sagte: „Eine Maus hat dort Junge gekriegt. Ich kann sie erst herausnehmen, wenn sie ein bißchen größer geworden sind."

Der teure Hirsch

Ein preußischer Offizier hatte zur Zeit Friedrichs des Großen ohne Jagdgenehmigung einen Hirsch geschossen. Er wurde dabei überrascht und zu hundert Taler Strafe verurteilt.

Um sich seine Laufbahn nicht zu verscherzen, schrieb er einen Brief an den Alten Fritz und bat ihn um Verzeihung.

„Das hat nichts zu sagen", antwortete der König, „für den Preis stehen noch mehr Hirsche zu Diensten."

Time is monney!

Ein Schotte ging mit einer jungen Dame spazieren. Nach stundenlangem Wandern kehrten sie, da die Dame nicht mehr weiter konnte, in ein Gasthaus ein. Nach langem Zögern entschloß sich der Schotte, seiner Begleiterin ein belegtes Brot zu bestellen. Als die junge Dame das Brot zur Hälfte verzehrt hatte, legte ihr der Schotte die Hand auf den Arm: „Wir haben noch einen weiten Weg", sagte er, „heben Sie den Rest für später auf. Das Brötchen hat einen ganzen Schilling gekostet!"

Da konnte das Fräulein nicht mehr an sich halten.

Wütend schleuderte sie ihrem Begleiter einen Schilling auf den Tisch. „So, da haben Sie — nun sind wir aber quitt!".

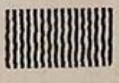
Das Geldstück war unter den Tisch gerollt. Der Schotte bückte sich und hob es auf.

„Aber Mylady", entgegnete er und schob die Münze in die Tasche, „das hätte doch auch bis morgen Zeit gehabt!" *K. L.*

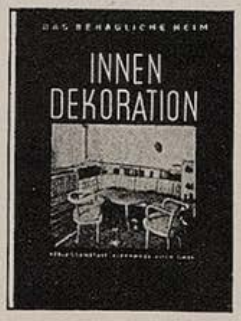
Die gefoppten Gelsen

In einem besonders gelsenreichen Sommer im Salzkammergut hatte Girardi schrecklich unter den Bissen dieser Plagegeister zu leiden. Sie hatten es vornehmlich auf seine mit Steirerstutzen bekleideten Beine abgesehen. Eines Tages verlor er die Geduld, zog hohe Schaftstiefel an und ... die weißen Stutzen darüber. So angetan, setzte er sich in den Garten und sah schadenfroh zu, wie die Gelsen sich nicht durchbeißen konnten. „Jetzt sollts ihr euch ärgern, ihr Ludern!"

Schwäche. vorzeit. d. Männer heilbar. 25jähr. Erfahrung. Erfolg überschd. Aufklär. Schrift u. Probe verschlossen geg. 24 Pf. Porto. Unverbindl. Chemiker Kaesbach. Berlin-Wilmersd. 151 Postfach 2.



Älteste und
führende Zeitschrift
auf dem Gebiet der
neuzeitlichen und
künstlerischen
Raumausstattung



47. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die
INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

Das Bildungswunder

Von Peter Scher

Schikaneder gilt als so belesen,
um nicht gleich zu sagen furchtbar weise,
daß gar mancher Mann aus kleinem Kreise
ihn bewundert wie ein höheres Wesen.

Unter uns: Ich kann den Schleier heben!
Wolln wir einmal seinen Trick enthüllen;
Keiner wird ihn auf die Straße brüllen,
denn ein dunkler Punkt ist ja in jedem Leben.

Schikaneder also schmökert ständig
so im Brockhaus wie im Großen Meyer
und erfaßt ein abgelegenes Wort, als sei er
tief im Wissen und beherrsch es eigenhändig.

Abends dann in schlichter Männer Kreise
schmuggelt er solch Wort in die Debatte,
reicht es dar wie Kaviar auf der Platte
und genießt den Ruhm der seltenen Speise.

So erst kürzlich, als er jäh entbrannte
und zum Staunen aller, die das Wort betäubte,
Herrn Bezirksarzt Schmidt, der sich nicht einmal sträubte,
einen Heautontimorumenos nannte.

Ganz erschlagen und bedrückt vernahm es jeder
Einzige der sonst viel klügeren alten Knaben
und bedauerte, nicht auch so viel studiert zu haben
wie der beispiellos von Wissen angefüllte Schikaneder.

Redensart

Schmeling geht spazieren. Sein Freund trifft ihn: „Wie gehts dir denn immer Max?" Seufzt Schmeling: „Danke schön, es geht, man schlägt sich halt so durch!"

Definition

Der Dichter Matthias Claudius, der zur Zeit Klopstocks lebte, befleißigte sich im Gegensatz zu diesem eines natürlichen, volkstümlichen Stils. Als man ihn einmal fragte, worin der Unterschied zwischen ihm und Klopstock liege, antwortete Claudius:

„Wenn Klopstock ausruft: ‚Du, der du weniger bist als ich und dennoch mir gleich, nahe dich mir und befreie mich, dich beugend, von der Last des staubausatmenden Kalbfelles!', dann sage ich ganz einfach: ‚Johann komm, zieh mir die Stiefel aus!'"

Goethe und Stieler

Der berühmte Portraitist Josef Stieler war im Jahre 1828 nach Weimar gekommen, um auf Wunsch des Königs Ludwig I. von Bayern Goethe nach dem Leben zu malen. Goethe erhielt von Stieler eine Kopie und war mit dem Bild sehr zufrieden. Scherzhaft sagte er: „Ich danke dem König, daß er nicht den Scharfrichter geschickt hat, um meinen Kopf zu bekommen, denn hier ist mein Kopf auf eine für mich angenehmere Art von Ihnen abgenommen worden."

Pariert

Georges Bernard Shaw gilt als sehr schlagfertiger Mann. Als in einem Londoner Theater eines seiner Stücke uraufgeführt wurde, überschüttete ihn das Publikum mit Beifall, für welchen sich der Dichter vor dem Vorhang bedankte. Mitten in den Applaus tönte plötzlich von der Galerie ein schriller Pfiff. Shaw verschaffte sich durch eine Handbewegung Gehör und rief zu dem Unzufriedenen hinauf: „Ich bin ganz Ihrer Meinung mein Herr, aber was können wir beide gegen so viele?"

Gehorsam

Ludwig XIV. sagte einmal zu seinen Hofleuten: „Die Könige haben ihre Macht von Gottes Gnaden. Wenn ich Ihnen befehle, ins Wasser zu springen, haben sie ohne Zögern zu gehorchen." Darauf erhob sich der Herzog von Guise und wollte hinausgehen. „Wohin?" rief der König.

„Schwimmen lernen" war die Antwort.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT
„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60

DIE FOTO-SEITE

Daten:
Bessa-Kamera,
Bessapan-Film,
Juli 18 Uhr,
Blende 11, 1/50 Sek.
Filter-hell.
Aufn. gi-t.

Auswertung mit allen Finessen

Nach überstandener Urlaubs- und Sommerszeit werden sich bei uns zahllose Negative angesammelt haben, die nun einer sorgsamen Ausarbeitung warten. Hier setzen ganz wesentliche Handgriffe ein, die dem Bilde seinen letzten Schliff geben sollen. Und wenn wir mit Liebe und Sorgfalt alle Möglichkeiten ausnutzen, wird viel für einen guten Erfolg getan sein.

Notwendiges Hilfsgerät ist der Vergrößerungsapparat. Wer Vollkommenes in der Fotografie leisten will, braucht ihn unbedingt. Die Anschaffung eines kostspieligen Präzisionsgerätes ist dabei gar nicht nötig. Schon ein gewöhnlicher Vergrößerungsansatz, der in Verbindung mit der Kamera gebraucht wird, leistet gute Dienste.

So entstehen dann aus kleinen Knipsbildchen wirksame Fotos, wie es auch unsere heutige Bildzusammenstellung zeigt. Immer kleinere Ausschnitte möglichst groß isolieren und das Dargestellte geschickt in den Raum stellen — das ist die ganze Kunst.

Vergleichen wir die beiden Aufnahmen, wo jeweils zwei der geknipsten Kinder vergrößert wurden, so werden wir finden, daß das untere Bild, welches das gegenüberliegende Ufer mit zeigt, wirksamer ist. Das Bild bekommt Tiefe und Räumlichkeit. Günstig ist es dabei, daß der Hintergrund unscharf erscheint. An dieser kleinen Gegenüberstellung erkennen wir, wie gerade das Experimentieren mit dem Vergrößerungsgerät den Blick für fotografisch wirksames Empfinden schult.

Die Ausschnittvergrößerung mit dem einzelnen Jungen hat eine ganz andere Bedeutung bekommen als das ursprüngliche Motiv. Es ist Ansichtsbild, bietet mehr formale Reize.

Überhaupt wird das Formale durch den Vergrößerungsgrad bestimmt. Je kleiner der Ausschnitt ist, desto stärker seine Bedeutung. Denn jetzt treten immer mehr Linien- und Körper-Elemente hervor, die an sich sprechen wollen.

Freilich wird hier eine Grenze durch das Negativkorn gesetzt Da man aber niemals im voraus wissen kann, wie weit eine Ausschnittvergrößerung erforderlich wird, ist es schon gut, von Beginn an ein möglichst feines Korn anzustreben, wofür wir in der „Jugend" schon mehrfach Hinweise technischer Art gaben. Denn so arbeiten wir gewissermaßen mit Reserve, die niemals schaden kann.

Bauen wir also doch einmal an einem freien Abend unseren Vergrößerungsapparat auf, um ähnliche Versuche mit einigen unserer Negative zu machen. Aber dabei wollen wir schön langsam arbeiten. Denn es kommt nicht darauf an, daß wir möglichst viel schaffen, sondern daß wir etwas Besonderes herstellen und nach Bestmöglichkeiten suchen. Das gibt Übung und Erfahrung. Wodurch wir immer weiter an Sicherheit in unserem Schaffen gewinnen werden.

gi—t.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

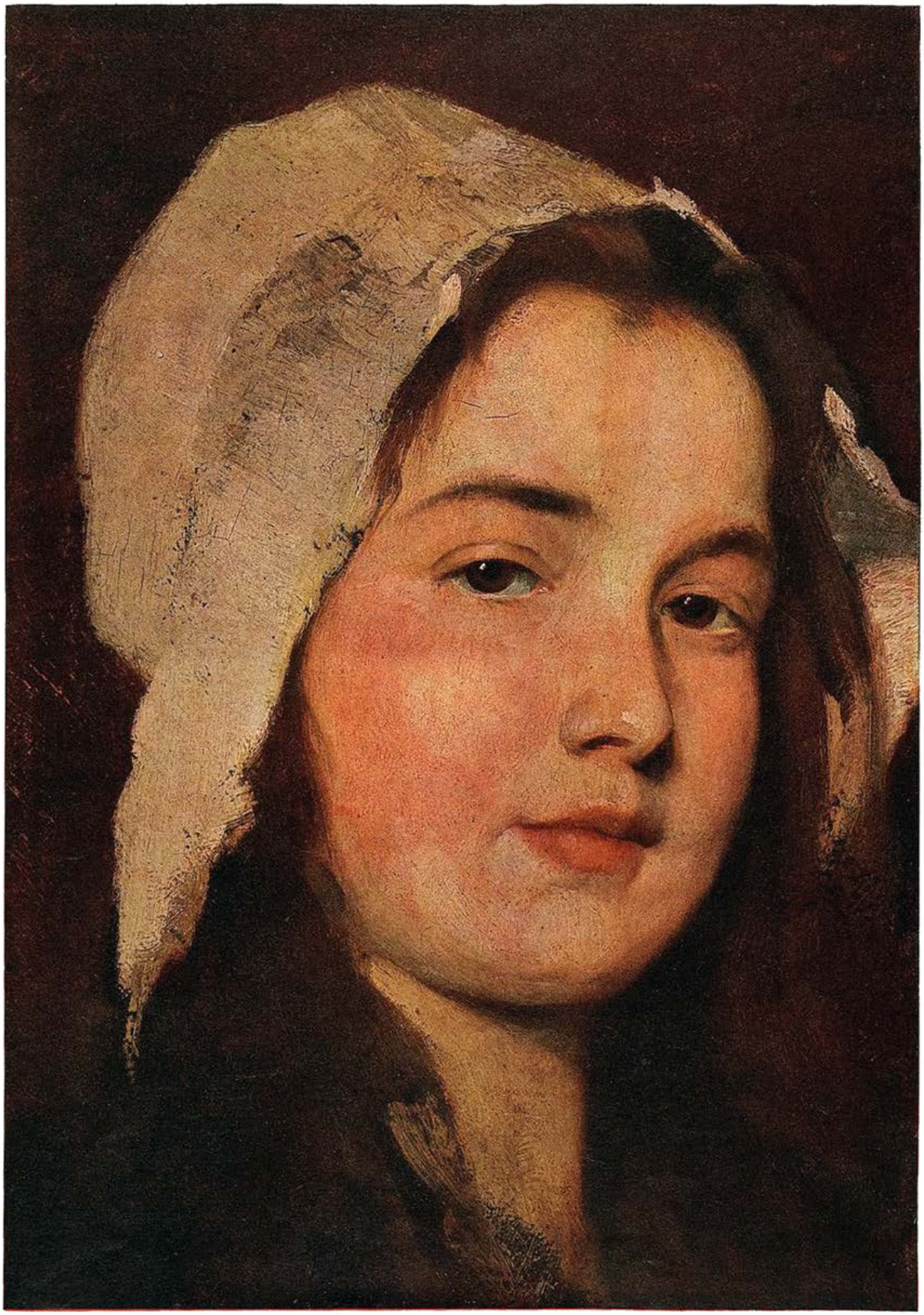
Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11.
— Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. II. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10 zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Endlich!

Rubey

„Wir haben zusammen schwierigere Hindernisse beseitigt — also muß auch dieses fallen"

JUGEND NR. 37 MÜNCHEN 1936 PREIS 60 PFENNIG



Mädchen-Bildnis Karl Gebhardt

JUGEND

41. JAHRGANG 1936 / Nr. 37

Südlicher Hafen — Karl Rabus

DER NEUE TAG

Unmerklich zart gelöst aus deinen Armen,
Tret ich hinaus. Da lauscht die Gartenfrühe,
Halblauten Klängen lauscht die keusche Frühe —
Ein wechselnd Anvertraun, ein hold Erwarmen.

Gelöste Schatten tauen selbstvergessen
Hinweg. Ich fühle deiner letzten Nähe
Hauchzarten Atem um mich; liebe Nähe
Hab ich noch nie so fern, so tief besessen.

Mit lang anschwellendem Gesang entfaltet
Die feierliche Heiterkeit des Lichtes
Den Tag! Du stehst bei mir im Glanz des Lichtes:
Tagklar mit Haus und Baum sind wir gestaltet!

Weber-Kirch

WELT IN SONNE

Von Else Rüthel

Die gelbe Posaune am Rande der Welt
stößt auf mit einem hellen Schrei.
Das blinde Glas des Schlafs zerschellt.
Ein inneres Bildnis bricht entzwei.
Bald ist die hold erschrockene Welt
mit Stirn und Fuß in Glanz gestellt.
Und in vertauschter Träumerei
verfällt die wundergläubige Welt
der tiefer süßen Gaukelei —

da tanzt ein goldenes Kind im Feld.
Und aus dem Kinde steigt ein Held
im Feuerhelm. Und zückt das Schwert
und ficht. Und facht den Flammenherd
des Himmels hell und heller an.
Und plötzlich starrt ein böser Mann
streng aus dem goldverglosten Zelt
in die von Glut betäubte Welt.
Doch sie in versonnener Duldsamkeit

erspürt im inniger blauenden Kleid
leise ein Stetes — geläutertes Licht —
einer heiligen Mutter leibhaftiges Gesicht
Neigt sich das liebende Antlitz der Nacht,
lächelnd ins Tote, das eisig blaut,
dann ist ein wahrhaftes Bildnis erbaut.
Reif geworden und aufgewacht,
ist nun die tief erschütterte Welt
erleuchtet den Sternen zugesellt.

WENN EINER GLÜCK HAT

VON PETER SCHER

Kleinbauer Moormann saß am Fenster und sah die Abendnebel über die graue Heide quirlen. Die Birken tropften von Nässe; alles grau in grau.

Moormann hatte Sorgen.

Er hielt die Hände gefaltet. Es schien, daß er betete. Vielleicht fluchte er auch. Seine Lippen bewegten sich und blieben schließlich fest aufeinander gepreßt. Sein Kopf sank vornüber.

Gute Nacht, Moormann!

Im Hühnerstall saßen elf Hennen und der Hahn Krischan auf der Stange. Es schien ein Abend wie jeder andere hereinzubrechen: Naßkalt, trist, zu Träumereien ungeeignet. Aber das Wunderbare, das Unbegreifliche — ganz einfach das Glück, wollte gerade an diesem unfreundlichen Abend wieder einmal in Erscheinung treten.

Krischan, der Hahn, der zur Verwunderung der Hennen schon ungewöhnlich zeitig eingedöst war, zog plötzlich den Kopf aus seiner Federboa heraus, sah sich verstört im Kreise um, öffnete den Schnabel und — bellte: Wau — wau!

Die Hennen sahen sich befremdet an. Was sollte nun das wieder sein! Sie waren von seinem eitlen Gockeltum mancherlei gewöhnt und rechneten ihm einiges zugute. Bei einem Herrn, der elf Damen kommandieren darf, ist ein kleiner Hochmutskoller am Ende begreiflich. Alle elf Hennen sahen Krischan gespannt an. Sie sollten Merkwürdiges erleben.

Er schien nach den ersten Probetönen seiner Sache sicher zu sein. Zu voller Größe sich erhebend, schlug er mit den Flügeln, reckte den Hals und — bellte von neuem.

Wau — wau, wau — wauwau!

„Na — nun schlägts dreizehn!" gackerte die ehrwürdige Altlegerin Stina und näherte sich Krischan, der in hoffärtiger und gespreizter Haltung ihrem Blick begegnete. Die anderen Hennen — besonders die jüngeren — klatschten belustigt mit den Flügeln.

„Soll das vielleicht Eindruck auf uns machen?" fragte Stina, indem sie Krischan mit ihrem rotgeränderten Augen spöttisch von der Seite ansah.

„Es scheint doch so!" sagte Krischan frech, ihr seid doch alle erschrocken. „Oder hat eine von euch je einen Hahn bellen hören?"

„Du Hochstapler!" kakelte eine jüngere Henne. „Mir imponierst du nicht und wenn du stundenlang bellst!"

Der Hahn Krischan kratzte sich am Kopf. Er schien sich der neuen Situation selbst nicht so recht gewachsen zu fühlen. Zum mindesten verursachte sie ihm Unbehagen. Er griff sich an den Hals und räusperte sich ein paarmal wie ein Sänger. Aber als er den Schnabel öffnete, kam wieder ein helles Hundegeklaff heraus — wie von einem Terrier.

„Er ist verrückt!" sagte Stina. „Ich wette, wenn man ihm energisch entgegentritt, kann er plötzlich wieder krähen wie es sich gehört. Keinen Unsinn, Krischan, vorwärts — krähe!"

Alle Hennen standen im Kreis herum und warteten mit Spannung auf das Resultat.

„Wau — wau, wau-wau-wau!" blaffte Krischan gellender als je.

Die Augen standen ihm aus dem Kopf vor Anstrengung; er wußte selbst nicht, wie ihm geschah. Er gehorchte höheren Befehlen, er mußte einfach bellen.

Die Hühner lachten sich halbtot und schlugen mit den Flügeln. „Total verrückt!" schrien sie durcheinander. „Der kann so bleiben!"

„Ruhe!" gackerte die alte Stina. „Laßt euer törichtes Geschrei, horcht!"

Krischan ließ eine noch durchdringendere Reihe von Blaffern erschallen. Es war richtig aufregend. Die Hühner flatterten verwirrt von der Stange und duckten sich an die Wände.

Krischan bellte wie ein Hofhund, der einen Dieb wittert.

Kleinbauer Moormann hob lauschend den Kopf. Es war nun schon ganz dunkel geworden. Er fuhr sich über die Augen, seufzte tief auf und horchte angestrengt hinaus. Was war das? Ein Hund im Hühnerhof? Er zündete hastig die alte Stalllaterne an und latschte in Holzpantoffeln über den Hof. Wahrhaftig, ein Hund mußte zu den Hühnern eingedrungen sein. Na warte, dem wollte er etwas erzählen! Er nahm eine Bohnenstange zur Hand, riß schnell die Tür des Hühnerstalls auf, leuchtete mit der Laterne und — fuhr mit einem Schrei zurück.

Mitten im Raum stand der Hahn Krischan, hatte einen plustrigen Federreif um den Hals und bellte, bellte, bellte.

Die Hühner hielten sich mäuschenstill.

„Dunnerslag!" schrie Moormann, nachdem er sich von dem ersten Schreck erholt hatte, „dat muß ick glicks uns' Lehrer melden!"

Die Pantinen klapperten und die alte Stalllaterne funkte im Zickzack, als Moormann ins Dorf stürmte.

„Sü sin' woll all'n büschen besapen, Moormann!" sagte der alte Lehrer besorgt und er dachte gutmütig: Sein Kummer hat ihm den Geist verwirrt! Man muß nachsichtig mit ihm sein! Auf jeden Fall werde ich ihn nach seinem Hof begleiten und nach dem Rechten sehn.

Als der gute alte Lehrer vorsichtig hinter Moormann in den Hühnerstall trat, wozu er sich bücken mußte, denn er war ein sehr stattlicher Herr, schlug er die Hände zusammen und sah dem Bauern erschrocken ins Gesicht.

„He bellt as'n Hofhund!" sagte er und kniff sich in den Arm, um sich zu überzeugen, ob zur Abwechslung nicht er selbst den Verstand verloren habe. Aber es blieb dabei. Der Hahn Krischan bellte.

„Das ist stark, Moormann", sagte der Lehrer. „Wissen Sie auch, was das ist, Moormann? Das ist ein ganz ungewöhnlicher Vorfall!"

Er sprach vor Erschütterung hochdeutsch.

„Es muß in die Zeitung, Moormann", fuhr der Lehrer fort, „und zwar auf der Stelle!"

Ein Gedanke war ihm durch den Kopf gefahren. Sein Gesicht hatte sich aufgehellt. Er empfahl sich eilig und gebot dem Bauern, gut auf Krischan aufzupassen.

Drei Tage später kamen die ersten Autos angefahren. Herren von der Zeitung wollten durchaus den Hahn Krischan besichtigen und fotografieren. Moormann wurde ausgefragt. Krischan wurde fotografiert. Alles überwachte der Lehrer. Als einer der Herren, ein ganz schlauer, eine Tonaufnahme von Krischans Gebell machen wollte, erhob der Lehrer Widerspruch und sagte, Herr Moormann behalte sich alle Rechte vor.

Dem Bauern ging allmählich ein Licht auf. Auch in der Heide ist man nicht auf den Kopf gefallen, wenn es ans Verdienen geht.

Die große Schaunummer: Krischan der bellende Hahn beherrschte lange die internationale Spezialitätenbühne.

Typen v. Welden

(Fortsetzung S. 590)

Der Herbst

Ferdinand Spiegel

Dorf in Bayern — Walter Schlick

ERNTEZEIT

Von Heinz Rusch

Sie bogen die Stirn, sie schnitten das Korn,
Im Felde leis wogte der Wind;
Rings standen Mohn und Rittersporn
Und tranken das Licht vom Himmelsborn,
Wo ewig der Urquell rinnt.

Nun ruhen sie aus, die Männer und Fraun,
Im Herzen leis summet ihr Blut;
Wenn sie erquickt zum Dorf hinschaun,
Wirft eine Lerche sich im Blaun
Weit in die Mittagsflut.

KLEINE TRAGÖDIE

Von Hans B. Wagenseil

Nach einer längeren Radfahrt kehrte ich in Pähl beim oberen Wirt ein. Es war einer jener Nachmittage, an denen der Sommer noch einmal dem Herbst die Herrschaft streitig macht. Eine flirrende Hitze brütete über dem von Kastanienbäumen verschatteten Wirtsgarten. Ein paar Wespen schwirrten eifrig um eine auf dem Holztisch vergessene Bierflasche. Von der Kegelbahn her dröhnte manchmal das dumpfe Rollen der Kugeln, dort übten sich die Wirtsbuben in dieser handfesten Kunst. Sonst herrschte eine ungebrochene Stille. Bald verfiel ich denn auch neben meinem Bier in jene besinnliche Träumerei, in der sich der Bayer so gerne gefällt. Plötzlich sah ich folgendes: an einem der Fensterläden zu ebener Erde war kunstvoll ein riesiges, kreisrundes Spinnennetz angebracht. In dieses Spinnennetz fiel unvermutet aus dem Nichts ein ungewöhnlich großer Käfer. Ich weiß noch, daß mir zugleich mit einer Erinnerung an die Knabenjahre einfiel, daß es sich hier um ein seltenes Exemplar handeln müsse, eine Art Rosenkäfer, wenn ich mich nicht irre; sein Panzer schimmerte grün und exotisch im Sonnenglast. Aber schneller, als ich alles das zu denken vermochte, schoß schon die Spinne aus ihrem Gespinst —, blieb aber

dann plötzlich ratlos und wie vor den Kopf gestoßen vor dem stämmigen Kerl stehen. Sie umkreiste den armen Schächer einmal wütend wie eine Tarantel, gab aber dann klein bei und huschte sichtlich verärgert in ihre trichterförmige Röhre zurück. Dort saß sie nun und sah vergrämt dem Schauspiel zu, das ich mit ehrlicher Freude verfolgte. Der stramme Kerl nämlich gab den Kampf nicht verloren. Er wehrte sich gegen die zähen Fäden, die immer wieder nach seinen schwarzbehaarten Beinen griffen, strampelte, schlug Purzelbäume und von seinem stattlichen Eigengewicht unterstützt gelang es ihm, sich gleichsam stufenweise aus der Umklammerung zu befreien. So fiel er mit mehrfachen Salti von einer Netzmasche in die andere. Er war jetzt aus dem Gröbsten heraus und verschnaufte ein wenig, während mir unleugbar der Atem schneller ging. Wird er es schaffen? Als wolle er mich beruhigen, gab sich der wackere Schröter einen verzweifelten Ruck, er überschlug sich dreimal ... das ganze Netz schaukelte, er fiel ... verfing sich ... hing an einem Faden ... und fiel mit hörbar scheppernden Chitin-Panzer zu Boden. In diesem Augenblick drehte eines der weißen Bauernhühner den Kopf. Es lief herzu und mit einem einzigen Schnabelhieb war mein Rosenkäfer verschwunden.

NICHTIGKEITEN

Novelle von Hjalmar Bergman

Sie war die ganze Nacht wach gelegen. Die Wellen, die sich an den grobbehauenen Bohlen des Kais brachen, machten ein gurgelndes, zischendes Geräusch. Gegen Morgengrauen wurde es ruhiger. Eine Tür schlug im Windzug. Tritte auf dem Gangläufer, Schritte — eine Pause — Schritte — eine Pause. Es ist der Stiefelputzer, der die Schuhe der Gäste sammelt. Es muß sechs Uhr sein.

In fünf Stunden also, in fünf Stunden ...

Zwei Jahre und fünf Stunden. Sie hatte zwei Jahre gewartet, und jetzt blieben noch fünf Stunden. Sie lag da und starrte auf den blaßgelben, durchsichtigen Fenstervorhang. Es war am besten, hier zu liegen, besser als aufzustehen. Es war am besten, dazuliegen, ohne zu denken, einfach zu warten. Mit jedem Atemzug kam er näher, das war alles, was sie zu wissen brauchte. Sie waren zwei Jahre getrennt gewesen, während dieser zwei Jahre hatten sie sich nicht umeinander gekümmert. Zwei Jahre lang hatten sie getan, als seien sie Fremde, einander gleichgültig, ohne etwas voneinander zu sehen oder zu hören. Und jetzt blieben noch fünf Stunden, kaum fünf Stunden ...

Es waren so geringfügige Dinge, die sie getrennt hatten, reine Nichtigkeiten, unbedeutende, kleinliche, aufgebauschte Belanglosigkeiten — die zwei Jahre des Lebens gekostet hatten, zwei Jahre der Jugend! Aber sie durfte nicht daran denken, nicht daran. Dieser Tag wenigstens sollte nicht getrübt sein. Aber es war ihr bange, so unsäglich bange, was, wenn er nun doch nicht kommen würde? So viel kann dazwischenkommen. Oder vielleicht war er anderen Sinns geworden ...

Nein, er hatte geschrieben, daß er kommen würde; also würde er es sicher tun. O nein, sie wußte sehr gut, daß er sich durch nichts abhalten lassen würde, wenn er kommen wollte.

Wer konnte dieser Bub sein, der nicht aufhörte zu lärmen? Die Pension war nicht groß, sie kannte alle Gäste. Vielleicht waren neue Leute mit dem Abendschiff angekommen. Der kleine Lausbub, wenn er wüßte, wie sehr er sie mit seinen schrillen Jodlern quälte. Wollte er den ganzen Tag lang so weitermachen? Gerade vor ihrem Fenster? Du meine Güte, nein! Sie machte das Fenster auf. „Hallo, hör zu, Kleiner! Warum jaulst du so laut? Möchtest du nicht ein wenig leiser spielen?" Er brach ab, starrte sie an und machte den Mund auf. Man konnte sehen, daß er sich einen Augenblick lang Mühe gab, diese unerwartete Frage einer Fremden zu verstehen. Aber es war nur ein Augenblick des Schweigens. Im nächsten Moment machte er eine freche kleine Grimasse und wandte ihr den Rücken.

Sie zog sich an. Sie hatte wirklich keine Eile, es war reichlich Zeit, zu viel Zeit. Dann fiel ihr ein, daß sie ihr Haar auf andere Art ordnen mußte. Auf die Art, die er gewohnt war. Oder war sie jetzt zu alt dazu? — nach zwei Jahren?

Sie warf ein Tuch über und lief die Treppe hinunter. Die Luft war kalt, aber sie würde beim Rudern warm werden. Sie wollte geradeswegs hinüber auf die Insel rudern, wo die Sonne zwischen den Baumknospen hing. Sie lief zum Landungssteg und kniete nieder, um das Schloß an der Bootskette aufzuschließen.

Sie hörte ein schweres Atmen. Der Junge stand neben ihr, vorgebeugt, die Hände auf den Knien. „Wollen Sie hinausrudern?" fragte er; seine Stimme war unangenehm kreischend. „Dann komme ich mit."

Sie konnte nicht umhin, eine Abneigung gegen diesen anmaßenden, fistelstimmigen Wicht zu empfinden. Es war bisher so friedlich in der Pension gewesen, nur ruhige, liebenswürdige Menschen. Und gerade heute kam dieser kleine Fremdling daher, um den Frieden zu stören. Sie sprang in den Kahn. Als er hinterdrein zu klettern versuchte, gab sie ihm einen keineswegs sanften Puff. Er verzog das Gesicht, als ob er weinen wollte, besann sich aber eines anderen und stieß einen ohrenzerreißenden Jodler aus. Sie ruderte mit langen Schlägen hinaus auf die Insel zu.

Als sie zurückkam, war es neun Uhr. Der Gong rief alle hinein zum Frühstück. Aber sie konnte nichts essen. Sie konnte nicht stillsitzen. Es gab jetzt kein Mittel mehr gegen ihre Unruhe. Sie ging auf der Veranda hin und her. Die Pensionswirtin kam heraus und fragte, ob sie nichts frühstücken wolle? „Nein, nein, danke; jetzt nicht." Sie konnte nicht ruhig stehen. Der Junge geriet ihr in den Weg. „Schau jetzt, daß du hier weg kommst!" sagte sie und ergriff ihn an der Schulter. Er schrie laut auf, unnötig gellend, sie hatte ihn kaum berührt.

Und dann sagte er: „Wenn Sie mir den Kahn nicht leihen, schreie ich, bis Sie taub sind." Die Wirtin nahm ihn am Arm und zog ihn beiseite. Er stemmte sich dagegen.

„Wem gehört der Junge?" fragte sie. „Ist niemand da, der sich um ihn kümmern könnte?"

„Sie sind gestern abend angekommen", sagte die Wirtin. „Die Mutter, die Ärmste, ist krank. Sie liegt dort in dem Liegstuhl." Es war eine kleine Frau mit wächsernem Gesicht und großen, müden, teilnahmslosen Augen. Natürlich konnte sie nicht anders, als mit der kranken Frau Mitleid emp-

(Fortsetzung S. 584)

Scherenschnitt D. v. Bentheim

Peter Scher phot. Wasow

GEDICHTE

Von Peter Scher

Quorax brekkekex

Fröschen ist es unbenommen,
denn sie sind nun einmal wie sie sind,
daß sie meinen, jeder Nichtfrosch wäre blind
und allein im Froschpfuhl sei die Welt vollkommen.

Laßt sie quaken,
laßt sie quarren
und einander auf dem Rücken tragen;
Gott hat manches übrig — auch für Narren.

Wollen wir den Schöpfer loben,
daß wir ganz und gar nicht sind wie sie;
singt nur, Frösche, singt nur eure Lithurgie —
wenn sie euch erhebt, seid ihr dem Pfuhl enthoben.

Gerade dies —

Werde, Kind, ein wenig weiser,
rede, Schreihals, etwas leiser!
eines Tages bist auch du besiegt,
mußt bejahen, was du stets verneint
und trotz Sträubens einmal doch verstehn:
Daß, je näher liegend etwas scheint,
in der Regel umso ferner liegt
gerade dies.

Denn im andern Fall: Was täten die Genies,
die den Wald vor lauter Bäumen . . . sehn?

Die Dinge trauern

Wenn Ähren wenig Körner haben,
dann tragen sie sich hoch und starr;
so ist der Mensch mit wenig Gaben
oft eingebildet und ein Narr.

Dagegen Ähren, die sich neigen,
gebeugt, versunken, schwer und reich,
ist köstlicher Ertrag zu eigen
dem leiderfahrenen Menschen gleich.

Und, die wir in Erwartung schauern,
steht aller Dinge Sinn und Pflicht
als Beispiel täglich vorm Gesicht —
nur sehn wir nicht,
daß alle sehr um unsre Blindheit trauern.

Spinnen

Spinnen
sind scheinbar Kapitalisten,
die den berüchtigten Mehrwert gewinnen;
Unternehmer
voller Listen.
Morgens schaukelt ihr Netz im Wind;
niemand hat es wie sie bequemer,
Ware zu stapeln. Was sie nicht fressen,
wird zu Paketchen eingesponnen,
baumelt am Netz zum Trocknen und Sonnen.

Aber zum Schluß — wird alles vergessen
und es findet kein Ausverkauf statt,
denn warum?
Denn darum:
Sie sind satt.

Also sind Spinnen
wiederum nicht,
was sie scheinen.
Denn was sie gewinnen
mit fleißigen Beinen
über das Nötigste hinaus,
darauf leisten sie Verzicht;
bringen Nutzen in Hof und Haus,
woraus
sich ergibt,
daß sie als Kapitalisten nicht blind,
sondern Idealisten sind
und beliebt.

Dorfstraße Hermann Fricke

finden. Aber dennoch beherrschte ihre eigene Bangigkeit alles. Trotzdem sagte sie zu dem Jungen: „Wenn du brav und schön leise bist, überlasse ich dir später das Boot. Das heißt, wenn deine Mutter nichts dagegen hat ...“ Dann ging sie in ihr Zimmer hinauf, warf sich aufs Bett und schloß die Augen ...

Sie fuhr hoch. Das war das Schiff? Das war das Schiff, wie es Signal gab. Sie stürzte auf und hinaus. Sie nahm sich nicht die Zeit, den Kahn loszuketten; sondern rannte den Kai entlang. Nun fuhr der Dampfer am Ende des Hafendamms vorbei, es war also noch reichlich Zeit. Als sie noch ein gutes Stück von Landungssteg entfernt war, blieb sie plötzlich stehen. Um besser sehen zu können, beschattete sie die Augen mit der Hand. Aber im kritischen Augenblick half ihr das nichts, ihre Augen füllten sich mit Tränen und sie sah nichts.

Er nahm ihren Arm, sie sah nichts. Aber sie hörte, daß er auf sie einflüsterte. Sie gingen Seite an Seite, ganz langsam. Es gab jetzt keine Eile oder Hast mehr. Es gab jetzt keine Frage nach Jahren oder Stunden. Sie ging an seiner Seite, ruhig und friedlich. Nur war sie sehr müde.

Der Kies auf der Veranda knirschte unter ihren Schuhen. Er blieb stehen: „Ist es hier?“

„Ja, laß uns hineingehen. Komm, Lieber!“

Sie ließ seinen Arm los und ging voran. Der Junge stürzte auf sie zu und warf die Arme um sie. „Kann ich Ihr Boot haben?“ schrillte er. Und selbst jetzt, nun sie ruhig war, ging ihr der schrille Falsetton und das spitze, verschlagene, frühreife Gesicht auf die Nerven.

„Was für ein Junge ist das denn?“

„Wer weiß? Ein richtiger kleiner Wilder. — Da, schau, hier ist der Schlüssel. Aber gib acht und verliere ihn nicht.“ Der Junge riß den Schlüssel an sich. Dann spreitete er die Arme und aus der eingesunkenen Brust kam ein überraschend lautes, triumphierendes Jauchzen. „O Gott!“ seufzte sie. „Ich hoffe, wir haben jetzt für eine Weile Ruhe. Er ist so ermüdend, dieser Junge.“ Sie lief die Treppe hinauf. Auf der obersten Stufe drehte sie sich um und breitete die Arme aus.

Jetzt war es still. Die Sonne schien durch die sandgelben Vorhänge. Die Möven hielten ihre Mittagsrast. Im Zimmer herrschte nahezu Stillschweigen. Sie flüsterten ein langes, jubilierendes Geflüster. Zwei Jahre waren verstrichen. Fünf lange Stunden waren vergangen. Von was flüsterten sie? Von der Zukunft? Vielleicht. Von Nichtigkeiten? Ja doch!

Ein Schrei! ... Es war so wunderbar still gewesen, das konnte nicht lange währen. Jetzt erwachten die Möven aus ihrem Mittagsschlummer. Sie stand halb aus dem Lehnstuhl auf und zog an der Vorhangschnur. Er saß auf dem Fußboden, seinen Kopf auf die Armstütze des Stuhls gelegt. Wieder ein Schrei draußen! Konnte das der Junge sein? Plötzlich begannen Leute herumzulaufen. Die dünnen Bodenbretter der Villa knarrten, Mörtel rieselte unter eilenden Füßen. Hilfe! Hilfe!

Im Nu war er auf den Beinen und neigte sich aus dem Fenster. Er konnte zuerst nichts sehen; er sagte: „Es ist ein Boot draußen ... ein leeres ...“

„Mein — es ist mein Boot? Der Bub, wo ist der Bub?“

Er wandte sich um, sah sie an, stürzte dann zur Türe. Sie hörte ihn auf der Treppe stolpern. Einen Augenblick später hörte sie seine Stimme von der Terrasse: „Ist ein Boot da?“ Nein, es war kein Boot da; wohl weiter weg, beim Hotel, aber das war fünf, sechs Minuten entfernt, wenn man lief. Sie stand auf, wagte aber nicht zum Fenster zu gehen. Sie hörte jemanden den Kai entlang in der Richtung zum Hotel laufen. Aber es waren schwerbeschuhte Füße, nicht seine. Also war er ins Wasser gesprungen ...

Sie ging auf den Gang hinaus. Wieder verstrichen die Sekunden so schrecklich langsam. Ja, sie hatte dem Jungen den Schlüssel gegeben. Es war ihre Schuld. Er hatte gebettelt und gebettelt — das war keine

Entschuldigung. Sie gab ihm den Schlüssel, um ihn loszuwerden, um sein Kreischen nicht mehr zu hören.

Und nun war es seltsam still. Sie stieg die Treppe hinunter. Die Kranke saß noch immer in der Ecke der Veranda. Aber sie hatte sich vorgebeugt, mit den Händen auf den Armlehnen, so versuchte sie immer wieder aufzustehen. Als die Frau sie erblickte, gab sie es auf und sank zurück in den Stuhl. Ihre großen matten Augen begegneten ihren. „Wo ist Bertil? Haben Sie Bertil gesehen?"

Sie ging zu der Kranken hin. „Sie müssen sich nicht ängstigen", sagte sie. „Bertil ist mit meinem Boot hinausgefahren und kann allein nicht mehr hereinkommen. Aber mein Mann ist zu ihm hinausgeschwommen. Mein Mann ist ein vorzüglicher Schwimmer. Sie werden sehen, daß Sie ihn in ein paar Minuten wieder hier haben."

„Wollen Sie nicht nachschauen?" fragte die Kranke. „Was machen sie jetzt?"

Sie zwang sich, an die Verandabrüstung zu treten. „Oh", sagte sie, „nun sind verschiedene Boote vom Hotel gekommen. Sie müssen sich keinerlei Sorgen machen." Sie setzte sich neben die Kranke und nahm ihre Hand.

„Es ist mein einziges Kind", sagte die Mutter, als müsse sie ihre Ängstlichkeit entschuldigen. „Und ich bin zudem Witwe ..."

„Sie brauchen keine Sorge zu haben", beruhigte sie sie immer wieder. Jetzt sagte sie mit veränderter, zitternder Stimme: „Horchen Sie! Horchen Sie nur!" Es war das weinende Kind. Es heulte laut und rief nach seiner Mutter. Allem Vorgefallenen zum Trotz war seine Stimme ebenso schrill, unangenehm, rechthaberisch, fast herausfordernd. Aber sie merkte das jetzt nicht. Sie streichelte die Kranke hastig und beschwichtigend und verließ sie eilig. Sie lief hinauf in ihr Zimmer. Ehe sie das Bett erreichte, sank sie auf ihre Knie. Aber selbst so konnte sie sich nicht aufgerichtet halten, sondern fiel vornüber auf den Boden und brach in einen Strom von Tränen aus.

Es war eine wundervolle Erleichterung. Sie wusch die Schrecken und Ängste der Tage und Nächte währenden letzten Minuten ab. Sie wußte nicht, wie lange sie so lag und weinte. Es konnte nur eine ganz kurze Zeit gewesen sein. Sie wäre gerne Stunden und Stunden so geblieben. Es war solch eine Erleichterung, zu schluchzen, einfach zu schluchzen.

Aber jetzt fühlte sie sich beschämt. Sollte er sie dabei überraschen, wie sie wie ein Bündel am Boden lag? Sie stand auf. Sie ging zum Spiegel, um ihr Haar zu ordnen. Sie bemerkte seine Reisetasche. Oh, er brauchte trockene Sachen! Sie begann geschäftig auszupacken, Hemden, Socken ... Plötzlich hielt sie inne und trat ans Fenster. Die Boote vom Hotel waren immer noch draußen und der ganze Strand war mit Menschen gesäumt.

Jetzt hörte sie die Stimme der Kranken von der Veranda her. In einem bemitleidenden Ton sagte sie: „Aber warum mußte er ertrinken? Wie ging das zu?" Ertrunken? Wer? Der Junge? War der Junge nicht gerettet? Hatte sie ihn nicht selbst gehört, wie er nach seiner Mutter rief?

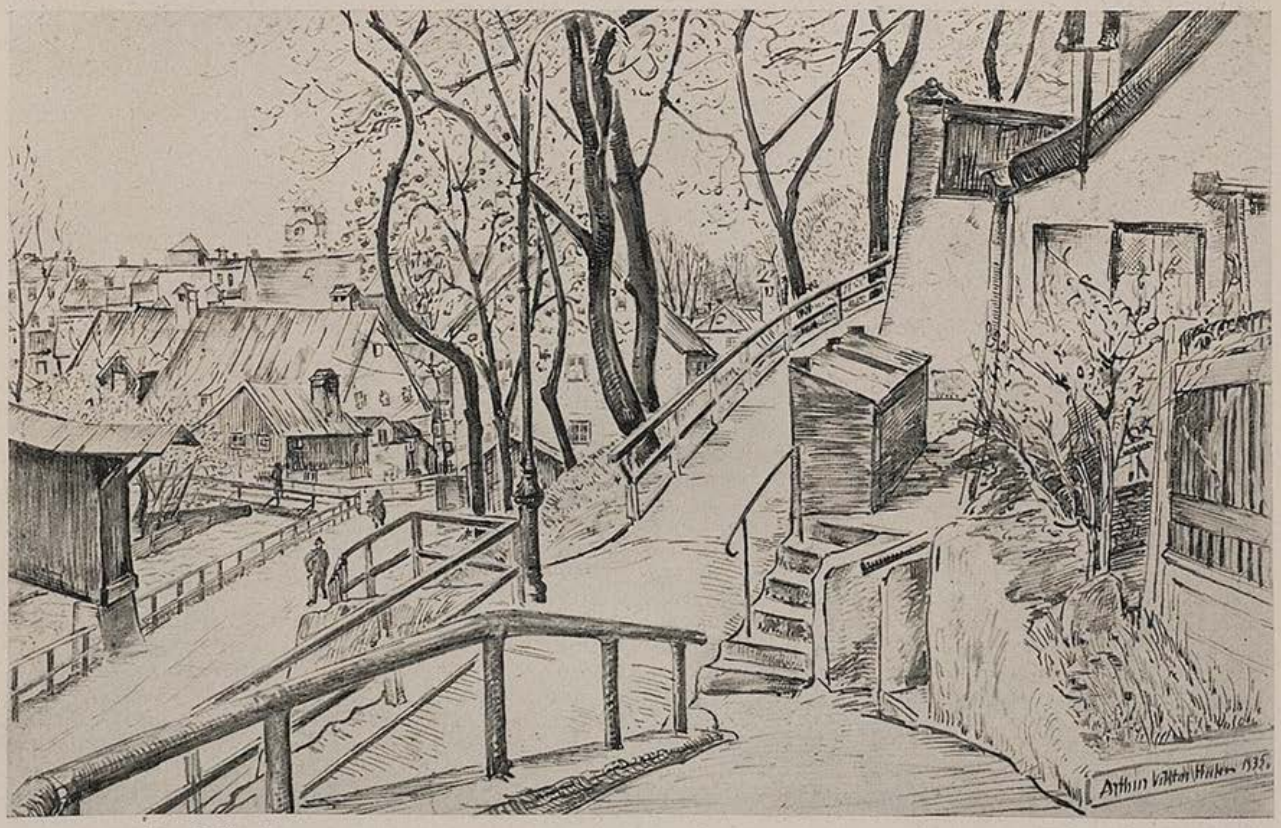
Und jetzt, jetzt hörte sie des Knaben überschnappende Stimme: „Das Kiel des Bootes hat ihn am Kopf getroffen."

Und die Wirtin wiederholte: „Ja, der Kiel hat ihn am Kopf getroffen ..."

Sie schaute hinaus. Vier Boote fuhren langsam hintereinander im Kreise wie in feierlichem Tanz. Die Männer stießen Stangen ins Wasser.

Plötzlich begannen ihre Gedanken so rasch zu kreisen, daß sie sich am Fensterkreuz festhalten mußte. Und um diesem tollen Rundtanz Einhalt zu gebieten, begann sie sich zu fragen: „Was waren das doch für Nichtigkeiten — nichts als Nichtigkeiten ..."

(Berechtigte Übertragung aus dem Schwedischen von Hans B. Wagenseil.)



Motiv aus Alt-München — Arthur Huber

Am Meer — v. Riedemann (phot.)

HEIMKEHR AUS OLYMPIA

Ein Bericht aus dem Jahre 36 v. Chr.

Themistokles (tritt in das Haus des Olympiasiegers Ajax und begrüßt dessen Gemahlin Agage mit der Siegesbotschaft):

„Nenikekamen! Freue dich, o großäugige Agage, er hat gesiegt! Dein Gemahl hat traun fürwahr den Lorbeer errungen, den rundgefügten! Nicht überwanden ihn die Helden von Mykene, noch die Stiere des Pelops, sondern er hat sich erwiesen als der Beste und gar groß ist sein Name in Griechenland!"

Agage: „Ich höre deine geflügelten Worte, o Themistokles, aber ich sehe nicht meinen Gemahl. Denn längst sind vorüber die Spiele zu Olympia und alle andern sind längst heimgekehrt zur Gattin, der heiß sehnenden!"

Themistokles: „Zürne nicht, o großäugige Agage, denn gar viel hat er geduldet und erlitten und vor den Sieg haben die Götter den Schweiß gesetzt."

Agage: „Erzähle, o Themistokles, den Hergang!"

Themistokles: „Sogleich werde ich dir, o großäugige Agage, den Hergang erzählen. Sie standen sich also gegenüber im männlichen Zweikampf und glänzten vom Öl des Libanon und gar viel Volk war um sie versammelt. Da öffnete Ajax, der Gewaltige, den gewaltigen Mund und sprach also: ‚Komm heran, du Stier des Pelops, damit meine Fäuste wie Donnerkeilen zertrümmern dein schöngeschwungenes Nasbein und des Kopfes liebliches Eirund!' Pelops hinwiederum tat den Mund auf und sprach: ‚Gar sehr öffnest du den gewaltigen Mund, o Ajax, gleich den Toren einer Scheune. Ich aber werde ihn dir gar sehr verschließen mit Haken und Schwingern und gar still wird sein der Rest, der am Boden liegt!' So sprachen beide."

Agage: „Sprich schneller, o Themistokles!"

Themistokles: „Sogleich werde ich schneller sprechen, o großäugige Agage. Denn nachdem das Zeichen gegeben war, stürzten sie aufeinander los gleich den Helden von Troja. Auf stieg der Staub zum glänzenden Himmel und das Getöse erschütterte die Ortschaft Olympia und ihre Gesichter glichen der brennenden Abendröte. Also schlugen sie mit den Fäusten gegeneinander. Zuerst schloß Pelops, der Gewaltige, das linke Auge des Ajax und gar sehr schrien auf die Zuschauenden. Ajax aber rief auf zu Zeus, dem Herrscher des göttlichen Olymp, damit er ihm Härte gebe und Gewalt des Schlages, und dann stürzte er sich mit der Wut des gereizten Widders auf Pelops. Er schlug ihm zuerst einen Geraden gegen die Magenwand und bearbeitete dann gar trefflich des Kopfes schiefgeschwollenes Eirund.

Pelops aber sah bei jedem Schlage aufblitzen die Gestirne des Firmaments und hörte das Aufrauschen des purpurnen Meeres."

Agage: „Sprich schneller, o Themistokles!"

Themistokles: „Sogleich werde ich schneller sprechen, o großäugige Agage. In diesem Augenblick nämlich schlug ihm Ajax, der Held, die Faust mit der Gewalt des Blitzes an das Kinn von unten her und man hörte das Krachen widerhallen von den Bergwänden von Olympia. Pelops aber stürzte zu Boden gleich einem mächtigen Baume, den die tödliche Axt getroffen. Ajax aber stand, der tiefschnaufende."

Agage: „Er hat also gewonnen, o Themistokles?"

Themistokles: „Er hat also gewonnen, o großäugige Agage, und gar sehr brauste auf der Jubel unter den versammelten Völkern und sein Name wird unsterblich sein. Denn nie hat man gesehen solche Kraft. Und mit dem Lorbeer geschmückt trugen ihn die Freunde auf ihren Schultern von dannen."

Agage: „Warum ist er noch nicht zu Hause, o Themistokles, bei der Gattin, der heiß sehnenden? Denn längst sind die Olympischen Spiele zu Ende und alle andern sind heimgekehrt!"

Themistokles: „Zürn nicht, o großäugige Agage, sondern bedenke, daß das Siegesmahl sich hinzog viele Tage und Nächte; denn nicht kann genug gerühmet werden der Gewaltigste der Gewaltigen."

Agage: „Und wo weilt er jetzt, Ajax mein Gemahl, o Themistokles?"

Themistokles: „Das werde ich dir sogleich sagen, o großäugige Agage. Er steht draußen vor der Tür und wagt nicht einzutreten in deine Kammer. Denn gar ängstlich schlägt sein Herz gleich dem kleinen Kaninchen bei deiner Stimme. Darum, o Holdselige, hat er mich, den Freund, hergeschickt zuvor, damit ich deinen Groll besänftige, weil er so spät heimgekehrt aus der blutigen Schlacht. Darum flehe ich dich an und umfasse deine Knie, du mögest ihn gnädig aufnehmen und seine Langsamkeit verzeihen, und mögest ihm nicht Schaden zufügen an Leib und Seele und er wird dir gehorchen alle Tage bis ans Ende."

Agage: „Gar groß ist mein Grimm, o Themistokles. Aber wohlan, es sei ihm verziehen. Er trete ein!"

(Nach einer verlorenen Handschrift eines unbekannten Historikers mitgeteilt von FIAT.)

Wäsche — v. Riedemann (phot.)

Reiseeindrücke

VON ERNST MACHEK

Matthias Claudius, der sangesfreudige „Wandsbecker Bote", hat den schönen Satz geprägt: „Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen." Merkwürdig, daß dieser Ausspruch, der (in dieser verallgemeinernden Form) vor hundert Jahren seine Berechtigung gehabt haben mag, als die Menschen es noch nicht so sehr mit dem Tempo hielten, weniger oberflächlich waren und mit mehr Liebe und Einfühlung zu schauen verstanden, noch heutigentags in aller Munde lebt! Das ist beinahe ein Unglück, um so mehr, als viele unserer reisenden Zeitgenossen Claudius' Satz als Imperativ auffassen und, der vermeintlichen Aufforderung gehorchend, drauf los erzählen, in Worten wie auch (leider!) in gedruckten Artikeln. Und so sprießen immer wieder sogenannte „Reiseeindrücke" empor: Wunderblumen, über die sich der Eingeweihte, wenn er ihnen begegnet, nur so wundert.

Einmal, als ich in Wien über den Schottenring ging, hielt dicht neben mir ein ausländischer Kraftwagen mit einer aus mehreren Personen bestehenden Reisegesellschaft. Ein Herr beugte sich aus dem Wagen und fragte mich, indem er auf die Votivkirche wies: „Verzeihen Sie mal, was ist das für 'n Gotteshaus?" „Das ist die Votivkirche", antwortete ich, worauf der Fremde mit den Worten „Ach, sehr interessant!" sich seinen Mitreisenden zuwandte und die erhaltene Auskunft weitergab, allerdings etwas verstümmelt. Da der Wagen gleich weitersauste, war es mir unmöglich, berichtigend einzugreifen, und — wer weiß nun, wie groß heute der Kreis jener ist, die, auf Grund der Erzählungen jener Reisenden, an die Existenz einer Wiener „Lokomotivkirche" glauben! — Ein anderer, der eine Reise tat, berichtete kürzlich in einer Breslauer Zeitung über in Wien empfangene Eindrücke und schwelgte vor allem in seliger Erinnerung an den „Prater mit seinen bekannten idyllischen Heurigenschenken". Daß die „bekannten Heurigenschenken" bekanntlich in Grinzing sind, schien ihm ganz unbekannt, und mit der gleichen Nonchalance, mit der er sie in den Prater verlegte, verlieh er dem Schloßhotel Kobenzl den möglicherweise wohlklingenderen Namen „Kuhwenzl".

Aber bitte: neben jenen phantasiebegabten Irrfahrern, die von ihren Reisen Eindrücke dieser Art mit nach Hause bringen, gibt es natürlich auch Leute, die für des seligen Claudius These wacker streiten und bei ihrer Berichterstattung es an bis ins kleinste gehender Gewissenhaftigkeit nicht fehlen lassen. Beweis hierfür eine Karte aus London, die ich dieser Tage erhielt, von einem Freund, den ich ersucht hatte, mir seine in dieser größten Stadt der Welt empfangenen Eindrücke zu vermitteln. Die Kartenbotschaft lautete: „London ist eine total verkehrte Stadt. Stell Dir vor: der Kaffee ist kalt, und das Bier ist warm!"

Man sieht: wenn jemand eine Reise tut, so kann er mitunter doch was erzählen. Quod erat demonstrandum.

Porträtstudie H. Mayrhofer-Passau

Der Detektiv im Badeort

Von Wilhelm Lichtenberg

Wir waren eine wirklich nette Gesellschaft in dem kleinen Badeort. Früher einmal hätte man gesagt: eine illustre Gesellschaft. Aber jetzt sagt man es nicht mehr.

Nett waren wir alle. Und Menschen, die eine Bedeutung haben im Leben.

Wen soll ich nur rasch aufzählen? Eigentlich müßte ich die ganze Kurliste hersetzen. Aber das geht nicht. Deshalb beschränke ich mich darauf, zu erwähnen, daß der Herr Generaldirektor Stulpin in Begleitung seines Rheumatismus hier war und die junge Frau Müller und der Kommerzialrat Bischoffky und Frau Selen. Das sind lauter Leute, die man kennt. Und greifen wir aufs Geratewohl noch heraus: Bankkassier Leute, Fräulein Mizzi Steinschläger, den Importeur Borke ... Nein, also, ich kann wirklich nicht die ganze Kurliste abschreiben. Dafür gibt mir doch keine Zeitung ein Honorar.

Ich wiederhole also, es waren nette Leute. Ich sage nicht: die Creme der Gesellschaft, weil man so etwas eben auch nicht mehr sagt.

Und es war überhaupt sehr gemütlich. Bis eines Tages ... Komisch! Während des Nachmittagskonzertes des Kurorchesters, das mit zu den Strapazen der Kur gehörte, erschien plötzlich ein seltsam aussehender Mann und nahm an einem einsamen Tischchen Platz. Ich muß ihn näher beschreiben: Er hatte Grenadiermaß, das sich im Laufe der Jahre ebenso nach der Breite wie nach der Länge entwickelt hatte. Er trug merkwürdig weite Kleider und schien seine Wohnungseinrichtung in den Taschen bei sich zu haben. Er hatte einen buschigen schwarzen Schnurrbart und so unheimlich stechende Augen. Und vor allem hatte er die entsetzliche Gewohnheit, alle Menschen so durchdringend anzusehen ...

Unsere sonst so nette und aufgeräumte Gesellschaft fühlte sich durch die Nähe dieses fremden, bis dahin noch nicht im Kurort gesichteten Mannes plötzlich geniert. Die Kurgäste lachten nicht so wie sonst, man plauderte stockend und abwesend, und ging früher als sonst auseinander.

Das wiederholte sich einige Tage so. Bis eines Tages Frau Selen an Herrn Generaldirektor Stulpin die Frage richtete: „Sagen Sie, lieber Generaldirektor, wissen Sie vielleicht zufällig, wer dieser unheimliche Mensch mit dem stechenden Blick am Nebentisch ist?" — „Gewiß", antwortete Generaldirektor Stulpin, „zufällig weiß ich es. Es ist ein Detektiv aus Wien."

Da verstummten alle. Und Frau Selen flüsterte mir zu: „Merkwürdig! Woher kennt der Generaldirektor Wiener Detektive? Sehr merkwürdig? Sollte er mit ihnen schon zu tun gehabt haben?"

Am Abend war Bankkassier Leute abgereist. Kein Mensch wußte warum. Ohne Gruß, ohne Abschied war er fort. Wir zerbrachen uns alle die Köpfe über die plötzliche Abreise Leutes. Er hatte die Absicht gehabt, noch drei Wochen zu bleiben, um seine Ischias einmal gründlich auszuheilen. Nur Frau Selen meinte: „Er wird schon wissen, warum er Hals über Kopf weg ist ..."

Aber der Detektiv wich und wankte nicht. Er war überall dort, wo es Kurgäste gab, und seine stechenden, forschenden, prüfenden Blicke ruhten keine Weile.

Kommerzialrat Bischoffky erwähnte so nebstbei: „Er kann auch von der Steuer hergeschickt worden sein ..." Da wurden die meisten blaß. Und der Importeur Borke bestellte seine Hamburger Platte ab und ließ sich statt dessen ein kleines Gulasch servieren.

Am nächsten Tage bekam unser bis dahin so fashionabler Kurort ein völlig verändertes Aussehen. Die Damen und Herren waren bisher immer so elegant — ich glaube: à quatre épingle sagt man — auf der Esplanade erschienen, als wahre Modenschau ihrer Bankkonti. Und nun kamen sie alle mit einemmal als bessere Bettler. Der Generaldirektor Stulpin trug einen Anzug, den er sich vom Badediener ausgeliehen hatte, und Fräulein Mizzi Steinschläger hatte riesengroße Löcher in den Strümpfen, und der Importeur Borke kleidete sich buchstäblich in Sack und Asche. Er lieh sich nämlich den Anzug des dicksten Kurgastes aus, und weil er ihm noch immer zu elegant erschien, bestreute er ihn mit Asche, um einen recht jammervollen Eindruck zu erwecken.

Wie sah es aber in den Cafés und Restaurants aus! Du lieber Himmel! Es wurde

überhaupt nur mehr saure Milch und Hering konsumiert. Und die Restaurateure erklärten Konkurs ansagen zu müssen, wenn der Detektiv nicht bald abreiste.

Und überhaupt — die Gemütlichkeit unseres Kurlebens war dahin. Herr Borke verkehrte grundsätzlich nicht mehr mit Herrn Stulpin — weil man ja nicht wissen konnte, ob der Detektiv nicht seinetwegen da sei... Und Fräulein Steinschläger ließ sich vom Kommerzialrat Bischoffky nicht mehr zum Souper einladen, weil sie nicht als Komplizin in die Sache hineingezogen werden wollte... Aber auch Herr Bischoffky wich seinerseits dem Fräulein Steinschläger aus, damit es nicht heiße, er gönne sich kostspielige Verhältnisse. Und außerdem erinnerte er sich plötzlich, daheim Frau und Kinder zu haben. Mich aber fragte Herr Generaldirektor Stulpin eines Tages ganz unvermittelt: „Warum fliehen Sie nicht nach Amerika? Wollen Sie es wirklich darauf ankommen lassen, hier ein paar Jahre sitzen zu müssen?" Während Frau Selen den Verkehr mit ihrer Umwelt völlig einstellte. Und sie erklärte ganz offen: „Ich bin mir viel zu gut, um in der Gesellschaft zweifelhafter Elemente gesehen zu werden."

Eines Abends, der Kurplatz war gerade überfüllt, kam es zu einer sehr peinlichen Szene. Plötzlich hörte man die Stimme der jungen Frau Müller über den Platz schallen: „Herr Studenheim, ich verbitte mir ein- für allemal Ihre unverschämten Belästigungen! Wagen Sie es nicht mehr, sich mir zu nähern! Ich bin eine verheiratete Frau und weiß, was ich meinem lieben Artur schuldig bin!"

Alle hatten es gehört und alle schüttelten die Köpfe. Was hatte Frau Müller plötzlich? Und warum ließ sie den armen Studenheim so abfallen? Vor ein paar Tagen noch war sie mit ihm Arm in Arm durch den nächtlichen Kurpark gegangen und bei der vierten Laterne hatte er sie geküßt. Damals hatte sie gar nicht an ihre Schulden beim lieben Artur gedacht... Komisch sind die Frauen manchmal! Zu komisch!

Und die Hoteliers wurden auch so komisch. Sie bestanden plötzlich auf tägliche Bezahlung der Rechnungen. „Weil man nicht wissen kann, ob der Gast morgen noch auf freiem Fuße ist", erklärten sie auf verschiedene Beschwerden.

Gestern gab es eine vielbemerkte Szene auf der Kurterrasse. Der Detektiv aus Wien saß wie gewöhnlich an seinem einsamen Tischchen. Und Dr. Schramm, der allbeliebte Kurarzt, erschien, ging durch die Reihen der Tische und trat auf den Detektiv zu. Er reichte ihm sehr freundlich die Hand und sprach längere Zeit mit ihm.

Nachher stürzten wir uns alle auf Dr. Schramm. Hundert Fragen drangen gleichzeitig auf ihn ein. Aber alle wollten wissen, was der Detektiv aus Wien im Kurort mache.

Dr. Schramm zeigte ein sehr ernstes Gesicht und antwortete: „Oh, der arme, arme Teufel! Er hat sich eine schreckliche Gicht im Dienste zugezogen und gebraucht hier eine sehr strenge Kur. Ich glaube aber, er wird sich pensionieren lassen müssen. Denn ganz gesund wird er sein Lebtag nicht mehr..."

An diesem Abend bestellte Generaldirektor Stulpin endlich seine langentbehrte Hamburger Platte. Und Herr Kommerzialrat Bischoffky soupierte wieder mit Fräulein Mizzi, obwohl er Weib und Kinder hatte.

Und Frau Müller sah man mit Herrn Studenheim ganz heimlich in den Kurpark verschwinden... Sie schien ihrem lieben Artur nichts mehr schuldig zu sein.

Einfachste Lösung

Ehemann: „Das geht nicht so weiter! Die Rechnung deiner Putzmacherin im letzten halben Jahr ist höher als die Gehälter meiner beiden Buchhalter. Willst du mir bitte sagen, wie ich das ermöglichen soll?"

Die Gattin: „Gern. Entlasse den einen Buchhalter."

Kampf dem Fett

„Ist es wahr, daß Frau Pluster dem Fett den Krieg erklärte und Reitstunden genommen hat?"

„Ganz recht."

„Und mit Erfolg?"

„Ja. Das Pferd wird täglich magerer."

Frommer Wunsch

Frau K.: „Hier in der Zeitung steht, daß jemand drei seiner Frauen nacheinander ermordete. Den Mann möchte ich sehen, der es fertig brächte, mich zu ermorden!"

Herr K.: „Ich auch, Schatz."

Klubleute

„Hatten Sie Glück auf Ihrer Tigerjagd in Indien?"

„Ja, ein Riesenglück. Ich begegnete nicht einem einzigen."

Ihr einziger Wunsch

Die junge Frau: „Unsere Hochzeitsreise war doch wirklich das Schönste, was sich denken läßt; nicht, Schatz?"

Der junge Ehemann: „Ganz deiner Ansicht, Liebling."

Die junge Frau: „Mein einziger Wunsch ist, bald wieder eine machen zu können."

Versammlung

Politischer Redner (entrüstet): „Wer blökt denn da immerfort?"

Stimme aus dem Publikum: „Das Echo!"

Knabenbildnis — Julius Hüther

(Schluß v. S. 579)

Moormann brachte Krischan eigenhändig auf die Bühne und richtete einige treuherzige Sätze in Platt an das Publikum, bevor der Hahn sein Kunststück machte. Das Publikum kannte Moormanns Geschichte. Alle Zeitungen hatten lange Berichte darüber gebracht. Das Publikum begünstigte Moormann um der Treuherzigkeit willen, mit der er bekannt gab, daß Krischan ihn aus bitterer Not gerettet habe. Wenn er am Schluß der Vorführung dem Hahn einen Kuß auf den Schnabel gab, donnerte das Haus von Beifall.

Nach Abschluß der großen amerikanischen Rundreise kaufte sich Moormann ein Gut in der Nähe seines alten Hofes, den er aus Dankbarkeit gleichfalls beibehielt.

Der Lehrer hatte recht: Es war ein ganz ungewöhnlicher Vorfall — ohne Zweifel.

Sie, lieber Leser, schütteln den Kopf über die Geschichte? Unter uns gesagt: Ich auch. Aber sagen Sie selbst, ob sie im Grunde ungewöhnlicher ist als viele Dinge, die uns Tag für Tag auf Schritt und Tritt begegnen.

Wenn einer durchaus Glück haben soll, kann keine Wissenschaft — ja nicht einmal der gesunde Menschenverstand dagegen an.

Die beste Route

Lehrer: „Beschreibe die Route, die du einschlagen würdest, um zur Insel Martinique zu gelangen."

Schüler: „Ich würde zunächst nach Hamburg fahren."

Lehrer: „Gut. Und dann?"

Schüler: „Dann würde ich mich dort an Bord eines Dampfers begeben und im Vertrauen auf den hohen Stand unserer Schiffahrt alles übrige dem Kapitän überlassen."

Wep:

„Kann ich mich mit dem Hut überhaupt sehen lassen?"
„Man wird ihn entzückend finden, gnädige Frau!"

Eine kleine Verwechslung

Zwei junge Damen stiegen in eine schon überfüllte Straßenbahn und waren gezwungen, sich mit Stehplätzen zu begnügen. Um mehr Halt zu haben, ergriff eine von ihnen die Hand ihrer Freundin. Wenigstens glaubte sie, dies getan zu haben. Zu ihrem nicht geringen Schrecken aber merkte sie nach einer ganzen Weile erst, daß sie mit einem Herrn Hand in Hand stand. Verwirrt ließ sie ihn los und sagte: „Verzeihung! Ich habe die verkehrte Hand gefaßt!" Lächelnd streckte der Herr ihr seine andere Hand hin und erwiderte: „Hier ist die richtige, gnädiges Fräulein."

Der Zauberer

Lehrer: „Wie nennt man einen Menschen, der stiehlt, Anton?"

Anton: „— — — —"

Lehrer: „Denke doch nach! Wenn ich meine Hand jetzt in deine Tasche steckte und einen Groschen herauszöge, was wäre ich dann?"

Anton: „Ein Zauberer."

Schiffbruch

Weiblicher Passagier: „O Gott, Herr Kapitän, gibt es denn gar kein Mittel, das Schiff zu retten?"

Kapitän: „Nein, gnädige Frau, es muß untergehen. Aber machen Sie sich keine Sorge, es ist versichert."

Empfehlung

Hausfrau: „Kennen Sie diese Trude Gnuschke, die Sie mir empfehlen, persönlich?"

Gesindevermittlerin: „Ja. Sehr gut. Ich besorge ihr ja seit Jahren jeden Monat eine Stelle."

Zum Lachen

Der junge Vater: „Unser Baby ist sehr intelligent. Jedesmal, wenn es mir ins Gesicht sieht, lacht es."

Sein guter Freund: „Ein Zeichen, daß es Humor hat."

Verwandlung

„Was ist mit Frau Pesendorf, die hat doch vor einigen Jahren einen Fünfzigjährigen geheiratet!"

„Stimmt! Aber inzwischen hat sie ihn in zwei Fünfundzwanzigjährige verwandelt!"

Frauenversammlung

Rednerin: „Mein Vortrag ist beendigt. Ich bin nun gern bereit, jede an mich gerichtete Frage zu beantworten."

Stimme aus dem Publikum: „Oh, bitte, wo haben Sie dieses Gedicht von einem Hut gekauft?"

Das ist etwas anderes

„Dieser Braun ist mir zuwider. Ich muß mich beherrschen, wenn ich ihm zuhöre. Wie kann ein Mensch nur so andauernd über seine eigenen Witze lachen!"

„Das tut er ja gar nicht. Er lacht nur über deine Dummheit, daß du ihm andauernd zuhörst."

Königliche Offenheit

Der neue König von England wird gewiß ein sehr moderner und sehr kluger Herrscher sein. Eine seiner sympathischesten Eigenschaften ist seine Offenheit, von der er mit echt englischem Humor schon so manche Probe abgelegt hat. Als Prinz von Wales beehrte er das Bankett der Londoner Gärtner mit seiner Gegenwart. Bei der Tischrede, die er hielt, sagte er unter anderem folgendes: „Ich gebe zu, von den Arbeiten, die Ihre ehrenwerte Körperschaft verrichtet, nichts zu verstehen, ebenso wie ich von den Leistungen der Uhrmacher, Fischer und Schneider nichts verstehe, deren Präsident ich ebenfalls bin. Die höchste Würde, die mir verliehen wurde, ist die eines Admirals der Flotte, aber ich würde niemandem raten, auf einem von mir kommandierten Schiffe eine Reise zu unternehmen ..." Diese Tischrede wurde wie toll bejubelt.

Schon wieder gesund

Tristan Bernard wurde einmal, nach seiner Genesung von längerer Krankheit, von einer Frau Aiguillon eingeladen, die ob ihres Geizes stadtbekannt war. Der Dichter erwiderte daher höflich und unverbindlich: „Es tut mir unendlich leid, Madame einen Korb geben zu müssen, aber ich bin schon gesund und darf wieder — — essen!"

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Heutze
Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.–

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Fritz
Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.–

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl
geht zum
Bauerntheater

Preis M. 2.–

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

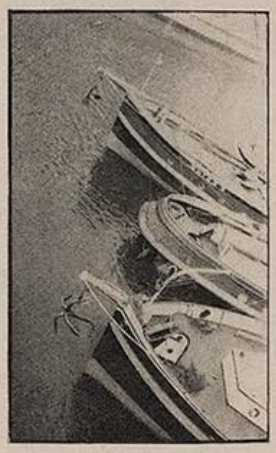
„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „*Der Sportfischer*" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60

DIE FOTO-SEITE



Vergrößern heißt auswerten

Vergrößern heißt veredeln, auswerten. Nicht in mechanischer Folge möglichst zahlreiche Bilder auf schnellem Wege schaffen, sondern das Letzte herausholen, der Aufnahme wirklich in jeder Hinsicht Vollendung geben.

Es existieren da ein paar bekannte Rezepte. Man findet überall wieder, daß „stürzende Linien", die durch eine bei der Aufnahme geneigte Kamera entstehen, durch entsprechende Neigung der Vergrößerungskassette wieder aufgerichtet werden können, daß ein zu stark gedeckter Wolkenhimmel durch partielle Längerbelichtung unter entsprechender Abdeckung der übrigen Partien des Negativs „herausgeholt" werden kann und dergleichen mehr. Doch mit diesen paar technischen Punkten ist die Vergrößerungskunst noch längst nicht erschöpft.

Wenn wir es ganz kurz zusammenfassen, so ist Vergrößern Konzentration auf das Wesentliche. Wir holen das eigentliche Motiv aus dem Bilde heraus, um es in einem ansprechenden Format darzustellen.

Dieses eigentliche Motiv läßt sich in den wenigsten Fällen bei der Aufnahme bereits so erfassen, daß es voll befriedigt. Es wird immer ein Zuviel abgebildet, weil unsere heutige Aufnahmetechnik nicht die Zeit hergeben kann, um das Foto bis ins Kleinste zu durchdenken. Daraus sehen wir zugleich, daß der Amateur mit einer 9×12-Kamera heute keinesfalls im Vorteil ist. Auch er muß vergrößern. Und zwar wird er vielfach oder vielleicht auch meist Ausschnitte von seinen 9×12-Bildern auf das Format 9×12 bringen. Der Kleinbildamateur braucht also gar nicht neidisch auf seine 9×12-Kollegen zu blicken, sobald es ans Vergrößern geht. Denn hier sind sie schon gar nicht im Vorteil. Wenn es auch äußerlich so aussieht.

In der vorigen Nummer der „Jugend" zeigten wir an einem Bildbeispiel, wie vielseitig sich eine Aufnahme auswerten läßt. Immer wieder liefert sie ein anderes Bild, von denen jedes wirksam sein kann.

Als Sonderheit gibt uns das Vergrößerungsverfahren eine Methode, um Schönheitsfehler zu verbessern oder auch ganz zu berichtigen. Wir finden es ja oft bei an sich sehr schönen Aufnahmen, daß gerade irgend so ein kleiner Schandfleck sich eingeschlichen hat, der das beste Motiv verderben kann.

Da finden wir unter unseren heutigen Abbildungen z. B. eine Aufnahme von Kähnen, die in ihrem motivlichen Ausschnitt eine interessante Setzung einzelner Bildelemente im Raum vermitteln. Die Original-Aufnahme wurde leider nur durch schiefe Kamerahaltung an sich unbrauchbar. Ein entsprechender Ausschnitt würde in der Kopie ein viel zu kleines Bild liefern. Deshalb springt hier schließlich die Vergrößerung ein und schafft letzte Vollkommenheit.

Oder wenn wir uns das andere Bild anschauen, so werden wir feststellen, daß der Großvater dort gerade so ungünstig steht, daß ihm ein Leitungsmast aus dem Kopf zu wachsen scheint. Derartige Verzierungen kommen häufig ganz unbewußt vor und können zum schönsten Verhängnis werden. Wenn wir das Störende durch einen entsprechenden Bildschnitt, wie in unserem Falle, fortnehmen können, dann gewinnt das Bild natürlich bedeutend. Aber auch hier wird die Vergrößerung notwendig, weil das Bild sonst viel zu klein ausfallen würde.

Man wird heute auch etwas ökonomisch denken müssen. Denn es liegt zunächst nahe, daß durch die ersten Anschaffungen gewisse Unkosten mit dem Vergrößerungsverfahren verbunden sind. Insbesondere ist zunächst der Vergrößerungsapparat die Hauptausgabe. Man kann hier richtig und falsch einkaufen. Richtig ist es, nach folgenden Momenten zu sehen: Der Vergrößerungsapparat muß Lichtstärke 4,5, eine Irisblende, auswechselbaren Kondensor bzw. Beleuchtungslinse, leichte Bedienung des Negativrahmens und vertikale Arbeitsweise haben. Automatische Scharfeinstellung bringt gewisse Vorteile, aber auch viele Nachteile. Sehr billig und gut arbeitet ein Vergrößerungsansatz, der in Verbindung mit der Kamera verwandt wird. gi—t.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. II. V.J. 5700. — Entered as second class matter. Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10 zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 38

Aus dem Chiemgau

Rudolf Sieck

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / NR. 38

DAS EISERNE TOR

Von Agnes von Krusenstjerna

(Berechtigte Übertragung aus dem Schwedischen von Hans B. Wagenseil)

Fräulein Holm schritt langsam auf das große eiserne Tor der Anstalt zu. Sie atmete tief, drehte sich um und schaute auf die Gebäude der Anstalt zurück, die breit und schwer schienen an diesem grauen Herbsttag. Sie betrachtete sie lange gedankenvoll. Sie kannte das Leben, das hinter den kleinen Fenstern gelebt wurde, hinter den geschlossenen Türen. Sie war heute entlassen worden, aber der Doktor mit den gütigen, freundlichen Augen hatte ihre Erinnerungen nicht mit seiner Schreibfeder auszustreichen vermocht, als sie rasch über das Papier kritzelte.

Es gab sogar Erinnerungen, die sie zu bewahren wünschte; nicht alle waren unerfreulich. Jemand hatte ihren Kopf gestreichelt, als sie am verzweifeltsten war. Jemand hatte sich dann und wann während der langen Nachtstunden über sie gebeugt, sie entsann sich des vom Nachtlichtchen erhellten Gesichts. Das blaue Kleid mit der weißen Schürze war ihr sehr lieb geworden in dieser Zeit. Wenn sie einen Schimmer davon draußen auf dem langen Gang erhaschen konnte, war auch die heitere, aufmunternde Stimme nicht mehr weit. Aber es gab auch andere Erinnerungen — sie schauderte und ging weiter.

Eine der Patientinnen wartete dort auf sie. Es war eine alte Dame mit traurigem, verlorenem Blick in den erloschenen Augen. Sie war auf dem Grundstück herumgegangen und hatte einen Strauß Herbstblumen zu pflücken versucht. Sie reichte ihn ihr: eine halberfrorene rote Rosenknospe, ein paar Astern mit Blütenblättern wie aus verknittertem Seidenpapier. „Leben Sie wohl, Fräulein Holm", sagte die alte Dame. „Ich danke Ihnen, daß Sie so lieb zu mir waren. Aber, ‚fügte sie hastig hinzu', geben Sie acht auf die dort draußen! Die Menschen sind böse ... böse." Die alte Dame machte eine Grimasse, die gleichzeitig Abscheu und Furcht ausdrückte.

Fräulein Holm blickte auf den Koffer, der an ihrem Arm herunterhing und dann ging sie durch das Tor hinaus der Stadt zu, die sich in der Ferne mit Türmen und Giebeln reckte. Es war, als ginge sie auf eine Reise. Sie hatte noch ihr kleines Zimmer hier. Sie zahlte dafür, daß es ihr aufgelassen wurde; denn sie wußte nicht, wohin sonst mit ihren Möbeln, allein in der Welt wie sie war.

Der alte Torwart nickte ihr freundlich zu und berührte seine Mütze zum Abschiedsgruß. Er hatte so viele durch dieses Tor hinausgehen und so viele hereinkommen sehen: manche schreiend und um sich schlagend, andere in Verbände gepackt mit geisterblassen Gesichtern. Seine Pflicht war, einfach aufzumachen und zuzuschließen, darauf zu achten, daß kein Unberufener hereinkam und kein Insasse ohne Erlaubnis hinaus. Alle mußten an ihm vorbei, die Gesunden wie die Anderen und sein Amt hatte ihm eine Medaille für treue Dienste eingebracht.

Jetzt saß Fräulein Holm in der Trambahn. Die schottelte und ratterte und läutete mit ihrer Glocke, aber fuhr gemächlich. Draußen die grauen Häuser schienen zu schwanken und zu wanken wie ein phantastischer Tanz Mißgestalteter und die großen Auslagefenster vermittelten einen flüchtigen Eindruck von zur Schau gestellten Waren, angefangen von rosafarbenen Seiden bis zu roten Äpfeln und leuchtend blauen Traubendolden, fröhlich und verführerisch anzusehen für ungewohnte Augen.

Sie wußte, sie war jetzt draußen in der Welt! Die Leute rund um sie wußten nicht, woher sie kam und hatten nie einen Schlüssel in einer Türe sich drehen hören, die nachher nicht mehr geöffnet werden konnte. Sie waren frei, zu kommen und zu gehen, wie sie wollten. Beneidenswerte Menschen, die nicht wußten, daß sie beneidenswert waren und sich nicht dankbar fühlten, daß sie ihre Türen öffnen und schließen konnten, wie sie wollten. „Ich werde meinen eigenen Schlüssel haben!" dachte Fräulein Holm und unterdrückte das Lachen, das plötzlich in ihrer Kehle hochstieg und mit einem Gefühl, das Wonne glich, malte sie sich aus, wie sie den Schlüssel ins Schloß stecken würde.

Dann begann sie zuzuhören, wie der Schaffner die Haltestellen ausrief: Gustav Adolfs Torg! Drottninggatan! Die vertrauten Namen weckten Erinnerungen. Sie sah im Geiste ein Bild ihrer selbst, wie sie hier vorüberzuhasten pflegte. Sie war immer in Eile gewesen; ins Geschäft, vom Geschäft zurück. Sie hatte diese Stelle inzwischen verloren, versteht sich. Aber sie erinnerte sich auch einiger Gelegenheiten, wann sie sich Zeit ließ: Frühlingstage, an denen der Himmel über ihr wie die hellblaue Glocke einer Blume gewesen war und die Luft von einem leisen Lärm gebebt hatte, wie wenn Telefondrähte singen oder Wasser gegen die glatten Steine der Kaimauer brandet.

Ihre Gedanken machten einen Sprung und plötzlich fand sie sich auf einem unnatürlich weiten, offenen Platz, auf dem alles in Unordnung war. Die Pflastersteine lagen so wirr, als wären sie aus Eisen gewesen und als sei ein riesiger Magnet über sie hingefahren; die Häuser aber neigten sich vor, so daß die Kamine sich bogen und Froschhüpfen über die Dächer spielten. Mitten in all dem hörte sie den schrillen Schrei einer Hupe und aus dem Dunkel kam etwas ungeheuerlich Großes schnaubend auf sie zu ... Sie mußte laut aufschreien und kam erst wieder in der Anstalt vom Einstich der Morphiumnadel zu sich. War es nicht so gewesen?

Fräulein Holm schaute hastig um sich. Sie fühlte sich kalt trotz der Wärme der eng an sie gedrängten Menschen. Mit einer Art bitteren Humors dachte sie an den Ausdruck im Gesicht einer Anstaltsbesucherin, die während eines Gesprächs mit einer Verwandten Zeugin eines plötzlichen Anfalls einer anderen Patientin wurde. Der ganze hergebrachte Abscheu und Schauder der Außenwelt hatte mit eins die Maske von Wohlwollen und überbetonter Freundlichkeit weggewischt, die eben noch auf dem Gesicht der eleganten Besucherin aus der Stadt zu sehen gewesen war. Würden nicht diese achtbaren Leute neben ihr, die so aussahen, als hätten sie ihr ganzes Leben lang ihr Mittagessen zu einer bestimmten Stunde gegessen und es auch heute so halten wollten, die gleiche Veränderung durchmachen, wenn sie wüßten, daß eine eben entlassene Patientin in der gleichen Trambahn saß?

Fräulein Holm wagte nicht, ihre eigene unausgesprochene Frage zu beantworten. Aber als sie ausstieg und den vertrauten Aufgang des Hauses betrat, in dem sie gelebt hatte, um sich einen Augenblick lang mit ihrem Koffer in der Hand an die Wand zu lehnen, hörte sie die Antwort wie das verhängnisvolle Flattern einer gebrochenen Schwinge an ihr Herz pochen.

Ihre Hausfrau machte die Tür auf. Fräulein Holm dachte, sie sehe dicker aus als früher. „Willkommen!" sagte sie. „Ich hörte vom Arzt, daß man Sie jetzt jeden Tag erwarten dürfe." Sie watschelte durch den Gang und machte die Türe des Zimmers auf, nach dessen Frieden Fräulein Holm sich oft gesehnt hatte. „Und jetzt sind Sie wieder ganz in Ordnung, versicherte mir der Doktor", fuhr die Hausfrau fort.

Fräulein Holm hörte kaum zu. Mit einem liebevollen Blick nahm sie die alten Möbel und Bilder in sich auf. Aber ihre Hausfrau fuhr unermüdlich fort: „Mein Gott, wie blaß Sie aussehen; so dünn und klapperig. Man kann wirklich sehen, daß Sie krank waren; aber der Doktor hatte mir versichert, daß Sie jetzt wieder ganz in Ordnung sind."

An der Isar — Adolf Büger

Die Hausfrau wiederholte immer wieder: „der Doktor hat es mir versichert." Vielleicht war sie nicht sehr geneigt gewesen, ihre ehemalige Mieterin wieder aufzunehmen? „Es muß scheußlich dort gewesen sein", sagte sie, während ihre Augen fortfuhren, Fräulein Holm zu mustern. „Ich bin einmal hingegangen, um Sie zu besuchen, aber meine Leute sagten, meine Nerven würden das nicht aushalten. Ha, ha, ha! Daß man mit seinen Nerven keine Nervenanstalt aushält!"

Sie sagt „Nervenanstalt", meint aber „Irrenhaus" — war Fräulein Holms sofortiger Gedanke und das verhängnisvolle Flügelflattern, das sie im Hausflur gefühlt hatte, wurde zum geängstigten Flattern ihres eigenen Herzens.

Als Fräulein Holm ein wenig später am Abendtisch saß, bereute sie, daß sie statt dessen nicht früh zu Bett gegangen war. In der Anstalt saß man um diese Zeit ebenfalls bei Tisch. Die großen Anrichtebretter mit den Zinnschüsseln und -tellern wurden jetzt herumgereicht. Es war ihr, als schmecke sie den halbsüßen Geschmack des Zinns auf den Lippen.

Es waren viele Gäste bei Tisch, denn die Hausfrau nahm Kostgänger. Ein paar von ihnen erkannte Fräulein Holm wieder, andere waren ihr fremd. Sie saß schweigsam da und lauschte ihrer Unterhaltung über Theater, Kino und Kronprinzessin und vermerkte den Schnitt einiger Kleider und fing die Namen einiger Bücher auf, die man gelesen haben und sich ein Urteil darüber gebildet haben mußte. Fräulein Holm hatte so lange in einer anderen Welt gelebt, in der diese Dinge von einem anderen Gesichtswinkel aus betrachtet oder überhaupt nicht beachtet wurden, in der die Phantasie, die dem Leben zugleich Wärme und eisige Kälte verlieh, die Luft der Wirklichkeit atmete. Sie wußte sehr gut, daß ihre Welt eine kranke Welt mit falschen Anschauungen gewesen war, aber sie konnte trotzdem den Gedanken nicht loswerden, daß die sie jetzt umgebenden Menschen nicht den Vorhang von des Lebens heimlicher Werkstatt gelüftet hatten, — daß sie auf der Oberfläche herumkrochen, wohin das Brausen und die Flamme des inneren Feuers nicht reichte.

Endlich, als das Essen vorbei war, konnte sie in ihr Zimmer fliehen, wo sie am Fenster stand und hinuntersah auf die lange Straße, die mit Laternenreihen bestückt war. Sie war so daran gewöhnt, sich dauernd von Augen beobachtet zu fühlen, daß es seltsam aufregend war, jetzt allein zu sein. Als sie im Bett lag, sah sie etwas Schimmerndes in dem Lichtkegel liegen, der vom Fenster her einfiel. Es war der Schlüssel. Der Schlüssel zur Freiheit, die jetzt ihr gehörte. Und mit einem Schluchzen wandte sie sich zur Wand, um ihn nicht mehr sehen zu müssen. Nicht nur Türen können die Freiheit aussperren, es gibt auch Menschen, die, wenn auch keine verschlossene Türe ihren Weg hemmt, sich als Gefangene fühlen, gefangen durch ihre eigenen Zwangsgedanken, durch ihre Ängste, fürchten sie doch, daß sich die toten Dinge in Ketten verwandeln könnten und die lebendigen sie vernichten ...

Fräulein Holm stand in der Diele zur Wohnung einer reichen Witwe und wartete auf das Mädchen, das sie anmelden sollte. Die Ofenwärme strich um ihr Kleid und ein leiser Kaffeedunst lag in der Luft. Fräulein Holm glaubte, die ermüdende Suche nach einer Anstellung sei nun zu Ende.

Der alte Brunnen — Otto Bauriedl

Während der auf ihre Entlassung folgenden Tage war der Wunsch nach regelmäßiger Beschäftigung und der damit verbundenen wirtschaftlichen Sicherheit obenauf in ihren Gedanken gewesen. Zuerst war sie in ihr altes Büro gegangen; aber dort war sie mit einem Kopfschütteln empfangen worden und der Chef hatte zu verstehen gegeben, Büroarbeit sei vermutlich nicht gut für ihre Nerven. Sie hatte nicht gedrängt. In solch einem Fall kann man nicht drängen, wenn man jederzeit mit der Mahnung an eine leere Zelle zurechtgewiesen werden kann, die von den eigenen Schreien widerhallt hat. Dann dachte sie an den Sekretärinnenposten bei einem Bekannten, der ihr einmal angeboten worden war, so bald er frei sei. Er war gerade diese Woche freigeworden, aber offenbar hatte sich die Ansicht über ihre Eignung für diesen Posten geändert. Selbst da kam keine Bitte über ihre Lippen.

Die Ausschreibung für eine Gesellschafterin hatte sie in einer Zeitung gelesen. Sie war tags zuvor dagewesen und die Witwe schien keinen schlechten Eindruck gewonnen zu haben. Heute sollte sie eine endgiltige Antwort erhalten.

Das Mädchen öffnete die Türe zum Salon. Fräulein Holm sah die Witwe und eine andere jüngere Dame an einem Tischchen sitzen. Sie hatten halbleere Kaffeetassen vor sich. Höfliche Begrüßungen wurden ausgetauscht und Fräulein Holms Mut nahm zu. „O richtig!" sagte die Witwe und wechselte dabei einen Blick mit der anderen Dame, „ich telefonierte gestern mit Ihrer Hausfrau, denn man muß doch eine Auskunft haben. Ich fragte Sie, ob Sie gesund seien, denn Sie sehen so zart aus, und sie antwortete ziemlich undeutlich, daß Sie etwas mit den Nerven zu tun gehabt hätten und einige Zeit fortgeschickt worden wären — aber es war nicht sehr klar. Verhält es sich so? "

Fräulein Holm blickte auf das Teppichmuster hinunter. Sie wußte sofort, daß die beiden Damen die Wahrheit hinter der ausweichenden Antwort der Hausfrau erraten haben mußten. Mußte jemand, der in einer Anstalt gewesen war, notwendigerweise ein wildes Ungeheuer sein, das jeder Zeit ungereimte Handlungen begehen oder achtbare Leute mit rauhen Schreien überfallen konnte? Es schien, die Leute waren dieser Ansicht. Sie fürchteten sich, sie zu beschäftigen.

Die Unterhaltung in dem hübschen Salon, der von hoher Kultur zeugte, dauerte nicht lange und als Fräulein Holm wieder auf der Straße stand, blieb sie lange vor einem Auslagefenster stehen und starrte erschöpft hinein, ohne etwas zu sehen. Sie hatte alle Lust, eine neue Stellung zu suchen, verloren. Vielleicht gab es Menschen, die vorurteilsfrei waren. Sie hatte sagen hören, daß es solche gäbe, sie konnte sich jetzt nicht erinnern, in welchem Zusammenhang. Sie wußte auch, daß es ein Büro eigens zu dem Zweck gab, Stellungen für Menschen wie sie zu finden; der Arzt hatte ihr sogar geraten, dorthin zu gehen, wenn sie selbst keine finden könnte; aber sie hatte keine Energie mehr. Sie war der Welt außerhalb des eisernen Tores müde.

Fräulein Holm ging langsam weiter. Jetzt wurden ihre Schritte entschiedener, als habe sie ein Ziel für ihre Wanderung gefunden. Sie bog nicht an der Ecke zu ihrer Wohnung ein, obwohl der Schlüssel, nach dem sie sich einmal so sehr gesehnt hatte, leichtgewichtig in ihrer Tasche lag. Sondern folgte den Trambahnschienen, die von der Stadtmitte dahinliefen, wo ein freundlicher Türhüter die schweren eisernen Torflügel aufschloß. Die dort hatten keine Angst vor ihr, waren gut und aufmunternd, dort verstanden sie, daß ihre Krankheit wie andere Krankheiten war und kein Verbrechen, dessentwegen dem Patienten das Vertrauen seiner Mitmenschen entzogen werden mußte ...

Im Garten begegnete Fräulein Holm verschiedenen Patienten, die sie kannte. Ein wenig abseits von den anderen stand die graue alte Dame. Sie hob den Kopf und sah Fräulein Holm mit einem etwas melancholischen Lächeln des Wiedererkennens an. Auf dem breiten Treppenhaus waren andere, begleitet von Pflegerinnen. Als Fräulein Holm im Wartezimmer saß, schien es ihr, als ob alle diese Gesichter, denen sie eben begegnet war, in eins zusammenschmölzen, aus dem sie zwei ängstliche Augen ansahen. Und in diesen Augen las sie ihre eigene Furcht vor den Menschen draußen in der großen Stadt, alle ihre eigenen Ängste vor einem furchtbaren Schicksal. Aber wenn sie in diese Augen blickte, schien es, als schmölzen ihre eigenen Schmerzen dahin und ein Wunsch, zu helfen und zu verstehen, erwachte in ihr. Dieser Wunsch war stärker als ihre Furcht. Als sie im Zimmer des Arztes stand, rief sie in ernstem, flehenden Ton: „Lassen Sie mich helfen! Das sind meine Brüder und Schwestern, mehr als die Menschen draußen vor dem eisernen Tor."

Aber der Arzt mit den gütigen, freundlichen Augen sah Fräulein Holm aufmerksam an. Ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten vor Begeisterung. „Ich glaube", sagte er gemessen, „Sie sind noch ein wenig außer sich und müssen noch ein Weilchen bei uns bleiben und sich erholen. Ich glaube nicht, daß Sie sich bereits der Wirklichkeit angepaßt haben."

Und er läutete der Schwester, um zu fragen, ob Fräulein Holms altes Zimmer frei sei.

Balzac

Als Balzac mit der Postkutsche durch Deutschland reiste, konnte er keine Silbe Deutsch.

Man fragte ihn, wie er denn ausgekommen sei mit seinen nicht vorhandenen Sprachkenntnissen.

„Oh, sehr einfach", erwiderte der Dichter. „Ich hatte z. B. immer die Postillone zu bezahlen, kannte aber nicht einmal das deutsche Geld. Wenn nun der Postillon die Hand aufhielt, so gab ich ihm einen Kreuzer. Dann sah ich ihm ins Gesicht und bemerkte, daß es einen erstaunten Ausdruck hatte. Eh bien, ich gab ihm einen zweiten Kreuzer. Und beobachtete wieder das Gesicht. Dann einen dritten und vierten, bis der Gesichtsausdruck des Postillons glänzend vor Freude wurde. Dann merkte ich, daß ich die nötige Summe bezahlt hatte. Selbstverständlich nahm ich ihm dann einen Kreuzer wieder weg ..." *K. Mi.*

Gegenseitiges

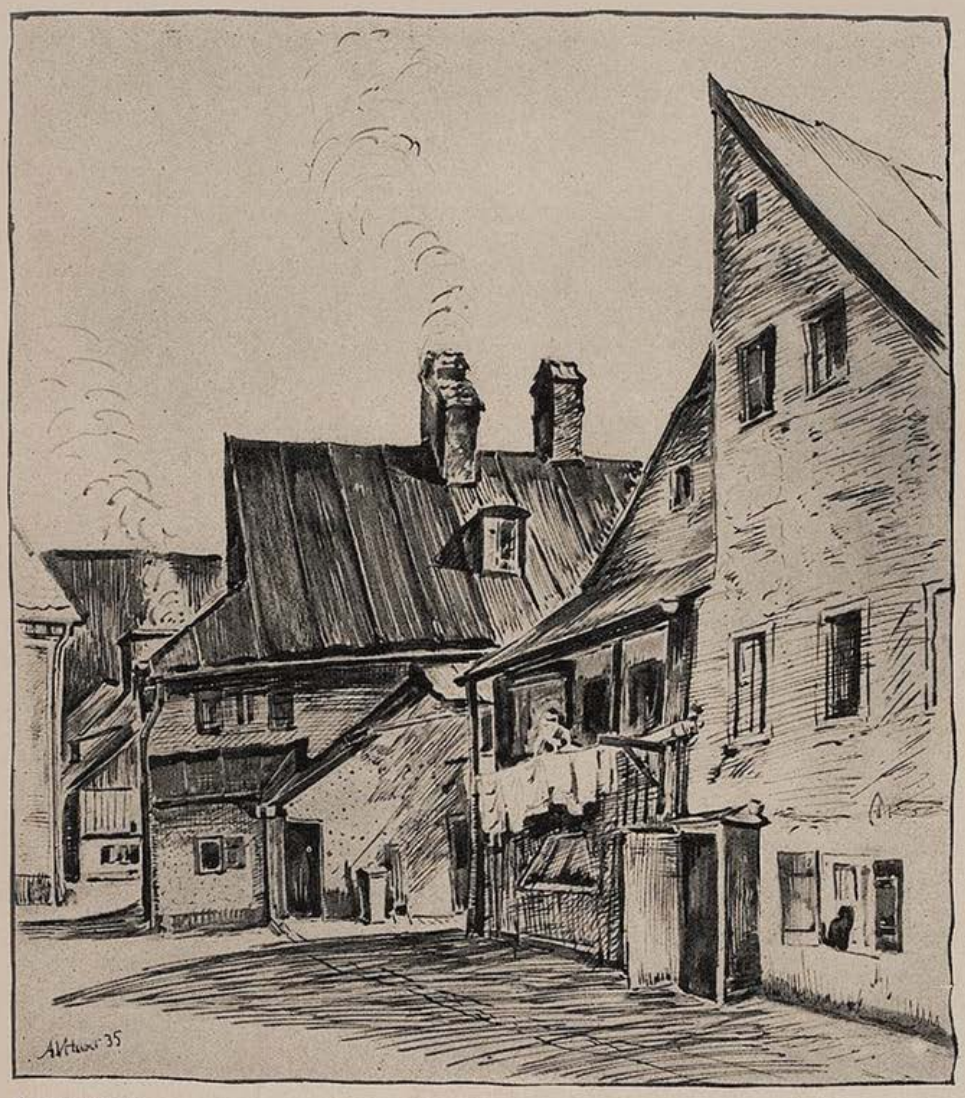
Der Dichter Lamothe, der ein Werk „Ines von Castro" in sehr schlechten Versen geschrieben hatte, sagte eines Tages zu Voltaire:

„Euer Oedipus, Meister, ist ein wahrhaft erhabenes Werk. Ich werde es in Prosa umdichten."

Voltaire gab spöttisch zurück:

„Tut das, mein Freund, und ich werde mich erkenntlich zeigen und Eure ‚Ines' in Verse bringen." *K. Mi.*

Mädchen mit Krug — R. Aigner



Aus der Au — Arthur Huber

Das gute Beispiel

Mann: „Ich lese hier in der Zeitung, daß in Amerika ein Orkan eine ganze Stadt in zwei Minuten weggefegt hat."

Frau: „Lies das mal unserem Mädchen vor, die braucht eine halbe Stunde, um nur ein Zimmer zu fegen!" *F. S.*

Verlust

Aus einer Gläubigerversammlung: „Sollte sich das angestrebte Moratorium nicht ermöglichen lassen, so ist mit einem sofortigen Verlust Ihres Guthabens zu rechnen. Andernfalls mit einem späteren!" *F. S.*

Der liebe Schwiegersohn

Ein Mann kommt aufgeregt zur Polizei: „Herr Kommissär, Herr Kommissär, meine Schwiegermutter hat sich aufgehängt!"

Komissär: „Haben Sie sie abgeschnitten!"

Mann: „Nein, sie hat ja noch gelebt!" *Ho*

Liebe Jugend

Karin ist der Schrecken der Klasse. Karin hat ein Maulwerk wie eine Klappermühle und ist um keine Antwort verlegen. Neulich wird sie vom Lehrer heftig getadelt, aber Karin verteidigt sich in einer Weise, daß der Pädagoge das Buch in die Ecke wirft und aufschreit. „Jetzt ist das Maß voll!" Worauf Karin erwidert: „Na, denn Prost!"

Tanzende Nächte über Zanzibar

Von Ernst Boferichter

Erlebnisse auf einer Zauberinsel

Der Himmel ist ein funkelndes Paillettenkleid.

Mit chinesischer Tusche ausgefüllt liegt die Nelkeninsel zwischen Nacht und Ozean.

Das Schiff ankert auf offener Reede, und die Lampen des Fallreeps färben das Wasser smaragd.

Eine Völkerschau aus drei Erdteilen rückt in Ruderbooten an. Und die Treppe verfällt in Trommelwirbel.

Auf dem Promenadedeck läßt sich ein indischer Hühneraugenoperateur nieder. Er schneidet — und saugt das quälende Auge mit dem Mund aus. Auch der Schiffsarzt läßt sich von ihm — auf dem Boden sitzend — operieren.

Für sechs Pence fahren wir vom deutschen Boden des Dampfers ans Land des Wunderbaren hinüber — — —

Die Häuser der Bazargassen schaukeln zwischen Licht und Schatten. Weiße Wände werden wie lebendig, rücken zusammen, gehen auseinander und sind Ziehharmonikas geworden. Aber noch ohne Melodie...

Wie auf Bestellung zieht der wachsende Mond auf. Bis zur vollen Rundung fehlen fünfzig Pfennig Nachzahlung. Gesichter werden zu Zifferblättern von Radiumuhren, die des Nachts leuchten. Meine Freundin zeigt en face dreißig Uhr an. Dies Licht überschwemmt die Zeit... An den Mauern der Höfe lehnen ungewisse Gestalten. Die Konturen ihrer Leiber sind verschwommen. Sie müssen schon einmal ausgewischt — und dann wieder nachgezeichnet worden sein. Von Beruf und Neigung sind es Liebesbriefsteller, Märchenerzähler, Zauberer und Schlangenbeschwörer. Das Übersinnliche ihres Gewerbes ist abgeschminkt. Die Gesichter fallen in die nüchterne Welt zurück — die Nacht nimmt alle Magie aus ihren Händen und zaubert in eigener Regie.

Augenärzte haben fliegende Stände aufgeschlagen und prüfen Kurzsichtigkeiten über den gekräuselten Verkehr der Gasse hinweg. Indische Kaufleute sitzen vor ihren offenen Läden und machen Kasse. Die Einschreibungen im Hauptbuch sehen wie frisch aufgezeichnete Märchen aus: Ein Maharadscha träumt aus drei Dutzend Holzpantoffeln à zehn Shilling. Ihre Vollbärte erinnern nicht an europäische Oberlehrer. Sie haben das samtene Fließen des Ganges, und selbst die verirrten Reste Reis werden noch zu Brahmanen, die im Fluß des Bartes heilige Bäder nehmen.

Türen und Tore Zanzibars sind nichts als Prunk und Pracht, — aber hinlänglich bekannt und aus Abbildungen in jeder besseren Kunstgeschichte ersichtlich.

Herrlicher sind die Köpfe, die sich durch ihren Spalt schieben. Fremdes Leben neigt sich unfaßbar auf die tropische Gasse. Sie sind gleichzeitig handgreiflich nahe und doch unendlich fern. Diese Weitennähe übertürmt die Gewichtigkeit holzgeschnitzter Portale, die ewig zum Museumsdasein abrutschen. Und ein lebender Bettler zeigt mehr Diesseits und Jenseits auf — als ein elfenbeingedrechselter Kaiser.

Wir gehen durch die Nacht von Zanzibar. Haben das Herz der Stadt schon durchquert und stehen am anderen Ende. Weiter ...

Der Boden geht auf und nieder. Pfützen und Kloaken schillern als Schmetterlingsflügel. Aus dem Gemäuer stehen Palmen auf. In zwanzig südlichen Ländern habe ich nicht so das Wesen einer Palme erlebt, wie in dieser Inselnacht. Die Fächer werden gespreizte Finger und greifen schwarz in das versilberte Licht hinein. Als Silhouette wachsen sie zur doppelten Größe an. Ihre Stämme stehen wie Frauen am Weg. In den Kronen hängen die Sterne wie billiger Tand. Die Landschaft schwankt zwischen Kitsch und Unerhörtem. Geht zur Ähnlichkeit von Schlafzimmerölbrucken über und wird plötzlich wieder gigantischer Knalleffekt der Schöpfung.

Öllampen brennen vor den Türen. Nahe am Hafen leuchteten elektrische Birnen, am Ende der Stadt brannten Kerzen, und jetzt rußen nur noch ölige Funzeln — bis von den Negerdörfern her die Pechfackeln aufleuchten. Wir wandern in einer Nacht durch „die Geschichte des Lichtes auf Erden".

Vom Orient über Indien geht unser Weg ins Weite der Insel hinein — ins Negerafrika.

Da und dort leuchten vor der Wand des Himmels Ballen aus hellem Schein auf. Es zieht wie Zodiakallicht von der Erde hoch.

Geräusche gehen durch die Stille. Ungeometrische Musik tönt ... Trommeln ... Bambusflöten ... Suaheligesänge ...!

Lichter und Töne verraten die großen Tanzplätze der Neger. Über das weite Land hin sind diese Plätze verstreut. Eine tropische Insel tanzt ...!

Wir haben das seltene Glück, kurz vor Ramadan und im Zeichen des Nordostmonsuns das Eiland zu erleben. Es ist zwei Tage vor dem großen Fasten: von Essen und Liebe wird Abschied gefeiert. Und um diese Zeit treibt der Wind tausende indischer Dhaus mit östlichen Waren und Menschen nach Zanzibar. Auf diese Barken, die, wie vor zweitausend Jahren, noch ohne Kompaß und Seekarte, nur nach den Sternbildern steuern, sind alle Indier, Beludschen, Araber, Perser, Schihiri und Somali gepfropft. Und mancher Orkan hat schon ganze Flotten dieser Dhaus vom Leben weggespült ...

Orgiastischer Lärm rückt näher. Eine schwitzende, kichernde und schreiende Mauer aus Menschenleibern bildet die Umzäunung eines schwarzen Tanzplatzes. — Fackeln und offene Feuer beleuchten zusammen mit dem Mond. Und was sich jetzt auf dieser Tanzfläche abspielt, kann weder Wort, Bild oder Film mit und ohne Ton — in einer Ahnung festhalten.

„... diese Reigentänze heißen Ngomas und sind unter allen Eingeborenen Äquatorialafrikas heimisch ..." steht in einem Reisebuch geschrieben. Und alles übrige muß erlebt werden.

Ebenholzschwarze Frauenleiber sind mit Maismehl weiß gepudert. Dieser Gegensatz macht sie auch ohne alle Bewegung zu erotischen Gespenstern.

Zehn Trommeln, mehr Flöten und einige hundert Negerkehlköpfe erheben sich zum Orchester. In die Frauenleiber fährt Rhythmus. Sie bewegen sich aus dem Schatten der Hütten ins Licht. Nur Ketten und Fetzen von Tierfellen ersetzen die fehlenden Lappen. In den Händen halten sie Beile und Roßhaarschwänze.

Um ihre Gelenke klirren die Schellen kiloweise. Und noch zum wildesten Taumel qualmen sie aus ihren Pfeifen, die von den Mundwinkeln herabhängen. Der Halsschmuck besteht aus getrockneten Früchten, Glasscherben, Eisenschrauben und Anisbrot.

Jeder Muskel tanzt und fibriert für sich.

Ihre Brüste sind allein ein Tänzerpaar.

Ein Knäuel von vierzig Leibern weitet sich zum Reigen. Beine treten vor und zurück. In einem dieser Tritte aber liegt halb Afrika verwahrt. In diesen Beinen liegt die Fortpflanzung pulsierender Tropenerde und das Beben des Waldes.

Ein Vorsänger heult auf ... Und der Chor bricht ein. Luft und Boden erzittern. Ein Erdbeben primitiver Lust steigt in die Nacht ... Die dickste der Tänzerinnen führt zu neuen Figuren an. Schweiß perlt über die Rücken. Das Tempo wächst und steigt wie ein Fieber ...

Esperanto

„Wie, Frau Meiern, Ihre Tochter spricht Esperanto?"

„Nu, ich gann Ihnen sachen, ganz ohne Akzent, fließend, wärklich wie so'n Eingebohrner."

Aus Frankfurt

Zum Losehändler Hirschfeld kam Frau Greeth aus Oberrad. Sie verlangte ein Pferdelos mit der Endnummer 44. Der Händler beschaffte es. Die Ziehung fand statt, und Frau Greeth gewann den Vierspänner.

„Jetzt sage Se emol, Fraa Greeth, woher wußte dann Sie, daß die Nummer gewinne muß?" fragt der Händler.

„Deß will ich Ihne sage, Herr Herschfeld. Ich hab im Traam siwwe Gaase und siwwe Hämmel geseh un bin zur Kartenschlägerin un hab mer den Traam deute lasse. „Sie misse die zwaa Zahle mitenanner multipliziere, hot die gesagt, und e Los kaafe mit der Zahl, die do erst kimmt als Endnummer. Und siwwe mol siwwe is doch 44 — multipliziere muß mer kenne, Herr Herschfeld!"

Schwarzwaldhaus — Heinz Kistler

Landschaft

Heinz Landgrebe

Bäuche und Näbel vibrieren wie elektrische Klingeln. Am ganzen Leib tanzt nur noch der Bauch allein ...

Trommeln und Flöten werden irrsinnig. Die Stimmen fallen in epileptische Anfälle. Über den balkonartig vortretenden Lippen wächst Schaum an.

Die Augäpfel der Zuschauer tanzen mit. Treten über das Gesicht hervor und zwängen sich in den Aufruhr des Tanzes. Und das Tempo steigt ... Allmählich zucken Leiber, Bäuche und Beine nur aus der Not heraus — nicht vor einander als Explosion in die Luft zu fliegen. Alles drängt nach Grenzenlosigkeit.

Über dem Tanzplatz liegt eine Wolke aus Gegröhl, Schweiß und Hitze.

Bevor der Mensch platzt, bricht er zusammen. Die schwarze Orgie verebbt keuchend. Ich klebe der Vortänzerin einen Shilling auf die nasse Stirn. Sie versucht — mit hochgestellten Augen das Geschenk zu schauen. Und dreht es wie ein Wunder in der Hand. Europäische Zuschauer sind Raritäten, und daß Tänze der Lust bezahlt werden — Ungeheuerlichkeiten.

Wir gehen zum nächsten Tanzplatz ... zum vierten ... zum sechsten — — zum zehnten — — —

Die ganze Insel ist ein einziges Podium frenetischer Verzückung geworden. Tänze brechen erschöpft zusammen, um nach einigen Atemzügen wieder aufzulodern.

Zwischen den Tanzplätzen ist die Ruhe der Grashütten wie Pausen gelegt. Aus Dachvorsprüngen, Palmzweigen und Lehmlöchern zaubert ein Herdfeuer die Mystik von Seitenaltären.

Vor den leisen Flammen sitzen Fiebernde in Fetzen gehüllt — und frösteln im Wärmedampf der Nacht, der fast vierzig Grad mißt.

Über aller Lust schwebt dickgeballt die Malaria tropica. Sie steigt aus den Sümpfen und Tümpeln auf, geht durchs Gedärm der windarmen Gassen und mischt sich in die Tanzplätze. Und der Freier tanzt mit seiner Krankheit ...

Zwischen zwei Festen ertönt Grabgesang. Ein Mensch ist, umgrenzt vom taumelnden Willen zu leben, gestorben.

Der Tote liegt in der Hütte, und die Gesänge gehen als letzte Freunde durch die Türe ein und aus ...

Wand an Wand, nur durch Zäune und Finsternis getrennt, tanzen Leben und Tod ...

Aus dem großen Osten zieht der Morgen hoch. Im Scheitel der Insel fließen Nacht und Tag ineinander.

Zanzibar tanzt noch immer.

Für sechs Pence fahren wir wieder auf deutschen Boden zurück.

Und in der Türkisbläue des Indischen Ozeans ersäuft die tanzende Nacht. — — —

Poesie und Prosa

Karl Muck, der bekannte Dirigent der Bayreuther Festspiele leitete die Probe zu „Parsival". Oben auf der Bühne standen die „Blumenmädchen" und sangen: „Ich dufte süß, ich dufte süßer!"

Da klopfte Muck ab und sagte zu einer der obenstehenden Sängerinnen:

„Wie süß Sie duften mein Fräulein, kann ich ja leider von hier aus nicht feststellen, aber auf jeden Fall haben Sie einen Achteltakt zu früh geduftet."

Amerika

Wieviel berechnen Sie für eine Todesanzeige?" fragte die Witwe im amerikanischen Zeitungskontor. „Ein Dollar für 5 Millimeter" war die Antwort. „Dann muß ich es wohl bleiben lassen", meinte sie bekümmert, „John war einen Meter achtzig groß!"

Wie der Herr ....

Man fragte den Diener Cagliostros, des großen Schwindlers, ob es wahr sei, daß sein Herr dreihundert Jahre alt sei.

Der Diener kratzte sich die Nackenfalte und erwiderte:

„Das kann ich so genau nicht sagen, ich bin erst hundert Jahre in seinen Diensten."

K. Mi.

PROTEKTION

VON A. P. TSCHECHOW

Fjedor Petrowitsch, Schuldirektor in einem Städtchen des Nowgoroder Gouvernements, der von seinem außerordentlichen Gerechtigkeitssinn überzeugt war, ließ eines Tages den Lehrer Wremensky in seine Kanzlei rufen.

„Herr Kollege", sagte er, „Ihre Pensionierung ist unaufschiebbar. Mit einer Stimme wie die Ihre kann der Unterricht wirklich nicht weiter stattfinden. Sagen Sie, wieso haben Sie Ihre Stimme verloren?"

„Durchs kalte Bier, bitte; ich war erhitzt, trank ein Glas kaltes Bier ... und bekam einen Kehlkopfkatarrh mit Stimmbänderlähmung", entgegnete der Lehrer mit pfeifender Stimme.

„Das ist wirklich sehr traurig. Seit vierzehn Jahren unterrichten Sie an unserer Schule und nun kommt plötzlich ein solch unliebsamer Zwischenfall. Es ist wirklich tragisch, eine Kleinigkeit bloß, und — sie kostet die Karriere. Was beabsichtigen Sie nun zu unternehmen?"

Der Lehrer schwieg lange.

„Haben Sie Familie?" fragte der Direktor.

„Eine Frau und zwei Kinder", erwiderte Wremensky mit seiner pfeifenden Stimme.

Es wurde still. Der Direktor erhob sich von seinem Tisch und ging aufgeregt im Zimmer auf und ab.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich mit Ihnen beginnen soll", sagte er. „Lehrer können Sie nicht bleiben ... die volle Pension haben Sie aber noch nicht erreicht ... nun soll ich Sie der Laune des Schicksals preisgeben, — das ist sehr unangenehm! Wir alle haben Sie sehr gern, vierzehn Jahre lang haben Sie hier bei uns gewirkt ... ich weiß, es wäre unsere Sache, Ihnen an die Hand zu gehen. Wie sollen wir Ihnen aber helfen? Was kann ich für Sie tun? Versetzen Sie sich einmal in meine Lage und raten Sie mir!"

Wieder wurde es still; der Direktor setzte seine Zimmerpromenade fort und überlegte; Wremensky war ganz niedergeschlagen; auch er saß grübelnd da.

Plötzlich hellte sich das Gesicht des Direktors auf.

„Daß mir das nicht schon früher einfiel!" rief er aus. „Passen Sie auf: etwas kann ich tun, wenn Sie damit einverstanden wären. Nächste Woche geht der Sekretär des Waisenhauses in Pension. Für diese Stelle könnte ich Sie vorschlagen!"

So viel Güte hatte Wremensky gar nicht erwartet; sein Gesicht strahlte vor Glückseligkeit.

„Also abgemacht!" sagte der Direktor. „Reichen Sie noch heute Ihr Gesuch ein."

Als Wremensky fort war, fühlte sich der Direktor geradezu erleichtert; er empfand sogar irgendein wohliges Gefühl, daß er nicht mehr die gebeugte Gestalt der heiseren Lehrkraft vor sich sehen sollte. Er war überzeugt, durch die Besetzung der vakanten Stelle mit Wremensky gerecht, gewissenhaft und gut gehandelt zu haben; dieses Bewußtsein tat ihm sehr wohl.

Seine gute Stimmung hielt aber dennoch nicht lange an. Als er sich daheim zum Mittagstisch setzte, rückte seine Frau Nastaja Iwanowna plötzlich mit folgendem Anliegen heraus:

„Richtig, ich hätte fast vergessen", sagte sie. „Gestern war Nina Sergejewna bei mir und bat mich um deine Protektion für einen jungen Mann. Im Waisenhaus soll nämlich eine Stelle frei werden."

DER GLÜCKLICHE

Von Peter Scher

Ich singe dieses kleine Lied
dem Bauersmann Johannes Schmied,
den weitum jeder, der ihn kennt,
schlicht und vertraulich Hannes nennt.

Wie kommt es, daß ihn jeder mag?
Sein Leben ist e i n Erntetag.
Nichts ist, das ihn entmutigen kann.
Des Daseins Fülle spricht ihn an.

Dem Apfelbaum, der bunten Kuh,
selbst dem Finanzamt lacht er zu,
und Gott, der ihm zu Häupten wohnt,
belohnt sich, wenn er ihn belohnt.

Fünf Kindern, wohlgeformt und fein,
ward Auftrag, so wie er zu sein
und wie die Ehefrau Babett:
Sich selbst genügend, froh und nett.

So fliegt das Glück in seinem Haus
gleichwie die Schwalben ein und aus,
und jedes Unglück, das ihn mied,
ist vielfach Glück dem Hannes Schmied.

Unter der Brücke — Heinz Landgrebe

Bildnis — Paul Brachetti

Das währende Leben

Ein Licht erlosch,
ein andres brannte auf.
Die Stunde floh
und eine andre kam,
die alles Alte
billig mit in Kauf
und dennoch gütig
in die Arme nahm.
Ein Tag verging,
verdunkelt von der Nacht,
die lange währte,
ohne Mond und Stern;
und alles was der Tag
mir zugebracht
entrückte jäh
und stand wie Gott so fern.
Und stand so fern,
und stand wie Gott so nah,
und ward ein Morgen
schön und lichterfüllt,
und hat sich wieder
eh ich's wirklich sah
in sein Geheimnis
sorgsam eingehüllt.
Was Licht, was Tag,
was Morgen, Lust und Leid
mir immer schenkten
blieb als Wunder groß,
und sprach mich lächelnd
vor der Ewigkeit
jedweder Schuld
und jeder Bürde los.

Arnold Weiß-Rüthel

„Ja, aber der Posten ist bereits vergeben", entgegnete der Direktor ernst. „Auch könntest du schon wissen, daß es bei mir niemals eine Protektion gibt."

„Ich weiß es, aber mit Nina Sergejewna sollte man doch eine Ausnahme machen. Sie liebt uns wie ihre eigenen Angehörigen und wir haben ihr noch niemals eine Gefälligkeit erwiesen. Schlage ihr diese Bitte ja nicht ab, denn damit beleidigst du nicht mich, sondern sie und ihren Gemahl."

„So? Und wen empfiehlt sie?"

„Polruchin."

„Wer ist dieser Polruchin? Ach so, jener eingebildete Laffe, der zu Neujahr im Kasino aufgetreten ist? Nein, niemals!"

„Aber warum nicht?"

„Begreife doch, mein Lieb, wenn ein junger Mann nicht den geraden Weg einschlägt, sondern durch Vermittlung von Damen sein Glück sucht, dann ist er auch schon allein aus diesem Grunde ein elender Mensch. Warum ist er nicht selbst zu mir gekommen?"

Nach dem Essen legte sich der Direktor ein wenig auf den Divan, um die Zeitung und die eingelaufene Post zu lesen.

„Lieber Fjedor Petrowitsch!" schrieb die Frau des Bürgermeisters. „Sie haben mir einmal gesagt, daß ich eine gute Menschenkennerin sei und in den Seelen der Leute zu lesen vermag. Nun hätten Sie Gelegenheit, diese meine Eigenschaft praktisch zu erproben. In den nächsten Tagen wird ein Herr namens K. N. Polruchin zu Ihnen kommen, um Sie um die Sekretärstelle des Waisenhauses zu bitten. Ich halte ihn für einen sehr braven, geistreichen jungen Mann. Wenn Sie ihm Ihre Gunst angedeihen lassen wollten, würden Sie sich alsbald davon überzeugen, daß ..." und so weiter.

„Um keinen Preis!" erklärte der Direktor zu sich selbst. „Gott bewahre!"

Von da an verstrich kein Tag, wo er nicht einige Zuschriften erhalten hätte, in denen ein gutes Wort für Polruchin eingelegt wurde.

Eines Tages sprach Polruchin selbst bei dem Direktor vor; er war ein glattrasierter junger Mann mit einem Filmgesicht und trug einen neuen schwarzen Anzug.

„In dienstlichen Angelegenheiten empfange ich nicht daheim, sondern nur in meiner Kanzlei", sagte der Direktor unmutig, nachdem er die Bitte des Besuchers angehört hatte.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Direktor, unsere gemeinsamen Bekannten haben mir aber geraten, Sie nicht in der Kanzlei, sondern hier aufzusuchen."

„Hm", brummte der Direktor und betrachtete gehässig die letztmodernen Schuhe des jungen Mannes. „Soweit mir bekannt ist, besitzt Ihr Vater ein beträchtliches Vermögen und auch Sie leiden keine Not. Ich weiß nicht, warum ausgerechnet Sie diese Stelle begehren. Die Bezüge sind nur gering."

„Mir geht es ja auch gar nicht um die Bezahlung ... aber ... es ist ja doch eine — Staatsstellung."

Der Direktor schäumte vor Wut:

„So. Ich bin überzeugt, Sie haben in einem Monat diesen Posten satt bekommen und lassen ihn dann stehen. Es gibt aber andere, denen der Posten eine Unterkunft fürs ganze Leben bedeutet. Es gibt arme Leute, denen ..."

„Ich werde der Arbeit nicht überdrüssig werden", unterbrach ihn Polruchin. „Auf mein Ehrenwort: ich werde mich bestreben —"

„Schauen Sie", fragte der Direktor mit verächtlichem Lächeln, „warum haben Sie sich nicht direkt an mich gewendet? Wozu war es nötig, erst die Damen zu belästigen?"

„Ich wußte nicht, daß Ihnen das unangenehm ist", erwiderte Polruchin verlegen. „Wenn Sie aber auf die Empfehlungsschreiben keinen Wert legen, kann ich auch mit einem Zeugnis dienen ..."

Er zog aus seiner Tasche ein amtliches Dokument hervor und überreichte es dem Direktor. Das Zeugnis war mit Handschrift in amtlicher Sprache abgefaßt und vom Gouverneur unterfertigt. Es war klar ersichtlich, daß dieser das Schriftstück nicht gelesen, sondern es ganz einfach unterschrieben hatte, um irgendeine zudringliche, hochstehende Dame loszuwerden.

„Schön", sagte der Direktor und gab dem eleganten Herrn das Zeugnis zurück. „Reichen Sie morgen Ihr Gesuch ein ..."

Polruchin ging, der Direktor aber blieb mit einem Gefühl des Ekels zurück.

„Zum Teufel!" sagte er zischend und ging im Zimmer auf und ab. „Er hat ja doch erreicht, was er wollte, dieser herausgeputzte Stutzer, dieser Günstling der Damen!"

Fjedor Petrowitsch blickte haßerfüllt auf die Tür, durch die Polruchin eben verschwunden war; er wurde aber sofort verlegen, denn im nächsten Augenblick trat wieder eine Dame zur Tür herein, die Frau des Finanzdirektors.

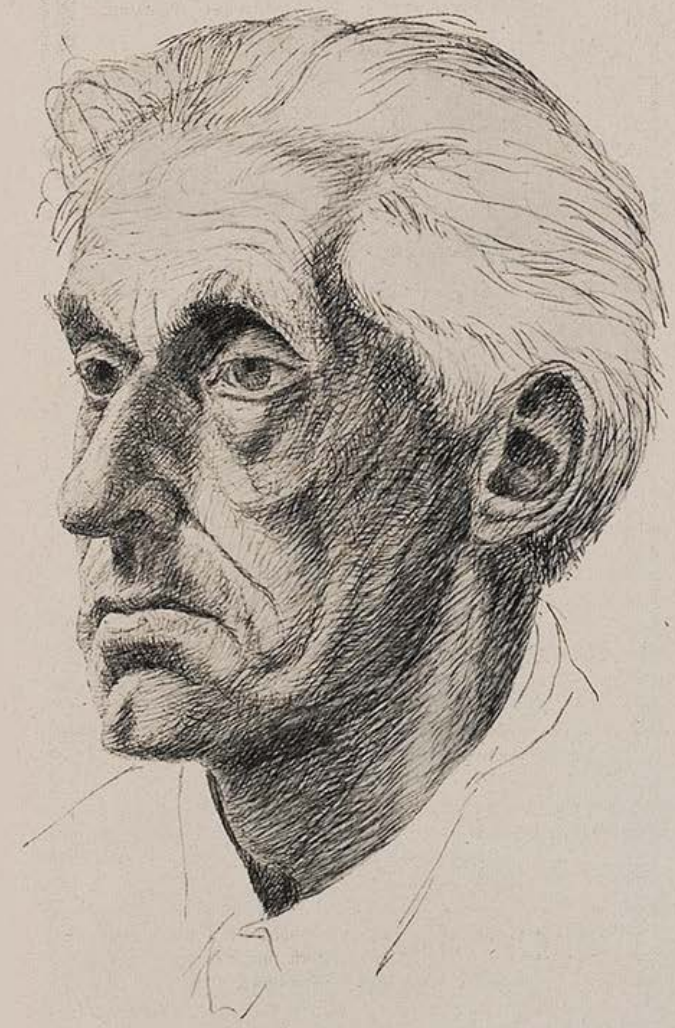
„Nur einen einzigen Augenblick, mein Lieber", begann die Dame. „Setzen Sie sich und hören Sie mich ruhig an; heute oder morgen wird Sie ein junger Mann aufsuchen, ein gewisser Polruchin; wie ich weiß, ist im Waisenhaus eine Stelle frei geworden ..."

Die Dame zwitscherte, der Direktor aber betrachtete sie ganz verwirrt, wie jemand, der einer Ohnmacht nahe ist; aber er lächelte zuvorkommend.

Als am nächsten Tag Wremensky in der Kanzlei erschien, wußte der Direktor lange nicht, wie er ihm die Wahrheit beibringen sollte. Er war höchst verlegen. Am liebsten hätte er den Lehrer um Verzeihung gebeten und ihm alles erzählt, aber er brachte nur lallende Laute, wie ein Betrunkener, hervor; seine Ohren glühten. Plötzlich wurde er ärgerlich und unmutig, weil er seinem Untergebenen gegenüber in eine solch lächerliche Lage geraten war; er schlug mit der Faust auf den Tisch, sprang vom Sessel auf und begann wie wütend zu schreien:

„Ich habe für Sie keine Stelle! Nein, und nochmals nein! Bitte mich zu verschonen! Quälen Sie mich nicht! Kommen Sie mir nicht fortwährend auf den Hals, lassen Sie mich schon endlich in Ruhe!"

Und er eilte aus der Kanzlei hinaus.



Porträt Andreas Beer

VATER UND ICH

Von Pär Lagerkvist

Ich erinnere mich eines Sonntag Nachmittags, als ich ungefähr zehn Jahre alt war, wie mein Vater meine Hand nahm und wir zu einem Spaziergang in den Wald gingen, um die Vögel singen zu hören. Wir winkten der Mutter Lebewohl, die daheim blieb, um das Abendessen herzurichten. Die Sonne war strahlend und warm, als wir fröhlich dahinschritten. Wir nahmen diesen Vogelsang nicht zu ernst, als wäre er etwas Besonderes oder Ungewöhnliches. Wir waren vernünftige Leute, Vater und ich. Wir waren an den Wald und die Tiere darin gewöhnt, also machten wir kein Aufhebens davon. Es war nur eben ein Sonntag-Nachmittag und Vater hatte frei. Wir gingen den Schienenstrang entlang, wo andere Leute nicht gehen dürfen, aber Vater gehörte zur Eisenbahn und hatte ein Recht dazu. Und auf diesem Weg kamen wir unmittelbar in den Wald und brauchten keinen Umweg zu machen. Es war so ein anmutiger Duft überall. Der moosige Grund dampfte ein wenig, weil die Sonne darauf schien. Überall war Leben und Lärm. Hummeln flogen aus ihren Löchern, Mücken gaukelten, wo es dunstig war. Die Vögel schossen aus dem Gebüsch hervor, um sie zu fangen und tauchten dann wieder darin unter. Plötzlich kam ein Zug dahergebraust und wir mußten die Böschung hinunter. Vater begrüßte den Lokomotivführer mit zwei an seinen Sonntagshut gelegten Fingern: der Lokomotivführer dankte und winkte mit der Hand. Als wir unseren Weg auf den Schwellen fortsetzten, die im Sonnenglast Teer ausschwitzten, war die Luft erfüllt von einem Geruch nach Maschinenöl und Mandelblüten, Teer und Heidekraut, alles durcheinander. Wir machten große Schritte von Schwelle zu Schwelle, um nicht zwischen die Steine zu treten, auf denen sich schlecht gehen ließ und die unsere Schuhe aufarbeiteten. Auf beiden Seiten der Strecke standen die Telephonmasten; sie sangen, als wir an ihnen vorüberkamen. Ja, es war ein herrlicher Tag! Der Himmel war vollkommen klar. Nicht eine Wolke war zu sehen: es konnte ganz einfach keine da sein an einem solchen Tag, nach dem, was Vater sagte. Nach einer Weile kamen wir zu einem Haferfeld auf der rechten Seite des Dammes, das ein Bauer, den wir kannten, umgebrochen hatte. Der Hafer war dicht und hoch gewachsen. Vater schaute ihn mit Kennerblick an und ich merkte, daß er befriedigt war. Ich verstand nicht viel von derlei Dingen, denn ich war in der Stadt geboren. Dann kamen wir zu der Brücke über den Bach, der meistens nicht viel Wasser führte, jetzt aber schäumte es darin. Von dort war es nicht weit zu der kleinen Behausung des Schrankenwärters, die ganz im Grünen vergraben war. Wir kehrten ein, um einen Besuch zu

machen und sie boten uns Milch an. Wir besichtigten die Schweine, die Hühner und die Obstbäume, die in voller Blüte standen, und dann gingen wir weiter zum Fluß, denn dort war es hübscher als irgendwo sonst. Es war etwas Besonderes am Fluß, denn weiter stromauf floß er an Vaters Geburtshaus vorbei. Es war nicht weit bis zur nächsten Station, aber wir gingen nicht dorthin. Vater überzeugte sich nur eben, ob die Verkehrszeichen richtig gestellt waren. Er dachte an alles. Wir machten beim Fluß halt, wo er breit und freundlich dahinfloß und die dichtbelaubten Bäume an den Ufern sich in dem ruhigen Wasser spiegelten. Wir kletterten zur Böschung hinunter und Vater zeigte mir die Fischstellen. Als er ein Junge war, pflegte er dort auf den Steinen zu sitzen und den ganzen Tag lang auf Barsche zu warten. Oft bekam er nicht einen einzigen Anbiß; aber es war eine ergötzliche Art, den Tag zu verbringen. Jetzt hatte er nie mehr Zeit. Wir spielten eine Weile am Flußufer herum, warfen Rindenstücke hinein, welche die Strömung entführte, und schleuderten Steine, um zu sehen, wer am weitesten werfen konnte. Wir waren von Natur sehr lustig und munter, Vater und ich. Nach einer Weile fühlten wir uns ein wenig müde. Also machten wir uns wieder auf den Heimweg.

Dann begann es dunkel zu werden. Der Wald war verwandelt. Wir beeilten uns. Vielleicht wurde Mutter ängstlich und wartete mit dem Abendessen. Sie fürchtete immer, daß etwas geschehen könnte, wenn auch nie dergleichen eintrat. Das war ein herrlicher Tag gewesen. Alles war genau so gewesen, wie es sein sollte. Es wurde dunkler und dunkler und die Bäume waren so seltsam. Sie standen da und lauschten auf das Geräusch unserer Fußtritte, als wüßten sie nicht, wer wir seien. Unter einem von ihnen war ein Glühwurm. Er lag dort unten im Dunkeln und starrte uns an. Ich nahm Vaters Hand fester, aber er schien das fremdartige Licht nicht zu bemerken; er ging einfach weiter. Es war ganz dunkel, als wir zu der Brücke über den Fluß kamen. Der brauste unter uns, als wolle er uns verschlingen, und der Boden schien sich unter uns aufzutun. Wir gingen vorsichtig auf den Schwellen weiter und hielten uns fest bei den Händen, um nicht zu fallen. Ich dachte, Vater würde mich hinübertragen, aber er sagte nichts davon. Ich glaube, er wollte, daß ich so sei wie er und nichts dabei dächte. Vater war so ruhig in der Dunkelheit, er ging mit gleichmäßigen Schritten, ohne zu sprechen. Er dachte seine eigenen Gedanken. Ich konnte nicht verstehen, wie er so ruhig sein konnte, wenn alles so gespenstisch war. Ich sah erschrocken um mich. Ringsum war nichts als Finsternis. Ich wagte kaum tief zu atmen, denn dann dringt die Finsternis in einen und das war gefährlich, dachte ich. Man mußte bald sterben. Ich erinnere mich recht gut, damals so gedacht zu haben. Der Bahndamm stieg steil an. Er endete in schwarzer Nacht. Die Telephonmasten ragten gespenstisch zum Himmel, sie summten tief inwendig, als ob jemand weit unter der Erde spreche. Es war alles so gruselig. Nichts war wirklich, nichts natürlich, alles schien ein Geheimnis. Ich schmiegte mich enger an Vater und flüsterte: „Warum ist es so gruselig, wenn es dunkel ist?"

„Nein, Kind, es ist nicht gruselig", sagte er und nahm fester meine Hand.

„O doch, Vati!"

„Nein, du mußt sowas nicht denken. Wir wissen, daß es einen Gott gibt, nicht wahr?"

Ich fühlte mich so allein, so verlassen. Sonderbar, daß nur ich mich fürchtete und Vater nicht. Sonderbar, daß wir nicht das Gleiche dabei fühlten. Und es war noch sonderbarer, daß das, was er gesagt hatte, nichts half, daß es mich nicht aufhören ließ, Angst zu haben; nicht einmal das, was er von Gott gesagt hatte. Der Gedanke an Gott gab einem auch ein gruseliges Gefühl. Es war gruselig zu denken, daß er überall hier in der Dunkelheit war, dort drunten unter den Bäumen und in den Telephonmasten, die so summten — daß er vermutlich überall war. Aber trotzdem konnte man ihn nie sehen.

Wir gingen schweigend weiter. Mein Herz war zusammengekrampft, als sei die Dunkelheit eingedrungen und laste darauf. Dann, als wir an eine Biegung kamen, hörten wir plötzlich einen Lärm hinter uns. Wir wurden aus unseren Gedanken aufgeschreckt. Vater zerrte mich den Damm hinunter und hielt mich umschlungen und ein Zug raste vorüber — ein schwarzer Zug. Die Lichter waren in allen Wagen ausgelöscht, als er an uns vorbeiraste. Was konnte das sein? Jetzt war kein Zug fällig. Wir starrten erschrocken nach. Der Ofenschlund in der großen Lokomotive, wo sie Kohlen hineinschaufelten, röhrte und die Funken flogen in die Nacht hinaus. Es war schauerlich. Der Lokomotivführer stand bleich und unbeweglich da, mit so seltsam steinernem Blick im Lichtschein. Vater kannte ihn nicht — wußte nicht, wer er war. Er schaute nur geradeaus, als führe er hinein in die Dunkelheit, tief in die Dunkelheit, die kein Ende hatte.

Ich zitterte am ganzen Leib. Das hatte mir gegolten — mir zur Warnung. Ich erriet, was es bedeutete. Es war der ganze Schrecken, der mich erwartete, all das Unbekannte; alles, von dem Vater nichts wußte und vor dem er mich nicht schützen konnte. Es war, wie die Welt für mich sein würde und das seltsame Leben, das ich leben mußte; nicht wie das von Vater, in dem jedermann bekannt und vertrauenswürdig war. Es war keine wirkliche Welt, oder ein wirkliches Leben. Es stürmte nur eben brennend in die Dunkelheit, die kein Ende hatte...

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Heutze

Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.–

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Fritz

Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.–

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München

Herrnstraße 10

„Warum sind Sie mir eigentlich bis jetzt nachgegangen?"
„Dasselbe frage ich Sie."

Das Mädchen vor dem Ring

Starke Männer machen nun mal Eindruck auf schwache Frauen. Was nützt es da uns 120pfündigen, daß wir verwirrende Komplimente zu machen verstehen, die nicht in jedem Repertoire zu finden sind, daß wir von etlichen Hauptstädten Europas einiges mehr als nur die internationalen Vergnügungsstätten und renommierten Speiserestaurants aufzuzählen wissen und überhaupt schlau genug sind, um einigermaßen fließend konversieren zu können.

Ja, wenn man auch so gebaut wäre wie die Schwergewichtler, deren Bilder seit einigen Tagen in den Schaukästen unserer Sportgeschäfte hängen! Wer auch solche gewölbte Arme aufzuweisen hätte, mit Schultern und Nacken imponieren könnte, auf denen bequem ein Mehlsack abgestellt werden dürfte!

Die schwersten Ringer des Bezirkes sollten sich mit einigen auswärtigen Konkurrenten messen. Haufenweise standen die Buben vor den Kästen. Der unsrige kannte schon alle Namen und Gewichte. Aber auch die Mädchen blieben nicht unbeteiligt. Zwar nur im Vorübergehen und scheinbar nur gelegentlich fiel ihr Blick, wohl ein wenig erschauernd vor so viel männlicher Kraft, auf die Bilder.

Auch unsere Haustochter Else, das unverbildete Kind eines Schwagers auf dem Lande, das uns schon öfter überrascht hatte durch unbefangene Betrachtungsweise natürlicher Vorgänge, war stark beeindruckt und beim Mittagessen erklärte sie zum Erstaunen meiner Frau, daß sie die Vorstellung besuchen möchte. Also wurde ich zu ihrer Begleitung abgeordnet. So saß sie denn am Abend strahlend und etwas deplaziert unter lauter Männern vor dem Ring.

Die ersten Kämpfer, die nur das Programm füllen mußten, wurden hingenommen wie der Beifilm im Kino und konnten Elses Ansprüchen offensichtlich nicht genügen. — Endlich kamen die beiden Hauptakteure in die Arena mit wiegendem Gang, ein wenig schwer an ihrer geballten Kraft tragend, einer hinter dem andern. Jetzt war sie ganz benommen und ganz konzentriert. Darum entging ihr auch das schallende Gelächter, das sie auslöste, als sie mich aufgeregt am Ärmel zupfte und lauter als für eine junge Dame schicklich war, ausrief: „Sieh doch, Onkel, sieh doch die Muskulatur des hintern!" — — Nie wieder gehe ich mit meiner Nichte vor den Ring!

Die Taufsuppe

Die jungen katholischen Theologen werden bekanntlich in Seminaren ausgebildet. Sie leben dort interniert. Das soll Körper und Geist in gleicher Weise gut bekommen. Die Mahlzeiten dürfen nicht allzu üppig sein: plenus venter studet non libenter, und bis zum Prälatenbäuchlein ist's noch Zeit. So kommt es, daß die Suppe oft recht wenig Fettaugen hat und die Portionen die asketischen Bedürfnisse der jungen Leute übersteigen.

Einer der Dozenten war bekannt durch sein Bestreben, seine Schüler besonders für Grenzfälle der Praxis vorzubereiten. Er examinierte gerade das Kapitel „Taufe". Es wäre möglich, meinte er, daß einmal kein Wasser aufzutreiben sei. Ob man in einem solchen Falle mit Suppe die Nottaufe spenden könne?

„Es kommt darauf an", sagt zögernd der Kandidat, „ob's Suppe vom Seminar ist."

Geld im Hause

„Was, du hast nicht mal zehn Mark im Hause? So etwas kommt bei mir nie vor!"

„Schneide doch nicht so auf!"

„Tatsache! Ich wohne doch in einem Bankgebäude!" *Mi*

Attraktion

„Ich kann meinen Mann um den Finger wickeln!"

„Aber das ist doch eine fabelhafte Varieté-Nummer! Damit läßt sich eine Menge Geld verdienen!" *Mi*

Die Kleinbahn

„Heute hat es aber der Lokomotivführer eilig!"

„Kein Wunder! Er hat die Wäsche seiner Frau im Dampfkessel!" *Mi*

Aussprache

„Die Natur bildet doch immer nur schöne Formen!"

„Na, da sieh dir mal meine Frau an!" *Mi*

Wer von schönen und gesunden Zähnen spricht, denkt an
Chlorodont

Schwäche. vorzeit. d. Männer heilbar. 25 jähr. Erfahrung. Erfolg überraschd. Aufklär. Schrift u. Probe verschlossen geg. 24 Pf. Porto. Unverbindl. Chemiker Kaesbach. Berlin-Wilmersd. 151 Postfach 2.

BÜCHER

Hedwig Rohde: „Das dunkle Herz“. Roman. (S. Fischer, Berlin.)

Hier Stellung zu nehmen, heißt sich auseinandersetzen nicht allein mit dem psychologischen Roman als Gattung, sondern, zuletzt und im Grunde, mit der Psychologie als Lebensanschauung überhaupt, und das zwar in genau dem gleichen Sinne, wie vergleichsweise eine Auseinandersetzung mit Spengler eine innerliche Selbstprüfung über das Verhältnis zu den Menschen notwendig bedeutet. Wenn hier, in Hedwig Rohdes sorgfältig, ehrlich und genau geschriebenem Roman, eine Frau, in dunkler seelischer Verwirrung, das Kind der Schwester tötet, stehen wir unmittelbar vor der Frage nach der allgemeinen und eigentlichen Natur des Menschen, wobei wir uns nicht einmal so sehr an Nietzsches „Blonde Bestie“ zu denken genötigt sehen, denn ihm wäre es ja nie in den Sinn gekommen, daß diese Hypothese etwas biologisch Beweisbares sei, — als wir also nun doch an Spenglers Definition uns erinnern müssen, die bekanntlich platterdings besagt, und naturwissenschaftlich zu beweisen sich unterfängt, daß der Mensch ein Raubtier sei. Vor dieser Fragestellung, die immerhin eines der wenigen grundlegenden Prinzipien unseres Daseins berührt, tritt der Roman als Kunstwerk fast ein wenig zurück, obgleich er es in hohem Maße ist, geschlossen, plastisch, klar und sehr episch in der Zurückhaltung persönlicher Wertungen.

Carl Conrad.

A. J. Cronin: „Die Sterne blicken herab“. Roman. (Paul Zsolnay, Wien.)

Wir kannten in Deutschland von Cronin drie große Romane „Der Tyrann“, „Drei Lieben“, „Das Haus der Schwäne“, aber sein letztes Werk „Die Sterne blicken herab“ übertrifft zweifellos jene anderen an Bedeutung, Substanz und Lebendigkeit. Eine bewegte Handlung, getragen von einer phantastischen Fülle von Gestalten, umfaßt die ganze soziale und politische Geschichte Englands in den letzten vierzig Jahren. Alles ist Realismus, der Kohlendunst der Bergbaugebiete, die sozialen Gegensätze, und alles ist zugleich, wunderbarerweise, Kunst, voll Geist, Phantasie und Buntheit, — ein erstaunliches und hinreißendes, durchaus englisches Buch.

Carl Conrad.

Joseph Conrad: „Spannung“. Roman. (S. Fischer, Berlin.)

Ein Roman ohne Ende, — in einem doppelten Sinn, denn wenn Conrad selbst einmal zu André Gide sagte: „Ich glaube, ich werde niemals damit fertig“, so mußte er dieses Werk tatsächlich als Fragment zurücklassen, als es gerade bis zu einer Stelle gediehen war, einer seltsam profunden und vieldeutigen Szene, die nun in der Tat die letzte in Joseph Conrads Romanwerk geblieben ist. Was vorliegt: ein Handlungsablauf in 24 Stunden, von erstaunlicher, fast graziöser Transparenz, kreisend um den unsichtbaren Mittelpunkt, den „Spannungsfaktor“, — Napoleon auf Elba. Die Umwelt, das Mittelmeer, war, wir wissen es, ein besonderes, tief abenteuerliches Erlebnis des jungen Conrad; im „Goldenen Pfeil“ fand es schon einmal Gestaltung. Alles in allem: letzte Meisterschaft und Askese der Architektur, des Stils, der Menschengestaltung; — Kritik wäre Vermessenheit.

Carl Conrad.

Neues aus England.

Das Interesse für Lyrik ist plötzlich wieder sehr rege, — in erster Linie natürlich ist W. B. Jeats zu nennen. „A Full Moon in March“ heißt die Sammlung seiner neuesten Gedichte, phantastisch und blühend wie je. Aus der Unmenge von Romanen sei auf D. L. Murrays „Regency“ verwiesen, der die Entwicklung und Folge von vier Generationen umfaßt, bei raffiniert konstruierter Handlung, — ein ausgesprochener Publikumserfolg. W. S. Maugham legt einen Essay-Band vor: „Don Fernando, or variations on some spanish themes“, eine Anzahl geist- und humorvoller Betrachtungen über Themen aus dem Spanien des goldenen Zeitalters, über de Vega und Cervantes nebst Schwester, von deren Leichtfertigkeit der Dichter des Don Quichote lebte, und über den steinernen Gast im Don Juan-Motiv. Das alles ist sehr prägnant und geschickt entwickelt, mit einer Menge neuer Ideen. Mit besonderem Nachdruck sei auf Joseph Conrads „The Mirror of the Sea“ (als Albatros-Buch auch in Deutschland erhältlich) hingewiesen, die letzte Beichte des großen Seemanns und Dichters, die Quintessenz seiner Erfahrung im Umgang mit Schiffen, Docks, Flüssen, Ankern, Kapitänen, Stürmen und — in allem und über allem, der See, die er, wie jeder, der sie wirklich kennt, weder liebte noch haßte, denn: „The sea — this truth must be confessed — has no generosity“. Jedoch, das Erlebnis ihrer furchtbaren und heimtückischen Macht kann nicht ihre Faszination aufheben, ihrer Herausforderung vermag das wahrhaft Männliche sich nicht zu entziehen. Erschüttert legen wir dieses Buch, diese letzte, rückhaltlose Beichte Joseph Conrads, aus der Hand, aber auch ermuntert, bestärkt in der Ruhe und Genauigkeit und Beständigkeit, die unser tägliches Werk von uns allen fordert.

Carl Conrad.

ANEKDOTEN

Ludovico Ariosto, der große italienische Dichter, hatte sich in seinem Alter ein kleines Landhaus bauen lassen. Seine Freunde fragten ihn, warum er, der doch in seinen Werken so viele herrliche Paläste und Schlösser beschrieben hätte, sich mit einem so armseligen Haus begnügte. Ariosto erwiderte:

„Weil es leichter ist, Wörter aufeinanderzuhäufen als Steine.“

K. Mi.

*

Man sprach in der Gesellschaft von einem Mann, der seine Frau verklagt hatte, weil sie ihm nicht erlaubt hatte, sein Kind zu küssen. „Das Herz einer echten Mutter“ sagte Strindberg sarkastisch. „Sicherlich wollte sie nicht, daß ein fremder Mann es küssen sollte!“

*

Ein Bekannter fragte einmal Josef Hellmesberger, der einst erster Konzertmeister in der Wiener Hofoper, später Direktor des Konservatoriums und Primus des nach ihm benannten berühmten Streichquartetts war, welchen Weg er nehme, um ins Konservatorium zu gehen. Hellmesberger erwiderte: „Entweder geh i über'n Rennweg oder renn i über'n Gehweg!“ (Der Rennweg ist eine belebte Straße in Wien).

*

Ein fremder Pianist, der sich Hellmesberger einmal auf der Straße anschloß, hatte unangenehme Eigenschaften, die Hellmesberger zur Raserei brachten. Förmlich aufatmend sagte er, nachdem ihn der Mann verlassen hatte:

„Mit dem geh' i nimmer, der riecht aus'm Mund durch die Nas'n von die Füß.“

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

DIE FOTO-SEITE

Knipst Bildreihen!

Indem wir gerade heute besonders das lebendige Bild pflegen, werden wir uns Darstellungsformen überlegen müssen, durch die speziell Lebendigkeit zum Ausdruck gelangt. Wir wiesen schon mehrfach in der „Jugend" darauf hin, daß im Schwarz-Weiß-Bild durch Hell-Dunkel-Momente die größte Vitalität erreicht wird. Doch diese Methode kann sich nur immer auf einen Augenblick beziehen, niemals aber die Folge eines Geschehens berücksichtigen.

Kommt es uns auf die Wiedergabe einzelner Phasen an, so werden wir noch einen anderen Weg gehen müssen. Wir halten aus einem Handlungsablauf einzelne Szenen fest, um sie in chronologischer Folge als Bildreihe zusammenzustellen. Dann haben wir in gewisser Weise einen kleinen Film erzielt.

Damit die Bildreihe wirksam ist, müssen wir Höhepunkte der Handlung erfassen. Dazu gehört eine schnelle Auffassungsgabe, die wir durchaus auch an vorher festgelegten Handlungsfolgen üben können. Welche Augenblicke wir als Höhepunkte empfinden, das ist vielfach Ansichtssache. Im wesentlichen werden wir sie da finden, wo eine kleine Teilhandlung des Gesamten ihr Ziel findet. Wenn wir uns unsere hier wiedergegebene Bildserie von Dietz-Film ansehen, so werden wir erkennen, daß sie genau danach aufgebaut ist. Die Gesamthandlung „Kaffee trinken und Kuchen essen" wurde in lauter kleine charakteristische Augenblicke zergliedert. Und das gibt ihr die lebendige Note.

Mit Kindern und Tieren werden wir leicht geeignete Bildreihen darstellen können. Beim Erwachsenen ist es schon schwieriger, in einfachen Handlungen etwas Besonderes zu finden. Denn wir stehen selbst zu sehr mitten in dieser Welt und müssen erst bewußt über ihre Sonderheiten nachdenken, um sie fotografisch für eine Bildreihe zu gestalten. Anders ist es selbstverständlich, wenn wir bei Veranstaltungen und Festlichkeiten bestimmte, von der Sache her gegebene Handlungen antreffen.

Hier können wir nach zweierlei Richtungen arbeiten. Wir können uns entweder an den festen, gegebenen Plan halten oder uns hiervon frei machen, um nach kleinen Ausschnitten zu sehen, die erst als Folge des Großen entstehen. Für den Fotoamateur wird gerade diese Anregung die bessere sein. Denn hier kann er sich frei entfalten, ohne am Wettrennen der Berufsreporter teilzuhaben, dem er letzten Endes ohne weiteres doch nicht so ganz wird entsprechen können.

Die Bildreihe verlangt ein doppeltes Sehen, wenn sie gut sein soll. Erstens nach fotografischen Gesichtspunkten und zweitens in inhaltlicher Hinsicht. Um sich hier ganz auf diese eigentliche Aufgabe konzentrieren zu können, müssen die Kamera und ihre Arbeitstechnik voll beherrscht werden. Und so sehen wir, daß Fotoserien zwar nicht ganz leicht herzustellen sind, bei einiger Übung aber doch gute Ergebnisse bringen.

Zum Schluß sei bemerkt, daß wir nicht den Tonfilm imitieren wollen. Unsere Fotoserie ist etwas ganz anderes. Deshalb muß die Auswahl der Motive auch mit besonderer Sorgfalt vor sich gehen.

Was gibt es Neues?

Zur Leica kam jetzt eine neue Bereitschaftstasche mit eingebautem elektrischen Belichtungsmesser „Tempiphot" heraus.

Der Auslöseknopf für den Kamera-Verschluß wird immer bei mehr Modellen im Kameragehäuse eingebaut, so jetzt bei der neuen Bessa mit Entfernungsmesser und der Vollenda 620. Das ermöglicht ein leichteres Auslösen ohne Erschütterungen.

Voigtländer brachte das Orthobrom-Papier in einer sogenannten Mischpackung heraus. Da finden wir zugleich mehrere Papiergradationen in einer Packung vereinigt. Das hilft sparen, da man sich immer nur eine Packung zu kaufen braucht, um doch alle Härtegrade vorrätig zu haben.

Die Deutsche und zweite internationale Foto-Schau findet vom 26. Sept. bis 11. Okt. in Frankfurt am Main statt. Es werden etwa 3000 Bilder ausgestellt.

Die Exakta-Kamera erschien inzwischen auch für Kinofilm (Bildformat 24×36 mm) in verchromter Ausführung. Das Spiegelreflex-System wurde beibehalten. Filmtransport und Verschluß arbeiten automatisch und sind gekuppelt. gi—t.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11.

— Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. —

Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.-A. II. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Rubey

„Caramba ... nun sehe ich, daß meine Phantasie harmlos war — gemessen an dieser Wirklichkeit"

Preis 60 Pfennig

Jugend

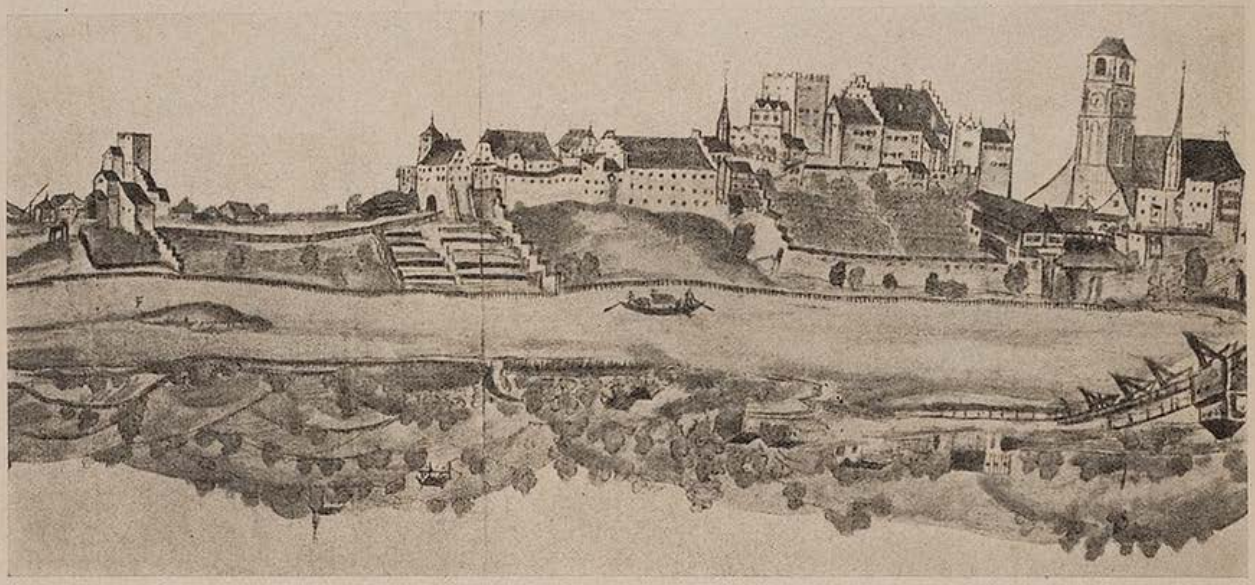
München 1936 / Nr. 39

Wasserburg am Inn

Karl Wähmann-Edling

Jugend
41. Jahrgang 1936 / Nr. 39

Der 800jährigen Stadt Wasserburg am Inn gewidmet



Wasserburg um 1580 — Farbige Zeichnung von 1580

Reisebrief

Auf Wasserburg da theten wir fragen,
Da khamen wir auf einen hochen berg,
Da war ein weeg nach lengs vnnd zwerch.
Ich sach gen Wasserburg auf die Stat,
Gar wohl mir die gefallen hat.
Sy liegt in einem tiefen thaal
Darin ist mancher schener Saal.

Tämpes 1583.

„O hollo Wasserburg" am Inn!

Von Christian Kobe, Wasserburg-Burgau

„Ein vielstimmiges ‚O hollo' erbrauste, wenn sich die Pferde in steilem, schwerem Gang in die Geschirre legen mußten." (Hierl, über die alte Innschiffahrt).

In jenen Zeiten, da noch kein Blaßgesicht seinen Fuß auf Manhattan gesetzt hatte, wo diese Halbinsel nicht ahnen konnte, daß in ihre Erdrinne jene New Yorker Häuserreihen gerammt würden, die heute auf viele Seemeilen hinaus den ankommenden Schiffen Macht und Wille bekunden, bot sich den innabwärtsgleitenden Plätten und Flössen an jener Stelle, wo der Inn in eine enge, beinahe kreisrunde Schleife biegt, Jahrhunderte vorauseilend, ein ähnliches und doch so grundverschiedenes Bild: eine Halbinsel, an dessem Saume vielstöckige hohe Häuser aus den Fluten steigen — Wasserburg am Inn.

New York und Wasserburg in einem Atemzuge zu nenen, mag verwegen klingen, und dennoch schlug in dieser traumhaft schönen Stadt vor einigen Jahrhunderten der Pulsschlag angespanntester Handelskraft und ausgeprägten Machtwillens. Der Innstrom war der Mittler zwischen Italien, Deutschland und Ungarn, ja donauabwärts bis zum Schwarzen Meer; er band Tirol mit Bayern und dem Niederösterreich. Wein, Salz, Getreide, Eisen, Honig und Tuch bereiteten das Saatbeet Wasserburgs Blütezeit und gründeten den Reichtum seiner Geschlechter. Die Stadt, vom Inn fast völlig bis auf einen schmalen „Hals" umschlungen, war Stapelplatz für Augsburg und Venedig.

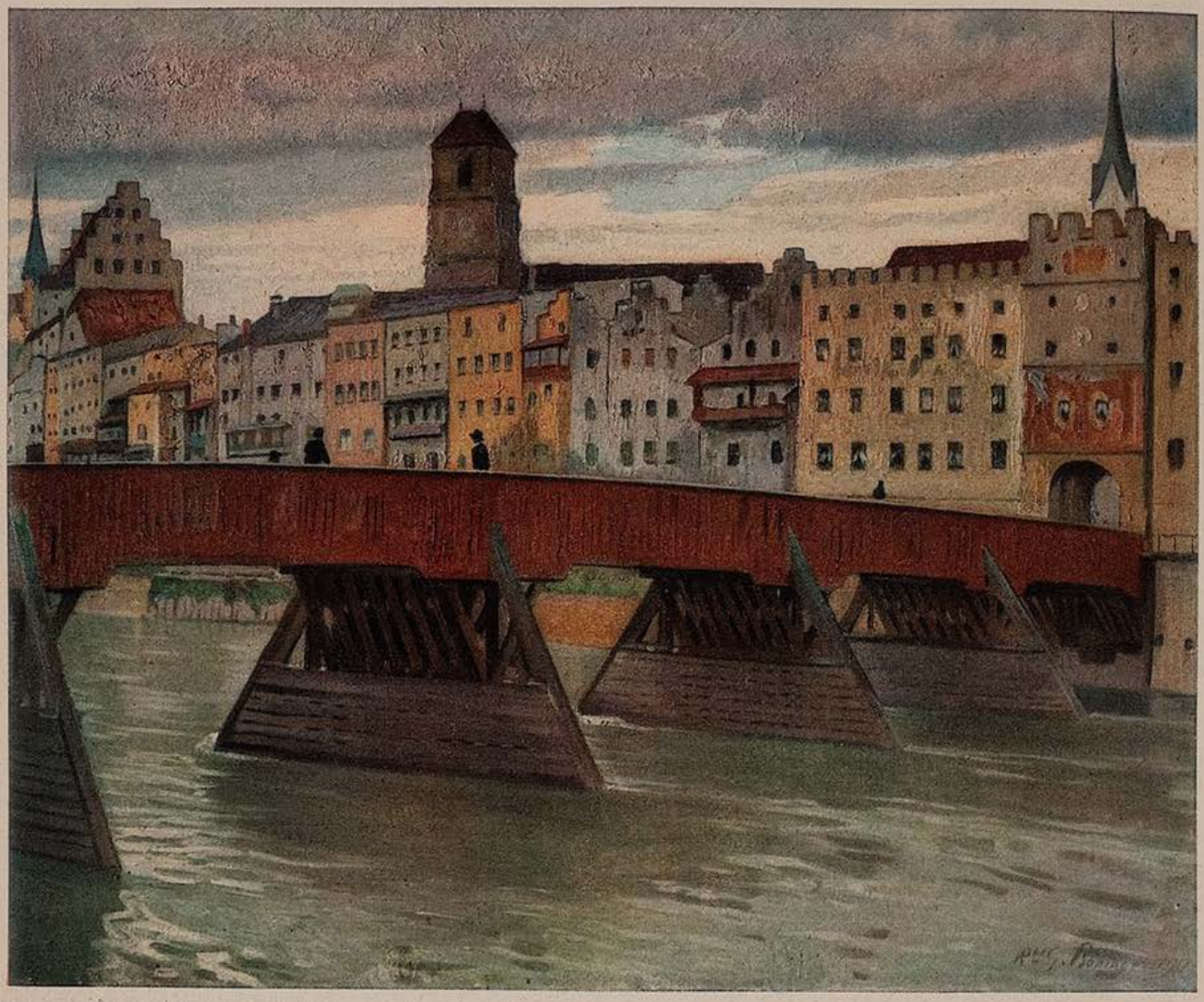
Amerika hat an dem Schicksal dieser Innstadt seinen Teil. Die Entdeckung der Neuen Welt ließ den Welthandel, den bisher Venedig und Augsburg fest in ihren Händen hielten, allmählich andere Wege gehen. Die Frachten auf den bayerischen Flüssen und Straßen gingen erheblich zurück, die Erzeugnisse des Landes fanden geringen Absatz, der Stapelplatz Wasserburg sank dahin.

Innflößer — Hermann Schlittgen †

Amerika ist nicht Bayern. Ritterrüstungen, antike Möbel und Bilder alter Meister zierten dort die musealen Paläste reicher Unternehmer. Im Herrgottswinkel der Bauernhöfe und Patrizierhäuser des Chiemgaus leben die kostbaren gotischen Madonnen und die des fröhlichen Barocks heimisch in der Reihe der Geschlechter. Die Truhe, der Kasten, der Schrein dient alltäglichem Gebrauch. Das Bauholz der Stadt ist zum Teil noch roh behauen. Die alten Häuser stehen aus Feldsteinen und handgepreßten Ziegeln festgefügt und die Kirchen recken sich in edler Linienführung gestaltet und lebendige, sinnfällig dienende Schätze christlich handwerklicher Kunst bergend, zur Ehre Gottes in den Himmel. Stahl- und Betonamerika ist eine andere Welt.

Die Stadt Wasserburg rüstet sich zu ihrer achthundertjährigen Jubelfeier. Im Jahre 1137 kehrte Hallgraf Engelbert aus dem Geschlecht der Grafen Limburg oder Lintburg seinem beim Kloster Attel gelegenen Stammsitz den Rücken und ließ sich einige Meilen innabwärts auf der Halbinsel nieder. Seine „Limburg" packte er zusammen — sie war aus Holz — und baute sie feinsäuberlich als „Wazzerburhc" wieder auf. Die zu seiner ehemaligen Burg gehörigen Gründe schenkte er dem Kloster Attel, wofür er in dessen Geschichte als „hochherzig" eingegangen ist. Hohe Herren haben aber bei Schenkungen oft einen praktischen Sinn gehabt. Zweifellos konnte sich Graf Engelbert als „Wahrer der Kronrechte über Markt, Zoll, Forsten, Bergbau und Salinen im ganzen Chiemgau" an seinem neuen Platz mehr zur Geltung bringen und besser schützen als an seiner früheren Bleibe. Die Grafen von Wasserburg haben bis 1242 regiert; der letzte, kinderlose Graf Konrad setzte den Wittelsbacher Herzog zum Erben seiner Stadt und Grafschaft ein. Der Aufstieg des Ortes war bedeutend. Schon vor dem „allgemein gültigem Stadtrecht von 1334" hat die Stadt wichtige Privilegien und Stadtrechte besessen. Das alte Großsiegel mit dem im silbernen Felde aufgerichtet schreitenden dreischwänzigen Löwen gibt Kunde davon. Das Vierzehnte und Fünfzehnte Jahrhundert sieht Wasserburg in seiner Glanz- und Blütezeit. Anfang des Sechzehnten Jahrhunderts mußte die Stadt nach langem Streit über Salzstapel- und Salztransportrechte ihr goldwiegendes Monopol mit Rosenheim teilen. Pestausbrüche, die Belagerung durch die Schweden, andere Fehden und der Religionsstreit gruben in das schöne Antlitz dieser Stadt harte Sorgenfalten. Anläßlich des spanischen Erfolgekrieges geriet Wasserburg vorübergehend in österreichische Hände. 1800 drangen die Franzosen ein, nachdem vor den Toren der Stadt die Österreicher die Schlacht bei Hohenlinden verloren hatten. Mit Beginn des Neunzehnten Jahrhunderts sank Wasserburg in einen Dornröschenschlaf. Die letzte Gelegenheit dieser Epoche, wieder Tritt zu fassen, scheiterte an der Halsstarrigkeit der letzten ehemals so mächtigen Innschiffer; sie ließen es nicht zu, daß

(Fortsetzung S. 613)



Wasserburg: Die rote Brücke **R. G. Böninger**

Die alte Stadt

Es liegt eine Stadt im Tale,
Eine stille, alte Stadt
Die viele steile Giebel
Und Zinnen und Türme hat.

Von Wäldern umhegt und umschlungen
Von des Flusses silbernem Band
Aus blauer Ferne grüßet
Der Berge duftiger Rand...

Zog oft auch zu nächtlicher Stunde
Durch die Stadt ohne Wunsch und Ziel,
Wenn rings auf Giebel und Dächer
Das Silber des Mondes fiel.

Ich bin durch stille Gassen
Gewandert so manchen Tag,
Wenn ein goldener Sonnenhimmel
Auf Tal und Höhen lag.

Es lagen die Gassen und Gäßchen
In schweigender Einsamkeit,
Mir war's, als schritt ich im Traume
Durch eine vergangene Zeit.

Ich schritt durch die Lauben und Plätze
Voll duftblauem Mondenschein,
Es rauschte der alte Brunnen,
Die Bäume flüsterten drein.

Und zög' ich einmal in die Ferne,
Dann dächt ich wohl manchesmal
Voll Wehmut an dich, du stille,
Du einsame Stadt im Tal.

Carl Friedrich Schuster

Schluß v. S. 611)

Wasserburg unmittelbar an die damals geplante Linienführung der Eisenbahn München-Salzburg angeschlossen wurde.

Der Bayuvare des Chiemgaus ist bedächtig und Neuerungen lösen auf den ersten Hieb keine wilde Begeisterung aus. Er muß sich erst dreinfinden. Vielleicht mag diese bedächtige Art dazu beigetragen haben, daß Wasserburg ihr wunderschönes Antlitz Jahrhunderte hindurch beinahe in ihrer Ursprünglichkeit bewahrt hat.

Wie dem auch sei, wer je in dieser Stadt geweilt hat, wird sie nie vergessen. Vom Inn umsäumt, von den hohen Leiten umrandet, bietet sich die Stadt dem Ankommenden wie ein Stück lebendig gewordenes Mittelalter dar. Und, seltsam, diese deutsche Stadt mutet ebenso italienisch an. Die Häuser tragen flache Dächer, die tiefausgehöhlten Loggien in den Häusern nach Süden hinaus lassen die Wohnräume zurücktreten, als fürchte man die heiße Sonne des italienischen Himmels. Florenz vom Arno aus gesehen erscheint wie eine Schwester. Im Mittelpunkt des städtebaulichen Gedankens steht die „Laube". Die Laubengänge, das Merkmal aller Innstädte, haben noch heute in ihrer Vielzahl Freistatt und Pflege. Die Häuser der Stadt haben „Gesichter"; sei es die Burg, der Zehntkasten, die Marienkirche, die Jakobskirche, das hochgiebelige Rathaus, das Kernhaus, das Brucktor, alle tragen sie den Stempel würdiger Geschichte, legen Zeugnis ab von der hohen Kultur, die in Stadt und Land festgewurzelt ist.

Romantik ist ganz schön, aber man kann davon nicht satt werden. Die Wasserburger sind keine ausgestopften Museumsstücke, sie sind nicht ausgestorben — sie leben; zwar nicht mehr auf so großem Fuß wie in jenen Zeiten, als in einem Jahre 119924 Scheiben Salz, die Scheibe zu anderthalb Zentner, in Wasserburg

Alter Hausspruch

gestapelt wurden und der Verkehr der Wagen die Zahl 12603 erreichte, aber rührig und fleißig wie ehedem. Nicht wie früher 21 sondern drei aber leistungsfähige Brauereien birgt die rund 4600 Seelen zählende Stadt, die Sitz eines Bezirksamtes und einer Kreisleitung ist. Seifen-, Leder- Kreideherstellung bilden den industriellen Teil. Gasthäuser gibt es immer noch genug, wenn auch nicht die Zahl von 42 Weinschänken erreicht wird, die anno 1446 vorhanden waren. Kaufmannschaft und Handwerk sind sich ihrer alten Tradition bewußt. Noch immer kommen die Bauern am Sonntag zur Stadt und kaufen ein. Der Wasserburger Taubenmarkt ist der „größte der Welt." Der Schlenktag auf Lichtmeß bringt die Bauern mit dem sich verdingenden Gesinde zusammen und junge Burschen ziehen wieder einmal im Jahre mit dem Rekrutensträußchen am Hut singend durch die Gassen.

Wasserburgs Dornröschenschlaf ist beendet. Kein Märchenprinz hat die Schöne wachgeküßt, aber der Weckruf der Fanfaren des Dritten Reiches hat auch Wasserburg aufgerüttelt. Personen- und Lastkraftwagen brummen durch die Stadt. Sie gleiten über die alte Salzstraße und bringen manches wieder, was ihr die Eisenbahn entrissen hatte.

Die Brücke über den Inn ist verbreitert. Der Strom raunt und gurgelt. Tausende von Jahren ist er unbehelligt in seinem Bett geflossen. Nun will man ihn bändigen, ihm eine Zwangsjacke anlegen. Kurz oberhalb Wasserburgs dröhnen schwere Rammen und schlagen Pfahl um Pahl in sein Bett. Ein großes Stauwerk ist im Werden. Der Schweiß des Arbeiters tropft in den Strom. In schwerer Arbeit kämpft der Mann mit dem tückischen Inn um seines hartes tägliches Brot. Glückauf!

Hallgraf Engelbert würde, wenn er eines Morgens in Erwägung seines Umzugs zum Fenster seiner Lintburg bei Attel herausgeschaut und das breite, liebliche Inntal bis „Wazzerburhc" in einen großen See verwandelt gefunden hätte, den Teufel im Nacken gespürt haben. Ihn hätte der Schlag getroffen.

Wie Wasserburg erschaffen wurde

Legende

von

Peter Dörfler

Da Gott einmal im tiefsten Paradies
Sich einem Sabbatschlummer überließ
— das Schöpfungswerk war säuberlich getan —,
Nach ewigem Beschluß und Plan.

Da ward er aufgeschreckt mit wildem Schrei,
Als ob die ganze Höllenbrut rebellisch sei.
Er beugte durch das Himmelsblau sein Haupt,
Zu sehn', wer ihn der Sabbatruh beraubt.

Jetzt klang es fern aus einer Erdenecke:
„Verzeihe, Herr, daß ich zur Unzeit wecke.
Ich bin dein großer Strom, ich bin der Inn.
Man weiß, ich laufe alle Wasser hin.

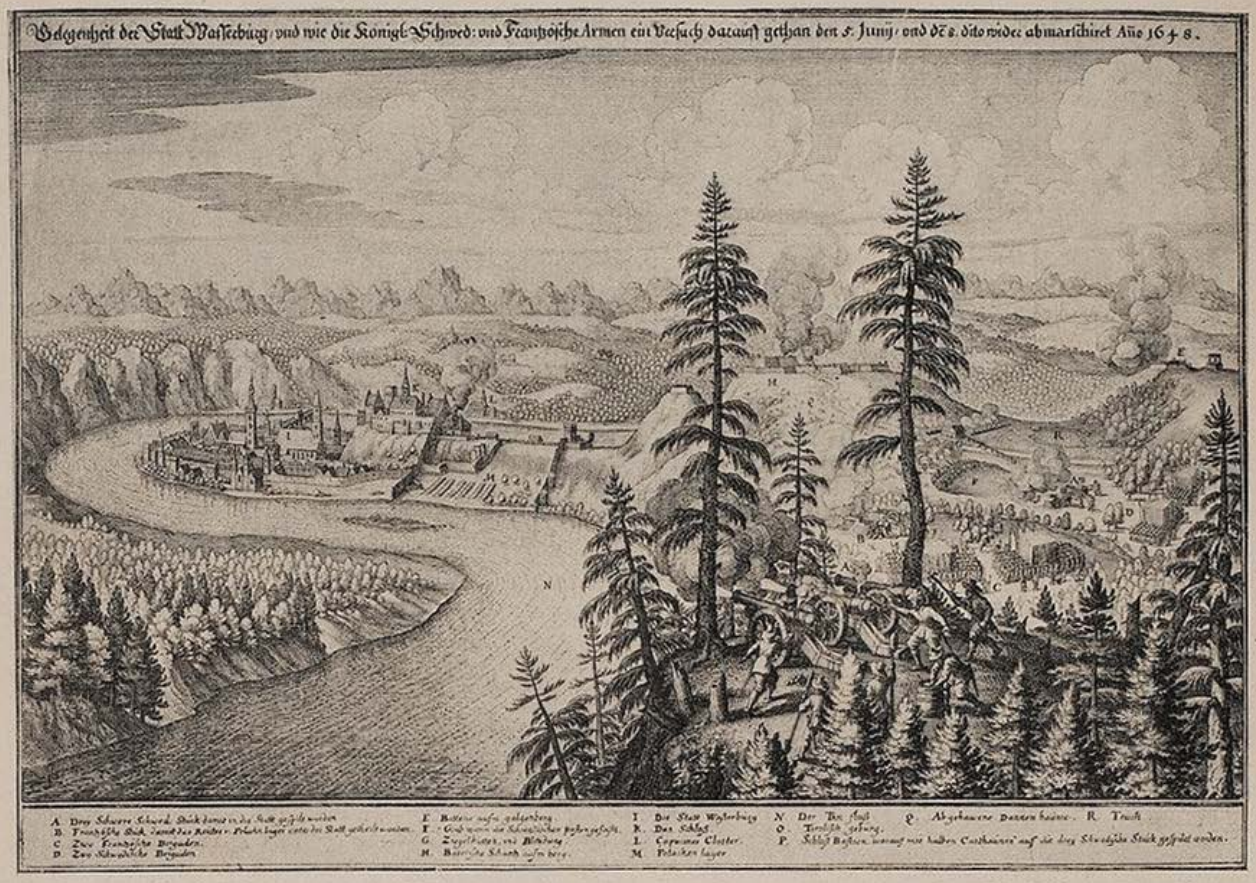
Nun, Vater, schau, ich bin in arger Not
Und unser ganzer Ruhm ist schwer bedroht.
Kommt da ein grober Kerl mir in die Quer
Und hemmt und staut mein ganzes Wellenheer.

Dies breite, eigensinnige Felsentor
Zieht vor die Nas' mir einen Riegel vor.
Ein Wegelagerer, ein kecker Streiter,
Mein Wasser schäumt und tobt und kann nicht weiter.

Es hilft kein Stürmen und kein Umwegsuchen,
Es nützt kein Bitten und — verzeih — kein Fluchen!
Ein See lieg ich vor diesem Klotzgewächs,
Kein schöner Strich, ein breiter, wüster Klex!"

Gott nahm das Morgenrot zum Kleid
Und fuhr hinab, zu schlichten jenen Streit.
Er maß den Fels im Tal mit kurzem Blick,
Das Hindernis war wenige Ellen dick,

Er konnte leicht mit einer Fingerspitzen
Dem Strom ein neues Bette ritzen.
Doch hielt er an und schaute auf das Hauchen
Der Winde in dem Tann, indes mit Fauchen



Und Brüllen rings die Wellenkatzen drängten
Und aus dem Armel sich die Engel zwängten,
Zu spähen, was der Vater ausstudiere
Und wie er spalte jene Felsentüre.

Doch plötzlich neigte sich der Ewige vor
Und zog in weiter Schleife um das Felsentor,
Als ob er sich ein neckend Spiel ersinne,
Dem ungebärdigen Strom die neue Rinne.

Nachstürzte des gestauten Stromes Flut,
Als jage sie ein flüchtig Wild in Wut,
Und biß mit wilden Zähnen in den Strand.
Doch unverletzt der kühne Felsen stand.

Die Engel lächelten dem Vater zu:
„Nun schlumm're weiter du in seliger Ruh',
Das Tal ist frei von Wassernot und Flut,
Dem allzu Eiligen tut der Umweg gut!"

Er aber schüttelte die Sternenlocken
Da klang's wie ein Gewühle ferner Glocken.
„Still, hört!" sprach er, „das kommt vom Werke lieb,
Das ich erträumt', indes mein Finger schrieb!"

Sie lauschten all und träumten, schufen mit.
Indes der Strom noch mit dem Felsen stritt,
Wuchs eine Burg aus Eichenkronen auf,
Wuchs eine Stadt am Uferrand darauf,

Die Gassen schwangen sich mit Laubengängen
Und Nixenkirchlein winkten von den Hängen.
St. Jakob hob den kühnen Turm empor,
Den Fluß zwang eine Brücke vor dem Tor. —

So wurde Wasserburg geplant, geschaut;
Nun ist es klar, warum es gar so traut,
Warum so seltsam schön und irdisch kaum:
Weil es ein seliger Gottvatertraum.

HISTORISCHES

Von Stadtarchivar Prof. Brunhuber

Bereits am Ende des 11. Jahrhunderts wird ein „nobilis homo de Wazzerburch nomine Dietrich" im Schenkungsbuche von St. Emeram und bei Meichelbeck genannt. 1137 gibt Hallgraf Engelbert III. die Lintburg bei Attel auf und verlegt seinen Wohnsitz nach Wasserburg.

Im Jahre 1242 setzte der kinderlose Graf Konrad den bayerischen Herzog Otto zum Erben seiner Grafschaft und Stadt ein. Als Graf Konrad in den Wirren zwischen Kaiser Friedrich II. und Papst Innocenz IV. den päpstlichen Legaten Albert Behaim in seiner Burg aufnahm,

Wasserburg um 1640 — Stich von Merian

zog Otto II. gegen Wasserburg. Nach 119-tägiger Belagerung fiel Wasserburg 1247. Der Legat und Graf Konrad entflohen. So kam Wasserburg an das Herzogtum Bayern. Mit Konrad erlosch das Geschlecht der Grafen von Wasserburg.

Auf der Burg residierten wiederholt Wittelsbacher, so Herzog Stephan III., der Kneißel (der Prächtige), und sein Sohn Ludwig, der Gebartete. In den bewegten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges weilte Kurfürst Maximilian I. in Wasserburg auf der Flucht vor den Schweden vom 16. September 1646 bis April 1647 und ein zweites Mal 1648.

Von der Burg, die im Innern noch hübsche Architekturteile aus gotischer Zeit zeigt, führt die Schmiedzeile hinab zur Stadt. Die Siedlung am Fuße des Burgberges hieß ursprünglich Hohenau, und bestand bereits am Ende des 11. Jahrhunderts. 1220 besaß die civitas Hohenawe Mauern und Gräben, 1252 ein Rathaus. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts nahm Hohenau den Namen des Schlosses Wasserburg an.

Im Jahre 1339 kam über Wasserburg eine große Feuersbrunst, welcher die ältesten Urkunden und Freiheitsbriefe der Stadt zum Opfer fielen. 1374 wurden der Stadt alle früheren Privilegien bestätigt. Neue wurden ihr im Laufe der Zeit verliehen. Von besonders großem wirtschaftlichen Nutzen für das Gemeindewesen war die Verleihung des fürstlichen Marktzolls und des Scheibenpfennigs von jeder über die Innbrücke hereinkommenden Salzscheibe durch Ludwig den Gebarteten.

Diese Verleihung geschah zum Danke dafür, daß die Bürger Wasserburgs im Jahre 1422 die Angriffe Herzog Heinrichs von Landshut energisch abgewehrt hatten. Die Verleihungsurkunde rühmt die Wasserburger als „fromb Piderleuth khecklich vnd manlich" und gedenkt in Wärme ihrer „Manlicher Getat, lauter Treuen vnd nuzlichen Diensten". Die Belagerung Wasserburgs war allerdings eine heftige gewesen. Den ganzen Monat August 1422 lag Herzog Heinrich mit seinen Bundesgenossen vor der Stadt. Mit 1360 steinernen Kugeln überschüttete man Wasserburg „mit mechtigem Veldt vnd manigerlei Geschos, vnnd anndern feuntlichen Gezeug", wie es in der genannten Urkunde heißt, doch gelang es nicht, die Stadt zu nehmen. Ein Teil dieser Kugeln befindet sich im Rathause zu einem schlichten Denkmal vereinigt.

Wasserburg war im Mittelalter nicht bloß eine feste, sondern auch eine reiche Stadt. Man trieb einen ausgedehnten Handel besonders mit Wein, Salz, Getreide, Eisen und Tuch. War ja der Inn damals eine Haupthandelsstraße zwischen Italien und Ungarn, zwischen Tirol, Bayern und Niederösterreich. Freilich, als mit der Entdeckung Amerikas und mit der Auffindung des Seewegs um das Kap der Rahmen der alten Welt gesprengt war und der Handel nicht mehr über Venedig ging, machte sich auch in Wasserburg ein Rückgang des Handels bemerkbar und auf die große Blüte der Stadt folgte ein allmählicher Verfall.

Bezeichnend für Wasserburgs Verkehr in jener Zeit ist, daß im Jahre 1464 sich 43 Weinschenken in der Stadt befanden. Und venetianische Reisende rühmen 1492 Wasserburg als voll von Menschen und voll von ansehnlichen Palästen und Brunnen. Den fortschrittlichen Sinn der damaligen Stadtverwaltung bezeugt die Anlage einer Stadtbibliothek, die bereits für das Ende des 15. Jahrhunderts nachweisbar ist. Auf kunstgewerblichem Gebiete zeichnete sich in jener Zeit der Goldschmied Lasla aus. In den Jahren 1491—96 fertigte Lasla für den Abt Häfele von Ebersberg eine gotische Monstranz von Silber um den Preis von 800 Goldgulden. Eine Abbildung dieses schönen Werkes ist uns noch im Ebersberger Heiltumbuch erhalten. Für die damalige Blüte der Keramik in Wasserburg spricht ein farbenprächtiges Tonepitaph des Ruprecht Heller in Wasserburg aus dem Jahre 1554, früher an der Außenseite der Pfarrkirche, jetzt im Germanischen Museum in Nürnberg befindlich.

In den Anfang des 16. Jahrhunderts fällt die Wirksamkeit des Wasserburger Bildhauers Leb, dieses hervorragenden Meisters altbayerischer Grabplastik, des Schöpfers der herrlichen Stiftergräber zu Attel und Ebersberg. Eine prachtvolle Arbeit dieses Künstlers besitzt die Stadtpfarrkirche zu Wasserburg in dem roten Marmorgrabstein des Rentmeisters Hans Paumgartner (hinter dem Hochaltar).

Von anderen Denkmälern im Innern der Pfarrkirche sei noch hervorgehoben der rote Marmorgrabstein des 1485 verstorbenen Michael

Wasserburg 1907 Geigenberger †

Egkstetter, Ratsbürgers zu Wasserburg, in der Taufsteinkapelle. Dieser Grabstein zählt zu den kunstvollsten heraldischen Skulpturarbeiten Bayerns. Die schönen Standbilder der 12 Apostel, ein Werk des 1924 verstorbenen Professors Max Heilmeier-Isen in Nürnberg, sind ein Geschenk des 1915 verstorbenen Geistlichen Rats Joseph Lechner in Wasserburg.

An der Außenseite der Kirche am Chore fesselt ein großes Wandgemälde, das den Lebensbaum darstellt. Diese Wandmalerei an einer gotischen Kirche an Stelle der Außenpfeiler erklärt sich aus dem Einflusse Tirols bzw. Oberitaliens. Das Gemälde zeigt den Heiland am Kreuze. Rechts unter dem Querbalken des Kreuzes eine weibliche Figur auf einem Esel, die das Judentum darstellen soll, unter dem linken Querbalken des Kreuzes eine weibliche Figur auf einem Tetramorphe, die christliche Kirche. Gestiftet wurde das Wandgemälde von dem Edelgeschlecht der Pinzenauer im Jahre 1460.

Neben diesem Wandbild der zierliche Gedenkstein Herzog Ludwigs VII., des Gebarteten, zur Erinnerung an die Wehrbauten, durch welche dieser Herzog Wasserburg befestigte (1415). Der Rabe und die Jungfrau auf der Treppe beziehen sich auf die Oswaldlegende, für welche Ludwig der Gebartete eine besondere Vorliebe besaß. Weiter interessant noch an der Südseite der Kirche das Epitaph des Wolfgang Gumpelzhaimer (gestorben 1514) von dem oben genannten Meister Wolfgang Leb und das Ölbergrelief: Jesus in Gethsemane mit dem Wappen der Obinger, das älteste Steindenkmal der Gotik im Bezirksamt Wasserburg.

Neben der Pfarrkirche befindet sich eine Doppelkirche, die frühere Gruftkirche, und über ihr die frühere Michaelskirche, einst die Lieblingskirche der Wasserburger Frauen. In dieser ehemaligen Michaelskirche ist das vom verstorbenen Bürgermeister Christ. Schnepf 1886 begründete Historische Museum untergebracht. Es enthält unter anderem viele Erinnerungen an den Komponisten Kaspar Aiblinger der 1779 in Wasserburg geboren wurde.

Ein außerordentlich reicher Schatz von Urkunden ruht im Stadtarchiv. Dasselbe verwahrt über 4000 Pergament-Urkunden. Die Urkunden gehen bis zum Jahre 1301, die Kammerrechnungen bis 1442, die Ratsprotokolle bis 1534 zurück. Von den vielen interessanten Urkunden sei hier nur erwähnt ein Ladebrief der Schöppen von Westfalen gegen Bürgermeister und Rat der Stadt Wasserburg zum freien Stuhl nach Waltorpe 1441. Wegen angeblicher Wegnahme einer Schiffsladung Tuch auf dem Inn zwischen Mühldorf und Wasserburg forderte der Eichstätter Bürger M. Schrag Recht vor dem westfälischen Freistuhle zu Waltorpe gegen die Stadt Wasserburg. Die Sache wurde durch einen Reinigungseid der Wasserburger erledigt.

Gegenüber dem Stadtarchiv befindet sich die Ratsstube mit gotischer Balkendecke aus dem Jahre 1564, wie die in einen Balken eingeschnittene Jahreszahl erweist. In derselben wurden 1648 bis 1793 bayerische Kreistage abgehalten. Nebenan der große, prunkvolle Tanzsaal, prächtig ausgemalt in den Jahren 1902 — 1905 von dem hier ansässigen Künstler Maximilian Ritter von Mann, Edlen von Tiechler, dem bekannten Schöpfer altertümlicher Malereien in vielen Schlössern und Burgen Deutschlands und Österreichs. Der Bau des Rathauses geht auf die Zeit der Gotik zurück. Gotischen Stil verraten noch viele andere Häuser der Stadt. Da man in Wasserburg keine lärmenden Modernisierungsversuche gemacht hat, verkörpert die Stadt noch ein Stück Mittelalter.

Wohl selten findet man in Deutschland so malerische Straßenbilder wie in Wasserburg. Die altersgrauen Häuser, die reizvollen Erker, die lauschigen Lauben, die winkeligen Zeilen, die kleinen, verschwiegenen Höfe, alles wie ehedem, alles noch voll vom Zauber einer längst entschwundenen Zeit.

Grabplatte Meister Leb

An der Frauenkirche — Theodor Heck-Wasserburg

Gerissener noch als der Teufel

Von Dr. Ludwig König

Bauernschläue ist altbekannt, aber daß ein Bauer den Teufel selbst überlistet, ist kaum alltäglich.

Vor vielleicht 150 Jahren — erzählt man sich heute noch in der Wasserburger Gegend — lebte in Schambach, das ist ein kleiner Ort vielleicht fünf Kilometer unterhalb Wasserburg, der Urgroßvater eines noch heute hier ansässigen kleinen Bauern. Dem standen, wie man so sagt, beide Hände verkehrt: mit der Arbeit hatte er es nicht, aber naß futtern, ja, das war seine starke Seite. Dazu aber brauchte man schon damals Draht und der fehlte — nennen wir den Mann kurz Wastl — dem Wastl also fast immer.

Er wußte sich zu helfen: schelten und fluchen lockte den Gottseibeiuns persönlich an und der erschien in Gestalt eines trinkfesten Zechbruders in einem Wasserburger Wirtshaus, wo der Wastl sich jede Woche mehr als siebenmal einfand. Geld hatte der trinkfeste Zechkumpan immer genug und jemehr Wastl fluchte, desto mehr Maßen zahlte er. Eines Tages gab sich der Teufel dem Wastl als solcher zu erkennen und weil er gar nicht so unrecht schien, ließ sich unser Bäuerlein auch auf einen Pakt mit ihm ein: der Kirche und dem Pfaffen mußte Wastl weit aus dem Weg gehen, durfte dafür aber auch niemehr in Geldverlegenheit kommen, dafür sorgte schon der Teufel. Eine Menschenseele ist ja dem gehörnten Bruder mehr wert als alles Gold auf Erden.

Der kleine Finger, den der Wastl dem Teufel gegeben hat, reichte diesem jedoch nicht, er wollte auch gleich die Seele seines erstgeborenen Sohnes; nun wußte Luzifer, daß der Wastl drüben auf dem anderen Innufer einen schönen Wald mit gut schlagbaren Holz hatte. Eine Brücke über den Fluß gab es aber erst in Wasserburg oder gar drunten in Gars. Gute drei Stunden hätte Wastl fahren müssen, um ein paar Bäume oder nur um das Brennholz für den Winter holen zu können. Das war schon immer ein Jammer.

Diesen Jammer erzählte er denn einmal, als er wieder Geld brauchte, dem Teufel, der ja immer und überall Rat wußte. Auch diesmal: „Verschreib mir die Seel deines Buben und ich baue dir über Nacht, vom Abendbetläuten bis zum ersten Hahnenschrei eine Brücke über den Inn, genau hinüber in deinen Wald!"

Blick von der Burg — Josef Pilartz-Wasserburg

Das lockte, das war ein Gedanke! Doch nein, alles was recht ist, aber auch noch die Seel vom Buben zu verschachern, das geht denn doch zu weit. Die Brücke, ja, noch dazu eine massive Steinbrücke, die wär schon recht und arg nötig. Aber ...

„Weißt was! Teufel, ich mach dir einen Vorschlag: die Seel von meinem Buben soll dir gehören, wenn du die Brücke baust, und zwar vom abendlichen Betläuten bis zum Morgenbetläuten, wenn aber ein Hahn schon vorher kräht, ist der Vertrag ungiltig und du zahlst tausend Taler!" Kunststück! dachte sich der wilde Zecher und schlug ein. Ganz wohl war dem Wastl dabei sogar, denn „was ich weiß, weiß ich!"

Ein schöner Abend wars und der Wastl ging zeitig zu Bett. Kaum hatte das Aveglöcklein zum letztenmal angeschlagen, zog er Janker und Hose runter, stellte wie gewöhnlich einen Korb neben sein Bett und stieg — diesmal ohne Rausch hinein. Draußen am Inn aber ging ein Arbeiten los, wie man es noch nie erlebt hat. Mächtige Steinblöcke türmten sich scheinbar ganz von selbst aufeinander und reihten sich Stück für Stück zu einer Brücke über den reißenden Inn, hoch oben von Leite zu Leite. Warm wurde dem Teufel bei dieser Arbeit, doch bis zum morgendlichen Aveläuten mußte und konnte die Brücke stehen.

Seelenruhig schlief derweilen Wastl den Schlaf des Gerechten oder Ungerechten, denn fünf Stunden genügten ihm. Und bis der Mesner um 4 Uhr das Glockenseil zog, war er längst munter.

Halb 4 Uhr mag es gewesen sein, da war der Wastl wach, zog seinen Zwiefel heraus und sah, daß noch eine halbe Stunde Zeit war, des Buben Seel zu retten. Da klopfte er mit der Faust einmal auf den Korb, der neben dem Bett stand und „Kickericki!" schrie der darin nächtigende Hahn laut und deutlich in den Morgen hinaus, hinauf zum Teufel, der eben den letzten mächtigen Block über die Brücke brach.

Ein Fluch, so gräßlich wie kein Mensch ihn ausstoßen kann, dann ein furchtbares Poltern, Schwefelgeruch in der Kammer des Wastl und da war er: 1000 Taler zählte er auf den Tisch, immer wieder greulich fluchend. Lachend strich der Wastl das Geld ein:

„Das wird gerade reichen, deine Brücke vom Maurer noch ganz fertig machen zu lassen!"

„Daraus wird nix!" und schon fuhr Gottseibeiuns zum Kamin hinaus und gleich darauf krachte die ganze Brücke unter dem Ansturm des Teufels in sich zusammen, all die Felsblöcke stürzten in den Inn hinunter. Und wenn heute die Ingenieure mit sovielen und großen Felsblöcken beim Staustufenbau zu kämpfen haben, so wissen sie: das ist Teufelswerk, drunten bei der „Teufelsbruck", wie die Gegend heute noch heißt.

WANDERER

Von Peter Scher

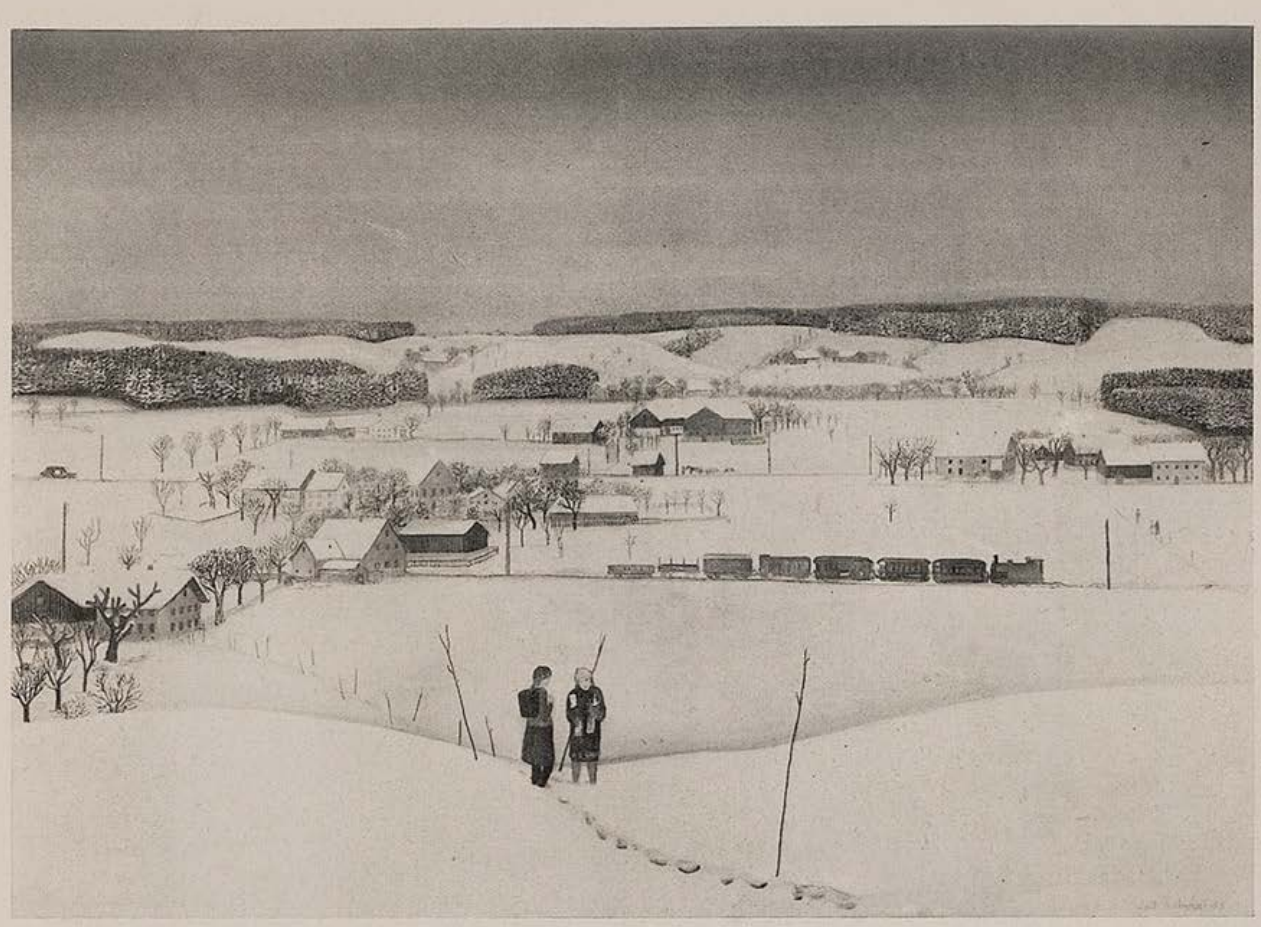
Ich ging mit aufgeschlossenem Sinn
des Morgens in dem Tal des Inn
und zwischen Himmelblau und Grün
sah ich das Herz der Erde glühn.

Die Hügel wellten sich hinan,
die fröhlichen Wogen rauschten an,
und wie ich ging im Wanderschritt,
da ging auf einmal einer mit.

Er blickte und er nickte schlicht
mit einem gütigen Gesicht;
es dünkte mich, ich sei ihm nah,
weil ich das Herz der Erde sah.

Auf einer Höhe blieb er stehn
und winkte mir, zurückzusehn.
Des Hochwalds ruhevoller Dom
stand über dem beglänzten Strom.

Und wie in edelstem Verzicht —
die Ferne schauderte von Licht —
hob er die Hand und schwieg zu mir:
Dies alles, Bruder, schenk ich dir!



Von Brandstett nach Edling — Wolf Panizza

Mozart auf der Reise nach Wasserburg

Wohl wenige wissen, daß die schöne alte Innstadt Wasserburg viele Male Mozart in ihren Mauern gesehen hat. Die Poststraße von Salzburg führte im 18. Jahrhundert über Waging, Frabertsham, Stein und Altmark a. d. Traun nach Wasserburg. „Der Ordinari (Postwagen) kommt alle Sonntag Nacht an und fährt nach einer kleinen Stunde weiter über Steinering und Zorneding nach München", heißt es in einer alten Beschreibung. So mußte Mozart auf jeder seiner Reisen, die er von Salzburg aus nach Deutschland unternahm, in Wasserburg Halt machen.

Als er das erstemal eintraf, in der Nacht vom 10. zum 11. Januar 1762, war er noch ein 6jähriger Knabe. Die Familie Mozart kam aber nicht in der gewöhnlichen Postkutsche an, sondern mit einem eigenen Fuhrwerk. Denn Vater Leopold hielt streng darauf, daß seine Wunderkinder das „Nannerl" und der „Wolferl" vornehm auftraten, um nicht etwa mit herumziehenden Musikanten verwechselt zu werden.

Es war dies die erste Kunstreise, die Mozart unternahm, und sie galt dem musikverständigen kurbayerischen Hofe München, dessen Kurfürst selber ein Meister auf der Gambe war. Reich beschenkt und voller Zukunftshoffnungen kehrte die Familie nach einigen Wochen zurück und rastete dabei vom 4. bis 5. Februar in Wasserburg.

Schon im nächsten Jahre kamen die Mozarts wieder. Ein Wagenbruch zwang sie vom 9. bis 12. Februar in der alten Salzstadt zu bleiben, und bei dieser unfreiwilligen Muße führte der Vater Mozart in die schöne Kirche, die noch heute das Auge jedes Besuchers entzückt. Hier spielte der kleine Wolfgang Amadeus zum erstenmale in seinem Leben auf einer deutschen Orgel, und die Zuhörer konnten sich nicht genug verwundern über die meisterhafte Geschicklichkeit, mit der der 7jährige Künstler das ihm unbekannte Instrument handhabte.

Auch in den folgenden Jahren kam Mozart auf der Hin- oder Rückreise nach Wasserburg. So am 11. Nov. 1766, am 6. Juli 1774, am 7. März 1775, als er zu der Aufführung seiner ersten Oper in Deutschland, der „Giardiniera", nach München fuhr, und am 23. November 1777, als er mit der Mutter zusammen die große Fahrt nach dem Glück antrat.

Wasserburg hatte damals 300 Häuser und ungefähr 2000 Einwohner. Leider wissen wir nicht genau, in welchem der zahlreichen Gasthäuser Mozart jedesmal gewohnt hat. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß er immer im „Goldenen Stern" einkehrte, wenigstens ist sein Aufenthalt dort mehrfach bezeugt. Dieses Gasthaus, das seit langem nicht mehr besteht, lag in der vergessenen Zeile, in dem Hause, das heute die Nr. 116 (Gaßner) trägt. Hier schrieb er an den in Salzburg zurückgebliebenen Vater:

„Wasserburg, 23. September 1777.
undecima hora nocte tempore

Mon trescher pere!

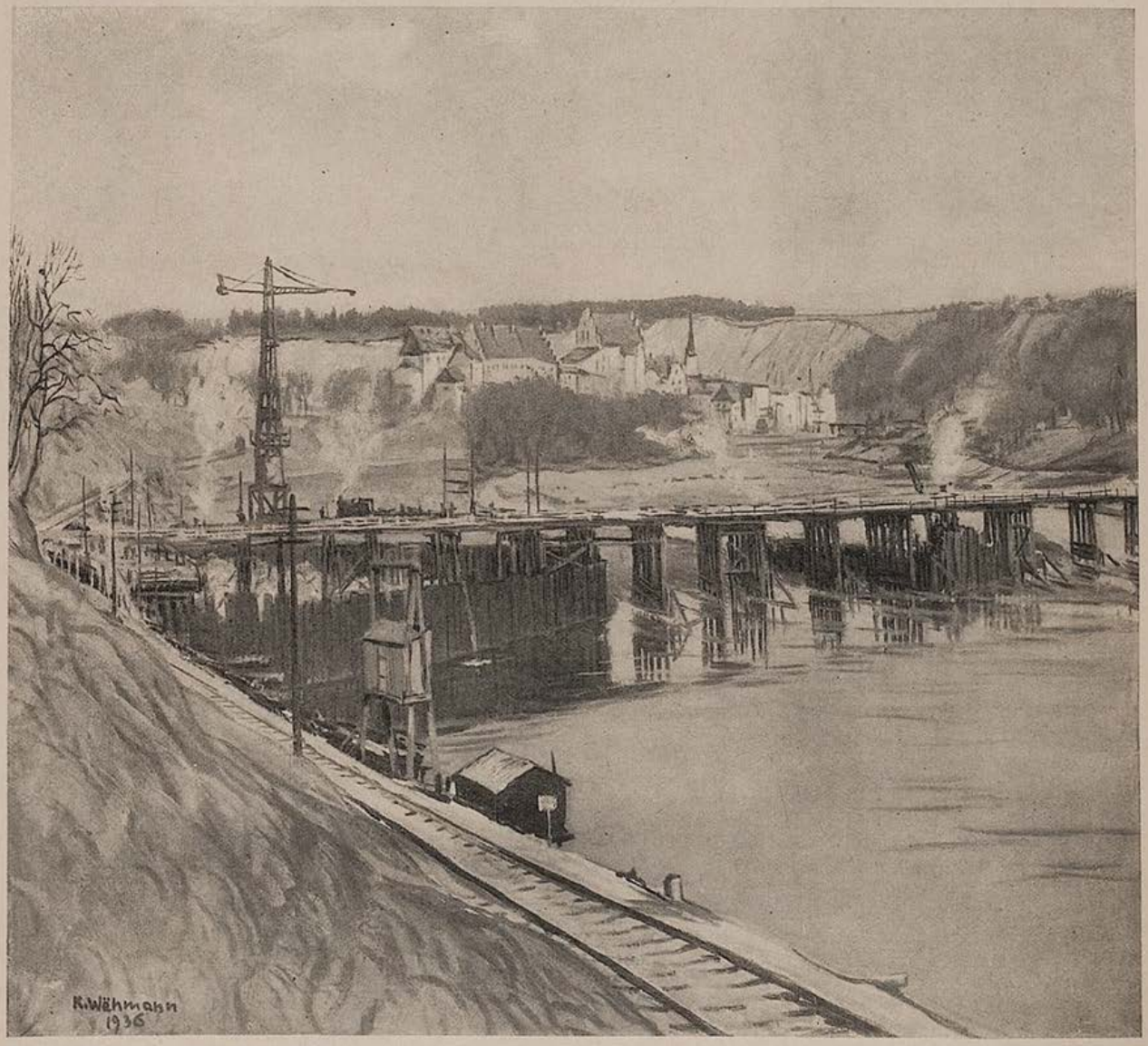
Wir sind, Gott Lob und Dank, glücklich zu Waging, Stein, Frabertsham und Wasserburg angekommen. Nun eine kleine Reis'beschreibung. Gleich als wir zum Tor kamen, mußten wir fast eine Viertelstund warten, bis uns das Tor ganz aufgemacht wurde; denn man war im Arbeiten. Vor Schinn begegneten wir eine Anzahl Kühe, worunter eine merkwürdig war, dann sie war einseitig, welches wir noch niemalen gesehen haben. Zu Schinn

endlich sahen wir einen Wagen, welcher still stunde, und Ecce — unser Postillon rief alsogleich: „Da müssen wir wechseln!" — „meinetwegen" sprach ich. Meine Mama und ich parlierten, als ein dicker Herr an Wagen kam, dessen Sinfonie mir sogleich bekannt war; es war ein Kaufmann von Memmingen. Er betrachtete mich eine gute Weile; endlich sagt er: „Sie sind ja der Herr Mozart?" — „Zu dienen ich kenne sie auch, aber Ihren Namen nicht; ich habe sie vor einem Jahr in Mirabell bei der Musik gesehen." Darauf entdeckte er mir seinen Namen, den ich aber, Gott Lob und Dank, vergessen habe. Doch behielte ich aber einen vielleicht wichtigeren. Er hatte damals als ich ihn in Salzburg gesehen, einen jungen Menschen bei sich und nun einen Bruder dieses jungen Menschen, welcher von Memmingen ist und sich Herr von Unhold schreibt; dieser junge Herr bat mich recht, ich möchte doch, wenns möglich ist, nach Memmingen kommen. Wir gaben diesen Herren hunderttausend Komplimente an Papa und an meine Schwester die Canaglie auf. Sie versprachen uns auch, daß sie selbe gewiß ausrichten werden. Von Frabertsham bis Wasserburg ging alles ganz gut. Viviamo come il principi, uns gehet nichts ab als der Papa. Je nun, Gott wills so haben. Es wird noch alles gut gehen. Ich hoffe der Papa wird wohlauf sein und so vergnügt wie ich. Ich gebe mich ganz gut drein. Ich bin der anderte Papa, ich gib auf alles acht und habe mir auch gleich ausgebeten, die Postillionen auszuzahlen, denn ich kann doch mit die Kerls besser sprechen als die Mama. Zu Wasserburg beim Stern ist man unvergleichlich bedienet. Ich sitze da wie ein Prinz. Vor einer halben Stund (meine Mama war just auf dem Häusl) klopfte der Hausknecht an und fragte sich um allerlei Sachen an, und ich antwortete ihm mit aller meiner Ernsthaftigkeit wie ich im Porträt bin. Ich muß schließen. Meine Mama ist schon völlig ausgezogen. Wir bitten alle zwei, der Papa möchte acht geben auf seine Gesundheit, nicht zu früh ausgehen, sich nicht selbst Verdruß machen, brav lachen und lustig sein und allzeit mit Freuden, wie wir gedenken, daß der Mufti H. C.) ein Schwanz, Gott aber mitleidig, barmherzig und liebreich seie. Ich küsse dem Papa zu tausendmal die Hände und umarme meine Schwester die Canaglie so oft als ich heute schon Tobak genommen habe ... Ich glaube, ich habe zu Hause meine Dekreter vergessen. Ich bitte mir selbe in Bälde zu schicken ... Die Feder ist grob und ich bin nicht höflich.*

Wolfgang Amade Mozart."

Am 14. Januar 1779 und am 6. Nov. 1780 finden wir Mozart wieder in Wasserburg. Das letztemal weilte er hier vom 10. zum 11. Februar 1781, als er zu der Aufführung seines „Idomeneo" nach München ging.

*) Der Mozart ungnädig gesinnte Erzbischof von Salzburg.



Baustelle bei Wasserburg — Karl Wähmann-Edling

Künstler in und um Wasserburg

Es wäre ein Wunder, wenn eine Stadt wie Wasserburg nicht zu allen Zeiten Dichter und Maler angezogen und zum Dableiben veranlaßt hätte. Vor dem Krieg waren es Geigenberger, Eichhorn, Staudt, Schlittgen und Troendle, die sich hier durch längeren Aufenthalt reiche Anregungen holten und der „lustigen und nahrhaften Stadt" — wie Wasserburg in einem alten Ortslexikon genannt wird — den Charakter einer kleinen Kulturzentrale verliehen. Nach dem Krieg siedelte sich das Unikum Karl Wähmann in nächster Nähe Wasserburgs an, ein Hanseat von Geblüt, ungeschlacht von Ansehen, zart und kindlich im Innern und ein Landschafter von nicht alltäglichem Format. Sein Haus in Steppach ist gewissermaßen die Vorstation zum Kulturleben Wasserburgs und p. p. Sommerfrischlern aus aller Herren Länder bestens empfohlen. Wie Sankt Christopheros in eigener Person wandelt, wallend und langbebärtet Meister Pilartz nächtlicherweile durch die Gassen und Gäßchen. Er ist die Prominenz von Wasserburg, ein hochbegabter Künstler, in dem das innerste Wesen des romantischen Elements seine fröhlichen Urständ feiert. Wolf Panizza, der die Hälfte seines Lebens vor der Staffelei, die andere Hälfte auf dem Motorrad verbringt — um von München nach Wasserburg zu gelangen — hat die Landschaft um Wasserburg in zahlreichen Bildern festgehalten. Er ist wie Wähmann Künstler und Bauer zugleich und bewirtschaftet ein Gut bei Reitmehring. In jüngster Zeit hat sich mit dem sicheren Blick des ehemaligen Artillerieoffiziers der Maler Theodor Heck auf einem der schönsten Hügel über dem Inn sein Haus gebaut, ein prächtiges oberbayerisches Landhaus, wie geschaffen für die Entstehung unsterblicher Kunstwerke. Von den Dichtern, die zur Zeit in der Nähe Wasserburgs hausen, sei in erster Linie Peter Scher genannt, der „Einsiedler von Penzing", der Liebling der Umgegend. Bauern- und Kinderfreund, Spaßvogel und Philosoph, der in Gedichten, Erzählungen und Romanen sein Loblied singt auf die köstliche Stadt in der Innschleife. Dort wo früher die „bayerischen Schanzen" ihre Donnerschlünde in das Land reckten, bewirtschaftet der Militärschriftsteller Hans Christian Kobe das prächtige Schlößchen Burgau. Er ist Soldat, Bauer und Poet dazu. Was will man mehr, heutzutage? Dr. Karl König und Hans Friedrich Dempf sind die kulturellen Sachwalter der Stadt, zwei ernsthafte Männer mit archivalischen Interessen, die Historiographen der Neuzeit. So lebt und webt ein geschäftiger Geist, als Erzeuger schöner Dinge in und um das prächtige Städtchen, zu dessen Lob und Preis wir diese Sondernummer der „Jugend" herausgebracht haben.

München 1936

Die Schriftleitung.

Der Fellner Sepp und Peter Scher

Der Sepp erzählt

Von Peter Scher

Der Fellner Sepp erzählt aus seinem Leben,
da steht Vergangnes auf, das lang geruht;
was immer er beschwört zu Fleisch und Blut,
es muß sich der Vergessenheit entheben.

Und wie es wächst und neuen Sinn gewinnt,
wächst er an ihm, ein feuriger Beschwörer;
und wie er wächst, wächst wiederum der Hörer,
der gierig lauscht, wie er den Faden spinnt.

Zuweilen gleicht sein Stimmklang der Posaune;
wenn er zum Beispiel schildert, was geschah,
als er vor Arras seinen Hauptmann wiedersah
und wie der: „Sepp!" schrie in vergnügter Laune.

Doch schöner noch ist, wenn er jemand neckt
und, mit dem sehr verschmitzten einen Auge blinzend,
scheinbar ganz ernsthaft, doch im Innern grinsend
sein Opfer — wie man bayrisch sagt — derbleckt.

Dann geht der Geist des Volkstums selbst vorüber
und scheint zu schmunzeln: Sepp, du bist schon recht,
denn jeder Karpfenteich braucht seinen Hecht
und jeder Dummstolz seinen Nasenstüber.

Ein Jäger ist der Sepp, wie man ihn sucht,
und dies erklärt des Redeschwungs Gefüge;
um wahr zu sein, bedarf es oft der Lüge,
die nur ein Mensch, der sie nicht richtig kann, verflucht.

Zum Beschluß

Fürtrefflich ist das Wasserburger Bier!
Wir tranken viele Kannen hier,
herb-süßen Stoff, gar stark gebraut,
gut abgelagert, unversaut;
ein wahrer Seelenlabetrank,
für jeden, sei er noch so krank.
Seit mich hieher gebracht die Fahrt
hab ich die ganz besondre Art
des Wasserburger Biers studiert
und jedes sorgsam ausprobiert.
Drum ist die wundersame Stadt,
die viele schöne Häuser hat,
auch Kirchen, Türm und guts Gemäuer,
wie keine sonst mir wert und teuer.
Hab Dank, du aller Städte Zier,
mit deiner Kunst und deinem Bier.

Aus einem Gästebuch

Nicht im Buchhandel:

Der vorbeugende Gesundheitsdienst der Lebensversicherung

Für Vertrauensärzte und Lebensversicherungs-Fachleute

Von **Josef Mayer-Koy**
Schriftleiter in München

Als Manuskript gedruckt
portofrei **1.25** Reichsmark

Nur gegen Voreinsendung des Betrages zu beziehen durch:

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstr. 10, Postscheck-Kto. 5424 München

SIND SIE FOTO-AMATEUR?

Dann wird auch Sie die Kunstdruckzeitschrift DIE FOTOWELT interessieren.

Jeden Monat erscheint ein Heft bei 24 Seiten Mindest-Umfang für 25 Pfg. mit vielen Bildern und originell geschriebenen Texten.

Ein kostenloses Probeheft sendet Ihnen die

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO

Neuerscheinung

KINDER IM LICHTBILD
von Gerhard Isert.

Ein frisches und fröhliches Büchlein mit Bildern über die Herstellung lebenswahrer Kinderaufnahmen. — Nicht etwa langatmig, sondern quicklebendig geschrieben. Da lesen Sie zum Beispiel vom bewußten Piepvögelchen oder den Eisbärfellaufnahmen in plauderndem Ton, daß neben allem Lehrmäßigen eine spannende Geschichte entsteht.

Preis des Buches RM. —.60.

Sie erhalten KINDER IM LICHTBILD bei Ihrem Foto- oder Buchhändler.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Foto-Amateure
lest
DIE FOTO-WELT
Herausgeber G. Isert
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl
geht zum
Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60

Gasthof zum Fletzingerbräu (Zur Post)

Schöne Fremdenzimmer
mit fließendem Kalt- und Warmwasser.
Zentralheizung in allen Räumen. – Bad.

Neben schönem Gast- und Nebenzimmer
Große gedeckte Veranda (heizbar) und
Gesellschaftsräume. – Großer Gastgarten
Autogarage.

Bier aus eigener Brauerei; gute Küche; mäßige Preise. Fernsprecher: 66

Café Lebzelter

Besitzer: FRITZ HÄUSSLER
früher Hofkonditorei Häußler Bad Reichenhall

Erstklassige Konditorei . Café . Weinstube . Wasserburger Spezialitäten . Pralinenfabrikation . Aussicht auf den Inn und Marienplatz . Sehenswürdigkeit Oberbayerns . Parkplatz a. Haus

Sparen

heißt die Zukunft sicherstellen. Auch für Dich können Notzeiten kommen. Darum spare bei der

Städtische Sparkasse Wasserburg am Inn
VEREINIGTE STÄDTISCHE SPARKASSE UND VOLKSBANK WASSERBURG AM INN
ZWEIGSTELLEN:
GARS A. INN / HALFING / SCHNAITSEE
ROTT A. INN / HAAG / HOHENLINDEN

Joseph Däschinger
Wasserburg a. Inn
Marienplatz 24 / Herrenstraße 32 / Fernruf 46

Eisen- und Kohlenhandlung
Werkzeuge, Bau- u. Möbelbeschlag
Mitglied des BDE. Nr. 9149. Reg. d. Deutschen Kohlenhandels, Einzelhandelskarte Nr. 85893.

ALOIS ANGERMAIER
Wasserburg a. Inn
Ledererstr. 256 - Telefon Nr. 76

Kraftfahrzeugvertrieb
und Reparaturwerkstätte für sämtliche Fahrzeuge
Großes Lager für alle einschlägigen Ersatzteile und Bereifung – Öle und Fette

DIE ARAL-TANKSTELLE
oberhalb Wasserburg
Richtung München:

→ **„Zum Fellner Gepp"**
Tag- und Nachtdienst
Öle - Luftpumpe - Humor

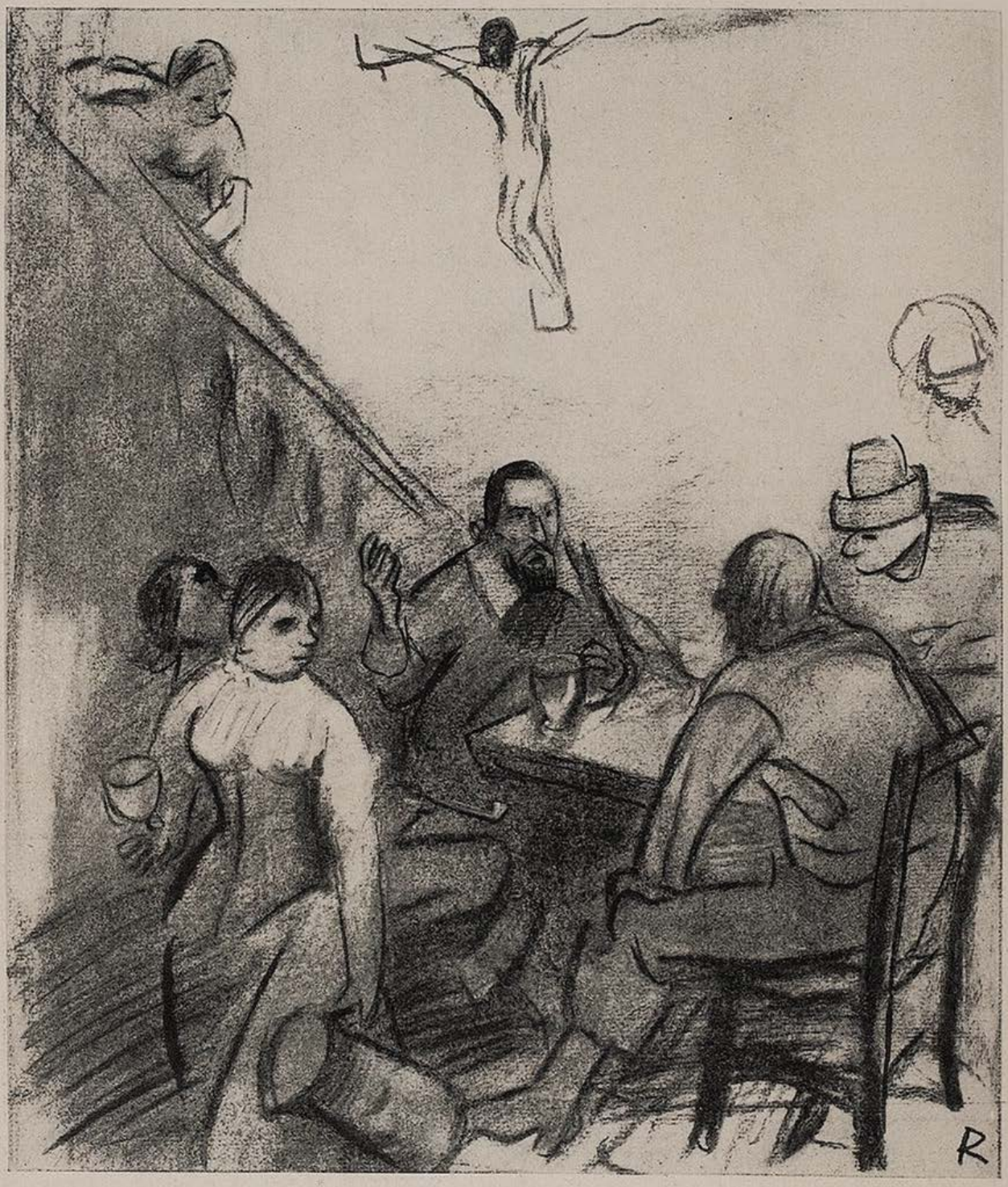
Lebensmittelhaus
W. HAAKE
Haus der Qualitäten
TELEFON NR. 113

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

gründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11.
Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10.
— D.-A. II. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Simplizianische Weisheit

Rubey



Zu Wasserburg saß Meister Grimmelshausen;
man sprach vom Krieg / von Nöten / Pein und Pest.
Ein Bürger rief: Wo die Gesellen hausen
ist keine Mauer / keine Burg zu fest.

Schon dreißig Jahre währt das grause Morden,
wann glaubt Ihr / Schreiber / daß die Welt erkennt,
wie arm und wie erbärmlich sie geworden,
durch jene Fackel / die nur niederbrennt?

Der Dichter schwieg. Noch lag in seinen Ohren
das grimme Lied / das Tod und Feuer schrie,
er hob das Glas / er blickte traumverloren
in ferne Zeit und sagte lächelnd: Nie!

PREIS 60 PFENNIG

JUGEND

MÜNCHEN 1936 / NR. 40

Meine Tochter

Ludwig v. Zumbusch †

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / NR. 40

DAS KLEINE WINDRAD

Novelle von Lilly Frick

Als Herr Soundso füllt man seinen Platz aus, hat seine großen Sorgen und kleinen Freuden und die Tage reihen sich aneinander, schön ordentlich, wie die Glieder einer Kette.

Dann, mit einem Mal, ist etwas anders geworden. Man fühlt sich innerlich wach werden. Vielleicht ist, was jahrelang in uns gärte und reifte, nun Frucht geworden, die wir ernten. Oder der gerade Weg, den wir gingen, zweigt plötzlich ab in neues unbekanntes Land. Wie immer, es ist ein Wendepunkt. —

Gerhard Sellmann sitzt im Zug, der ihn nach Süddeutschland trägt. Ein ganz winziges Städtchen ist dort, man findet's kaum auf einer üblichen Landkarte.

Ja, das ist jetzt ein volles Dutzend Jahre, seit Gerhard Sellmann, nicht zum Besten gestimmt, aus der beschaulichen Heimat entfloh in die weite bunte großzügige Welt, die die Leute dort nur vom Hörensagen kannten. Er hat sich nicht zwingen lassen damals zu Enge und Beschränktheit, es gab keinen Beruf für ihn in dem Landstädtchen und auch kein Vergnügen, keine Frauen nach seinem Sinn, nichts, das zum Bleiben gelockt hätte.

Elternhaus? Seit Mutters Tod herrschte dort die Schwester in Geschäftigkeit und werbender Sorge um den Vater, der als Beamter seinen Abschied genommen und sich fortan mit Haus und Garten, abendlichem Dämmerschoppen und Pflege seiner Kanarienvögel beschied. Nun ja, ein verwitweter alternder Mann. Aber die Schwester, gleichen Geblüts und kaum zwei Jahre älter als Gerhard, wie konnte sie so gar nichts von Fernweh, Taten- und Abenteuerlust verspüren, die den Bruder im kleinbürgerlichen Rahmen zuweilen wie ein Fieber überfallen hatten!

Bitteres Gefühl, von seinen Nächsten nicht einmal verstanden zu sein. Nein, da war keine Brücke von ihm zu den andern.

Gerhard ging in ein Londoner Geschäftshaus und lernte Kaufmann. Zwei Jahre Übersee, Krise, Zusammenbruch der alten Firma, verzweifelter Kampf, um oben zu bleiben, schließlich Hinüberwechseln zum Konkurrenzunternehmen, langsamer Aufstieg — all das liegt hinter ihm. Jetzt hat er einen schönen Posten, eine Bezahlung, mit der er gut eine Familie gründen könnte, wozu er bisher jedoch keine Lust verspürte. Sein Bankkonto wächst. Der Schrankkoffer, den er rasch noch in London erstand, beherbergt teuere Seidenwäsche, zwei neue erstklassige Anzüge.

Wieso denkt er an seinen Londoner Schneider — während er zu Vaters Grab in die Heimat fährt? Eigentlich bedauert er kaum, das Telegramm mit der Todesnachricht verspätet erhalten zu haben, da er sich bei dessen Eintreffen auf Geschäftsreise befand. Vater ist nun schon zwei Tage unter der Erde. Was soll Gerhard also noch in dem Heimatstädtchen? Sich von gleichgültigen Menschen die Hand drücken lassen, neugierigen Fragen Auskunft erteilen, Gesprächstoff liefern für kleinbürgerliche Häuslichkeit!

Allein die Schwester hatte dem Telegramm einen dicken Brief folgen lassen mit der Abschrift des väterlichen Testaments.

Haus und Garten gehöre ihr. O, es hätte des Hinweises auf ihre opfervolle Pflege des alten gebrechlichen Herrn nicht bedurft, dies zu rechtfertigen. Auch nicht der tröstlichen Erwähnung einiger Papiere und Pfandscheine, die Vater dem Sohn zugesprochen habe. Der alte Justizrat sei schon recht unbeholfen und umständlich in diesen Dingen, Gerhard müsse schon selbst kommen und klaren Tisch machen.

Selbst kommen! Wahrscheinlich wird die Reise mehr verschlingen als diese Hinterlassenschaft wert ist. Wie sollte Vater bei seinem bescheidenen Gehalt Reichtümer angesammelt haben! Wenn die Londoner Firma Einwendungen gemacht hätte, Gerhard wäre sofort geblieben; doch man war allzu bereitwillig, bat ihn sogar, bei dieser Gelegenheit einen längeren Urlaub zu nehmen, den er mangels besonderen Interesses lange schon hinausgezögert hatte.

Gerhards Gedanken beginnen sich mehr mit seinem Ziele zu beschäftigen. Das spitzgiebelige rebenumrankte Haus am Kirchplatz gehört also nun der Schwester. Richtig, sie hat geheiratet vor ein paar Jahren — er hat wohl nicht einmal seinen Glückwunsch gesandt damals? Sicher sind auch Kinder da. Eine fremde Familie, die in seinem Elternhaus Heimat gefunden hat —

Nun ja, möchtest du vielleicht zeitlebens aus den kleinen, grün umwobenen Scheiben auf die Kirche und den viereckigen Steinbrunnen schauen, zeitlebens das holprige Pflaster der Winkelgassen treten, immer dieselben Gesichter grüßen? Hast du vergessen, wie der kleinliche, mit Vorurteilen befrachtete Geist dieser Leute dich hinausgetrieben hatte und du dir vornahmst, nie mehr zurückzukommen? Nur keine Sentimentalitäten, Gerhard Sellmann, es ist ja auch ein rein geschäftlicher Grund, der dich heute in die Heimat führt.

Er nimmt den Nachmittagskaffee im Speisewagen. Später muß er noch umsteigen in eine kleine Bummelbahn, die ihn gegen Abend zum Ziel bringt. Sieben Uhr, doch im Sommer ist's noch taghell um diese Zeit. Nachdem er im Gasthof ein Zimmer belegt und sein Gepäck eingestellt hat, schlendert er, gelangweilt und doch ein klein wenig neugierig, kreuz und quer durch das Städtchen.

Ein neues Rathaus und Postgebäude, eine etwas eintönige Randsiedlung kleiner Eigenheime — sonst scheint so ziemlich alles wie früher.

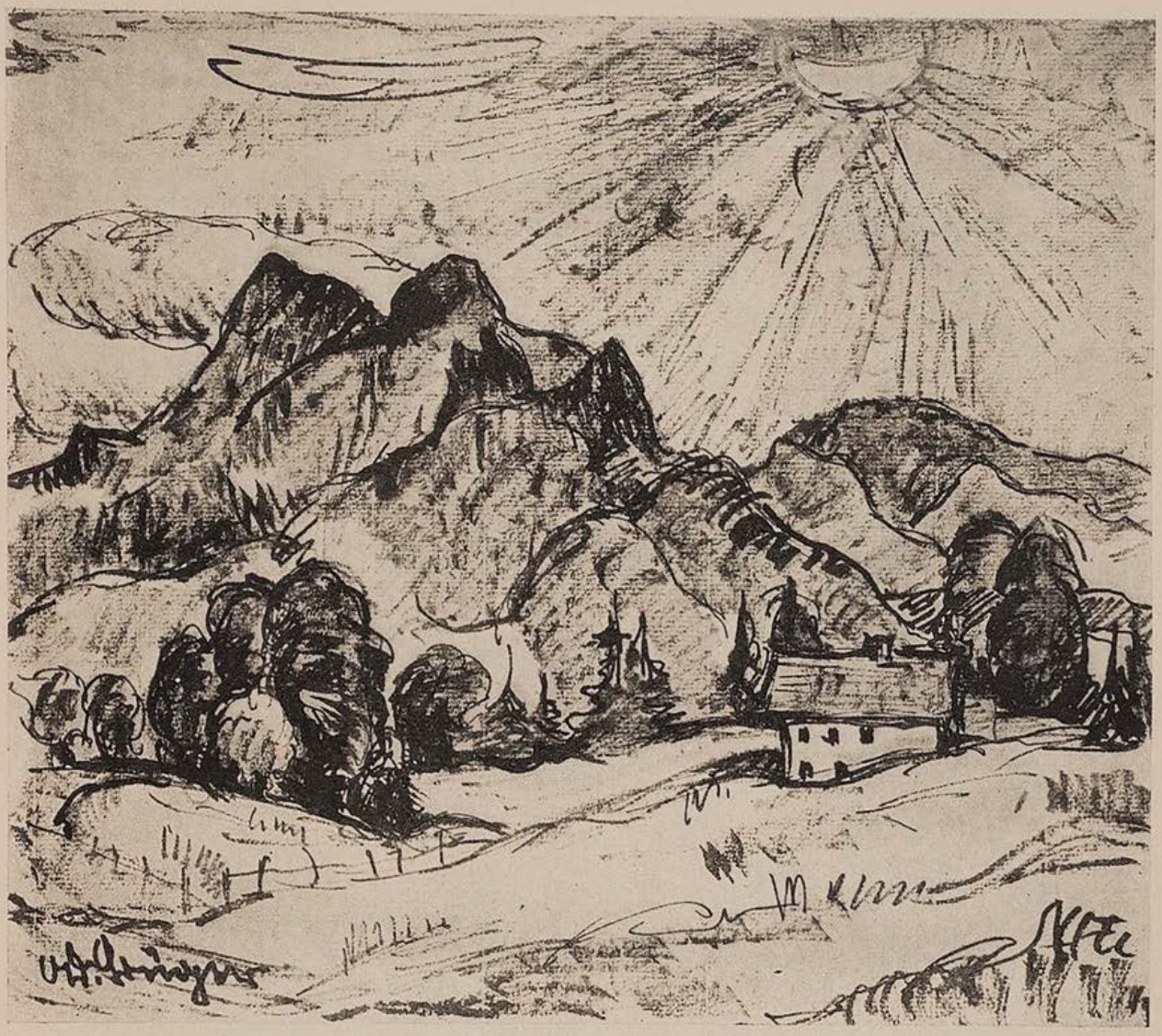
Auch die längsten Umwege nehmen ein Ende und so steht er schließlich am Kirchplatz, den er viel größer in Erinnerung hat, als er nun ist. Ebenso das Haus, das mit spitzem Giebel in den Abendhimmel sticht und zum Zeichen seines geordneten Innenlebens eine beachtliche blaue Rauchfahne aus dem Schornstein qualmt.

Die Mauern scheinen frisch getüncht. Na, Gerhard hätte bestimmt eine andere Farbe gewählt, nicht dies schmutzige Graugelb. Die Fensterladen stimmen schlecht damit zusammen. Was kümmert es ihn? Im Erkerzimmer wird gerade das Licht angezündet, da sitzt nun die Familie beim Abendbrot.

Gerhard Sellmann wendet sich ab und überquert mit langen Schritten den Platz. Heute nicht mehr. Morgen wird er mit dem Justizrat alles ordnen und besprechen, bei den Verwandten ist dann nur ein kurzer Besuch nötig.

Im Gasthof kennt ihn niemand. Auch dem Justizrat muß er sich am nächsten Morgen vorstellen und ausweisen, ehe der alte Herr ihm sein Beileid ausspricht und umständliche Erklärungen betreffs Testament des Verblichenen mit feierlich stelzenden Worten vom Stapel läßt.

Einige Anlagepapiere erweisen sich als nahezu wertlos. Dennoch verbleibt ein kleines rundes Sümmchen, das Sellmann senior seinem Sohne hinterläßt. Der, da er jahrelang kaum von sich hören ließ, nicht einmal zur letzten Stunde des Vaters gekommen war, fühlt sich im Innern beschämt, möchte am liebsten gar nicht annehmen. Aber hat die Schwester



Gebirgslandschaft — Adolf Büger

nicht das Haus am Kirchplatz samt Möbeln, den großen Garten mit den schönen alten Obstbäumen, da kann er immerhin guten Gewissens die paar Tausender entgegennehmen. Er gibt dem Justizrat Anweisung „betreffs" der Papiere — das Aktenwort hat ihn wahrlich schon angesteckt!

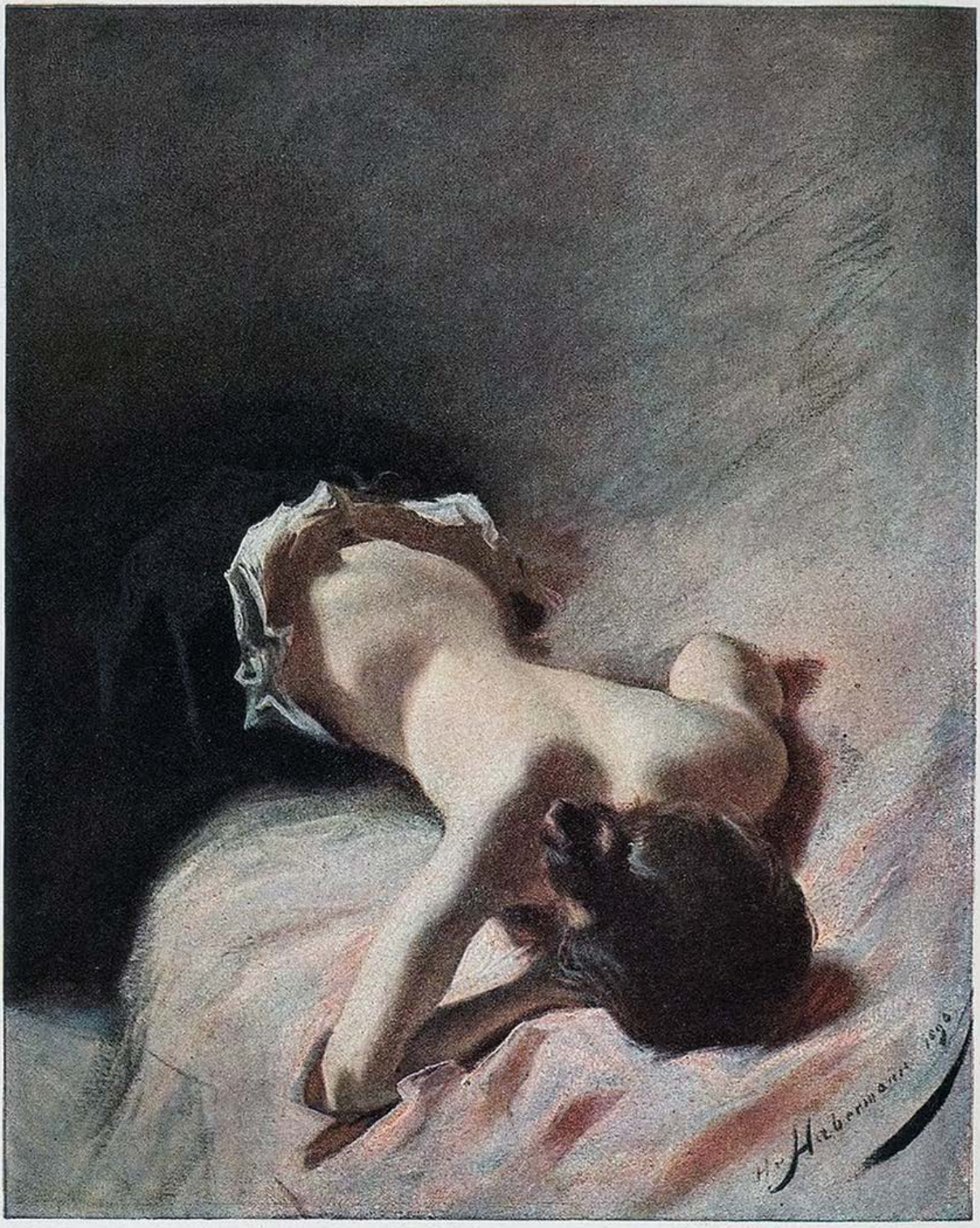
Und jetzt also der andere Gang. Bei der Schwester will er's ganz kurz machen, nachher noch ans Grab der Eltern und mit still versöhnlichem Abschied die Heimat wieder verlassen, nachmittag kann er schon wieder im Zug sitzen. So macht Gerhard Sellmann sich seinen Plan. Doch die Schwester begrüßt ihn herzlicher, als er erwarten konnte und ihm — angenehm ist. Der Schwager, der um diese Zeit im Büro ist, bleibt Gerhard erspart. Dafür sind die Kinder da, eines noch in der Wiege, eines trippelt ängstlich neugierig um den fremden Onkel und will mütterlicherseits bestaunt werden. Dazu soll er eine Menge Fragen gleichzeitig beantworten und natürlich müsse er zum Essen bleiben und hier wohnen, sie werde gleich selbst nach dem Fremdenzimmer sehen.

Das Stübchen oben unterm Giebel, weiß Gerhard; es ist ihm lieb, daß er so dem schwesterlichen Redefluß ein wenig entronnen ist. Nach einem schwachen Versuch, sich mit der Zweijährigen anzufreunden — die Kleine rennt gleich darauf die Treppe empor zur Mutter — bleibt Gerhard allein zurück und beginnt, ohne daß es ihm so recht bewußt wird, einen Rundgang durch die Räume, in denen sich seit einem Dutzend Jahre nicht viel geändert hat. Hier, im elterlichen Schlafzimmer, hat Vater wohl seinen letzten Atemzug getan; die Schwester erwähnte bisher nur flüchtig sein friedlich-schmerzloses Einschlafen. Im Wohnzimmer stehen immer noch die roten Plüschmöbel mit den Überdecken, die er als Knabe schon nicht leiden konnte. Die alten Familienbilder schauen würdevoll, ein wenig spöttisch überlegen, dünkt ihm, auf den ruhlos durch die Welt gehetzten Enkelsohn. Mit leise ächzendem Seufzer knarrt der Regulator sein Pensum herunter.

Gerhard hat unterdes in der Diele einen offenbar neu angeschafften modernen Garderobeständer entdeckt, der ganz und gar nicht hierher paßt. „Scheußlich", murmelt er und öffnet die Tür zur Küche, einer großen gemütlichen Küche, in der er sich als Kind, wohl infolge der da und dort abfallenden „Versuchsbröckerl" immer gern aufgehalten hatte. Die Möbel sind frisch gestrichen, das schöne alte Kupfer ist durch Blech und Aluminium ersetzt. Auf dem Küchenbalkon jedoch blühen wie einst Wicken und Kapuzinerkresse in satter Üppigkeit.

Ein leise surrendes Geräusch läßt Gerhard aufhorchen, nicht mit dem Ohr nur, mit seinem ganzen Wesen, das lange verschüttet lag und sich diesem Augenblick kindhaft gläubig erschließt.

Für jeden von uns gibt es vielleicht ein Geräusch, einen Duft, einen Gegenstand, irgend etwas, das uns unentrinnbar in seinen Bann schlägt, wenn wir ihm nach Jahren, nach Jahrzehnten, wieder begegnen. Ein Stück unserer Kindheit haftet daran, Erinnerung vergangener und dennoch tief in unser Wesen verhafteter Erlebnisse. —



Reue

Hugo von Habermann †

Das Windrad, das liebe kleine Windrad —. Es lebt also noch, es bewegt immer noch seine zierlichen Holzschaufeln und damit den Arm des bärtigen Schmiedes, der mit dem schwarzen Hämmerchen unentwegt auf seinen Amboß schlägt, schneller, langsamer, wie der Wind eben geht.

Gerhard sieht sich mit Mutter und einer zu Besuch weilenden Tante auf dem Jahrmarkt. Die Kinder dürfen sich etwas wählen aus all der Budenherrlichkeit. Während die Schwester nach einer Tüte mit Honigkuchen greift und sich obendrein, unerhörter Genuß, ein Schnitzel von der ausländischen Kokosnuß abschneiden läßt, steht ihm der Sinn einzig nach dem bunten Windrad, das fortan zwischen dem Blütengerank des Küchenbalkons sein lustig surrendes Dasein führt.

Die Farben sind längst verblaßt, eine von den Windschaufeln ist abgebrochen, aber immer noch schwingt der bärtige Schmied sein Hämmerchen und klopft mit unermüdlichem Fleiß auf den Amboß.

Wie ein ertappter Dieb wendet Gerhard sich um, als er die Schwester mit dem Kind auf der Treppe hört.

So, oben im Zimmer sei alles bereit, jetzt müsse nur noch die letzte Hand an das Essen gelegt werden. Ob der Bruder sich vielleicht inzwischen im Wohnzimmer niederlassen wolle, sie werde sich sehr beeilen. Übrigens, wenn er sich ein Andenken an den Vater aussuchen wolle, ein Bild? oder lieber seine Uhr? sonst etwas? Sie habe schon mit ihrem Mann darüber gesprochen.

Nein — das heißt ja, sehr freundlich von ihr. Gerhard lächelt sonderbar in sich hinein, während er am Garderobeständer sich an seinem Mantel zu schaffen macht. Eben sei ihm eingefallen, er habe rasch noch etwas im Städtchen zu erledigen, die Schwester möge ihn entschuldigen.

Gut, aber nicht zu lange, höchstens eine Stunde!

Er nickt zurück und ist schon draußen. Nickt noch einmal dem Haus, dem Garten und seiner verflossenen Kindheit zu.

Er weiß, daß er nicht mehr zurückkehren wird.

Die Schwester wird schon zufrieden sein mit einem freundlichen Brief und die Kinder sollen den großväterlichen Spargroschen haben.

Er aber, er greift mit sorglich tastenden Händen in seine Manteltasche, ein schier kindlicher Ausdruck verjüngt sein Gesicht.

Anekdoten

Die Namensvetterin

In der ersten Mittelschulklasse erzählt der Professor den jungen Mädchen vom trojanischen Krieg. Und erkundigte sich dann, um welcher Frau willen der Streit zwischen den Griechen und Trojanern eigentlich ausgebrochen sei.

Die Klasse schweigt.

„Habt ihr's denn schon wieder vergessen?" läßt der Professor den Blick über die Bänke schweifen, in denen seine Schutzbefohlenen mit geduckten Köpfen sitzen. „Na, Helene —" wendet er sich an eine Zehnjährige in der ersten Reihe, „kannst du mir's auch nicht sagen? Es war doch eine Namensvetterin von dir!"

Da steht die Kleine auf, sieht den Professor sehr verwundert an, schüttelt ungläubig den Kopf und meint dann unsicher: „Pospischil . . .???"

H. M.

Der Bericht

Dem Marschall Turenne wurde von Ludwig XIV. vorgeworfen, daß er nach keiner seiner Schlachten einen ausführlichen Bericht an den Hof sende. Nach der nächsten Bataille sandte der Marschall einen Kurier zu Ludwig XIV. nach Paris mit der Meldung: „Der Feind kam und wurde geschlagen, daher bin ich müde. Gute Nacht!"

H. M.

So ist's besser

Jemand bedauerte den englischen Schriftsteller Sheridan, daß er bei einem unfähigen Bankier als Sekretär Dienst machen müsse.

„Das ist ganz recht so", entgegnete der Dichter. „Bedenken Sie, was für ein Übel es wäre, wenn mein Chef die Stelle als Sekretär hätte!"

H. M.

Aktstudie · Ernst Liebermann-München

Pirano bei Nacht — G. Pevetz

DER KREISLAUF

VON GERT LYNCH

„Was steht zu Diensten?"

„Rasieren!"

„Bitte schön!" Herr Brandhuber wies dem Kunden einen Stuhl an und knöpfte den weißen Mantel wieder zu, den er gerade ausziehen wollte, um Feierabend zu machen. Es war bereits zehn nach sieben.

„Schorsch!"

Keine Antwort erfolgte.

Herr Brandhuber breitete das schwarze Tuch über die Brust des Kunden und fingerte die weiße Serviette über den Kragen.

„Schorsch!!"

Kein Schorsch ließ sich blicken.

„Einen Augenblick bitte", entschuldigte sich der Friseur und eilte weg. Wo der Faulpelz bloß wieder stecken mochte! Diesmal würde er es ihm gehörig anstreichen! Er zog den Vorhang zur Damenkabine auseinander. Von Schorsch keine Spur. Er öffnete die Küchentür. Auch hier war er nicht. Seine Frau stand am Herd und bereitete das Abendessen. „Hast du den Schorsch gesehen?" fragte er sie.

„Dort steht er wieder mit dem Lehrling von nebenan", sagte sie und wies mit dem Kochlöffel zum Fenster.

Herr Brandhuber trat vor die Scheibe und überzeugte sich. Die Ader an seiner Schläfe begann zu schwellen.

Schorsch stand auf der Straße und tauschte Zigarettenbilder mit Kunzens Erich aus der Spenglerei. Er ahnte nicht, daß sich ein Gewitter über seinem Haupte zusammenzog. „Nummer achtzehn brauche ich noch", sagte er, da wurden ihm die Bilder aus der Hand geschlagen.

„Tagedieb miserabliger!" wetterte Herr Brandhuber, „marsch hinein! Einseifen!"

Schorsch klaubte schnell seine Bilder auf und rannte mit rotem Gesicht in den Laden hinein.

„Und du", wandte sich der Friseur mit geballter Faust an den Spenglerlehrling, „schau, daß du fortkommst, sonst mach ich dir Beine! Wenn ich dich nochmal dabei erwische, daß du den Schorsch von der Arbeit abhältst, wende ich mich an deinen Meister!"

Erich steckte die Hände in die Hosentaschen und stelzte davon. Nach ein paar Schritten drehte er bei und rief: „Da müssen Sie eben pünktlicher Ihren Laden schließen!"

„Wegen dir nicht, du frecher Bengel!" entgegnete Herr Brandhuber und ging ins Haus.

Schorsch pinselte dicken Schaum in das Gesicht des Kunden. Seine Hand war nicht ganz sicher. Er kannte den Meister und wußte, daß es noch eine Strafpredigt absetzen würde.

„Puhh!" machte der Kunde und blies eine Wolke Seifenschaum in den Spiegel. Schorsch hatte versehentlich auch den Mund eingeseift.

Herr Brandhuber beherrschte sich vor dem Kunden. Aber der Blick, den er seinem Lehrling zuwarf, besagte alles. „Verzeihung", flüsterte Schorsch und wollte mit umgebogener Serviette den Schaum aus den Lippen heraustupfen. Doch der Meister schob ihn unsanft beiseite und bediente den Kunden selbst. „Hol mein Messer aus der Damenkabine", zischte er.

Schorsch lief und brachte übereifrig das Messer, um es dem Meister zu reichen. Der

griff zwar darnach, aber da er nicht hinschaute, griff er daneben. Schorsch ließ aus, „peng" machte es, und das Messer lag unten.

Schorsch entfärbte sich und vergaß vor Schreck sich zu bücken. Da hob Herr Brandhuber das Messer selber auf und öffnete es. Ein großes Stück Stahl war herausgesprungen.

„Klatsch!" und auf Schorschs Backe brannte eine Ohrfeige. „Hinaus!" schrie der Meister, „wir sprechen uns noch, mein Bürschchen!"

Schorsch sprang davon, lief in seine Dachkammer und verriegelte die Tür. Er war fest entschlossen, nicht mehr zu öffnen, mochte kommen, was wollte.

Eine Zeitlang saß er zitternd vor Scham und Wut über die empfangene Ohrfeige auf seinem Bett und konnte keinen Gedanken fassen. Rasiermesser, Pinsel und Schaumlawinen flogen vor seinen Augen bunt durcheinander, und das Gesicht des Meisters sah er serienweise vor sich, wie in einer Batterie von Spiegeln. Hin und wieder stieg ein trockenes Schluckſen aus seinem Halse. Dann wurde es langsam ruhiger in ihm, und sein Blick behielt die Gegenstände in seiner Stube. — Es war das erstemal, daß er eine Ohrfeige bekommen hatte. Niemals würde er das dem Meister vergessen, niemals! Wo es doch heutzutage verboten war, einen Lehrling zu schlagen! Wenn er den Meister anzeigte, würde er sicher bestraft werden. Was konnte denn e r dafür, daß der Meister daneben gegriffen hatte und das Messer zum Teufel ging?!

Schorsch dachte, was sein Vater wohl dazu sagen würde. Ja, der Vater. — Er schnellte von der Matratze herunter, rieb das Kinn und lief im Zimmer herum. Ein Gedanke wurde groß und größer und beherrschte ihn schließlich ganz. Ja, das würde er tun! Er würde abhauen! Nach Hause! Dem Vater alles erzählen, der würde ihm recht geben. Fahrgeld hatte er nicht, also würde er wandern! Die Richtung, die er einschlagen mußte, war ihm bekannt. Er erinnerte sich, daß auf der Fahrkarte fünfundvierzig Kilometer verzeichnet gewesen waren. Fünf Kilometer läuft man in einer Stunde. Demnach mußte er neun Stunden wandern, um nach Hause zu kommen. Der Meister und seine Frau gingen gewöhnlich gegen neun Uhr zu Bett. Um zehn, wenn alles schlief, würde er aufbrechen. Sein Zimmerschlüssel sperrte auch in der Haustür, das hatte er längst schon ausprobiert. Wenn alles klappte, war er morgen in aller Frühe zu Hause. Der Vater würde eine bessere Stelle für ihn suchen, und die Mutter würde ihm morgen Mittag Schmalznudeln backen! Sache!

Schorsch begann sich vorzubereiten. Den großen Koffer und die Wäsche mußte er hier lassen, das war zu schwer zum Tragen und konnte später nachgeschickt werden. Aber was in den Rucksack ging, das wollte er mitnehmen. Vor allem den blauen Anzug und das Album mit den eingeklebten Bildern „Aus aller Welt". So gut es ging, verstaute er diese Dinge im Rucksack. Dann preßte er zwei Paar Schuhe hinein und das gelbe Hemd, das er gern an Sonntagen trug.

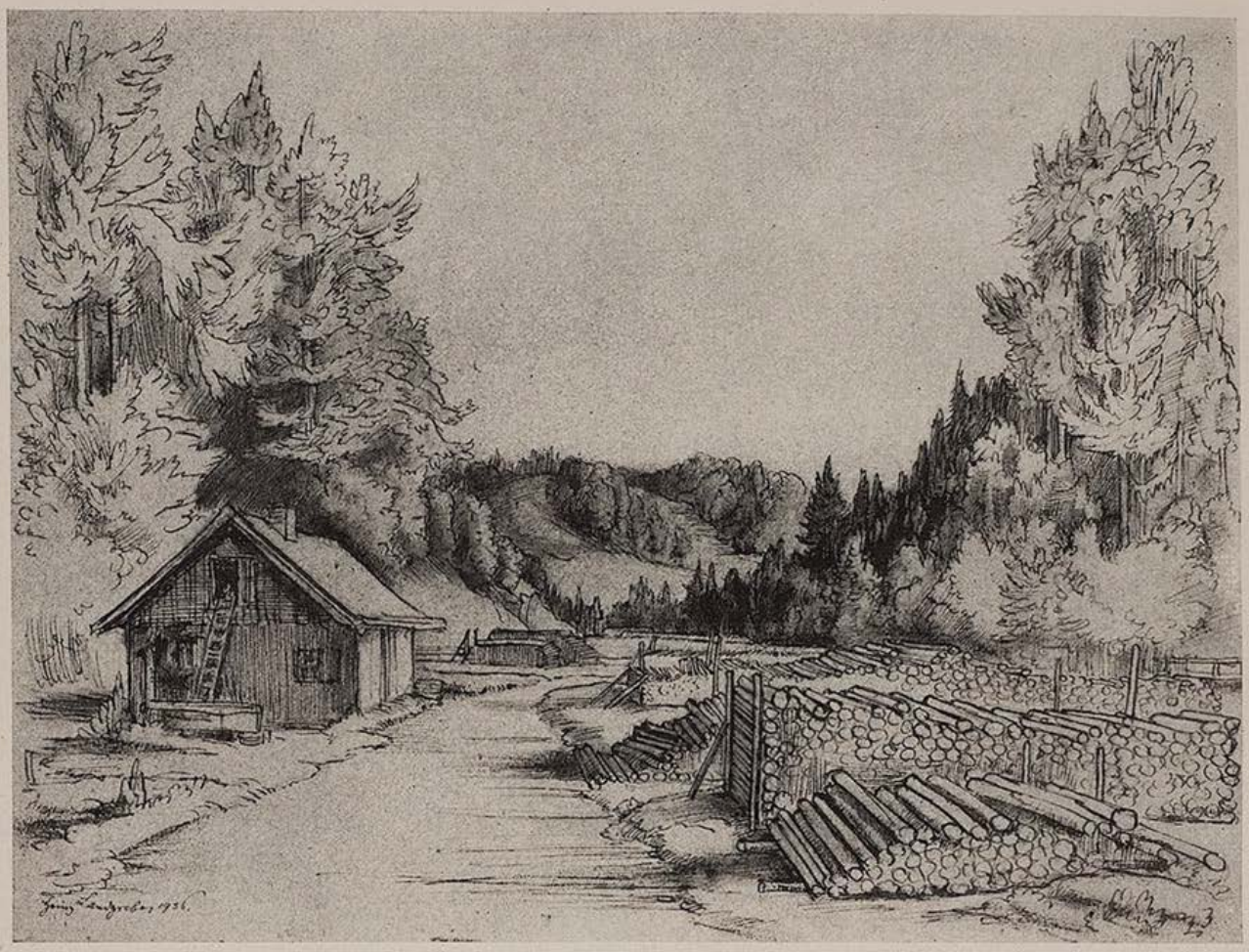
Da fiel ihm seine Steinsammlung ein. Beinahe hätte er sie vergessen! Er zog ein Schubfach der Kommode heraus und betrachtete seine Schätze: Blauer und grauer Granit, Gneis, Porphyr, Glimmerschiefer und Rosenquarz! Das mußte er unbedingt mitnehmen. Und die Brocken wanderten nacheinander in den Rucksack hinein. Als er ihn hob, um die Last zu prüfen, mußte er beide Hände nehmen.

Inzwischen war es nahezu finster geworden. Schorsch machte Licht und zog die Knickerbocker, die Bergstiefel und die Windjacke an. Die Turmuhr schlug dreiviertel neun, als er fertig zum Aufbruch war. Er drehte das Licht wieder aus und setzte sich an das offene Fenster. Draußen war Sternenhelle, er würde eine günstige Nacht haben. Brandhubers hatten zu dieser Stunde schon längst gegessen. Gott sei Dank, daß niemand gekommen war, um ihn zu holen. Er hatte nicht den mindesten Hunger.

Jetzt litt er unter dem Schneckentrödel der Zeit. Es dauerte eine Ewigkeit, bis eine Viertelstunde anschlug. Endlich wurde es neun Uhr. Endlich neuneinviertel. Halb zehn schwitzte er bereits vor Ungeduld, und als es dreiviertel war, konnte er nicht mehr warten. Er nahm den Rucksack über und schlich hinunter, vorbei an der Wohnung des Meisters. Der Schlüssel griff gleich beim erstenmal. Das Haustor quietschte ein wenig in seinen Angeln, und Schorsch war draußen.

Um Begegnungen zu vermeiden, verließ er die Hauptstraße und bog in die Trift ein, die zum Osterholz führte. In wenigen Minuten

Venezianisches Tor — G. Pevetz



Aus Oberbayern — Heinz Landgrebe

hatte er es erreicht. Er achtete nicht auf den Pfad und lief quer durch den Wald. So konnte er abschneiden. Es war nur halbwegs finster. Die Baumstämme waren auf zwei Schritte noch verschwommen zu sehen.

Schorsch bog Büsche und Zweige auseinander und bahnte sich seinen Weg. Da knackte und raschelte es neben ihm. Er blieb stehen und lauschte mit angehaltenem Atem. — — Nun war nichts mehr zu hören, aber seine Stirn war ganz naß, und in seinem Halse klopfte es heftig.

Mutig marschierte er weiter. Der Wald nahm ein Ende. Felder und Wiesen dehnten sich im Gelände. Er watete durch knietiefe Nebel, übersprang einen Graben und trampelte mitten durch einen Haferstreifen. Hier erreichte er die Landstraße und pfiff angelaunt einen Marsch vor sich hin, immer wieder von vorn, bis ihm der Mund erlahmte. Da verfiel er darauf, die Telegraphenstangen zu zählen. Bis zum nächsten Dorf waren es neunzehn. Bei der dritten Ortschaft waren es ganz genau sechzig. Es schlug Mitternacht. In einem Hofe jaulte ein Hund, und es roch kräftig nach Heu.

Hinter dem Orte liefen auf niederem Damm die Schienen der Eisenbahn. Schorsch fand die Landstraße langweilig und wanderte weiter auf dem weichen schmalen Pfade des Streckenwärters. Die Riemen des Rucksackes begannen zu schneiden. Schorsch zwängte die Hände unter die Träger, da wurde es wieder leichter. Jetzt mußte doch bald ein Bahnhof kommen! Aber es kam keiner. Die Schienen führten über eine Brücke hinweg. Sein Schritt klang hohl. Komisch, dachte er. Die Brücke mußte er damals bei der Herfahrt übersehen haben.

Dann dachte er gar nichts mehr. Mechanisch bewegten sich seine Beine. Tip-tap, tip-tap. Vor der Station wurden seine Gedanken wieder lebendig. Im Stellwerk brannte das Licht. Da verließ er die Strecke, um den Bahnhof zu umgehen. Er lief an einer Dornenhecke entlang, überquerte ein Stoppelfeld, stapfte über Kartoffelzeilen. Der Rucksack brannte auf seinen Schultern. „Au!" schrie er plötzlich. Er war gegen Stacheldraht gelaufen und löste vorsichtig die Hose vom Zinken.

Als er den Bahnhof im Rücken hatte, ging er seitwärts zur Strecke zurück. Die Schienen zogen sich linkerhand weiter, während ein Fuhrweg geradeaus führte. Schorsch entschied sich nun für den Fuhrweg. Späterhin würde wohl die Bahnlinie wieder herankommen. Und er lief und lief und wies den Gedanken an Rast, der sich aufdrängte, weit von sich.

Er wunderte sich, daß der Weg immer weicher und enger wurde, und auf einmal verlor er sich zwischen Wiesen. Schorsch zauderte und überlegte, ob er zurückgehen sollte. Ach was, redete er sich zu, die Richtung ist es, ich werde die Straße schon wieder finden. Und entschlossen stampfte er weiter. Es gurgelte unter den Sohlen. Manchmal versank er bis an die Knöchel. Dann tauchte schwarz eine Wand vor ihm auf. Als er näherkam, war es ein Nadelwald. Ein Schauder jagte an seinem Rückgrat entlang. Er schluckte ein paarmal Luft und zwang sich hinein in die Finsternis. Um ihn war pechschwarze Nacht. Er tastete nach einem Baumstamm und lehnte sich an. Die feuchte Rinde kühlte die heiße Hand. Jetzt merkte er auch, daß ihn die Beine schmerzten. Es zog in den Schenkeln, als sei fremdes Fleisch angewachsen.

Wie er sich umblickte, kam es ihm heller vor. Er atmete auf und trottete weiter. Hie und da zwinkerten die Sterne durch das Gezweige. Einmal stolperte er und fiel der Länge nach hin. Dann stieß er wieder auf einen Weg. Hochbeglückt marschierte er weiter. Und plötzlich, sei gelobt, war der Wald alle.

Ein fahler Schimmer lag in der Luft. Irgendwo, weit weg, krähte ein Hahn. Schorsch schritt tüchtig aus. Nun hatte er das Schlimmste schon hinter sich. Wie schnell der Tag kam! Es war schon richtig hell.

Ein Kirchturm ragte grau aus der Ferne. Schorsch ging geradeswegs auf ihn los. Es konnte jetzt nicht mehr weit sein bis nach Hause. Er wollte mal nach dem Weg fragen, falls ihm jemand begegnen würde.

Komisch, dachte er. Dieser Kirchturm sah ja genau so aus wie der, wo er gestern geflohen war. Auch eine Linde stand an der Seite! Nun fehlte bloß noch die weiße Mauer. Schorsch rieb sich die Augen. Da war auch die weiße Mauer! Er bekam Herzklopfen, als er das Schulhaus erspähte. Er lief immer schneller. Eine unheimliche Ahnung dämmerte in ihm herauf. Jetzt bloß noch zur Telegraphenstange, dann war kein Zweifel mehr möglich. Dort klebte gestern ein kleines gelbes Zirkusplakat ...

Das gelbe Zirkusplakat klebte. Schorsch umfing den Mast mit beiden Armen. Sein Kopf fiel auf die Achsel, sein Mund verzog sich, und aus seinen Augen liefen zwei dicke Tränen. Lange hing er so, bis ins Tiefste erschüttert, am Telegraphenstamm.

Er war im Kreise gegangen.

Ein Frösteln schüttelte ihn. Er richtete sich auf und kämpfte sich durch zu einem Entschluß. Noch war es nicht zu spät.

Er rannte die Hauptstraße hinunter. Eben blitzte der erste Sonnenstrahl in den Messingtellern am Hause des Meisters. Schorsch schloß ganz leise die Haustür auf und wischte ungesehen in seine Kammer. Er packte zuerst den Rucksack aus. Dann wusch er sich und zog sich um. Und als es Zeit wurde, ging er hinunter.

„Du schaust ja ganz blaß und elend aus", sagte Herr Brandhuber, als er ihn sah, und machte sich seine Gedanken darüber.

„Schlecht geschlafen", murmelte Schorsch.

„Wir wollen es gut sein lassen", sagte der Meister versöhnlich, „aber merk es dir für die Zukunft!"

HISTORISCHE MINIATUREN

Die Sitzordnung

Bei einem Festessen hielt sich ein junger, eingebildeter Fähnrich darüber auf, daß ihm ein Platz am untersten Ende der Tafel angewiesen worden war. Der alte Dessauer kam gerade hinzu, als der Fähnrich seinen Kameraden gegenüber sich mißmutig über die Rangfolge bei Tisch äußerte.

„Schweig Er und setz' Er sich hin, wo man es ihm bestimmt hat", brüllte ihn der alte Dessauer an. „Wo Er sitzt, ist immer unten!"

H. M.

Der Unterschied

Der englische Admiral Pearce, der dem Alkohol über die Maßen zugetan war, fuhr eines Nachts in nicht mehr völlig nüchternem Zustand in seiner Kutsche heim. Dabei begegnete er einem Matrosen, der betrunken in der Gosse lag.

„Du Schwein", brüllte der Admiral den Matrosen an. „Warum liegst du hier besoffen auf der Straße?"

Der Matrose erhob sich und erwiderte traurig: „Weil ich keine Kutsche habe, Sire, die mich nach Hause bringt!"

H. M.

Es interessiert sie auch

St. Just liebte es nicht, daß sich Frauen mit der Politik beschäftigten. Als eines Tages eine Bürgerin in seiner Gesellschaft ein politisches Gespräch begann, meinte er unwirsch: „Frauen sollten sich nicht in diese Dinge mischen!"

„Gut", erwiderte die Frau. „Aber in einem Lande, in dem man den Frauen den Kopf abschlägt, werden sie doch wohl noch fragen dürfen, warum dies geschah?"

H. M.

Eine naive Schmeichelei

Ludwig XIV. von Frankreich war von einem glücklichen Feldzug heimgekehrt und wurde von seinen Angehörigen und Hofleuten mit überschwänglichen Huldigungen gefeiert, die er alle als plumpe, berechnende Schmeicheleien empfand. Um ihnen ein Ende zu machen, fragte er einen der kleinen Prinzen seines Hauses, der kaum acht Jahre alt war, wie es denn mit dem Lernen ginge. „Ach, Sire!" antwortete der Kleine. „Wie hätte ich lernen können? Hatte ich doch jedesmal, wenn Eure Majestät siegreich gewesen war, Ferien!" — Es ist wohl kein Wunder, daß diese unschuldigen, ungekünstelten Worte eines Kindes, das noch nichts von Schmeicheleien wußte, sein Herz trafen.

W.

Das Schnürleib

Das viel verspottete Schnürleib fand auch schon in der Zeit seiner absoluten Herrschaft mutige Widersacher; vor allem allerdings unter den Männern. Ein Professor der Philosophie äußerte sich über dieses ebenso ungesunde wie groteske Requisit der Damenmode sehr ungalant: „Das starke Schnüren ist eine Wohltat für die Menschheit. Es nimmt alle albernen Frauenzimmer von der Erde und läßt nur die vernünftigen darauf zurück, damit sie gute Frauen und Mütter werden." — Als Peter der Große während seiner Reise durch Pommern mit einigen handfesten Damen in Schnürleibern getanzt hatte, sagte er betroffen zu seiner Begleitung: „Wie teufelsharte Knochen haben doch die deutschen Frauenpersonen!" — Kaiser Joseph II, der die nach seiner Meinung der Gesundheit sehr nachträgliche Mode haßte, aber nicht unterdrücken konnte, hielt sich dadurch schadlos, daß er jede Gelegenheit benutzte, sie zu verspotten. Als er einmal auf einem Hofball eine zwar sehr schöne und wohlgebildete, aber bis zur Unmöglichkeit geschnürte Dame erblickte, sprach er sie an: „In welchem Kürassier-Regiment stehen Sie, meine Liebe?"

W.

Im Boot — Julius Hüther

Palmenhaus — Siegfried Kühnel

Alois Wiesner wird Geheimer Rat

Von Karl Gideon Göbele

Friedrich, der große König von Preußen, saß in seinem Arbeitszimmer zu Sanssouci und hörte auf den Bericht eines Adjudanten, der sich in strammer Haltung vor seinem königlichen Herrn aufgebaut hatte. Der Offizier trug vor, daß der Gesandte von Sachsen bei der gestrigen Hofjagd in den Wäldern um Dobrilugk einen goldenen Hirschfänger verloren habe und daß er nun danach jammere, als ob er des Heils seiner Seele verlustig gegangen sei. Der König von Preußen meinte, daß der Gesandte von Sachsen ja nicht auf die Jagd zu gehen brauche, wenn ihm eine Kindsmagd vonnöten sei; weil er aber gerade mit Sachsen in wichtigen diplomatischen Verhandlungen stand, verfügte er, man möge dem Gesandten einen neuen Hirschfänger zum Geschenk machen. Der Adjudant bemerkte, daß der Gesandte nicht deshalb um den Verlust des Hirschfängers untröstlich sei, weil es sich um einen hohen Geldwert handle, sondern weil er die Waffe aus zarter Hand zum Geschenk erhalten habe. Nachdem Friedrich seinem Ärger Luft gemacht hatte über die Weiber, von denen es viel zu viel auf der Welt gäbe, und die aus gescheiten Männern Hanswurste machen würden, befahl er eine Belohnung von 10 Talern auszusetzen für den,

der den goldenen Hirschfänger des sächsischen Gesandten finde. Wenig später spritzten reitende Boten zu den Ortsvorstehern der Dörfer um Dobrilugk, um die Bekanntmachung der Order des Königs zu veranlassen.

Zwei Tage später erschien ein bescheiden bekleidetes Bäuerlein vor dem Schloßtor von Sanssouci und begehrte seinen König zu sprechen. Die langen Kerle, die Wache hielten, wollten das Bäuerlein nicht durchlassen, dieses aber wies selbstsicher auf ein Paket hin, das er unter dem Arm trug, und behauptete, der König habe befohlen, ihm das zu bringen. Da blieb nichts anderes übrig, als das Bäuerlein vor den diensttuenden Feldwebel der Torwache zu führen, einen äußerlich strammen, aber innerlich leider nicht ganz so strammen Soldaten, das bekam unser Bäuerlein rasch spitz.

„Was willst du?" donnerte ihn der Feldwebel an.

„Zum König, Euer Gnaden", antwortete das Bäuerlein.

„Was willst du vom König?"

„Den goldenen Hirschfänger bringen, der ihm 10 Taler wert ist".

„Dummer Lulatsch, da brauchst du nicht zum König. Den Hirschfänger kannst du mir geben!"

„Und die 10 Taler Finderlohn?"

„Bring ich dir höchstpersönlich nach deinem gottverlassenen Nest!"

„Denkste!" kicherte der Bauer. „Da mach ich Euer Gnaden einen anderen Vorschlag: Ihr laßt mich zum König, und ihr bekommt dann nachher den vierten Teil vom Finderlohn!"

„Unter einem Drittel ist nichts zu machen", schnarrte der Feldwebel.

„Meinetwegen auch ein Drittel!"

„Abgemacht!"

Und das Bäuerlein durfte das Schloßtor passieren.

Der Bauer ging durch den herrlichen Park von Sanssouci und kam zum Schloß. Doch kaum war er durchs Portal getreten, da stürzte ein Lakai auf ihn zu, der wie ein Pfingstochse aufgetakelt war. Dieser Pfingstochse wollte ihn nicht durchlassen, und erst, als das Bäuerlein auch ihm ein Drittel des Finderlohns versprach, wurde der Leibjäger herbeigeholt, der vor den Gemächern des Königs Dienst tat. Und auch dieser Leibjäger war erst bereit, den Bauern dem König zu melden, nachdem ihm das letzte Drittel des Finderlohns zugesagt worden war.

Der Leibjäger ging weg und kam nach wenigen Augenblicken wieder mit dem Bescheid, das Bäuerlein möge den Hirschfänger dalassen und seine 10 Taler beim Rentmeister in Empfang nehmen. Dieser Bescheid war nicht ganz nach dem Herzen des glücklichen Finders. Es war ihm tagklar, daß er die 10 Taler an die Hofschranzen verteilen müße, wenn er nicht Gelegenheit fand, mit dem König zu sprechen. Er tat einen riesigen Satz nach der Tür, durch die vorher der Leibjäger gegangen war, und noch ehe dieser ihn daran hatte hindern können, war er durch die Tür eingetreten und hatte sie von innen eingeklingt.

Der Bauer befand sich in einem großen Zimmer, in dem alles so schön und harmonisch beschaffen war, daß er denken mußte: Sapperlott, akkurat so muß es in der guten Stube des Herrgotts aussehen, ich will recht brav und ordentlich leben, damit ich später einmal in dieser guten Stube ein Plätzlein finde. Aber lange konnte er bei diesem Gedanken nicht verweilen. Eine nicht laute, aber scharfe Stimme durchschnitt das Zimmer. Diese Stimme gehörte zu einem kleinen, hageren Mann, der einen schlichtblauen Rock mit roten Aufschlägen trug und der hinter einem aktenbedeckten Schreibtisch saß. Die Stimme sagte: „Was sucht Er hier?" Und dann traf ihn der Blick aus zwei stahlblauen Augen, und der war von einer solchen Gewalt, daß das Bäuerlein plötzlich das Gefühl hatte, nicht einem kleinen Manne, sondern einem Riesen gegenüberzustehen. Und dieser Riese mußte der große König von Preußen sein. Das Bäuerlein riß sich zusammen und sagte: „Majestät, ich bin der Bauer Alois Wiesner aus Dobrilugk. Ich bringe den Hirschfänger, den ich gefunden habe." Er trat näher und legte sein Paket auf den königlichen Schreibtisch. Der König antwortete: „Danke, geb Er das Dings dem Kammerdiener." Und damit hielt er die Audienz für beendet. Doch der Bauer wich nicht vom Platz. Er setzte sein pfiffigstes Gesicht auf und dann fragte er: „Und der Finderlohn, Majestät?" Jetzt wurde der König ungeduldig. Seine Augen blitzten den Eindringling an: „Der Kammerdiener wird ihn zum Rentmeister führen; stehl Er mir nicht die Zeit!" Und er griff nach der Klingel, die auf dem Schreibtisch stand.

Alois Wiesner begriff, daß er rasch zum Schuß kommen mußte, wenn er noch zum Schuß kommen wollte. Er überlegte nicht lange und sprudelte heraus: „Bitte nicht klingeln, Majestät. Es ist nämlich deshalb, weil ich als Finderlohn nicht 10 Taler, sondern 75 Hiebe auf den Hintern beanspruche!" Und wieder machte er sein pfiffigstes Gesicht. Als der große König dieses Gesicht sah, wußte er, daß es mit diesem Bauern und seinem absonderlichen Wunsch eine ergründenswerte Bewandtnis haben müsse. Und deshalb legte er die Kielfeder weg, die er in der Hand gehalten hatte, deutete auf einen rotgepolsterten Sessel und sagte: „Setz Er sich, und dann red Er!" und da setzte sich das kleine Bäuerlein nieder und erzählte seinem großen König, was für ein Bedientengeschmeiß um diesen herum sich mäste. Der König war nicht sonderlich überrascht. Sein Scharfblick und seine Menschenkenntnis hatten nie zugelassen, daß er sich Illusionen machte. Er hatte stets damit gerechnet, daß es „menschle", solang es Menschen gäbe. Lachend versprach er dem Bauern, den erbetenen Finderlohn von 75 Hieben in Gnaden zu bewilligen und gewissenhaft den Hintern des Leibjägers, des Lakaien und des Feldwebels zugute kommen zu lassen. Er überreichte ihm eine Anweisung auf einen Geldbetrag, der das mehrfache des ursprünglichen Finderlohns ausmachte, und dann sprach er mit Alois Wiesner über das, was ihn gerade am meisten bewegte, über die preußische Agrarreform und über das Siedlungswerk im Osten. Und während er vorher sich über den guten Einfall und über die Schlagfertigkeit Alois Wiesners gewundert hatte, freute er sich hernach über die Sachkenntnis, über das sichere Urteil und über den gesunden Menschenverstand des Bauern. Nach zwei Stunden entließ er seinen Untertanen in Gnaden. Im Lauf der Jahre mußte Alois Wiesner aus Dobrilugk häufig vor ihm erscheinen, um ihm in landwirtschaftlichen Fragen beratend zur Seite zu stehen. Und schließlich wurde er zum Geheimen Rat ernannt. Alois Wiesner geriet darüber keineswegs aus dem Häuschen, blieb schlicht, einfach und pfiffig sein Leben lang und diente seinem großen König nach bestem Wissen und Gewissen bis an sein Ende.

Nachzutragen ist hier nur noch, daß der Geheime Rat Alois Wiesner auch sehr verschwiegen war. Über diese Verschwiegenheit erzählte man sich bei Hofe folgende ergötzliche Geschichte:

Damals, als Wiesner nach seiner ersten erzwungenen Audienz beim König durch die Korridore von Sanssouci dem Ausgang zuschritt, begegnete er der Königin. Sie fragte ihn: „Bauer, was macht Er hier?" Und da antwortete Alois Wiesner, der die hohe Frau natürlich nicht kannte, im Brustton der Überzeugung: „Das geht Sie nichts an; Frauenzimmer brauchen nicht alles zu wissen!"

Vignette v. Welden

Im Gebirge

„In dieser Richtung liegt der Großglockner!"

„Ach, der läutet wohl?"

Das Reitpferd

„Meckel soll ja sein Reitpferd verkauft haben!"

„Ja — es hat ihn zu wegwerfend behandelt!"

Unterhaltend

„So, Sie wollen meine Tochter heiraten? Können Sie denn überhaupt eine Frau unterhalten?"

„Aber freilich! Ich besitze doch sehr viel Humor!"

Ein Dürer-Wort

Als Albrecht Dürer einmal durch eine deutsche Mittelstadt kam, zeigte man ihm ein sehr schönes Gemälde. „Von wem ist dieses wunderbare Kunstwerk?" fragte er überrascht. Man antwortete: „Es ist von einem Manne, der kürzlich hier im Spital elend gestorben ist." Dürer sagte darauf: „Dieses traurige Ende ist keine Schande für ihn, aber eine um so größere für die Stadt, die einen so trefflichen Künstler, der ihr hätte einen Namen machen können, so schlecht lohnte." W.

Eine feine Zurechtweisung

Ein Student der Theologie machte einem seiner Professoren, der für sehr hochmütig galt, einen Besuch. Im Vorzimmer harrten schon viele andere Besucher der Ehre des Empfanges, doch sie mußten sich in Geduld üben. Aber mit der Zeit kamen sie alle an die Reihe; zuletzt der Student, der sich über die Behandlung schon beleidigt fühlte. Nach den üblichen Begrüßungsworten traf der Blick des Professors voll das Gesicht seines Besuchers, und er sagte überrascht: „Sie haben einen Schnurrbart?! Seit wann tragen denn Theologen Bärte?" Äußerst verwundert strich sich der Student übers Gesicht und antwortete: „Wahrhaftig! Der muß mir gewachsen sein, während ich in Ihrem Vorzimmer wartete." W.

Stilblüten aus den Akten des Wohlfahrtsamtes

Ich muß Ihnen mitteilen, daß Sie meine Verhältnisse nur auf der einen Seite geprüft haben, der Kehrseite aber aus dem Wege gegangen sind.

*

Der Musiker G. braucht eine neue Hose, da er in der alten keine Musik mehr machen kann.

*

In dem Zimmer steht ein Bett und ein Klavier, in dem sie schläft.

*

Z. macht einen ordentlichen Eindruck, der tatsächlich sehr erkältet ist.

*

Ich habe bereits vor vier Wochen einen Antrag auf Schwangerschaft gestellt.

*

Meine Frau sitzt seit zwanzig Jahren auf einer Toilette.

*

Herr B. bittet um Erhöhung der Unterstützung. Am 8. 7. 33 ist ein Kind geboren worden. Ehefrau bezieht Reichswochenhilfe. B. gibt an, aus Unkenntnis gehandelt zu haben.

*

Mit der Miete wollen wir warten, bis wir über die erscheinenden Kinder klar sehen.

*

Frau Dr. beantragt eine neue Hose, dieselbe ist 65 Jahre alt und hat ein steifes Bein.

*

Es war nur ein Hemd bei Frau G. vorhanden, welches noch zu klein war, mußte ich feststellen.

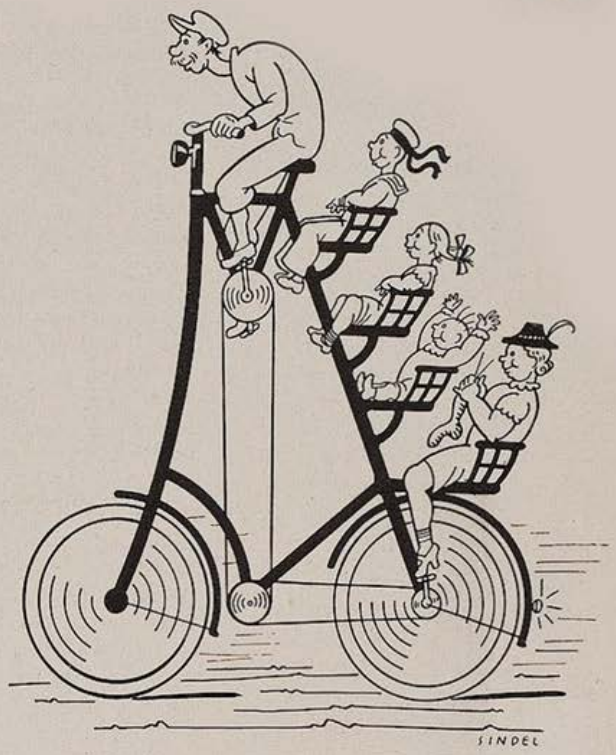
*

Mein Mann muß unbedingt eine neue Hose haben. In der alten habe ich ihm schon mehrere Male das Gesäß geflickt, und er hält mir dasselbe jeden Abend vor.

*

K. ist mit dem Stuhl, dem Schrank und den Nerven zusammengebrochen.

Sindel



Das Familienfahrrad

Ein spannendes Buch

E. S. Durham, der gefeierte Autor vielgelesener Kriminal-Romane, warf einen Blick auf die Visitenkarte und sah den Besucher fragend an.

„Womit kann ich dienen, Mister — Mister —"

„Robertson, Sir!" versetzte der Besucher, „Sie müssen entschuldigen, wenn ich Sie bei der Arbeit störe —"

„Tut nichts, Sir, wenn es sich um ein Geschäft handelt, bin ich immer bereit ... Nehmen Sie Platz!"

„Thank you ... Yes, Sir, es handelt sich um ein Geschäft ... Um ein großes sogar ... Ich bin Leiter des neugegründeten Adventure-Verlages. Wir haben die Absicht, eine Serie von Kriminal-Romanen erster Autoren herauszubringen und wenden uns deshalb in erster Linie an Sie ..."

Mr. Durham machte eine geschmeichelte Verbeugung und der Besucher fuhr fort:

„Haben Sie etwas auf Lager?"

„Sie kommen im richtigen Augenblick! Eben habe ich einen Roman im Manuskript vollendet ..."

„Wir legen das Hauptgewicht auf neue Tricks!"

„Meine Tricks sind immer neu!" warf sich Mr. Durham in die Brust. „Abgedroschene, unmögliche Sachen überlasse ich meinen Kollegen ... Wenn Sie meine Bücher kennen ..."

„Ich kenne sie ..."

„Dann werden Sie auch wissen, daß ich nur mit Möglichkeiten arbeite und jeden phantastischen Unsinn vermeide ... Was ich schreibe, das kann sich jeden Tag ereignen ..."

„Ich weiß es!"

„Und das ist es, was meinen Erfolg bedingt ... Meine Romane sind weder konstruiert noch überspritzt, sie sind nicht von Psychologie beschwert."

„Auf Psychologie legen wir keinen Wert ... Unsere Leser sollen das Gefühl haben, einen Tatsachenbericht zu lesen ..."

„Ich sehe, Sie verstehen Ihr Geschäft, Mr. Robertson!"

„Ich will es hoffen!" lachte der Besucher. „Und es würde mich freuen, mit Ihnen zu einem Abschluß zu kommen ... Wie heißt Ihr neuer Roman?"

„Die gestohlene Golddeckung! ... Er wird der Best-seller dieses Jahres!"

„Aha — es handelt sich um einen Einbruch in die Noten-Bank!"

„Sehr richtig!"

„Ausgezeichnet ... Kann ich das Manuskript lesen? Sie erhalten raschesten Bescheid ... Und was die Honorarfrage betrifft, beteiligen wir Sie mit fünfzig Prozent ..."

„Am Netto?"

„Nein, am Bruttoertrag!"

„All right!" sagte Mr. Durham zufrieden, „Das Geschäft mache ich ... Hier ist das Manuskript!" — — —

Wochen vergingen. Mr. Robertson ließ nichts von sich hören und erst nach Ablauf der achten Woche erhielt Mr. Durham einen Brief, dessen Umschlag er verwundert betrachtete.

„Hm ...“ murmelte er. „Hm ... Was heißt das?“

Dann vertiefte er sich stirnrunzelnd in den Inhalt des Schreibens.

„Dear Sir!

Ihre Bücher mögen sich vielleicht ganz angenehm lesen, aber in die Tat lassen sie sich nicht umsetzen. Ein Einbruch in die Notenbank ist auf die von Ihnen geschilderte Weise vollkommen ausgeschlossen! Ich habe es versucht und sitze nun schon die vierte Woche in Untersuchungshaft ... Sie sind ein ebensolcher Stümper wie Ihre Kollegen.

Diese Tricks, von denen Sie leben, bringen einen ehrlichen Gauner ins Gefängnis und ich bereue es, mich mit Ihnen eingelassen zu haben!

Robertson, alias Big Jim.“

H. K. B.

Der Schotte in Paris

Ein Schotte kommt mit seinen drei Kindern nach Paris und betritt hier eines der besten und teuersten Restaurants. Den auf ihn zustürzenden drei Kellnern bestellt er eine Flasche Limonade, 4 Gläser und 4 Teller, packt daraufhin die in seinen Taschen mitgebrachten belegten Brote aus und verteilt sie an die Kinder. Die Kellner erstarren und benachrichtigen den Geschäftsführer. Dieser geht an den Tisch, um den sonderbaren Gast zu belehren: „Gestatten Sie, mein Herr, daß ich Sie darauf aufmerksam mache ...“ — „Wer sind Sie denn?“ fragt der Schotte. — „Ich bin der Geschäftsführer!“ — „So — Sie sind der Geschäftsführer. Sehr schön! Ich wollte Sie sowieso rufen lassen, — warum spielt denn die Musikkapelle noch nicht ...?“

In der schottischen Apotheke

Ein Herr kommt in größter Aufregung in die Apotheke. „Was haben Sie bloß gemacht? In die Medizin für meine Schwiegermutter haben Sie Strychnin statt Chinin getan!“

„Um Himmels willen!“ ruft der Apotheker erbleichend, „da sind Sie mir ja noch einen Schilling schuldig!“

Sindel

Waage für Korpulente

Nein — diese Kinder!

Der Lehrer einer kleinen Stadt pflegte seine kleinen Schüler Montags zu fragen, was sie am vergangenen Sonntag getan hätten, um eine liebe Person glücklich und froh zu machen. Als Karlchen darüber berichten soll, sagt er: „Ich habe gestern meine Tante besucht und als ich fortging, da war sie sehr froh!“

*

Fritz bleibt in Sexta sitzen. Schlechte Zensur im Latein. Der Rektor will ihn aber nochmal prüfen. „Kannst du wirklich so wenig, Fritz, daß du im Latein durchgefallen bist? Wie heißt denn — ‚der Hund‘?“ — Fritzchen heulend: „Professor Lehmann, Herr Rektor.“

*

„Warum weinst du denn so, mein Kleiner?“

„Meine Mutter hat die kleinen Katzen alle ersäuft!“

„Ach wie schade!“

„Nicht wahr — und sie hatte mir doch versprochen, daß ich das machen dürfte.“

*

Tante: „Kleiner Max, ich höre dich gern, wenn du betest.“

Max: „Tante, da müßtest du mich erst mal gurgeln hören!“

Rosen

„Daß du nicht heiratest? Es heißt doch, daß die Ehe Rosen bringt!“

„Ja — Klatschrosen!“

Die rechte Hand

„Was, Sie wollen die rechte Hand des Prinzipals sein? Na, da muß er sich aber mal die Hände richtig waschen!“

Ein deutscher Gruß aus Österreich ist

Der getreue Eckart

Monatsschrift für das deutsche Haus
Einzelheft RM —.90 (S 2.–)
vierteljährlich RM 2.50 (S 5.90)

Diese nach Reichhaltigkeit und Niveau des Inhalts wie der Ausstattung einzig dastehende, in der Preiswürdigkeit für das Gebotene unerreichte Zeitschrift ist in ihrer unbeirrt gesamtdeutschen Haltung ein würdiger Wahrer des altösterreichischen Erbes und der denkbar beste Mittler zum Reich als auch zum Grenz- und Auslanddeutschtum. / „Der getreue Eckart“ erscheint seit 1923 in Wien. Seine Lesergemeinde zählt nach Zehntausenden. Der laufende Jahrgang bringt neben reich bebilderten Beiträgen erster Autoren über künstlerische, schöngeistige, wissenschaftliche, technische und praktische Probleme, wertvolle Holzschnitte zu Gedichten von Josef Weinheber. Jedes Heft ist über 80 Seiten stark und kartoniert.

Ab Oktober ein neuer Jahrgang!

ADOLF LUSER VERLAG, WIEN / LEIPZIG

Die Musik des Königs

Während der Regierung Friedrichs des Großen war ein reges Musikleben in Preußen, obgleich seine Virtuosen unter einer ebenso strengen Disziplin standen wie seine Soldaten. Sebastian Bach äußerte einmal zu einem Franzosen: „Sie glauben, daß Friedrich II. die Musik liebt? Nein! Er liebt nur die Flöte. Und wenn Sie vielleicht glauben, er liebt die Flöte, so irren Sie wieder; er liebt nur seine Flöte." Dies bestätigte sich in der Folge vollkommen. Friedrich der Große, der vierzig Jahre jeden Tag vier Stunden der Musik gewidmet hatte, wurde in der letzten Zeit seines Lebens ganz gleichgültig gegen musikalische Erholung. Als er ein paar Vorderzähne verloren hatte, hörte er nicht nur auf, die Flöte zu blasen, sondern er stellte sogar seine Hofkonzerte ein.

Das Festessen

„Gab's auch musikalische Darbietungen bei dem Festessen?"

„Nein, es ist ohne Störung verlaufen!"

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

SIND SIE FOTO-AMATEUR?

Dann wird auch Sie die Kunstdruckzeitschrift DIE FOTOWELT interessieren.

Jeden Monat erscheint ein Heft bei 24 Seiten Mindest-Umfang für 25 Pfg. mit vielen Bildern und originell geschriebenen Texten.

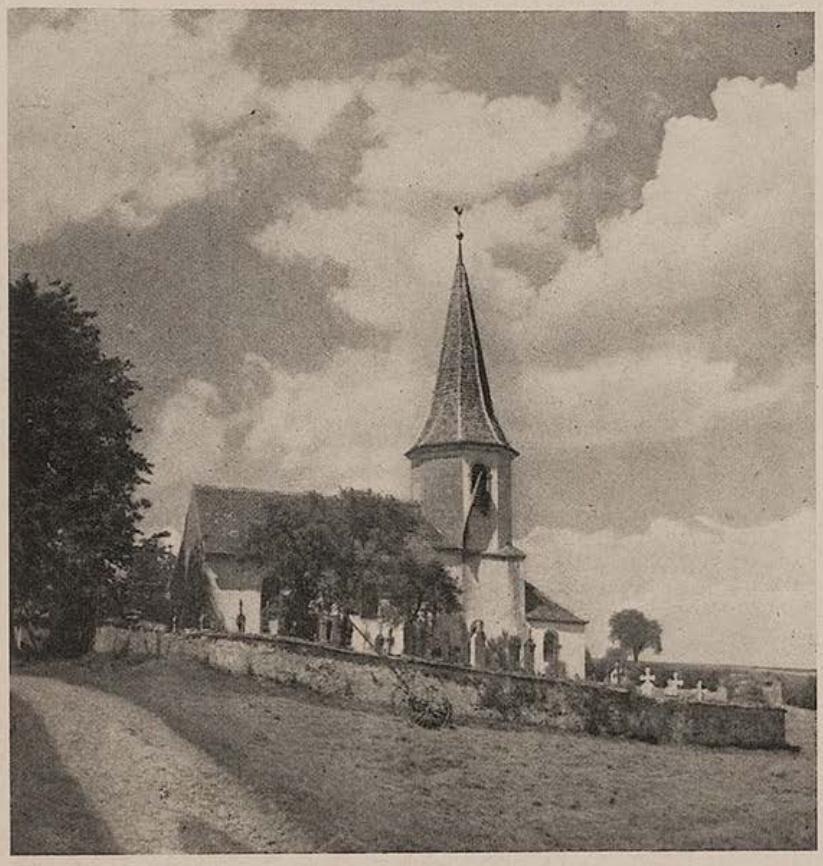
Ein kostenloses Probeheft sendet Ihnen die

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO

Ohne Zeitung lebt man auf dem Mond!

Wer Zeitung liest, paßt in die Welt, er weiß Bescheid und kann sich helfen!

DIE FOTO-SEITE



Dorfkirchen

Wir wollen nicht überheblich sein, mit der Kamera nicht nur die Stätten berühmter Kirchenbaukunst allein aufsuchen, sondern auch einmal hinausziehen in die Kleinstädte und Dörfer, um hier Kirchen zu fotografieren. Da werden wir bald sehen, daß eine ganz andere Auffassung für die Motive erforderlich wird. Nicht das rein Architektonische fängt unseren Blick, sondern die Kirche steht gebunden an ihre Umgebung, an Landschaft und Menschen vor unserer Kamera.

Wir dürfen mit Recht sagen, daß die Kirche einen Spiegel ihrer Umwelt darstellt. Denn der schaffende Mensch steht ja selbst unter dem Eindruck seines Lebensraumes und muß deshalb so bauen, wie es ihm seine Welt eingibt. Deshalb werden wir in unseren Bildern auch nicht reine Architektur anstreben, sondern die Kirche in ihrer Umgebung festhalten.

Auch die Beleuchtung hat Bedeutung. Immer wieder ist davon die Rede, daß man wegen der kurzen und harten Schatten während der Mittagsstunden nicht fotografieren solle. Diese einseitige Auffassung ist unbedingt mit Vorsicht aufzunehmen. Denn wir wollen daran denken, daß gerade diese Beleuchtung eine bestimmte Schwere auszudrücken vermag, die dann zweckmäßig sein kann, wenn sie zum Charakter der Landschaft und der Kirche harmoniert. Wir wollen also alle Möglichkeiten ausnutzen und so anwenden, wie sie zur Aufgabe passen.

Nicht übertreiben!

Wie wir überall im Leben gewisse Modeerscheinungen finden, so haben wir sie natürlich auch in der Fotografie. Meist entstehen sie hier aus einem durchaus gesunden und wohl überlegten Anlaß; bald aber tritt eine Verallgemeinerung ein, man sieht ausschließlich den Effekt, vergißt darüber die eigentlich spezifischen Momente des Lichtbildes und kommt so um des Effektes willen zum Schema, das nirgends so unorganisch sein wird, als gerade in der gestalterischen Fotografie.

Auch heute leben wir unter dem Eindruck gewisser Übertreibungsmethoden. Die zu übermäßig durchgeführte Filterung darf als überwunden gelten, nachdem durch die Schaffung gut farbenempfindlicher Negativemulsionen die Frage der Filterdichte etwas zurückgetreten ist. Dafür tauchte eine andere Form auf, der Weichzeichner. Es ist erstaunlich, was heute alles „geweichzeichnert" wird! Und sieht man kritisch nach, so geht es meist um Effekte, die jeder richtigen und sinngemäßen Grundlegung entbehren.

Infolge dieser durchaus übertriebenen Anwendung des Weichzeichners muß die Frage akut werden, die nach einer Begründung dieses fotografischen Hilfsmittels sucht. Denn es ist ja nicht damit getan, daß ein Hilfsmittel nur deshalb möglichst häufig verwandt wird, weil es irgendwo einmal als besonders schön empfunden wurde.

Jedes Hilfsmittel hat seine Begründung. Ehe man es anwendet, soll man sich über die damit zusammenhängenden Fragen im klaren sein, weil sonst notwendig diese Fehler auftreten, von denen hier die Rede war. Die Wirkung des Weichzeichners ist eine optische, die dem Wesen der Fotografie durchaus entspricht. Er bewirkt eine graduierbare Überstrahlung der Lichter und muß damit der Fotografie, der Lichtbildkunst, entsprechen. Doch wir haben noch einen weiteren Schritt zu tun; wir müssen daran denken, daß es auch fotografische Motive gibt, bei denen nicht die Lichter, sondern die Schatten wirken. Werden aber die Schatten von den Lichtern übertrumpft, so können sie nicht wirksam werden. Solche falsche Anwendung eines Weichzeichners führt meist zu fahlen Fotos, weil die Bildstruktur, welche durch das Schattengerüst bedingt ist und eine kräftige Form besitzt, verschwimmt. Jede betonte Bildstruktur, die sich auf Schatten baut, ist herb, und wird sie durch eine Weichheit gestört, so kann das Bild niemals wirken.

Jedes Bild verlangt von sich aus seine bestimmte Form, nimmt seinen Inhalt als Grundlage der ihm gemäßen Bildtechnik. Also paßt jedes Hilfsmittel nur für eine bestimmte Gruppe, womit nicht gesagt sein soll, daß wir nüchtern einzuordnen haben; vielmehr wollen wir überlegen, uns bei der Aufnahme über den Sinn eines Motivs Klarheit verschaffen. Dann werden Fehler der geschilderten Art am sichersten vermieden

gi—t

Bronchitiker!
4000 schriftliche Anerkennungen
darunter 800 von Ärzten, bestätigen die Wirkung der Dr. Boether-Tabletten bei Bronchialkatarrh, hartnäckiger Lungenverschleimung, Asthma, quälendem Husten mit Auswurf, selbst in veralteten Fällen. Unschädliches, kräuterhaltiges Spezialmittel. Enthält 7 erprobte Wirkstoffe. Stark schleimlösend, auswurfförderend, gewebefestigend. Wieder gute Nachtruhe, besseres Allgemeinbefinden. In Apotheken ℳ 1.43 und ℳ 3.50. Interessante Broschüre mit Dankschreiben und Probe gratis. Schreiben Sie an Dr. Boether GmbH. München 16/ S 58

Schwäche, vorzeit. d. Männer heilbar. 25jährige Erfahrung. Erfolg überschd. Aufklär. Schrift u. Probe verschlossen geg. 24 Pf. Porto. Unverbindl. Chemiker Kaesbach. Berlin-Wilmersd. 151 Postfach 2.

LEST DIE „JUGEND"

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11.
— Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. —
Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei. München, Herrnstraße 10. — D.A. III. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10 zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Der Barbier von Sevilla

Weps

„Volksfront oder Nationalist, Señor“

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 41

Mein Hund — Richard Strebel

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 41

Fränkisches Bauernhaus Walter Dolch-Amberg

EIN GANG AM ABGRUND

Novelle von Richard Sexau

Der Schnellzug Köln-Berlin braust durch das Havelland. In einem sonst leeren Abteil zweiter Klasse arbeitet über Druckbögen und Maschinenschrift-Blättern am Fenstertisch ein Mann mittleren Alters, nicht das deutsche Gelehrtenbild eines Stubenhockers, eine Persönlichkeit von sportlichem Einschlag vielmehr, glattrasiert mit ausgeprägten Zügen und gewölbter Stirn.

Über seinem Tun vergißt er augenscheinlich alles ringsum.

Immer wieder fällt ein Schatten vom Gang her auf seine Papiere, verweilt, gleitet weiter, kehrt zurück — er achtet dessen nicht.

Aber allgemach wird er unruhiger. Er streicht sich ein paar Mal über die Stirn, als wollte er etwas fortwischen. Schaut auch wohl auf, einmal und wieder, verloren, ohne daß sich ihm mehr einprägt als das flüchtige Bild der vorüberrasenden Flachlandschaft ... Seltsam — diese Augen, die da auf ihm haften und sich auch jetzt nicht senken; sie scheinen zu fragen, nein, zu bitten, ängstlich, als ob sie Hilfe von ihm erwarteten. Ganz langsam wenden sie sich von ihm ab. — Fast ein wenig zu gleichmütig lehnt die schlanke, große Mädchengestalt dort am Gangfenster und geht jetzt allmählich an seinem Abteil vorüber.

Unsinn! Er wendet sich seiner Arbeit wieder zu.

Aber nach kurzer Weile empfindet er abermals einen Reiz wie ein leichtes Stechen, an der rechten Schläfe diesmal. Rasch fährt er mit dem Kopf herum. Wieder begegnet er den hellen Augen, die, wie beschwörend, auf ihm ruhen und sich diesmal flugs abkehren.

Das war doch kein Zufall. Übrigens diese Augen — er hat sie schon gesehen; auch diesen Stirnansatz über dem nach rückwärts gestrichenen Blondhaar, dies kräftige Kinn, das ganze, edelgeformte Mädchengesicht ... Aber wo nur? Und wen auch. — Was wollte dies sonderbare Menschenkind von ihm? Nur eine flüchtige Bekanntschaft erneuern? — Wieder trifft ihn ein scheuer, aber geradezu verzweifelter Blick.

Schon steht er auf dem schmalen Gang: „Sie sind mir nicht fremd. Aber im Augenblick entsinne ich mich nicht ..."

„Ich saß gestern Abend, bei Ihrem Vortrag in Köln, unmittelbar vor Ihnen, Herr Professor Nebe."

„Ganz richtig. — Medizinerin?"

„Leider nein; nur Sprechstundenhilfe."

„Nun — das Thema Hysterie", macht der Professor einen Versuch zu scherzen, „hat Sie gewiß nicht als persönlich Leidtragende angezogen?"

„Gottlob bin ich kerngesund. Oder vielmehr ..." Sie bricht ab. Ihr leichtes Lächeln erstirbt in dem verstörten Ausdruck von vorhin. —

Anwandlung von Lebensüberdruß?, zuckt es in Nebe auf. Er ist mit einem Schlag vollkommen Psychiater. Und seine, wie zufälligen und rein plauderhaften Äußerungen gelten nur dem Ziel, zu erkennen, was sich da verbirgt und irgendwie bedrohlich anmutet.

„In Berlin werde ich meine Vortragsreise beschließen und dann nach Freiburg zurückkehren. Die Universitätsferien sind zu Ende."

„Worüber sprechen Sie in Berlin?"

„Über allerlei Grenzfälle zwischen gesund und krank."

„Müßte besonders schön sein, darüber von Ihnen zu hören."

„Und warum?"

„Weil Sie so durchaus menschlich mit dem Kranken fühlen. Nicht wie die Mehrzahl unserer Ärzte, auch große darunter, die nur Wissenschaftler sind, Virtuosen — ohne eigentlichen Zusammenhang aber mit Leben und Menschen; Gehirne ohne Seele ..."

„Sie sind scharf, mein Fräulein ..."

„Inge Holk", sagt sie mit leichtem Kopfneigen.

„Fräulein Holk; scharf und reifer als Ihre Jahre."

„Man hat auch allerlei Schweres durchmachen müssen." Nebe schaut sie fragend an. „Eine Jugend im ländlichen Pfarrhaus ist an sich ernst. Und beim hohen Alter meines Vaters erst recht. — Weit über fünfzig Jahre sind wir auseinander."

Es ist, als wolle sie von ganz anderem reden. Sie überhastet sich: „Nun starb unlängst noch meine jüngere Schwester. Innerhalb von ein paar Stunden. Völlig ungeklärt. Abends zu Gast bei unsern Freunden wurde sie von einer Ohnmacht überrascht. Der Arzt verbrachte sie ins Krankenhaus. Gegen Morgen war sie tot. An Herzschwäche ... ein gesundes, blühendes Landkind ..." Sie hielt inne.

„Zuhause?"

„Nein — in Berlin; sie studierte."

Irgendein Argwohn machte Nebe zu schaffen. Verschweigt sie ihm etwas? Oder ist sie selbst ahnungslos? Sein Blick ruht forschend auf ihr. Sie verbarg wohl ihre eigentlichen Gedanken über diesen Todesfall; kam aber doch nicht los davon? Sollte am Ende ein innerer Zusammenhang ...?

„Wie lange ist das nun her?"

„Es war am Schluß des letzten Sommersemesters."

Also über dreiviertel Jahre? Nein, stellt Nebe bei sich fest, dies allein kann die Niedergeschlagenheit, die flackernde Angst des jungen Mädchens nicht erklären. Es muß etwas sein, was sie persönlich, was ihr eigenstes Leben und Schicksal betrifft.

„Mein Gott ...", entfährt es voll Schreck Inge Holk. „Sind wir schon so weit?" Und sie weist auf Häuserblocks, die draußen vorüberjagen.

„Ja, das dürfte wohl Charlottenburg sein."

„Wo steigt man nur ab?", fragt sie wie in lautem Selbstgespräch.

„Nehmen Sie nicht bei Ihren Freunden Wohnung?"

„N e i n —", kommt es gepreßt zurück.

„Nun — am besten doch in einem Hospiz. Es gibt deren mehrere. Ich habe mir hier gleich in der Nähe des Bahnhofs Zimmer bestellt."

Der Zug verlangsamt seine Fahrt.

Das junge Mädchen kämpft sichtlich mit einem Entschluß, der ihr schwer fällt. Ein paar Mal setzt sie zum Reden an. Irgendetwas will sie noch rasch in Worte fassen. Aber sie bringt es nicht über die Lippen. Schon fährt der Zug im Lehrter Bahnhof ein.

Nebe gewahrt die Pein Inges.

„Wenn Sie mich irgendwie brauchen, ich wohne Brandenburgertor-Hospiz. Dort werde ich auch hinterlassen, wo ich sonst aufzufinden bin."

Träger holten die Gepäckstücke.

Mit einem Händedruck verabschiedet sich Nebe.

Von der Bahnhofhalle aus ruft er Freunde an, um sich mit ihnen für den Abend zu verabreden.

Als er die Tür der Fernsprechzelle wieder öffnet, steht Inge Holk vor ihm, im Begriff, einzutreten. „Ich wollte ein Telegramm aufgeben, möchte nun aber lieber ..." Und schon schließt sie die Zelle.

Kopfschüttelnd begibt sich Nebe zum Kraftwagenplatz. In dem jungen Ding geht irgend etwas Bedenkliches vor sich. Man durfte sie nicht im Stich lassen.

Während er am Wagen auf sein Großgepäck wartet, überlegt er, auf welche Weise er unauffällig in ihrer Nähe bleiben könne. Aber schon tritt sie wieder auf ihn zu. „Ich glaube, ich steige auch in Ihrem Hospiz ab."

„Fahren wir also zusammen", fordert er sie auf.

In der Halle des Fremdenheims trennen sie sich.

Aber kaum hat sich der Professor umgekleidet, geht er wieder nach unten. Von einer verborgenen Ecke aus belauscht er — nicht ganz unfreiwillig — ein Gespräch seiner neuen Bekannten mit dem Hospiz-Angestellten, der die Fernsprecheinrichtung bedient: „Es war nicht die richtige Verbindung. Ich sagte es Ihnen ja gleich."

„Aber — verzeihen gnädiges Fräulein", verteidigt sich die männliche Stimme. „Den Namen Ferdinand Lipschinski gibt es nicht im ganzen Buch. Bitte, sehen Sie selbst. Hier — Lipschinski — Siegfried — Dr. Siegfried Lipschinski. Und hier steht ja genau: Frauenarzt und Chirurg."

Spielhahnbalz **Eugen Ludwig Hoeß**

„Also — doch!", entfährt es Nebe halblaut.

Da hieß es die Augen offen halten, damit kein Unglück geschah.

Er verläßt sein Versteck und macht sich in der Halle zu schaffen. Es dauert nicht lange, so erscheint auch Inge Holk, zum Ausgehen gekleidet.

„Schon so unternehmungslustig?"

„Vorläufig muß ich mich noch bezähmen. Ich erwarte noch ein Telegramm."

„Wollen wir nicht zusammen eine Tasse Tee trinken?"

Es geht wie ein Aufatmen über das junge Mädchen. Dankbar nimmt sie an. Aber gesprächig ist sie nicht gerade. Je mehr Zeit verstreicht, umso tiefer verstrickt sie sich in ihre eigenen Gedanken; nur ab und zu nimmt sie einen Anlauf, ihren Partner zu fesseln, als ob sie sich davor ängstigte, daß er sie allein ließe.

So geht eine Stunde und noch eine dahin. Der Professor hat inzwischen die Verabredung mit seinen Bekannten rückgängig gemacht.

Endlich betritt ein Telegraphenbote den Raum.

Das junge Mädchen zerfetzt das Papier mit fiebernden Händen. Sie liest, wird totenbleich, ihr Atem stockt sichtlich. Nur mit äußerster Willenskraft hält sie sich aufrecht.

„Nun?" frägt Nebe.

„Ach — mein Verlobter ... Er wünscht — daß ich einen Spezialisten hier aufsuche —. Und mir — mir widerstrebt es so sehr. — Nun stimmt nicht einmal der Name, den er mir angegeben hat." Jedes Wort ringt sie sich mit Mühe ab. „Er als Arzt hätte aber doch ..."

„Ihr Verlobter ist ebenfalls Arzt?"

Sie nickt erschrocken, als hätte sie zu viel verraten. „Aber natürlich — er will die Verantwortung nicht übernehmen. Das heißt — den eigenen Angehörigen gegenüber scheut sich ja jeder Arzt ..."

„Handelt es sich wenigstens um einen Kollegen von Rang?"

„Das ist es ja —. Der Name, den mein Verlobter mir angab, stimmt nicht. — Und nun hatte ich ihm nahgelegt, selbst zu kommen — den Richtigen zu finden — mir jedenfalls den Gang zu einem völlig Fremden, auch ihm Unbekannten, zu ersparen. — Aber er geht gar nicht darauf ein ..."

„Vielleicht, liebes Fräulein Holk, kann Ihnen mein Rat etwas nützen. Wir wollen in aller Gemütsruhe die Sache besprechen. Vor morgen Vormittag kommt ja ein Arztebesuch gar nicht mehr in Frage. Zunächst aber vergessen Sie einmal die ganze Geschichte. Wie wäre es, wir führen in die Charlottenburger Oper? Kennen Sie den ‚Barbier von Bagdad?' Peter Cornelius? Ein musikalisches Kleinod. Hören wir es uns an; oder wenigstens einen Akt. Einverstanden?"

„Ja, wollen Sie mir wirklich den Abend schenken, Herr Professor?"

„Dummes, kleines Mädchen!"

„Ja, dann muß ich mich aber noch ein bißchen schöner machen." Und schon ist sie verschwunden.

Das Telegrammblatt liegt noch auf dem Tisch, neben dem Teegeschirr. Nebe greift danach. Der gute Zweck heiligt die Mittel. Was drahtet dieser Mensch? ‚Vorname einerlei. Ist schon der Richtige. Wenn er nur zusagt!' „Ein roher Patron, ein gewissenloser!", zischt Nebe zwischen den Zähnen hervor.

Das heitere Spiel vermag Inge Holk nicht zu fesseln.

Je weiter es fortschreitet, umso unruhiger wird sie. Jeden Augenblick wechselt sie die Stellung. Schließlich flüstert sie Nebe zu: „Seien Sie nicht böse, Herr Professor! Aber ich kann nicht — mehr bleiben ... Krämpfe ..." Und sie verläßt schankend die Loge; Nebe, ihr zur Seite, reicht ihr den Arm.

Draußen erholt sie sich rasch. Aber sie möchte nicht mehr ins Theater zurück. „Unter diesen vielen Menschen fühlt man erst recht, wie einsam man ist ... Und die Musik — körperlich weh tut mir heute jeder Ton ... Ich habe ein so schlechtes Gewissen, lieber Herr Professor. — Verderbe ich Ihnen da den ganzen Abend ..."

„Ich werde Sie jetzt nachhause bringen."

„Bitte, bitte — nur das nicht!", fleht Inge. „Gehen wir noch irgendwohin, wo wir ruhig beisammen sitzen und plaudern können. Verlassen Sie mich nicht!"

In einer vornehmen, kleinen Gaststätte des Tiergartenviertels läßt sich das ungleiche Paar nieder. Gedämpft leuchtet die Lampe vom Tisch der lauschigen Ecke.

Der Professor ruht nicht, ehe seine Schutzbefohlene einen ordentlichen Imbiß zu sich genommen hat. „Und nun — keinen Mokka — sondern einen kleinen Schlaftrunk." Schon erteilt er dem Kellner seine Befehle.

„Wie verwöhnen Sie mich, Professor. — Bei Ihnen ist man gut aufgehoben." Der warme Blick ihrer Augen dankt noch herzlicher als ihre Worte. „Aber — was müssen Sie nun eigentlich von mir denken — von diesem selbstsüchtigen Geschöpf, das sich Ihnen aufdrängt in seiner — Seelennot, ja, sagen wir getrost Not ..."

„Mein liebes Kind ..."

„Sie sind so gut zu mir — aber vielleicht — wenn Sie wüßten — Sie blieben nicht einen Augenblick länger in meiner Gegenwart ...".

„Ich weiß — oder glaube doch, zu wissen, was Sie so schwer bedrückt. Haben Sie doch Vertrauen zu mir. Sprechen Sie sich getrost aus. Als guter Freund will ich Ihnen helfen —"

„Ja — was glauben Sie denn zu wissen? — Machen Sie es mir ein bißchen leichter ..."

„Wenn ich nun alles roh heraussagte — und ich täuschte mich am Ende doch — so wären Sie in tiefster Seele beleidigt — und das mit Recht ..."

„Mag sein — aber — Sie täuschen sich nicht. — Es bleibt wohl wirklich nicht viel mehr auszusprechen." Immer leiser, schließlich kaum mehr vernehmbar, hat Inge das vor sich hingeflüstert. Mit einem plötzlichen Entschluß, als könne sie nur einem ganz nahe verbundenen Menschen diesen Einblick in ihr geheimstes Erleben gewähren, reicht sie Nebe die Hand und sagt schlicht: „Weißt du — es ist so namenlos schwer für ein junges Mädchen — das einzugestehen —". Plötzlich bricht es verzweifelt aus ihr hervor: „Man hat ja doch niemanden, keinen einzigen Menschen. Mutterseelenallein muß man alles mit sich selbst abmachen; alle lassen sie einen im Stich; am besten — man wäre nicht mehr — alles hätte ein Ende. — Und es ist nicht Feigheit, wenn ..."

„Kind — Kind", beschwichtigt Nebe das aufgeregte Mädchen. Die zarte Liebkosung mit der er ihre Hand streichelt, beruhigt sie.

„Man ginge leichter diesen dunklen Weg — glaube mir — als daß man ... dagegen sträubt sich ja alles in mir. Ich bin gesund, ich sehne mich nach dem Kind — und darf es nicht behalten ..." Keuchend schweigt sie.

„Und warum — in aller Welt — sollst du es nicht behalten dürfen?"

„Das fragst du? — Und mein guter Ruf ...?"

„Nun — entweder — oder —! Wenn Ihr jungen Leute schon nicht warten könnt oder wollt, bis Ihr vor aller Welt Mann und Frau seid — ja, dann müßt Ihr schließlich auch ehrlich für das einstehen, was Ihr tut, und für die Folgen. Sonst ist Eure ganze vielgerühmte Vorurteilsfreiheit im Grunde nichts als Lüge. — Ich komme dir jetzt wohl gründlich altmodisch vor? Aber diese Urväterdenkweise von Jungmädchenreinheit und Selbstzucht, von Haltung — sie hat doch allerhand für sich und verdient nicht Spott und Gelächter ..."

„Ach — mir ist so gar nicht zum Lachen. Du hast ja vollkommen recht. Wir jungen Leute halten zu wenig auf uns. Zum alten Eisen werfen, was uns unbequem ist, machen uns darüber lustig — und es steckt am Ende doch tiefste Lebensweisheit darin. Aber wenn man sich nun eben wie ich verging, so ist es am besten ..."

„Was ist am besten?", drängt Nebe.

„Ach — nichts", sagt sie wegwerfend, und wieder gräbt sich der finster-entschlossene Zug um ihren Mund, und die klaren Augen schauen überwölkt drein.

„Gut — dann will ich es dir sagen, was am besten ist, was überhaupt einzig und allein für dich in Frage kommt: Du nimmst stolz auf dich, was nun einmal nicht geändert werden kann."

„Nicht mehr geändert werden kann?", macht sie verstockt mit leichtem Hohn.

„Was Ihr da im Sinn hattet, davon darf keine Rede sein. Der Zustand ist doch wohl schon ziemlich vorgeschritten?"

Inge nickt. „Die Hälfte der Zeit dürfte vorüber sein."

„Was für ein Wahnsinn! Nein, ein Verbrechen wäre es — Selbstmord."

„Umso besser."

„Rede nicht ...! Ein Geschöpf wie du — zur Mutter geboren — Schäme dich ... Gibt es denn ein herrlicheres Weibeslos? Denk daran, wie viele Frauen sich vergeblich danach sehnen, wie viele darunter leiden, daß sie zur Unfruchtbarkeit verdammt sind; als halbe Menschen fühlen sie sich, enterbt, verkümmert, überflüssig. Willst du das Schicksal herausfordern? Daß du am Ende ebenfalls zum Krüppel wirst? Ein anständiger Arzt gibt sich doch in deinem Fall zu dem Eingriff nicht her. Auf dunkle Elemente bist du angewiesen; auf Kerle, die wohl nicht

Feldarbeiter R. Aigner

Taormina—Domplatz Josef Eberz

sonderlich viel vom ärztlichen Handwerk verstehen — sonst bräuchten sie ja so finstere Geschäfte nicht zu treiben, wider die Natur, gegen alles göttliche und menschliche Gesetz. — Und denk einmal daran, in was für eine Höhle von sogenannter Klinik du geraten magst! In die Hände welcher Pflegerinnen! Nur lichtscheue Elemente geben sich dazu her. — Und der Erfolg? Man verpfuscht dich; du trägst einen Denkzettel für dein Leben davon; am Ende siechst du dahin; wirst nie mehr gesund; hast dir selbst das Glück auf Kinder verscherzt ... Es kann aber noch schlimmer kommen. Die Polizei hat ein wachsames Auge. Man schreitet mit vollem Recht scharf ein.

Wenn man nun diesem Fall auf die Spur käme? Stell dir vor, in was für abscheuliche Dinge du verwickelt werden könntest — Gerichtsverfahren, Verurteilung, Gefängnis ..."

„Mein Gott, mein Gott."

„Ja — dann könntest du klagen: mein Ruf, meine armen Eltern, meine Zukunft."

„Was soll ich aber um Himmels Willen nur tun?"

„Mit deinem Verlobten noch einmal ernsthaft reden."

„Ist ja alles schon geschehen."

„Ihr seid doch ehrlich entschlossen, Euch zu heiraten?"

„Selbstverständlich; sobald wir es schaffen können."

„Aber das könntet Ihr doch. Er ist Assistenzarzt, nicht wahr?"

Inge neigt zögernd den Kopf: „Aber er spielt um seinen Posten, wenn die Krankenhausleitung merkt ..."

„Seid Ihr erst verheiratet, so wird kein Mensch ..."

„Wir haben hin und hergerechnet — es geht nicht. Er müßte sich zu sehr einschränken. Er ist gewöhnt ..."

„Mag er gewöhnt sein, was er will. Für einen Mann von Ehre gibt es nur eines. Allerdings — ein Mann von Ehre schickt auch nicht seine Braut ..."

„Bitte, bitte, keine Vorwürfe. — Er konnte wohl nicht anders. — Du hast keinen Grund, gering von ihm zu denken ... Laß uns gehen. Es ist so unerträglich heiß hier und dumpf."

Nebe willfahrt.

Eine wundervolle Frühsommersnacht empfängt sie draußen, sternklarer Himmel, Erdgeruch, Fliederduft ...

„Gehen wir noch zu Fuß", bittet Inge. „Es wird ja ohnehin nicht allzu weit sein zum Brandenburgertor."

„Ich kann und will keinem Menschen zur Last fallen", fängt sie nach einer Weile wieder an. Der Kies knirscht unter ihren Schritten. Rasen, Wege, Baumgruppen erscheinen im matten Mondlicht, unwillkürlich, traumhaft. „Er würde auf allzu Vieles verzichten müssen."

„Das tut ein Mann gern, wenn er liebt."

„Wohl — aber es bedrückt ihn — die Heirat ist schuld daran — ich bin schuld daran. Auch für mich wäre es ein Unglück, wenn ich ihn leiden sehen müßte."

„Darüber hilft ein wirklich ernstes, tiefes Gefühl hinaus. Sag ganz ehrlich: hast du diesen Mann lieb genug, um mit ihm alles zu teilen, was eben das Leben bringt."

„Ich schon ..."

„Nun — und er?"

„Es gibt mir eben doch zu denken, daß er mich jetzt von sich gehen ließ, diesen schweren Gang, den schwersten, den ich mir vorstellen kann, in Ungewißheit und unvorstellbare Pein ... ja, das gibt mir zu denken."

„Laß mich einmal mit ihm reden!"

„Nie und nimmer. Er würde vermeinen, ich wollte auf diese Weise einen Zwang auf ihn ausüben — nein, nein, das läßt mein Stolz nicht zu. Ich dränge mich niemanden auf; auch ihm nicht. Was gäbe das für eine Ehe! Von allem Anfang an wäre meine Stellung schief, unhaltbar."

„Ich werde bestimmt keinerlei Druck auf ihn ausüben. Als Arzt will ich zum Arzt reden; als Mann mit dem Mann. Er kann sich ja gar nicht klar gemacht haben, was er von dir verlangte. Wie alt ist er eigentlich?"

„Knapp vierundzwanzig. Wir sind beinahe gleichalt."

„Ach so —"

„Er ist gewiß kein schlechter Mensch."

„Nehme ich auch gar nicht an, wenn du ihn deiner Liebe für wert hältst."

„Und hätte er wirklich eine feste Anstellung — nicht nur so einen Assistentenposten, den er von einem Tag auf den andern verlieren kann ... er käme von selbst zu mir; gewiß zögerte er nicht eine Stunde ..."

„Hilf doch, ihm eine Stellung erobern."

„Ich? Wie sollte ich?" ...

„Nun — du weißt doch wohl vom Krankenhaus her, was die Lebensgefährtin eines Arztes leisten kann."

„Das schon —. Und hätten wir irgendeine Landpraxis — an mir sollte es gewiß nicht fehlen. Aber das ist ja nicht aufzutreiben. Dazu gehört Kapital."

„Paßte denn dein Verlobter aufs Land?"

„Er wünscht sich nichts anderes — wie ich selbst ja auch."

„Also — liebes Kind — so laß mich eben einmal mit ihm reden. Du wirst sehen, alles wendet sich zum Besten ..."

„Ob er aber gleich käme? Er kann es ja gar nicht ... Müßte um Urlaub bitten ..."

„Laß mich das nur machen!"

„Und — was wäre auch gewonnen? Die Eltern müßten ja doch erfahren, wie es jetzt um mich steht."

„Sie werden sich damit aussöhnen."

„Die Mutter vielleicht — der Vater niemals ... Denk nur ... er — in seinem geistlichen Amt ... dem nichts so heilig ist wie das Mädchentum seiner Töchter ... Darüber käme er nie hinweg ..."

„Würde es ihn aber nicht noch viel härter treffen, erführe er später, daß seine Tochter so wenig Vertrauen zu ihm besaß, so wenig Vertrauen zu seiner Liebe und Vatergüte, daß sie ihn doppelt hinterging? Glaubst du nicht, das erst müßte ihm einen Schlag versetzen, von dem er sich wirklich nicht mehr erholte?"

Inge Holk schweigt bedrückt.

„Ich kann mich recht wohl in seine Lage versetzen", fährt Nebe fort. „Wenn etwa mein Kind zu mir käme und mir gestünde, es sei ihm ergangen wie dir — gewiß, es täte mir bitter weh. Aber schließlich sind wir Eltern dazu da, unsern Kindern zu helfen, sie auf den rechten Weg zu führen. Nicht um der Eltern willen und um ihnen einen Fehltritt zu verbergen, dürfen noch weit schlimmere Dinge begangen werden."

„Eltern —", wendet Inge scheu ein, „sind doch etwas Höheres als wir, sollten es bleiben ..."

„Gewiß sollen wir die Eltern als etwas Höheres verehren. Aber wir dürfen darüber nicht vergessen, daß niemand sonst auf der Welt es so von Herzen gut mit uns meint wie eben sie, daß sie unsre besten, uneigennützigsten Freunde sind, von Natur aus ... Mein größtes Glück, Mädchen, ist es, mein ganzer Stolz, wenn ich gewahre, daß meine Kinder mit allem, was sie erfüllt, zu mir kommen, daß sie mir auch das Letzte, Geheimste anvertrauen, daß sie mich als echten, guten Lebenskameraden behandeln."

„Ja — du ... Aber mein Vater ..."

„Er empfindet gewiß auch nicht anders ..."

„Du kennst ihn nicht. Er ist altmodisch, ein Mann der Schablone, voll von Vorurteil ..."

„Da tust Du ihm gewiß Unrecht."

„In seinem geistlichen Beruf ..."

„Gerade als Pfarrherr sind ihm keine menschlichen Schwächen und Irrungen fremd geblieben. Und er sollte dem eigenen Kind verweigern, was er den gleichgültigsten Andern gewährt? Nein, nein, Inge. Du bist in diesem Punkt voreingenommen. Laß mich auch mit ihm reden. Darf ich? Nicht wahr ..."

„Ich — werde es selbst — versuchen ...", sagt sie tapfer in plötzlicher Überwindung.

Sie ist ruhig geworden. Der Gang hat sie wohl auch rechtschaffen müde gemacht. Nun kann Nebe sie getrost in das Hospiz zurückgeleiten. Sie wird Schlaf finden. Und am nächsten Morgen muß sich alles weitere von selbst ergeben.

Es ist etwa drei Jahre später.

Wien — Schloß Schönbrunn G. Ploetz

Aus der alten Au — Hildegard Cloos

Ein großer Mercedes rollt in das kleine Schwarzwaldstädtchen ein und hält vor dem Arzthause.

Noch ehe der Fahrer aus dem Wagen herausgeklettert ist, tut sich das rebenumwucherte Gartentor auf.

„Na — endlich", jubelt eine junge Frauenstimme. „Lange hast du auf dich warten lassen, Professor." Und eine kräftige Hand umschließt die Nebes.

„Mußte mir doch das Schwesterchen meines Patenkindes ansehen. Siehst ja schon recht trotzig drein, mein Schatz", und er tätschelt dem kleinen Geschöpfchen auf dem Arm der Mutter die Wange. „Nett habt Ihr es da", staunt er, als er den Garten betritt. „Und" — er bleibt stehen. Auf einem kurzgeschnittenen Rasen schaukelt ein drolliger Junge das hölzerne Pferd, glückseligen Gesichts, die großen blauen Augen weit geöffnet. „Das also ... der herzige Blondkopf?" Nebe eilt auf ihn zu und hebt ihn hoch. Der kleine Knabe schaut den Fremden unwillig erstaunt an und zieht die Lippen kraus.

„Will dich in deinem Spiel nicht stören." Und Nebe setzt ihn auf sein stolzes Roß zurück. „Wirst nachher wohl von selbst schon zutunlicher." Und im Weitergehen meint er: „Nun — und wenn dieser prächtige kleine Kerl nun nicht wäre ... sag, Inge ..."

Die junge Frau wird über und über rot. „Erinnere mich bitte nicht daran. Das war ein schauerlicher Gang am Abgrund, und nur du ..."

Der Professor wehrte ab.

„Du hast deine Güte nicht an Menschen vergeudet, die ihrer nicht wert sind. Aber ordentlich böse waren wir schon, daß du die ganzen Jahre nicht den Weg fandest. Von Freiburg in unser Tal ist doch wahrlich nicht weit. Gleich muß Ernst es erfahren. Er hat noch Sprechstunde."

„Störe ihn nicht."

„Sie ist ohnehin wohl bald zu Ende. Aber du bleibst doch?"

„Bis zum Abend, ja."

„Nicht über den Sonntag."

„Unmöglich."

„Dann laß uns diesen Tag wenigstens feiern. Als gute Hausfrau — sieh, da ist Ernst schon ..." Und sie eilt hurtig davon.

Nicht ohne Verlegenheit kommt der junge Arzt dem Älteren entgegen. Aber der reicht ihm in geradezu freundschaftlicher Herzlichkeit die Hand.

„Nun, es geht alles gut, mein junger Freund. Ihr habt Euch eingelebt und seid zufrieden."

„Ich kann so viel Glück noch immer nicht fassen. Und weiß: es braucht noch lange Zeit, bis ich es auch nur einigermaßen mir verdiene. Am guten Willen fehlt es nicht."

„Weiß ich, weiß ich."

„Jetzt braucht mich keiner mehr kommen zu lassen, um mir die Leviten zu lesen. Jetzt kenne ich meinen Weg. Weiß der Teufel, was mich damals ritt. Mir graut, wenn ich daran denke, was für ein Unheil wir damals mit einem Schlag hätten anrichten, was wir alles hätten zerstören können. Daß wir davor bewahrt blieben — den Dank dafür werden wir noch schwerer je abtragen können als den für unser Leben hier."

Eine Männerstimme rief aus dem Hause „Ernst, Ernst."

„Mein Schwiegervater ist bei uns zu Gast."

Und schon erscheint die Gestalt eines hochgewachsenen Greises im geistlichen Gewand unter der Tür. „Man verlangt in Gutach nach dir. Im Brasbergerhof. Eine Geburt ..." Erst jetzt gewahrt der Pfarrherr den Gast. „Ah ..."

„Ja, er ist es, Vater." Und nachdem er die beiden Herren bekannt gemacht hat, eilt er davon.

Der Alte hält die Hand Nebes in der seinen. „Gottes Segen ruht sichtbarlich über diesem Bunde und auf diesem Hause."

MICHAIL SOSTSCHENKO:

PUSCHKIN

(Aus dem Russischen von Makowskaja-Reich)

Alexej Ssergejewitsch Puschkin, der geniale Dichter, wurde in einem Duell getötet. Das war ein Trauertag für ganz Rußland. Und auch heute noch, obwohl seither so viele Jahre dahingegangen sind, ist er unvergessen. Man gedenkt mit Tränen im Herzen seines Todes und beweint ihn im ganzen Lande. Niemand aber tut dies schmerzlicher als Iwan Fjodorowitsch Golowkin. Der Arme, er schluchzt zum Steinerweichen. Und kann sich nicht beruhigen, wenn er nur den Namen Puschkin hört.

Und das ist so gekommen, ihr Lieben. Wenn ich euch die Geschichte erzähle, werdet ihr nachfühlen können, warum gerade Iwan Fjodorowitsch am tiefsten trauert.

Er war vor ein paar Jahren aus seinem Heimatstädtchen im fernen Tadschikistan nach Moskau gewandert, um sich dort sein Brot zu verdienen. Ich will nicht viel Umschweife machen: mit dem Brot hätte alles geklappt; nur mit der Wohnung haperte es katastrophal. Alles Suchen war erfolglos. Und so wußte er oft des Abends nicht, wohin er sein müdes Haupt betten könnte. Ab und zu ließ ihn wohl jemand aus Mitleid irgendwo am Fußboden übernachten. Aber wie das schon im Leben ist: dieser Glücksfall ereignet sich nicht oft. Als die grimmige Kälte nachließ, wars ja leichter, weil er die Nächte irgendwo unter freiem Himmel und in frischer Luft verbringen konnte. Aber da der Winter wieder vor der Tür stand und Iwan Fjodorowitsch noch immer kein richtiges Obdach hatte, war er hoffnungslos verzweifelt. Er konnte dieses Wanderschlafen nicht länger ertragen. Immer auf dem Sprung sein müssen, immer gefaßt sein, verjagt zu werden, das muß zwangsläufig zu Verfolgungswahn führen! Iwan Fjodorowitsch liebte das Leben, aber die Wohnungsmisere brachte ihn schließlich so weit, daß er beschloß, Selbstmord zu begehen.

Sollte sich auch in unseren fortgeschrittenen Zeiten ein altes Sprichwort noch bewahrheiten? Sagte man früher nicht immer: „Wenn die Not am größten ist Gottes Hilfe am nächsten!" Wie dem auch sei: In diesen bittersten, bösesten Tagen gerade hat sich das Wunder ereignet: Iwan Fjodorowitsch Golowkin war Mieter eines Zimmers geworden! Wie das zugegangen war — ob durch List, Betrug, Bestechung oder ob sich das Schicksal seiner erbarmt hatte — blieb schließlich schleierhaft für alle Zeiten. Genug daran, er hatte nun eine Wohnung. Es war zwar nur ein winziger Raum, aber ein Fenster, vier Wände, ein Fußboden und ein Plafond waren vorhanden, was will man mehr?! Die vier Wände waren sogar mit Tapeten beklebt und Iwan Fjodorowitsch nagelte sie, wo es nötig war, fest, um's recht wohnlich zu machen. Die fehlenden Fensterscheiben ersetzte er durch bebildertes Zeitungspapier und auch sonst hat er sich völlig verausgabt, ja buchstäblich zu Grunde gerichtet, so viel hat er in dieses Zimmer hineingesteckt. Aber dann wohnte er, wohnte, wohnte er wie ein Pascha!

Jedem, der es nur hören wollte, erzählte er von seinem Heim und er strahlte übers ganze Gesicht, wenn er nur daran dachte. Mit rührendem Eifer wischte er täglich Staub, ja er kehrte sogar von Zeit zu Zeit aus. Dann pflegte er den Mist auf der Schaufel versonnen zu betrachten und der Entschluß, ihn dem Weg alles Mistes anheimzugeben, fiel ihm sichtlich schwer. Er hatte so viel gelitten, bevor er zu diesem Heim gekommen war, daß er nun das Glück, ein Zimmer sein eigen zu nennen, voll und ganz zu würdigen wußte. Dieses Glück vertiefte sich noch, als Gerüchte durchsickerten, der geniale Dichter Puschkin habe einst in diesem Raum gewohnt.

Und eines Tages stand wirklich schwarz auf weiß in der „Prawda", es sei erhoben worden, daß Alexej Ssergejewitsch Puschkin kurz vor seinem tragischen Ende im Spiridonewskij Pereulok 7, Quartier 5 gewohnt habe und daß die rührige literarische Vereinigung Litkrusch ein Komitee zur Entgegennahme von Spenden für eine Gedächtnistafel einsetzt, die zum ewigen Gedenken an den Genius dortselbst angebracht werden soll. Als Iwan Fjodorowitsch Golowkin diese Notiz in der Zeitung gelesen hatte, dachte er: „Wer schnell gibt, gibt doppelt!" Er suchte seine letzten Rubel und Kopeken zusammen und lief zum Litkrusch, um als erster auf der Spendenliste zu stehen. Fühlte er sich als jetziger Mieter der berühmten Wohnung doch gewissermaßen moralisch dazu verpflichtet, durch gutes Beispiel zu raschen und reichlichen Spenden anzueifern. Im Bewußtsein, vorbildlich gehandelt zu haben, — die Achtung, die er für sich empfand, war um ein Beträchtliches gestiegen — ging er mit stolzgeblähter Brust heim. Aber was war denn da los? Es krabbelte und wimmelte von Handwerkern und Reinemachern im ganzen Hause: eine wahre Putz- und Arbeitsschlacht war ausgebrochen. Kopfschüttelnd flüchtete Iwan Fjodorowitsch in sein Zimmerchen. Hatte er aber geglaubt, dort Ruhe zu finden, so war er auf dem Holzweg. Denn kaum war der Schlüssel zweimal im Schloß umgedreht, pochte es kategorisch an die Tür. Und als unser Iwan Fjodorowitsch geöffnet hatte, stellte es sich heraus, daß eine Kommission, bestehend aus Mitgliedern des Litsojuß und des Litkrusch erschienen war, um Lokalaugenschein vorzunehmen.

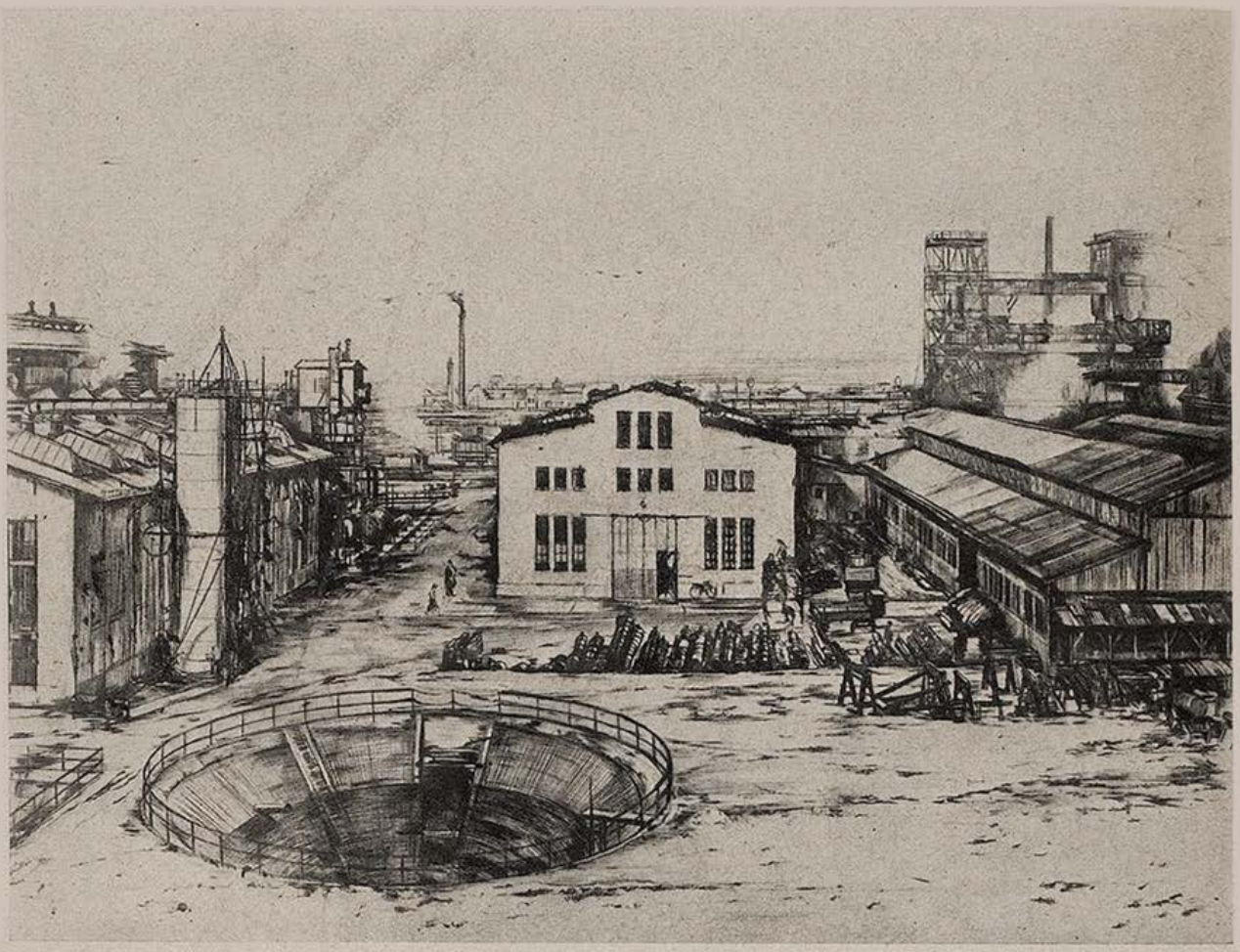
Es blieb nicht ein Hosenknopf, den sie nicht umdrehten! Von Möbeln, Töpfen, Pfannen und Besen nicht zu reden ...

„Was!" sagte der Vorsitzende vom Litsojuß und schlug die Hände überm Kopf zusammen, „hier hat ein Alexej Ssergejewitsch Puschkin seinen Genius leuchten lassen! Und heute steht hier ein Besen herum, dort hängen Hosen und Hosenträger, in der Ecke qualmt ein Primuskocher! Ist das nicht entwürdigend für das Andenken des großen Meisters?!" Der erste, zweite und dritte Sekretär, deren Assistenten, der Schatzmeister und der künstlerische Beirat, sowie sämtliche übrigen Mitglieder der Kommission waren gleicherweise empört wie der Vorsitzende und der Schriftführer konnte nach ziemlich stürmischen Wechselreden alsbald den einstimmigen Beschluß fassen, daß alles daran gesetzt werden müsse, dem Gedenken an den großen Dichter den gebührenden Rahmen zu geben.

Die Litsojuß- und Litkrusch-Herren entfernten sich hierauf ziemlich geräuschvoll, aber Iwan Fjodorowitsch Golowkin wurde ein berückendes Gefühl der Unruhe nicht los, auch als es wieder still und friedlich in seinen vier Wänden war. Und seine bösen Vorahnungen sollten ihn nicht betrogen haben: drei Wochen später bekam er die amtliche Weisung, die Wohnung zu räumen. Begründung: Der Staat erachte es für seine oberste Pflicht, das Andenken an die großen Geister der Nation hochzuhalten und aus Anlaß des bevorstehenden hundertsten Todestages des Dichters Alexej Ssergejewitsch Puschkin sei schleunigst mit den notwendigen Adaptierungsarbeiten zu beginnen.

Iwan Fjodorowitsch Golowkin war wie vom Blitz getroffen. Das bedeutete also nicht mehr und nicht weniger, als daß man ihn wieder obdachlos machte. Er war verzweifelt. Er wehrte sich. Er schimpfte und wütete. Er verfluchte die gesamte Weltliteratur. Es half ihm nichts;

Skizze Bilek



Gaswork H. Mayrhofer-Passau

er mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, eine neue Unterkunft zu suchen. Eine solche zu finden, ist bekanntlich sehr schwer. Überhaupt, wenn man so anspruchsvoll ist wie Iwan Fjodorowitsch, der, überall, wo er sich nach einer freien Wohnung erkundigt, gleich nach der ganzen Mieterreihe vor ihm fragt. „Wohnte nicht einmal, Gott behüte, Demjan Bednyj, Tairoff, Meyerhold, Eisenstein oder sonst irgendeine künftige Größe in diesem Zimmer?" Wenn das nicht mit aller Sicherheit festzustellen ist, läßt er sich nicht einmal in Verhandlungen ein. Und so ist es eigentlich nicht weiter verwunderlich, daß er wohl schneeweiß vor Kummer geworden ist, aber noch immer keine passende Wohnung in Aussicht hat.

Der Wahrheit die Ehre: So manches Genie benimmt sich in dieser Beziehung — gelinde gesagt — recht unverantwortlich, und so ein armer Kerl wie Iwan Fjodorowitsch hat dann die traurigen Folgen zu tragen. So erzählt man sich zum Beispiel, daß der berühmte Dichter Mitja Lensor im vergangenen Jahr nicht mehr und nicht weniger als elfmal übersiedelt ist. Es leidet ihn scheinbar nirgends lange! Oder ist es vielleicht der nicht bezahlte Mietzins?? Jedenfalls steigen einem die Haare zu Berg, wenn man auszudenken versucht, wieviele Menschen diese elf Übersiedelungen dereinst ins Unglück stürzen werden . . .

Uncle Sam und die Wirtschaftskrise

Von G. Schmeizl

Wie sehr einige unserer Staaten unter der großen Dürre dieses Jahres zu leiden hatten, ist daraus zu ersehen, daß die Frösche der dortigen Sumpfgegenden heuer noch nicht einmal das Schwimmen gelernt haben.

*

Es ist höchste Zeit, daß unsere Schlagerkomponisten eine Marschmelodie komponieren, nach deren Klängen unsere Mitbürger mit strahlenden Gesichtern vor die Schalter der Steuerämter treten.

Eine Abstimmung hat ergeben, daß Roosevelt bei den armen Leuten beliebter ist als in den gutsituierten Kreisen. Um wiedergewählt zu werden, wird er die Folgen der Wirtschaftskrise wohl erst nach seiner Wiederwahl beseitigen.

*

Die Angehörigen der Republikanischen Partei sind allgemein der Ansicht, daß es während der Amtszeit von Coolidge und Hoover keinen so schrecklich kalten Winter gegeben hat.

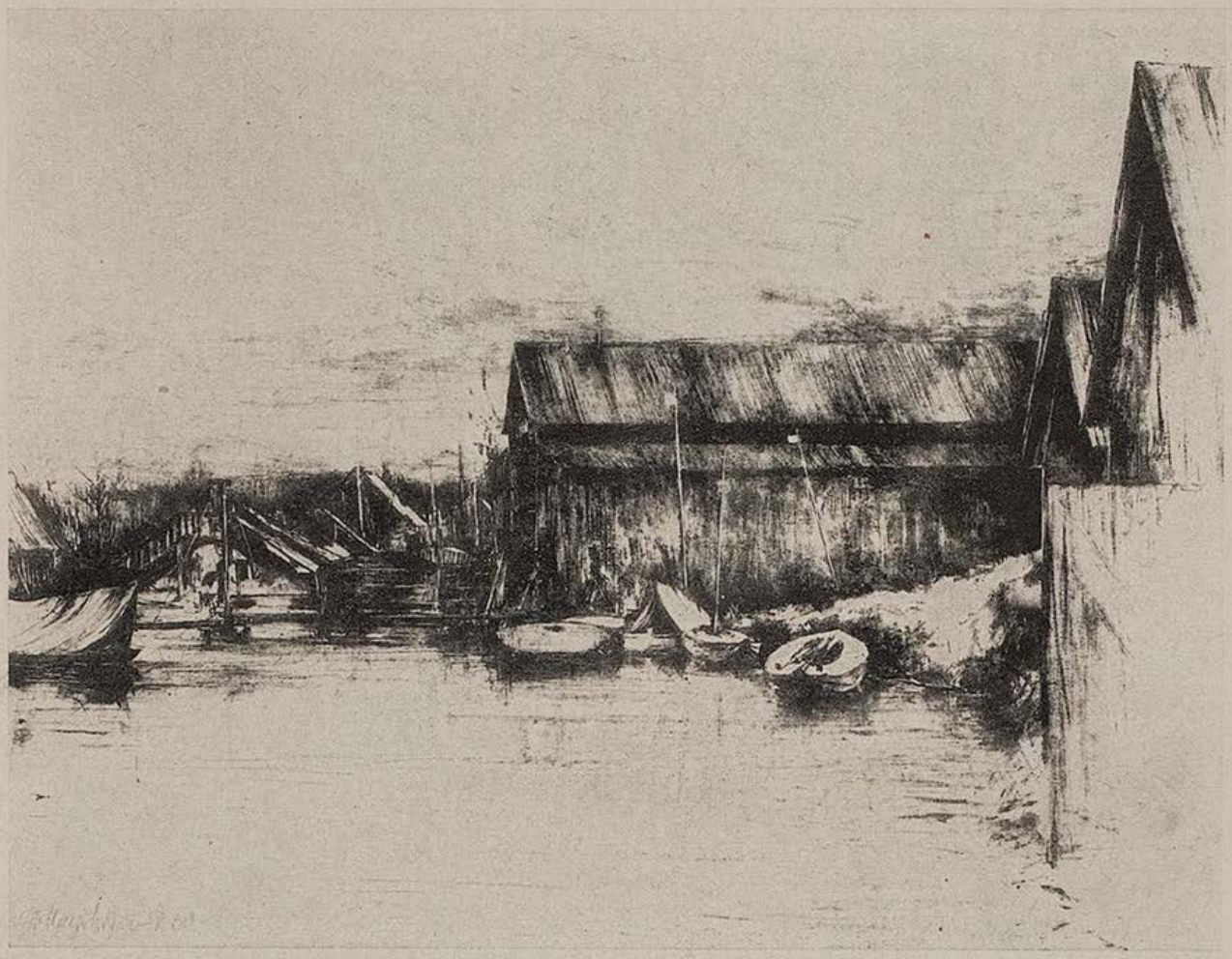
Die Hotelhausknechte haben so wenig zu tun, daß sie sich gelegentlich gegenseitig „hinauswerfen", nur um in Form zu bleiben.

*

Es ist nur verwunderlich, daß manche Leute soviel Geld für teuere Wohnungen ausgeben, nachdem sie sich tagelang um einen Cent in den Telephonzellen aufhalten können.

*

In manchen Staaten war heuer die Ernte so schlecht, daß die Spatzen niederknien mußten, um überhaupt an die Körner zu kommen.



Bootshütten H. Mayrhofer-Passau

Wie aus London gemeldet wird, wurden dort amerikanische Touristinnen beobachtet, die den Türklopfer zum Eingang des Auswärtigen Amtes in der Downingstreet wie verliebt ansahen und küßten. Dieses ganz unverständliche Gebaren verdient, gebrandmarkt zu werden, um so mehr, als England auch dieses Jahr wieder nicht seine Kriegsschuldrate bezahlt hat.

Kluge Ehemänner vergessen niemals den Geburtstag ihrer Gattinen, aber in der Regel stets, der wievielte es ist.

*

Ein Gelehrter hat festgestellt, daß Männer schneller laufen können als Frauen. Es ist nur erstaunlich, daß das stärkere Geschlecht von dieser Gelegenheit so wenig Gebrauch macht.

Solange noch elegante Autos vor Einheitspreisgeschäften parken, ist an eine Besserung der Verhältnisse nicht zu denken.

*

Ein Amerikaner hat jetzt seine Gattin zum drittenmale geheiratet. Hoffentlich darf er sie jetzt behalten.

RACHE

VON A. P. TSCHECHOW

Leo Sawitsch Turmanoff, ein vermögender Mann mit einem Kahlkopf, setzte sich bei der Namenstagsfeier seines Freundes zum Kartenspiel. Nachdem er bereits ein ansehnliches Sümmchen verspielt hatte, erhob er sich und wankte zum Büfett, um sich durch einen guten Trunk ein wenig zu stärken. Plötzlich vernahm er hinter der Wand ein Gespräch.

„Morgen bist du also vergeben", sagte eine klare Frauenstimme. „Wann denn treffen wir uns?"

„Nataschа!" brummte Leo Sawitsch, die Stimme seiner jungen Frau erkennend. „Mit wem mag sie wohl sein?"

„Es wäre mir sehr lieb, wenn du mich morgen mit ein paar Zeilen verständigen wolltest. Mit der Post geht es aber nicht recht. Wenn ich schreibe, fängt noch der alte Esel den Brief ab; schreibst du aber, geraten deine Zeilen in die Hände meiner Frau."

„Das ist ja Djochtjarew", brummte Turmanoff, die Baßstimme seines Freundes erkennend.

„Ich habe eine Idee, Kindchen", setzte jener fort. „Wenn ich morgen um sechs Uhr aus dem Büro komme, gehe ich durch den Stadtpark, wo ich mit dem Oberinspektor zusammentreffe. Du, meine Teure, wirfst vor sechs Uhr einen Brief in die Marmorvase bei der Laube ... Gut?"

Leo Sawitsch leerte noch ein Glas und ging zurück in das Spielzimmer. Daß es seine junge Frau mit der ehelichen Treue nicht allzu genau nahm, wußte er schon lange; aber mehr noch als ihr Leichtsinn ärgerte ihn der „alte Esel", mit dem ihn sein Freund bezeichnet hatte. Auch auf dem Heimweg war er mürrisch und verdrossen, während Natascha so unschuldig lachte und plauderte, als hätte sie noch niemals ihren Mann betrogen.

Daheim überlegte Turmanoff, wie er seinem Freunde die beleidigende Äußerung heimzahlen könnte. Er erwog, ob es nicht ratsam wäre, den elenden Kerl durch eine Ohrfeige, eine öffentliche Beschämung bloßzustellen. Dann wieder dachte er daran, Djochtjarew zu verprügeln, ihn zum Zweikampf zu fordern, niederzuschießen wie einen Hund — ihn irgendwie aus seiner Stellung herauszubeißen — in die Vase etwas Ekelhaftes, Stinkiges zu stecken ... es wäre auch nicht schlecht, das Schreiben seiner Frau aus der Vase herauszunehmen und es mit irgendeiner Spottschrift zu vertauschen.

Er ging im Schlafzimmer lange auf und ab; plötzlich blieb er stehen und schlug sich auf die Stirne.

„Ich hab's! ... Bravo!" rief er strahlend vor Glückseligkeit aus. „Das ist ja ausgezeichnet! So wird es gemacht!"

Nachdem die Frau eingeschlafen war, schrieb er nach langer Überlegung, mit verstellter Schrift folgenden Brief an den Kaufmann Dulinow:

„Sehr geehrter Herr! Wenn Sie nicht am heutigen Tage bis punkt sechs Uhr abends zweihundert Rubel in die links im Stadtpark stehende Vase erlegen, sind Sie des Todes und wir sprengen Ihren Kaufladen in die Luft!"

Nachdem Turmanoff dieses Schriftstück abgefaßt hatte, rieb er sich zufrieden die Hände. „Großartig! Der Kaufmann wird durch den Brief sicherlich sehr erschrecken und zur Polizei laufen; die Wachleute werden sich im Gebüsch verstecken und sobald Djochtjarew den Brief abholen kommt — schups — wird er verhaftet! Bis sich die Sache herausstellt, wird der Halunke schon sitzen ... Großartig ..."

Er klebte eine Marke auf den Brief und warf ihn persönlich in den Postkasten. Dann schlief er mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen ein. Als er am Morgen erwachte, schnurrte er gleichsam vor Freude. Auch auf dem Weg ins Amt und selbst noch in seinem Amtszimmer lächelte er immerzu, wenn er sich Djochtjarews Schrecken ausmalte. Um sechs Uhr hielt er es nicht länger aus, er eilte in den Park, — er wollte die Szene beobachten.

Hinter einem Gebüsch setzte er sich nieder und ließ die Vase nicht aus den Augen. Seine Ungeduld war grenzenlos.

Einige Minuten nach sechs kam Djochtjarew, vergnügt vor sich hinpfeifend.

„Warte nur!" Turmanoff freute sich schon. „Ich werde dir jetzt gleich den ‚alten Esel' heimzahlen!"

Djochtjarew trat zur Vase und steckte lässig die Hand hinein ... Leo Sawitsch verfolgte jede Bewegung seines falschen Freundes ... der junge Mann zog aus der Vase ein kleines Päckchen hervor, betrachtete es, drehte es nach allen Seiten und zuckte mit der Achsel; dann öffnete er es unsicher und sein Gesicht drückte größte Verwunderung aus: in dem Päckchen befanden sich zwei Hundert-Rubel-Scheine.

Djochtjarew betrachtete lange die Banknoten. Schließlich steckte er sie unter fortwährendem Achselzucken ein.

Der unglückliche Leo Sawitsch rührte sich den ganzen Abend nicht von dem Laden des Dulinow, drohte dem Firmenschild mit der Faust und fluchte bei sich im stillen:

„Feiger Krämer! Schäbiger Greißler! Hasenfuß! Großbäuchiger Schuft! Feigling!!!"

Ein Preisausschreiben bei dem jeder gewinnt

finden Sie im Oktoberheft der Zeitschrift „DIE FOTOWELT". Bei diesen so günstigen Aussichten sollten auch Sie mitmachen. Sie erhalten das Oktoberheft für 25 Pfg. bei Ihrem Buch- oder Zeitschriftenhändler od. von der

G. Hirth Verlag AG., München 2 NO

Aber wer mitten im Leben steht, muß wissen, was es bei ihm daheim und draußen Neues gibt!

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

Hegenbarth

Ein Unglückswurm

„Früher konnte ich nicht arbeiten, weil mir nichts einfiel — und jetzt kann ich nicht arbeiten, weil ich das, was mir einfällt, nicht sagen darf."

Eine schwere Geburt

Als der Göttinger Universitätsprofessor Kästner einem Studenten verwies, mit dem Degen in den Vorlesungen zu erscheinen, erklärte dieser: „Der Degen ist mir angeboren!"

„Hm ..." meinte Kästner lächelnd, „da tut mir seine Frau Mutter sehr leid. Das muß eine schrecklich schwere Geburt gewesen sein!" *H. M.*

Das nächste Kaffeehaus

In England gibt es bekanntlich alles, bloß keine Kaffeehäuser in unserem Sinne. Kommt einmal ein Wiener (die Geschichte ist wahr!!) nach London und fragt einen Schutzmann: „Please, where is the nearest coffee-house?"

Da deutet der Bobby mit dem Daumen über die Schulter gegen Osten:

„On the Continent", lautete seine Antwort. *H. M.*

Durch die Blume

„Beim Kauf haben Sie mir aber verschwiegen, daß das Haus mit einer Hypothek belastet ist!"

„Im Gegenteil! Ich habe doch gleich gesagt, daß es mit — allen Errungenschaften ausgestattet ist!"

Freundlich

Schwiegermutter: „Lieber Franz, ich will mich für Doras Geburtstag photographieren lassen, möchte aber, daß es ein Bild wird, das auch dir immer Freude macht, wenn du es ansiehst. In welchem Kleide gefalle ich dir am besten?"

Schwiegersohn: „Im Reisekleid, Mama."

Nicht im Buchhandel:

Der vorbeugende Gesundheitsdienst der Lebensversicherung

Für Vertrauensärzte und Lebensversicherungs-Fachleute

Von **Josef Mayer-Koy**
Schriftleiter in München

Als Manuskript gedruckt
portofrei **1.25** Reichsmark

Nur gegen Voreinsendung des Betrages zu beziehen durch:

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstr. 10, Postscheck-Kto. 5424 München

Rücksichtsvoll

Richter: „Sie behaupten also, Sie hätten keine verbrecherischen Absichten gehabt, als man Sie in der fremden Wohnung überraschte?"

Angeklagter: „Mein Wort darauf, Herr Richter!"

Richter: „So! Und warum hatten Sie Ihre Schuhe ausgezogen und gingen auf Strümpfen?"

Angeklagter: „Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß in der Familie jemand krank war."

Geistesgestört

Richter: „Sie sind wegen Bruchs des Eheversprechens angeklagt. Was können Sie zu Ihrer Verteidigung anführen?"

Angeklagter: „Ich war vorübergehend geistesgestört."

Richter: „Leicht gesagt! Aber wie wollen Sie das beweisen?"

Angeklagter: „Durch meine Liebesbriefe."

Lieber nicht

Meier will sich ein Auto kaufen. Der Verkäufer preist ihm den Wagen an: „Fabelhaft, diese Limousine, elegant, vornehm, schnittig, letztes Modell, bequeme Sitzgelegenheiten —, Sie werden sich ganz wie zu Hause fühlen." Wirft Meier einen verstohlenen Seitenblick auf seine Gattin und meint: „Nein, dann lieber etwas anderes!"

Durchschaut

„Wo waren Sie denn in den letzten Wochen?"

„Auf einer Nordlandreise!"

„Ja, ja, ich sage immer, es gibt hier keinen tüchtigen Rechtsanwalt!"

Das Buch der Stunde

DR. ERWIN STRANIK

Österreichs deutsche Leistung

Eine Kulturgeschichte des südostdeutschen Lebensraumes

368 Seiten, Ganzleinen RM 7.20 (S 12.96)

Aus dem Inhalt: Der südostdeutsche Lebensraum und seine Menschen | Der politische Rahmen des deutschösterreichischen Kulturraumes | Dichtung und Wissenschaft von der Babenbergerzeit bis ins 18. Jahrhundert | Die Gotik | Die Barocke | Die politische Romantik | Das Theater des Wortes | Die ernste Musik | Die heitere Musik | Bildende Künste der Gegenwart | Dichtung und Literaturwissenschaft der Gegenwart | Die Wiener medizinische Schule | Techniker und Erfinder | Ein Bücherweiser | Personenverzeichnis

Sonderprospekt kostenfrei

ADOLF LUSER VERLAG, WIEN / LEIPZIG

Die schwerste Strafe

Dame: „Ich wüßte keine Strafe, die schwer genug ist für einen Mann, der sich vor der Einlösung eines Eheversprechens drücken will."

Herr: „Ich wüßte schon eine: man müßte ihn zwingen, es einzulösen."

Allerhand

„Viel scheinen Sie von der Welt auch nicht gesehen zu haben!"

„Erlauben Sie! Ich war schon auf der Zugspitze und bin weitsichtig!" *Mi*

Feld

„Nun, Herr Professor, was sagen Sie zu meiner Prüfungsarbeit? Welchem Felde soll ich mich denn in Zukunft zuwenden?"

„Dem Gemüsefelde, junger Freund! Sie haben einen schönen Kohl zusammengeschrieben!"

Der Aufsatz

„Pythia saß über einem Spalt, aus dem warmes Wasser quoll und heiße Dämpfe emporstiegen. Diese wurden von den Priestern in Versform gebracht und das waren dann die Orakelsprüche."

Angler-Geduld

„Nun angle ich noch zwei Stunden, dann versuche ich es noch zwei Stunden und dann noch ne Stunde — wenn dann aber noch keiner anbeißt, werde ich allmählich ungeduldig!"

Das Letzte

Altliche Dame: „Das Letzte, was Herr Beutler tat, war, daß er mir einen Kuß gab."

Herr: „Das begreife ich."

Altliche Dame: „Wieso?"

Herr: „Nun, was mich betrifft, so wäre es auch das Letzte was ich täte."

Methode

„Die Frau Müller und die Frau Scherbler sagen sich ja gegenseitig allerhand Dinge nach!"

„Was? So befreundet waren die beiden einmal?"

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

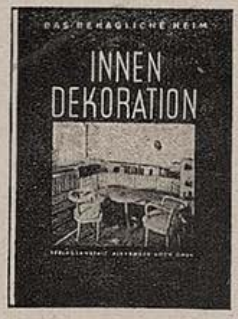
Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Älteste und führende Zeitschrift auf dem Gebiet der neuzeitlichen und künstlerischen Raumausstattung



47. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

Unterricht

Professor: „Sagen Sie, Fräulein Hastig, wieviel Morphium würden Sie in einem solchen Falle dem Patienten verabreichen?"

Die angehende Krankenpflegerin: „Acht Gramm. —"

Der Professor setzt ruhig seinen Vortrag fort. Plötzlich springt Fräulein Hastig mit kreidebleichem Gesicht auf und unterbricht ihn: „Oh! Ich meinte ein Achtel Gramm!!" Mit bedauerndem Kopfschütteln sagt der Professor: „Zu spät! Der Mann ist schon tot!"

Ausgeschlossen

Richter: „Sind Sie mit dem Angeklagten befreundet?"

Zeugin: „Nein! Ich bin seine Schwiegermutter."

Sicheres Zeichen

Tante: „Sag' Hänschen, was hast du mit dem Kuchen gemacht, den ich dir zum Geburtstag gebacken habe?"

Hänschen: „Den hab' ich der Lehrerin mitgebracht."

Tante: „Oh! Der war doch für dich selbst. Aber es war nett von dir, auch an andere zu denken. Und hat die Lehrerin ihn aufgegessen?"

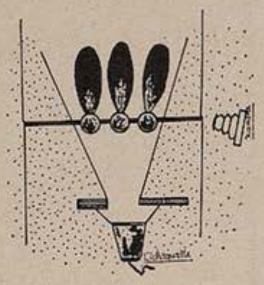
Hänschen (strahlend): „Sicher! Sie war seitdem noch nicht wieder in der Schule."

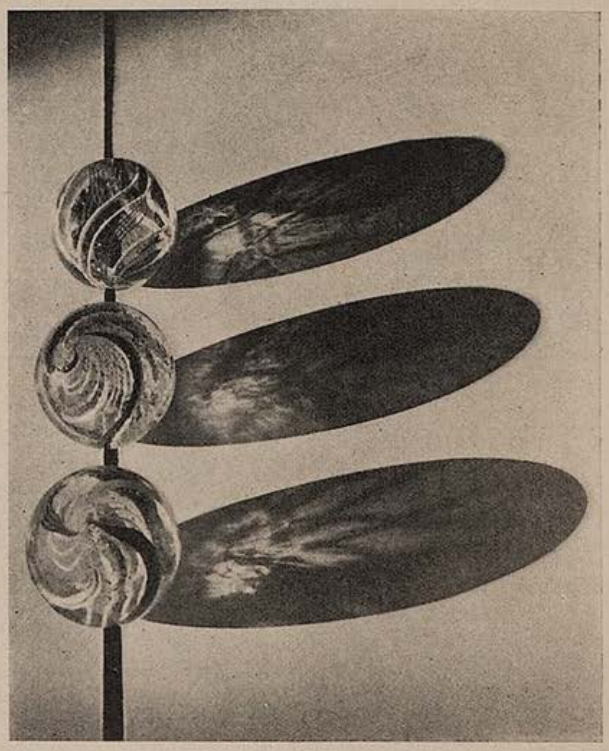
Bildung

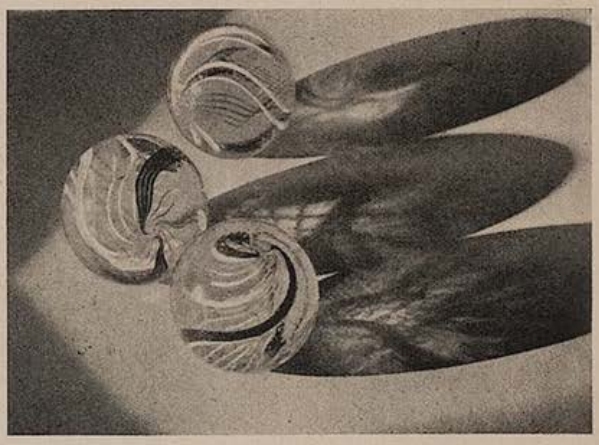
„Was ist eigentlich Mesalliance?"

„Das weißt du nicht? Das war doch die große Schlacht gegen die Franzosen!" *Mi*

DIE FOTO-SEITE







Drei Glaskugeln

Drei ganz gewöhnliche Glaskugeln, so wie sie unsere Kinder zum Spielen besonders gern in die Hand nehmen, dazu eine punktförmige Lichtquelle, und gegeben sind die herrlichsten Voraussetzungen, um in unerschöpflicher Vielseitigkeit mit der Kamera zu schaffen. Die Glaskugeln sind in ihrem Material fotografisch interessant, und weil sie dazu das Licht sammeln und brechen, liefern sie eigenartige Lichteffekte, die ja mit keiner Darstellungsweise so gut festgehalten werden können, wie gerade mit Hilfe der Fotografie. Wenn wir da zusehen, wie die Kugeln funkelnde und glitzernde Reflexe geben, so muß unser Fotografenherz höher schlagen.

Das also könnte ein nettes Thema für stille Stunden geben, wo wir uns einmal ganz intensiv mit der Kamera befassen wollen. Und weil es dazu neu und eigenartig ist, wird es auch Freude bereiten.

Neben den Glaskugeln ist das Wichtigste eine möglichst punktförmige Lichtquelle. Am geeignetsten ist Bogenlicht. Da aber heute für gewöhnlich mit Glühbirnen gearbeitet wird und Bogenlampen nur schwer aufzutreiben sind, werden wir einen Ausweg suchen müssen. Dazu kleben wir uns aus schwarzem Karton einen Tubus, der sich nach dem einen Ende zu verjüngt. Das zweite Ende wird auf den Reflektor der Kunstlichtquelle gesetzt, so daß das Licht nur aus der kleinen Öffnung austreten kann, die etwa einen Durchmesser von 5—10 cm haben soll. Das Licht wird dabei zwar wesentlich geschwächt; doch unsere Motive können ja stillhalten. Zur Bestimmung der richtigen Belichtungszeit wird am besten zunächst ein Versuch gemacht.

Die Glaskugeln kommen nun auf einen weißen Karton, damit sie schöne Schatten liefern können. Die Lichtquelle werden wir für gewöhnlich tief stellen, damit die Schatten lang ausfallen. Denn wir wollen immer bedenken, daß im Grunde die Schatten die Hauptsache darstellen.

Rein motivlich ist es günstig, wenn wir dem Bilde nach den Seiten zu einen gewissen Abschluß geben. Durch den weißen Karton, auf dem die Glaskugeln liegen, ist er nicht gegeben. Das Weiß kann dem Bilde als Randabschluß keinen Halt vermitteln.

Deshalb sorgen wir dafür, daß an einigen Bildrändern irgendwelche an sich belanglose Schatten auftreten, die wir dadurch erzeugen, daß wir in den Lichtkegel der Lampe ein paar Gegenstände stellen. In der Praxis hat es sich erwiesen, daß diese Hilfsschatten nicht zu weit von den Kugelschatten entfernt sein sollen. Auf diese einfache Weise bekommt das Bild einen guten Abschluß. Zu einer unserer Aufnahmen (bei der die drei Glaskugeln in einer Reihe auf einer schwarzen Linie liegen) geben wir eine Skizze wieder, welche die Anordnung und den Aufbau genau veranschaulicht. Dabei wird es nebenher interessant sein zu wissen, daß die schwarze Linie dadurch entstand, daß zwei Kartons in einer Entfernung von wenigen Millimetern nebeneinander gelegt und in die dabei entstehende Rinne die Kugeln gebracht wurden. Rein durch Schattenbildung erscheint diese Rinne im Foto schwarz.

Die Lage der Schatten ergibt sich vom Motiv her. Wir werden unsere Aufnahmen entweder im Seiten- oder Gegenlicht anfertigen, damit die Schatten gut sichtbar werden und im Bilde auch als Hauptsache auftreten. Auch diagonale Schattenführung ist günstig.

Die Kamera bringen wir auf ein Stativ mit Kugelgelenk. Wir müssen sie ja nach unten neigen, da diese Motive natürlich nur in der Aufsicht wirken können. Jede Kamera ist für solche Aufnahmen geeignet, auch mit dem Kleinformat werden wir dieses Thema bewältigen. Besitzt das Gerät keine Naheinstellvorrichtung, so hilft eine Vorsatzlinse. Wobei für die Kontrolle im Sucher die notwendig bei Nahaufnahmen entstehende Parallaxe beachtet werden muß.

Und ganz allgemein: Bei solchen Studien nicht blindlings drauflosknipsen. Wenn wir Ausschnitt und Beleuchtung mit Sorgfalt bestimmen, werden wir auch unsere Freude an diesem Thema haben.

gi—t.

Vor allem abends

brauchen Deine Zähne **Chlorodont**

JUGEND-Jahrgänge 1901—1904 in Original-Einband, tadellos erhalten, **verkäuflich.** Preisangebote zur Weiterbeförderung unter L K 41 an den Verlag der „Jugend", München erbeten.

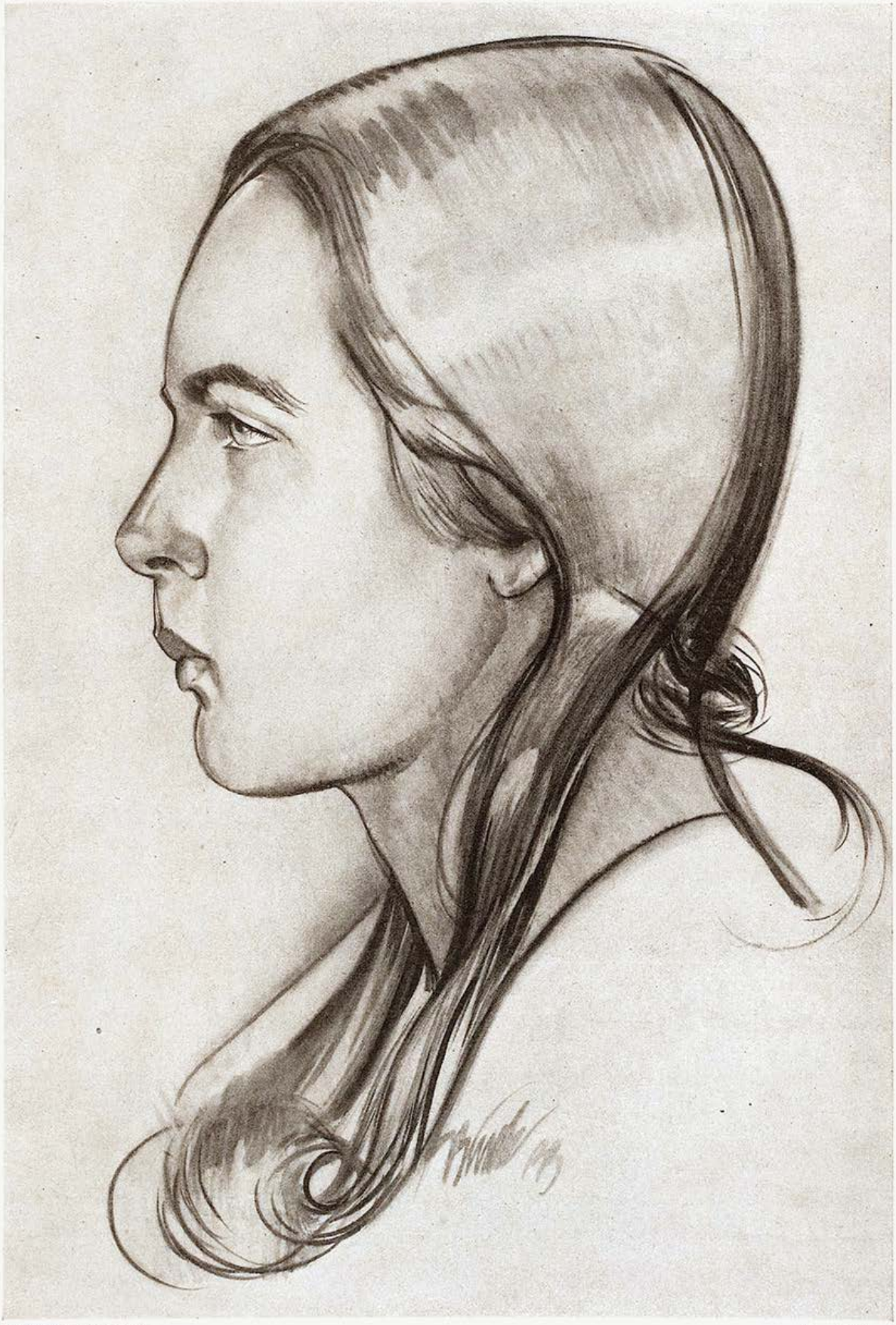
Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.A. III. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10. zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Es ist erreicht

Weps

Stalin: „Erst wenn ich die ganze russische Bevölkerung habe erschießen lassen, ist das Ideal eines Staatsorganismus erfüllt".

PREIS 60 PFENNIG **JUGEND** MÜNCHEN 1936 / NR. 42



Mädchenbildnis — Paul Bürck

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 42

Ende des Sommers

Von Rudolf Kreutzer

Dies ist der Herbst schon, Freund; dies satte Gold
Dies kühle Blau ist nicht des Sommers Farbe mehr.
Früh neigt der Tag sich schon, das Jahr entrollt.
Von Frucht und Garben sind die Felder leer.

Blick in die Gärten: dieser Farbenbrand
Ist wie ein Feuer, schwelend vor dem Ende
Und so, als höbe Einer schon die Hand
Daß er herauf die dunklen Schatten sende.

Die Stunden schwimmen leiser durch das Blau
Kartoffelfeuer raucht, der goldne Kürbis glänzt
In Spinnwebnetzen funkelt kühl der Tau
Die Rinder gehn zu Tal mit Laub bekränzt.

Bald werden wir in der umrankten Laube
Die Gläser heben, wenn die Sterne blinken
Und aus dem Purpursaft der edlen Traube
Vergangne Glut und Duft des Sommers trinken.

JUDITH

Novelle von Hjalmar Bergman

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil)

Der alte Mann saß auf einem Schemel bei der Toreinfahrt. Jedem, der sich näherte, rief er zu: „Laßt mein Haus in Frieden!" Das Haus war eine Hütte, die aus drei Zimmern, einer Küche und zwei Dachstuben bestand. Die Bäume im Garten waren kahl, das Gras erfroren, so daß es sich nicht einmal als Weideplatz verwenden ließ. Es gab wirklich nicht viel zu bewachen, aber der alte Mann verließ seinen Posten nicht. Er saß unbeweglich da, obwohl schon die Abenddämmerung einfiel und jedem, der vorüberging, rief er zu: „Laßt mein Haus in Frieden!"

Wenn einer von den feindlichen Soldaten an seinem Zaun stehen blieb, so stand er auf, nahm seine fettige, grüne Mütze ab und sagte, daß der Tod im Hause herrsche. „Ich spreche zu Ihrem eigenen Nutzen, bei mir herrscht der Tod im Hause. Wenn Sie mir nicht glauben, kommen Sie mit, ich werde es Ihnen zeigen. Aber er ist ansteckend, mein Herr, sehr ansteckend!" Der Soldat glaubte seinen Worten, denn er sah selber wie der Tod aus.

Das Haus, das den Tod beherbergte, war das letzte im Dorf. Als es Nacht geworden war, kam ein junger Soldat und fragte nach Quartier. Er hatte an vielen Türen angeklopft und alle Betten schon besetzt gefunden. Es war ihm unmöglich, sich in der Dunkelheit zum nächsten Haus, oder zum nächsten Dorf durchzufinden. Was den Tod angeht, so fürchtete er ihn so wenig, wie sich ein Soldat Furcht erlaubt. Der alte Mann wiederholte, was er zu den anderen Vorübergehenden gesagt hatte, aber dieser hier war sehr jung und ein wenig keck. Er lachte und sagte: „Die Geschichte ist mir nichts Neues. Komm, laß mich herein. Ich will weder stehlen noch morden. Ich will schlafen."

Wie ihm der alte Mann sagte, der Tod lauere im Haus, ließ er sich nicht abschrecken. Er schob den alten Mann beiseite und marschierte in den Vorhof. Es war so dunkel, daß er die Haustüre nicht finden konnte, sondern auf ein beleuchtetes Fenster zuging. Der Alte ging ihm nach. Als sie das Fenster erreicht hatten, sagte er: „Überzeugen Sie sich, daß ich nicht lüge. Das ist mein Schwiegersohn, der dort drin liegt. Er ist tot."

Ein Bett stand in der Mitte des Zimmers, mit dem Kopfende zum Fenster. In ihm lag ein Toter. Er war ebenso jung wie der Soldat, aber tot. Er war von einem Leintuch bis zum Hals hinauf zugedeckt. Am Kopfende des Bettes saß eine junge Frau, fast noch ein Mädchen. Sie saß vor einem Tisch, auf dem vier brennende Kerzen standen. Der Soldat schaute mehr das Mädchen an als den Toten. Er fand sie schön, wenn auch etwas zu dunkel und nicht so hübsch wie seine eigene Liebste daheim. Aber im Grunde ging ihn alles nichts an. Er wollte nur schlafen. Er drehte sich nach dem alten Mann um und sagte: „Sicher gibt es ein Bett im Hause, oder wenigstens eine Matratze, oder irgendwas zum drauf liegen?"

„Doch!" antwortete der Alte. „In der Dachkammer steht ein gemachtes Bett, das mein Schwiegersohn zu benützen pflegte, bevor er verheiratet war. Aber, da spreche ich in Ihrem eigenen Interesse, Sie können doch mit Ihren eigenen Augen sehen, daß der Tod im Hause herrscht. Er ist ansteckend. Ich bitte Sie, mein Haus in Frieden wieder zu verlassen. Ich bin ein alter Mann und habe Sorgen genug."

Der Soldat sagte: „Alter Freund, ich denke nicht daran, mir das Bett im Speicher zu versagen. Daß ich dort liege, macht niemanden was und es wird ein herrliches Gefühl sein, wieder einmal zwischen Lein-

Aus der Vorstadt — Hermann Mayrhofer-Passau

tücher zu kriechen." Er war taub gegen die Vorstellungen des alten Mannes und tastete sich bis zur Türe. Die Diele war völlig dunkel, so daß er die Türe des Zimmers aufmachen mußte, in dem die vier Kerzen brannten. Nachdem er einmal die Türe aufgemacht hatte, wäre es unhöflich gewesen, nicht einzutreten und sich ob seines Irrtums zu entschuldigen. Er nahm an der Türe stehend Habachtstellung an. Die junge Frau stand langsam auf und neigte grüßend den Kopf.

Der Soldat sagte: „Verzeihung, Madame, ich suche nur Unterschlupf für die Nacht. Würden Sie oder irgend jemand anderer mich in das Zimmer führen, in dem Ihr Verlobter zu schlafen pflegte?"

„Das Bett ist fertig. Ich werde Wasser und Kerzen bringen. Es ist kalt, möchten Sie gerne ein Feuer? Wir haben immer geheizt um diese Jahreszeit, wenn mein Zukünftiger droben schlief. Er war am Schluß mein Mann. Wie heirateten diesen Sommer."

Der Soldat nahm seinen Helm ab und trat auf Zehenspitzen an das Bett heran. Er fühlte, daß er etwas sagen müsse und fragte: „An was war er krank?"

„Oh", sagte sie und blickte ihm zum erstenmal in die Augen, „mein Mann fiel im Kriege. Er wurde vorgestern getötet. Nach dem, was man mir erzählte, war es in einem Nahkampf mit aufgepflanztem Seitengewehr. Seine Kehle wurde durchschnitten."

„Ihr Vater ...", fing er an. Sie unterbrach ihn: „Ja, ich weiß. Er sagt, wir hätten eine ansteckende Krankheit im Haus. Sie haben sich davon nicht abschrecken lassen. Es ist das übliche. Vater hat Angst, daß ich Dummheiten machen könnte, wenn ich mit einem von euch in Berührung komme. Aber ich bin nicht so töricht. Wer hat ihn umgebracht? Nicht der und nicht jener. Es war der Krieg."

„Das ist wahr", sagte der Soldat. Es führte zu nichts, dem Einzelnen böse zu sein. „Der Krieg allein ist schuld." Er trat ein paar Schritte näher heran und betrachtete den Toten. Die Frau beugte sich vor und zeigte die Stelle, wo das Seitengewehr eingeschnitten hatte.

„Vater dachte", sagte die Frau, „daß dies unsere Verstärkungen seien und ihr eine andere Marschrichtung einschlagen würdet; aber ich wußte, ihr würdet herkommen. Ich hörte mittags eure Signale. Vater wollte, daß wir uns verstecken sollten. Aber wozu das?"

„Richtig! rief der Soldat, der vor Eifer und Freude errötete. „Wir tun niemanden was, sofern ihr uns nur in Ruhe laßt und — aber es ist wirklich nett von Ihnen, keine Angst zu haben ..." Er brach ab, beschämt über sein Ungestüm. Er fühlte sich so schrecklich fehl am Platz hier in Feindesland, aber das war ein Gefühl, über das man sich nicht zum Nächstbesten aussprechen durfte. Glücklicherweise schien sie mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Sie stand über den Toten gebeugt und strich über sein Haar in derselben zärtlichen, beruhigenden Art, wie es bei ihm daheim seine Liebste zu tun pflegte. Dann sagte sie: „Wir können nicht ewig hier stehen bleiben. Vermutlich haben Sie Hunger?"

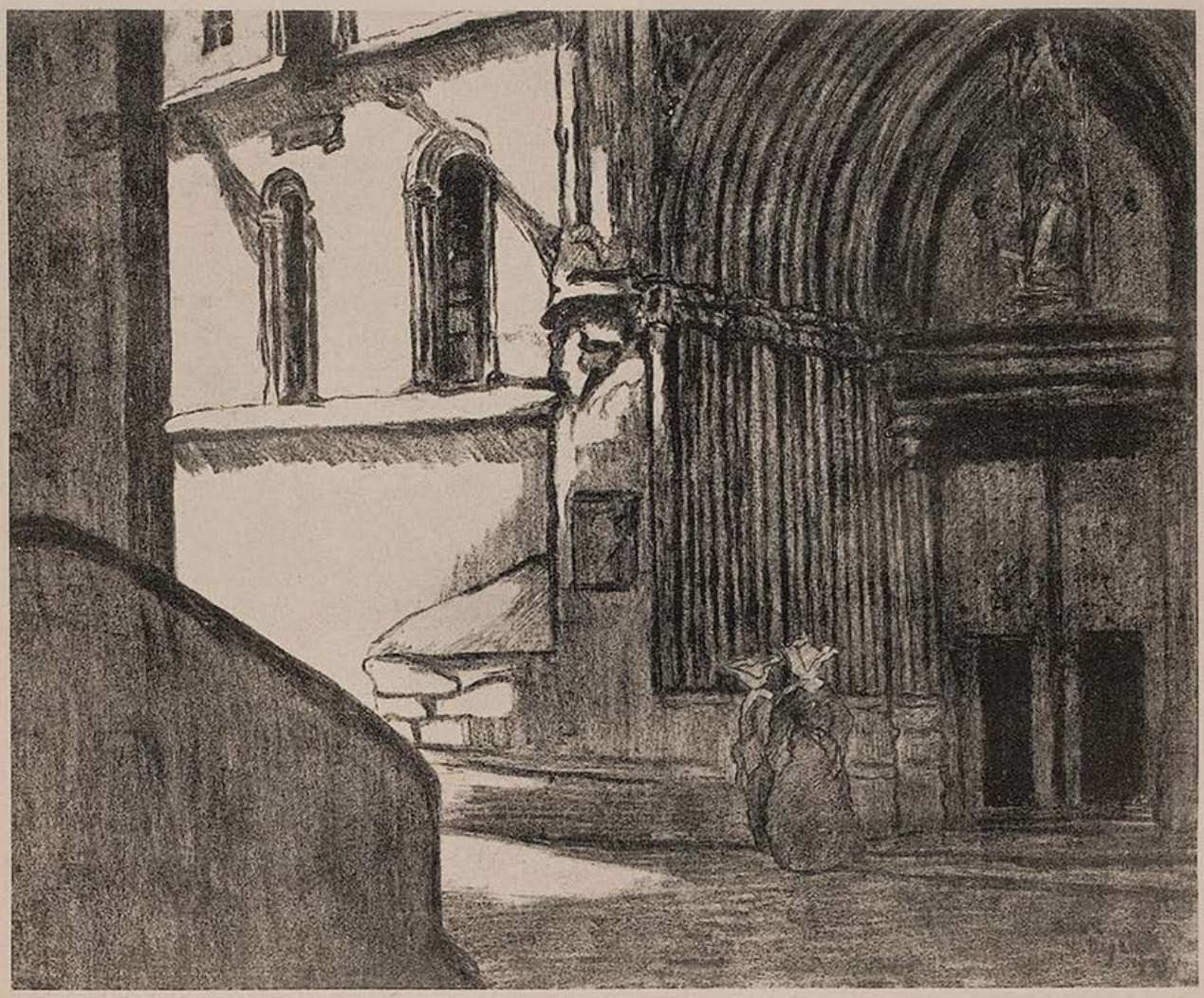
Sie führte ihn ins Eßzimmer, zündete die Lampe an und deckte den Tisch. Sie nahm seinen Helm und Mantel und hängte sie in die Diele. Das Gewehr rührte sie nicht an. Er wollte es nicht außer Reichweite wissen; also benutzte er die Gelegenheit, als sie hinaus in die Küche ging, um es unter den Tisch zu legen. Sie trug ihm einen richtigen Festschmaus auf. Der Soldat zog seinen Geldbeutel hervor und zählte die Münzen. Es waren nicht viele „Danke, danke!" murmelte er verlegen. „Sie machen sich zu viel Mühe ..."

Als sie zwei Weinflaschen brachte, erhob er Einspruch: „Nein, das geht wirklich nicht. Ich will nichts so Großartiges, und im Augenblick bin ich nicht bei Kasse."

Sie lächelte ein wenig: „Komm, komm, lassen Sie's verschwinden! Es ist Verrat, dem Feind was zu essen zu verkaufen. Aber den, der Hunger hat, zu füttern, kann nicht falsch sein, selbst nicht im Krieg." Sie schenkte ihm ein Glas Wein ein. „Trinken Sie. Trinken Sie auf das Wohl von wem Sie wollen. Vielleicht haben Sie eine Liebste daheim? Jawohl, ich sehe, daß Sie eine haben. Essen und trinken Sie jetzt. Inzwischen richte ich Ihr Zimmer her."

Der Soldat aß und trank. Er dachte bei sich: ich will nur eben genug essen, nicht mehr. Sie ist wirklich sehr nett zu mir und es hieße ihre Güte mißbrauchen, alles aufzuessen, wenn ichs auch leicht könnte. Wenn sie oder der Alte mir Gesellschaft leisten würden, wäre es etwas anderes. Aber das kann ich nicht erwarten."

Nach einiger Zeit kam sie zurück. „Warum essen Sie nicht? Verachten Sie nicht das Wenige, was das Haus bieten kann. Vielleicht



Aus Spanien — Prinzessin Pilar von Bayern

denken Sie, ich habe den Wein vergiftet? Schauen Sie her!" Sie schenkte ein Glas ein, trank es halb leer und reichte es ihm dann. Er lachte und trank es aus. „Oh, ich bin nicht ängstlich. Sie sind sehr lieb. Aber warum will Ihr Vater mir nicht Gesellschaft leisten?"

Sie zuckte die Schultern: „Vater hat so veraltete Vorstellungen. Er würde nicht mit dem Feind am Tisch sitzen. Aber es geht nicht an, heutzutage so engherzig zu sein. Wenn die eigenen Landsleute fort sind, muß man sich an die greifbare Gesellschaft halten. Finden Sie nicht? Ich habe richtig Hunger. Bedenken Sie nur, ich habe nichts mehr gegessen, seit ich zuletzt mit meinem Mann bei Tisch saß. Und das ist vier Tage her."

Sie nahm einen Stuhl und setzte sich ihm gegenüber hin. Er schnitt das Fleisch auf und legte ihr ein Stückchen vor. Sie tranken einander zu. Sie sprachen von dem und jenem, dem Wetter, den schlechten Straßen, der vernichteten Saat. Sie vermieden den Krieg, aber er erzählte lustige Geschichten von daheim. Zuerst sprach er von seinem Vater und Mutter und seiner Kindheit. Er hätte am liebsten von seinem Schatz gesprochen, wagte es aber nicht. Sie hörte aufmerksam zu und lächelte ein wenig, wenn er lachte. Plötzlich fragte sie: „Und Ihr Schatz?" Er errötete. Darüber war nichts zu sagen, nur unbestimmte Zukunftspläne. Sie pflichtete ihm bei: „Vielleicht sehen Sie sie nie wieder."

Er nickte und dachte, warum quält sie mich damit? Ich möchte gern, daß sie neben mir säße, ihre Hand in meiner. Ich fühle mich so einsam. Gerade da stand sie auf, ging zur Türe und horchte. Er rutschte unsicher auf seinem Stuhl hin und her, bückte sich und holte das Gewehr näher heran. Die Frau kam an den Tisch zurück, rückte ihren Stuhl seinem näher und sagte ihm, daß sie sich so schrecklich einsam fühle. „Bedenken Sie doch, ich war nur vier Monate verheiratet und jetzt bin ich Witwe. Sie können verstehen, wie leer alles ist, als ob die Welt am Ende angelangt wäre. Ich habe nichts mehr, an das ich noch denken könnte, nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu fürchten. Es ist schrecklich, niemanden zu haben, an dem man hängt ..."

„Sind Sie sehr an ihm gehangen?" fragte er. Sie antwortete nicht, ihr Kopf sank herab. Die hübsche Linie ihres gebeugten Nackens rührte ihn. Er dachte: arme Kleine, sie ist so hübsch und so einsam, ganz wie ich. Was soll ich nun tun? Ich will mich nicht in sie verlieben, ich will nicht, will nicht!... Vielleicht habe ich zuviel getrunken. Ihr Mann liegt dort drinnen. Ach! Sie kann ihn nie geliebt haben, wie könnte sie sonst so bei mir sitzen? Es ist gescheiter, ich gehe ins Bett. „Wie heißen Sie?" fragte er.

Sie sah auf, starrte ihn mit einem Ausdruck des Erstaunens an. „Wie ich heiße? Sie meinen mit Vornamen? Ich heiße Judith."

„Judith!" wiederholte er, leise lächelnd. „Das klingt ganz biblisch, aber es ist ein hübscher Name."

Sie nickte; dann sagte sie plötzlich: „Was für einen hübschen Hals Sie haben!"

Er lachte verlegen und stammelte gegenteilige Beteuerungen. Gedankenlos hatte er ein paar Knöpfe seines Uniformkragens aufgemacht. Schützengrabenmanieren! Er knöpfte sie zu. Aber sie wollte das nicht.

Nicht doch! er sollte sich ganz zu Hause fühlen. Wie sie die Knöpfe wieder aufmachte, kam sie mit seinem nackten Hals in Berührung. Er packte ihren Arm und zog sie näher heran. Sie wehrte sich sanft, ihre Füße stießen an das Gewehr und das Seitengewehr schlug mit einem stählernen Klang gegen das Tischbein. Sie fuhren auseinander. Sie lachte. „Da haben Sie's", sagte er. „Wir sitzen hier beisammen fast wie Mann und Frau. Aber das Seitengewehr lauert unterm Tisch. C'est la guerre!"

Sie stand rasch auf und ging hinaus in die Küche. Jetzt hast du sie geärgert, dachte er. Was für ein dummer Kerl du bist! Sich einzubilden, sie würde dir sofort in die Arme fallen. Ah nein, sie ist eine anständige Frau. Und du wolltest ihr nicht wehe tun, du hast einfach zu viel getrunken, das ist alles. Jetzt geh ins Bett, ohne Gutenacht zu sagen, sie will dich nicht mehr sehen.

Er machte sich fertig und hob das Gewehr auf. Wie er aufstand, kam sie zurück. Sie hatte Süßigkeiten und eine Flasche Scherry geholt. Er mußte Bescheid tun. Sie aßen und tranken. Er bewahrte Haltung und benahm sich so korrekt wie möglich, sprach von gleichgültigen Dingen und achtete darauf, seine Augen und Gedanken von der Frau fernzuhalten. Zum letztenmal trank er ihr zu. „Gehen Sie auch ins Bett?" fragte er.

„Nein, ich gehe hinein zu meinem Mann", antwortete sie. Er witterte eine Zurückweisung in diesen Worten und das ärgerte ihn. Er hatte den zwingenden Wunsch, etwas Verletzendes zu ihr zu sagen. Warum sitzen Sie hier, wenn Sie Ihren Mann wirklich lieben? Aber er bezwang sich und sagte nur, während er das Glas erhob: „Sie tun mir leid, schöne Feindin. Aber ... c'est la guerre!" Er sagte Gutenacht und hob sein Gewehr auf. Der alte Mann leuchtete ihm die Treppe hinauf. Er schloß die Türe mit dem Riegel ab und fing an, sich auszuziehen. Das Zimmer war eng und niedrig. Das Bett stand sauber bezogen in der Mitte. Ah, das würde ein Genuß sein! Auf dem Nachttischchen brannten vier Kerzen. Was für ein Luxus! Er löschte zwei davon aus und zog dann seine Stiefel aus. Plötzlich schlich er sich auf Zehenspitzen an die Türe und horchte. Die Treppe knarrte. Er machte die Türe auf und flüsterte zärtlich in die Dunkelheit: „Judith ... Judith ...!"

Stille. Er machte leise die Türe zu, verriegelte sie aber nicht. Er stieg ins Bett und blies die Lichter aus. Er sagte zu sich selbst: ich will nur an die daheim denken! In ein paar Sekunden war er eingeschlafen ...

Er erwachte. Das Zimmer war hell erleuchtet, er sah die vier Kerzen flammen. Judith stand über ihn gebeugt. Sein Herz begann heftig zu pochen. Oh! es tat fast weh. Er streckte seine Arme aus und streichelte ihren Kopf mit zitternden Händen. (Schluß S. 670)

Besuch auf dem Lande

Von Peter Scher

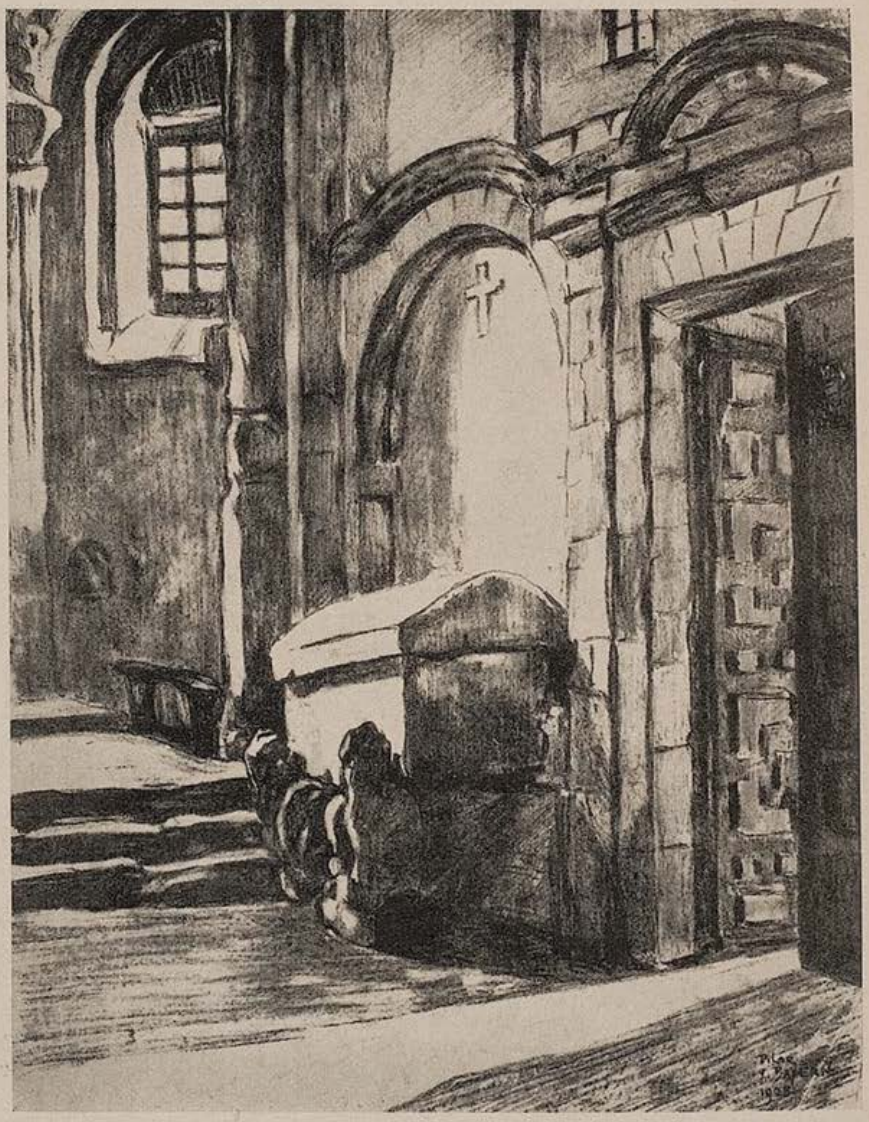
Die alte Dame ist auf dem Gut des Sohnes zu Besuch. Das Gut ist nur ein Gütchen und der Sohn arbeitet selbst mit. Er macht kein Wesen daraus — im Gegenteil, er freut sich, daß er etwas von der Landwirtschaft versteht und zugreifen kann. Der Knecht Dionys, Donisl genannt, wird von ihm ganz wie seinesgleichen behandelt und das ist nur gerecht, denn der Dionys versteht von der Landwirtschaft doch noch etwas mehr als sein Herr. Es ist eine menschliche Gemeinschaft, Friede und Eintracht herrschen auf dem Hof, das Vieh gedeiht, die Arbeit geht ihren Gang.

Die junge Hausfrau ist ein fröhliches Geschöpf. Wie der Herr mit dem Knecht, so geht sie mit den Mägden Vroni und Walburga um. Es wird gern gelacht. Das muntere Kind läuft wie ein Wiesel herum. Manchmal wird gesungen. Besuch kommt. Leben und Freude sind im Gehöft zu Hause.

Aber nun die alte Dame! Kein Wort dagegen, daß sie Vergangenes nicht vergessen kann. Sie hat einem großen Haushalt vorgestanden. Sie hat befohlen, wie alles in ihrer Umgebung geartet zu sein habe, um sich ihres Wohlwollens zu erfreuen — gut und schön! Muß sie darum aber jeden Satz mit dem Seufzer beginnen „Zu meiner Zeit —!" Es ist ein wenig beängstigend, was alles der alten Dame nicht gefällt.

Da ist zum Beispiel dieser Dionys, auch Donisl genannt, ein braver Mensch, gewiß. Aber darf er es widerspruchslos hinnehmen, daß der Herr ihn wie seinesgleichen behandelt? Donisl sitzt nach Feierabend vor der Tür und raucht. Der Sohn der unzufriedenen alten Dame setzt sich daneben, raucht ebenfalls und unterhält sich mit ihm wie mit einem Verwandten.

„Warum tut er das?" fragt die alte Dame ihre Schwiegertochter. Ihr strenges Gesicht



Aus Spanien — Prinzessin Pilar von Bayern

mit der herben Mundfalte hat einen unerfreulichen Ausdruck.

„Weil es ihm Spaß macht, Mama — und weil der Donisl ein prächtiger Mensch ist!" erwidert die junge Frau leicht ungeduldig.

„Ein Angestellter!" sagt die alte Dame beleidigt. „Zu meiner Zeit hätte kein Angestellter gewagt, so etwas auch nur zu träumen. Mein guter alter Friedrich wäre in den Boden gesunken, wenn sich dergleichen vor seinen Augen abgespielt hätte!"

„Die Menschen sind jetzt anders, Mama. Du wirst dich daran gewöhnen müssen", sagt die Schwiegertochter etwas bestimmter, denn allmählich fällt ihr die alte Dame mit ihrem Starrsinn auf die Nerven. Und weil sie einmal dabei ist, faßt sie sich ein Herz und sagt hastig: um es nur rasch loszuwerden: „Ich wollte dich auch bitten, liebe Mama, die Broni und die Walburga ein bißchen freundlicher anzureden und nicht immer über sie hinwegzusehen. Das können sie nicht vertragen. Sie sind es bei uns nicht gewöhnt."

Aufatmend hält sie still und bewegt den Kopf, als wolle sie den unvermeidlichen Streich in Demut erwarten. Und er kommt.

„Sind es nicht gewöhnt! Da hat man es!" fährt die alte Dame hoch. Ihr Gesicht ist puterrot geworden. Der Zug um den Mund verheißt nichts Gutes.

„Ihr verwöhnt eben die Leute!"

„Leute!" sagt die junge Frau, nun gleichfalls mit rotem Gesicht und entschlossen, sich nicht unterkriegen zu lassen. „Ein Mann, der seine Arbeit tut und mehr davon versteht als der Herr selbst, darf nicht wie ein Kuli behandelt werden! Jochen ist durchaus der gleichen Meinung und deshalb setzt er sich auch zum Donisl und unterhält sich mit ihm!"

„Jochen ist ein romantisches Gemüt!" sagt die Mama. Es klingt, als spräche sie von einem Zehnjährigen. „Du solltest ihn nicht noch bestärken!"

„Also gut, Mama — Jochen ist nicht alltäglich", sagt die junge Frau lächelnd. „Wegen dieser Eigenschaft habe ich ihn ja genommen."

Die alte Dame kann nun nicht mehr an sich halten. Sie fährt schweres Geschütz auf: „Sollte nicht er dich genommen haben?"

„Ach ja", sagt die Schwiegertochter, die jetzt weiß, daß es ernst wird: „Die Familie! Ich bin eine Handwerkerstochter und habe nichts mitgebracht!"

Die alte Dame lächelt ein bißchen maskenhaft und sagt leichthin. „Aber Kindchen — wer spricht denn von so etwas!"

Ihre Blicke stehen jedoch allzusehr im Gegensatz zur Milde ihres Tons und richtig folgt denn auch ein Nachsatz, der seiner Wirkung sicher sein kann: „Wenn du nur etwas mehr für euch besorgt sein wolltest und nicht so übertrieben für die Angestellten!"

Mehr sagt sie nicht. Es genügt auch so. Die Schwiegertochter bezwingt sich und blickt schweigend zur Seite.

Da kommt der Briefträger, springt vom Rad und sagt: „Ein Eilbrief — —für den Donisl!"

„Er ist unten am Bach", sagt die junge Frau. „Bringen Sie ihm den Brief gleich hinunter!"

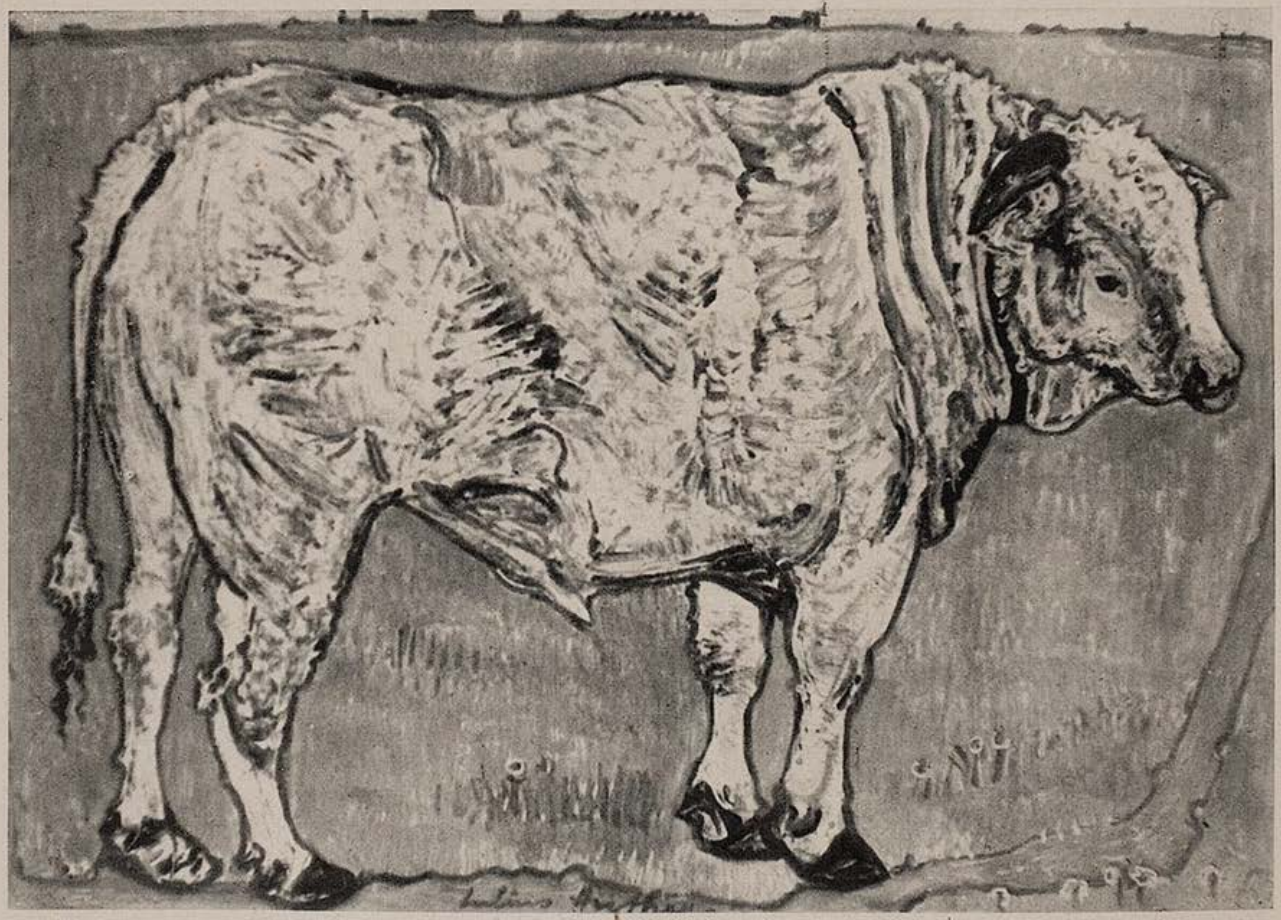
Der Briefträger entfernt sich mit einem Seitenblick auf die alte Dame. Sie sieht ihm grimmig nach. Nun wird es still. Die Schwalben schießen kreischend über die Köpfe der Frauen hinweg ins Haus. Die alte Dame stichelt an einer Handarbeit, die sie auf den Rundreisen bei ihren Kindern ständig begleitet. Die Schwiegertochter gähnt verstohlen.

Da kommt der Dionys auf seinem Rad angefahren, grüßt und will vorüber nach dem Geräteschuppen. Sein gutmütig verschmitztes Bauerngesicht hat einen unternehmenden Zug. Die junge Frau schließt daraus, daß der Briefträger dem Donisl etwas Erheiterndes beigebracht haben muß.

„Na Donisl —" ruft die alte Dame leutselig wie eine Fürstin-Mutter — „was gibt es denn für Neuigkeiten?"

Der Dionys steigt bedächtig vom Rad und sagt saukalt: „Nix Neues gibts net, Adele!"

Die alte Dame erstarrt und hat den Mund offen. Die Schwiegertochter bekommt einen Hustenanfall. Tränen rollen aus ihren Augen



Der Stier — Julius Hüther

Am Brunnen — Hugo Troendle

— so sehr muß sie sich plagen, ihre Heiterkeit zu unterdrücken.

Ein verfluchter Kerl, der Donisl — ein bajuvarischer Dickschädel und zum Lakaien nicht geeignet. Er hat der alten Dame eine Lehre gegeben — auf seine Art. Und sie hat ihn verstanden — auf ihre Art.

Als nach einiger Zeit ihr Sohn dazukommt, sagt sie beiläufig: „Dieser Donisl ist irgendwie originell — zum mindesten nicht unintelligent."

Bescheidenheit

Fritz Bullerich war in einem kleinen Dorf herangewachsen und kam nun zum erstenmal in die große Kreisstadt. Als er das Bahnhofsgebäude verlassen hatte, rief ihm der Schofför eines Hotelautos zu: „König von Preußen?" — „Nein! Fritz Bullerich!" antwortete der Fremdling bescheiden.

Schlagfertig

Ein älteres Fräulein hält einen Vortrag über die Ehe und geißelt in heftigen Worten die stete Unzufriedenheit der Ehemänner. — „Wer hindert denn die Männer", ruft sie voll Ekstase in den Saal, „das Mädchen ihrer Wahl zu heiraten?" — Worauf es im Chorus zurückschallt: „Unsere Frauen!"

DIE REISE NACH NEAPEL

Von Franz Dattner

Der General, der sein weltvergessenes Eiland verlassen hatte, um seine Hochzeit zu feiern, war von der Stadt festlich empfangen worden. Die langen Jahre einer freiwilligen Verbannung hatten seinen Ruhm nur erhöht. Als er sich der Menge zeigte, unbewegten Gesichts — man hatte nicht umhin können, ihm seine Wohnung im königlichen Palast anzuweisen —, da donnerte der Name Garibaldi zu ihm hinauf wie die Meeresbrandung an seine Insel. Er stand ernst, das rote, goldgestickte Käppi in der Hand, ziemlich entfernt von der Brüstung des Balkons, in seinem altbekannten weißen Mantel, der salopp um eine Schulter geschlagen war, und dankte mit einem kaum merkbaren Neigen des Hauptes. Er kannte diese Stimme des Volkes: oft in seinem Leben war sie erklungen, immer herzzerreißend und überlaut, und je nach Gefallen freundlich oder drohend. Nein, diese Tage des kriegerischen Überschwangs waren endgültig vorbei. Giuseppe Garibaldi, der Held des geeinten Italien, sonst verbittert thronend auf der kleinen Insel Caprera, war nach Neapel gekommen, um eine Frau heimzuführen, die er sehr liebte: vielleicht so sehr liebte, weil er jetzt sehr einsam war ...

Sie wußte von seiner Ankunft, doch er verschob seinen Besuch auf den nächsten Tag. Zweifel bewegten ihn. Die Gräfin stammte aus einem der ältesten Geschlechter Italiens: er verheimlichte sich nicht, daß er, trotz des großen Namens, nur der einfache Matrosensohn aus Nizza war. Auch als Ritter des Annunziatenordens war er es geblieben. Mit Stolz nannte er sich Bauer auf seiner Insel. Und dann: sie war schön. Und jung. Noch jung — zu jung für ihn! Ging ihr Ehrgeiz dahin, nur die Frau des Nationalhelden zu werden: was blieb dann ihm? Von den Sechzig war er schon weggesteuert. Oft spürte er die Müdigkeit, die ihn aushöhlte. Doch durfte dies nicht sein. Nie und nimmer! Er reckte sich: er war kräftig, in seinen Wünschen ein Jüngling! Und sein Kopf war hart! Seine beiden Söhne, seine Töchter

Porträt J. Mutter

hatten ihm abgeraten: sie liebten den Vater nicht sehr, sagte er sich, gönnten ihm wohl nicht dieses späte Glück! Er lachte. Mit plumpen Schritten bewegte er sich durch den düster erleuchteten Spiegelsaal. Er gedachte, daß er sich heute früh, im Übermut, den Bart hatte nachfärben lassen. Draußen rieselte der Regen, klirrte an die Fenster. Er trat wieder auf den Balkon. Der Platz lag in der Nässe dunkel, von flackernden Laternen gesäumt: Friedrich von Anjou hob das Schwert auf seinem Monument. Von San Francesco gegenüber — unruhig blickte die niedrige Kuppel des Säulenbaues — klangen zwei matte Glockenschläge herauf. Eine trübe Nacht vor einem hellen Tag, dachte Garibaldi. Ich überlebe sie. Mein Leben war hart und groß. Ich habe es überlebt. Jetzt soll es warm und freundlich werden...

Er schloß die Tür, legte sich still zu Bett.

•

Unerkannt begab er sich am nächsten Vormittag nach Santa Margheritta, wo die Gräfin ihre Villa besaß: ein wenig verärgert, daß er auch in der Frühe keinen Brief von ihr vorgefunden hatte. Der Jubel über seine Ankunft mußte doch auch zu ihren Ohren gedrungen sein! Der Haushofmeister half ihm aus dem Mantel und verkündete flüsternd, daß Eccelenza Besuch hätte.

Besuch, dachte Garibaldi, Besuch, gerade heute? Er war ruhig, aber ein dünner Stich tat ihm in der Herzgegend weh. An diesem Tage! Nun, ich bin wohl noch ein wenig altmodisch und sie ist eine Dame von Welt. Ihr Haus ist stets offen. Ganz Neapel bewundert sie. Vielleicht habe auch ich dazu beigetragen. Und sie ist auch etwas kindisch. Vielleicht kostet sie die Wonne aus, nach Kinderart, die zukünftige Frau des größten Mannes der Nation zu sein!

Er lächelte gutmütig, legte das Käppi auf das Knie und wartete...

•

Der General Giuseppe Garibaldi, Vetter des Königs und edelster Sohn des Vaterlandes, wartete an diesem Vormittag, an dem die Sonne sich nur spärlich zeigte, über Gebühr lange. Viel zu lange jedoch im Vorzimmer seiner Verlobten! Des Generals Giuseppe Garibaldi Gemüt war heiter und vertrauend, so dachte er an nichts Böses. Doch ist auch das Gemüt eines Helden nicht gefeit gegen den Zweifel, und Geduld war niemals die Sache des Sterns von Italien gewesen: sonst hätte er vor zwanzig Jahren niemals seine Rothemden zum Siege geführt! So entschloß er sich, nach qualvollen drei Viertelstunden, da sich auch der Majordomus auf Schellen nicht zeigte, aus eigenem den Vorstoß in Feindesland zu wagen, wie in alten Zeiten: mit dem Erfolg, daß er — als er Salon, Wartezimmer und Wintergarten durchschritten — vor der offengebliebenen Tür ihres Boudoirs eine Männerstimme vernahm, die ihm sogleich allzu bekannt erschien, und ihr leises, sehr amüsiertes Lachen, dessen Ausdruck unzweifelhaft war... Und da er sich noch weiter vorwärts wagte und den Vorhang mit steifen Fingern vorsichtig raffte, eine epauletten bedeckte Uniformschulter erblickte, geneigt über eine solche, die nackt war und sehr weiß...

•

Ja, er blieb auch jetzt zu eigenem Erstaunen ruhig. Kalt und ruhig. Die Kälte hatte sich in sein Herz gesetzt und breitete sich aus wie eisige Lava. Früher, in jüngeren Jahren, hätte er bei solchem Anblick geschrien! Gewiß. Und den Kronleuchter mit der gereckten Hand gepackt, heruntergerissen zu sich und zerschmettert...

Nun wandte er sich, wohl etwas gebückt, und ging lautlos.

•

Zu Hause jedoch flammte in ihm die Wut auf. Diesen Übergang kannte er genau. Ich bin noch nicht so alt, heulte er, ich bin es nicht! Wenn nichts anderes, so wollte er sich schlagen! Er hatte sich sein ganzes Leben lang tapfer geschlagen, bei allen Heiligen: wenn dieser Herr auch nur halb so jung war wie er — zwischen Männern gab es nur eine Auseinandersetzung in solchen Fragen: die Waffe! Er knirschte, daß er ohne seine Pistolen nach Neapel gekommen war. Oh, er schoß noch vortrefflich: er getraute sich, das Kreuz dort von der Kuppel zu schießen mit seinen Pistolen! Die Glocken läuteten den Mittag ein. Er aber wollte morden! O ja, ein Greis, nicht wahr, ein Greis, den man beleidigen darf, nur weil man jung ist: er aber war Giuseppe Garibaldi! Der König dort aus Stein, reitend auf steinernem Pferd, leih' ihm sein Schwert! Er würde es gewaltig zu schwingen wissen! Sie soll an diesem Beispiel erkennen, daß sie keinen Greis zum Mann bekommt!

Die Stimme kannte er genau. Und auch die Uniform. Es war der Hauptmann Claudio Genelli, den man ihm gestern als Ehrenoffizier nach Capri entgegengesandt hatte. Ein höflicher, ein parfümierter Herr. Eine berückend weiche Stimme!...

Er schellte nach Briefpapier und Tinte! Die Sache mußte geordnet werden. Einen Brief an den Regimentskommandanten: Garibaldi schlägt sich wieder! Bei der heiligen Rosalia von San Pellegrino! Man schlägt sich wieder! Wie in den guten alten Zeiten! Der junge Mann soll sein Testament machen! Von dem bleibt nur eine kleine, saubere Leiche!

Doch zuvor die Erlaubnis des Kommandanten. Oberst della Rocca war ein alter Freund von ihm: er würde ihm den Gefallen tun!

Ein blutiger Nebel legte sich plötzlich vor seine Augen.

•

Die Dame, die in tiefem Schwarz jetzt in der Tür stand, hatte er nicht bemerkt. Nun sprach sie:

„Buon giorno, Giuseppe."

Er blickte mit heißen Augen auf von seinem Brief.

„Wer hat Sie hereingelassen, Signora?"

„Aber Giuseppe, erkennst du mich denn nicht?"

„Ich habe nicht die Ehre, Madame."

Sie lächelt, unsäglich rührend und blaß: „Giuseppe! Eine alte Freundin aus Nizza. Rinondella, das Blumenmädchen. Weißt du noch...?"

O ja: er weiß! Er erschauert: blauer Himmel von Nizza. Die Sonne! Und dieses Mädchen: ihre frische Stimme in seiner engen Gasse. Wieviel holde Blumen gab es dort in Nizza, da man jung war. Nelken, rosa und weiß! ...

„Ich komme wegen meines Sohnes. Er ist Offizier. Man sagte mir ... Giuseppe, deine Braut ist keine gute Frau — verzeih. Verzeih auch ihm. Er gefällt den Frauen. Ich weiß, es wäre dir nicht verborgen geblieben."

„Der Hauptmann Genelli, nicht wahr, Madame?"

Sie sieht ihn aus schimmernden Augen an.

Er schlägt auf den Tisch: „Er wird sterben!!"

Da sagte sie, unendlich leise:

„Denk doch, Giuseppe — es könnte doch eigentlich — unser Sohn sein."

Er starrt sie an.

Da nimmt sie ihr Capotte ab und ihr Haar ist ganz weiß.

„Hast du mich ganz vergessen, Giu — deine Rinondella?"

Er starrt noch immer.

„Komm — wir plaudern ein wenig. Komm. Wie lang ist das her? Ach, Lieber, ich schäme mich. Sag', bist du jetzt meinem Buben noch böse?"

Wie sie lächelt. Eine weite Reise war es nach Neapel. Es könnte ja — unser Sohn sein. Ja. Wie hab' ich mich vermessen! Es duftet hier nach Nelken, nicht wahr? Und ihr Haar, o du mein Gott: es ist ja weiß ...

Er sieht sich im Spiegel nach seinen eigenen Schläfen tasten.

•

Der Brief an den Obersten della Rocca war kurz und höflich. Der General Garibaldi gab hierin seinem Wunsche Ausdruck, den jungen Hauptmann baldigst zu einem anderen Regiment nach Turin zu versetzen.

Bald würde die Hochzeit sein — und bald die Scheidung! Niemand durfte ahnen! Vorbei, ach — bald vorbei! In seinen Ohren klang schon der Schrei der wilden Esel und in seinem Aug' erglänzte Zypressenglück und blaue Brandung seiner tröstlichen Insel Caprera.

Tag der guten Laune

Von Wilhelm Lichtenberg

In Melbourne, Australien, haben sie jetzt eine ganz reizende Sache ausgeheckt. Nämlich: einen Tag der guten Laune. Muttertage, Vatertage, Kindertage, Tage des guten Willens, kannte man bereits. Sie bringen auf einen einzigen Tag konzentriert das, was man das ganze Jahr über empfinden sollte. Was aber täte uns mehr not als gute Laune und immer wieder gute Laune? Schön, zugegeben, das ganze Jahr über gute Laune kann man von den gegenwärtigen Bewohnern dieser Erde nicht verlangen. Aber an einem, einem einzigen Tage nur Menschen mit guter Laune zu sehen, es ist ein Ziel aufs innigste zu wünschen.

Denn es ist ein weitverbreiteter und verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, diese gute Laune hänge vom einzelnen ab und er könnte sie nach Belieben zur Schau stellen. Nur die Gesamtheit vermag diese gute Laune serienweise zu erzeugen; die gute Laune muß uns ins Haus geliefert werden wie die frischen Semmeln, und erst wenn sich alle Menschen als Gute-Laune-Lieferanten betätigen, wird sie auch wirklich vorhanden sein.

Zugegeben, die gute Laune der Menschen ist nicht auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen; der eine wird zum Beispiel glücklich sein, wenn ihm seine Freundin ewige Treue schwört, der andere, wenn sie ihm durchgeht; die eine wird frohgelaunt sein, weil ihr Freund von der Reise zurückkehrt, die andere, weil ihn dringende Geschäfte noch einige Tage fernhalten. Aber im allgemeinen sind es doch die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, die uns in schlechte Laune versetzen. Und diese kleinen Widerwärtigkeiten völlig auszuschalten, wäre die Aufgabe dieses Tages der guten Laune.

Ich stelle mir meinen Tag der guten Laune ungefähr so vor: Meine Weckuhr müßte wissen, daß heute Tag der guten Laune ist und nicht wie sonst um sieben Uhr in meinen Schlaf schrillen. Sie müßte im allgemeinen Interesse so nett sein, gerade an diesem Tage kaputt zu gehen und nicht zu funktionieren. So daß ich mein Zuspätkommen im Büro frohgemut mit dem Versagen der Weckuhr begründen könnte.

Herrenbildnis — Hans May-Korbach

Aus Italien — Josef Eberz

Die Zeitungen dürften an diesem Tage überhaupt nur freudige Nachrichten bringen. Bürgerkriege, internationale Verwicklungen, Katastrophen, Kursverluste, tragen nicht zur Erhöhung der guten Laune bei. Nachher knipse ich mir das Radio an und lausche. Marktbericht: Fleisch, Gemüse, Obst, Fett haben einen noch nie erlebten Preissturz erfahren. Die Kosten der Lebenshaltung sind infolgedessen um die Hälfte billiger geworden und sollen, sicherem Vernehmen nach, ab morgen sogar auf ein Viertel der bisherigen Höhe sinken. An den Marktberichten schließt sich ein Konzert, das am Tage der guten Laune bestimmt nicht den Walzer bringt, der seit sechs Monaten täglich im Radio zu hören war, was meine gute Laune bisher wesentlich drückte.

Dann kommt die Post. Oh, nicht jene Post, wie ich sie täglich bekomme und die mir für den Rest des Tages die gute Laune nimmt. Nein! Das Postamt hat meine Briefe geöffnet und jede unangenehme Nachricht zurückbehalten. Sollte sich aber bei meiner Post keine angenehme Nachricht befunden haben, so erzeugt die Postverwaltung diese angenehme Nachricht im eigenen Wirkungskreise und kommt selbstverständlich auch für alle Konsequenzen auf. Erlagscheine, Mahnungen, Schneiderrechnungen werden natürlich am Tag der guten Laune grundsätzlich nicht zugestellt. Und meiner Frau ist es bei schwerer Freiheitsstrafe untersagt, am Tag der guten Laune „nichts zum Anziehen" zu haben.

Ich verlasse meine Wohnung. Und der Portier hat dafür zu sorgen, daß das reizende Stubenmädchen von Prohaskas mir auf der zweiten Treppe begegnet, während die Stiegenbeleuchtung noch nicht eingeschaltet ist. Wohingegen sich Frau Ruhland, diese Vogelscheuche, nicht im Stiegenhaus blicken lassen darf, weil sie mir das ganze Jahr über täglich mein gute Laune verdirbt. Da ich außerdem abergläubisch bin, wünsche ich, nachdem ich mein Haus verlassen habe, einem Rauchfangkehrer zu begegnen, den der Magistrat beistellen müßte, auf dem Wege zur Straßenbahn schickt mir der Großviehmarkt einen Schweinetransport entgegen und aus der Schinaglgasse, die ich zuletzt passiere, hat ein von der landwirtschaftlichen Börse entsandter Heuwagen zu biegen.

Die Straßenbahn verkehrt am Tage der guten Laune in Intervallen von einer halben Minute. Ich kann das verlangen, da sie mir an den übrigen 364 Tagen des Jahres durch ihr Prinzip: Kommst du selten, wirst du gelten, die gute Laune verdirbt. Im Büro hat mich selbstverständlich eine Gehaltserhöhung, verbunden mit einer Verkürzung der Arbeitszeit und einer Verlängerung des gesetzlichen Urlaubes von vier Wochen auf vier Monate, zu begrüßen. Das würde meine gute Laune wesentlich verbessern. Das Tippfräulein mit den Sommersprossen, das mir bisher zur Verfügung stand, ist jetzt einem Kollegen — ich wüßte schon, welchem — zugeteilt, während mir Marlene Dietrich als Sekretärin zugewiesen ist. Wie man allerdings Marlene vom Film wegbekommt und sie dazu bewegt, die Stelle einer Tippmamsell zu übernehmen, ist nicht meine Sache. Darüber soll sich mein Chef den Kopf zerbrechen.

Nachmittags gehe ich zum Pferderennen. Überflüssig zu erwähnen, daß nur die von mir gesetzten Pferde als Erste durchs Ziel gehen dürfen, weil ich immer sehr schlecht gelaunt bin, wenn ich verliere, und auch die Quoten der Favorits müssen über Tausend für zehn liegen, weil ich furchtbar ärgerlich werden kann, wenn ich für zehn Schilling nur zwölf bekomme. Und dann rufe ich zu Hause an und erfahre, daß meine Tochter ein „Sehr gut" auf die lateinische Schularbeit erhielt, obwohl sie nicht weniger als vierunddreißig grobe Fehler hatte. Und daß der Geldbriefträger seit zwei Jahren endlich wieder eine größere Summe gebracht hat, die von meinem Verleger stammt, der wohl keine Eingänge für mich hat, aber das

seine zum Tage der guten Laune beitragen wollte. Und nachher gehe ich in ein Theater, wo selbstverständlich ein gutes Stück gespielt wird, das außerdem — wie sich ganz überraschend herausstellt — von mir selbst ist. Und wenn ich dann spät nachts heimkehre, erfahre ich, daß die Familie Brauer mit uns bös geworden ist, was ich schon lange hoffte, aber von ihnen scheinbar als ihren Beitrag zum Tag der guten Laune zurückgehalten wurde. Und wenn ich vor dem Einschlafen noch einmal das Radio aufdrehe, erhalte ich die rosigsten Nachrichten aus der ganzen Welt und außerdem wird der Börsenbericht noch einmal verlesen, aus dem ich ersehe, daß meine Papiere um vierhundert Prozent gestiegen sind.

So und nicht anders müßte mein Tag der guten Laune verlaufen. Und wenn ich die Sache, die aus Melbourne in Australien zu uns kam, recht überlege, fürchte ich doch, daß der Einführung gewisse Schwierigkeiten im Wege stehen dürften. Denn am Tage meiner guten Laune hätten die Zeitungsherausgeber, die Rundfunkdirektoren, die Lebensmittelhändler, die Postbeamten, meine Frau, die Straßenbahningenieure, die Magistratsbeamten, mein Chef, die Sekretärin mit den Sommersprossen, das Rennbahndirektorium, die Lateinprofessorin meiner Tochter, meine stückeschreibenden Kollegen, bestimmt keinen Tag der guten Laune. Denn so ist das Leben: Damit einer gutgelaunt sein kann, müssen sich soundsoviele ärgern. Es geht schon einmal nicht anders.

Also? Ja, die Sache wäre noch so zu machen, daß für jeden Einwohner einer Stadt ein gesonderter Tag der guten Laune geschaffen werde. Aber wie sollte das zum Beispiel in Wien, meinem Wohnort, praktisch aussehen? Wien hat beinahe zwei Millionen Einwohner. Und das Jahr hat nur 365 Tage ... Jeder Einwohner müßte also durchschnittlich fünfzehn Jahre warten, bis er einmal einen Tag guter Laune sein dürfte; wohingegen sich die übrigen 1'999.000 Einwohner vierzehn Jahre und 364 Tage ärgern müßten, um diesen einen, der gerade an der Reihe ist, einen gutgelaunten Tag zu bereiten.

Ach, ich sehe schon, dieser Tag der guten Laune wird leider scheitern, wie alles, was nicht mit der Unzulänglichkeit dieser Welt rechnet. Schade!

Logik

Hausfrau: „Anna, ich habe gestern gesehen, daß Sie in der Küche einem Soldaten ein Stück Braten gaben! Wie ist das möglich?"

Köchin: „Weil Sie durchs Schlüsselloch geguckt haben, gnädige Frau."

Unerwarteter Erfolg

„Kennen Sie diese Taschenuhr hier auf dem Tisch?" fragt der Richter den Angeklagten.

„Nein, ich habe sie noch nie gesehen!"

„Wachtmeister, führen Sie den verstockten Menschen wieder in Arrest."

Am nächsten Tage beginnt das Verhör mit derselben Frage:

„Nun — kennen Sie diese Uhr?"

„Jawohl!"

„Na, also! Das hört sich anders an als gestern. Und nun sagen Sie mir einmal, woher Sie dieselbe kennen?"

„Sie haben sie mir doch gestern schon mal gezeigt!"

Aus einem Schulaufsatz über Tell:

Als Geßler durch die hohle Gasse ritt, saß Wilhelm Tell im Gebüsch und drückte so, daß Geßler vom Pferd fiel.

Praktisch

„Seit ich die Jagd gepachtet habe, bin ich auch Mitglied des Tierschutzvereins. Da habe ich wenigstens eine feine Ausrede, wenn ich nichts treffe!" *Mi*

Aus Spanien — v. Riedemann (phot.)

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Große Oper — R. Aigner

Der gemeine Fotobazillus

Eine Krankheitsgeschichte

Der gemeine Fotobazillus ist der Erreger der „Fotografitis", von dem wir alle einmal infiziert waren, als wir noch in den fotografischen Kinderschuhen steckten.

Kaum schlingt so ein verführerisches Ding seinen Tragriemen um deinen Hals, so hast du ihn schon, den Fotobazillus. Oder besser, er hat dich. Du knipsest, um zu knipsen. Der Ruch von Lack und Leder umnebelt deine Sinne. Wehe dem, was dir in den Weg läuft; es wird erbarmungslos niedergeknallt. Du snapshottelst bei Tag, du snapshottelst bei Nacht. Dein gesunder Argwohn gegen verwandtschaftlichen Verkehr schwindet. Hast du einen neuen Film aufgezogen, so ruhst du, vom Fieber des Fotobazillus geschüttelt, nicht eher, bis du in neuer olympischer Bestzeit deine sechzehn Aufnahmen heruntergehaspelt hast.

Du knipst die Kakteentreppe von Tante Lisbeth, du knipst euren Wellensittich, du knipst die Fächerpalme, die Großvater von Schrebergartenverein „Eigne Scholle" zum 75. Geburtstag bekommen hat, du knipst, du knipst ...

Selbstverständlich machst du „alles selber." Du hockst Tag für Tag stundenlang in der improvisierten Dunkelkammer, von Entwicklerdüften umschwängert, um die Abzüge für Vaters Kegelklub bis morgen fertigzustellen. Du verrichtest, ein kleiner Ford, Serienarbeit am laufenden Band. Natürlich verlangst du nur deine Auslagen, doch du erweckst, indem du vergeblich dich mühst, deine Verlegenheit abzustreifen, totsicher den Eindruck, daß du deine Anverwandten und Bekannten tüchtig neppen wolltest. Während sich Mißtrauen gegen dich einzuschleichen beginnt, merkst du, daß du vergessen hast, den Vacublitz einzukalkulieren.

Bis dir eines Tages — schön ist dieser Tag — eine Gasanstalt in die Luft fliegt. An diesem Tage weicht der Fotobazillus aus dir und deine Genesung macht rasche Fortschritte.

Plötzlich schwindet dein Ehrgeiz in puncto Familienaufnahmen. Du drückst dich unverblümt an neuen „Aufträgen" vorbei und machst dich allgemach wieder unbeliebt bei deiner Sippe.

Hast du Phantasie, so gönnst du dir nach durcharbeiteten Nächten manch neckischen Scherz. Du gewährst den lieben Deinen jeden Wunsch, was die Gruppierung angeht.

Empfiehl besonders Pyramiden, etwa mit der Großmutter auf der Spitze, mit dem Goldfischglas in den Armen, und laß deine Opfer recht lange in ihrer Positur verharren.

Laß sie nicht merken, daß du keinen Film eingelegt hast, oder vergiß den Compur zu spannen, kurzum, tue ganz, als ob. Auf Anfragen, ob denn die Bilder noch nicht fertig seien, lasse in tiefem Bedauern dein Stimmband vibrieren, wenn du gestehst, daß die Aufnahmen mißraten sind.

Nach mehrmaliger Wiederholung solcher und ähnlicher Prozeduren wirst du bald dich bemitleidende Blicke deiner Anverwandten entdecken, und dein Neffe Karl, vom Fotobazillus gepackt, wird mit stets gezückter Box deinen Ruhm mählich erbleichen lassen.

Dann bist du frei! Dann erschließen abseitige Pfade dir die Schönheit deiner Liebhaberei und du meidest fortan die Heerstraße, die mit den Laschen der Filmpacks gezeichnet ist.

Der Dichter

Der kleine Knabe stand wie verklärt auf der Brücke und starrte in die immer stärker werdende Glut hinter dem Kamm des Hügels. Ein Fremder, der vorüberkam, beobachtete ihn und sagte schließlich: „Nicht wahr, ein herrliches Schauspiel!" — „Ja!" entgegnete der Knabe aus tiefster Brust, ohne den Blick von dem feurigroten Himmel abzuwenden. „Ich glaube, mein Junge, in dir steckt ein Dichter. Du begreifst die Natur in ihrer ganzen Größe", sagte der Fremde. „Gewiß stehst du bei jedem schönen Sonnenuntergang an dieser Stelle?" — „Wieso Sonnenuntergang?" fragte der Knabe verwundert. „Das ist doch die Dorfschule, die abbrennt!"

Punktum

Patient: „Ich hörte, Herr Doktor, Sie haben Herrn Huber auf eine Leberkrankheit behandelt, und er ist an einem Magenleiden gestorben."

Arzt: „Sie müssen nicht alles glauben, was man Ihnen erzählt! Wen ich auf ein Leberleiden behandle, der stirbt auch an einem Leberleiden!"

Bronchitis, Asthma

chronische Verschleimung, quälender Husten, Luftröhrenkatarrh, wurden selbst in alten Fällen mit **Dr. Boether-Tabletten** erfolgreich bekämpft. Unschädliches, kräuterhaltiges Spezialmittel. Stark schleimlösend, auswurfförderend, gewebefestigend. Reinigt und stärkt die angegriffenen Atemwege. In Apotheken ℳ 1.43 und 3.50. Vielfach kassenärztlich verordnet. **4000 schriftliche Anerkennungen, darunter 500 von Ärzten.** Interessante Broschüre mit Dankschreiben sowie **Probe kostenlos.** Schreiben Sie an Dr. Boether GmbH. München 16 A68

Ein untrügliches Zeichen

Tochter: „Jetzt weiß ich ganz gewiß, daß Egon ernste Absichten hat."

Mutter: „Hat er mit dir übers Heiraten gesprochen?"

Tochter: „Das noch nicht. Aber ich zeigte ihm gestern zwei Hüte in einem Schaufenster und sagte, der eine koste fünfzehn Mark und der andere dreißig; welchen er hübscher für mich fände. Er antwortete, den für fünfzehn Mark."

In einer Fremdenpension

Gast: „Immer, wenn ich den Speisesaal betrete, sehe ich Sie auf dem Klavierstuhl sitzen; aber nie spielen Sie!"

Der andere Gast: „Ich kann gar nicht spielen."

„Aber warum sitzen Sie dann auf dem Klavierstuhl?"

„Damit sich kein anderer darauf setzen kann."

Mein Herr, Sie werden beleidigend!

Herr: „Die Rose, die Sie mir auf dem letzten Balle gaben, gnädiges Fräulein, habe ich aufbewahrt. Sie erinnert mich täglich an Sie."

Altliche Dame: „Die muß doch schon ganz verwelkt sein."

Herr: „Ja, eben."

In der Drogerie

„Mit dem Mittel gegen Wanzen, das Sie mir neulich verkauft haben, bin ich gar nicht zufrieden. Die Viecher denken gar nicht daran, sich zu empfehlen!"

„Wann haben Sie es denn gekauft?"

„Vor etwa vierzehn Tagen."

„Oh, Sie müssen Geduld haben! Es ist ein Mittel, das ganz sicher gehen will. Es tötet die Wanzen nicht mit einem Schlage, sondern es untergräbt erst langsam ihre Gesundheit."

Ja dann

Lehrer: „Du siehst ja so blaß aus, Fritz! Wie kommt das?"

Fritz: „Heute morgen hat Mutti mein Gesicht selbst gewaschen."

Frech aber richtig

Gast: „Dieses Messer ist ganz stumpf, und das Beefsteak ist zäh wie Leder!"

Kellner: „Dann schleifen Sie doch das Messer am Beefsteak."

Ein Preisausschreiben bei dem jeder gewinnt

finden Sie im Oktoberheft der Zeitschrift „DIE FOTOWELT". Bei diesen so günstigen Aussichten sollten auch Sie mitmachen. Sie erhalten das Oktoberheft für 25 Pfg. bei Ihrem Buch- oder Zeitschriftenhändler od. von der

G. Hirth Verlag AG., München 2 NO

Pah!

Der Sohn eines kleinen Bauern: „Wir haben zu Hause eine Henne, die jeden Tag ein Ei legt."

Sohn des Bürgermeisters: „Pah! Mein Vater legt jeden Tag einen Grundstein."

Mehr als sparsam

„Du wolltest mir nie glauben, daß mein kürzlich gestorbener Onkel der größte Geizhals war, der je lebte. Weißt du, was er in seinem Testament bestimmt hat?"

„Nun?"

„Daß das Messingschild von seiner Haustür entfernt und auf seinen Sarg geschraubt werden soll."

Die dicke Feundin

„Ich habe deutlich gesehen, wie Franz den Arm um deine Taille legte!"

„Unsinn! Das ist ganz unmöglich!"

„Ich meine natürlich, so weit ihm das möglich war."

Der Wert des Menschen

Pfarrer (Trost spendend): „Der Wert eines Menschen, mit dem wir immer zusammen sind, wird uns oft erst klar, wenn er gestorben ist."

Witwe: „Ganz gewiß, Herr Pfarrer! Ich hatte ja keine Ahnung, daß mein Mann so hoch versichert war."

Schließlich

„Jeden Tag verlangte meine Braut, daß ich etwas anderes aufgäbe. Zuerst das Rauchen, dann das Kartenspielen, dann das Trinken, und so ging das weiter."

„Und schließlich?"

„Nun, schließlich habe ich meine Braut aufgegeben."

Aus einem Vortrag

„Vom Dorf zum Weltreich war im Altertum oft nur ein Schritt!"

Kegler — R. Aigner

Ein deutscher Gruß aus Österreich ist

Der getreue Eckart

Monatsschrift für das deutsche Haus
Einzelheft RM —.90 (S 2 —)
vierteljährlich RM 2.50 (S 5.90)

Diese nach Reichhaltigkeit und Niveau des Inhalts wie der Ausstattung einzig dastehende, in der Preiswürdigkeit für das Gebotene unerreichte Zeitschrift ist in ihrer unbeirrt gesamtdeutschen Haltung ein würdiger Wahrer des altösterreichischen Erbes und der denkbar beste Mittler zum Reich als auch zum Grenz- und Auslanddeutschtum. / „Der getreue Eckart" erscheint seit 1923 in Wien. Seine Lesergemeinde zählt nach Zehntausenden. Der laufende Jahrgang bringt neben reich bebilderten Beiträgen erster Autoren über künstlerische, schöngeistige, wissenschaftliche, technische und praktische Probleme, wertvolle Holzschnitte zu Gedichten von Josef Weinheber. Jedes Heft ist über 80 Seiten stark und kartoniert.

Ab Oktober ein neuer Jahrgang!

ADOLF LUSER VERLAG, WIEN / LEIPZIG

Instruktionsstunde

Offizier: „Ein Schiff in Not hat verschiedene Methoden, wie es seine Lage anderen Schiffen oder den Stationen am Ufer bekannt geben kann. Nennen Sie mir eine davon, Bings! Was würden Sie tun, wenn Sie in Not wären?"

Bings (noch rechtzeitig aufwachend): „Meine Uhr versetzen."

Circulus vitiosus

Vater zum Freier seiner Tochter: „Alles recht schön, junger Mann, aber meine Entscheidung hängt von Ihrer materiellen Lage ab!"

Freier: „Und meine materielle Lage — von Ihrer Entscheidung!"

Das ist die Frage

„Else, wenn du mich erhörst, werde ich dir den kleinsten deiner Wünsche erfüllen!"

„Schön, aber wer erfüllt mir die großen?"

Maßstab

„Jeder hat die Frau, die er verdient!"

„Ich habe aber keine!"

„Sapperlot, müssen Sie aber brav gewesen sein!"

Erkennungszeichen

In einem holsteinischen Badeort fragt ein Sommerfrischler den kleinen Arthur:

„Wo ist denn Dein Vater?"

„Im Swinstall."

„Im Schweinestall?"

„Jo — aber Se finden em sofurt, he hätt ne Mütz op!" — —

Schwäche, vorzeit. d. Männer heilbar. 25jähr. Erfahrung. Erfolg überschätzt. Aufklär. Schrift u. Probe verschlossen geg. 24 Pf. Porto. Unverbindl. Chemiker Kaesbach, Berlin-Wilmersd. 151 Postfach 2.

(Schluß von Seite 661)

„Judith ... Judith ...!" Er zog ihren Kopf an sich. Dann fühlte er, daß sie ihm die Kehle durchschnitt. „Judith!" schrie er auf.

Sie antwortete nur: „Du tust mir leid, mein schöner Feind!"

Die Todesglocken tönten in seiner Kehle. Sie ließ ihn liegen. Das ganze Haus lag in Dunkelheit, außer den zwei Zimmern, in denen jeweils vier Kerzen brannten. Das ganze Dorf lag still in der Finsternis der Nacht. Eindringlinge schliefen dort unter Feinden.

Man braucht eine Zeitung, sonst kommt man überall zu spät und verpaßt manchen Vorteil!

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Heutze

Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Fritz

Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

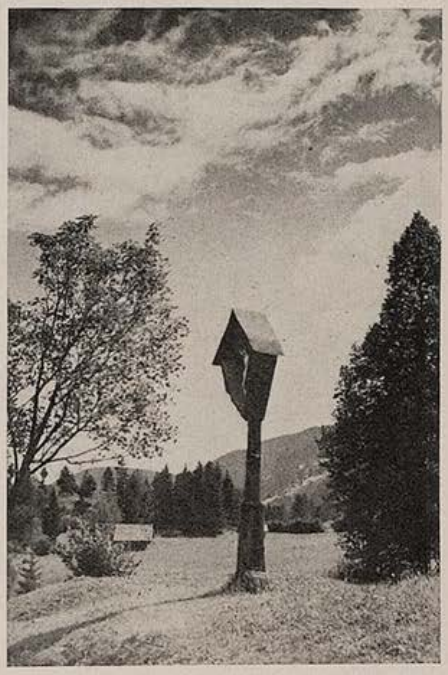
G. Hirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Redaktionelle Notiz:

Der durch Maschinenumbau entstandene Zeitverlust hat es notwendig gemacht, vorliegende Nummer der „Jugend" ohne farbige Bilderbeigaben erscheinen zu lassen.

Der Verlag der „JUGEND"

DIE FOTO-SEITE



Fahrt in die Berge

Haben Sie Ihre Kamera schon sicher im Schreibtisch, Wäscheschrank oder wer weiß wo untergebracht, nachdem jetzt die Ferienzeit endgültig vorüber ist?

Das hätten Sie lieber nicht tun sollen. Also schnell wieder hervor! In Verlegenheit brauchen Sie nicht zu kommen. Denn noch gibt es ja so viel zu tun, daß Sie alle Ihre Freistunden mit Ihrer Lieblingsbeschäftigung füllen könnten.

Auch zur jetzigen Jahreszeit haben wir prächtige Stunden. Mit stahlblauem Himmel und vielgestaltigen Wolken. Da lohnte schon eine Fahrt ins Gebirge, um über Sonnabend-Sonntag einmal nach Herzenslust das Wochenende zu genießen und schöne Aufnahmen anzufertigen. Wir brauchen gar nicht gleich auf die höchsten Gipfel zu klettern. Im Gegenteil, gerade unten im Tal sind die Motive viel zahlreicher und leichter darzustellen.

Da gelingt es uns also ohne viele Anstrengungen, daß wir gute Aufnahmen heimbringen. So bliebe gleichzeitig der Konflikt zwischen Wochenend-Ruhepause und Jagd nach dem Bilde erspart.

Die Wirksamkeit unserer Aufnahmen hängt im wesentlichen von der richtigen Wiedergabe der herrschenden Stimmung ab. Wolkengebilde von ungeahnter Vielseitigkeit und reiche Tonwerte in zarten und krassen Abstufungen sind im wesentlichen zu bewältigen. Das zu erzielen gelingt auch heute noch am ehesten durch Wahl eines entsprechenden Filters. Bis zu Höhen von rund 2000 Metern werden wir mit dem hellen Gelbgrünfilter gute Erfolge haben, darüber brauchen wir ein UV-Filter, das uns die hier vorherrschenden ultravioletten Strahlen fortnimmt, für die alle fotografischen Schichten gut empfindlich sind. Und schließlich sei gerade hier auf eine reichliche Belichtungszeit hingewiesen, weil es sonst unmöglich wird, all die vielen Feinheiten deutlich voneinander unterschieden abzubilden.

Daneben werden wir selbstverständlich auch dem räumlichen Bildaufbau Beachtung schenken. Interessiert besonders der Wolkenhimmel, so kann der Horizont tief unten liegen. Vorder-, Mittel- und Hintergrund wollen richtig abgestuft sein, wobei natürlich auch je nach dem Motiv das eine oder andere dieser drei Elemente getrost fehlen kann. Überschneidungen und Überdeckungen sind wichtig. Denn sie bringen Tiefe und oft auch wirksame Tonwertabstufungen.

Auf unserer Fahrt in die Berge werden wir jedes überflüssige fotografische Gepäck vermeiden. Die Kamera mit aufgestecktem Filter, eine Gegenlichtblende und sehr viel Filmvorrat in der Tasche ist im Grunde alles, was wir brauchen. Bei Aufnahmen im Sonnenlicht wird für gewöhnlich $^1/_{100}$ Sekunde mit Blende 5,6 gerade richtig sein. Für besondere Fälle führen wir noch eine Belichtungstabelle mit.

Wollen wir Spezialaufnahmen anfertigen, so brauchen wir — abgesehen von einer tüchtigen Portion Zeit — noch diesen und jenen Zubehör. Das aber ist die Spezialleidenschaft jedes einzelnen, so daß wir hier nicht lang und breit darüber zu sprechen brauchen.

Ein bestimmtes Ziel werden wir uns für diesen kurzen Ausflug nicht stellen. Wir fahren halt an einen schönen Platz und lassen uns von hier aus rein von unserer Kamera leiten. Viel Zeit ist ja sowieso nicht. Und deshalb werden wir sicher bestrebt sein, eine möglichst reiche Kamerabeute heimzutragen. Gerade dieses in gewisser Weise planlose Umherstreifen hat auch seine Reize. Denn da sehen und entdecken wir manches, was vorher unbekannt war und an dem wir sonst achtlos vorübergegangen wären. Auch mit den Ortsansässigen kann man sich leicht befreunden. Ihre Sommerarbeit ist ja getan, und so werden sie auch mehr Zeit für uns haben. Da gibt es dann Gelegenheit zu wirksamen Porträtstudien, Charakterbildern und Heimataufnahmen.

Wie wir sehen, ist die Fotozeit noch längst nicht zu Ende. Wollten Sie da die Kamera trotzdem schlafen lassen? gi—t

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11.
— Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. —
Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.A. III. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N.Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10. zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Mordbrenner: Bolschewismus

Rubey

„Hinaus, Schurke — sonst rufe ich Mars, dem du die Rüstung gestohlen hast".

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 43

Die Schauspielerin Consuela

Ignacio Zuloaga †

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 43

DIE ZEIT

VON GEORG ASSO PETERS

Die Zeit ist voll gerechten Maßes:
Sie braucht nicht einzuteilen
Das Rieseln ihres Stundenglases
In Eilen, in Verweilen.

Im Schwung des Perpendikels schleift
Die Stunde sich zurecht und reift: —
Aus Tagen, Wochen wächst das Jahr,
Das Morgen sich ans Gestern reiht;
Die Jüngsten sagen bald: „Es war" —
Und wissen um das Maß der Zeit . . .

Hast du zu jeder Stund gestrebt,
Hat mancher sonder Müh' gelebt.
Sinkst du ermattet früh ins Grab,
Sagt mancher lachend: Seht, ich hab
Noch Zeit und Geld!

Der Lauf der Welt
Hat aber andern Sinn:
Die Zeit erst zeitigt den Gewinn!
Sie, die sich nirgends drein verweilt,
Und jedem gleich die Stunden teilt,
Das Gute, wie das Böse mißt
Mit gleichem Maß und nichts vergißt,
Sie bringt zuletzt, mit hartem Schlag,
All uns're Werke an den Tag! —

DIE SCHÖNE CHINESIN

VON H. DE VERE STACPOOLE

In Sandabar wurde mir gesagt: „Wenn Sie nächsten Monat nach Europa heimfahren und Sie haben noch kein Schiff belegt, fahren Sie mit der ‚Haag'. Sie rollt nicht, ist holländisch, hat also gute Verpflegung und Sie werden interessanteren Menschen begegnen als auf den englischen Dampfern."

Ich war sehr jung zu jener Zeit, nicht mehr als zwanzig und wußte wenig von der Welt und ihrem Treiben, besonders von der Welt, die sich unter der bunten und gleißenden Oberfläche des Ostens verbirgt; ich war nicht der Mann, der hinter den Mädchen herschaut, aber da war ein Mädchen an Bord der „Haag", die mich den Kopf drehen machte.

Ich sah sie, als ich mich einschiffte. Sie war keine Europäerin, jedenfalls wenn sie europäisches Blut in den Adern gehabt haben sollte, war es nicht vorherrschend. Sie war auch tatsächlich, wie ich später erfuhr, väterlicherseits Chinesin. Sie stand neben einer Frau von holländischem Typus, ihrer Begleiterin, wie ich später herausfand. Als die beiden sich aus der Menge der an Bord Gehenden lösten, geführt von einem Steward, der sie offenbar zu ihrer Kabine geleitete, folgte ich ihnen mit den Augen und sah, daß er ihnen eine der Doppelkabinen auf Deck anwies. Offenbar vermögende Leute, jedenfalls nicht zweitklassig, und ich erinnerte mich, daß ich mit einer Art von Befriedigung dachte, da wir in der gleichen Klasse reisten, würde sich mir vielleicht eine Möglichkeit bieten, eine engere Bekanntschaft mit diesem Mädchen zu schließen. Dann ging ich hinunter in den Rauchsalon.

Im Rauchzimmer saß Mynheer Pel, ein Mann, den ich kannte; er fuhr auf Urlaub nach Rotterdam nach Hause und hier saß er nun, sehr erhitzt und aufgebracht nach der Wiederauffindung eines Koffers, den der Ladeoffizier in den Schiffsraum hatte befördern lassen, statt in seine Kabine. Er fragte mich nach meinem Ergehen und was ich in Europa zu tun gedächte. Ich hatte ihn geschäftlich kennengelernt und war ihm im Klub begegnet; er hatte nie viel Neugierde betreff meinen Angelegenheiten gezeigt. Es war das Schiff, das diese andere Seite zum Vorschein brachte. Menschen an Bord sind verschieden von Menschen an Land; an Bord nehmen die Menschen ein gesteigertes Interesse an anderen und seltsam kurzlebige Freundschaften schießen wie Pilze hoch, die mit dem ersten Auftauchen von Land hinschwinden und zerfallen.

Ich sah mein bezauberndes Mädchen beim Abendessen wieder. Sie und ihre Begleiterin hatten ein Tischchen rechts vom Saloneingang inne. Da ich an den Tisch des Ersten Offiziers gesetzt worden war, hatte ich

Aus Italien — Josef Eberz

wenig Möglichkeit, sie genauer zu beobachten oder mein Interesse an ihr durch Blick oder Miene mitzuteilen. Ich mußte vielmehr meinen Kopf halb drehen, um sie überhaupt sehen zu können. Aber die Blicke, die ich auffing, verminderten nicht im mindesten das Gefühl, das in meiner Brust zu keimen begonnen hatte. Sie war in der Tat sehr reizend, und um so reizender durch den Gegensatz mit ihrer hausbackenen Begleiterin, die sogar verschmäht hatte, ein Abendkleid anzuziehen — einer echten holländischen Hausfrau, aber mit einem Anstrich von Machtvollkommenheit und Entschiedenheit, der sie als einen Jemand ahnen ließ. Ich bemerkte denn auch, daß sich die javanischen Bedienten ganz besonders um sie bemühten. Ja, offenbar ein Jemand, aber ein Niemand für mich, dessen Augen restlos mit ihrer Begleiterin beschäftigt waren.

Das Mädchen war nicht in Abendkleidung wie einige der holländischen Damen, die ihre etwas zu üppigen Reize zur Schau stellten. Sie trug eine Art von orientalischem Schal, wie nur eine Orientalin ihn zu tragen versteht, und keinerlei Schmuck, soweit ich sehen konnte. Das gefiel mir irgendwie. Gerade am Schluß des Essens schickte es sich, daß ich noch einmal hinüberblickte. Unsere Augen begegneten sich, hafteten eine Sekunde; dann war sie fort.

Am Spätnachmittag des nächsten Tages fand ich sie auf dem unteren Deck wieder, ausgestreckt auf einem Liegestuhl und einen Fächer in der Hand, und ich, der ich so lange auf der Lauer nach ihr gewesen war, wagte ich mir ihr zu nähern? Wahrhaftig nein. Ich hätte nicht für alles in der Welt an ihr vorüber das Deck entlanggehen können. Es ist eine seltsame seelische Tatsache, daß ein sitzender Mensch gegenüber einem stehenden eine überlegene und kritische Stellung einnimmt. Der Stehende fühlt, daß ihn der Sitzende ruhig unter der Lupe hat, daß der Sitzende der Zuschauer ist und er der Schauspieler. Jedenfalls hätte ich nicht für eine Welt vor dem Mädchen mit dem Fächer vorbeipromenieren können; also lehnte ich mich in einiger Entfernung ans Schiffsgeländer und beobachtete sie unauffällig, wie sie da in ihrem Stuhl ausgestreckt neben ihrer unvermeidlichen Begleiterin lag, den Fächer in Händen und die Augen in die Ferne über das blaue Meer gerichtet. Einmal schien es mir, als blicke sie in meine Richtung, sei sich meiner Gegenwart bewußt; und ein andermal drehte mir ihre schwerfällige Begleiterin das Gesicht zu: sollten sie vielleicht zufällig über mich gesprochen haben? Ich wandte mich weg, ans Geländer gelehnt, und wie ich nun dem Wellengang und dem Flug eines fliegenden Fisches zusah, der wie ein silberner Pfeil vorbeiflitzte, faßte der furchtsame Hase, der ich gewesen war, plötzlich Mut und Vorsatz: Nein, ich konnte nicht vor ihr vorbei und mich mustern lassen; aber warum sollte ich nicht auf sie losgehen und sie ansprechen?

Zum mindesten hingehen und ihre Begleiterin ansprechen, so tun, als hätte ich sie schon einmal begegnet, mich wegen meines Irrtums entschuldigen und dann ein Reisegespräch anfangen. Ich würde bis dicht zu ihnen über Deck schlendern, dann stehenbleiben, so tun, als erkenne ich sie wieder, zaudern, meinen Hut ziehen und sagen: „Ah, guten Tag! wie nett, daß ich Sie hier wiedersehe", — all das auf holländisch. Denn sie sah aus wie eine Holländerin.

Spanische Familie **Ignacio Zuloaga †**

Doch ja, das schien recht gut, aber mit welchem Namen sollte ich sie belegen? Van Houten? Van Dunck? — nein: Reuter; ja, das war ein passender und gebräuchlicher Name. Die Sache war ganz einfach. Zur Erklärung würde ich sagen, sie sehe genau aus wie eine Dame, die ich in Sandabar in Mynheer Capelmans Haus getroffen hatte. Ich besaß einen Freund dieses Namens in Sandabar. Wenn sie auch derb und handfest aussah, so schien sie doch nicht unfreundlich. Aber obwohl der Plan mit der Absicht zustande gekommen war, ihn auszuführen, zögerte ich doch noch eine Weile. Es ist ein sehr tapferer Mann, der das Haus eines Zahnarztes betritt, ohne einen Augenblick auf der Treppe zu zaudern. Aber es war nur eines Augenblickes Zaudern: Indem ich plötzlich alle Bedenken in die Winde schlug, wandte ich mich mit der Kaltblütigkeit und Sicherheit eines alten Weltmannes um und ging hinter den in ihren Deckstühlen rauchenden, schlummernden oder lesenden Passagieren entlang über Deck. Als ich den vorgefaßten Punkt erreicht hatte, riß ich meinen Hut vom Kopf und ließ meine kleine Ansprache vom Stapel.

„Ich kenne Sie nicht, mein Herr", war die Antwort der Frau. Das Mädchen selbst sagte gar nichts. Nach einem raschen Blick auf mich senkten sich ihre Augen wieder in Betrachtung ihres Fächers. Ich war sicher, daß sie wußte, daß ich ihretwegen stehen geblieben war und für sie diese Abfuhr auf mich genommen hatte; denn eine Abfuhr war das Gesicht der Holländerin, gar nicht zu reden von ihrem Ton. Einen strengen und harten Ton, der besagte — oh, in unserer gesellschaftlichen Welt kann so wenig so viel besagen —: „Ich wünsche Sie nicht zu kennen. Sie sind hinter diesem jungen Mädchen, meiner Begleiterin, her. Sie sollen sie nicht kennenlernen. Leben Sie wohl!"

Ich stammelte eine Entschuldigung und dünkte mich beim Weitergehen ein Narr. Und doch, nicht das Mädchen hatte mich abfahren lassen, nein, ich wußte oder richtiger noch erriet — es gibt so etwas wie Gedankenübertragung —, daß sie mir gewogen war und daß dieses mutige Bestehen des Drachens, der sie gegen die Bemühungen des männlichen Geschlechtes schützte, mich in ihren Augen hob, nicht herabminderte.

Ich ging in den Rauchsalon und bestellte mir einen Cocktail, um mich aufzurichten. In diesem Augenblick kam auch Mynheer Pel herein. Die „Haag" sollte am folgenden Tag Macassar anlaufen und er fragte mich, ob ich mit an Land gehe? Ich ließ die Frage offen, was besagen wollte, daß, wenn das Mädchen an Land ginge, würde ich auch gehen; wenn nicht, dann nicht.

„Sagen Sie", fragte ich aus diesen Gedanken heraus, „haben Sie dieses auffallend hübsche Mädchen im Schlepptau einer biederen Hausfrau bemerkt? Ihre Kajüte ist auf dem Promenadedeck."

„Ja", sagte Pel, „es ist eine Asiatin."

„Kennen Sie die beiden?"

„Nur vom Sehen, habe nie mit ihnen gesprochen."

„Schade!" sagte ich. — Und dann sagte ich noch allerhand. Jedenfalls genug, um den anderen erkennen zu lassen, wie sehr ich interessiert war, und er hörte mir auf seine schwerfällige Art zu, um mir dann, wie bei ihm üblich, seine Ratschläge zu geben.

„Junger Mann", sagte Pel, „ich habe ein gut Teil vom Osten gesehen und nie bemerkt, daß Glück aus der Mischung der Rassen herausgekommen wäre. Wenn also Männer zum erstenmal vom Westen herkommen, mache ich es mir immer zur Pflicht, sie vor Verstrickungen zu warnen. Ich werde Ihnen etwas von Mischehen erzählen", fuhr er fort. „Der Direktor der Sampong Company — ein junger Mann mit guten Anlagen, gesund und geschäftlich tüchtig, aber ein Asiate — heiratete ein englisches Mädchen. Ich nenne nie Namen oder spreche über anderer Leute Angelegenheiten, wenn ich es vermeiden kann; aber es gibt Affären, die anderen als Warnung dienen und sie zu erwähnen ist kein Klatsch. Also der Mann, den ich nicht namentlich nennen möchte, lernte ein junges Mädchen, Engländerin aus guter Kaufmannsfamilie kennen, heiratete sie und ein paar Monate lang schienen sie nur zu glücklich. Zweifellos wäre es auch so geblieben, wenn der Mann Europäer gewesen wäre. Aber er war Asiate und plötzlich heckte er in seinem Herzen eine wütende Eifersucht gegen einen anderen Mann aus, eine vollständig unbegründete Eifersucht. Dieser andere Mann war ein guter Freund seiner Frau schon vor der Ehe gewesen und da die Freundschaft harmlos war, warum sollte sie nicht weiter währen? Von einem gewöhnlichen gesunden Europäergesichtspunkt aus bestand kein Grund, warum sie das nicht sollte; aber dieser asiatische Gentleman war kein gesunder Europäer. Er brütete über der Angelegenheit und versuchte es mit Zauberkunst — all das kam bei der Verhandlung heraus — und als das nichts half, griff er zu einem Dolch und stach den anderen Mann, gerade als die Gäste nach einem Ball aus dem Haus herauskamen, nieder — glücklicherweise ohne ihn zu töten. Nun, er hat jetzt seine fünfzehn Jahre abzumachen. Können Sie sich die Lage der Frau vorstellen, die weiterleben muß und zudem für ein kleines Kind zu sorgen hat?"

„Nein", sagte ich, „ich kann es nicht und will es auch nicht. Sie sprachen da von einem Einzelfall, gerade wie wenn ein Asiate, der nach Europa gekommen ist und vor Gericht eine Scheidungsverhandlung mitangehört hat, behaupten wollte, alle europäischen Ehen seien ein Fehlschlag."

„Ich spreche aus Kenntnis und gesundem Menschenverstand", sagte Pel, „und könnte Fälle anführen, wie sie sich überall auf diesen Inseln zutragen. Was denn, sehen Sie dort jenen Mann, der bei der Türe sitzt? Das ist Klinkert, und er könnte Ihnen genug Beispiele für die Eigenarten des Ostens erzählen. Er ist Polizeibeamter in Macassar, einem lebhaften Ort, wie Sie morgen sehen werden. Wie ich höre, ist er gerade auf der Jagd nach einem dreizehnjährigen Dyak-Dienstmädchen, das mit dem Schmuck seiner Herrin durchgebrannt ist und außerdem noch nach einer bildhübschen Frau, die ihren Mann mit pulverisiertem Glas umgebracht hat. Wenn Sie ihn fragen wollten, würde er Ihnen ohne Zweifel andere Beispiele und Fälle östlicher Geisteshaltung und Unberechenbarkeit nennen."

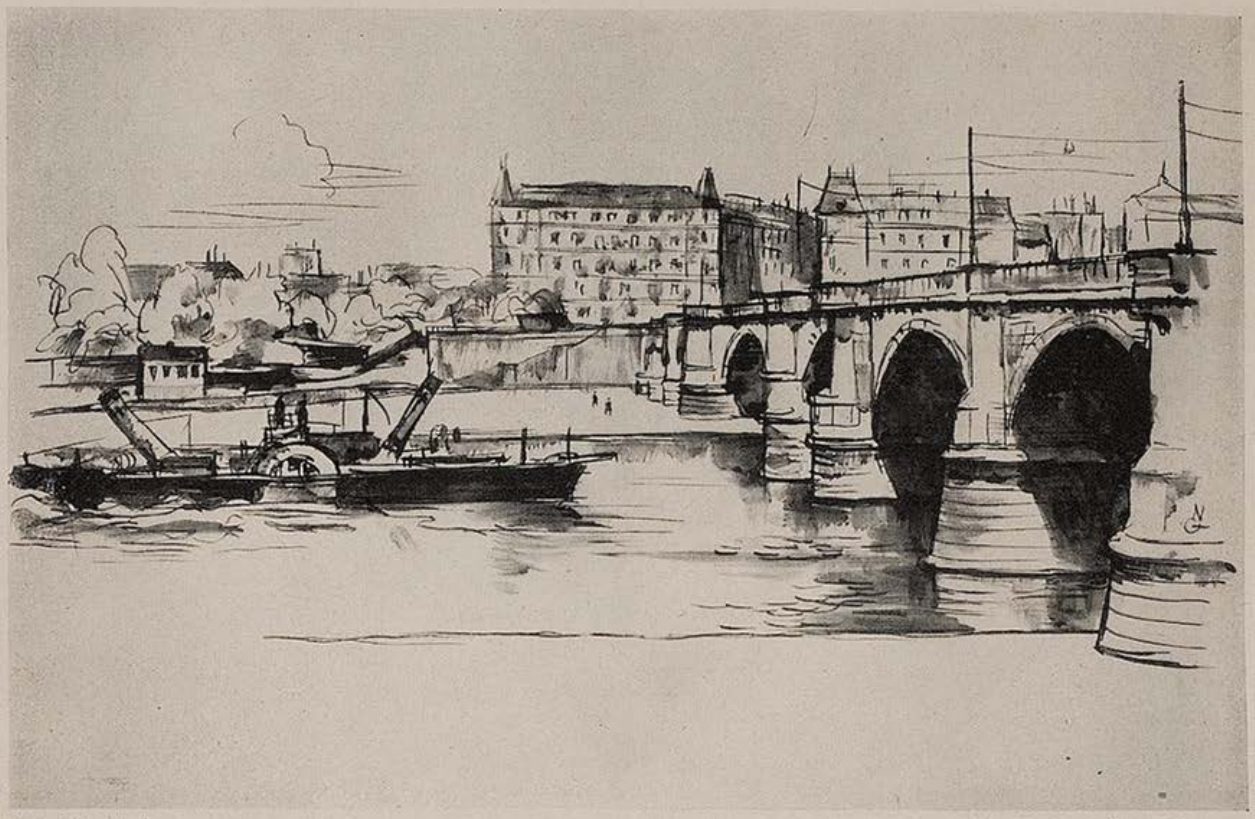
Ich stritt nicht weiter mit ihm, denn ich dachte, vielleicht könne er mir morgen nützlich sein, wenn ich auch noch nicht recht wußte, auf welche Weise. Wohl aber lag ich die ganze Nacht wach und überlegte mir Mittel und Wege. Ich hatte beschlossen, komme was da wolle, mit diesem Mädchen zu sprechen und war innerlich der festen Überzeugung, daß durch die Bekanntschaft meine Leidenschaft für sie nicht abnehmen würde; der komische Fall trat ein, daß alles Geschwätz Pels über die orientalischen Frauen und seine Warnungen nur meinen Entschluß bestärkten. Wenn die beiden in Southampton, wohin ich gebucht hatte, das Schiff verließen — gut und schön; wenn sie nach Amsterdam weiterfuhren, so fuhr auch ich weiter.

Zuletzt schlief ich doch noch ein und erwachte erst, um die „Haag" am Kai von Macassar festgemacht zu finden. Nun trug sich das Furchtbare, das mir widerfuhr, das, was man mit einer Verletzung der Seele vergleichen könnte, von der sie sich nie wieder ganz erholt, folgendermaßen zu: Pel, den ich beim Frühstück im Rauchzimmer traf, steckte voll Plänen für seinen Ausflug an Land. In gewisser Weise war er wie ein kleiner Junge. Er hatte seine besten Kleider und strahlende Laune angelegt und steckte mich mit seiner Lebensfreude an, einer Freude, die allerdings nur allzu rasch endigen sollte! Die Gerüche und Geräusche des Hafens und das, was ich durch die Schiffsluken vom Land zu sehen bekam, trugen dazu bei, daß ich mich einverstanden erklärte, ihn zu begleiten. Ich gab den Plan auf, die Gelegenheit abzuwarten, ob etwa das Mädchen allein zurückbliebe und zugänglicher sein würde, wenn die anderen fort waren. Vielmehr warf ich etwas Nachtzeug in einen Handkoffer und stand jetzt zusammen mit Pel auf dem Laufsteg unter der Menge der an Land gehenden Passagiere. Die Chinesin und ihre Begleiterin gingen ebenfalls zusammen mit den anderen an Land. Ich drängte mich vor, bis ich hinter ihr stand und hörte dabei, wie Pel mir aufgeregt etwas zuflüsterte, mit der Aufregung frischerfahrener Neuigkeit ... etwas von zerstäubtem Glas ...

Dann sah ich, daß das linke Handgelenk des Mädchens an das rechte Handgelenk ihrer Begleiterin gefesselt war. Klinkert ging hinter ihnen drein.

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil)

Bayerische Familie R. Aigner



Stadtbrücke H. Mayrhofer-Passau

HISTORISCHE MINIATUREN

Des Bischofs Rüstung

Richard I., König von England (1189—1199), der wegen seiner Tapferkeit Richard Löwenherz genannt wurde, machte in einem Treffen den Bischof von Beauvais zu seinem Gefangenen. Um ihn dafür zu strafen, daß er sich als Kirchenfürst selbst an der Schlacht beteiligt hatte, ließ er ihn Tag und Nacht seine schwere Rüstung nicht ablegen. Als der Papst dies erfuhr, ermahnte er Richard, doch weniger streng mit seinem „Sohne" zu verfahren. Hierauf schickte der König ihm die Rüstung seines Gefangenen und schrieb dazu statt Erwiderung die Worte, welche Jakobs Söhne zu ihrem Vater sagten, als sie ihm Josephs blutige Kleider brachten: „Ist dies deines Sohnes Rock?"

W.

Die edelmütige Frau

Sophie Arnould, die berühmte französische Opernsängerin (1744 bis 1803), die zwanzig Jahre lang die vornehme Pariser Gesellschaft durch ihre Schönheit und ihre Stimme zu entzücken verstand, war eine Frau von viel Witz und außergewöhnlichem Temperament. Ihre vielen Bonmots erschienen bald nach ihrem Tode als Sammlung „Arnoldiana." Auch ihre Memorien wurden veröffentlicht, und an der Spitze ihrer Biographen standen die Brüder Goncourt. Vielbesprochen wurde ihr Temperamentausbruch, als Graf Lauragnis, der eine Reihe von Jahren ein Liebesverhältnis mit ihr unterhielt, sie einmal erzürnt hatte. In der Aufwallung ihres Zornes schickte sie in einem Wagen alle Schmucksachen, Spitzen und Juwelen, die er ihr geschenkt, und zwei Kinder, die sie ihm geboren hatte, an seine rechtmäßige Gattin. Gräfin Lauragnis behielt die Kinder und schickte alle Kostbarkeiten zurück.

W.

Der Kavalier

Als einst der Herzog von Fleury den berühmten Tänzer der Pariser Oper, Auguste Vestris, bei seiner Geliebten antraf, geriet er nicht in Zorn, sondern sagte zu ihm mit großer Herablassung: „Ich werde stets Achtung gegen Ihre Beine haben, betreten Sie aber diese Schwelle wieder, so schlage ich Ihnen die Arme entzwei!"

H. G.

Treffend

Fritz Beckmann, der aus Deutschland stammende berühmte Komiker des alten Burgtheaters äußerte sich einmal über Saphir: „Man kann sag'n was man will, uneigennützig ist der Mann. Denn so vielen Leuten er auch schon die Ehre abg'schnitten hat, nicht das kleinste Stückerl hat er für sich behalten."

H. G.

Der Diener

Der Dichter Castelli war der Begründer des Wiener Tierschutz-Vereins. Einmal sagte er zu Thomas, seinen alten, einfältigen Diener: „Heute nachmittags fahre ich ins Tierspital!" Hierauf Thomas: „Bleib'n Euer Gnaden draußen, oder fahren's wieder z'ruck?"

H. G.

Der Muff

Terray war unter Louis XV. Finanzminister. Als dieser an einem Wintertag nach der neuesten Mode mit einem Pelzmuff erschien, sagte Madame de M. „Wozu braucht er einen Muff? Hat er nicht die ganze Zeit seine Hände in unseren Taschen?"

H. G.

SOMMERENDE

Von Max F. Bevern

Nun schickt die Sonne minder heiße Grüße.
Liguster setzt die schwarze Farbe an.
Die späten Früchte brauen noch die Süße.
Das Rot der Vogelbeere hebt den Blick hinan.

Trotz reichem Blütenwogen in den Gärten,
Zeigt fahle Stellen schon der Bäume Grün,
Und früh Vergilbtes weist als ernste Fährten,
Daß bald die Vogelschwärme seewärts zieh'n.

Noch ist's ein Fest, das sonnig übersponnen,
Doch geigt gedämpfte Lust des Sommers Ton;
Ihm lauscht das Herz, ergriffen und versonnen,
Und fühlt den Übergang ins Welke schon.

DAS LEBEN EIN JUX

Von Wilhelm Lichtenberg

Theo? Mein lieber Freund Theo? Oh, er war ein Bursche von unendlichem Humor. Er hatte sein Leben dem Jux geweiht und überraschte immer wieder durch überwältigend drollige Einfälle. Wenn es lauter Menschen wie Theo gäbe, würden die Juxartikelgeschäfte wie Pilze aus dem Boden schießen und niemand würde sich trauen, über eine Treppe zu gehen, aus Angst, daß auch sie nur ein Jux sei und in der Mitte — hahaha! — zusammenbräche.

Glücklicherweise aber haben nicht alle Menschen Theos Vorliebe für Jux und Spaß, was unserem Leben doch einige Sicherheit verleiht.

Wenn mir Theo die Hand reichte, steckte immer irgendein heimlicher Reißnagel in seinem Handschuh. Hahaha! Und wenn er mir seinen Bleistift lieh, um etwas zu unterschreiben, hatte dieser eine biegsame Gummispitze. Gut, wie? Und wenn er mir eine Zigarette anbot, explodierte sie todsicher; das war zwar nicht ganz ungefährlich für meine Augen, aber es war ein Mordsspaß. Und seine Streichhölzer brannten nicht, und seine Bonbondose hatte oben eine Glasplatte, so daß nichts herauszubekommen war, und ... Aber es gibt wohl sehr viele Theos in diesem Leben, und ich brauche ihn nicht ausführlicher zu schildern. Wem das Leben ein Jux ist, der macht es den andern zur Qual.

Schildern will ich nur, wie er mich zu sich, in seine Wohnung lud. Denn das war zu drollig, hihihi! Er sagte mir: „Ich wohne Silberstraße Nummer 2, fünf Treppen hoch, allerdings ohne Lift. Komme am Freitag zu mir."

Ich stieg also am Freitag fünf Treppen in der Silberstraße 2 hoch. Oben angelangt erfuhr ich, daß Theo im Parterre wohne. Köstlich, was? Also, zurück ins Parterre — über-

(Fortsetzung S. 681)

Landbrücke — Heinz Landgrebe

Mädchen H. Nagel

Leo Slezak, heute allgemein bekannter und beliebter Filmkomiker, war lange Jahre eine Zierde der Wiener Oper. Und ebenso bekannt durch seinen schönen Tenor, wie auch durch seine überaus weiten Kragen und den kühnen Faltenwurf seiner jeder Bügelfalte entbehrenden Harmonikahosen. Besonders beliebt war und ist auch heute noch sein Vortrag des „Lenz" von Hildach. Kein Konzert, bei dem er dieses Lied nicht mindestens dreimal singen muß.

Im Sieveringer Atelier waren nun kürzlich Filmaufnahmen, an denen Leo Slezak, Hans Moser usw. mitwirkten. In einer Drehpause stehen mehrere Künstler beisammen und plaudern. Auf die Frage, was Slezak den vorhergehenden Abend unternommen habe, antwortete er: „Ach eingeladen war ich. Und mußte natürlich den „Lenz" singen, gleich viermal. Beim Hals wächst mir das Lied schon heraus!" Worauf Moser unterbrich: „So, dös is das. Und i hab' immer glaubt, es is a klaner Kropf!" *H. G.*

*

Am Stadttheater in Mainz gastierte eine Altistin namens Hahn, die nur über sehr schwache Stimmittel verfügte.

Am Tage nach ihrem Debut schrieb der gefürchtete Kritiker eines Mainzer Blattes: „Als die Hahn zum drittenmal krähte, ging ich still hinaus und weinte bitterlich."

*

Ein Mädchenpensionat besuchte eine Vorstellung des „Lohengrin". Tags darauf sollen die höheren Töchter in einem Schulaufsatz ihre Eindrücke von der Wagneroper festhalten.

Eine der jungen Damen äußerte sich über den Gegenstand wie folgt: „Am Tage nach der Brautnacht konnte Elsa sich nicht enthalten, Lohengrin zu fragen, welchen Geschlechtes er sei."

*

Zu dem berühmten Cellisten Popper kam ein junger Mann, spielte ihm vor und bat, bei dem Meister Stunden nehmen zu dürfen.

„Stunden?" staunte der Cellist. „Herr, Jahre müssen Sie bei mir nehmen, wenn Sie halbwegs spielen lernen wollen!"

ANEKDOTEN

Als Wenzel Scholz, der berühmte Wiener Komiker des Vormärz, nach den Revolutionstagen im Jahre 1848 gefragt wurde, was er für das Vaterland getan habe, meinte er:

„Zittert hab' i fürs Vaterland!" *H. G.*

*

In einer Gesellschaft stritten einst ein Rechtsanwalt und ein Arzt sich um den Vorrang ihrer Würden. Der Pariser Dichter Piron wurde gebeten, den Streit zu entscheiden. Dieser entschied sich für den Advokaten mit der Begründung, daß der Spitzbube immer voran gehe, während der Scharfrichter nachfolge. *H. G.*

*

Der General Kniephausen, der im Jahre 1776 die hessischen Mietruppen kommandierte, war zwar ein gewaltiger Haudegen, aber vom Seewesen verstand er nichts und von Geographie nicht viel mehr. Auf der Überfahrt von England nach Amerika befand er sich auf Lord Howe's Schiff und brachte daselbst mehrere unlustige Wochen zu, indem die Flotte durch den Umstand, daß manche der Transportschiffe sehr schlecht segelten, ungewöhnlich lange aufgehalten wurde. Endlich konnte es Kniephausen nicht mehr aushalten, eines Tages stellte er sich steif vor dem Admiral hin und sagte: „Mylord, ich weiß, es ist Schuldigkeit des Soldaten sich zur See zu fügen, aber die Truppen seiner Durchlaucht, meines gnädigen Herrn, sind mir anvertraut und so halte ich mich verpflichtet anzufragen, ob wir nicht in einer der finsteren Nächte, die wir hatten, an Amerika vorbeigesegelt sein könnten?" *H. G.*

Junge Mutter H. Nagel

Mein Junge — A. Weiß-Rüthel (phot.)

Fortsetzung v. S. 679)

flüssig zu sagen, wie ich während des Marsches in mich hineinkicherte. Unten angelangt drückte ich auf die Klingel. Au! Ich taumelte, von einem elektrischen Schlag getroffen, zurück. Herrlich! Theos Klingel elektrisierte. Und ich brauchte zehn Minuten, bis ich mich von dem Schlag erholt hatte.

Dann klopfte ich nur mehr. Aber die Tür gab keinen Schall, wenn man gegen sie klopfte, weil sie nämlich aus Asbest war und nicht aus Holz. Wundervoll! Und jetzt entstand die bange Frage, wie gelangt man in Theos Wohnung? Läuten? Lebensgefährlich. Klopfen? Aussichtslos. Rufen? Ich versuchte es. Wütende Köpfe erschienen in allen Türen und verboten sich die unausgesetzten Belästigungen durch Schreien. Es gab ein paar Ehrenbeleidigungen, die noch ein gerichtliches Nachspiel haben werden. Und dann wollte ich, verzweifelnd an der Möglichkeit, jemals zu Theo vordringen zu können, abziehen.

Gerade im allerletzten Moment öffnete sich Theos Wohnungstür wie durch eine geheimnisvolle Zaubermacht. Ich trat ins Vorzimmer. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Theo verstand sich auf ulkige Inszenierungen. An der Wand stak ein Haken. Ich hängte meinen Hut hin. Im gleichen Moment versetzte mir der Haken eine kräftige Ohrfeige. Himmlisch! Ich prallte zurück und stieß gegen einen Schrank. Der Schrank öffnete sich als zauberhafter Sesam und verschluckte mich. Ich war in einem kleinen, dunklen Viereck gefangen. Was tun? Zu klopfen wagte ich nicht, weil man bei Theos Möbeln nie wissen konnte, ob sie nicht irgendwie als Elektrischer Stuhl präpariert sind, Rufen, Schreien war aussichtslos. Also beschloß ich, mein junges Leben in diesem Schrank rein per Jux auszuhauchen. Glücklicherweise öffnete sich der Schrank nach fünf Minuten bereits, weil er eben nur ein Jux Theos gewesen war, und entließ mich in ein Spiegellabyrinth. Hahaha! Hihihi!

Waren Sie schon einmal in einem solchen Spiegellabyrinth? Man glaubt, daß hier die Welt ein Ende gefunden habe, man dreht sich im Kreise und kehrt immer wieder zum Ausgangspunkt zurück, tausend Fratzen, die irgendwie an die eigene gemahnen, glotzen einen ringsumher an. Und Theo hatte sich den Luxus geleistet, ein ganzes Zimmer als Spiegellabyrinth einzurichten, nur um seinen Gästen vergnügte zehn Minuten der Lebensgefahr zu bieten.

Endlich, als ich bereits erwog, ob es nicht klüger wäre, meinen Kopf an einer der Spiegelscheiben zu zerschellen, erschien er selbst und befreite mich. „Junge!" drückte er meine Hand und ich schrie auf. Denn er hatte sich Borsten auf seine Handfläche geklebt. (Wo er nur immer diese köstlichen Einfälle her hatte, mein Theo?) Dann führte er mich in ein anderes Zimmer, das erfreulich normal aussah. „Setz dich, Liebling!" lud er mich ein. Ich setzte mich auf den Stuhl, den er mir bezeichnet hatte und lag sofort wimmernd auf dem Boden. Die Stuhlbeine waren nämlich angesägt gewesen und trugen keinen, der arglos auf sie vertraute. „Setz dich jetzt auf diesen Stuhl", lachte er schallend. Aber ich setzte mich nicht mehr. Ich blieb während meines ganzen Besuches stehen. Wer bürgte mir auch dafür, daß aus irgendeinem Stuhl nicht plötzlich eine glühende Eisenspitze hervorwüchse, die sich in mein Innerstes bohrte?

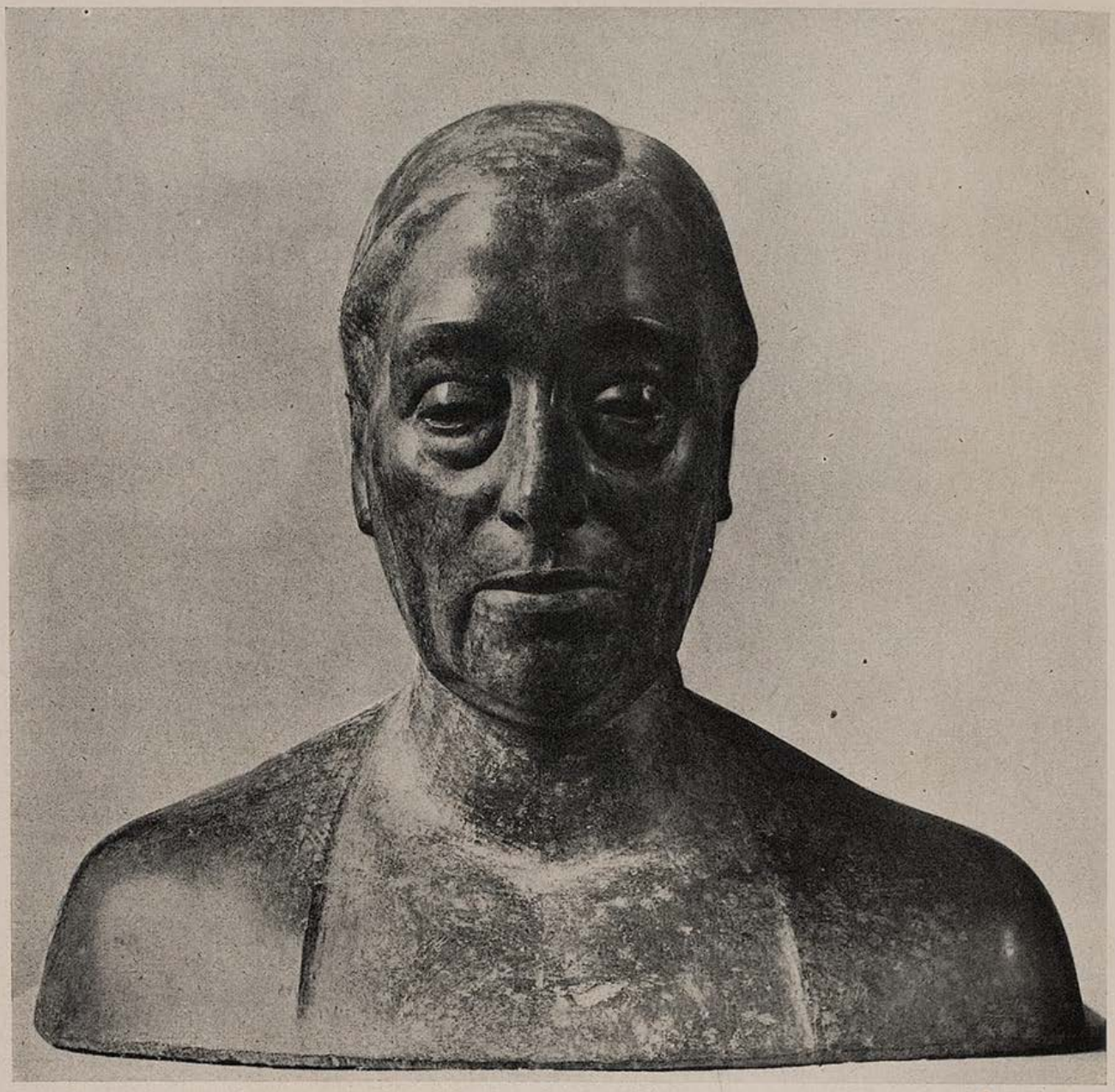
„Zigarette angenehm?" Ich nahm eine, obwohl ich wußte, daß sie im nächsten Augenblick explodieren würde. Aber man durfte doch Theo seine harmlosen Freuden nicht rauben. Glücklicherweise verletzte die explodierende Zigarette nur das Augenlid und nicht den Augapfel selbst. „Ein Gläschen Likör?" — „Bitte!" Denn ich war fest entschlossen, kein Spaßverderber zu sein. Überflüssig, zu sagen, daß der Likör in Wirklichkeit Laugenessenz war; aber er hätte noch Schlimmeres sein können. „Willst du ein bißchen Radio hören?" — „Gewiß", erwiderte ich. Denn Radio ist doch etwas Unverfängliches. Und die Radiostationen gehen bestimmt nicht auf Theos Juxbedürfnis ein. „Scenectady? Tokio? Daventry? Hörby?" — „Egal." — „Schön, dann Tokio. Von dort empfange ich ausgezeichnet." Er knipste an. Und Tokio meldete sich sehr klar und rein: „Hallo, hallo, hier Sender Tokio, Japan. Wir bringen eine Verlautbarung von äußerster Wichtigkeit. Der Lichtenberg Wilhelm ist der größte Idiot, den der Erdball gegenwärtig trägt." „Hahaha! Hihihi! Huhuhu! Da ich nicht gut annehmen konnte, daß Theo mit der Tokioter Radiostation im Bunde stand, konnte ich mir dieses Wunder nur so erklären, daß er eine Grammophonplatte abrollen ließ, die diese humorvollen Worte eingeritzt hatte.

Theo setzte mir auch etwas zum Essen vor. Beim ersten Bissen brach ich mir den rechten Vorderzahn aus. Denn das Biskuitt war täuschend aus Porzellan nachgebildet gewesen. Theo bat mich in sein Arbeitszimmer. Und während ich die Schwelle dieses Zimmers überschritt, geriet ich in ein Fuchseisen. Theo ließ mich in einen Spiegel schauen, der mir einen Eselskopf zurückwarf. Theo ließ mich auf einer Schreibmaschine schreiben, die, sowie ich nur die erste Taste niederdrückte, in hundert Teile auseinandersplitterte.

Und weiß Gott, was Theo noch alles mit mir vorgehabt hätte, wenn nicht . . .

Ja, hier, in aller Öffentlichkeit lege ich das reumütige Geständnis ab, daß ich mich plötzlich auf Theo stürzte, in grenzenloser, unfaßbarer Wut seinen Hals umklammerte und ihn erdrosselte. Ich, meinen guten, lieben Freund Theo. Scheinbar deshalb, weil ich Zeit meines Lebens keinen Jux verstanden hatte.

Ich wurde als Mörder verhaftet, aber von einem hohen, einsichtsvollen Gericht freigesprochen. Denn es gibt noch Richter in der Welt! Gott sei Dank!



Porträtplastik — Emil Krieger

HABEN WIR DA GELACHT!

Von Gert Lynch

Am Rande des Dorfes, wo die Kiesgruben liegen und vereinzelte Birken wachsen, steht eine braune rissige Lehmhütte mit kleinen viereckigen Fenstern. Die Rückseite des Häuschens ist mit Brettern verschalt, die das Wetter schwarzgrau gebeizt hat. An der Giebelseite, wo die ausgefahrene Straße vorbeischlängelt, wurzelt ein alter knorriger Holunder. Der bemooste Stamm stützt die Lehne einer Knüppelbank.

Hier sitzt am Feierabend der Pivacker Tim und schwingt auf den Knien die Ziehharmonika, daß es durchs ganze Dorf klingt. Auf seiner Achsel schnurrt Ratz, der taube Kater, reibt das Ohr an Tims Bartstoppeln und tappt jedesmal nach der Bierflasche, wenn Tim einen Schluck nimmt.

Tim kennt viele Lieder und spielt gut, und manches Fenster im Ort öffnet sich. Die eifrigsten Zuhörer aber sind die Kinder. Sie liegen bäuchlings im spärlichen Gras vor der Knüppelbank. Die Jüngsten, die nicht nach Hause wollen, müssen von den Älteren fortgeschleift werden.

Gegen zehn Uhr klopft Frau Pivacker an die Scheibe. „Schlafenszeit", sagt Tim und dehnt die Arme. Doch einige Burschen betteln hartnäckig: „Tim, erzähl' noch was, wo ihr gelacht habt!"

Und Tim, der weit umhergekommen ist und das Donaugebiet von Passau bis zum Schwarzen Meer kennt, läßt sich erweichen. In jeder Geschichte, die er erzählt, fällt die Redensart: „Haben wir da gelacht!" Meist gibt es bei den Geschichten gar nichts zu lachen, aber sie sind dermaßen spannend, daß es allen den Atem versetzt. Die Geschichte, wie

er von einer Giftschlange gebissen wurde und die Wunde mit dem glühenden Messer ausbrannte, soll er erzählen, obgleich er sie schon an die zwanzigmal erzählte. „Haben wir da gelacht", schildert er, „als die glühende Klinge das Fleisch verschmorte und mein Kollege, der Peter Haberstroh, dieses lange Laster, meinte, es riecht wie auf dem Münchner Oktoberfest, wie Ochs am Spieß."

Die Zuhörer versuchen zu lachen und kräuseln die Lippen. „Und das mit der Zigarre, Tim, erzähl das auch noch, magst?"

Und er erzählt das auch noch. Im Felde war es, im Balkan unten, als ihm die Serben mit einer Flintenkugel die Zigarre aus dem Maul herausschossen, und wie er sich dann, ha ha, einfach' eine andere angesteckt hatte. „Haben wir da gelacht!"

Alle lachen. Am meisten die kleine Försterresl, die breitbeinig am Boden sitzt und sich nicht mehr beruhigen kann.

„Nun hör schon auf mit Kichern", sagt Tim, indem er aufsteht, seine Harmonika unter den Arm klemmt und ins Haus geht.

*

Am andern Morgen, kaum daß der Hahn ausgekräht hat, klopft es hart an die Tür. Die Gendarmen sind es, die eine Haussuchung vornehmen. Sie öffnen das Pökelfaß, stochern im Heuschober, scheren den Kartoffelhaufen und das Brennholz auseinander, gabeln im Misthaufen herum, aber sie finden nichts. — „Pivacker", sagt der Kommandant, „Sie sind der beste Schütze im Umkreis. Das Wildern nimmt kein Ende mehr, und die Spuren führen zur Kiesgrube. Man munkelt so allerlei, nehmen Sie sich in acht!"

„Könnt ihr mir etwas nachweisen?" entgegnete Tim. „Habt ja den Bau schon im letzten Jahre durchsucht und auch nichts gefunden. Haben wir da gelacht!"

„Unterlassen Sie diese dumme Redensart", sagt der Kommandant und verläßt ohne Gruß mit den beiden Wachtmeistern die Hütte.

Frau Pivacker zittert an allen Gliedern und umfaßt mit beiden Händen den Arm des Sohnes: „Tim", sagt sie, „um meiner Seligkeit willen, ich flehe dich an, du wirst doch nicht ...? Denk an deinen Vater, der beim Wildern ums Leben kam! Ich würde die Schande ein zweites Mal nicht überleben."

„Aber Mutter, bist wohl nicht recht gescheit, ich und wildern? Daß ich nicht lach'!" Er löffelt vergnügt seinen Schmarrn. Dann klopft er der Mutter beruhigend auf die Schulter, hängt die Joppe um seine Achseln und geht zur Arbeit.

Der Holzschlag ist diesmal nahe beim Dorf. Vormittags schabt das Schöpsereisen, das die Rinde der umgelegten Stämme in langen Fladen herunterschält. Dann wird wieder gefällt. Axtschläge dröhnen, Späne wirbeln, Splitter spritzen. Die Säge razt, und das Holzmehl stiebt in dünnen Strahlen davon und zieht lichte Blessen über die dunkle Matte.

Die Rotfichte, wo Tim und sein Partner arbeiten, beginnt zu schwanken, so daß die Säge klemmt. Tim eilt zur Werkzeughütte, um die Hartholzkeile zu holen. Hier, auf der Schneise, erblickt er die kleine Försterresl. „Grüß Gott, Tim", ruft sie und lacht über das ganze Gesicht.

„Was treibst du denn hier im Walde?" fragt er.

„Wir haben doch Ferien", antwortet sie, und ich suche Erdbeeren. Magst welche?" Und sie reicht ihm ein Rankensträußchen, aus dem blutrote Walderdbeeren heraushängen.

„Gelts Gott", sagt Tim, nimmt das Sträußchen und läuft weiter.

„Tim!"

„Was noch?" Er hält inne und wendet sich um.

„Erzähl doch nochmal von der Zigarre, wo ihr so gelacht habt!"

„Ja, bist denn närrisch geworden? Jetzt unter der Arbeit? Geh' schön nach Hause, wir können dich hier nicht brauchen." Er läßt sie stehen und geht zum Schlag zurück. Niemand bemerkt, daß das Kind nachfolgt.

Tim treibt zwei Keile in den Schlitz, und dann wird fortgesägt. Ein Zittern läuft durch die Äste, der Stamm schaukelt, die Keile fallen heraus, es knäckert und ächzt, die Säge verstummt, zischend neigt sich der Wipfel, die Holzhauer treten zurück. Tim wirft einen Blick in die Richtung, wo der Baum aufschlagen wird, und zuckt zusammen. Er springt bei und stemmt sich mit allen Kräften gegen den sinkenden Stamm. Die Stiefel werden tief in die Walderde gepreßt, der Körper krümmt sich, die Schulter knackt und gibt nach, und die Rotfichte verändert noch im Fallen die Linie, rutscht Tim am Arm herunter und poltert mit dumpfem Krach zu Boden, daß die Gründe erbeben.

Porträtplastik — Emil Krieger

DAS SOFA

Von F. Bilek

1

2

3

4

Einen Schritt von der Stelle entfernt, wo der gewaltige Wipfel das Moos zerpeitschte, sitzt Resl. Der Schreck hat ihre Arme gestreckt, und ihre Hände halten krampfhaft ein frisches Sträußchen, an dem die Erdbeeren leuchten.

Tim steht da wie ein alter Mann, krumm und mit eingezogenen Schultern. Er keucht; sein Atem ist kurz und abgehackt. Als er sich überzeugt hat, daß Resl gerettet ist, spielt ein schiefes Lächeln um seinen Mund. „Haben — wir — da gelacht", stammelt er und fällt erschöpft vornüber, während das Kind schrill aufheult.

Tim wird auf der Bahre ins Dorf gebracht und später ins Bezirkskrankenhaus übergeführt, wo man einen Schlüsselbeinbruch feststellt. Die Ärzte besprechen den Fall und sind der Meinung, daß bei der Bärennatur des Verunglückten alles ausheilen wird.

Die ersten, die Tim besuchen, sind der Oberförster und seine Tochter. Resl legt einen Lärchenstrauß auf das Bett und stellt einen Krug mit Walderdbeeren auf das Tischchen. Dann forscht sie mit großen Augen in Tims Zügen. Der aber lacht sie an, zieht den gesunden Arm aus der Decke und läßt zwei Finger an ihrem Bauch entlangspazieren. „Es kriecht ein Käfer kribbelkrabb!" Da muß auch Resl lachen. „Ich dank dir schön, Tim, daß du mir das Leben gerettet hast!" sagt sie und hascht seine Hand.

„Pivacker", sagt ernsthaft der Oberförster, „auch ich danke Ihnen! Zwischen uns war Mißtrauen. Das soll jetzt anders werden. Wenn Sie wieder hergestellt sind, können Sie Jagdaufseher in meinem Revier werden. Ich denke, daß dann nicht mehr gewildert wird — einverstanden?"

Die beiden Männer sehen sich in die Augen und schütteln sich stumm die Hände.

Das Buch der Stunde

DR. ERWIN STRANIK

Österreichs deutsche Leistung

Eine Kulturgeschichte des südostdeutschen Lebensraumes

368 Seiten, Ganzleinen RM 7.20 (S 12.96)

Aus dem Inhalt: Der südostdeutsche Lebensraum und seine Menschen | Der politische Rahmen des deutschösterreichischen Kulturraumes | Dichtung und Wissenschaft von der Babenbergerzeit bis ins 18. Jahrhundert | Die Gotik | Die Barocke | Die politische Romantik | Das Theater des Wortes | Die ernste Musik | Die heitere Musik | Bildende Künste der Gegenwart | Dichtung und Literaturwissenschaft der Gegenwart | Die Wiener medizinische Schule | Techniker und Erfinder | Ein Bücherweiser | Personenverzeichnis

Sonderprospekt kostenfrei

ADOLF LUSER VERLAG, WIEN / LEIPZIG

Liebe Jugend

Ein altes Frauchen, bei dem eine Röntgenaufnahme gemacht werden soll, fragt ängstlich: „Schwester, verbrenn' i au nit?"

Schwester beruhigend: „Nein, nein, Sie werden bloß photographiert!"

Das alte Mütterchen nochmals: „Verbrenn' i au gwiß nit, i bin nämlich katholisch."

Der Hellseher

„Sie scheinen eine beschränkte Wohnung zu haben!"

„Woher wissen Sie denn das?"

„Nun, Ihr Hund wedelt nie von rechts nach links, sondern immer von oben nach unten!"

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Wastl
geht zum
Bauerntheater

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!
Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Wer Zeitung liest, ist stets im Bilde!
Und wer Bescheid weiß, hat Erfolg!

SIND SIE FOTO-AMATEUR?

Dann wird auch Sie die Kunstdruckzeitschrift DIE FOTOWELT interessieren.

Jeden Monat erscheint ein Heft bei 24 Seiten Mindest-Umfang für 25 Pfg. mit vielen Bildern und originell geschriebenen Texten.

Ein kostenloses Probeheft sendet Ihnen die

G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO

Foto-Amateure
lest
DIE FOTO-WELT
Herausgeber G. Isert
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60

Lest die „JUGEND"

BÜCHER

Bastian Schmid: „Begegnung mit Tieren." Mit 57 Abb. und 5 Skizzen. (München 1936, Knorr & Hirth. 175 S., 15 Taf. Geb. RM. 3.80, Leinen RM. 4.90.)

Tierpsychologie ist eine schwierige Sache, da sie mehr als eine rein wissenschaftliche Angelegenheit ist. Wer Tierpsychologe sein will, muß in erster Linie Tierfreund sein. Nur Liebe führt hier zur Erkenntnis. Wohl wenige Forscher, die sich der Ergründung des tierischen Seelenlebens zugewendet haben, können sich in dieser Hinsicht mit Bastian Schmid vergleichen. Symbolisch für die Wesensart dieses Mannes, für sein Verhältnis zum Tier ist das Umschlagblatt seines neuen Buches „Begegnung mit Tieren". Das Äffchen, das da unter seinem linken Arme kauert, fühlt sich wohlgeborgen, und der Blick des Forschers ruht mit väterlicher Liebe auf seinem Schützling. Wie seine früheren Werke — wir nennen nur „Das Seelenleben der Tiere" (1923) — zeugen auch diese Begegnungen mit Tieren von seiner innigen Vertrautheit, seiner inneren Aufgeschlossenheit und seinem feinen Instinkt für das Seelenleben der Tiere. Man hat gegen Schmids Betrachtungsweise eingewandt, daß er zu sehr anthropo-morphisiere. Dieser Einwand mag berechtigt sein oder nicht, wir lassen es dahingestellt, ob Schmids Deutung immer das Richtige treffe: jedenfalls ist er ein ungemein liebevoller, aufmerksamer Beobachter, der uns vieles im tierischen Verhalten verständlich gemacht hat, was wir bisher noch nicht gesehen haben. Mit unermüdlicher Geduld stellt er seine Versuche an, ob er nun die Sehschärfe des Falken untersucht, oder die Riechwelt des Hundes, oder die ersten Lebensregungen des Kükens. Überdies ist Schmid ein ganz ausgezeichneter Schilderer, er ist nicht nur strenger Wissenschaftler, sondern auch ein begnadeter Schriftsteller, dem die Gabe des Wortes in seltenem Maße verliehen ist. Diese Eigenschaften machen auch sein neues Buch zu einer genußreichen Lektüre, die sich kein Tierliebhaber entgehen lassen sollte.

Dr. Max Stefl.

Leopold Weber: „Die Odyssee Deutsch." Mit 10 Abb. nach Holzschnitten von Ludwig v. Hofmann. (München 1936, Georg D. W. Callwey und R. Oldenbourg. 371 S.)

Fast unübersehbar sind die Bemühungen, die Homerischen Dichtungen dem deutschen Schrifttum einzuverleiben. Wir haben originalgetreue Übersetzungen, die sich streng an das Original anschließen. Das Übersetzungswerk von Voß ist ihr unvergängliches Vorbild. Wir haben ferner freie Nachdichtungen, denen es weniger auf die äußere Form, als auf den Geist ankommt. Aber alle diese Versuche, so unähnlich sie untereinander auch sein mögen, richten sich streng nach dem Original, d. h. sie sind eben im eigentlichen Sinne des Wortes Übersetzungen. Nun bekommen wir plötzlich einen „deutschen Homer" in die Hand, der nicht mehr bloß Übersetzung, auch nicht Nachdichtung, sondern Neudichtung sein will. Der Schöpfer dieses Werkes ist Leopold Weber, dessen 70. Geburtstag wir kürzlich feiern durften. Er hat Homer nicht nur umgedichtet, sondern im Geiste der deutschen Heldendichtung umgestaltet. So sind manche für unser Gefühl widerspruchsvolle Eigenschaften und Züge im Charakter des Odysseus bei Weber ausgeglichen: er hat, wie er selbst betont, das Schönste aus dem für unser Bewußtsein nicht mehr Verständlichen herausgeschält und so ein Bild des Helden geschaffen, das dem nordischen Heldenbegriff in höherem Maße entspricht. Er hat auch manches Eigene und doch in Homerischem Geiste Empfundene hinzugefügt, um die Gestalten der Dichtung dem Bewußtsein der Gegenwart näherzurücken. Im ersten Augenblick klingt manches wohl etwas ungewohnt: man vermißt den weitausholenden Hexameter und findet sich nicht ohne weiteres in die Knappheit und Gedrängtheit der Eddaweise hinein. Wenn man sich aber einmal hineingelesen hat, steht man ganz im Banne dieser ungewöhnlichen Leistung. Der Rhythmus der kräftig geformten Verse bezwingt auch den Widerstrebenden. Der heldische Charakter der Dichtung kommt in dieser Umformung ungemein lebendig zum Ausdruck. Das spezifisch Epische des Homerischen Gedichts wird geradezu dramatisch gesteigert. Der Schwerpunkt von Webers Umdichtung liegt nicht so sehr in der Wiedergabe der Handlung und der Abenteuer des Odysseus, als vielmehr in der Herausarbeitung der Lebensanschauung und des bewegenden Sinnes der Dichtung. Ähnlich hat einst der Sänger des Heliand die biblischen Berichte umgeformt. Wir betonen nochmals: man muß Webers Odyssee als Neudichtung, nicht als Nachdichtung betrachten. So gesehen, ist sie nicht nur ein kühnes Wagnis, sondern auch Zeugnis eines starken, eigenwilligen Dichtertums, dem wir unsere Bewunderung nicht versagen können.

Dr. Max Stefl.

Das ändert die Sache

In den Südstaaten Nordamerikas ist es in manchen ländlichen Distrikten noch Sitte, daß der Lehrer des Ortes sein Gehalt in Form von Fleisch, Kartoffeln usw. erhält. Nun lebte einmal in einer Gemeinde eine sehr zahlreiche Familie, deren Kinder noch alle zur Schule gingen; trotzdem fiel es den Eltern, obgleich sie keineswegs arm waren, gar nicht ein, dem Lehrer ihren Tribut zu zahlen. Eines Tages aber trat die älteste Tochter an ihn heran und sagte: „Mein Vater will Ihnen ein Schwein schicken." — „Das wird mich außerordentlich freuen; sag' ihm das", erwiderte der überraschte Lehrer. Doch es vergingen eine, zwei und schließlich drei Wochen, ohne daß das Schwein im Schulhaus abgegeben wurde. Schließlich fragte der Lehrer die Kleine: „Wo bleibt denn das Schwein, das dein Vater mir schicken wollte?" — „Oh, das ist wieder gesund geworden", antwortete sie. W.

Bestrafte Eitelkeit

Als vor etwa hundert Jahren der türkische Gesandte Achmet Effendi in Berlin weilte, besuchten ihn viele Damen guter Kreise aus Neugier. Immer war er liebenswürdig und unterhaltend und gab allen — wie es seine Gewohnheit war — köstliche Bonbons. Einmal gab er einer dieser Damen wohl das Doppelte wie den übrigen, und sie ließ ihn, von Eitelkeit getrieben, durch den Dolmetscher fragen, warum er dies getan habe. Lächelnd antwortete er: „Weil Ihr Mund doppelt so groß ist wie der der anderen Damen." W.

Peter Fleming: „Mit mir allein". Eine Reise nach China. (Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin.)

Wenn Engländer ihre Reisen beschreiben, dann bannen sie die Gefahr, allzu ernsthaft, allzu dogmatisierend, allzu belehrend zu werden durch jene freundliche Ironie, die schon den Narren Shakespeares eigen ist, die aber genau wie bei diesen Narren niemals in snobistische Respektlosigkeit ausartet. Die scheinbar oberflächliche Betrachtung der Dinge, das sich mit seinem graziösen Lächeln über unendlich Ernstes Hinwegsetzen können — um dann, wohlgemerkt, in einem mit bezwingender Nebensächlichkeit eingeschalteten Reflexivsatz die ganze Schwere der Situation eindeutiger zu dokumentieren, als zehn deutsche Professoren das könnten — diese unkomplizierte Art des Berichtens ist es, die auch Peter Flemings Bücher so liebens- und lesenswert macht. Mit „sich allein", also in der zweifellos besten Gesellschaft, die ein Engländer haben kann, reist der Erzähler von London nach China, macht seine Notizen und Randglossen, seine Apercus und Zwischenbemerkungen; er sieht Not, Elend, Grauen, Freude, Zufriedenheit, Glück und Entsetzen, Krieg, Tod und Wachstum ... summa: das ganze Leben in seiner grandiosen Vielgestaltigkeit. Wo scheinbar gründlichere Naturen als Fleming fortsetzt zu kritischen Vergleichen und metaphysischen Reflexionen angeregt werden, begnügt er sich mit der geistvollen Projektion des Geschauten auf die Bühne der Gegenwart und es gelingt ihm auf diese Weise, die Fülle der Gesichte in Übereinstimmung mit unserem Interesse zu bringen. Neben einer Unzahl todlangweiliger Reisebücher haben wir hier wieder einmal ein überaus lebendiges und vielsagendes, für dessen Herausgabe wir dem Rowohlt-Verlag unseren Dank aussprechen. AWR.

I. E. Neale: „Königin Elisabeth." (H. Goverts Verlag, Hamburg.)

Der leidenschaftsvolle Widerstreit politischer und religiöser Gegensätze hatte über das Bild der englischen Königin ein Zwielicht geworfen, in dem sich die Konturen aufzulösen begannen. Vom zeitgenössischen Urteil der gegnerischen Parteien gleichermaßen vergöttert wie verlästert, in die blutigen Tragödien einer gewalttätigen Zeit unentrinnbar verstrickt, ließ Elisabeths Persönlichkeit der Nachwelt vielfache Ausdeutung zu. So konnte denn aus den widerspruchsvollen, lückenhaften und Episodisches ausschöpfenden Darstellungen das wahre Wesen der Königin und die überragende Größe ihres Herrschertumes nur unvollkommen begriffen werden. Neale hat es mit der Scharfsinnigkeit des berufenen Historikers verstanden, die verwirrende Überfülle urkundlichen Stoffes zu prüfen und zu sondern, Bruchstücke zu anschaulichem Ganzen zu formen und dem schwankenden Urteil die Strenge erweislicher Tatsache gegenüberzusetzen. In der Art, die geschichtliche Persönlichkeit mit dem großen Blick für das Wesentliche in ihrer Gesamtheit zu sehen und in dieser Gesamtheit faßlich zu machen, offenbart sich das Meistertum des englischen Historikers. Niemals verzweigt oder verengt sich der breite Strom einer Darstellung, die es der Nachwelt verständlich macht, daß ein ganzes Zeitalter nach dem Namen der großen englischen Königin benannt wird. Denn sie führte nicht nur mit Weisheit und Kühnheit ihren Staat durch alle Fährnisse einer politisch aufgewühlten Welt, sie wurde auch zur gekrönten Künderin einer neuen Geistesverfassung und trat als erster Herrscher über die Schwelle einer neuen Zeit. A. Wisbeck.

DIE FOTO-SEITE

Der Pimpf

Eigentlich merkwürdig: Der Pimpf bietet eine so unerschöpfliche Skala von wundervollen Motiven, und doch sehen wir immer nur Aufnahmen, wie er in seiner Uniform ergeben lächelnd vor einem Baum steht — also im Grunde gar nicht pimpfenhaft ist.

Wo steckt hier der Fehler? Wir müssen Pimpfe im Zusammenhang mit ihrem Dienst knipsen, denn dann sind sie erst richtig Pimpfe.

Selbstverständlich können wir nicht mit auf Fahrt gehen, haben auch nicht das Recht, in einen ihrer Heimabende einzudringen. Wir würden ja nur stören. Aber wir können lernen, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, und die kommt uns jede Woche einmal in irgendeiner Form zugelaufen, wenn wir rührig sind.

Jeden Samstag liefert die Post die Hitlerjugendzeitung ins Haus. Ich selbst hefte jede Nummer sofort in die hierfür bestimmte Mappe. Der Pimpf kommt vom Jugendtag zurück, und regelmäßig zwei Minuten später fehlt die Mappe samt ihm. Was ist bloß los mit den beiden? Im ganzen Haus sind sie nicht zu finden. Vor dem Haus nicht, hinter dem Haus? — Ich denke, das Foto gibt genügend Aufschluß.

Und wenn ein Städtchen noch so klein ist, ab und zu wird ein Fest gefeiert. Einen Umzug durch die Straßen, das hat man immer gemacht. Heute marschieren bei solchen Anlässen auch die Pimpfe. Marschieren, ja, da ist der Pimpf in seinem Element. Denn so können es nur sie.

Und weshalb fotografieren wir hier nicht viel mehr? Es ist uns doch durch nichts verwehrt?

Irgendwann und -wo hat sich der Junge am Fuß verletzt und kann heute nicht zum Dienst kommen. Draußen pfeifen die Kameraden, die ihn sonst abholen. Betrübt humpelt er zum Fenster. Und wem's nun gelingt, dessen Miene und die Gesichter der untenstehenden Kameraden aufs Bild zu bekommen, hat eine kleine Ahnung davon, wie „pfundig" doch so ein Jungvolkdienst sein muß, fotografisch eingefangen.

Im Sommerhalbjahr sind viele Einheiten auf den Landstraßen unterwegs auf Fahrt, vom und zum Lager. Wenn du ein Fahrzeug und Platz frei hast, dann erkundige dich doch immer im Vorbeifahren beim Führer, ob nicht der eine oder andere Fußbeschwerden hat. Kann ja sein: Neue Stiefel, die noch nicht eingelaufen sind, — daß der vor einem halben Jahr verstauchte Knöchel sich wieder bemerkbar macht, — ein Schuhnagel durchpiekt und nicht umzukriegen ist. Auf alle Fälle hast du dann Gelegenheit, nach Herzenslust zu knipsen.

Oder überrasche ihn in der Küche beim Affenpacken. Er merkt es nicht. So vertieft ist er.

Oder beim „Ständerling" auf der Straße, bevor der Heimabend angeht.

Oder wenn er stolz in der Verwandtschaft seinen Schulterriemen herumzeigt, weil er die Pimpfenprobe bestanden hat.

Jedenfalls fange an, den Pimpfen so zu fotografieren, wie er ist.

NEUE FOTOBÜCHER

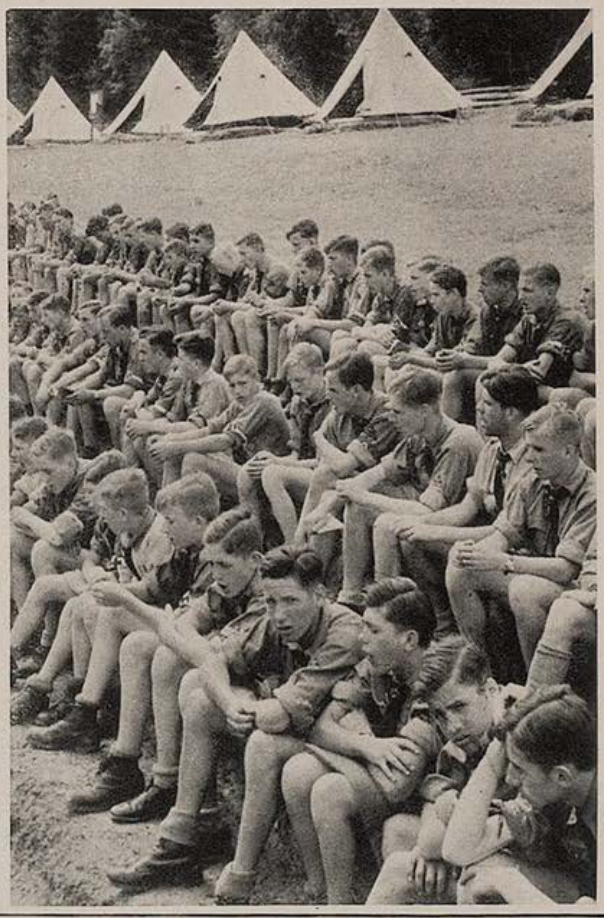
Im G. Hirth Verlag AG., München 2 NO, erschienen inzwischen:

„Kinder im Lichtbild" von Gerhard Isert, RM. 0.60. Das ist ein frisches und fröhliches Büchlein, welches das Thema Kinderaufnahmen endlich einmal unter den ihm gemäßen Gesichtspunkten bespricht. Technische Winke und vor allem bildmäßige Hinweise werden gebracht. Für Lehrer und Eltern wird dieses Büchlein gleich wertvoll sein.

„Fotos mit Nitraphot und Vacublitz" von Gerhard Isert, RM. 1.60. Zum Herbst und Winter bekommt die Kunstlichtfotografie einen besonderen Wert auch für den Liebhaberfotografen. Am meisten haben sich hier die Osram-Lichtquellen durchgesetzt, weil sie eine saubere und einfache Handhabung gestatten. Deshalb ist es zu begrüßen, wenn zu diesen Lichtquellen ein Spezialbuch erschien, das nicht oberflächliche Daten zusammenträgt, sondern in die Tiefe geht, auch ästhetische Fragen bespricht. Das Buch ist reich illustriert und in einzigartiger Qualität gedruckt.

Entwicklungsdose Varry

Dieses neue Gerät von der Firma Gg. Müller, Berlin-Charlottenburg, ist insofern bemerkenswert, als es gleichzeitig für Rollfilme 6×9 und 4×6,5, also für die B-II- und A-8-Spule benutzt werden kann. Die Dose ist aus Bakelit und faßt 600 ccm. Zum Fixieren dient der Dosendeckel, so daß für Entwickler und Fixierbad verschiedene Behälter vorgesehen sind. Der Film selbst wird auf einen Rahmen gewickelt, was leicht auch im Dunkeln vorgenommen werden kann. Preis RM. 9.—.



Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11 — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.A. III. V.J. 5700. — Entered as second class matter. Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Abwertung!

Weps

Danaë: „Ich danke schön für einen derartigen Schwindel"

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 44

Der schlüpfrige Steg

Carl Spitzweg †

JUGEND
41. JAHRGANG 1936 / NR. 44

TROST

Ehrliche Fäuste liebt Gott oft mehr
Als betende Hände, die lügen so sehr,
Die lügen Demut und kindliches Tun,
Und sind voll Ehrgeiz und wollen Ruhm.
Gott ist kein Richter, kein Wurm und kein Hund!
Wird ihm die trotzige Faust oft zum Mund,
Wird ihm die Faust oft zur Träne, die fleht —
Mehr als der Frömmler winselnd Gebet.
Öffnet er leis oft die Faust und die Pein —
Legt einen goldenen Stern dann hinein.

Jacob Ring

Die Pension am Mittelmeer

Von Peter Scher

„Wie haben Sie geruht, Süßes — war es besser diese Nacht?"

„O Liebling — es war schauderhaft! Um zwei wachte ich von einem Geräusch auf —"

„Von einem Geräusch — Barmherzigkeit! Sprechen Sie, Liebling — foltern Sie mich nicht!"

„So laß mich doch ausreden, Süßes! Es ist bestimmt ein Tier gewesen. Ich zitterte bis in die Zehenspitzen, mein Herz schlug —"

„Armer Liebling! Vielleicht eine Maus —"

„Desi — du erschrickst mich zu Tode! Sprich nicht von so entsetzlichen Dingen!"

„Ich bin außer mir! Mein armes Herz — nahmen Sie die Limonade?"

„Ich nahm sie, Desi — und schlief endlich wieder ein. Aber ich wurde von schrecklichen Träumen gequält."

„Geben Sie mir Ihr Händchen — es ist noch ganz kalt — Sie Ärmste!"

„Was habe ich nur geträumt? Ach, richtig — von einer Ameise, die mir am Bein emporlief —"

„O fürchterlich — sprechen Sie nicht weiter! Wir wollen Kamillentee trinken und ich lese Ihnen aus dem Brevier vor."

Waren es zwei goldlockige Kinderchen, die sich so unschuldig unterhielten? Nein, es waren die sechzigjährige Komtesse Jeanne Mourdedieu de la Roquefoucauld und ihre uralte Freundin und ehemalige Erzieherin Desirée, kurz Desi genannt. Sie saßen in einer Pension am Mittelmeer unter einem gewaltigen roten Sonnenschirm und tranken Tee.

Die Pension gehörte einer verarmten deutschen Familie, der nichts übrig blieb als die Gäste, so wie Gott sie gab, mit gutem Humor hinzunehmen. Frau Schneidewin, die Leiterin des Unternehmens, gab sich tapfer und fleißig alle Mühe. Ihr Gatte, der wegen seiner kranken Lunge im Süden leben mußte, biß die Zähne zusammen und fluchte in seinem Privatzimmer unterm Dach über die Heimsuchungen, deren sie doch so dringend zu ihrem Unterhalt bedurften.

Die Komtesse war in ihrer Jugend längere Zeit in Dresden gewesen und lebte in der irrigen Vorstellung, die deutsche Sprache geläufig zu beherrschen. Zum Beweise dessen bezeichnete sie sich gern als eine „talentvolle Sprachnerin". Sie fand es „komisch", daß es Menschen geben solle, die nicht jede Sprache nach Wunsch beherrschten und zog sich grollend in ihren „Lebe-Raum" zurück, wie sie ihr Wohnzimmer nannte, wenn jemand über ihr Deutsch eine Miene verzog. Das war also die Dame, die auf dem Rufnamen Süßes bestand. Desi dagegen, die von ihr geduzt wurde, hatte die lebenslängliche Pflicht, die Sechzigjährige wie einen Backfisch zu behandeln. Im Verlauf dieser Aufgabe hatte ihr Verkehrston allmählich die Form des eingangs erwähnten Gedalbers angenommen, das ihnen beiden um so mehr zur Lebensnotwendigkeit geworden war, als sie mit ihrer Zeit nichts anzufangen wußten. Denn nicht immer konnte die eine nur aus dem Brevier vorlesen und die andere ihre Träume berichten; zwischenhinein mußten sie auch beide ihre Umwelt ein bißchen in die Hechel nehmen.

Die Deutschen hätten zuweilen allen Grund gehabt, aus der Haut zu fahren und man mußte ihnen die Fähigkeit, die seltsamen Gäste mit Humor zu nehmen, hoch anrechnen.

Jeden Morgen beim Frühstück spielte sich der gleiche Vorgang ab. Die beiden alten Damen thronten in hochgeschlossenen schwarzen Gewändern mit breiten dunkelvioletten Seidentüchern um die Schultern am Tisch und sahen mit strengen Blicken nach der Standuhr. Zwei Minuten über die vorgeschriebene Zeit erschien Benedetta, das italienische Mädchen, mit dem Frühstück. Vernichtende Blicke trafen die Arme. Herr und Frau Schneidewin sahen sich schweigend an und warteten ergeben auf das Kommende. „Süßes" stieß mit dem scharfen Schnabel der aristokratischen Nase auf die Kaffeekanne herab, schnüffelte vornehm und zirpte:

„O Desi — soll dies Kaffee sein?"

„Es soll Kaffee sein, Süßes — glauben Sie mir!" zwitscherte Desi mit einer Grimasse, die noch süßer war als ihre Stimme.

Herr Schneidewin ballte die Hände und schien losbrechen zu wollen. Aber ein rechtzeitig einsetzender Husten, den er mühsam zu unterdrücken versuchte, bewahrte ihn vor einer empfindlichen Geschäftsschädigung. Seine Frau atmete erleichtert auf und erblaßte zugleich aus Sorge um seine Gesundheit.

Das Gezwitscher der alten Damen über ihre Traumerlebnisse wurde durch den Anschlag der Glocke unterbrochen.

„Post!"

Alle sahen erwartungsvoll auf.

Das Mädchen Benedetta rannte zur Tür, erschien aber nicht mit Briefen, sondern wurde durchs Fenster im Garten sichtbar, wo es hingebungsvoll eine Karte studierte. Die Komtesse fuhr wie von einer Natter gebissen empor und zischelte etwas auf Französisch.

„Um Himmels willen!" seufzte Frau Schneidewin und wollte sich erheben. Aber schon war die Komtesse, sehr im Widerspruch zu ihrer sonstigen aristokratischen Haltung, hinausgerauscht und hatte dem Mädchen die Karte aus der Hand gerissen. Ein unvornehmes Geheul und Getrampel erhob sich. Benedetta weinte und schrie, die Karte sei ihr Eigentum; ihr Vater habe ihr zum Namenstag Glück gewünscht. Die Komtesse kam hereingesegelt und schrie erregt, sie sei an bessere Manieren gewöhnt. Die Dienstboten hätten die Post auf einem Tablett hereinzubringen, um zu warten,

Gebirge — Adolf Büger

bis es den Herrschaften gefällig sei, die für sie bestimmten Briefe an sie weiterzugeben. Überdies hätten Dienstboten in vornehmen Häusern überhaupt keine Post zu erhalten. Frau Schneidewin begütigte die aufgeregte Dame und eilte hinaus, um auch Benedetta zu beschwichtigen, die der Quälereien durch die Komtesse überdrüssig war und schon mehrmals mit Kündigung gedroht hatte. Desi las der Herrin zur Beruhigung aus dem Brevier vor.

Mittags ereignete sich eine neue Tragödie. Es gab in Öl gebackene Sardinen; sie rochen wunderbar. Aber die Komtesse dürstete nach Rache; obendrein war ihre Patience nicht aufgegangen. Mit Patiencelegen füllten die alten Damen den größten Teil ihrer Zeit aus.

„O Desi", wimmerte die Komtesse, mit der Nase auf die Platte niederhackend und sogleich wieder zurückfahrend — „was ist dies? Es riecht nach Fisch!"

„Es riecht gut", sagte Desi wider alles Erwarten und ausnahmsweise selbst wohlgefällig schnuppernd, „es i s t ja auch Fisch, Liebste!"

„Wie?!" fuhr die Komtesse erstaunt und gekränkt auf, „du magst es?"

„Ich mag es", beharrte Desi rebellisch, „es riecht de—li—zi—ös!"

„Aber es riecht nach Fisch — ich esse nur Fisch, der nicht nach Fisch riecht", sagte die Dame weinerlich.

Da versagte Desi vollkommen. Sardinen in Öl gebacken waren ihr Lieblingsgericht. „Ich wußte nicht, daß Fisch nach Braten riechen muß", sagte sie spitz.

Die Komtesse faßte sich an den Kopf. Sie öffnete den Mund, brachte aber kein Wort heraus; dafür sprachen ihre Blicke um so beredter. Desi erschrak, stieß den Teller zurück und zirpte: „Aber Süßes — ich bitte Sie — so wie zu Hause können Sie es hier doch nicht erwarten!"

Herr und Frau Schneidewin sahen sich lächelnd an. Was blieb ihnen sonst übrig?

Die Komtesse war schwerhörig; Desi mußte oft schreien, bis sie heiser war.

Eines Morgens hörte Frau Schneidewin sie in ihrem Zimmer mit voller Stimmgewalt schmettern: „Wir werden die Rechnung nicht bezahlen können! Was sollen wir tun?"

Worauf die Herrin in der Meinung, an einem intimen Geplauder beteiligt zu sein, mit der Stimmkraft eines Auktionators erwiderte: „Was kümmert es mich, wenn diese Leute warten müssen! Mögen sie vor Wut zerspringen!"

Das sollte den Damen zum Verhängnis werden. Herr Schneidewin war ein geduldiger Mann, aber zum Narren ließ er sich denn doch nicht machen. Er benutzte die Gelegenheit, den Damen seine Meinung zu sagen. In seinem Zorn nannte er sie sogar unhöflich „Alte Blindschleichen!" und drohte ihnen mit der Polizei. Da zogen sie sich zu einer unhörbaren Beratung zurück, Telegramme wurden gewechselt, Geld kam an, sie bezahlten und fuhren in der Haltung ungnädiger Königinnen davon.

„Gott sei Dank", sagte Herr Schneidewin, „die sind wir los — aber was wird jetzt kommen!"

Heimkehr des Urlaubers — Carl Spitzweg †

LEGENDE VOM STAR

Von Wilhelm Weldin

Es war einmal ein Star, der wurde es müde, ein Star zu sein, was an und für sich schon ein Märchen ist. Eines schönen Tages erwachte er im Rokoko-Schlafzimmer seiner maurischen Villa in Beverly Hills und der wundervolle altenglische Park mit privatem Golf Course, dessen sattes Grün zwischen den schlanken Säulen der pompejanischen Pergola sichtbar war, entzückte zum ersten Male nicht sein so männlich entschlossenes und doch träumerisch-weiches Auge. Sein Kopf schmerzte und seine sportlich trainierten Glieder waren bleiern. Hollwyood, der ewig blaue Himmel Kaliforniens, seine maurische Villa, der altenglische Park mit privatem Golf Course (das vielbewunderte Schwimmbassin nicht zu vergessen) und der betörende Blick auf den Pazifischen Ozean erschienen ihm plötzlich schal und ekelhaft, wie eine abgestandene Speise.

Der Star fühlte seinen Puls und konstatierte unschwer, daß er nicht von jener seltsamen Krankheit der Stars befallen war, die, dem Kasard der Fremdenlegionäre ähnlich, darin besteht, daß sie in einer jähen Raserei beschließen, ihr Leben künftig dem Edlen, Guten und Schönen zu weihen und den Napoleon zu spielen. Nein, es war nicht jene flüchtige Sinnesverwirrung, die geplagte Regisseure und apoplektische Producers in eine vierundzwanzigstündige Panik stürzt, um so schnell wieder zu vergehen, wie sie gekommen ist. Es war etwas wesentlich Ernsteres, ja, geradezu ein seelischer Erdrutsch.

Er hatte es ganz einfach satt, immer wieder sein eigenes Spiegelbild, Marke herb-männlich, zu spielen — jenes einnehmende Bild, das sich jeder von uns macht, wenn er sich im Spiegel betrachtet — während sein wahres Ich, unbeachtet und verloren wie ein geprügelter Hund, vergeblich verständnisvollen Anschluß heischend, durch ein kulissenhaftes Leben irrte. Er hatte es satt, aus purem Mangel an Gelegenheit immer wieder weibliche Stars zu heiraten, selbst wandelnde Spiegelbilder, die viel zu sehr mit sich beschäftigt waren, um ihn als mehr denn einen passenden Hintergrund und den schicklichen Anlaß für eine groß in Szene gesetzte Publicity zu betrachten. Er hatte es satt, wohin er kam, von toll gewordenen Enthusiastinnen, die in sein herb-männliches Spiegelbild vernarrt waren, buchstäblich zerquetscht zu werden, während sein armseliges, verlaufenes Ich ihnen so gleichgültig war, wie ein Stück Holz.

Er wollte etwas ganz Märchenhaftes: er wollte einfach wieder ein Mensch werden. Ein Wesen also, mit dem die Leute über das Wetter, die Geschäfte und die Regierung sprachen, wie mit einem vernünftigen Menschen, das in der Lage war unauffällig Anschluß zu suchen und imstande eine Frau zu erobern, die sein wahres Ich hinlänglich liebte, um ihm in echt weiblicher Hingebung ein Nachtmahl zu kochen, kalte Umschläge zu machen und zerrissene Socken in simpler Weise zu stopfen, statt einfach ein Schock neuer zu bestellen. Dieser Einen und Einzigen wollte er sich dann zu erkennen geben, wie ein echter Märchenprinz und ihr den Himmel auf Erden zu Füßen legen ... Ruhm, Glanz und Geld, all das, wonach ein echtes Frauenherz begehrt.

Aber es ist nicht so einfach für einen Star, so verwegene Wunschträume zu realisieren. Erst mußte er einen Mord begehen, nicht anders wie ein Straßenräuber, der sich durch einen Überfall die Mittel zu dem von ihm erträumten Leben verschaffen will. Er mußte das Phantom, das ihn aus seinem eigenen Leben zu verdrängen begann in der besten Manier der Gangsterfilme aus dem Wege räumen.

Verzweifelt und zu allem entschlossen, machte er sich daran, diese Tat zu vollbringen. Er holte einen seiner fünf Roadster aus der Garage, lud sein herb-männliches Spiegelbild symbolisch ein, neben ihm Platz zu nehmen und führte es auf einen einsamen Felsen am Meer. Hier ließ er es höflich aussteigen, hielt ihm einen kurzen, ergreifenden Nekrolog und stürzte es nicht minder symbolisch ins Meer, dessen reinigende Fluten es gnädig in sich aufnahmen. Dann deponierte er auf dem Gipfel des Felsens einen Brief, des Inhaltes, daß er sich aus unglücklicher Liebe zu dem Star Dolorita — er war der Kollegin schon lange eine kleine Gegenleistung schuldig — in den Pazifik gestürzt hätte, rasierte sich sein weltberühmtes Schnurrbärtchen weg und verschwand von der Bildfläche seines Daseins, von Millionen Frauen beweint und betrauert.

Südlicher Hafen — Georg Pevetz

Freundinnen — Max Mayrshofer

Drei Tage später saß er aufatmend in einem kleinen Städtchen des Mittelwestens, ein kleiner Mann, der sich des kleinen Lebens freut. Und, da weder große noch kleine Männer, weder in großen noch in kleinen Städten, lange allein bleiben, fand er bald jenes wunderbare Wesen, jene Fee, die bereit war, ihm Nachtmähler zu kochen, kalte Umschläge zu machen und die zerrissenen Socken zu stopfen. Sie war eine kleine Stenotypistin, schön wie ein Engel und eine Meisterin auf dem Gebiete des Kreuzstiches. In der Art von Liebenden machten sie sich bald gegenseitig Geständnisse über sich und ihr Verhältnis zueinander und sie gab ihm zu verstehen, daß sie ihn mehr wegen seiner sympatischen Schwächen liebte, wegen seiner rührenden Hilflosigkeit in vielen Dingen des Lebens, etwa im Annähen von Hosenknöpfen, während sein Äußeres und sein Auftreten hingegen nicht ganz ihrem männlichen Ideal entspreche, das irgendwie undefinierbar herber und männlicher sei. Ihr Ideal sei ganz außerordentlich herb-männlich, sie denke es sich mit einem kleinen schwarzen Schnurrbärtchen, das die Männlichkeit noch betone, ungeheuer siegessicher, optimistisch und allen Situationen gewachsen, auch einem abgerissenen Hosenknopf, zum Beispiel ... doch, so sei das Leben, diesem Traumbild begegne sie nie in der Wirklichkeit und wenn sie einmal einen matten Abglanz von ihm zu Gesicht bekomme, so sei sie sogleich zu verschüchtert, um auch nur den Mund aufzutun. Aber, immerhin, man ist bescheiden, er sei ihr so weit gut genug und sie sei ganz zufrieden mit ihm, denn sie habe andererseits eine seltsame Schwäche für mehr unscheinbare, schüchterne und hilflose Männer.

So lebten beide glücklich und in Frieden lange Wochen, bis eines Tages das Mädchen, wie alle Mädchen, den neuen Super-Super Galafilm sehen wollte. Es war der letzte große Film des Stars und sein Erfolg hatte alle Erwartungen sämtlicher Regisseure und Producers übertroffen, denn nie war der Star herbmännlicher, ritterlicher, optimistischer und in seiner unnachahmlich anmutig bescheidenen Art siegessicherer gewesen, als in diesem Film, für den er noch dazu seinen tragischen Liebestod im Pazifik eine kostenlose, wenn auch unbeabsichtigte Bombenreklame von ungeahnter Wirkung beigesteuert hatte. Der Star war mit dem Vorschlag ganz einverstanden, denn er fand es an der Zeit, dem endlich gefundenen Engel das Himmelreich auf Erden zu Füßen zu legen und was war mehr Himmelreich, als dieser Welterfolg?

So saß er denn abends im Kino, die Hand des Engels in der seinen, die dankbar und zärtlich gedrückt wurde, und sah sein Spiegelbild auf der Leinwand einen wahren internationalen Akrobatikakt an herber Männlichkeit, Scharm und anmutig-bescheidener Ritterlichkeit vollführen. Er war nicht unzufrieden mit sich selbst und betrachtete sich mit Wohlgefallen. Seit er sein Spiegelbild überlistet und es ihm ordentlich heimgezahlt hatte, war es ihm wesentlich sympatischer geworden, insbesondere jetzt, da er es der Einen und Einzigen sozusagen als Morgengabe darzureichen gedachte. Von nicht unbegründetem fachmännischem Stolz bewegt, bemerkte er erst nach einer Weile, daß die Hand des Engels ihm entschlüpft war und kein warmer Arm sich mehr zärtlich an den seinen schmiegte. Sehnsüchtig tastete er im Dunkeln nach der entschwundenen Hand, doch als er sie fand, war sie kalt und abweisend, während der Arm sich nicht anders verhielt. Er beugte sich näher zu dem Engel hin, doch dessen Antlitz war hingerissen auf das seine gerichtet, aber nicht das seines wirklichen Ichs, sondern des Spiegelbildes auf der Leinwand. „Ist er nicht einfach entzückend?" murmelten die vollen roten Lippen geistesabwesend. „Ist er nicht s ü ß?" Und, wahrlich, das Spiegelbild entriß soeben mit geradezu übersprudelnder herber Männlichkeit eine der schönsten Filmschauspielerinnen der Vereinigten Staaten den Armen dreier bösartiger Chinesen, während er einen vierten durch den Tritt in die Magengrube einfach von der Leinwand weglöschte. Eine heiße Welle der Eifersucht gegen sich selbst brandete in dem Star empor. Hier war es wieder, das nimmersatte Phantom, im Begriffe, ihm den lang gesuchten Engel zu rauben, den er soeben dank eines genialen Überlistungsmanövers heimlich hinter dessen Rücken erobert hatte! Kochend vor Zorn und tiefinnerster Erregung wartete er das Ende der Vorstellung ab, um alsogleich den Engel an seiner Seite zur Rede zu stellen, indem er schüchtern und ängstlich die ewige Frage aller von Eifersucht geplagten Liebenden an sie richtete: „Liebst du mich noch?"

„Natürlich liebe ich dich!" sagte der Engel unschuldig, die träumerisch verschleierten Augen auf ein Phantom in weiter Ferne gerichtet, das soeben auf der mattsilbernen Leinwand des Giganto-Palast-Kino verblaßt war. „Ich bin nur augenblicklich ein wenig melancholisch. Melancholie, weißt du, ist die Trauer über versäumte Möglichkeiten, die man nie erreichen kann. Ich habe nämlich eben Ihn gesehen, mein männliches Ideal, Liebling! Den Star! Ist er nicht g o t t v o l l?"

Es war der schrecklichste Augenblick im Leben des Stars und er wunderte sich in späteren

Jahren oft, daß er überhaupt über ihn hinweggekommen war.

„Aber Kindchen!" sagte er heiser. „Der Star ... weißt du ... das bin doch ich!"

Das Mädchen sah ihn einen Augenblick entgeistert an, als fürchtete es, er hätte den Verstand verloren. Dann begann es zu lachen, so laut und heftig, daß es sich an einen vergoldeten Pfeiler stützen mußte, an dem ein lebensgroßes Brustbild des Stars ausgestellt war.

„Oh, du dummer Hochstapler!" gurgelte es. „Natürlich siehst du ihm ein bißchen ähnlich ... sehr entfernt natürlich ... das habe ich schon längst bemerkt, obwohl ich es dir nicht sagte. Aber als Er kannst du dich nicht ausgeben! So wie Er wirst du nie sein ... Er, ach, das ist etwas ganz, ganz anderes ...!"

Als das Mädchen sich von seinem Lachkrampf erholt hatte, merkte es, daß der Star nicht mehr neben ihm stand. Er war verschwunden, wie jeder echte Märchenprinz, der durch ein unglückliches Versehen entzaubert wurde.

Der Star selbst aber kehrte nach Hollywood zurück — was hätte er auch sonst tun sollen, hatte er ja nichts anderes gelernt, als ein Star zu sein — wo er festlich empfangen und als der größte Reklameheld des Jahrhunderts gefeiert wurde. Niemand glaubte ihm die Geschichte von seiner Star-Müdigkeit und so glaubte er schließlich selbst nicht mehr an sie und heiratete seine Kollegin Dolorita, deretwegen er sich angeblich ins Meer gestürzt hatte, weil sie und die Propagandaabteilung fanden, daß das eine gute Story abgeben würde. Unter dem auf alle Radiostationen des Kontinents übertragenen Jubel von fünftausend als Pagen verkleideten Statisten zogen sie in die festlich bekränzte maurische Villa in Beverly Hills ein und wurden fortan täglich berühmter und beliebter und wenn sie nicht geschieden sind, so leben sie dort noch heute.

FUSSTRITTE

VON MICHAIL SOSTSCHENKO

Vielleicht entsinnt ihr euch — voriges Jahr besuchten uns doch die Neger. Die schwarze Operettentruppe. Jene Neger also waren tief befriedigt von unserer Gastfreundschaft, lobten unsere Unternehmungen, und überhaupt unsere große Kultur.

Nur über den Verkehr auf den Bürgersteigen äußerten sie sich tadelnd.

„Es ist", so sagten sie, „geradezu mühsam vorwärtszukommen; man wird gestoßen und getreten."

Nun, die Neger waren natürlich eine westeuropäische Zivilisation gewöhnt und es mag ihnen daher in der Tat sozusagen merkwürdig vorgekommen sein. Wären sie aber ein Jahr oder zwei hier gewesen, so hätten sie sich beruhigt und selber angefangen, anderen auf die Fersen zu treten. Ganz gewiß, das hätten sie!

Denn abzuleugnen ist es nicht: Fußtritte gibt es bei uns! Dagegen läßt sich nichts einwenden, wenn es einer westeuropäischen Zivilisation vielleicht auch schmachvoll erscheinen mag!

Die wahre Ursache jedoch — auf daß die Neger es nur erfahren mögen — ist einfach eine gewisse Größe der russischen Seele. Vorsatz oder böse Absicht sind keineswegs vorhanden. Es wird auf die Füße getreten, weiter gegangen, und nicht viel Aufhebens davon gemacht.

Neulich erlebte ich es selbst. Vor mir auf den Bürgersteig spazert ein Volksgenosse. Groß, breitschultrig, gesund.

Er geht und geht. Ich hinter ihm her. Er voran. Ein Schritt nur trennt uns.

Und so gehen wir denn beide. Friedlich,

Porträtstudie — Max Mayrshofer

Aus Italien — Josef Eberz

Ordentlich. Keiner belästigt den anderen. Keiner schlenkert mit den Armen. Er geht. Ich gehe. Und man kann der Wahrheit gemäß behaupten, daß wir uns keineswegs behelligen. Mit einem Wort: wie zwei gleichgestimmte Seelen. Es ist die reine Herzensfreude!

Auf einmal jedoch — ich erinnere mich nicht mehr genau, ob mein Auge von einem Bettler angezogen wurde oder an einem Droschkenkutscher haften blieb — —jedenfalls hatte ich wohl einen Augenblick lang nicht aufgepaßt und da geschah es! Aus aller Kraft trat ich dem mir voranschreitenden Volksgenossen auf den Fuß. In die Ferse. Wahrscheinlich sogar noch etwas oberhalb derselben. Und wie gesagt: gründlich — mit Schwung!

Ich erstarrte vor Schreck. Und blieb sofort stehen. In meiner begreiflichen Aufregung sagte ich nicht einmal: „Entschuldigen Sie bitte!"

Ich stellte mir vor: gleich — gleich wird er sich umwenden, dieser — liebe Mensch, und mir eine langen... Er wird mich anbrüllen: — „Kannst du nicht anständig gehen, Schafskopf?"

Ich verhielt also, wie bereits erwähnt, vor Entsetzen den Schritt und bereitete mich innerlich darauf vor, die verdiente Strafe zu empfangen.

Aber nichts derartiges geschah.

Dieser — — — liebe Volksgenosse spazierte weiter. Ohne sich nach mir umzusehen. Er schüttelte nicht einmal den Staub meines Fußtritts von seiner Hose ab.

Ich stellte fest: Nur bei uns in Rußland gibt es so etwas! Es entspricht einer Größe der Seele, die nichts Böses argwöhnt. Du trittst — man tritt dich. Geh weiter! Was ist schon dabei?

Und — beim Himmel — dieser liebe Mensch wandte sich nicht einmal um.

Lange noch ging ich hinter ihm drein. In einiger Entfernung natürlich. Immer noch darauf wartend: wird er — — —? Wird er nicht den Kopf umdrehen und mich wenigstens mit vernichtendem Blicke mustern? —

Nein. Er ging weiter. Mein Fußtritt hatte für ihn nichts zu bedeuten.

Die Amerikanerin, wie sie Uncle Sam sieht

Die modernen jungen Mädchen haben leider mehr Gesellschaftskleider als Schürzen.

*

Manches heiratsfähige Mädchen denkt heute: „Warum soll ich einen Mann heiraten, der mein Vater sein könnte, wenn ein anderer, der noch besser situiert ist und mein Großvater sein könnte, noch viel eher das Zeitliche segnet!"

Tränen erleichtern nicht nur das Herz einer Frau, sondern auch den Geldbeutel ihres Gatten.

*

Leute alten Schlages sind solche, die sich noch an die Zeit erinnern können, als in den Romanen der Held derselben der Geliebten den ersten Kuß auf der letzten Seite gab.

Keine Frau kann aus einem Mann einen größeren Esel machen als er ohnehin schon ist.

*

Eine Frau mag sich einen Mann wünschen, zu dem sie emporblicken kann, aber Nachbarn, auf die sie nicht „herunterschauen" kann, sind ihr ein Greuel.

Witwen sollen aus Männern die besten Gatten machen können. Es wird aber doch auch viel auf das Rohmaterial ankommen.

*

Der beste Beweis für die Sparsamkeit der Amerikanerin ist darin zu erblicken, daß sie häufig den Festkuchen an ihrem vierzigsten Geburtstag mit nur dreißig Kerzen schmückt.

*

Während eine Frau zwanzig Jahre braucht, um aus ihrem Sohn einen Mann zu machen, bringt es eine andere in zwanzig Minuten fertig, diesen in einen Narren zu verwandeln.

*

Unsere Töchter sind so zart besaitet, daß sie zu weinen anfangen, wenn die Köchin kündigt, weil ja die Mutter dann die ganze Hausarbeit allein aufgebürdet bekommt.

Liebe Jugend

In Klein-Powunden in Ostpreußen, einem friedlichen Dörfchen von weit über sechzig Einwohnern, ist wieder einmal nach langer Zeit Tanz. Die jungen Leute aus Klein-Powunden und den beiden Nachbargütern sind vollzählig vertreten.

Lina und Karl, vom Tanz ermüdet, sitzen in einer Ecke und blicken auf den nächtlich dunklen Hof. Sie sind beide sehr jung und schüchtern. Sie haben sich gern. Gelegentlich sagt einer „Ja" und der andere „Hm", viel mehr wissen sie sich nicht zu erzählen. Aber ihre biederen Ostpreußenherzen sitzen auf dem rechten Fleck.

Einmal steht Lina auf, sagt zu Karl: „Ich komm' gleich wieder!" und geht hinaus.

Nach einigen Minuten ist sie wieder da.

Fragt Karl: „Regnet's denn draußen, Linachen?"

„Ach nei", antwortet sie, „das war ich bloß!"

In Wild-West

Richter: „Die Geschworenen haben Euch des Pferdediebstahls schuldig befunden, Bill. Habt Ihr irgend etwas anzuführen, was mich veranlassen könnte, die Euch zugedachte Strafe zu mildern?"

Pferdedieb: „Ja, Herr Richter. Bedenkt, daß es nicht Euer Pferd war, das ich gestohlen habe!"

Überfragt

Kartenlegerin: „Ihre Karten liegen sehr günstig. Das Schicksal hat viel mit Ihnen vor. Sie werden in fremde Länder kommen und dort mit Fürsten und Königen verkehren. Alle Ihre Rivalinnen werden Sie aus dem Felde schlagen und den Mann Ihrer Wahl heiraten. Er wird ein großer, schöner Mann von altem Adel sein und sehr reich."

Besucherin: „Und wie werde ich meinen jetzigen Mann los?"

Frage

„Mutti, erkennt man bei den Tieren den Mann auch daran, daß er immer hinterher läuft?"

Heiteres aus dem Gerichtssaal

In diesem Punkte, meine Herren, ist die Anklage nicht mehr schlüssig und es fehlt daher ein Zahnrad in der Kette des Herrn Staatsanwalts.

*

Das größte Fragezeichen in dieser Sache ist der Kronzeuge Künel und dieses Fragezeichen ist schon fünf Jahre im Zuchthaus gesessen.

*

Es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß Leute die gleichen Straftaten um so lieber begehen, je öfter sie deswegen schon gestraft worden sind.

*

Mein Mandant ist keineswegs übermäßig schnell gefahren; aber dieses von der Seite kommende Kuhfuhrwerk ist trotzdem niemals in sein Bewußtsein übergegangen.

*

Es wäre durchaus verfehlt, die heute wegen Kindstötung Angeklagte mit der vorgestern verurteilten Kindsmörderin in einen Topf zu werfen.

Was die tiefe Reue des Angeklagten nach der Tat ganz besonders beweist, das sind die beiden von ihm verübten Selbstmorde.

*

An diesem angeblich vom Angeklagten entwendeten Rucksack wird sich der Herr Staatsanwalt ebenso die Zähne ausbeißen, wie bisher schon die Polizeibeamten.

*

Vergeblich hat der Herr Staatsanwalt versucht, das rächende Auge des Gesetzes in diesem Punkt herauszubeißen.

*

Hohes Gericht, ich hatte von Jugend auf den besten Willen. Doch mit des Geschickes Mächten ist nicht gut Kirschen essen. Überhaupt verstehe ich von den Ausführungen des Herrn Staatsanwalts rein gar nichts; denn ich bin kein Jurist, meine Herren, ich bin ein anständiger Mensch.

*

(Wegen Körperverletzung angeklagt): Ich konnte dem Manne meine Meinung nicht schreiben, dazu war ich im Innerlichsten zu erschüttert. Aber mit einem Schlage unters Kinn habe ich ihm Bescheid gegeben.

Das Tor — Georg Neugebauer

Toni Bichl

„Sechs Brief für die Gnädige? Und unsereins kriegt net amal an Zahlungsbefehl."

STILBLÜTEN

Aus Gendarmerieanzeigen

Er stand in einer Ecke des Saales, umgeben von niemand.

*

Ich sah den Hund des Beschuldigten herankommen mit dem Bemerken, daß er keinen Maulkorb anhatte.

*

Der Beschuldigte dürfte überhaupt sein rechtes mit Blut unterlaufenes Auge dazu benützen, um größere Geldgeschenke herauszuschlagen und arbeitslos im Lande umherzuziehen.

*

Obwohl der Herr Pfarrer ihm das Lärmen verbot, lärmte er weiter, worauf der Herr Pfarrer sich in ärgerniserregender Weise in die Sakristei zurückbegab.

Der Verletzte befindet sich in größter Lebensgefahr, denn er geht in Behandlung des praktischen Arztes Dr. X.

*

Jener entriß ihm dann den Spazierstock und führte letzteren zur Gendarmerie.

*

Meier genoß früher den schlechtesten Ruf, ist aber nun seit längerer Zeit lungenkrank.

*

Nach dieser rohen Mißhandlung gab die Ziege ihren Geist auf.

*

Gerade als mich der Bursche fast überwältigt hätte, hatten wir das Glück, einem Mistfuhrwerk zu begegnen.

*

Die Hacke, die der Wilderer bei sich hatte, trug er nur als Deckmantel seiner strafbaren Handlung.

Nachmittags ließ sie sich von ihm freihalten und abends, wo es darauf ankam, ging sie zu einem anderen.

*

Der Verletzte blutete am ganzen Körper, sogar sein Taschentuch in der Tasche hat geblutet.

*

Pürzer trägt bezugnehmend auf seinen bresthaften Zustand ein hölzernes Bein.

*

Auch Herr Pfarrer Paul hält den Rubrikaten für einen frechen, zu allem fähigen Burschen und für geistig normal, zumal er während der Predigt schon oft geschlafen habe.

*

Wenn er keine strafbaren Handlungen begeht, frönt er dem Müßiggang und pocht durch Indemwegtreten der Gendarmerie und Auslachen derselben auf seine bürgerliche Freiheit.

*

Der der Anzeige beiliegende Knüppel will weder Eigentum des Müller noch des Meier sein.

*

Vorher schon hatte der Wirt durch Hinabwerfen des Meier über die Treppe angedeutet, daß er wenig mit ihm zu tun haben wollte.

*

Ob dem Haberl die Hämorrhoiden in der Trunkenheit wirklich in den Kopf steigen, konnte diesseits nicht festgestellt werden.

*

Hiebei nannte er ihn wiederholt einen „Saubären", ohne Gründe dafür anführen zu können.

*

Zweifellos kommt nur der Rubrikat als der rechtmäßige Dieb in Betracht.

*

Er sagte, ich sei so dumm, daß ich nicht wisse, wieviel Stroh ich im Hirn habe, was aber absolut unwahr ist.

*

Meier drohte, wenn ich herauskomme, mache er Blutwürste aus mir. Ich fürchtete ernstlich die Verwirklichung dieser Tat.

*

Auffallend war mir sofort, daß dem Beschuldigten das Bewußtsein des Meineids aus den Augen lachte.

*

Ich nahm das Zündholz, um an der Hand desselben weitere Recherchen zu pflegen.

*

Er schlug mit der Faust, mit dem Stock, mit den Füßen, kurz mit allem, was er in die Hand bekam, zu.

*

Die Beschuldigte hat sich bis jetzt gut geführt, muß aber stets überwacht werden, da sie fortwährend an der Grenze des Gesetzes herumfischt.

Als er des Gendarmeriebeamten ansichtig wurde, legte er sich in den Straßengraben, um den Anschein eines harmlosen Spaziergängers zu erwecken.

*

Im Arrest stieß er fortwährend rindviehartige Schreie aus, die die Bevölkerung in Unruhe versetzten.

*

Den Unfall hat der Fuhrwerkslenker durch sein bequemes auf dem Wagen sitzendes Verhalten verursacht.

*

Ich war gezwungen, von meinem Gummiknüppel Gebrauch zu machen; letzteres hatte zur Folge, daß der Beschuldigte zufrieden nach Hause ging.

*

Wir haben zuerst die Motorspritze vor dem Hauptportal aufgestellt und dann war mein nächstes, daß ich nach dem Leben der Kinder trachtete.

*

Der Beschuldigte Franz ging mit erhobenem Weinbergpfahl auf mich los. Ich aber war zuvorkommend und schlug ihm mit dem Säbel über den Kopf.

*

Und als ich den Ruhestörer verhaften wollte, schrie er mit ungebührlich lauter Stimme: „Weg, du dummes Polizeiluder!", ein Beweis, daß er noch in vollem Besitz seiner geistigen Kräfte war.

*

Ich kam öfters in die „Linde" und lernte die Minna schon am 2. Tage ihres Daseins kennen.

*

Im Armenhaus wohnt ein siebenköpfiger Familienvater, dem seine frierenden Kinder nur auf die schlechten Heizverhältnisse im Winter zurückzuführen sind.

Heiteres vom Amtsschimmel

Es wird angeordnet, daß vom 15. d. M. an die Pferde und Kühe in den Ställen nicht mehr mit brennenden Tabakspfeifen gefüttert werden dürfen.

*

Wegen Tollwut haben alle diejenigen, die Hunde halten, Maulkörbe zu tragen.

*

Der Genannte ist schon viele Jahre Mitglied des Gemeinderats; sonst liegt nichts Nachteiliges gegen ihn vor.

*

Schmidt, der anscheinend schon mehr mit dem Gericht zu tun hatte, ist eine durchdachte Person.

*

Gestern abend traf die telephonische Nachricht ein, daß der Gütler Habermann in Brand stehe.

*

Seine Verhältnisse sind auskömmlich, jedoch nicht überflüssig.

Ich nahm dem Köppel die bei sich führende Pistole ab, worauf er mir erklärte, daß er mich verantwortlich machen werde, falls ihn sein Gegner nunmehr erschlagen wollte.

Das erste, was ich tat, war, daß ich der Beschuldigten mit dem gestohlenen Schinken etwas auf den Zahn fühlte, welcher gestern aus dem Saale abhanden gekommen war.

(Schluß S. 701)

Maçon

„Hamse jehört, den ‚Querschnitt' hamse jetzt ooch vaboten?"
„Jottseidank, ich bin ooch mehr für den Durchschnitt!"

Und wieder die Schotten ...

Von Margot Sadler

Ein Engländer wurde kahl. Er gab Unsummen für Haarwuchsmittel aus.

Auch ein Schotte wurde kahl. Da verkaufte er Kamm und Bürste.

*

Ein Schotte gab sein Blut zur Transfusion her. Das erstemal gab ihm der Kranke 300 Mark für seine Hilfe. Das zweitemal nur 150 Mark. Als die dritte Übertragung dann notwendig gewesen war, hatte der Patient schon so viel schottisches Blut in den Adern, daß er nur „Danke schön" sagte.

*

Ein Schotte verlangt in einem Geschäft einen Sporn. „Sie brauchen doch aber zwei", meint der Verkäufer.

„Nein", klügelt der Schotte, „wenn ich die eine Hälfte des Pferdes zum Laufen bringe, wird die andere wohl oder übel mitmachen müssen!"

*

In einer schottischen Stadt veranstaltete eine Hungerkünstlerin Vorstellungen. Die Einnahmen waren schlecht.

Aber sie bekam Hunderte von Heiratsanträgen.

*

Ein Schotte hat von den fabelhaften Erfolgen einer Verjüngungskur gehört. Beschließt, das Wunder an sich zu erleben. Am Bahnhof verlangt er eine einfache Fahrkarte.

„Nehmen Sie doch gleich eine Rückfahrkarte", meint der Beamte, „das ist doch billiger."

„Nein, nein", wehrt sich der Schotte, „vielleicht komme ich als Kind zurück!"

Sindl

„Sehn S', den ganzen Tag schlaft er, der Lump!"
„Mei, san S' froh. Was tat der, wann er net schlafat?"

Ein Schotte besucht einen Freund. Wochenlang. Schließlich wird es dem zuviel und er glaubt einen zarten Wink geben zu dürfen:

„Deine Frau und Kinder werden sich sicher über ein Wiedersehen mit dir freuen, alter Freund."

„Glänzend", jubelt der Schotte, „ich werde sie gleich herkommen lassen."

Aha!

„Meine Frau geht mir über alles!"

„Deswegen hast du dir wohl die eiserne Kasse angeschafft?"

Das große Glück

„Ich habe in der Liebe immer großes Glück gehabt!"

„Und da bist du nicht verheiratet?"

„Das war ja ... das große Glück!"

Total verkehrt

„Sie entschuldigen, Herr Wachtmeister", stammelt der bei einer groben Verkehrssünde ertappte Kraftfahrer, „aber der Wagen vor mir ist doch auch verkehrt verkehrt!"

„Ach was", entgegnet das Auge des Gesetzes, indem es sein Notizbuch zieht, „selbst wer da, wo alles verkehrt verkehrt, verkehrt verkehrt, verkehrt verkehrt und wird bestraft!"

Das Gruseln lernen

Der Lehrer liest in einer Mädchenklasse das Grimmsche Märchen vor „Von einem, der auszog, das Gruseln zu lernen". Hierauf läßt er eine Schülerin den Inhalt des Märchens kurz wiederholen. Sie beendet ihre Erzählung mit der Pointe: „Als Jörg alle diese Proben bestanden hatte, durfte er die schöne Prinzessin heiraten. Und da lernte er schon in der ersten Nacht, was Gruseln ist!"

Wahrscheinlich

Sie (zu ihrem Manne): „Ich bin von meinem Klub aufgefordert worden, in einer Revue mitzuwirken. Was wird man wohl sagen, wenn ich im Badetrikot erscheine?"

Er (trocken): „Wahrscheinlich, daß ich dich deines Geldes wegen geheiratet habe."

Frommer Wunsch

Händler: „Die Rechnung für das Auto, das ich Ihnen verkaufte, läuft nun schon über ein Jahr!"

Kunde: „Ich weiß. Ich wünschte, das Auto täte es auch. Es läuft immer nur eine halbe Stunde."

Unmöglich

Sehr dicke Dame (zum Straßenbahnschaffner): „Warum lassen Sie mich nicht einsteigen? Es sind doch gerade zwei Plätze freigeworden?"

Schaffner: „Ja, aber nicht nebeneinander."

Treffend

Lehrer: „Wenn jemand etwas Unrechtes tun will, aber eine innere Stimme mahnt ihn, es zu unterlassen, wie nennt man das?"

Schüler: „Bauchredner."

(Schluß v. S. 699)

(Bericht über unerlaubtes Absperren einer Wasserleitung): Durch gütliches Zureden brachte ich die Eheleute Schultze so weit, daß sie das Wasser laufen ließen.

*

Gestern abend ereignete sich unweit der Regenbrücke ein Vorfall, der beinahe ein Menschenleben zur Folge gehabt hätte.

*

Einschlägig vorbestraft ist der Angeklagte nur einmal, weil er sein hinteres Kennzeichen nicht beleuchtet hatte.

*

(Aus einer Ehescheidungssache): Da ich meine Frau seit längerem im Verdacht der Untreue hatte, sagte ich ihr, daß ich ausgehen wolle. Als ich mich aber nach einer halben Stunde heimlich wieder in die Wohnung begab und das Schlafzimmer betrat, gewahrte ich, wie eine Mannsperson eiligst durch das Fenster flüchtete und dabei den Eindruck eines Musikers machte.

Stilblüten vom Schienenstrang

Beim Öffnen der Türe fiel mir mein Auge auf eine Kiste.

*

X. wurde wegen Anfressens der Steuerung an der Lokomotive bestraft.

*

Der rechte Daumen war abgefahren, konnte aber noch sprechen.

*

Das Fehlen des einen Fußes würde nicht so ins Gewicht fallen, wenn nicht auch der andere abgefahren wäre.

*

Die Unfallzeugen sind der Meldung beigeheftet.

*

Die Bewerberin besitzt einen guten Leumund und wird hiemit der hohen Direktion empfehlend vorgelegt.

*

Die vorgelegte Fahrkarte lag am Boden des Wartesaales, aber niemand dabei.

*

Ich muß meine eliptische Tochter in eine Heilanstalt bringen.

*

Ich bin der Vater meiner fünfköpfigen Familie und meiner seit Jahren kranken Frau.

*

Bei einem Einkommen von nur 160.— M. monatlich bin ich gezwungen, mich mit meiner Frau und meinen Kindern zu unterhalten.

Bronchitiker!
4000 schriftliche Anerkennungen
darunter 800 von Ärzten, bestätigen die Wirkung der **Dr. Boether-Tabletten** bei Bronchialkatarrh, hartnäckiger Lungenverschleimung, Asthma, quälendem Husten mit Auswurf, selbst in veralteten Fällen. Unschädliches, kräuterhaltiges Spezialmittel. Enthält 7 erprobte Wirkstoffe. Stark schleimlösend, auswurffördernd, gewebefestigend. Wieder gute Nachtruhe, besseres Allgemeinbefinden. In Apotheken ℳ 1.43 und ℳ 3.50. Interessante Broschüre mit Dankschreiben und **Probe gratis.** Schreiben Sie an Dr. Boether GmbH. München 16/ S 58

Der Beamte muß sich im Verkehr mit dem Publikum höflich und gefällig, aber bestimmt und seiner Dienstpflicht entsprechend beschränkt zeigen.

*

Beim Ausladen auf hiesiger Station kann die Sendung nicht gestohlen worden sein, weil dieses Geschäft hier stets unter der Leitung eines Beamten besorgt wird.

*

Ich bitte um Abgabe von Streichhölzern zum Anzünden des Postlokals und einer Holzkiste zum Aufbewahren der hier beschäftigten Beamten.

*

Die außerhalb der Dienststelle beschäftigten Beamten sind blau angestrichen.

*

Für einen Beamten mit sieben Köpfen ist das Leben heute nicht leicht.

*

Der Krieg, der ja mancherlei Folgen hatte, hat auch mich zum Kleintierzüchter gemacht.

Der gute Wein

„Komm her, lieber Freund! Zum Abschied trinken wir noch ein Glas!"

„Ach, mache mir doch den Abschied nicht so sauer!"

Ausrede

„Die Angorakatze, die Sie mir verkauft haben, ist ja falsch!"

„Was wollen Sie! Katzen sind doch alle falsch!"

Schwäche. vorzeit. d. Männer heilbar. 25jähr. Erfahrung. Erfolg überzeugend. Aufklär. Schrift u. Probe verschlossen geg. 24 Pf. Porto. Unverbindl. **Chemiker Kaesbach.** Berlin-Wilmersd. 151 Postfach 2.

Er weiß warum

Ein noch junger Mann engagiert beim Tanzfest eine ziemlich umfangreiche Dame zum Walzer. Sie fragt: „Darf ich wissen, weshalb Sie mich den vielen anwesenden jungen Damen vorgezogen haben?" — „O ja", erwidert der junge Mann, „mein Arzt hat mir nämlich Schwitzen verordnet!"

Zeitlos

„Können Sie mir sagen, wieviel Uhr es ist?"

„Soviel wie nichts!"

„Wieso?"

„Na — es ist ja noch nicht mal halb ein Uhr!"

Es eilt nicht

„Ich gratuliere dir herzlichst, Lisa, du wirst doch heute neunundzwanzig Jahre alt!"

„Bitte, erst morgen!"

Gespräch in der Dunkelkammer

Gehilfe: „Frau Kulenkamp beklagt sich, daß die Aufnahmen, die wir ihr geschickt haben, gar nicht ähnlich wären."

Photograph: „Beklagt sich! Bedanken sollte sie sich!"

Ich eitel?

„Wie kann man nur so eitel sein! Blick' doch nicht immer in den Spiegel!"

„Ich eitel?! Denkst du denn, ich glaubte, ich wäre in dem Spiegel auch nur halb so hübsch wie in Wirklichkeit?"

Zurückgegeben

Zwei Diebe, die sich haßten, gingen im Gefängnishof in die Runde. Der eine war wegen einer gestohlenen Kuh verurteilt worden, der andere wegen einer gestohlenen Uhr. Da sie nicht mit Messern aufeinander losgehen konnten, rief der eine seinem Feinde höhnisch zu: „Kannst du mir sagen, wieviel Uhr es ist?" — „Aber gewiß!" erwiderte der. „Zeit zum Melken!"

Auktion

Auktionator: „Ich habe die peinliche Aufgabe, bekannt zu machen, daß einem Herrn aus dem Publikum seine Brieftasche mit hundert Mark verloren ging. Er bittet, dieselbe zurückzugeben und bietet dem Finder zwanzig Mark."

Stimme aus der Menge: „Ich biete dreißig!"

Definition

Der kleine Fritz: „Was ist eigentlich ein Advokat, Papa?"

Vater: „Das ist ein Mann, der zwei andere Männer überredet, bei einer Prügelei die Jacken auszuziehen und dann damit wegläuft."

Nimm Dir fest vor:
Keinen Abend ohne **Chlorodont**

Streit am eigenen Leibe

Ein anatomisch-literarischer Konflikt

Von Fred Endrikat

Ich legte mich müde spät abends zur Ruhe.
Es schliefen die Hosen — es schnarchten die Schuhe.
Rings friedliche Stille in meiner Bleibe.
Nur nicht bei mir — am eigenen Leibe
begann es zu toben und zu rumoren.
Es zankten die Nase, die Augen und Ohren.
Die Hände und Füße stritten um die Ehre,
wer für den Menschen am wichtigsten wäre.
Erst schnaufte die Nase in wildem Zorne:
„Was wollt ihr dort hinten? Ich sitze vorne.
Ich war schon die Zierde bei Römern und Griechen.
Euch Augen kann ich schon längst nicht mehr riechen.
Ich habe das Recht, mein Bein hoch zu tragen.
Ihr Ohren liegt mir auch sehr schwer im Magen."
Da lachten die Ohren: „Du blöder Gesell,
du alter Rotfrontzinken gehörst ins K.L.
Du Vorwitzling wagst es eine Lippe zu riskieren?
Uns Ohren gehst du schon längst auf die Nieren."
Jetzt meinten die Augen: „Pst — haltet die Klappen.
Wer seid denn ihr Ohren? Zwei Löcher — zwei Lappen.
Ihr könnt allenfalls zum Ohrfeigen taugen.
Was wären die Menschen, die Hühner ohne Augen?
Drum haltet den Mund — wir bitten zu schweigen,
sonst müßten wir euch einmal die Zähne zeigen."
Nun fletschten die Zähne: „Ihr winzigen Zwerge,
uns sträuben sich sämtliche Haare zu Berge.
Wir beißen für euch die härtesten Sachen.
Ohne Zähne hätte der schönste Mund nichts zu lachen."
Der Mund aber schwieg — und legte die Stirne in Falten.
„Wenn alle quasseln — dann muß ich mich halten."
Trotzdem rief die Zunge: „Lieber Mund, halt die Fresse.
Was wären ohne mich Parlament und Kongresse?
Was wäre ohne Zunge vor allen Dingen
Herr Goethe mit seinem Götz von Berlichingen?
Ich mach die Politik auf dem Erdenballe."
Da bläht sich der Magen, — es kochte die Galle.
Die Blase drohte vor Wut zu zerspringen,
die Füße begannen die Hände zu ringen.
Von drinnen vernahm man ein fürchterlich Schnaufen,
der Lunge war eine Laus über die Leber gelaufen.
Man tobte und zankte, — man grollte und schmollte,
von drinnen und draußen eine tolle Revolte.
Bei all diesem Streite im Hintergrund sangen
zwei friedlich vereinte, vollschlanke Wangen:
„Wir zwei —
wir halten fest und treu zusammen.
Hipp-hipp — Hurrah. Hipp-hipp — Hurrah."

Ein Preisausschreiben bei dem jeder gewinnt

finden Sie im Oktoberheft der Zeitschrift „DIE FOTOWELT". Bei diesen so günstigen Aussichten sollten auch Sie mitmachen. Sie erhalten das Oktoberheft für 25 Pfg. bei Ihrem Buch- oder Zeitschriftenhändler od. von der

G. Hirth Verlag AG., München 2 NO

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

DIE FOTO-SEITE

Blickrichtung und Lichtverteilung

Die Richtung des Blickes weist auf den Gegenstand, mit dem der Betreffende irgend etwas ausführt. Wenn wir dieses Moment bei der Fotografie des handelnden Menschen berücksichtigen, ist eine Voraussetzung erfüllt, um das Lebendige zu bewahren. Denn das Auge des Beschauers wird der vorgezeichneten Blickrichtung folgen und dort einen Halt finden, wo er notwendig ist.

Diese Führung zum eigentlichen Thema kann durch die Lichtverteilung unterstützt werden. Ist der Gegenstand, an dem sich der Dargestellte betätigt, in seiner Form irgendwie interessant, dann soll man ihn besonders ins Licht rücken, den Menschen aber ohne jede Bedenken zurücktreten lassen.

Gerade hierfür gibt unsere Aufnahme des Zieharmonikaspielers ein gutes Beispiel. Für unser Auge ist das Schönste seines Instrumentes der Balgen mit seinem rhythmischen Linienspiel. Deshalb wurden hier die höchsten Lichter aufgesetzt, während der Spieler selbst zurücktritt. Das Licht ist auf seinem Gesichte eher so geführt, daß auch dadurch eine Richtung auf das Instrument zum Ausdruck kommt. Seine Haltung ist ungezwungen, er erscheint ganz dem Spiel hingegeben. So möchten gute Aufnahmen von uns selbst, vom Menschen, aussehen, wenn sein Schaffen und Wirken zum Ausdruck gelangen sollen.

Das „malerische" Motiv

Im Bereiche der Fotografie nimmt der Begriff des malerischen Motivs einen weiten Raum ein. Die Ansichten über diesen Begriff gehen weit auseinander. Je nachdem, ob er von der Perspektive der Lichtbildkunst oder des spontanen Reagierens auf optische Reize gebraucht wird. Kein Begriff hat wohl in der Fotografie so viel Unheil angerichtet, wie gerade das Wort „malerisch."

Wenn wir zum Beispiel in der Altstadt vor mittelalterlichen Häusern stehen und dort eine Straße fotografieren, so wird für ein solches Motiv bevorzugt das Wort „malerisch" gebraucht. Man spürt dort eine besondere Art von Romantik und wird leicht rein in der Auffassung in den Geist einer Zeit zurückversetzt, die für solche Motive besonders empfänglich war und sich nicht der Lichtbildkunst, sondern einer anderen grafischen Methode bediente, um das Motiv festzuhalten. Damals kam der Fotografie als selbständige Kunst noch keine Rolle zu. Denn man verstand sie ja nicht, weil es der damaligen Auffassung widersprach, nach den ursächlichen Zusammenhängen zu fragen und eine Gestaltungsform aus solchen Prinzipien zu entwickeln, die ihr gemäß sind.

Erst später hat sich die Fotografie selbständig entwickelt. Einer Zeit der sogenannten modernen Sachlichkeit haben wir es trotz all ihrer Übertreibungen zu verdanken, daß die Fotografie unter den gestalterischen Darstellungsformen an den richtigen Platz gesetzt wurde, indem man zu den Elementen ging und einmal ganz nüchtern mit Hell-Dunkel experimentierte. Man darf heute nicht sagen, daß man glücklich sein dürfe, die moderne Sachlichkeit überwunden zu haben, sondern hier endlich einmal einen grundsätzlichen Eingriff den rechten Weg weisend als Übergangsstadium eingesetzt zu sehen. Er war bitter nötig, und ihm verdanken wir heute den so hohen Stand der Fotografie.

Es ist Naturgesetz, daß jedes beseelte Wesen die Entwicklung seiner Art durchzumachen hat. Das trifft nicht nur in körperlicher, sondern auch in geistiger Hinsicht zu. Also werden wir auch verstehen, wenn der fotografierende Anfänger nach malerischen und zeichnerischen Gesichtspunkten urteilt und den Begriff des Malerischen in die Fotografie hineinträgt, obwohl er dort im Grunde überhaupt keinen Sinn hat. Denn die Fotografie verlangt ja ein ganz anderes Sehen. Hier darf nicht die malerische Romantik einer Altstadtstraße fesseln, sondern muß die fotografische Romantik zum Motiv werden, die ganz anders aussieht, als die für zeichnerische Techniken maßgebende. Sie äußert sich in Helligkeiten, läßt durch ein vielseitiges Lichtspiel aus der Altstadtstraße ein Motiv werden.

So wird es deutlich, daß der Begriff des Malerischen für die Fotografie einen ganz anderen Sinn bekommt. Da es den meisten Lichtbildnern immer noch schwer fällt, nach fotografischen Gesichtspunkten zu urteilen, müssen wir bestrebt sein, durch eine bewußte Schaffung ästhetischer Begriffe hier Klarheit zu geben und von vornherein Mißverständnisse auszuschließen. Gerade die Ästhetik des fotografischen Bildes bedarf in dieser Hinsicht noch einer weitgehenden und grundlegenden Bearbeitung, die aber erst mit der Zeit, nach und nach, auf fruchtbaren Boden fallen kann und von jedem von uns eine gewisse Vorarbeit verlangt. Und diese Vorarbeit wird zu einem gewissen Teile schon geleistet, wenn wir nicht nur unsere fototechnische, sondern auch unsere fotogestalterische Sprache haben.

Und in dieser Hinsicht können wir im Sinne eines richtigen Verständnisses für die gesamte Lichtbildnerei leicht das Wort „malerisch" ersetzen. So wie es für eine grafische Technik aus der Bezeichnung dafür unmittelbar entstand, werden wir für die Lichtbildkunst einfach und schlicht „Das fotografische Motiv" zu setzen haben.

Begriffe sind das Spiegelbild des Verständnisses für eine Sache. Es liegt also an uns, daß wir künftig nicht durch mühsame Selbstschulung jedem die Gewinnung eines rechten Bildes von der Lichtbildkunst selbst überlassen, sondern den Weg vom Begriff her erleichtern.

gi—t

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene

Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

mit Buchschmuck von Bold

zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat, der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts, hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Von der einfachen Ausgabe zu M. 1.20 sind noch wenige Exemplare zu haben. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Seit Jahren bringen wir regelmäßig als Beilage die Herbst- u. Winterpreisliste der **Gräfin von Königsmarck'schen Weinkellerei.** Diesmal liegt dieselbe der heutigen Nr. 44 bei, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.A. III. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

So und so!

Rubey

„Eine Delegation nationaler Spanier . . .“
Marianne: „Bon! Dann bitte den Tisch mit den anderen Symbolen!“

JUGEND NR. 45 MÜNCHEN 1936 PREIS 60 PFENNIG

ugendlust

Ludwig von Zumbusch †

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / Nr. 45

Das Reifenspiel

Von Peter Scher

Vroni ist ein Bauernkind,
Vroni schlägt den Reifen;
kann man es begreifen,
daß sie spielend hinweht wie ein Sommerwind?

Dorfweg auf und Dorfweg ab —
wie die Zöpfe fliegen!
Kühe schaun und Ziegen:
Herrlich, was die Kleine uns zum besten gab!

Wenn die Sonne untergeht,
geht auch Vroni schlafen,
und sie träumt von Schafen,
die am Himmel weiden, wo der Vollmond steht.

Herrn Häberleins Fahrt ins Blaue

Von Anke Ehlers

O Herr Häberlein! Wer kennt nicht Herrn Häberlein! Keiner geht wie er so aufrecht und federnden Schrittes über das holprige Pflaster seiner kleinen Heimatstadt. Keiner versteht wie er beim Gruß so das Haupt zu neigen, daß der Gegrüßte angesichts dieses formvollendeten Ausdrucks von Huld und Ehrerbietung sich in seiner eigenen Kleinheit getroffen und doch auch wieder über sich selbst erhoben fühlt, — falls er nicht von vornherein zu den Grobschlächtigen gehört, die Herrn Malermeister Häberlein einfach mit einem Achselzucken abtun. Die Frauen dagegen haben über ihn nur eine Meinung, er streicht ihre Stuben mit innigem Gefühl und spart nicht mit aus freier Hand gemalten Blumenranken und Ornamenten, daß es zum Staunen ist. Wie wird Frau Häberlein beneidet um die pausbäckigen Engel zwischen Rosenketten, mit denen er sinnigerweise die Wand hinter den Ehebetten geschmückt hat! Allerdings, wenn er sich und seine Frau abkonterfeit, wie sie zu Zweien beim üppigen Frühstück sitzen, und er hält die gute Alwine in all ihrer molligen Fülle naturgetreu auf dem Schoß und prostet dem Beschauer lachend zu, so ist das mehr als eine Kleinstadt an künstlerischer Freiheit vertragen kann, und so hat denn auch seinerzeit dieses Erzeugnis seines Pinsels viel Staub aufgewirbelt und Frau Alwine manche Verlegenheit bereitet. Er selbst indessen ist an dem Unverständnis der Masse nur gewachsen, eins wie er sich wußte mit einem der größten Maler aller Zeiten: Rembrandt, — dessen Gemälde „Frühstück mit Saskia" ihm mit allen Einzelheiten als Vorbild für sein eigenes Doppelbildnis gedient hatte.

Ja, er ist kein alltäglicher Mensch, der Herr Häberlein, er hat wohl Veranlassung, den Kopf hochzutragen. Vielleicht ist es der Fluß, der mit raschen Wellen das uralte Städtchen durchfließt, dem Herr Häberlein seine besondere Wesensbildung zu verdanken hat, zumal er sich feierabends mit Vorliebe am Ufer ergeht. Die Wellen zu seinen Füßen, aus der Weite kommend, in die Weite drängend, sie rauschen ihm von jeher eine verwegene Weise ins Ohr und Fernweh ins Herz. Es will ihn fortlocken aus der engverschachtelten Welt seines kleinbürgerlichen Daseins hinaus ins grenzenlose Reich der Kunst, wo Ehre und Ruhm, Lust und Abenteuer zu gewinnen sind.

Und wirklich eines Tages, angesichts der wanderseligen Wellen, faßt Herr Häberlein einen Entschluß. Nein, nein, — nicht den entscheidenden Entschluß, nun das Joch des Broterwerbs abzuschütteln und sich an die Gestade der freien Kunst fortspülen zu lassen. Nein, er erlaubt sich gewissermaßen nur einen bescheidenen Vorschuß auf eine solche allerletzte Entscheidung. Nämlich er beschließt, eine „Fahrt ins Blaue" zu machen, sich einem dieser Ausflüge mit unbekanntem Ziel anzuschließen, wie sie in jeder größeren Stadt von Verkehrsgesellschaften veranstaltet werden zu Nutz und Frommen der Gemüter, die sich noch einen Sinn für Romantik und die Freude an Überraschungen bewahrt haben. Allerdings muß Herr Häberlein, um den Anschluß an eine solche Unternehmung in der nächsten Großstadt zu erreichen, auf seinem Rad drei Stunden fleißig die Pedale treten, aber das schreckt ihn keineswegs. Um so weiter geht die Fahrt von allem Gewohnten, allzu Gewohnten fort, um so größer wird der Radius der Erlebnismöglichkeiten, um so geringer auch die Gefahr, von den neugierigen Augen eines Bekannten auf ungewöhnlichen Wegen erspäht zu werden. Denn in aller Heimlichkeit will Herr Häberlein diese Fahrt unternehmen, um ihren Reiz vollkommen zu machen. Und wie hätte er auch sonst Alwines Widerstand überwinden sollen, die aus fraulichem Instinkt ganz gewiß sein abenteuerliches Gelüst mißbilligt haben würde!

So wirft sich denn Herr Häberlein mit beschwingter Seele, wenn auch um den Preis einer Notlüge, die Brust von freudigen Erwartungen geschwellt, auf seinem Stahlroß in die blaue Frühe eines Sommertages hinein, erreicht pünktlich — zwar ein wenig erhitzt von der anstrengenden Treterei — den Treffpunkt der Abfahrt und sinkt aufatmend in die bequemen Polster eines verheißungsvoll blauen, mit vergnügten Menschen gefüllten Autobus. Das Abenteuer kann beginnen, und seht, es beginnt sogleich. Kaum hat er Zeit, das

Ländliche Szene — Hugo Troendle

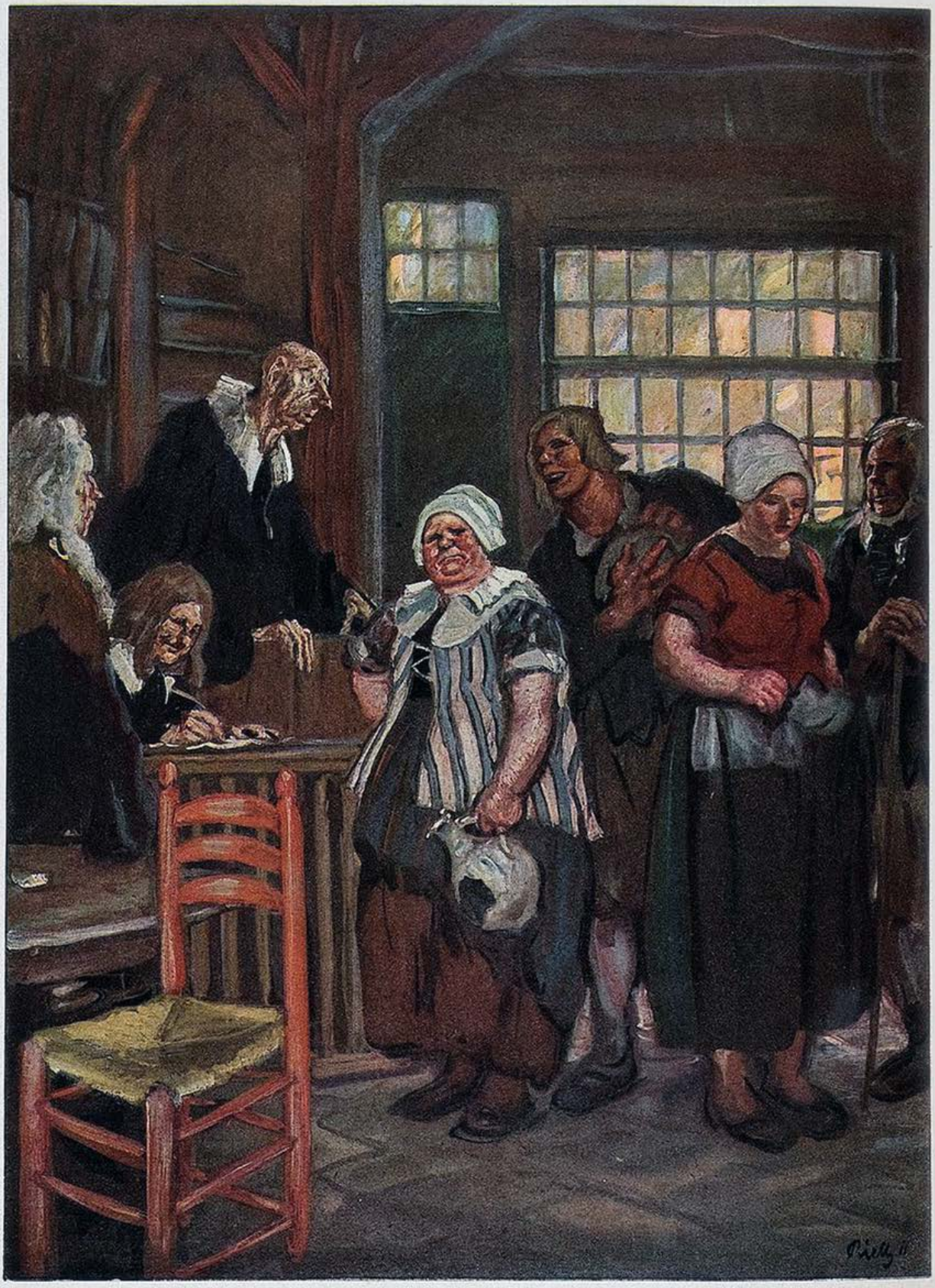
Taschentuch wegzustecken, mit dem er sich die feuchte Stirn getrocknet hat, da flattert, vom gutgelaunten Gott des Abenteuers hergeweht, ein lichtes Wesen in blumiger Seide auf den Platz ihm gegenüber, Duftwellen aussendend, wie eine Blüte, die Biene und Falter locken will. Nun ist Herr Häberlein weder das eine noch das andere, aber er ist auch kein Philister, und zudem ist es seine innerste Berufung, sich am Schönen zu begeistern, darum sammelt er alle Huld und Ehrerbietung wie für eine Königin in seinen Gruß. Es kommt dahin, daß er nicht mehr rechts und links sieht und nur Augen für sein Gegenüber hat, während der blaue Autobus einen Kilometer nach dem anderen unter die Räder nimmt. Was sind denn auch Wiesen und Haine, Dörfer und Hügel gegen die bezaubernde Landschaft eines lächelnden Mädchengesichts?

Es läßt sich nicht verheimlichen, daß das Glück ihm hold ist. Ein höflicher Mann, noch dazu wenn er sich als Künstler zu erkennen gibt, hat eben bei den meisten jungen Damen ein erleichtertes Fortkommen, und schon bei der ersten Fahrtunterbrechung, dem fröhlichen Frühstück im ländlichen Wirtshausgarten, darf er den Arm um ihre Schultern legen und sie Marietta nennen. Welche Perspektiven eröffnen sich für den beglückten Häberlein! Dies ist das Leben, das er sich immer erträumt hat: losgelöst aus den Banden des Alltags im Land der Schönheit und der Liebe zu schwärmen. Eine schöpferische Trunkenheit reißt ihn hin, so daß die Umwelt bis auf den Gegenstand seiner Begeisterung endgültig für ihn versinkt und er sich wie im Traum entführen läßt, weiter und weiter ins Blaue hinein.

Aber schließlich hat auch eine Fahrt ins Blaue ein festes Ziel, und dieses Ziel wird einmal erreicht. Der Wagen hält, nachdem er zuletzt auf dem holprigen Pflaster einer kleinen Stadt ziemlich geschüttelt hat, und nun rafft Herr Häberlein sich auf aus seiner Entrücktheit und läßt im Durcheinander des Aussteigens seine Ritterlichkeit spielen. Das seidene Jäckchen seiner Dame wie ein Beutestück über dem Arm, so springt er behende als Letzter von allen Fahrgästen vom Trittbrett des Autos herab, das Haupt im Nacken, dem Sieger gleich, der im Triumph seinen Fuß auf erobertes Land setzt. — Und er setzt ihn — o boshafter Gott des Abenteuers! — in eben diesem Augenblick nirgendwo anders hin als auf den traulichen Marktplatz seines Heimatstädtchens!! — —

Was bleibt da noch hinzuzufügen? — Herr Häberlein, nachdem er wieder Gewalt über seine Glieder hat, macht unter irgendeinem gemurmelten Vorwand kehrt in das bergende Innere des Autobus, wartet dort, bis die Stimmen und das Lachen draußen sich in der Richtung „Zum Weißen Roß" verzogen haben, entledigt sich dann mit einem tiefen Seufzer des duftenden, weiblichen Bekleidungsstücks über seinem Arm und entweicht. Die nächste winklige Gasse deckt seine Flucht.

Am Ufer des Flusses geht mit lahmen Knien ein einsamer Mann. Die Wellen zu seinen Füßen, aus der Weite kommend, in die Weite drängend, sie rauschen fremd und gefühllos an ihm vorbei und wecken keinen Widerhall in seiner Brust. Und wenn ihre Bewegung Herrn Häberlein doch etwas widerspiegelt, so ist es höchstens die Vision eines Fahrrades, das nicht von selbst zurückkehrt von dieser Fahrt ins Blaue. — —



Szene aus „Der zerbrochene Krug" Paul Rieth †

Häuser in Rheydt — Georg Neugebauer

DIE FREUNDIN

Von A. P. Tschechow

(Aus dem Russischen übersetzt von Grete Neufeld)

Peter Nikolajewitsch Kolpakow saß mit seiner Freundin Pascha, der reizenden, jungen Sängerin, in der Halle ihrer Villa. Es war eine drückende Hitze und beide hatten es sich recht bequem gemacht.

Plötzlich ertönte schrill die Torglocke. Kolpakow, der in Hemdärmeln und Pantoffeln dagesessen hatte, sprang auf und blickte fragend auf Pascha.

„Wahrscheinlich der Briefträger oder vielleicht irgendeine Freundin", sagte die Sängerin.

Kolpakow schämte sich weder vor dem Briefträger, noch vor Paschas Freundinnen; für alle Fälle nahm er aber sein Sakko und begab sich ins Speisezimmer. Pascha ging zur Tür und öffnete. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen stand an der Türschwelle eine fremde Frau, schick und hübsch gekleidet, allem Anscheine nach den besseren Ständen angehörend.

Die Dame war blaß und atmete schwer, als wäre sie viele Treppen gestiegen.

„Was wünschen Sie?" fragte Pascha höflich.

Die Dame antwortete nicht sofort; sie trat einen Schritt vor, sah sich im Zimmer um, ließ sich müde, als könnte sie sich nicht länger auf den Füßen halten, auf den Diwan fallen und bewegte die Lippen, ohne jedoch einen einzigen Laut hervorzubringen.

„Ist mein Mann bei Ihnen?" fragte sie endlich, ihre großen traurigen Augen auf Pascha richtend.

„Wer?" stammelte Pascha erschrocken.

„Mein Gatte ... Peter Nikolajewitsch Kolpakow ..."

„N ... nein, Gnädigste, i ... ich kenne keinen solchen Herrn ..."

Schweigend verstrich eine Minute. Frau Kolpakow fuhr sich einige Male mit dem Taschentuch über die Lippen, während Pascha wie angewurzelt vor ihr stand.

„Sie behaupten also, daß er sich nicht hier aufhält?" fragte die Dame nun schon mit rauher Stimme.

„J ... ich weiß nicht, nach wem Sie fragen."

„Sie niederträchtige Person!" zischte die Besucherin, Pascha voll Verachtung und Widerwillen betrachtend. „Ich freue mich, Ihnen das endlich sagen zu können!"

Pascha fühlte, daß sie auf diese solid gekleidete, vornehme Dame mit den schmalen Fingern einen abstoßenden Eindruck gemacht hatte, und sie schämte sich wegen ihrer runden, roten Backen, der gefärbten Haare, geschminkten Wangen und Lippen.

„Wo ist mein Mann?" fragte die Dame nochmals. „Übrigens ist es mir einerlei, ob er hier ist oder nicht! Ich muß Ihnen aber sagen:

Porträtskizze H. Mayrhofer-Passau

seine Unterschlagungen sind aufgedeckt und Peter Nikolajewitsch wird von der Polizei gesucht ... Das alles ist Ihr Werk!"

Sie erhob sich und ging aufgeregt im Zimmer auf und ab.

„Heute noch werden sie ihn finden und verhaften", setzte sie schluchzend fort. „Ich aber bin machtlos, denn Sie haben einen größeren Einfluß auf Peter Nikolajewitsch; aber Gott wird sich meiner und meiner armen Kinder annehmen und jede vergossene Träne, jede einzelne schlaflose Nacht an Ihnen rächen! Die Zeit der Vergeltung wird nicht ausbleiben, Sie werden sich meiner noch erinnern!"

Wieder entstand ein Pause. Die Dame ging händeringend durchs Zimmer und Pascha folgte ihr einfältig mit den Augen.

„Aber gnädige Frau, ich weiß ja von nichts", sagte sie schließlich und begann heftig zu weinen.

„Sie lügen!" schrie Frau Kolpakowna mit funkelnden Augen. „Ich weiß alles! Ich kenne Sie schon lange! Peter hat Sie im letzten Monat jeden Tag besucht."

„Ja, nun, und was ist dabei? Mich besuchen viele Verehrer, aber ich zwinge niemanden, zu kommen."

„Ich sage Ihnen: seine Verfehlungen sind aufgedeckt! Er hat nicht nur sein eigenes, sondern auch fremdes Geld verschwendet, wegen einer solch liederlichen Person. Dabei ist er Familienvater ... Wenn er verurteilt und verbannt wird, muß ich mit den Kindern Hungers sterben ... Begreifen Sie das? Es gibt aber ein Mittel, ihn und uns vor dem Verderben und vor der Schande zu erretten. Wenn ich noch heute neunhundert Rubel aufbringe, ließe sich die Sache beilegen ..."

„Neunhundert Rubel?" fragte Pascha leise, „ich ... ich ... habe von ihm kein Geld genommen ..."

„Ich verlange von Ihnen auch nicht die neunhundert Rubel. Aber den Damen Ihresgleichen pflegen die Männer wertvolle Gegenstände zu schenken. Geben Sie mir nur den Schmuck, den Sie von meinem Mann bekommen haben."

„Gnädige Frau, er hat mir keine kostbaren Sachen geschenkt", lispelte Pascha, die nun endlich alles begriff.

„Wohin ist dann das Geld aber doch geraten? ... Hören Sie mich an: In meiner Aufregung habe ich Ihnen viel Unangenehmes gesagt, entschuldigen Sie, bitte! Ich weiß, Sie sind mir böse! Aber versetzen Sie sich einmal in meine Lage. Ich flehe Sie an: folgen Sie die Gegenstände aus!"

„Hm ...", sagte Pascha, die Achsel zuckend. „Ich möchte es sehr gern tun, aber es sind ja nur Kleinigkeiten."

Sie holte ihr Toilettenkästchen und entnahm demselben ein dünnes Armband und einen dünnen Ring mit einem Rubin.

„Bitte!" sagte sie, die Gegenstände der Besucherin reichend.

Die Dame geriet in Zorn.

„Was geben Sie mir denn da?" sagte sie. „Ich verlange keine Almosen, nur das, was nicht Ihnen gebührt ... das, was Sie meinem Mann herausgelockt haben. Als ich Sie am Donnerstag mit meinem Mann bei der Haltestelle sah, trugen Sie kostbare Halsketten und Armbänder. Spielen Sie sich nur nicht auf das Unschuldslamm heraus. Ich frage Sie zum letztenmal: wollen Sie mir die Gegenstände geben oder nicht?!"

„Sonderbar, bei Gott", sagte Pascha, sich beleidigt stellend. „Ich versichere Ihnen, ich habe außer diesem Halsband und Ring von Ihrem Mann nichts geschenkt bekommen. Er brachte mir immer nur Näschereien."

„Näschereien ..." rief Frau Kolpakowna zynisch lächelnd. „Daheim darben die Kinder und hierher bringt er Näschereien. Sie weigern sich also, die Gegenstände auszufolgen?"

Als sie keine Antwort bekam, warf sie sich wieder auf den Divan und weinte laut.

„Ich bitte Sie!" rief Sie unter Schluchzen, „Sie haben meinen Mann ruiniert, retten Sie ihn nun ... Sie werden durch ihn nicht ins Verderben gezogen, aber die Kinder ... was haben denn die armen Kinder verschuldet?"

Pascha sah in ihrer Phantasie kleine Kinder, die auf der Straße stehen und vor Hunger weinen, und nun schluchzte auch sie selbst heftig.

„Was kann ich tun, gnädige Frau?" fragte sie. „Ich versichere Ihnen, daß ich von Peter Nikolajewitsch nichts bekommen habe."

„Ich bitte um die Geschenke! Geben Sie mir die Geschenke zurück! Ich will weinen, mich erniedrigen ... wenn Sie wollen, knie ich vor Ihnen nieder!"

Pascha schrie erschrocken auf und wehrte mit der Hand ab. Sie fühlte, daß die Dame imstande war, vor ihr niederzuknien, um sie damit noch mehr zu erniedrigen.

„Gut, ich gebe Ihnen die Geschenke zurück!" sagte Pascha verlegen. „Aber ich habe sie nicht von Peter Nikolajewitsch, sondern von einem andern Mann bekommen."

Pascha zog die erste Schublade der Kommode heraus, entnahm ihr ein brillantbesetztes Hals-

band, eine Perlenkette, einige Ringe, ein Armband und reichte alles der Dame.

„Bitte, nehmen Sie, aber ich habe von Ihrem Mann nichts bekommen. Nehmen Sie alles!" sagte Pascha tief gekränkt. „Wenn Sie seine angetraute Gattin und ein anständige Frau sind, würden Sie besser tun, ihn bei sich daheim zu halten! Ich habe ihn doch nicht gerufen, er ist von selbst gekommen!"

Trotz der Tränen prüfte Frau Kolpakowna sorgfältig die dargereichten Gegenstände.

„Das ist nicht alles. Dafür bekomme ich nicht einmal fünfhundert Rubel."

Pascha holte aufgeregt noch eine goldene Uhr, ein Zigarettenetui, goldene Knöpfe aus der Kommode hervor und sagte, die Hände ausbreitend:

„Es ist nichts mehr da, selbst wenn Sie suchen wollten!"

Die Dame atmete auf, sie scharrte mit zitternden Fingern die Gegenstände zusammen, wickelte sie in ein Taschentuch und entfernte sich ohne Gruß.

*

Die Tür des Nachbarzimmers ging auf und Kolpakow trat ein ... Er war auffallend blaß und nervös. Tränen standen in seinen Augen.

„Was für Geschenke hast du mir gebracht?" rief ihm Pascha zu. „Hast du mir Geschenke gemacht, wie?"

„Geschenke ... dummes Geschwätz ..." entgegnete Kolpakow, und er schüttelte den Kopf. „Mein Gott! Sie hat vor dir geweint, sich vor dir erniedrigt."

„Ich frage dich, welche Geschenke du mir gebracht hast?" schrie Pascha.

„Mein Gott, sie, die brave, stolze, reine Frau wollte sogar niederknien ... So weit habe ich es kommen lassen?"

Er griff sich an den Kopf und stöhnte.

„Nein! Das kann ich mir niemals verzeihen! Geh' fort von mir!" rief er. Wie von einem Ekel erfaßt, wehrte er Pascha ab. „Niederknien wollte sie, und ... vor wem? Vor dir!? O, mein Gott!"

Er kleidete sich rasch an und entfernte sich eilig.

Pascha aber warf sich nieder und weinte laut. Es war ihr schon nicht mehr leid um ihre Wertsachen, die sie in der ersten Aufregung ausgefolgt hatte, aber sie war tiefgekränkt. Und sie erinnerte sich, daß sie einmal als Kind von einem Krämer grundlos verprügelt worden war, und sie weinte noch heftiger.

Gespräch auf der Straße

„Sie machen ja ein so ärgerliches Gesicht!?"

„Da soll man nicht! Vor ein paar Minuten gab's hier auf der Straße einen lauten Streit zwischen zwei Herren. Der eine sagte, er fühle sich beleidigt, der andere solle um Entschuldigung bitten, oder er bekäme eine Tracht Prügel."

„Und das hat Sie so geärgert?"

„Natürlich! Der andere bat um Entschuldigung!"

Hier schläft mein Kind

Hier schläft mein Kind, o, wenn es spricht.
Mich hat der Frieden dieser Welt berührt.
Aus dunklen Nächten bin ich heimgeführt.
Hier schläft mein Kind, hier brennt mein Licht

Ihr Gründe all, wo ich verkümmert lag;
dem dunkelsten Geschicke preisgegeben.
Jetzt fühle ich, wie sich die Schatten heben
und es wird Licht, und es wird Tag.

In Nichts geworfen ist ein Leben schwer.
Viel Kummer brennt auf meinen Wangen.
Du ärmstes Herz voll Nachttau einst behangen,
jetzt bang nicht mehr, jetzt bang nicht mehr.

Hier schläft mein Kind, hier schmilzt mein Leid.
Hier ordnen sich die noch verworrnen Wege.
Hier findet ein Verirrter wieder die Gebete,
in tiefer, tiefer Dankbarkeit.

Fritz Christoph

Porträt: Dr. Kuen — S. Kühnel

Landschaft — Max Mayrshofer

Die Geldschmiede

Erzählung von Gert Lynch

Das Dorf selbst zählte kaum zweihundert Seelen, aber mit den umliegenden Weilern und Einödhöfen waren es dreimal mehr. Fast alle, die abstimmen durften, hatten ihre Unterschrift auf die Liste gesetzt, die der Lenzbauer hatte herumgehen lassen. Der gab einen halben Tag drein, um sie persönlich auf das Bezirksamt zu bringen. Es dauerte seine Zeit, bis der Bescheid kam. Er lautete günstig. Die „Bedürfnisfrage" wurde bejaht, und im Dorfe durfte ein Wirtshaus eröffnet werden.

Der Lenz bestellte sogleich die Maurer. Die große Stube, die zu ebener Erde lag, wurde geräumt. Fenster und Türen wurden versetzt, und die Brauerei, die das Bier lieferte, fuhr lange Tische und Bänke herbei. Dann bekam das Haus einen neuen Anstrich, daß es weit in die Gegend leuchtete, und der Maler pinselte „Zur Laterne" über die Fensterfront, in großen dicken Buchstaben, die sich seitlich verjüngten, so daß sie aussahen wie hingenagelt.

Und dann war es soweit. „Willkommen!" prangte über der Torfahrt, die mit Fichtenzweigen umbunden war. Wolkenlos spannte der Himmel sich über den Sonntag. Die Südluft stand gegen das Dorf und wehte einen leichten Brotgeruch heran, der von den blühenden Kornfeldern kam. Die Wiesen waren noch ungemäht und schwankten mit hohen Halmen. Um Mittag begann die Sonne zu sengen, und von den Brettern des neuen Schuppens troff der Kien in langen Fäden herunter.

Der Lenz wuchtete den ersten Bierbanzen aus dem Keller herauf und freute sich, wie gut er es mit dem Wetter getroffen hatte. In der Küche hantierten die Lenzin und die Magd und wogen weißen und schwarzen Pressack zu halben Pfunden ab, während die beiden Kinder das vorgeschnittene Hausbrot auf die Teller schichteten.

Die ersten Gäste waren die Dorfburschen. Sie rückten laut mit den Bänken und behielten die Hüte auf. Es gab einen nassen Zisch, als der Lenz den Messingwechsel durch das Spundloch schlug.

Ein Weilchen hatte der Wirt noch Zeit, sich zu den Burschen zu hocken. Dann setzte mit einem Schlage der Hauptbetrieb ein. Vom Marktflecken kamen der Doktor, der Apotheker und der Tierarzt, vom Kirchdorf der Mesner, der Landjäger und der Posthalter. Viele von den Bauern brachten ihre Weiber mit, und auch das junge Volk fand sich ein. Als die Schrammelmusik den ersten Marsch anstimmte, rollte auch schon das erste leere Faß über den Hof. Da der Platz in der Gaststube nicht ausreichte, wurden Bretter und Klötze auf die Hauswiese getragen und neue Sitze geschaffen. Der Lenz und die Seinen konnten es nicht mehr bewältigen, und die Bauern holten sich selber das Bier. Kaum, daß die Dämmerung sank, klang schon das letzte Faß hohl. Lenz kippte es auf die Kante und ließ die Neige in seinen Krug sickern. Er hatte im Trubel ganz vergessen, den eigenen Durst zu stillen.

Später, als die Gäste gegangen, die Fensterläden geschlossen und die Kinder im Bett waren, saß der Lenz mit seinem Weib am Tische vor einem Haufen Geld. Den Teil, der die Ausgaben ausmachte, legten sie auf die eine Seite, den Teil, der ihnen gehörte, auf die andere. Lenz stellte fest, daß er bisher noch niemals so viel Geld an einem einzigen Tage verdient hatte. Er beschloß, das Wirtsgeschäft besonders zu pflegen und eine zweite Magd einzustellen, die jung und hübsch war und mit den Leuten umgehen konnte. Und zufrieden mit sich und dem Schicksal, suchte er seine Lagerstatt auf. Er merkte es nicht, daß das Weib seine Freude nicht recht teilte.

So nahmen die Dinge denn ihren Lauf. Eine junge und hübsche Magd war bald gefunden. Nellie nannte sie sich, doch ihr Ruf war nicht der beste. Das Frauenzimmer verstand es, die Bauern zu nehmen. Manche tranken nochmal soviel, seit Nellie bediente. Sie nahm einen Spaß hin und gab herzhaft heraus, und wenn einer es wünschte, trank sie aus seinem Kruge.

Straße ins Dorf — Richard Gorter

Nellie erntete manches Lob von den Gästen. Wenn sie im Stall oder auf dem Felde nur halbe Arbeit leistete, dann drückte der Lenz ein Auge zu oder gar alle beide.

Mit der Zeit fiel es ihm auf, daß Nellie bei jeder Kleinigkeit sich an ihn wandte. Als er ihr sagte, sie solle sich an die Bäuerin wenden, erwiderte sie: „Die Bäuerin mag mich nicht und gibt keine Antwort, wenn ich sie frage."

Abends stellte der Lenz seine Frau zur Rede. „So ist es", sagte sie, „ich gebe ihr keine Antwort. Dieses Weibsbild, nach dem alle Männer greifen, das keinen Strumpf stopft und keine Leibwäsche flickt, ist eine Schande für unser Haus und eine Gefahr für unsere Kinder!"

„Sie hebt den Umsatz und verdient mir Geld!" entgegnete der Lenz und verbat sich das Dreinreden in seine Sachen.

In jener Nacht blätterte von der Decke der Gaststube ein Dreieck Kalk herunter.

Selbst in der Erntezeit fand die „Laterne" regen Zuspruch. Jeden Sonntag war die Gaststube überfüllt, und jeden Abend waren zwei bis drei Tische besetzt. Lenz ließ sich überreden, die Hauswiese zu überdachen und eine Kegelbahn anzulegen. Er griff selbst fleißig mit zu, und während die Bauern das Korn schnitten und die Garben einfuhren, ging der Lenz mit dem Beile durch seinen Bestand und hackte Kerben in die Stämme, die gefällt werden sollten für die Bohlen der Kegelbahn. Als er dann auch zur Sense griff, war der Roggen schon überreif, so daß ein Teil aus den Ähren fiel.

„Ach was", sagte er barsch zu dem Weibe, das auf den Übelstand hinwies, „ich habe in diesem Sommer mehr verdient, als du in drei Jahren zusammenkratzen konntest!" — „Aber es fehlt der Segen!" sagte finster das Weib.

Nach der Ernte kam der Andreas Pechler, der ein schmales Anwesen hatte und im Steinbruch hinzuverdienen mußte, mit dem Hut in der Hand zum Lenz und bat um ein kleines Darlehen. „Meine Mutter ist krank", erklärte er, „und das Ersparte für den Hypothekenzins ist zum Apotheker gewandert. Nun bedrängt mich der Gläubiger, der nicht warten will. Bis Lichtmeß kann ich dir alles ehrbar zurückzahlen."

„Es tut mir leid", sagte der Lenz und zuckte die Achseln, „aber ich brauche mein Geld anderweitig." So mußte der Kleingütler wieder abziehen. Früher, als es dem Lenz nicht halb so dick eingegangen war, hatte er noch ein Gefühl gehabt und gern geholfen. Hochmut kommt vor den Fall, dachte der Pechler und spuckte giftig über die Brombeeren.

Der Lenz aber fuhr am anderen Morgen in die Kreisstadt und legte sich eine Jagdausrüstung zu, angefangen von den Stiefeln bis zum Grünhut, und das Beste was es an Gewehren gab. Er nahm sich vor, die nächste Jagd ganz allein zu pachten. Dann kaufte er noch eine goldene Uhr für sein Weib, sowie Spielzeug und leckere Sachen für die Kinder und einen seidenen Schal für die Nellie. Als er mit der Dunkelheit heimkam und auspackte, gab es große Augen. Die Geschenke, die Jagdausrüstung und das neue Gewehr liefen von Hand zu Hand und wurden befühlt und begutachtet, und auch die Bauern und Arbeiter, die in der Gaststube waren, nahmen teil daran. „Ja mei", knurrte der Holzer Sepp, der im Tagelohn arbeitete, „da kann unsereiner nicht mit." Er trank aus, zahlte und brach frühzeitig auf.

Zuletzt kamen die Bauern auf die Gemeinde zu sprechen. Als der Lenz, ganz im Vertrauen, für die Wahl eines Obmanns eintrat, stimmten sie alle bei. „Darauf müssen wir trinken!" sagte der Lenz und gab Freibier aus. „Prost, Obmann", sagte der Schwendtnerbauer und stieß am Kruge des Wirtes an. Und die anderen nickten, tranken und lachten verschmitzt. Es wurde ein lustiges Zechen, das weit über Mitternacht dauerte.

„Hast du gehört, was der Schwendtner zum Antrinken sagte?" fragte der Lenz beim Schlafengehen das Weib. „Ich hörte es gut", entgegnete Zenz, „aber glaube nur nicht, daß solches Gerede Sinn hat. Entweder wollen die Bierbrüder Nutzen von deinem Gelde, oder sie fürchten dein Geld!" — „Sei es, wie immer es will, Geld ist Macht!" sagte er. „Nur, wenn man Macht hat über die Macht" sagte sie und löschte das Licht aus. „Das ist Haarspalterei", versetzte der Lenz, „du bist und bleibst eine Lehrerstochter!"

•

Langsam wurde es Herbst im Lande. Der Farn gilbte. Die Brombeerblätter röteten sich. Die Tauben schwenkten über die Stoppelfelder, und die Kinder warfen mit Knüppeln die ersten Nüsse vom Baum. Hinter der Scheune summte die Dreschmaschine, und die Kartoffelfuder knarrten. In der „Laterne" brannte das Licht schon am Nachmittag. Hausierer, Holzknechte, Steinarbeiter und Bauern saßen auf der Bier-

bank, erzählten Neuigkeiten oder neckten die Nellie. Draußen hielt das Bierfuhrwerk, lud volle Fässer ab und leere auf. Und jedes leere Faß hinterließ dem Lenz ein paar harte Taler. „Die Laterne", sagten die Leute, „ist eine Geldschmiede geworden!" Hier und da schwelte auch schon der Neid auf.

Um diese Zeit erschienen sechs Frauen in der „Laterne", um sich beim Lenz zu beschweren, daß ihre Männer den halben Wochenlohn und manchmal noch mehr bei ihm sitzen ließen. Sie und ihre Kinder müßten dann dafür büßen. „Laßt mich in Frieden", schrie der Lenz, „ich bin nicht zum Vormund bestellt über eure Männer!" Unter lauten Verwünschungen zogen die Weiber wieder ab und machten viel böses Blut im Ort und in der Gegend.

Doch in der „Geldschmiede" klirrten die Taler weiter, und die Banknoten knisterten. Zuweilen knisterte es auch im Gebälk des Hauses, doch niemand hörte darauf. Häufig kamen die Viehhändler in die „Laterne" und machten mit dem Wirt, der das Bargeld gab, gemeinsame Sache, so daß dem Lenz in diesem Herbst fast ein Vermögen erwuchs. Jedoch ihm selbst war es noch immer zu wenig. Die halbe Nacht lag er schlaflos im Bett und sann neue Pläne aus. Er verlieh Geld gegen Zinsen. Er trank und rauchte viel und wurde jähzornig. Er schaffte sich Wagen und Pferde an. Er dingte einen Großknecht, der alle Feldarbeiten verrichtete. Er beteiligte sich am Getreidehandel und hatte auch darin Erfolg. Er kaufte den stillgelegten Steinbruch, den sie die „Sorge" nannten, und der voller Grundwasser stand, aber einen guten Granit für Pflaster und Bordkanten lieferte. Im kommenden Frühjahr wollte er die „Sorge" auspumpen lassen und in Betrieb setzen. Er besprach sich mit Sachverständigen, Rechtsanwälten und Vermittlern. Er war viel unterwegs und wenig zu Hause. Die beiden Kinder fingen an, ihn zu scheuen. „Vater riecht wie ein fremder Mann", sagte der zwölfjährige Xaver eines Tages zur Mutter. Diese überdachte diese Worte und fand, daß der Junge recht hatte. Es ging eine fremde Witterung aus von ihrem Mann, und eine Ahnung beschlich sie, daß es die Witterung war, die dem Unglück vorausgeht.

(Schluß Seite 718)

Sonntagsausflug eines Pessimisten

Von Bernard Shaw

Da ich kein geborener Städter bin, habe ich auch keine Illusionen, was das Land anbetrifft. Die holprigen, knöchelverstauchenden Straßen; die staubigen Heckenzäune; der Graben mit seinen toten Hunden, Brennesseln und Schwärmen giftiger Fliegen; die Scharen von Kindern, die irgend etwas quälen; der dumpfe, arbeitsstumpfe, vorzeitig gealterte Landarbeiter; der wüste Landstreicher; die Düngerhaufen mit ihrem scheußlichen Geruch; die Kette von Kilometersteinen von Wirtshaus zu Wirtshaus, von Friedhof zu Friedhof; an all dem schleppe ich mich vorbei, bis mir eine entfernte Telegraphenstange oder ein Signalmast ankündigt, daß der gesegnete Rettungszug, der mich nach der Stadt zurückbringt, greifbar ist. Der Weg von der Dorfstraße zum Bahnhof ist ein Sprung über fünf Jahrhunderte vom rohen Stumpfsinn der Tyrannei der Natur über den Menschen in die Ordnung und Aufgeweckthcit geregelter Herrschaft des Menschen über die Natur.

Und trotzdem ließ ich mich vergangene Woche von meinem Freund Henry Salt und dessen Frau dazu überreden, „zu den Hügeln von Surrey hinauszukommen und bis zum Montag zu bleiben". Salt, ein in vielen Dingen ungewöhnlich vernünftiger Mann, ist ins Landleben vernarrt und besitzt ein Haus in einem Nest, das Tilford heißt und auf der Strecke nach Farnham liegt, — in das er sich in Zwischenräumen zurückzieht und wo er sich von Pilzen aus der Umgegend ernährt und Artikel schreibt, die diese Art Diät befürworten. Er hegte keinen Zweifel, ein Tag in Tilford würde mich von der Landflucht zur Landsucht bekehren. Und da er ein angenehmer Gesellschafter für einen Spaziergang und für ein Gespräch ist, stimmte ich zuletzt dem Versuch zu und erklärte mich sogar bereit, auf den Hügel eines landschaftlichen Schwindels, der Hindhead

Toni Bichl

„Vor lauter Aktmodell vergißt der Mensch ganz, daß unsereiner auch mal was Gescheites zum Anziehen bräuchte."

v. Horvath

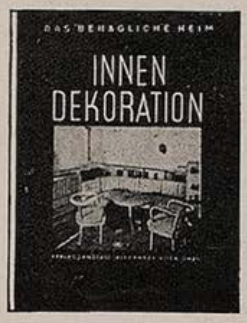
„Aber mein Herr! Eine kleine Einlage genügt und der Hut sitzt wie angegossen!"

heißt, geführt zu werden, um mir von dort aus die Dünen der Südküste und vor allem den Platz zeigen zu lassen, wo drei Männer dafür gehängt worden waren, weil sie jemanden ermordet hatten, der sie zu einem Landspaziergang überredet hatte.

London war sauber, frisch und trocken, als ich mich auf den Weg zum Waterloo-Bahnhof machte, nachdem ich zu der unnatürlichen Stunde von sieben Uhr morgens am Sonntag früh aufgestanden war. Ich klappte im Zug ein Buch auf und achtete darauf, zwischen den Haltestellen nicht aus dem Fenster zu schauen, bis wir Farnham erreichten. Wie auf dem Lande in England üblich, regnete es heftig. Ich fragte nach meinem Weg nach Tilford und wurde belehrt, ich solle fünf Kilometer oder so etwas schnurgeradeaus gehen. Da ich nichts mitgenommen hatte, was Salts Gefühle hätte verletzen können, indem es mein Mißtrauen gegen sein ländliches Paradies verriet, war ich ohne Regenschirm; und das Paradies — versteht sich! — zog alle Vorteile aus dieser Unterlassungssünde. Ich kenne die Dünenerhebungen der Südküste nicht; aber ich kann für beides bürgen, für das Hinauf und das Hinunter, soweit es die Straßen von Surrey betrifft. Zwischen Farnham und Tilford sind nahezu ein halbes Dutzend Hügel und nicht eine Unterführung. Über diese kletterte ich bergauf auf meinen Zehen und schoß bergab auf meinen Fersen, wobei ich bei jedem Schritt ein klebriges Sumpfloch voll zähflüssigem Gummi machte. Als die Landschaft weniger bewohnt wurde, kam der Regen heftiger herunter, verwandelte mein Buch in einen Brei und übertrug das Rot des Einbands auf meine regengesättigte graue Jacke. Eine imprägnierte Spielart von Vogel, der sich über mich aus einem Getreidefeld her lustig machte, lehrte mich besser als früher verstehen, warum Vögel gewöhnlich abgeschossen werden. Die Straße führte jetzt an einem Kiefernwald vorüber, mit einem üppigen Teppich von nassem Moos und einem Schild „Betreten verboten". Wirklich, es lohnte sich, vierzig Kilometer weit zu reisen, um dann durch die Kleinlichkeit eines Landedelmannes wieder am Anfang zu stehen. Meine Ärmel klatschten zu der Zeit kalt gegen meine Handgelenke. Während ich meine Arme verzweifelt herunterhängen ließ, um die unangenehme Rückstoßwirkung herabzumindern, schaute ich auf meine feuchtklebrigen Knie herunter — und entlud sofort eine Kanne Regenwasser und schwarzen Färbstoff von meinem Hutrand über sie. Dann mußte ich laut auflachen, ganz wie ein aufs Rad geflochtener Verbrecher bei der zweiten knochenbrechenden Drehung zu lachen pflegte. Ein oder zwei weitere Kilometer Tretmühle und glitschige Sumpflöcher und ich kam zu dem Vorposten eines Dorfes, mit einem Fluß, der in einem Bett wundervoll farbigen Wucherkrauts dahineilte, und von einer nach dem Grundsatz des gotischen Spitzbogens erbauten Brücke überspannt war, um so den größtmöglichen Kraftaufwand aus den Pferden herauszuholen, sowohl wenn sie auf der einen Seite den Karren hinaufzogen, als auch um den Karren daran zu hindern, die Pferde zu überrennen, wenn sie jäh auf der anderen Seite hinabglitten.

Das war endlich Tilford, unbewohnt, soweit ich sehen konnte, ausgenommen von einem Mann, dessen sauere Blicke mich — deutlicher als Worte es konnten — fragten, was zum Teufel ich hier wollte? Dann ging es einen neuen Hügel zwischen Gemeindehaus und Kirche hinauf und hinaus auf ein ungeschütztes Stück Landstraße, wo der Wind und Regen einen letzten ungehinderten Guß auf mich losließen. Salt irrt sich, wenn er glaubt, er wohne in Tilford: in Wirklichkeit wohnt er beträchtlich hinter diesem Ort; und ich war gerade im Begriff, umzukehren, solange ich noch Kraft genug hatte, nach London zurückzukehren, als er mich von seiner Türe her mit dem entzückten Ausruf begrüßte: „Da ist er ja!", und strahlte, als lasse meine Verfassung nichts zu wünschen übrig. Im Nu erfüllten meine Kleider die Küche mit Dampf, und ich — in Kleider gesteckt, die Salts Schwager gehörten, einem vielversprechenden Dichter, dessen Figur ein wenig anders als meine ist — machte es

Älteste und führende Zeitschrift auf dem Gebiet der neuzeitlichen und künstlerischen Raumausstattung



47. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

mir, mit der Lektüre der letzten Entdeckungen meines Gastgebers in örtlicher Pilzkunde beschäftigt, bequem.

Meine Kleider trockneten rasch. Zeitig am Nachmittag zog ich sie wieder an und fand sie an die drei Zentimeter kürzer und enger, aber warm und trocken. Trotzdem hatte ich einen Niesanfall und Mrs. Salt brachte eine Flasche Kampferspiritus herbei. Nicht vertraut mit der heftigen Natur dieses Mittels, nahm ich unvorsichtigerweise einen ganzen Löffel voll davon. Es brachte mich fast um; aber ich hatte die Befriedigung, als ich wieder zu mir kam, einigermaßen sicher zu sein, daß der Influenzabazillus das nicht überlebt hatte. Dann gingen wir, da der Regen aufgehört hatte, zu einem Spaziergang aus und folgten der Straße zwischen den Hügeln, die wie eine Schar nasser Schafe unter dem bewölkten Himmel waren. Schließlich kamen wir auf die Hochebene hinaus, wo der Schmutz durch weichen Triebsand und Heidekraut ersetzt war, das der starke Wind, der von der Nordsee her wehte, schon trocken gefegt hatte. Der Teich von Frencham, wie ein seiner Maschinerie beraubtes Wasserwerk, lag leewärts von uns, von Kopf bis Fuß bei jeder Böe überrieselt. Ich hatte Mitgefühl mit ihm und blickte verstohlen auf Salt, um zu sehen, ob die unaussprechliche Trostlosigkeit der Szenerie ihn nicht betroffen gemacht habe. Aber er schien daran gewöhnt und als wir heimgingen, fing er an, für den andern Tag einen Ausflug nach Hindhead zu entwerfen. Allein schon der Vorschlag verursachte bei mir einen neuen Niesanfall.

Am nächsten Morgen stand ich um acht Uhr auf, um die Sonne zu sehen und die Vögel zwitschern zu hören. Ich entdeckte jedoch, daß ich vor ihnen auf war; und ich sah noch hörte ich sie, bevor ich wieder in der Stadt zurück war. Salt war selig, denn der Wind kam aus Nordost, also konnte es unmöglich regnen. Wir brachen daher nach dem Frühstück nach Hindhead auf durch einen Nebel, der die Kühe wie Mammuts aussehen ließ und die Hügel wie Bergketten. Als wir so recht außer Reichweite jedes Unterstandes waren, begann der Regen. Salt erklärte, er würde nicht der Rede wert sein, der Regen könnte sich nie gegen den Nordostwind halten. Trotzdem tat er das. Als wir zuletzt, nachdem wir Strecken hinauf- und wieder hinuntergestapft und geschlittert waren, von denen Salt behauptete, es seien Wiesen, die aber in Wirklichkeit reißend schnell sich füllende Betten von Lehmbächen waren, kamen wir zuletzt nach Hindhead (das genau wie die anderen Hügel auch war); wir konnten einander, geschweige denn die Südküste, kaum noch durch den Nebel sehen. Man zeigte mir die Stelle, wo die Männer gehängt worden waren, und ich kann nicht leugnen, eine gewisse rachsüchtige Befriedigung bei dem Gedanken verspürt zu haben, daß jemand hier seinen wohlverdienten Lohn empfangen hatte.

Als wir zum Heimweg aufbrachen, war Salt bester Laune. Die Entdeckung eines nassen Tages bei Nordostwind machte ihn so stolz, wie die Entdeckung eines Kometen einen Astronomen stolz macht. Was Mrs. Salt betrifft, so war der Schluß, den sie aus alledem zog, der: ich müsse an einem anderen Tag wieder herkommen. Der Regen hatte für sie nicht mehr Wichtigkeit, als ob sie eine Ente gewesen wäre. Ich fragte mich unwillkürlich, ob ihr Straßenkleid nicht in Wahrheit ein geschickt ausgedachter Badeanzug war. Sie schien restlos glücklich, obwohl sogar die Schafe jammernd zum Himmel blökten, und eine Kuh, der ich im Vorübergehen einen freundlichen Klaps gab, so vollgesogen war, daß das Wasser in meinen Ärmel bis zur Achselhöhle hinauf hochspritzte. Der Hauptgesprächsstoff des Ehepaars Salt, während wir auf den Hügeln waren, war die Gutmütigkeit ihres Hundes „Nigger", dessen Bewegungen in Richtung auf die Schafe Salt inzwischen vergeblich zu vereiteln suchte. Ehe wir heimkamen, enthielten meine Kleider dreimal so viel Wasser, als sie am Tage zuvor gesammelt hatten. Als ich sie wieder an mich nahm, schienen sie in einer Notlage von einem sehr jungen Bruder geborgt zu sein.

Ich brauche meinen Marsch zurück nach Farnham nach dem Essen nicht zu beschreiben. Es regnete den ganzen Tag. Aber wenigstens näherte ich mich London!

(Autorisierte Übertragung von Hans B. Wagenseil)

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl geht zum Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllischgelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Entrüstung

„Und wenn du über die Straße gehen willst, mußt du auf den Schupo aufpassen", belehrt Pieſewitt Tante Unverlegen, die zu Beſuch gekommen iſt.

„Kann denn der das nicht ſelber tun?"

Gewohnheit

„Haſt du wirklich nach dieſem Nachtbummel noch die Kuraſche, mir unter die Augen zu treten?" zürnt Frau Stippekohl.

„Teure Agathe, man gewöhnt ſich im Leben an alles", entgegnet er milde.

Eine schöne Seele

„Könnteſt du eigentlich auch einen älteren Mann lieben?" fragt Willi Düſterpott ſeine Freundin.

„Warum denn nicht, wenn er alt genug iſt?" entgegnet Trude Witthuhn.

Wunderbar

„Wunderbar, unſer berühmter Gaſt, nicht wahr?" fragt der Regiſſeur nach der Vorſtellung ſeine Kollegen. „Eine Mimik und eine Geſtaltungskraft — —"

„Und ein Gedächtnis hat er", fällt die Souffleuſe ein, „er macht noch genau dieſelben Fehler, wie vor fünf Jahren."

Vorsorge

„Was, ſchon wieder eine Rechnung von der Modiſtin?" knurrt Schickelanz. „Denkſt du denn gar nicht daran, daß auch mal trübe Tage kommen können?"

„Hab' ich doch, Männchen, — es iſt ja 'ne Rechnung für einen Regenmantel."

Nur

„Machen Sie Geſchäftswege?"

„Nein — nur Wege!"

DIE VOGELSCHEUCHE

VON ERNST KLOTZ

Eine Vogelſcheuche hat Vögel geſcheucht,
Hat alles, was ringsherum flattert und fleucht,
Die Stare, Spatzen und Eichelhäher,
Verjagt wie ein wütender Parkaufſeher,
Denn beſtand ſie auch gar nicht aus Fleiſch oder Bein,
Gerad' durch ihr inneres Nichts war ſie ein
Sadiſt, der ſo eifrig verbieten konnte!
Doch als ſie nun ihre Lumpen mal ſonnte
Und zur Oberſcheuche befördert ſich träumt,
Da hat ſie darüber das Scheuchen verſäumt
Und, ſtatt auf ihr Haferfeld aufzupaſſen,
Ein Flugzeug mitten drin landen laſſen!
Schon ſchien es wenigſtens diesmal zu ſpät,
Da gelang es noch mal ihrer Autorität
Durch Drohen und wütendes Umſichſchlagen
Den Vogel zum Nachbarfeld rüberzujagen.
Kaum aber ſtand er hier blitzend da,
Die Scheuche das große Tier in ihm ſah,
Vor dem ſie verſuchte aus rein ſubalternen
Inſtinkten ſich ſchuldbewußt zu entfernen.
Ganz kopflos hob ſie ihr einziges Bein
Und flog auch ſchon ſplitternd auf einen Stein,
Um ſterbend endlich noch ihren wahren
Charakter der Umwelt zu offenbaren:
Dank mangelndem inneren Manneſtolz
Nur Lumpen nämlich und faules Holz!
Schon hocken auf ihrem zerdrückten Zylinder
Ein Spatz, eine Spätzin und deren Kinder,
Und der Vater, indem er, wie Väter zumeiſt,
Belehrend zur Scheuche am Boden weiſt,
Sprach. „Kinder, ſeht es an dieſer da:
Sic transit nun mundi gloria!"
Und hat, als die Kinderchen wiſſen wollten,
Was dieſe lateiniſchen Brocken hier ſollten,
Das gar nicht mal ungeſchickt ſo überſetzt:
„Auch die wütendſte Scheuche durchſchaut man zuletzt!"

Pech

Das ſüße kleine Mädel: „Einmal hätte ich mich beinahe entführen laſſen. Wir waren feſt entſchloſſen."

„Wer iſt wir?"

„Mein Vater und ich. Aber wir konnten niemanden finden, der mich entführte."

Technik

„In welcher Technik wollen Sie denn meine Schwiegermutter malen?"

„Ich denke, in Öl!"

„Hm — um ihr Weſen genau zu treffen, müßten Sie ſchon Eſſig nehmen!"

Aussprache

„Max hat mit ſeiner Frau vor drei Wochen ausgemacht, daß ſie einander ſagen, was ſie voneinander denken!"

„Und?"

„Seither ſprechen ſie nicht mehr miteinander!" *Mi*

Nur keinen Hochmut

Redakteur (ſehr von oben herab, das Manuſkript zurückgebend): „Ein ſolches Zeug können wir unmöglich drucken."

Der Autor: „Darauf brauchen Sie ſich nichts einzubilden! Sie ſind nicht der Erſte, der es nicht drucken will und werden auch nicht der Letzte ſein!"

Wüste

„Wie gefällt dir mein Bild: Die Wüſte?"

„Gut! Ich habe nie etwas Wüſteres geſehen!" *Mi*

Aus Zuschriften

Frau M. läßt mit donnerartigem Getöſe das Waſſer laufen; bitte um einen Mann zur Abhilfe zu ſchicken.

*

Als ich die Wohnung betrat, bewegte ſich etwas unter dem Bett. Frau M. ſagte, es wäre der Mann, der die Wäſche brächte.

(Schluß von Seite 714)

Zu Martini, als die Mastgänse geschlachtet wurden, verlangte die Nellie plötzlich ihr Dienstbuch. Sie müsse die Stellung aufgeben, sagte sie. Sie habe sich eine Hautflechte zugezogen, und der Doktor, bei dem sie heute gewesen sei, habe sie gleich ins Krankenhaus überschrieben. Sie saßen gerade bei Tisch, und der Lenz, der sonst niemals eklig gewesen war, spie den Bissen wieder heraus. Dann ließ er anspannen und fuhr weg. Als er spät nachts zurückkam, grölte und jodelte er und beteuerte dem Weib, daß er nun bald das ganze Land ankaufen würde mit allen Anwesen, Feldern und Wäldern. Und er öffnete seine Reisetasche, die bis obenan mit Lotterielosen gefüllt war. Das Weib ließ heimlich zum Doktor schicken, und am anderen Morgen, als die Sinne sich vollends verwirrt hatten, wurde der Lenz in die Anstalt geschafft.

Eine Zeitlang, bis das ärgste Gerede vorüber war, blieb die „Laterne" geschlossen. Dann stellte die Lenzin einen ordentlichen Gehilfen ein, der von der Gastwirtschaft etwas verstand, und nahm den Betrieb wieder auf. Alles andere aber hielt sie sich fern. Da sie mehr auf das Wohl und die Mäßigung der Gäste bedacht war, als auf den eigenen Vorteil, besuchten die Bierbrüder bald andere Gaststätten. Doch eine „Geldschmiede" blieb die „Laterne" noch immer, wenn auch eine leise. Und die Wirtin sorgte dafür, daß ihre Kinder den Wert des Geldes frühzeitig kennenlernten, ihn nicht unterschätzten und noch weniger übertrieben, so daß auch Dinge, die nicht des Geldes sind, Gehör und Eingang fanden, so wie es einem richtigen Menschen frommt.

DEINE KAMERA

GEHT GELD VERDIENEN

Ein zeitgemäßes Buch für jeden Fotoamateur mit 100 Adressen für den Bildabsatz. Preis 75 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unveröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Heutze

Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Fritz

Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen besonderes Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München

Herrnstraße 10

Redaktionelle Notiz:

Berichtigung:

In Nummer 43 der „Jugend" wurde auf Seite 678 die Zeichnung „Stadtbrücke" irrtümlich mit dem Autorennamen H. Mayrhofer-Passau versehen. Die Arbeit stammt nicht von diesem Künstler, sondern von Georg Neugebauer.

Der Verlag der „JUGEND"

DIE FOTO-SEITE

Stadt in der Nacht

Die Fotografie unserer Zeit hat sich ganz auf den Schnappschuß umgestellt. Seit wir hohe Lichtstärken und bedeutende Negativempfindlichkeiten haben, wird selbst während der Nacht schnappgeschossen. Die Großstadt mit ihren Lichtreklamen spendet eine so bedeutende Helligkeit, daß Momentfotos ohne Zusatzbeleuchtung kein Kunststück mehr sind.

Diese Arbeit ist zweifellos in gewisser Hinsicht bequem. Zugleich muß sie aber auch als mindestens ebenso einseitig angesehen werden. Denn die nächtliche Stadt konzentriert sich ja nicht allein um ein paar strahlende Scheinwerfer, sondern erwacht auch in entlegenen Gassen und Winkeln zu einem zumindest fotografisch bedeutsamen Leben. Freilich ist hier mit Momentaufnahmen nichts anzufangen. Die Motive verlangen das ja aber auch gar nicht. Denn es herrscht das Besonnene vor.

Durch das Licht von wenigen Straßenlaternen werden die sonst ganz und gar belanglosen Dinge zu den schönsten Motiven. Für ihre Beurteilung ist eine besondere Beachtung auf die Verteilung von Hell und Dunkel zu legen. Insbesondere sind es die Lichter, welche dem Motiv seinen Wert geben.

Natürlich können wir mit Schnappschüssen nicht viel beginnen. Wir nehmen das Stativ mit und belichten eine, zwei, drei oder auch mehr Minuten. Lieber zu lange als zu kurz.

Mit der direkten Abbildung von Lichtquellen muß etwas vorsichtig umgegangen werden. Es liegt die Verführung nahe, sie mitten im Bildfeld wiederzugeben. Und nachher ist die Enttäuschung oft groß, weil infolge der recht bedeutenden Helligkeitsunterschiede Überstrahlungen auftreten oder eine so umfangreiche Tonskala zur Abbildung kommt, daß ein Kopieren oder Vergrößern in befriedigender Weise unmöglich wird. Aus diesem Grunde wird man für gewöhnlich alle unmittelbar wirkenden Lichtquellen, also insbesondere Straßenlaternen, durch Bäume und Straßenwinkel verdecken.

Vielfach wird es auch erforderlich, durch Hinzunahme einer künstlichen Beleuchtung gewisse Partien aufzuhellen. Für solche Zwecke leistet Magnesiumband gute Dienste. Man brennt es entweder hinter dem Fotoapparat oder hinter einer Straßenecke, einem Haustor usw. ab, so daß kein direktes Licht auf das Kameraobjektiv fällt.

Nachtaufnahmen dieser Art verlangen Geduld. Man muß längere Zeit auf einem Fleck bei der Kamera bleiben und aufpassen, daß keine Radfahrer oder Autos ins Bildfeld kommen. Denn die Laternen dieser Fahrzeuge wirken so intensiv, daß sie mit abgebildet werden und nachher als ein weißer Strich erscheinen. Wenn ein solches Fahrzeug in Sicht kommt, so halten wir schnell die Hand, den Kassettenschieber oder sonst etwas vor das Objektiv und warten, bis die Straße wieder frei ist. Vorübergehende Menschen schaden bei der langen Belichtungszeit nichts. Es kommt nur darauf an, daß sie keine Lichtquellen in irgendwelcher Form und Weise über das Bildfeld bringen.

Nach einem Regen kann eine solche nächtliche Motivjagd besonders lohnend sein. Denn da glitzert das Straßenpflaster und liefert das besonders schöne Glanzlichter. Bei einem solchen Wetter dürfen wir nur den Regenschirm nicht vergessen. Weniger für uns als für die Kamera, die in keinem Falle ganz wasserfest sein wird. Wenigstens sollen wir in diesem Punkte nicht rein egoistisch sein.

Nicht zu vergessen: der Humor! Wenn wir da zuweilen zehn oder fünfzehn Minuten auf einem Fleck stehen, wird es nicht an verwunderten Passanten fehlen. Entweder werden wir wie ein Wundermensch betrachtet oder auch ganz und gar nicht verstanden. Denn es ist erstaunlich, wie relativ wenige Menschen überhaupt wissen, daß man auch während der Nacht fotografieren kann. Da dürfen wir uns nicht einschüchtern lassen, sondern entweder humorvoll oder erklärend reagieren. Denn jeder von uns hat nach wie vor daran zu schaffen, richtige Vorstellungen und Deutungen der Fotografie zu vermitteln, die ja ein Werkzeug zur Auswirkung schöpferischer Kräfte des ganzen Volkes ist.

NEUE SCHALLPLATTEN

(TELEFUNKEN)

Ein Ausschnitt aus Mascagnis **„Cavalleria rusticana“:** Turridus Sang an Lola, und sein Abschied von der Mutter, bevor er zum Zweikampf geht, Clemens Andrijenko singt das, vom trefflichen Orchester des Deutschen Opernhauses Berlin ausgezeichnet begleitet, ergreifend schön. Selten hat man einen so druckfreien, glasklaren Tenor gehört! Gern nimmt man dabei etwas fremdartige Vokalisation in Kauf.

Ein Querschnitt aus Webers **„Freischütz“**, geleitet von Dr. Schmidt-Isserstedt, erinnert an die schönsten Melodien dieses Werkes. Es ist wirklich ein Querschnitt. Denn „geschnitten“ wird ohne Gnade, geradezu amputiert wie am Operationstisch. Der Komponist würde große Augen machen. Aber er würde sich schließlich doch freuen am edlen Tenor von Peter Anders, den lichten Stimmen von Ilse Kögel, Carla Spletter und dem Bariton Hans Heinz Nissens.

Dem Peter Anders muß man auch für die frische, elegante Art danken, in der er aus der „Schönen Müllerin“ das „Sei nicht bös“, und aus dem „Bruder Straubinger“ das „Küssen ist keine Sünd“ singt.

Eine der schönsten deutschen Lied-Platten gab der Bariton Schmitt-Walter: Hugo Wolfs **Heimweh** (Eichendorff) und Rich. Straußens **Ständchen.** Schade nur um die Veränderungen der Kompositionen am Schluß zugunsten äußerer Wirkung.

Musikalische Bilder aus Japan! Der japanische Komponist und Dirigent Koichi Kishi zaubert uns mit Hilfe der Berliner Philharmoniker mitten in den Jahrmarkttrubel einer japanischen Stadt und führt uns in das Vergnügungsviertel von Osaka. Das ist kein parfümiertes Japan. Es scheint „garantiert echt“. Gar nicht „butterfly“ig. Beschreiben läßt sich die Aufnahme schwer. Man muß sie hören; sie liegt jedenfalls weitab von der großen Straße.

Ansonsten — gibt es eine Reihe von vergnüglichen Platten, die Griesgram in die Flucht schlagen: Ein Seemanns-Kabarett von Isa Vermehren, die mit ihrem Schifferklavier die „Ballade vom großen Durst“ kredenzt, zwei ungarische Foxtrotts vom Luther-Orchester, und die schmissige Marschplatte vom „Kreuzfidelen Kupferschmied“.

Eine wertvolle Erinnerung aus dem Festspiel der Olympiade 1936 gibt der Einzug und Reigen der Kinder in der interessanten, lichten Musik Carl Orffs, gespielt vom Jugendorchester der Günther-Schule München.

Zups.

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.A. III. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend“, München, Herrnstr. 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Spanisches Menetekel

Julius Hüther

„Vielleicht begreift ihr jetzt, was ich jahrhundertelang erlitten habe".

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 46

Aufbruch zur Jagd

Angelo Jank

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 46

Alter Mann am Fenster

Der Tag will leis hinunterschwingen
Ich höre schon den Abend gehn.
Viel Licht ist über allen Dingen,
Die still an einem Fenster stehn.

Ein Schmetterling mit leisem Wiegen
Spielt noch an meinen Blumen hin,
Um auch als letzter fortzufliegen,
Bis ich allein im Zimmer bin.

Da kommt die Einsamkeit gegangen
Und lädt mich ein zur stillen Ruh,
Sie weiß mein tiefes Heimverlangen
Und trägt mir viel Gedanken zu. —

Und breitet über meine Hände
Viel Licht und abendlichen Glanz,
Und nach des Tages stiller Wende
Steigt auf die Nacht im Sternenglanz.

Georg Unterbuchner

Herbert Reinhold:

FRISEUR BADERMANN

Geschichte einer Übergabe

Auch an jenem für ihn so entscheidenden Tag zog Meister Badermann die Rolladen seines Geschäfts Schlag halb sieben Uhr im Morgen hoch und brachte die blinkenden Messingbecken, die Wahrzeichen seines Gewerbes, vor der Türe an. Dann stand er einige Minuten auf dem schmalen Bürgersteig, der sich rings um den Marktplatz der kleinen Stadt zog, sah in den Himmel, der nicht recht blauen wollte, neckte aber entgegen seiner Gewohnheit einige vorübergehende, ihn grüßende Mädchen nicht mit seinen stadtbekannten harmlosen Späßen. Als es vom nahen Turme volle sieben Uhr schlug, stürzte er wie besessen ins Ladeninnere, kramte ganz zuhinterst in seiner Garderobe und war bald mit einem blütenweißen Mantel angetan. Zwei Minuten darauf erschien Herr Stadtsekretär Hummel, um sich, wie allmorgendlich, rasieren zu lassen.

Meister Badermann entbot seinen Gruß, nötigte seinen Kunden in einen Stuhl, legte ein Schutztuch um, zog ein Messer ab, schäumte Seife und begann sein Werk. Herr Hummel ließ sich beim Einseifen wohlig die Backen massieren und wartete im übrigen darauf, daß man ihm das Tagesneueste sagte. Meister Badermann aber schwieg sich diesen Morgen aus. Zwar sprach er einige Worte, doch waren seine Sätze zusammenhanglos; er war also sichtlich zerstreut, so zerstreut, daß ihn Herr Hummel verwundert anstarrte.

„Hat Sie etwa das Rheuma wieder gepackt, Meister?" fragte er voll Teilnahme.

„Das Wetter legt sich schon in die Glieder", antwortete Meister Badermann und setzte das Messer an.

Solange er schabte, schwieg Herr Hummel. Herüber und hinüber wendete er den Kopf, so wie es Meister Badermann die Arbeit erleichterte. Dabei sah er oft des Meisters Gesicht über sich, und es schien ihm, als wären die Runzeln darin über Nacht tiefer und grauer geworden. Die Augen lagen müde und glanzlos in den Höhlen und die Lippen zuckten nervös. Sichtlich lastete auf Meister Badermann etwas, das Herrn Hummel, der sich manchen Vertrauens rühmen durfte, verschwiegen worden war.

Als das Geschäft des Rasierens beendet war, wendete sich Herr Hummel Meister Badermann zu: „Mir scheint, Sie bedrückt etwas, Meister? Darf man wissen, sozusagen als treuester Kunde?"

Meister Badermann handhabte Puder und Kölnisch Wasser und antwortete nicht.

„Na?" Herr Hummel erhob sich. Es verschnupfte ihn, daß man seine Teilnahme ausschlug. „Sie werden alt, Meister", sagte er spitz und ging.

Gottlob kam Meister Badermann nicht dazu, lange über die ihm gesagte Wahrheit nachzudenken. Alle Augenblicke ging die Tür und die Morgenkunden, der Herr Amtsrichter, der Herr Forstmeister, Bäckermeister Schirmer, der Herr Rektor und der Herr Polizeikommissar, kamen und wollten bedient sein. Es war bald ein lärmendes Schwatzen im Laden, und keinem fiel darum die Schweigsamkeit des Meisters auf. Lediglich der Polizeikommissar meinte beim Bezahlen, ob es Herrn Badermann nicht wohl wäre, er mache so einen gedrückten Eindruck.

„Heute ist doch der Tag", sagte da Meister Badermann.

„Der Tag?" Der Kommissar erinnerte sich nicht.

„Heute übergebe ich mein Geschäft. Jede Minute muß mein Nachfolger kommen." Meister Badermanns Stimme zitterte.

„Hoffentlich ist Ihnen der junge Meister ebenbürtig", meinte der Kommissar tröstend und reichte Meister Badermann die Hand.

Jetzt schlug es acht Uhr. Meister Badermann wanderte aufgeregt im Laden umher. Da und dort rückte er etwas zurecht, als es aber

Bahnstrecke — Artur Huber

beim besten Willen nichts mehr zu tun gab, ließ er sich stöhnend in einen Stuhl fallen.

Sein Nachfolger, ein junger Mann voller Zukunftspläne, vor Wochen erst das Meisterexamen bestanden, aus der Großstadt kommend, betrat in dem Augenblick den Laden, als Meister Badermann aus einem schlimmen Traum erwachte. Mit weitgeöffneten Augen, aus denen Angst, Beklemmung und Verstörtheit nur so leuchteten, trat er dem Menschen gegenüber, den er das Werk seines Lebens, seinen Laden, übergeben wollte, ja sollte und mußte, nachdem der Vertrag unterschrieben und beglaubigt war. Er vergaß Gruß und entgegenkommendes, freundliches Wort und sagte nur: „Sie kommen recht spät, Herr ..."

Der junge Meister lachte. „Großstadtgewohnheit, lieber Meister! Vor neun haben wir selten das Geschäft geöffnet."

„Wir sind hier in keiner Großstadt, junger Mann", knurrte Meister Badermann. In dieser Sekunde haßte er seinen Nachfolger, den er selbst aus einer großen Bewerberschar ausgewählt hatte. Er haßte ihn, weil er ihn um seine Jugend beneidete, und es tat ihm wohl, wenn er ihn noch, für wenige Minuten noch, wie einen Untergebenen behandelte. Eine Zeitlang räsonierte und nörgelte er, schließlich entwaffnete ihn die stete Heiterkeit des Jungen und er besann sich, wen er vor sich hatte, und lenkte ein.

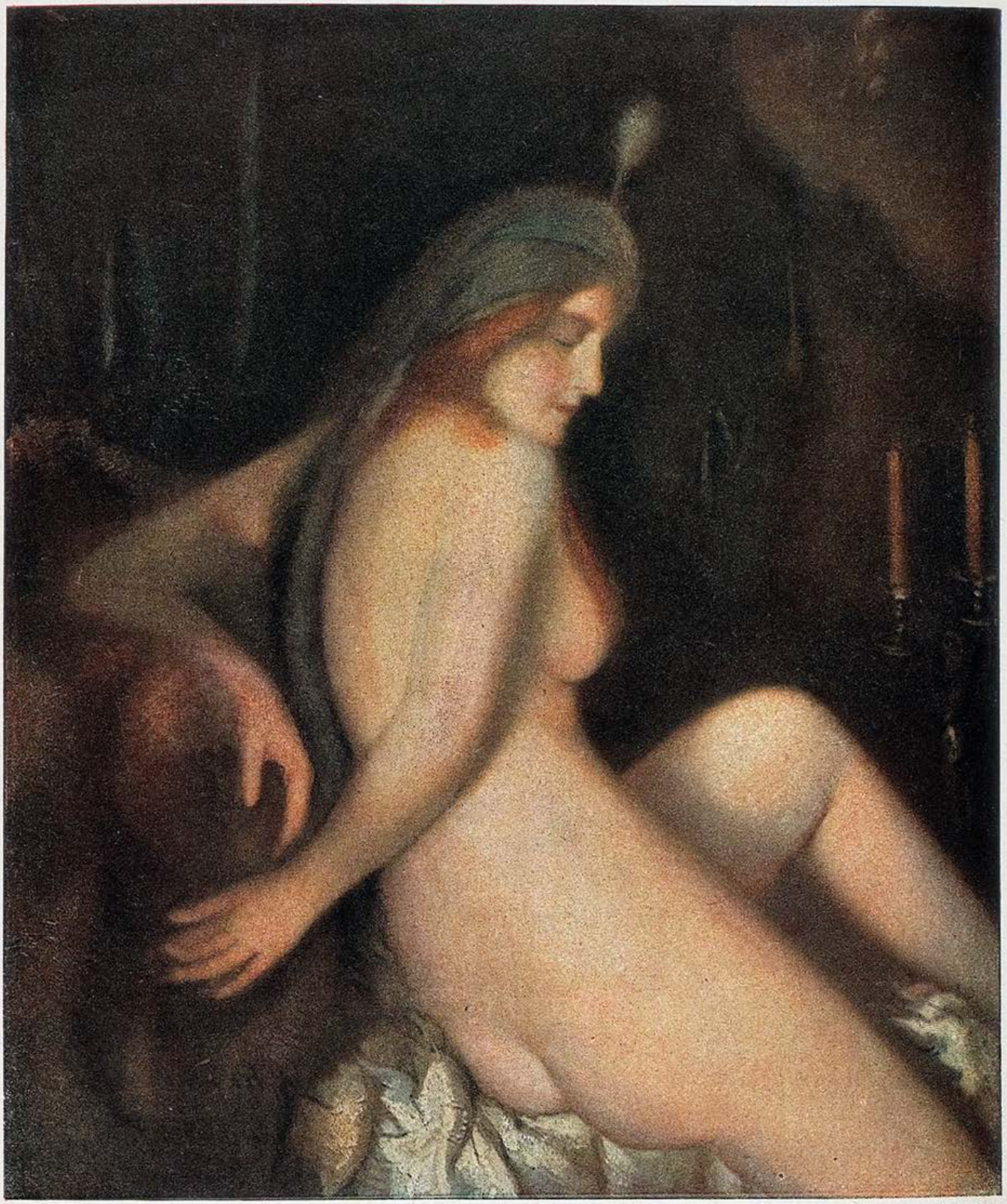
Trotzdem vielerlei schon besprochen und auch festgelegt war, gab es manches, das noch gesagt werden mußte. Der junge Meister war klug genug, den Alten um Rat und Tat zu bitten, denn er fühlte, daß es schwer ist, sich als selbstständiger Handwerker in eine neue Umgebung einzuleben. Meister Badermann sagte ihm bereitwilligst seinen Beistand zu, wobei er insgeheim hoffte, so noch recht oft seinen Laden aufsuchen zu können. Als dann aber im Laufe der weiteren Auseinandersetzungen der junge Meister durchblicken ließ, daß er das Geschäft in Bälde umbauen und erneuern, modernisieren lassen wolle wurde er wieder brummig und meinte, das sei alles andere als vonnöten, und wenn der Herr Nachfolger die Stammkundschaft halten wolle, dann müsse er wohl oder übel den Vorbesitzer als Vorbild nehmen und dessen Eigenarten, die gute Kunden bisher zu schätzen gewußt haben, nacheifern. Und wie um seine Worte zu rechtfertigen, kamen zwei Kinder in den Laden, die sich vom Vater Badermann und keinem anderen die Haare schneiden lassen wollten. Triumphierend schaffte Meister Badermann mit der Schere und unterhielt dabei die Kinder aufs beste ...

Das rege Mittagsgeschäft — es war Markttag im Städtchen — ließ beide Meister tüchtig schaffen, und erst im späten Nachmittag kamen sie wieder ins Gespräch. Meister Badermann hatte sich inzwischen eine Art Übergabeansprache zurechtgelegt, fand aber im geeigneten Augenblick nicht den rechten Anfang und mußte darum die Sätze seines Nachfolgers, die von seinem Abgang von der Bühne handwerklichen Tuns sagten, hinnehmen; hinnehmen als seine endgültige Verabschiedung: in wenigen Stunden, Schlag sieben Uhr im Abend, war das Friseurgeschäft Badermann, das älteste und eingeführteste am Platze, nach vierzig langen und doch kurzen Jahren in neuen Händen. Nun wird er keinen Laden mehr besitzen, nun wird er morgens nicht mehr vor der Ladentür stehen können und alle die Bekannten grüßen dürfen, nun wird er zu Hause bleiben müssen, zu Hause im Altenstübchen, das leer ist ohne Frau ...

Wie von Ferne vernahm er die Worte des jungen Meisters. Es flimmerte ihm vor den Augen, in seinem Kopfe dröhnte es, und seine Gedanken bewegten sich auf ein Ziel: rückgängig machen! Den Verkauf rückgängig machen! Du kannst nicht ohne Geschäft sein! Du kannst nicht ...

Es kam soweit, daß ihn der junge Meister auffangen mußte, sonst wäre er hintenübergefallen, denn eben als er sich seinen ganzen Jammer von der Seele geröchelt hatte, umfing ihn eine Ohnmacht.

Der junge Meister trug ihn in die Garderobe, konnte sich aber nicht lange um ihn kümmern, denn mittlerweile war es früher Abend geworden und in einemfort kamen Kunden, die nicht warten durften. Zwischen Rasur und Haarschnitt lief er rasch einmal nach der Garderobe und sah nach, wie es um den Alten stand. Der war wieder zu sich gekommen, lag aber teilnahmslos da und schien ihn nicht kennen zu wollen. Seine Lippen bewegten sich, ohne daß sie Worte formten, und aus seinen Augen sprach seine große Not. Wie ihn der junge Meister so daliegen sah, tat er einen Blick über sein Leben hinweg in eine ferne Zukunft: einst wird es ihm ähnlich ergehen, einst wird er seinem Nachfolger, einem Jungen, Künftigen, Vorwärtsstrebenden, das Feld räumen müssen. Wird er dann die Kraft haben und leichten Herzens alles das aufgeben, was viele Jahre



Danaë

Raffael Schuster-Woldan

Am Ufer — Peter Manetstötter

sein Leben erfüllte? Ach — er schüttelte unwillig den Kopf, daß ein Kunde, den er eben rasierte, erschrocken aufsah — noch ist es nicht soweit!

Es kamen Kunden, die den neuen Meister wortreich begrüßten und kein Hehl daraus machten, daß es höchste Zeit gewesen sei, daß Meister Badermann abtrat. „Er war ein lieber Kerl", meinten sie, „aber nachgerade wurde er alt, zu alt, als daß er das Geschäft in Schwung halten konnte. Wir freuen uns über den neuen Meister, der gewiß Schritt halten wird mit den Erfordernissen unserer Zeit!" Sie wußten nicht, daß hinten im Laden ein Mann lag, dem das Leben von nun ab ohne Erfüllung, ohne rechten Sinn war. Und sie ahnten nicht, wie tödlich ihre Worte wirkten. Sie sahen nicht, wie sich ein Herz krampfte und plötzlich für immer stillstand. Sie sprachen nur von der Zukunft, sprachen über die Gegenwart in kommende Tage und vergaßen die Vergangenheit. Noch in der Tür redeten sie, und als sie schon alle eine Weile weg waren, hingen ihre Sätze im Laden, Hoffnung dem einen, Gift dem anderen.

Als der letzte Kunde bedient war, trat der junge Meister vor die Ladentür auf den Bürgersteig und sah in den Himmel, der sich abendlich rötete. Vom nahen Turm schlug es sieben Uhr. Da reckte sich der junge Meister auf: sein erstes Tagwerk als Geschäftsinhaber war getan! Bedächtig schritt er in den Laden, seinen Laden, zurück und hinter in die Garderobe. Dort fand er Meister Badermann, der gänzlich von der Bühne des Lebens abgetreten war.

DAS FREMDE FRÄULEIN

Von Otto Karsten

Michael der Unstete, der Geschichtenerzähler, erzählte auch diese Geschichte und verkündete, sie handele von einem verlorenen Mantel und einer Begegnung. Es begann damit, sagte er: also ich machte mich damals auf und wanderte; die Läufte brachten es so mit sich. Ich hatte ein Buch geschrieben um Elsas willen, um ihre Liebe und um Geld für ihre Verwöhnung. Aber weiß der Teufel, es war schon zu spät und hatte wohl keinen Sinn mehr. Sie war und wirkte nun in Frankfurt und beantwortete keinen Brief und kein Buch; ich durfte mir gewiß nicht mehr viel von ihr versprechen. Doch auch in Bonn lebte jemand, an den ich denken mußte; und sie dachte vielleicht noch mehr an mich. Aber ihre Briefe beantwortete nun ich nicht; so fügt es sich zuweilen. Ich für meine Person bewunderte seinerzeit den Halberstädter Dom, ja einige Wochen liebte ich das Kleinstadtleben und lebte es mit nach meinen Kräften, so daß ich bald wieder ohne alle Mittel und Aussichten war; leider, Ihr kennt mich ja.

So machte ich mich auf gen Westen, nach dem Rechten zu sehen und mein Glück zu versuchen; wie lange schon war ich voll großer Sehnsucht gewesen! Ich war entschlossen, mir bis Göttingen, allenfalls Kassel, zwei, eben beide Möglichkeiten offen zu lassen; dort erst würde ich mich entscheiden müssen, ob ich rechts oder links, das Gewisse oder das sehr Fragliche, Schmerzliche wählen wolle. Und ich freute mich an solchem Spiel. So konnte ich rüstig ausschreiten oder auch gelassen verweilen, ja bang säumen; es lag so viel im Schoß so naher Zukunft.

Ein Tabakhändler und Zechbruder spendete

Kaffeegarten — Adolf Büger

mir zum Abschied, der herzliche Mann, eine feine Schachtel teurer, mit einem Rosenmundstück verbrämter Zigaretten; doch im übrigen war es weniger rühmlich um mich bestellt, außer etwa daß mein Wettermantel, den ich nicht missen mochte, etwas aufsehenerregend Elegantes hatte und meine Erscheinung über Gebühr ansehnlich machte. So mußte ich mich beispielsweise gehalten fühlen, dem Bierkraftwagenführer, der mich knapp hinter Halberstadts Bammeile einlud zur bequemeren Reise nach Wernigerode, dem schönen, ein namhafteres Trinkgeld zu geben, als es mir anstand. Von dort, bis zum lieblichen, mir aus Kindheitsferien so wohlgefälligen Braunlage gelangte ich in einem jähzornig lustvollen Gewaltmarsch. Wie ein feiner Regen rann die Dämmerung hernieder und durchtränkte mich förmlich mit aller Herbnis des Abends, dessen Laute, zersprengt sich mehrend, mit den Rufen der Hunde aus violetten Fernen kamen. Wie merkwürdig sind mir diese Abende unterwegs, immer wieder! (Ja mein Gott, wie wir hier sind, so sitzen wir in freundlichen Sesseln und trinken ab und zu einen Schluck, und nachher schlafen wir in unseren Betten; dabei denken wir nicht oder doch lächelnd an Abende auf der Wanderschaft und an Obdachlosigkeit.) So strich ich schließlich auch diesmal lichtscheu um das Asyl, bis ich mich aufrüttelte und endlich drei jungen, einigermaßen rauhen Burschen ins Quartier folgte.

Des Herbergsvater halbwüchsiger Sohn geleitete uns unwirsch in einen engen Stall, in dem nebeneinander zwei Lager standen. Nach der üblichen kleinen Untersuchung wies er uns an, es uns da behaglich zu machen. Alsbald schwebte ein kräftiges Aroma von Mannhaftigkeit im Raum; flüchtig musterte man einander und nestelte noch eine Weile an den Ranzen herum. Ohne mich zu entkleiden, klemmte ich mich bald schmal an den Bettrand, schlängelte mich sozusagen längs und lag mit offenen Augen, während die fremden Kameraden rasch einschliefen. Mich fröstelte unter dem Brodem so unwirtlicher Nacht, ich verteilte den Mantel über mich gleichsam vom Scheitel bis zur Sohle und zwang mich zu allerlei Träumen von Frankfurt oder Bonn.

Ich erwachte um ein weniges zu spät, schonungslos geweckt durch den Halbwüchsigen. Und das Erwachen war bitterer noch als sonst; meine Kameraden sowie mein Mantel nämlich waren bereits verschwunden. Ich biß mir auf die Lippen vor Erbitterung; denn nun war nichts mehr an mir edel als etwa die Zigaretten, deren ich Bettler mich nur heimlich und schamhaft bedienen durfte. Und was zum Satan halfen mir ihre Rosenblätter, ihr fremdländischer Duft, was half mir zum Satan auch der helle Morgen, dieses naive und teilnahmslose Sonnenlicht! Ohne Frühstück, unrasiert und voller Ingrimm machte ich mich an die Verfolgung, taumelte auf die Straße gen Andreasberg und zog überall Erkundigungen ein, ob hier wohl so „drei Burschen gezogen" seien, so frische, junge Gesellen mit Felleisen und Mänteln undsoweiter. Jawohl, hier waren sie des Wegs gekommen, unlängst erst, und dorthin, waldwärts hatte man sie fürbaß schreiten sehen. Oh süße, köstliche Auskunft, immer wieder beflügelte sie meinen Zorn, meinen kriegerischen Eifer, den nichts sollte anfechten können auf Erden. So brauste ich, schon beinahe fröhlich, auf, lüstern auf Strenge, Lärm, Streit und Kampf.

Und plötzlich widerfuhr es mir wie ein Glück und Blitz, ich erspähte die drei; „Erspähen" war wirklich das wundersam befreiende Wort, mit dem ich es empfand. Ich dehnte und streckte mich vor Behagen und Helligkeit; und nun erst begrüßte ich den Tag und die Sonne. Großes Frohlocken suchte mich heim; ich erblickte am Wegrand das Lodern des Fingerhuts, schwelend den Ginster. Dabei war ich auch voll einer Art Gemeinsinns für die Verfolgten, winkte ihnen innerlich zu wie Partnern im Spiel von Mann zu Mann und fühlte mich ihnen vertraut wie unter vier Augen. Doch ebenso schlagartig verwandelte sich alles. Sie, die vielleicht dreihundert Schritte mir voraus waren, schienen ihrerseits zu rekognoszieren, sich spähend umzusehen; und ich, ohne nachzudenken, verbarg mich, auch im Herzen jäh verstummt, hinter einem Baum. So verharrte ich lange, beklemmend überfiel mich die Einsicht, wie hoffnungslos mein Unterfangen war. Ich senkte die Stirn gegen die Rinde, trommelte mit den Fingern bebend gegen das Holz und sah mich verbittert aller Wonnen schnöd beraubt.

Was mir in Wahrheit blieb, war ja alles andere als außerordentlich, war von einer hartnäckigen und niederschmetternden Gewöhnlichkeit. Ich konnte höchstens in gemessenstem Abstand jenen zaghaft weiter folgen, um sie etwa in Andreasberg an die Schergen der Obrigkeit zu liefern. Vielleicht gerade um meiner Enttäuschtheit willen verfuhr ich einstweilen danach und spielte fortan Polizeihund, wahrte weislich Abstand, ließ meine Opfer schließlich gar von Zeit zu Zeit aus den Augen, überzeugt, daß ich sie erwischen oder entwischen lassen könne nun nach meinem Belieben.

Ich geriet so, verstört wie ich war und sehr uneins mit mir selbst in eine ziemlich tiefe, kaum recht gangbare Schlucht, durch die ein einfältiges Wasser rann in raschem Gefäll, schmal und gewunden wie eine Schlange. Inmitten dieses einige hundert Meter langen Abstiegs tat sich zur Linken mit mannshoch düsterem Spalt unversehens die Erde auf. Ich gewahrte diese Höhle erst im letzten Augenblick, stand also plötzlich ihrer Dröhung hauchnah gegenüber wie einem blinden Spiegel und verspürte sogleich eine Art heimatlicher, erinnerungsmäßiger, gleichsam urvertrauter Angst, wie ich sie in entlegenster Kindheit am gleichen Ort genau gleichartig empfunden zu haben meinte. Es währte eine kleine Weile, bis ich mich überwand, einzutreten in den schwarzen Hohlraum, mich diesem beinahe einladenden Sog anzuvertrauen. Ich stolperte, des Dunkels ungewohnt, so weit in die Leere hinein, bis sich der Eingang hinter mir schließen zu wollen schien, bis seine Lichtquelle versiegte, ich mich also wohl an einer Biegung des Ganges befand. Hier verweilte ich in seltsam gespannter und gereizter Laune, wahrhaft auf einer Schwelle zwischen dem Licht der Welt und einer Finsternis, tiefer als alles Erlebte und vollkommen in ihrer Art.

Als ich mich vor Benommenheit schwankend zum Licht zurück tastete, schmerzlich wie unter körperlichem Druck seine Fülle wahrnahm, noch in der Erdöffnung säumend mit den ersten Schritten hinaus, sah ich von drunten zu mir aufwärts steigend ein Mädchen oder eine Frau geradezu „erscheinen."

Schwere Beunruhigung ging namentlich von der Helligkeit ihrer Kleider aus, eine ebenso schlimme Unruhe glühte hinter mir und drängte mich auf den engen Pfad hinaus. Da stand ich, kaum besänftigt, stand fest und breitbeinig im Weg, den ich ja hätte freigeben sollen. Die Dame, ein Sommergast gewiß von irgendwo, hatte mich erblickt und dann die Augen gesenkt auf den Bergstock, auf den sie sich stützte. Mit gleichsam gezählten Schritten, fand ich, kam sie die letzten Meter auf mich zu, sicher in der Erwartung, womöglich aber auch bloß in der Hoffnung auf mein höfliches Beiseitetreten. Sie mochte etwa fünfundzwanzig Jahre alt sein und machte einen im Grunde entschlossenen Eindruck so von „im Leben stehen" und „Zähne zusammenbeißen." Mich aber wandelte es an und durchfuhr mich blitzartig, nämlich: diese Dame ist garnicht sicher, sie bebt wohl vor Ungewißheit, zittert vor der Höhle neben uns, ist panisch entsetzt über mich, weil sie vielleicht den Rest eines Ausdrucks von Entsetzen in meinem Blick, in meiner Starre etwas fremd Undunkeltes wahrgenommen haben mag, weil ich überhaupt etwas wüst und jäh aussehen mag oder warum auch immer; und ferner, so gottlos, sinn- und würdelos das nun sein mochte, nämlich: genau so, so demütig und unterworfen, sollte Elsa, die Hochgemute, vor mir stehen, und sei es nur, damit ich vor ihr liebend ins Knie sinken dürfe.

Ich sagte und sagte es auch wohl mit vor Angespanntheit brüchig rauher Stimme: „Geben Sie mir bitte Feuer!" Die Dame stand dicht vor mir, es fuhr ein Flackern über ihr Gesicht und setzte sich fort, mit zuckenden Bewegungen nestelte sie nach und in ihrer Tasche, anscheinend bemüht, deren Inhalt mir zu verbergen, und stammelte mit einem abgestandenen Lächeln äußerster Anstrengung: „Ja, ja, bitte, gleich einen Augenblick, ich glaube, ich habe..." Ich war ungemein ruhig, faßte sie scharf ins Auge und fragte zögernd: „Haben Sie auch Zigaretten dabei?" Groß blickte sie zu mir auf und erwiderte mit verzagender Lippe: „Nein, ach nein, Verzeihung! Aber vielleicht..."

(Fortsetzung S. 730)

St. Franziskus — August Beck

Kinder — Sinterhaff

MINIATUREN

Eine überlegene Dichterantwort

Wenn Shakespeare von Neidern der Vorwurf gemacht wurde, er habe die eine oder andere Szene in seinen Dramen diesem oder jenem Dichter entnommen, oder — wie sie sich wohl schon damals ausgedrückt haben werden — gestohlen, so pflegte er zu antworten: „Was wollt Ihr! Es handelt sich um Kinder, die ich aufgelesen habe, um sie einer schlechten Gesellschaft zu entziehen und in eine gute einzuführen."

Kritik

Kästner (1719—1800) kritisierte einmal eine literarische Neuerscheinung mit den harten Worten: Dieses Buch ist auf dem schlechtesten Papier gedruckt. Schade um das schöne Papier!

Eine boshafte Tischnachbarin

Philippe Quinault (1635—1688) war ein französischer Opern-, Tragödien- und Komödiendichter, der mit seinen von Molière und Corneille beeinflußten Stücken bedeutenden Theatererfolg hatte, obgleich sich die meisten Zuschauer darin langweilten. Als sie aber doch bei einer Erstaufführung das Gähnen nicht unterdrückt hatten, sagte er tagsdarauf anläßlich einer Abendgesellschaft zu seiner Tischnachbarin: „Das Publikum kann über mein Stück gar nicht urteilen. Es spielt in Kappadocien; man muß, um es richtig zu verstehen, mit dem Charakter und den Sitten dieses Landes vertraut sein." — „Sie mögen recht haben", entgegnete die Dame. „Aber wäre es dann nicht richtiger gewesen, Sie hätten Ihre Oper in Kappadocien auf die Bühne gebracht?"

Reinfall

Ein berühmter Maler, der viele Schüler hatte, stand in dem Rufe eines Geizhalses. Einmal hatte einer der Studierenden eine Scheibe des Atelierfensters zerbrochen und das Loch mit einem Bogen Papier überklebt. Der Professor bemerkte den Schaden trotzdem und sagte: „Wer die Scheibe zerbrochen hat, muß sie bezahlen!" Niemand meldete sich als Täter. Als der Professor am nächsten Tage ins Atelier kam, war der Bogen Papier immer noch da. Er zerfetzte ihn mit dem Spazierstock und wiederholte seine Worte. Sie blieben auch diesmal erfolglos, und jedesmal, wenn er in den nächsten drei Tagen kam, war die zerbrochene Fensterscheibe mit einem neuen Bogen Papier überklebt, den er mit seinem Stock zerhieb. Am sechsten Tage geriet er in Wut und schlug mit der geballten Faust gegen den Bogen Papier. Doch es bekam ihm schlecht, denn die boshaften Schüler hatten die Scheibe ersetzen lassen und sie dann mit Papier überklebt.

Zurückgegeben

Zwei übermütige Studenten gingen im Herbst über die Stoppelfelder. Als sie am Wegrand einen Bauern sitzen sahen, der ganz weißes Haar hatte, fragten sie ihn spöttisch: „Na, Alter, auf den Bergen liegt wohl schon Schnee?" — „Freilich liegt da schon Schnee!" antwortete der Gefragte. „Das Rindvieh hat sich bereits auf die Ebene heruntergezogen."

Zwei Rechenmeister

Zwei alte Teerjacken, die fast ihr ganzes Leben auf Fischerewern zugebracht hatten, stritten sich eines Tages darüber, wer von ihnen beiden der bessere Rechenmeister sei. Schließlich sagte der Kapitän des Schiffes, er wolle ihnen eine Aufgabe zu lösen geben, dann werde es sich ja zeigen. „Also paßt auf! Eine Mannschaft fängt fünfhundert Pfund Schellfisch und bringt sie in den Hafen. Hier verkauft sie sie das Pfund für dreißig Pfennig. Wieviel bekommt sie für den Fang?" — Die beiden alten Burschen machten sich an die Arbeit aber — verdori! — das war nicht leicht! Bald fing ihnen der Kopf an zu rauchen. Schließlich sagte der alte Gert: „Käppen, Sie müssen die Aufgabe nochmal sagen! Ich kommer nich mit zurecht." — Und der Kapitän wiederholte: „Eine Mannschaft fängt fünfhundert Pfund Schellfisch und bringt sie..." Hier unterbrach Gert ihn: „Was? Schellfisch haben die gefangen? Ich hab' ümmer Buttfisch gerechnet! Denn kann das ja auch nich ausgehn!"

Eine treffende Antwort

Der Graf von Grammont, ein wegen seiner witzigen oft boshaften Zunge gefürchteter eitler Schöngeist am Hofe Ludwigs XV., machte sich einmal ein Vergnügen daraus, einen bescheidenen Landedelmann aus der Bretagne, den das Hofleben beengte, aufzuziehen. Da dieser gar nicht darauf einging, wurde der Spötter immer kecker. Schließlich fragte er ihn: „Können Sie mir den Unterschied zwischen Parabole (Gleichnis), Faribole (Albernheit) und Obole (eine kleine griechische Scheidemünze, etwa zehn Pfennig) sagen?" Diesmal blieb ihm der Gehänselte nicht die Antwort schuldig. Ruhig antwortete er: „Sehr einfach: Parabole ist etwas, das Sie nicht verstehen; Faribole das, was Sie reden; und Obole das, was Sie wert sind." Nun hatte er die Lacher auf seiner Seite.

Vier Epigramme des Martial

Verdeutscht von Hermann Swoboda

Der Unentschlossene

(II, 64)

Einmal willst du Anwalt werden,
Dann dich bilden zum Gelehrten;
Und du kannst für keins von beiden
Auf die Dauer dich entscheiden.

Nestors Jahre sind verstrichen
Und Geschlechter sind verblichen,
Seit das nun so weiter geht:
's ist zum Aufhörn schon zu spät.

Greif doch zu! Drei Professoren
Hab'n wir durch den Tod verloren.
Kannst du was und hast du Schneid,
Nütze die Gelegenheit!

Und wie geht's am Forum her!
Fieberhaftes Prozessieren!
Anwalt sein, ist da nicht schwer,
Jedermann kann reüssieren.

Säum' daher nicht mit Entschlüssen!
Keine neue Wartefrist!
Wie lang könnten wir schon wissen,
Daß du überhaupt nichts bist!

Beständiger Wert

(V, 42)

Ein schlauer Dieb kann deine Kasse leeren,
Ein Feuer deiner Väter Herd zerstören.
Die Ernte kann aus deiner Saat nicht reifen,
Die Freundin kann am Säckel sich vergreifen.
Der Schuldner kann ums Kapital dich prellen,
Dein Schiff mit allen Waren kann zerschellen.
Nur, was man seinen Freunden Gutes tut,
Das bleibt für alle Zeit in sich'rer Hut.

Der Hausfreund

(V, 61)

Sag mir, wer ist der hübsche Krauskopf nur,
Der deiner Frau nicht weicht von ihrer Spur?
Den Ellenbogen auf der Sessellehne,
Ins zarte Ohr ihr flötet süße Töne?

Die Finger spielen lässig mit dem Ring,
Ein wundenloses Bein trägt er zur Schau —
Wer ist denn das? Na, krieg ich Antwort? Flink!
„Ach, er besorgt Geschäfte meiner Frau."

So, so. Da ist er wohl ein strenger Mann,
Auf den man sich getrost verlassen kann
Ein schneidiger Vertreter vor Gericht.
Den Prokurator zeigt schon sein Gesicht. —

Wahrhaftig, du verdienst, daß man dich hau'!
Wie kannst du blinder Tor nur so was meinen!
Der Mann besorgt Geschäfte deiner Frau?
Nanu, ich wette, er besorgt die deinen.

Karriere

(IX, 73)

Ich kannte ihn als Schuster noch,
Der mit den Zähnen 's Leder streckte,
In einem finstern Kellerloch
Bei altem Stiefelzeug verdreckte.

Und jetzt nennt er die Villa sein,
Die einst sein Herr besessen,
Schlemmt aus Kristall Falernerwein
Und liebelt mit Mätressen.

Mich haben sie zur Schul' geschickt
Die Eltern, diese Toren,
Und mit Grammatikunterricht
Hab ich die Zeit verloren.

Zum Teufel mit dem Federstiel!
Was werd' ich mich da plagen,
Wenn mir die Bücher nicht so viel,
Wie dem die Stiefel tragen!

Die Mutter — Sinterhaff

November — Alban Wolt

(Fortsetzung von Seite 727)

Sie konnte das nicht ahnen, wie nicht weniger als sie ich selbst absonderlich gebannt war und gar nicht anders handeln konnte, als ich es tat. Wie ein elektrischer Strom ging ein lähmendes Rieseln durch meine Nerven, unbelebt schien alles ringsum, als hielte die Weltzeit wunderlich den Atem an. Wahr war in diesem Moment nicht das Wirkliche, sondern das Geheime und hatte den Namen „Abenteuer".

Ich zog aus der Tasche die lächerlichen Rosemund-Zigaretten und bot ihr an. Wahrhaftig, sie hielt sie wohl für gestohlen, vergiftet oder Gott weiß was; ich mußte sie schier zwingen, sich zu nehmen und uns beiden anzuzünden, und ich zwang sie dazu mit einem großen und übersinnlichen Gefühl von augenblicklicher, bald enteilender Macht und Gewalt. Gasblaß, unsichtbar fast, schlug die Flamme auf, nah beugte ich mich über ihre gewölbten Hände. Anonenlang schien jede Gebärde, unendlich der Ausdruck des Hinsinkens, beinahe Ersterbens in diesen Frauenaugen. Noch immer versperrte ich ja den Weg, es gab in so menschenleerer Ödnis kein Vor noch Zurück; denn nichts war außer uns, alles außerhalb von Gut und Böse, auch großartig und sonderbar.

Aber das Großartigste und Sonderbarste war doch wohl, daß ich diesen unmeßbaren Zeitraum hindurch mit einer unbeschreiblichen Innigkeit diese fremde Frau einfach liebte, vielleicht eben um der vollkommenen Unterworfenheit willen, oder nein, um der herrlichen Möglichkeit willen, die mir zu ihrer Erlösung gegeben war, oder aber auch um der wundersamen Läuterung und Erhebung willen, die mir vor ihrer so ausdrucksvollen Demut widerfuhr. Ach, ich weiß es nicht mehr genau; denn alsbald sah ich es heraufschimmern, wie die Verlorenheit sie überwältigte, wie kein Ratschluß, keine Hoffnung mehr Bestand hatte. Wie ein Flimmern und Flirren war es, daß ihr aufgerissenes Gesicht übergossen war von Tränen wie einem Flammenmeer, ein lautloser Ausbruch, der mich über alle Maßen erschütterte. Ich hatte aber schon, mich gegen die Wand drückend, leise gesagt: „Nun gehen Sie nur weiter!"

Ach, siehe, sie war es nicht fähig, vermochte es nicht, die Glieder versagten ihr wohl den Dienst. Aufgefahren waren die eben noch gewölbten Hände, vors weinende Gesicht gezückt, unsäglich menschliche, wie mir schien, gute und so verstörte Hände, wie ein Nest bargen sie das Antlitz; und schmerzlich fern wurde hinter ihnen vernehmlich: „Was wollen Sie von mir?" Ja, so fern klang es; und ich sah sie mir entfremdet bereits, da ich ihr mich gerade brüderlich nah fühlte — wie uns das Gute, Tröstliche manchmal zu nahen, zu erscheinen scheint, einzig um uns verloren zu gehen. So sagte ich mit schmerzhafter Sanftmut: „Nein. Nichts. Ich habe ja mein Feuer." Damit sie meinen Schritt sich entfernen höre, wand ich mich vorbei und ging. Mir schien, als bewegte bald sie sich, weit hinweg von mir für immer, sie mochte sich schwer an ihrem Stock bergauf ziehen. Ich denke, sie hat sich nicht ein einziges Mal umgeschaut; doch wie wachsam mag sie zuerst gelauscht, wie übermenschlich ihren Mut zusammengerafft haben dazu. Da wanderte sie nun hinan, ich nahm es wahr und konnte nur gleichfalls wandern, hinab, um es später also einmal etwa zu erzählen, wie ich sie geliebt habe, die Rüstige, die Hinfällige, diese Fremde.

Achso, ja, ein paar hundert Schritte später traf ich eine ganze Karawane von Lustwandlern, sie näherten sich lärmend dem schwierigen Weg, von dem ich kam. Da durchrann mich schmetternd eine Anwandlung von großer Schwäche. Und im übrigen: ein Beweis für die Wahrheit dieser Geschichte ist doch wohl neben ihrer ungebührlichen Länge der Umstand, daß ich weder das Fräulein noch Elsa noch auch den Mantel je wiedergesehen habe.

Der verwandelte Jäger

Von Peter Scher

Die Jäger trennten sich. Landrat Bohmanns Hochsitz lag geradeaus. Professor Schnurrhahn bog links ab, um an seinen Platz zu gelangen. Brauereibesitzer Burger mußte nach rechts.

Als sie ein Stück gegangen waren, drehten sich alle drei wie auf Verabredung noch einmal um, riefen „Weidmannsheil!" und gingen weiter.

Fünf Uhr zwanzig trat gewöhnlich der Bock heraus. Es war also noch Zeit genug.

Herr Burger war diesmal nicht in bester Verfassung. Erst stolperte er, dann hakte sich sein Gewehr im Gebüsch fest. Sein Herz begann unruhig zu arbeiten. Er kannte das. Schon beim Erwachen hatte er einen merkwürdig benommenen Kopf gehabt. Eine unbestimmte Erinnerung an gruselige und verworrene Traumerlebnisse ließ ihn nicht los.

Hoppla — ein Graben!

Er hüpfte hinüber und hatte die merkwürdige Empfindung, daß er mit vier Beinen springe. Ganz deutlich war ihm, als ob er zwei Hinterfüße nachgeschwungen hätte.

Welch ein Blödsinn! dachte er und drehte sich um sich selbst.

Sein Schreck war unbeschreiblich, als er feststellen mußte, daß er in der Tat vier Beine hatte.

Dummheit! dachte Burger — ich bin doch nicht betrunken! Also jetzt mal in allem Ernst!

Er bückte sich über den Spiegel des kleinen Baches und fuhr zurück.

Der Kopf eines Rehbocks sah ihn aus dem Wasser an.

Na, na, na! sagte Burger bei sich — jetzt aber genug!

Er sagte es, um sich zu beruhigen. Aber merkwürdigerweise empfand er gleichzeitig ein jägerisches Interesse an seinem seltsam veränderten Ebenbild.

Sieh mal an — dachte er — ein guter Sechser, stark geperlt bis oben hinauf. So einen Bock habe ich in diesem Revier noch gar nicht gesichtet!

Aber Blödsinn — ich träume ja!

Er stampfte mit den Füßen, um sich in die Wirklichkeit zurückzurufen. Da bemerkte er mit Entsetzen, daß er zu gleicher Zeit mit zwei Hinterfüßen ausschlug.

Jetzt wurde ihm angst. Wo bloß die Jagdgefährten sein mochten! Da — Gottseidank! — sah er sie — noch auf offenem Gelände. Hastig öffnete er den Mund, um „Bohmann!" zu rufen, aber wie erschrak er, als ein weithin schallendes „Böh Böh!" aus seinem Hals röhrte.

Im selben Augenblick lagen die beiden Jäger auch schon im Anschlag. Wenn Burger nicht mit einem federnden Satz beiseite geschnellt wäre, hätte es ihm schlimm ergehen können, denn um ihn pfiff es bedenklich.

Wie der Wind stob er ins Dickicht und blieb lange zitternd stehen.

Nach einiger Zeit erinnerte er sich merkwürdigerweise der Mahnung seines Hausarztes, nervöse Spannungen durch vernünftige Betrachtung in ihr Gegenteil umzuwandeln. Ruhe! dachte er — nur keine gewaltsamen Aufregungen! Und ob ihm als Bock die Flanken auch wie toll schlugen, redete er sich doch wie folgt zu: Du bist ein Mann — also keine Angst!

Aber seltsam — während er so folgerichtig menschlich dachte, schlug er gleichzeitig mit den Hinterfüßen aus und empfand so vierbeinig wie nur möglich: Vorsicht, Vorsicht — daß sie dich nicht treffen! Nur keinem Hochsitz zu nahe kommen!

Inzwischen war es Abend geworden und Hungergefühl meldete sich. Herrn Burger schwebte ein pikantes Tartarbeefsteak mit Zwiebeln und Gurken vor. Der Mund wässerte ihm nur so. Gleichzeitig bückte sich der Rehbock, der er doch auch war, rupfte etwas grünes Moos und schwänzelte vor Behagen über dessen Wohlgeschmack. Nichtsdestoweniger spuckte im nächsten Moment Herr Burger das Zeug mit Abscheu aus. Er hatte dies aber kaum vollbracht, als der Rehbock in ihm bei der Vorstellung eines Tartarbeefsteaks Übelkeit empfand. Es war ein grausames Durcheinander von Gefühlen, aus denen es keinen Ausweg zu geben schien.

Der Jäger, Brauereibesitzer und Rehbock in einem kannte sich nun überhaupt nicht mehr aus.

Da raschelte es im Gebüsch. Ein anderer Bock trat heran. Herr Burger beroch ihn umständlich. Als Jäger juckte es ihm in den Fingern, jenem eine Kugel aufs Fell zu brennen. Gleichzeitig konnte er aber das Verlangen, den anderen kameradschaftlich zu beschnüffeln, nicht zurückhalten.

Was er hier suche, fragte der Neue unfreundlich — dies sei sein Revier. Sie gerieten in Streit und wurden tätlich. Ein Hufschlag gegen den Bauch trieb jenen in die Flucht, worüber der Sieger eine wahrhaft menschliche Genugtuung empfand.

Dunkelheit sank nieder. Der Verwandelte gähnte und erschrak zugleich über die Töne, die er ausstieß. Die Vorstellung einer behaglichen Häuslichkeit peinigte ihn. Er sah sich im warmen Bett. Die Nachtlampe brannte. Vor ihm auf der Decke lag die Abendzeitung. Aber schon fühlte er sich auch wieder der neuen Umgebung verbunden und betrachtete sie mit regem Interesse. Ein Igel trippelte heran, schnüffelte an ihm und rollte sich erschrocken zusammen. Eichkätzchen sprangen über seinem Kopf hin und her. Eine unsichtbar schwebende Eule leuchtete ihm mit funkelnden Katzenaugen ins Gesicht.

Plötzlich bellte in der Nähe ein Bock. Da durchfuhr Herrn Burger wiederum jägerisches Ungestüm und ihn verlangte lebhaft nach seinem Gewehr. Rasch sprang er auf, um nach den Hochständen zu eilen, in denen die Jagdgefährten sitzen mußten. Der Vollmond trat gerade durch dunkles Gewölk. Burger sah beide, den Landrat und den Professor.

Pst! Pst! wollte er machen, aber wieder kam ein schallendes Böh! Böh! aus seinem Halse. Wie der Satan raste er davon. Weitab warf er sich schweratmend nieder und barg sein Gesicht am Boden. Allmählich beruhigte er sich. Der Appetit nach einem guten Essen stellte sich wieder ein. Er erinnerte sich, daß die Jäger ihre Rucksäcke an einer bestimmten Stelle zu verstecken pflegten. Er schlich hin, fand das Gepäck und machte sich mit Gier über die belegten Brote her. Aber kaum hatte er das erste mit Schinken und Ei im Mund, als ihn wieder Verlangen nach einem Maul voll Moos ankam. Er bückte sich, um zu äsen, da raschelte es in den Zweigen. Die Jäger, die inzwischen auch hungrig geworden sein mochten, brachen durch die Büsche.

In wahnsinnigen Sprüngen stürmte Herr Burger davon.

Der Himmel mag wissen, wie die unglaubliche Geschichte ausgegangen ist. Fast möchte man annehmen, daß Herr Burger auf dem Anstand eingenickt und ein Opfer verworrener Traumvorstellungen geworden sei. Aber diese Deutung ist wohl zu hergebracht. Und außerdem: Ich würde mich schön bedanken, von Jägern eine Geschichte zu erzählen, in der es glaubwürdig zugeht.

Am Klavier: Gottfried Kerber

Von Gert Lynch

Zur Zeit des Stummfilms, und das ist noch gar nicht so lange her, lebte Gottfried Kerber als Holzfäller in Icksdorf an der böhmischen Grenze.

Franz Xaver Weidinger, der Wirt „Zum schwarzen Ochsen", hatte in seinem Tanzsaal ein Kino eingerichtet. Die Saalschenke war der Vorführraum, die Fenster waren mit Pferdedecken verhängt, und der Vorhang der Vereinsbühne war mit weißer Leinwand bespannt. Rechts von der Bühne stand das Tafelklavier, mit bunten Theaterkulissen, die einen Urwald darstellten, verbaut, damit die Klavierlampe nicht blendete.

Zuerst hatte der Wirt versucht, den Hilfslehrer zum Klavierspielen zu bewegen. Der aber hatte entrüstet abgelehnt.

Kerber wohnte als Schlafbursche in der Dachkammer des „Schwarzen Ochsen" und spielte am Feierabend öfters Klavier. Gegen zwei Dutzend Stücke, Militärmärsche, Walzer und Salonweisen, die er früher beim Klavierunterricht gelernt hatte und noch auswendig konnte, verschafften ihm hierzulande den Ruf eines flotten Klavierspielers.

„Wennst magst, kannst im Kino spuilln", sagte der Wirt, und Kerber war angestellt. Als Entgelt vereinbarten sie: Wegfall der Wochenmiete und nach jeder Vorführung eine Maß Bier und ein warmes Essen.

Der Vorführer, ein in die Gegend verschlagener Elektrotechniker, war unter gleichen Bedingungen angestellt worden.

Die Filme liefen nur Samstags und Sonntags. Der Spielplan wechselte alle vierzehn Tage. Die Leute kamen stundenweit von den

Herbst — Alban Wolf

„Wat lachste denn, Kerl, wenn ick vorbeijehe?"
„Wat jehn Se denn vorbei, wenn ick lache?"

Kaum verändert

Börne, der Journalist, geriet einmal ganz gegen seinen Willen in eine Gesellschaft älterer Herren, die sehr hitzig über ein Thema hergefallen waren. Einer ganz besonders verteidigte seine ungereimte Meinung mit viel Kraftaufwand.

Börne, der sich als der Jüngste im Kreise sehr zurückgehalten hatte, wurde nun zwangsläufig auch mit in das Gespräch gezogen. Er mußte seiner Überzeugung nach dem hitzigen Herrn widersprechen, was jener aber sehr ungnädig aufnahm:

„Sie wagen es, mir zu widersprechen? — Junger Mann, in Ihrem Alter war ich noch ein rechter Ochse!" fauchte er ihn an.

„Da haben Sie sich aber kaum verändert!" sagte Börne rasch.

Billigeres Angebot

Als Admiral Duquesne die Stadt Algier bombardierte und schon schier in Asche gelegt hatte, fragte der Dey, was die Beschießung gekostet habe.

„Zwei Millionen Livres!" erhielt er zur Antwort.

„Und ich", entgegnete darauf der würdige Dey, „hätte um eine Million selbst die Stadt angezündet!"

Kritik

Was sagen Sie zu dem neuen Kind meiner Muse?"

„Sie scheinen ein sehr guter Mensch zu sein!"

„Weshalb?"

„Weil Sie das Kind adoptiert haben!"

umliegenden Dörfern. Die meisten sahen erstmals einen lebenden Film. Wenn die Abendsonne ins Meer versank und die Wellen überglitzerte, liefen unterdrückte Laute des Staunens durch die Zuschauerreihen. Einmal, als ein Schnellzug heranjagte und die Lokomotive immer größer und größer wurde und geradlinig ins Publikum hineinraste, brach aus vielen Kehlen ein Schrei.

Kerber hatte sich schnell in das Begleiten der Filme hineingefunden. Jeweils nach dem Ablauf der Handlung handhabte er die Tasten. Ein Auto in toller Fahrt begleitete er mit einem ebenso tollen Allegro aus der „Herzogin von Gerolstein". Den Abschied eines Liebespaares ölte er mit dem „Verlorenen Glück". Für Begräbnisse und untergehende Schiffe hatte er ein getragenes Sechsachtel aus dem „Blumenlied" zur Verfügung. Bilder aus der guten Gesellschaft begleitete er mit „Ballgeflüster", das ihm in seiner Des-Dur-Tonart besonders vornehm im Klang erschien.

Bei der Wochenschau tat er sich leicht. Da spielte er seinen Vorrat an Märschen herunter, und zwar solang von vorn, bis der Film abgelaufen war. Schließlich wurde er in der Verwendung und Verwandlung seiner wenigen Stücke so pfiffig, daß die Zuschauer gar nicht mehr merkten, als er sich wiederholte.

Sowohl der Wirt als auch das Publikum waren durchaus zufrieden mit ihm, und er wurde öfters gelobt. Zuweilen ließ ihm ein Kinobesucher eine Extramaß aufs Klavier stellen, damit er sich stärke und kräftig im Anschlag bleibe. Am kräftigen Anschlag hat es niemals gefehlt. Im Gegenteil. Nicht selten platzte eine Klaviersaite, es klang wie ein Flintenschuß.

An einem Samstage mußte der große Ofen im Saale geheizt werden. Es hatte lange geregnet, und eine kalte Feuchtigkeit saß an den Wänden. Drei Meter vom Klavier entfernt bullerte der Ofen. Kerber begab sich schon frühzeitig hinter seine Urwaldkulisse und wärmte die Finger.

Es war ein richtiges Kinowetter. Der Saal füllte sich bis auf den letzten Platz. Bauern und Gütler, Steinarbeiter und Holzknechte, Gendarmen, Lehrer und Apotheker, alle waren sie gekommen, um die Tragödie einer Liebe zu sehen.

Vor der Vorführung kam der Wirt ans Klavier und machte Kerber aufmerksam, daß heute ein vornehmer Gast aus der Kreisstadt anwesend sei, nämlich der Besitzer vom Tanz-

Schwäche. vorzeit. d. Männer heilbar. 25jähr. Erfahrung. Erfolg übersehd. Aufklär. Schrift u. Probe verschlossen geg. 24 Pf. Porto. Unverbindl. Chemiker Kaesbach. Berlin-Wilmersd. 151 Postfach 2.

café „Prinzeß", der vom Klavierspielen etwas verstände. Er, Kerber, solle sich zusammennehmen und Ehre einlegen. Kerber versprach es.

Es klingelte. Er schaltete die Klavierlampe ein und rückte den Stuhl zurecht. Zuerst lief die Wochenschau. Kräftig begann er mit einem Marsch. Nach den ersten Takten merkte er, daß etwas nicht stimmte. Verdutzt stellte er fest, daß einige Tasten nicht mehr heraufschnellten. Sie waren von der warmen Feuchtigkeit aufgedunsen und klemmten. Er unterbrach das Spiel und zog die Tasten hoch. Dann spielte er weiter, aber die Tasten, gerade die, die er am häufigsten brauchte, blieben von neuem kleben. Er wurde aufgeregt. So schnell er konnte, riß er immer wieder die Tasten empor, wobei der Fluß des Spiels sehr beeinträchtigt wurde und abgehackte Weisen erklangen, die ihm sehr gegen den Strich gingen. Er war heilfroh, als die Wochenschau endete.

Während der Hauptfilm eingelegt wurde, war eine Pause. Er benutzte sie, um die klemmenden Tasten seitwärts mit einer angebissenen Mettwurst, die er in der Tasche hatte, einzuschmieren, damit die verquollenen Flächen leichter aneinander vorbeigleiten möchten.

Und dann rollte der Film. Er begleitete in getragenen Weisen. Die geschmierten Tasten ließen sich jetzt leichter heraufwippen, aber er konnte es bei bestem Willen nicht vermeiden, daß nach jedem Takt einige Töne nachhinkten. Die Melodie fiel meistens aus, und dafür hörte man so etwas wie ein Echo. In den ersten beiden Akten schwitzte er, wie man zu sagen pflegt, Blut. In der nächsten Pause lief er schnell in die Gaststube und suchte sich Hilfe. Er fand einen Bekannten und bat ihn, die verklemmten Tasten zu lupfen. Der Bursche sagte zu, und beide begaben sich zum Klavier.

Kerber spielte. Sein Tastenreißer war aufgeregter als er selbst. Der Bursche machte es recht ungeschickt und kam ihm dauernd mit seinen Bratzen in das Gehege, so daß Kerber schlimmer als vorher danebenklimperte. Schließlich wurde er wütend und zischte: „Los, los, mach flink!" Da verlor der Gehilfe die Fassung und schrie so laut, daß es im ganzen Saale zu hören war: „Sin oben, sin oben!" Die Tasten meinte er, die oben seien, weil er sie eben hochgerissen hatte. „Scher dich zum Geier", wetterte Kerber. Der Bursche lief beleidigt davon. Kerber machte seine Sache wieder allein. Mühselig hackte er sich bis zum letzten Akt durch. Dann wartete er, bis sich der Saal geleert hatte. Er schämte sich vor den Leuten wegen seines schlechten Spiels.

„Kerber!" rief da plötzlich eine fremde Stimme, „kommen Sie mal hervor!" Es war der vornehme Gast aus der Kreisstadt. Der Wirt, die Kinokasse unter dem Arm, stand neben ihm und grinste.

Oha, dachte Kerber, jetzt will man mir auch noch Vorwürfe machen! Er hatte schon die Worte auf der Zunge, um dem Wirt zu sagen, daß er den verdammten Schepperkasten von einem Klavier zu Brennholz hacken sollte. Aber es kam anders.

Der Gast klopfte Kerber wohlwollend auf die Schulter und sagte anerkennend: „Sie sind ja ein famoser Synkopen-Spieler, Kerber! Hätte nicht gedacht, daß so was hier möglich wäre!"

„Wie? Was bin ich?" erkundigte sich Kerber. Er hatte keine Ahnung, was Synkopen eigentlich ist.

„Na, tun Sie nicht so, Mann! Ihr Notenumblattler hat es ja laut genug hinausgeschrien. Aber ich hätte es auch so gewußt, Kerber, ich bin vom Fach. Und wenn Sie wollen, können Sie am nächsten Ersten in meinem Tanzcafé als Klavierspieler antreten!"

„Nix da", entgegnete der Wirt und fuchtelte mit der Hand, „der bleibt!"

Später, als Kerber im Bett lag, überdachte er nochmals das Ganze. „Sin oben, sin oben!" hatte der Sepp gebrüllt, als er die Tasten lupfte. Synkopen hatte der Besitzer vom Café „Prinzeß" verstanden.

Am Montag, als Kerber vom Holzfällen heimkehrte, ließ er sich vom Hilfslehrer die Synkopen erklären. Und von da ab hatte er jeden Respekt vor den Synkopen verloren.

Segen des Rundfunks

„Dem Rundfunk verdanke ich jeden Tag einige ungetrübte gemütliche Stunden."

„Hören Sie so fleißig?"

„Ich nicht, aber meine Frau!"

Das Kindermädchen

Das Kindermädchen kam heulend nach Hause „Gnädige Frau, ich habe Lili im Park verloren."

„Warum haben Sie denn nicht mit einem Polizisten gesprochen?"

„Das habe ich getan und deswegen habe ich sie ja verloren!"

Nicht im Buchhandel:

Der vorbeugende Gesundheitsdienst der Lebensversicherung

Für Vertrauensärzte und Lebensversicherungs-Fachleute

Von **Josef Mayer-Koy**
Schriftleiter in München

Als Manuskript gedruckt
portofrei **1.25** Reichsmark

Nur gegen Voreinsendung des Betrages zu beziehen durch:

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstr. 10, Postscheck-Kto. 5424 München

Chopin

Chopin haßte die Art der Einladungen, die an ihn ergingen, nur um ihn zum Spielen zu veranlassen. So erhielt er einmal eine Einladungskarte zu einem Essen, auf der als Nachschrift die Zeilen standen: „Und vergessen Sie das Piano nicht!" Chopin ließ daraufhin ein paar Dienstmänner kommen und sein Klavier in das betreffende Haus schaffen. Er selbst blieb jedoch daheim.

Chopin nahm niemals Geld an — auch in seiner schwersten Leidenszeit nicht — wenn er es nicht durch seine Arbeit verdient hatte.

Nach seinem Tode fand man im Schreibtisch einen Briefumschlag, der 5000 Franken enthielt. Der Künstler hatte trotz seiner Not das Geld nicht angerührt, weil der Absender anonym geblieben war. *E. M. W.*

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene
Geschenk-Ausgabe
von
Die lustige Arche
Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat
mit Buchschmuck von Bold
zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat, der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts, hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Klaus Thiede: „Deutsche Bauernhäuser“. (Karl Robert Langewiesche-Verlag, Königstein i. Taunus.)

Seit vielen Jahren erscheinen in Langewiesches Verlag „Die Blauen Bücher“ als köstliche Dokumente und Quellen deutschen Volkstums und deutscher Kultur. Nun hat die schöne Reihe sich um einen prächtigen Tafelband vermehrt: deutsche Bauernhäuser aus allen Gegenden des Reiches — von den ehrbaren, sachlichen Backsteinbauten Ostfrieslands über das freundliche Fachwerk des alemanischen Hauses bis zu den schmucken Höfen des bayerischen Hochlands. Einhundert ebenso aufschlußreiche als malerisch reizvolle Foto-Motive bieten einen brauchbaren Querschnitt durch die so unterschiedliche Bauweise des deutschen Bauerngehöfts, wie sie durch örtliche, klimatische und kultische Verhältnisse bedingt wird. Das Haus als die ewige Wiege des Volkes hat nur dort seine eindeutige, jede innere Lebensbeziehung aufweisende Formung erfahren, wo der Mensch — treu seiner Heimat, seinem Boden und seiner Sippe — nicht für Jahrzehnte und nicht aus spekulativen Gründen, sondern für Jahrtausende und aus Gründen der Erhaltung seines Geschlechts zum Architekten wurde. Die heutige Zeit, bewegt von der Erkenntnis jener Kräfte und Werte, die den geistigen und leiblichen Bestand des Volkes gewährleisten, wird diese schöne Bildersammlung zu würdigen wissen. A. W. R.

Der Sprach-Brockhaus, ein deutsches Bildwörterbuch für jedermann. (Brockhaus-Verlag, Leipzig.)

Vergleichbar den Bilderfibeln des aufdämmernden Humanismus bietet das neue im Verlag Brockhaus erschienene Werk sozusagen den „dernier cri“ deutscher Aufklärungsarbeit. Ein „Wörterbuch, das keine Aufklärung schuldig bleibt“, das unter Berücksichtigung aller terminologischen Faktoren unserer Zeit seine instruktive Absicht nach jeder Seite hin geltend macht und somit eigentlich die Anschaffung des berühmten „Großen Brockhaus“ erübrigt. Denn hier ist in der Tat alles gesagt, erklärt, ergründet, erläutert, geschildert und bebildert (und zwar ausgezeichnet bebildert), was der Mensch unserer Tage wissen muß und zu wissen begehrt. Diese Hauspostille des gesamten Wissens kostet nicht mehr als einen großen Taler. Billiger können wir uns in den Zustand der Gelehrsamkeit ganz gewiß nicht versetzen. Avis

Carl Georg Heise: „Fabelwelt des Mittelalters“. Phantasie- und Zierstücke Lübeckischer Werkleute aus drei Jahrhunderten. (126 Seiten i. Gr. 4° gebd. M. 6.50. — Rembrandt-Verlag, Berlin.)

Die grandiose Mythe des deutschen Mittelalters, in Farbe und Stein verlebendigt und als ewiges Zeugnis geistiger Höchstleistung erhalten in Domen und Denkmälern, Bildwerken und Skulpturen, hatte allen forschenden Bestrebungen der Archäologen zum Trotz immer noch Geheimnisse aufzuweisen, versteckte Wunder, die zu enthüllen erst dem Kamera-Auge gelang. Was hoch oben im Zenit der Kreuzgewölbe, im Netzwerk der Gurten als einfacher Schlußstein, in den dämmerigen Winkeln des Maßwerks als beigeordnetes Ornament oder auf den Kapitälen der Säulen als figürlicher Rhythmus einer genaueren Betrachtung entzogen war, wird nun durch die Teleskopoptik des fotografischen Präzisionsapparats sichtbar und lebendig. Die vielerlei Details der gotischen Ornamentalplastik treten wie die Visionen des Hyronimus Bosch aus dem sakralen Dunkel der Dome; was die Bildner, die Steinmetzen des 14., 15. und 16. Jahrhunderts sichtbar und dennoch unsichtbar, weil unerreichbar dem Auge, in das Gesamte fügten — diese oft alles andere als religiösen Motive und Zierate —, tritt nun als das monumentale Dokument mittelalterlichen Kunstschaffens mit gespenstischem Eigenleben erfüllt, ebenbürtig an die Seite der großen bekannten Plastiken und Steinwerke. Geboren aus der lebensfördernden Polarität überirdischer und irdischer Kräfte, der Antithese im Schöpferischen reihen sich diese Grotesken und Phantasiestücke deutlich und klar in den Gesamtorganismus des plastischen Wunders; und dieses Wunder ist so groß, daß selbst das Obszöne sich als unerläßlicher Bestandteil einer von Gott und Teufeln gebändigten Welt einfügt in das Bild letzter Wahrheit. In diesem Sinne ist das vorliegende Werk für den Archäologen von ganz besonderem Wert. Es vermittelt tiefsten, bildlichen Einblick in die Metaphysik einer Geistigkeit, die wie keine andere den Grundstoff zur Erstarkung der deutschen Seele geliefert — und unserer ganzen Kunst und Kultur jenes Geheimnis verliehen hat, das keine Ratio und kein „Nutzanwendungsbegriff“ je zu entschleiern vermag. Weiß-Rüthel

Frank Steller: „Großfilm Attilla“. Roman. (Verlag Julius Kittls Nachf., Leipzig.)

Einen lebenden Anachronismus, einen letzten Ritter der blauen Blume der Romantik nennt der Autor seine Hauptfigur, Professor Pelotard-Collin. Damit charakterisiert er das Niveau, auf dem die abenteuerliche Geschichte spielt. Der Aktionsradius der Handlung ist aber durchaus modern in die bewegte Welt der Filmproduktion verlegt. So ergibt sich eine überaus farbige Szenerie, die durch das gegensätzliche lokale Kolorit der klassischen Stätten Athens und der weiten Pußtalandschaft an der Theiß spannend belebt wird. Ähnlich gegensätzlich ist der historische Hintergrund beabsichtigt. Das Filmmotiv, Attillas Vordringen gegen das Römische Reich und sein Untergang, den ein sagenhafter Schatz im Volk lebendig erhalten hat, wird konfrontiert mit Vorgängen aus der ungarischen Rätezeit. Der geheimnisvolle Schatz, den ein begeisterter Anhänger Bela Kuhns seinen betrügerischen Brüdern durch eine Filmaufnahme retten will, wird durch diese Filmrolle aufgedeckt und dem verbrecherischen Zugriff der beiden Großspekulanten und Unternehmer rechtzeitig entrissen und den Geschädigten wieder zugeführt.

Leser, die eine Vorliebe für mehr stoffliche Spannungsromane haben, werden „Großfilm Attila“ begrüßen und durch die Lektüre um so mehr befriedigt sein, als die Darstellung in ihrem klaren, gepflegten Stil durchaus erfreulich ist. Dr. C. Z.

Otto Flake: „Scherzo“. Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin 1936.)

Fast glaubte man nach der „Hortense“ keine Steigerung mehr erwarten zu können; hier war Elan, Geist, Konzentration, Kulturbild im lebendigen Reflex auf der Psyche eines bedeutenden Menschen, dem Ablauf seines Schicksals, und hier war, in natürlicher Einheit, die Klarheit des Stils mit schwebender Leichtigkeit und jener Präzision, die das Mittel der wahren epischen Tiefenlotung ist. Aber nun, nach einer Zeit der Stille, die das unantastbare Vorrecht jeder höher organisierten geistigen oder künstlerischen Potenz bleibt in Zeiten bewegter Geschehnisse, — dieses „Scherzo“, die erstaunlich mühelose und erstaunlich heitere Bewältigung eines Sektors der Gegenwart durch Gestaltung eines Menschen dieser Gegenwart, in dem das Allgemeine im Besonderen sichtbar bleibt, und damit das Besondere dem Allgemeinen nahe Wirklichkeit und fühlbares, suggestives Leben verleiht. Ein Jahrhundert liegt zwischen jener Hortense und dieser Georgis. Aber in ihrer schöpferischen Konzeption sind sie sich gleich. Das ist Flakes erstaunliche Leistung. Georgis ist ein Zeichen für viele, die sich in ihr erkennen werden, das gibt ihr Bedeutsamkeit und höhere Berechtigung. Aber sie ist zugleich eine lebensvolle Frau, gewachsen, und mit den Stärken und Schwächen ihrer Zeit. „Mut und Vertrauen, Georgis!“ wollte Flake diesen Roman zuerst nennen, als Buchtitel wäre es weniger glücklich gewesen, aber es trifft sehr genau den Sinn, und zugleich liegt in diesem klugen, ermunternden Zuruf Hoffnung und Glaube, die Flake nicht verlassen haben; Mut und Vertrauen fordernd, gibt er sie selbst. Kein Autor in Deutschland hat heute einen schärferen Blick für das, was uns fehlt und sich noch nicht bilden will in der persönlichen, menschlichen Entwicklung der jungen Generation, ihrer höheren geistigen und seelischen Kultur. Diese Georgis Merian ist wie Myron Weagle, Sam Doodsworth und Dr. Arrowsmith eine der Gestalten, die, als Prototypen ihrer Zeit und Generation, nicht mehr wegzudenken sind aus dem literarischen Bestand der Menschheit, mag sie immerhin nicht, in eine tragische Toga gehüllt, gesenkten Hauptes und tiefsinniger Miene daherschreiten; wir verfallen ja oft genug unserem alten Irrtum, das Knorrige, Dunkle, Verkrümmte und nur halb Gekonnte für die wahre Dichtung zu nehmen und darüber der makellosen, freien und heiteren Schönheit des Vollkommenen verlustig zu gehen, — hier, in Otto Flakes „Scherzo“, ist sie uns mit jedem Satze neu gegeben, und es ist an uns, Freude und Gewinn daraus zu ziehen. Carl Conrad

Bronchitis, Asthma

chronische Verschleimung, quälender Husten, Luftröhrenkatarrh, wurden selbst in alten Fällen mit Dr. Boether-Tabletten erfolgreich bekämpft. Unschädliches, kräuterhaltiges Spezialmittel. Stark schleimlösend, auswurfförderend, gewebefestigend. Reinigt und stärkt die angegriffenen Atemwege. In Apotheken ℳ 1.43 und ℳ 3.50. Vielfach kassenärztlich verordnet. 4000 schriftliche Anerkennungen, darunter 500 von Ärzten. Interessante Broschüre mit Dankschreiben sowie Probe kostenlos. Schreiben Sie an Dr. Boether GmbH. München 16 A68

DIE FOTO-SEITE

Schnappschüsse auf dem Wochenmarkt

Sagen Sie nicht, daß der Wochenmarkt eine Einrichtung mit Privileg für die Hausfrau wäre. Erzählen Sie ihr aber auch nicht erst lang und breit, wenn Sie dort einmal fotografieren wollen. Geben Sie ihr Tatsachen, gelungene Fotos, in die Hand, und sie wird davon so begeistert sein, daß bestimmt das nächste Mal zur Belohnung für Ihren scharfen Blick etwas besonders Leckeres zum Mittagessen heimgebracht wird.

So ein Wochenmarkt ist in gewisser Weise konzentrierte Wirklichkeit. Unheimlich viele Menschen, alles stark beschäftigt und dazu Typen in den vielfältigsten Variationen. Da tut sich mit jedem Schritt vor unseren Augen ein neues Bild auf. Und weil hier alle Voraussetzungen für gelungene Schnappschüsse erfüllt sind, deshalb ist der Wochenmarkt für uns auch zum Fotografieren da.

Zum Fotografieren da? — Aha, jetzt kommen die — sagen wir getrost — Furchtvorstellungen hervor: Ich kann doch nicht so einfach... Wenn das jemand sieht! Dann werden alle auf mich und meine Kamera schauen, und ich bin blamiert.

Und nein, Sie werden nicht blamiert sein, es wird niemand auf Ihre Kamera sehen und sagen, daß Sie auch ein Heimlicher von der Zeitung wären, wo man nette Gesichter machen müsse, weil man ja morgen sein Bild in der Zeitung finden kann. Ja, so etwas gibts. Aber das gibt es nicht auf dem Wochenmarkt, wenn wir es richtig anstellen Und dazu gehört wirklich nicht viel.

Weil alles stark beschäftigt ist, bleibt wenig Zeit, daß sich unsere Umgebung für uns interessiert. Wir dürfen nur nicht an Ort und Stelle fotografiche Probleme wälzen und lange an der Kamera herumschrauben. Das ist im voraus alles fertig; höchstens die Scharfeinstellung wird noch etwas reguliert. Und diese erfolgt natürlich nicht nach der Mattscheibe, sondern im wesentlichen durch Schätzen. Auch bei der Spiegelreflex werden wir vielfach auf Schätzen angewiesen sein, weil meist alles schnell gehen muß. Die Belichtungszeit steht im voraus auf $^1/_{100}$ Sek. und die Blende je nach den Lichtverhältnissen auf 5,6 oder ähnlich. Hier befragt man zu Haus die Belichtungstabelle. Sie gibt Anhaltspunkte, die völlig ausreichen.

Und vor allem: Heran an die Motive! Wir wollen den Menschen groß abbilden. Denn es interessieren uns Gesichtsausdruck und Gesten. Wir wollen uns nicht zu sehr auf die Ausschnittvergrößerung verlassen, da sie meist sowieso schon erforderlich wird, bei allzu großen Ansprüchen aber als ein Kornproblem doch nicht immer zum Ziele führt. Zumal solche Schnappschußbilder kaum reichlich belichtet sein werden, womit sonst durch relativ kurze Entwicklung Feinkörnigkeit verbunden wäre. Also bis auf zwei, drei, höchstens vier Meter herangehen. Die Entfernung ist vorher eingestellt, alles übrige läßt sich gut durch Abschätzen erledigen. Meist werden wir nicht unmittelbar zum Schuß kommen. Dann stellen wir uns nicht erwartungsvoll hin, denn so wird unsere Absicht mit Bestimmtheit entdeckt. Vielmehr warten wir, ohne uns scheinbar um die eigentliche Sache zu kümmern. Oder schauen in eine ganz andere Richtung und fotografieren durch entsprechende Kamerahaltung um die Ecke. Aber, wie schon gesagt, die Gefahr des Entdecktwerdens ist äußerst gering, und der Wochenmarkt wird dadurch ein ausgezeichnetes Gebiet, um das Schnappschießen zu erlernen.

Um den Markt liegen oft enge Gassen und Winkel. Wenn die Hausfrau eingekauft hat, so muß sie hier durch. Da lohnt es sich, einmal eine kleine Verfolgung aufzunehmen. Wenn die Sonne in die Gasse scheint, so bekommen wir im Gegenlicht ganz prächtige Hell-Dunkel-Effekte, und unsere Hausfrau vermittelt uns gleich eine passende Staffage dazu. Das gibt dann dem Thema seinen Ausklang.

g:—t

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllisch gelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

LEST DIE „JUGEND"

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: ARNOLD WEISS-RÜTHEL; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11 — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei München, Herrnstraße 10. — D.A. III. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10 zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Das Münchener Urvieh

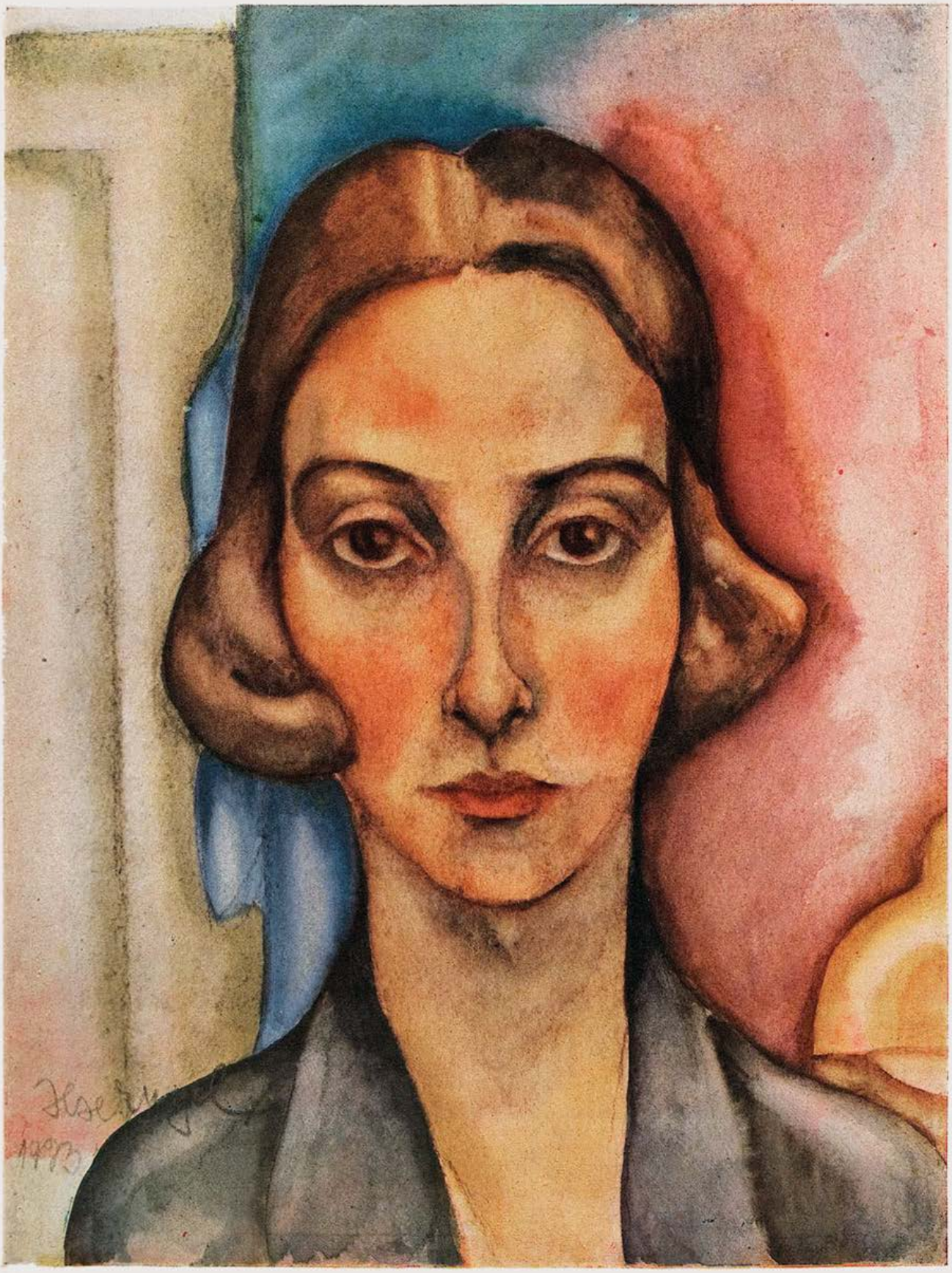
Julius Hüther

In Schwabing wurden an einer Baustelle Reste eines Dinotheriums ausgegraben; es handelt sich um das sagenhafte Münchener Urvieh, dessen Vorhandensein damit wissenschaftlich belegt ist.

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 47



Mädchenbildnis

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / Nr. 47

Gerichtstag unter Bomben

Novelle von Max Bittrich

Wo des Schwarzwald Höhendrang gen Süden bereits schön abgeklungen ist, rafft er sich noch einmal zu schroffer, schwermütig gefärbter Hochebene zusammen. Im Hauensteiner Gebiet legt er ein herbes Bollwerk vor sein abgeklärteres Reich.

Spröderes, weniger nahbares Land ist hingetürmt. Bäche drängen kochend aus Klüften, stürzen sich aufgebracht ins Freie. Gesammelter verlassen sie Wald, Heide, Acker, vereinzelten geschützten Wiesengrund.

Der Heimat zuliebe, denn keinen triftigeren Grund könnten Herz und Mund verraten, hält man am Besitze der Mühsal fest; an einem Besitze zugleich, den sich die Menschen einst in blutigen Kämpfen gegen übertrieben karge Zuteilung des ohnehin steinigen Erdreichs gesichert haben.

Manche wirtschaftliche Bedrängnis hat sich auch später gemeldet. So hat der elektrische Strom die Notrufe vernommen, der nun in Höhendörfern, unterm Strohdach, Maschinen treibt, sie Seidenbänder weben läßt, damit bäuerlicher Hand Aushilfsernte gibt.

Vom großen Verkehr aber weiß die Landschaft bis heute wenig; der Schienenstrang scheut sich vor Hingabe an schwer zu bewältigende und auszunützende Höhen.

Egener Boden atmet eigene Kühle, ein eigenes kühles Antlitz taucht mitunter auf, mit dem Felde sind besondere Saat und Ernte verbunden. Gleicherweise lodert die Liebe in eigener Farbe, und gar der Haß. Klingt die Überlieferung sehr märchenhaft, wonach das saubere „Prozeßröckle" eines Dorfes einfach beim Gastwirt der Gerichtsstadt verwahrt geblieben sei? Warum das Parade-Röckle auf Heimwegen abnützen, so oft hin- und herschleppen — „Gottverdammi!"

•

Dem jungen Bauernsohn Gregor Albütz saß der Hitzkopf zwischen tüchtigen Schultern.

Im Herbste des vorletzten Kriegsjahres schürten Liebesgedanken lauernde Glut im Dache. Herbstliche Feldarbeit war verrichtet, es lahmte die Weberei. Das Land ruhte dem Winter entgegen. Junges Blut konnte ungestört ersehntem andern nachsinnen, Gregor Albütz seiner einstigen Schulkameradin Sibylle Müller, die jetzt in Feierstunden, Arm in Arm in der Kette der Freundinnen, gern durch das abendliche Dorf zog, feiner sang als die anderen, jubelnder und gedämpfter.

Nach einem solchen Rundgange trug Sibylle ihr offenes Gesicht einsam durch das Mondlicht. Gemüt und Geblüt waren aufgestört, wollten noch keinen Schlaf. Sie lief das weischichtige Dorf auf und ab, sich zu beschwichtigen, und sann doch halb benommen in die Zukunft, in der sie einen Blütenzweig vom Baum der Liebe würde brechen können.

Gregor Albütz kam ihr in den Sinn, daneben Fabian Riedmatter, dessen Briefe aus elsässischem Kriegsgebiet, an seine Mutter, Sibylle heftig umkreisten. Zwei Burschen aus dem Wäldervolke, ungezähmt, verteufelt reizbar, dabei unverdrossen fleißig hinter Pflug oder Webstuhl.

„Sibylle!"

Das Wort scheuchte sie aus ihrem Versunkensein.

„Je, der Gregor unterwegs!" Betroffen blickte sie nach ihm.

„Ist unterwegs und entdeckt, wie Sibylle Müller das Besitztum ihres lieben Fabian umstreicht. Hast keinen Schlaf, Sibylle?"

„Es wirds noch tun, bis der Hahn kräht."

„Bist nachts gern in der Luft vom Riedmatter-Fabian, sogar zwei, drei Tage, bevor der Urlauber einkehrt?" stichelte er hartnäckig.

„'s isch e Sie, es isch kei Er!" suchte sie ihn mit dem Liede zu beruhigen, das der alemannische Dichter ihrer engeren Heimat gesungen. „Fabians Mutter hab' ich gern, Gregor."

„Vielleicht, weil ihr der Sohn auch für eine gewisse Sibylle Müller Grüße aufträgt."

„Wieso muß ich dir Rechenschaft ablegen, Gregor?"

Er drängte sich eng an sie. Was in ihr gäre, sich gegen ihn empöre, wolle er wissen. Schon während der Schulzeit, so schwärmte er, habe er sie als liebstes Kamerädle geschätzt. Seitdem habe er auf sie gewartet, nur auf sie.

„Ich mein', du hättest seitdem vielfach anderswo in jungem Getreide gejagt. Mir jedoch hältst du den Gang unter nächtlichem Himmel vor."

„Der Gang am Hause Fabians! Doch ich denk', du schenkst mir noch volle Kost, keinem andern, wenn heute nicht, dann morgen."

Sibylle entfärbte sich.

„Der müßte geboren werden, der mich mit Gewalt nähme!"

„Oha!"

„Ich gehöre zu den Gewächsen, die niemand knebelt zu ihrem Gedeihen. Sonne und Licht müssen um mich sein."

„Die dir nur Fabian schaffen kann, meinst du." Eine Hitzwelle durchflog ihn. „Deinem Fabian häng' ich noch einen gepfefferten Denkzettel an. Mögt Zetermordio schreien. Her zu mir, Mädel!"

Ehe er zupacken konnte, warf sich Sibylle heftig herum.

Beflügelten Schrittes wandte sie sich heimwärts. „Laß mich!" wehrte sie ab, während ihr Verfolger ungestüm nachdrängte.

„Haben will ich dich. Jedes Mittel ist mir recht, jedes."

„Geh' heim, schlaf wohl!" Damit entschwand ihm Sibylle.

„Schlafen? Das könnte euch gefallen. Die Augen will ich offenhalten."

•

Am Sonntag nachmittag, der auf wenige Tage beurlaubte Musketier Fabian Riedmatter saß mit seiner Mutter im kargen Sonnenschein vor dem Hause, ließ sich Sibylle bei ihnen nieder. Sie schauten über das hügelnde friedliche Land zu Bächen, Schluchten, Schroffen in versinkender Ferne, plauderten zwar vom Kriege, doch Sibylle meinte dabei das Verlangen Fabians nach ihr zu spüren in seinem sehnsüchtigen Lob der Heimat wie in seinen Blicken. Ehemals überschäumend, war er in Kriegsgewittern still geworden. Sein Verhalten atmete Ergebung. Sein verändertes Wesen erschütterte Sibylle. Im Nachklang seiner Kriegserlebnisse fühlte sich Fabian heute von Sibylles mädchenhafter Art wie aus Märchenland gegrüßt.

Seine alte Mutter, schwerhörig, lauschte der Augensprache, verstand sie. Ist schon recht! dachte sie. Den Sohn würden nach kurzer Urlaubsfrist neue, helle Erinnerungen an die Heimat tröstlich begleiten, laben, ihm Schwung leihen für den Siegeslauf.

Die Mutter erhob sich, begab sich in die Stube, das steife schwarze Sonntagsgewand abzulegen. Der Abenddienst im Stalle rief.

Fabian tat den Arm weich um das Mädchen, und Sibylle duldete die zarte, scheue Annäherung des früher so befeuerten Mannes. Geheime Freude sollte ihn in Wirrsal blutiger Fehde begleiten. Der Wunsch Sibylles einte sich mit dem seiner Mutter.

Als Fabian neben der Mutter beim Nachtessen saß, fragte sie ihn, was er von Sibylle halte.

„Mir ist bei ihr, als schmeckte ich im Schnee bereits den Frühling."

•

Draußen, unter freiem Himmel, entlud sich in gleicher Stunde die Eifersucht eines zerrissenen Herzens.

Gregor Albütz hatte Sibylle aufgelauert.

Garten im Herbst — Julius Hüther

Vor ihm tue sie zimperlich, schrie er, allein den Nebenbuhler umkreise sie fleißig gleich einer Besessenen. „Sauber!"

Er habe die Sinne verloren, klagte die Überfallene.

„Möglich!" keuchte er bebend, unbeherrscht. Kaltblütig wolle sie ihn demütigen. Doch er sei jetzt zu allem fähig. Ein Unwetter maßloser Drohungen fegte über Sibylle und über Fabians Dach.

„Zu allem fähig?" begehrte sie auf. „An uns vergreifen möchtest du dich? Was hat Fabian verbrochen! Im Elternhause will er sich vom Kriegsweh erholen, das auch du kennen gelernt hast, wenn mir recht ist."

„Fabian, immer dein Fabian!"

„Laß deine Hand von ihm!"

„Die Lust wird ihm vergehen, unsereinem ins Gehege zu laufen. Euch will ich die Saat zertrampeln, absengen will ich sie euch!" drohte er, maßlose Rachsucht, der Jammernden.

So schwelte das Verderben, das in der Nacht vor Fabians Abreise im Dorfe auflodern sollte.

Mutter und Sohn wurden aus dem Schlaf geschrieen. Vor dem Holzhause rannte die Dorfbewohnerschaft zusammen, denn Hilferufe durchgellten den Ort.

„Feuer! Feuer!"

Den Bedrohten flogen die Glieder. Notdürftig bekleidet, hasteten sie ins Freie. Über Scheuer und Stall brannte das Dach. Brüllend jagte das gerettete Vieh im Garten umher, Dorfhunde kläfften. Wasserkübel wuchteten von Hand zu Hand, aufopfernd kämpfte die Wehr.

Als Fabian am Morgen abmarschieren mußte, war sein Erbe der Vernichtung entrissen. Nur des Stallflügels schwarzes, verkohltes Gebälk zeugte von der überstandenen Gefahr.

Vor dieser Stätte des Grauens reichte Fabian der Mutter die Hand zum Abschied. Freunde versprachen ihm, ihr gemeinsam beim Aufbau zu helfen, trösteten die gebückte Frau, damit sie dem Sohne die Trennungsmarter nicht durch laute Klage vertiefe.

„Er kehrt bald gesund heim, euer Fabian."

„Wohl, wohl!" bestätigte er.

„Ich will dich an Weihnacht wiedersehen!" rief ihm Sibylle an der Dorfgrenze nach.

„'s ka si, 's ka au nit si!" Wer schaut in die Zukunft!

Hinter dem abgerückten Musketier wurde über die Brandursache verhandelt. Die Untersuchungskommission erschien. Bauernsohn Agidius Uhlin gab dem Verdacht als erster bestimmte Richtung: Nachts, an der Stalltür, hat er Gregor Albütz mit Sibylle streiten hören. Wütend hat Albütz gedroht, er fühle sich zu allem fähig, wolle die Saat Fabians zertrampeln, absengen. Sibylle Müller, so mutmaßte Zeuge Uhlin, könne wohl bestimmter aussagen.

Auch wollte die Magd Maria Baldisweiler am Kammerfenster vor einem Schatten erschrocken sein, der in der Unglücksnacht lautlos im Dorfe geisterte, und dieses gespenstische Bild habe, sie lege gleich die Hand dafür ins Feuer, Albützens breite Gestalt angenommen.

Schließlich verarbeitete mancher Seidenbandweber jetzt weniger Seidenfäden als Hanf, um einen bestimmten Übeltäter in fester Schlinge zu fangen.

Das förmliche Verfahren kam drunten in der Gerichtsstadt bald in Gang. Schwarzes Gewölk hatte sich um Albütz gesammelt und das Dorf wußte: Sibylle Müller, die verhärmt schweigende, von ihren schönen Liedern verlassene, würde verurteilt sein, den Leidensgang anzutreten, um im Gerichtssaal, unter Eid, ihren Bekannten am meisten zu beschuldigen.

•

Der Krieg hatte sich zäh in die Erde verbissen, nagte, zehrte, brauste auf: Geschützdonner zog, der Flieger streute Vernichtung auf friedliches deutsches Land.

Herbstgeschenke

Ferdinand Spiegel

Landsknechte — Heinz Landgrebe

An einem klaren Tage, „Fliegerwetter" sagten die Bewohner des öfter heimgesuchten Landstrichs, war das Gericht versammelt, um in Sachen Gregor Albütz wegen vorsätzlicher Brandstiftung zu urteilen.

„Angeklagter, Sie waren als arg jähzornig bekannt, wenn auch manches Zeugnis für Sie spricht. Bevor das Feuer in Riedmatters Anwesen ausbrach, haben Sie, wie bei früheren Händeln, mit dem Roten Hahn gedroht. Äußern Sie sich."

„Man redet manches Wort übereilt hin, ohne an die Tat zu denken. Ich bin im Ärger so benaturt."

„Also dürfte Ihre Natur diesmal die erlaubten Grenzen weit überschritten haben. Sie sollten Ihr Gewissen durch freiwilliges Geständnis erleichtern. Vielleicht wären mildernde Umstände vorhanden. Wie Sie wissen, haben wir einige wichtige Belastungszeugen, vor allem Zeugin Sibylle Müller. Hat Eifersucht Sie ins Verbrechen stürzen lassen?"

Albütz verneinte die Schuld.

„Angeklagter, Zeugin Müller wird die Hand zum Schwur heben, nach bestem Wissen aussagen müssen, was Sie ihr gegenüber nachts auf der Dorfgasse geäußert haben. Wollen Sie durch fortgesetztes Leugnen die volle Schwere des Gesetzes herausfordern?"

Albütz schwieg.

„Werden wir den Zeugen Uhlin vernehmen, der Ihre Drohungen bis in seinem Hof gehört haben will. Nachher soll Zeugin Müller aussagen. Gerichtsdiener — —"

Tosendes Geheul drang heran. Fabriksirenen schleuderten ihr heiseres Brüllen in Straßen und Stuben, warnten, mahnten zur Flucht in bombensichere Unterstände. Alle Augen im Verhandlungssaal suchten die Fenster, den Himmel. Vor der Türe entstand Lärm. Unruhe zwängte sich in den Saal.

Abwehrgeschütze bullern dumpf. Luftschrauben beginnen zu singen, fliegende Motoren lassen ihr Gesumm anschwellen.

Zeuge Uhlin ist vor den Richtertisch getreten, während sich die in den Frieden geschleuderte Kriegswolke heranwälzt. Der Hörerraum ist lebendig geworden, fluchtartig sammelt sich die Menge am Ausgang.

Deutlicher lärmen Flugzeuge.

Kurze Bemerkungen zwischen Richter und Staatsanwalt.

„Wird beschlossen eine Pause von einer halben Stunde eintreten zu lassen. Gerichtsdiener, Sie führen Angeklagten und Zeugen in den Keller. Auch alle übrigen Anwesenden sind aufgefordert, sich gleichfalls zu sichern."

Polternd suchen die „Kriminalstudenten" den Korridor, einige lächelnd, sie wollen furchtlos erscheinen, andere geduckt.

Auch wer zu Gericht sitzt, Angeklagter und Zeugen eilen neben hohen Fenstern des Treppenhauses dem Hausflur, damit dem Eingang alter fester Gewölbe entgegen.

Sibylle Müller, der ohnehin aufgepeitschten, versagt der Atem, versagen die Beine während der Flucht. Sie muß am Pfeiler lehnen, Gerichtsdiener Tröndle springt ihr hilfsbereit bei.

Ein Fliegergeschoß stürzt, birst unter Phosphorgestank. Das Gerichtsgebäude bebt, die Fenster zittern.

Und wieder schießt eine Bombe heulend herab, singt im Sturz höher und höher, schlägt an das Dach, in den Hof, zerreißt in giftgrünem Dunst.

Geschoß-Splitter treffen die Wände, Fensterscherben klirren und sprühen in das Gebäude, erreichen wehrloses Leben. Sibylle schreit auf, Tröndle wankt, zwei Blutende halten sich. Zeugen, vom Schreck sinnlos hin- und hergetrieben, stoßen auf die Opfer, schleppen sie mit.

Sibylle sinkt wimmernd auf die Kellerstufen, Tröndle beißt die Zähne zusammen. In die bunt durcheinandergewürfelte erschreckte Menge ist neues Grauen gefahren.

Das Blut Sibylles strömt unaufhaltsam über Gesicht und Kleidung. Ihr Leben scheint gefährdet.

Und Kriegsnot, kurz hintereinander durch mehrere Flugzeuge herangetragen, schwebt weiter über Straßen und Dächern.

„Herr Landgerichtspräsident, ich will am Telefon sofort Arzt oder Sanitäter rufen!" meldet Gerichtsschreiber Ganter und springt bereits davon, zur Fernsprechzelle.

Aus Lindau im Bodensee — Georg Pevetz

Durch die verlassenen, menschenleeren Straßen, über denen nach Beute jagende berstende Schrapnells weiße Wölkchen an den heißen Himmel tupfen und Kugeln gegen die Flieger ausstreuen, saust aber inzwischen bereits der Angeklagte Gregor Albütz.

Geschoßtrümmer, Maschinengewehrkugeln, Ziegelbrocken bedrohen ihn, ohne ihn um sein Leben ernstlich bangen zu lassen. Retten will er, Sibylle Müller beistehen.

Er trabt an raschen Sanitätswagen vorüber und an Männern, die zum Sanitätsdienst gehören. Dem Apotheker Thoma erklärt er, der unbeobachtet dem Gericht entwischte, Anlaß der Eile, Not und Wünsche, Flaschen und Päckchen rafft er zusammen.

Atemlos, man hat ihn kaum vermißt, springt er in den Keller.

Sicher betätigt er sich, mildert gefaßt, reinigt, verbindet.

Da erscheint auch der Arzt, von einer anderen Unglücksstätte herbeigeeilt, untersucht.

„Wer hat den Notverband angelegt?" fragt Dr. Morath.

„Der Albütz."

„Recht ordentlich gemacht! Sind angelernt?"

„Mitglied der Sanitäter in unserem Dorfe."

„Haben verständig zugegriffen. Was ist mit Ihrem linken Arm? Verletzt?"

„Im Felde gleich nach Kriegsbeginn Schuß abbekommen, Herr Doktor. Etwas steif geblieben."

Arzt und Gerichtsvorsitzender beraten.

„Beide Fälle dürften wenig bedenklich sein. Die Blutung werden wir bald gestillt haben. Im übrigen mehr Nervenschock!" erklärt Dr. Morath.

„Dürfen wir hoffen, die Zeugin heute noch vernehmungsfähig zu sehen?"

„Ich glaube, nach einer ruhigen Stunde würde der Einvernahme nichts im Wege stehen. Auf Wunsch halte ich mich bereit."

Die Stadt war von der lärmenden Welle des Kriegsgewitters befreit. Einige verwundete Menschen, ein paar zerschossene Bauten zeugten von dem Überfall.

Im Gerichtssaal saß die Hauptzeugin, mit verbundenem Kopf, neben Dr. Morath.

„Wir schreiten gleich zur Einvernahme der Zeugin Müller, um sie nachher sofort entlassen zu können, ihrer Verletzungen wegen. Zeugin Müller, Sie werden unter Eid aussagen müssen. Wichtigkeit und Heiligkeit des Eides sind Ihnen bekannt?"

„Ja."

„Angeklagter, noch einmal: wollen Sie der Zeugin, der Sie heute schon anderen Beistand geleistet haben, auch die jetzige Stunde erleichtern? Zeugin Müller würde sich, wie Sie wissen, etwa schwerster Gefahr aussetzen, wenn sie uns um Sie zu schonen, die reine Wahrheit verschwiege. Sie sollen sich mehrfach, noch am Abend vor dem Brande, verdächtig geäußert haben. So auch gegenüber dem Sohne der Brandgeschädigten. Zwar liegt Musketier Fabian Riedmatter seit Monaten im Lazarett, nicht vernehmungsfähig, aber seine Mutter wie Zeugin Müller wissen von ihm Ihre Drohungen. Wollen Sie selbst gestehen?"

Des Angeklagten Blick ging vom Richtertische zur Zeugin. Die Augen trafen sich, unsichere des Mannes und gemarterte des Mädchens. Albütz fühlte die stumme Predigt Sibylles, ihr Duldertum, ihre Angst

Aus Mittenwald — Adolf Büger

vor dem nahen Zwang, ihn zu belasten. Und er hatte doch Sibylle lieb.

„Angeklagter, Sie müssen reden. Haben Sie überhaupt Verwünschungen ausgestoßen?"

Albütz nickt.

„Und bekennen sich jetzt auch schuldig zur Tat? Was hat Sie aus dem Gleichgewicht geworfen? Sie haben die Sibylle Müller von der Schulzeit her gekannt —"

„— und gern gehabt!" ringt es sich aus dem Munde des Angeklagten.

„Nun, und weiter?"

„Mehr, als sie selbst weiß, hab' ich die Sibylle gern gehabt. Immer hat sie mir zu schaffen gemacht", gesteht er stockend. „Keinem andern hab' ich sie gegönnt, keinem. Der Verstand ist mir durchgegangen."

„Sie wollen behaupten, ohne Überlegung gehandelt zu haben, als Sie an das Besitztum der Mutter Ihres vermeintlichen Nebenbuhlers Feuer legten."

Gregor Albützens Züge sind weich geworden. Nun hat er Liebe und Schuld gestanden. Der Anblick Sibylles, der zusammengesunkenen, überwältigt ihn gleich der Gewißheit langer Freiheitsstrafe.

•

Das Urteil ist gesprochen, die Verhandlung geschlossen.

Vor dem Gasthof zum Bären am Marktplatz hat Kunz Albütz sein Bauernwägelchen halten lassen, bereit, den Bruder Gregor für die arbeitsreichen Erntewochen heimzunehmen, bevor er hinter Mauern wird büßen müssen.

Beide sinnen im stillen Gaststübchen den Aufgaben naher Jahre nach, als, vom Arzthause her, Sibylle über den Markt schreitet. Da klopft Kunz, ruft, springt hinaus.

„Sibylle, du denkst doch nicht etwa daran, von der Bahnstation aus deinen stundenlangen Weg allein abzulaufen? Unmöglich für dich in deiner Verfassung. Steig' mit auf unser Fuhrwerk, wir haben das gleiche Ziel. Was das Gericht verfügen mußte, ist gesagt. Was geschehen wird, wenn Gregor später, nach seiner Strafzeit, abermals bei uns im Dorfe einkehrt, wer will das prophezeien! Er hat sich schwer vergangen, hat seine Strafe weg. Komm mit uns heim!"

Sibylle, bewegt, bleibt stumm.

„Ja, was! Trink einen Schluck mit uns, steig nachher mit uns auf."

Sibylle zögert noch.

„Schon deiner Verwundung wegen solltest du ungefährdet heimkommen, unsern Beistand in der Nähe behalten. Können wir uns später im Dorfe dauernd ausweichen? Unmöglich!"

„Der Verurteilte, und die Zeugin daneben!" wendet sie ein.

„Gregor weiß, was Eidespflicht ist", nimmt Kunz einen neuen Anlauf. „Fahr' mit, Sibylle!" — —

In der Dämmerung ziehen die Rosse den Wagen mit drei Menschen aus der überfallenen Stadt, durch stille Sommernacht trotten sie. Am fernen Himmel huscht Lichtschein, schwindet, taucht neu auf in regellosem Spiel. Vielleicht kühlt sich irgendwo gelassen das Wetter; vielleicht flackt der Widerschein des Kriegs am gestirnten Zauberreiche.

Durch Farnkraut und Erika mühen sich die Gäule im lauen Dunkel, durch Tannen und Fichten, vorüber an Wiesengrund, wo Leuchtkäfer suchen, glühende Männchen über dem Grunde schweben, auf dem Gespielinnen, ruhend, ihr Lämpchen entzündet haben.

Wieder, wie vor dem Brande, als Sibylle wohltuend neben Fabian gesessen, weilt heute reiches Gefühl neben Trost verlangendem Blute. Das frauliche warme, nachsichtige Herz ist verhalten umworben, fühlt sich aufs neue in dornigem Gestrüpp, ohne noch hellen Ausweg zu entdecken.

Schwebendes Feuer im Wiesengrunde, wieviel Welten mit Scheiterhaufen und Balsam liegen zwischen dir und bestürmter Seele!

Schwestern — Julius Hüther

DER STACHEL

VON OTTO VIOLAN

Sieben volle Wochen war es dem alten Craiks schlecht, ganz erbärmlich schlecht gegangen. Etwas Tee, hie und da ein Stück Biskuit, das man in Wein oder Milch tauchte, Kompott und dünngehackter Schinken — das war alles, was sein elender Magen noch vertrug. Hustend, röchelnd und spuckend hatte er seine Tage im Lehnstuhl verbracht oder er war, unheimlich still, im Bett gelegen und hatte regungslos aus halb verglasten Augen zur Decke aufgestarrt.

Dann war die Krisis gekommen.

Craiks hatte im Fieber polternde Auseinandersetzungen mit den Metteuren und Setzern. Im Geiste war er durch die Räume der Druckerei geschritten, die er einmal besessen und nun schon längst seinem Sohne übergeben hatte. Und wie vor gut zwanzig Jahren, so brachte ihn auch in seinen Fieberphantasien jetzt jeder falsche Einzug und jeder kleinste Fehler im Titelsatz zum Toben.

Craiks hatte die Krise überstanden und nun saß er wieder, noch ein wenig schmal und eingesunken, in seinem breiten, gepolsterten Korbsessel, ließ sich die Sonne auf den Rücken scheinen und sah blinzelnd nach seinem Enkel, der neben ihm im Grase hockte und aus Wasser, Lehm und kleinen Steinen allerhand seltsame Figuren formte.

„Hm — was soll denn das sein, Jack?" erkundigte er sich bei dem Knaben und betrachtete einen braunen Klumpen, der nur sehr annähernd einen Menschen darstellte.

Jack blickte gekränkt und verwundert auf: „Aber Opapa — das bist doch du!"

Der alte Craiks lächelte. „Du irrst dich, Jack! So wohlgenährt habe ich früher ausgesehen. — Außerdem hast du die Nase zu schmal gemacht. Du mußt einen größeren Kiesel nehmen!"

Im Garten wurden Schritte laut. Schon von weitem hörte man James Potts rasselnden Atem. Keuchend schob er sich auf dem gekiesten Weg vorwärts und machte endlich mit einem Seufzer neben Craiks Stuhl halt. Pott, der um acht Jahre jünger war, zählte immerhin einundsiebzig und das Gehen fiel ihm schon schwer. Er ließ sich nun neben seinem Freund nieder und sah ihm eine Zeitlang schweigend ins Gesicht.

„War eine verdammt böse Geschichte — wie, Bill?"

Craiks nickte.

„Na, jetzt geht es dir aber Gottseidank wieder besser?"

„Gottseidank", wiederholte Craiks. Er blinzelte Pott an. Sie hetzen mir Pott, diesen Fuchs, an den Leib, um mich auszuholen, dachte er. Und er rüstete sich innerlich zum Widerstand.

James Pott, der Fuchs, räusperte sich die Kehle frei. „Jetzt heißt es aber dazusehen, Bill! Keinen Wisky mit Soda mehr ... und keine Zigarren!"

„Das will ich mir auch abgewöhnen", entgegnete Craiks. Er begriff die Genugtung, die James, der Jüngere, darüber empfinden mußte, daß ihm der Arzt nun diese Dinge verboten hatte, die sich Pott schon seit vielen Jahren versagen mußte.

Eine Zeitlang sprachen sie vom Wetter und von Jack, der neben ihnen weiterspielte, und dann steuerte Pott, aller weiteren Umschweife müde, direkt auf sein Ziel los.

„Hör mich an, Bill", begann er. „Du hast eine ungewöhnlich zähe Natur und bist viel gesünder als ich. Trotzdem kann es auch dich einmal treffen ..."

„Ich bin auf alles gefaßt, James", gab ihm Craiks zurück und dehnte sich behaglich in der Sonne.

Die Sache, die Pott übernommen hatte, schien doch schwerer zu sein, als er anfänglich dachte. Er kratzte sich wiederholt hinterm Ohr und schwieg geraume Zeit. Dann nahm er sich noch einmal einen Anlauf. „Dein Glück, Bill", sagte er, „kann sich doch nicht daran erschöpfen, daß du hier in der Sonne sitzt und Jack beim Spielen zusiehst."

„Doch", hielt ihm Craiks entgegen. „Mehr als das darf sich ein Mensch, der so alt ist wie ich, vom Leben nicht erhoffen!"

„Denk an deinen Sohn, Bill!" mahnte Pott.

„John geht es gut. Er hat die Zeitung und die Druckerei", „wehrte Craiks ab. Er verdient mehr als er braucht. Er hat eine tüchtige Frau und gesunde Kinder. Was will er noch?"

„Aber Bill — er möchte doch seinen Betrieb vergrößern!"

„Wenn er genug Geld hat, kann er es ja tun. Ich habe nichts dagegen!"

„Dagegen! — Du verstehst mich doch, Bill! Er hat eben nicht die Mittel!"

„Dann soll er warten."

„Ja, gewiß ... — Aber wenn du ihm mit ein paar hundert Pfund unter die Arme greifen würdest, ginge alles viel schneller!"

„Ich?" entrüstete sich Craiks. „Ich habe keinen roten Cent im Vermögen."

James Pott lächelte. Süß-sauer und ein wenig verschmitzt, wie man es alten, verschrullten Leuten gegenüber zu tun pflegt. „Du — und kein Vermögen? — Aber Bill, es sind doch siebentausend Pfund Sterling da!"

„Woher weißt du das?"

„Dein Sohn hat es mir gesagt. — Sieh mal, Bill: ob du ihm die nun testamentarisch hinterläßt oder sie ihm noch bei Lebzeiten gibst, kommt doch auf dasselbe hinaus. Und im übrigen hast du noch die Freude, ihn glücklich zu sehen."

„Unsinn!" schnitt ihm Craiks das Wort ab. „Ich wiederhole dir, James: ich habe keinen Knopf im Vermögen."

Nun wurde der andere unsicher. Fassungslos starrte er seinen Freund an. „Als du John die Zeitung übergabst, war das Geld doch noch da? — Du kannst es doch nicht ...?"

Craiks machte die Augen ganz klein. Um seinen Mund spielten hundert winzige Falten. „Wenn ich die siebentausend Pfund noch hätte, James, und sie John geben würde, weißt du, was er täte?" sagte er.

„Er würde zwei neue Maschinen einstellen, eine größere Auflage herausbringen und bessere Mitarbeiter suchen", erklärte sein Freund.

„Nein, James! — Er würde sein Konkurrenzblatt, die ‚Chronicle', aufkaufen, die mit jeder Nachricht um einen halben Tag früher herauskommt und ihm das Leben sauer macht. Und dann würde er sich auf die faule Haut legen."

„John arbeitet wie ein Tier, von früh bis spät in die Nacht", widersprach ihm der andere.

„Wenn er m u ß!"

„Wie kannst du so etwas sagen?"

„Weil ich ihn besser kenne als du! — John würde sich das Leben leicht, sehr leicht machen. Aber die ‚Chronicle' sitzt ihm wie ein Dorn im Fleisch. Wenn er, neben seiner Faulheit, nicht auch meinen Ehrgeiz hätte, hätte er den Kampf wahrscheinlich schon längst aufgegeben. Er kann die ‚Chronicle' unterkriegen, glaub' mir, James, ohne daß ich ihm einen Cent dazu gebe, wenn er nur will. Und er s o l l diesen Kampf führen, hörst du! Solange sich die beiden Zeitungen in den Haaren liegen, bleibt John jung. Kampf erhält den Geist frisch. Wenn John die Konkurrenz los ist, versauert er. John soll arbeiten, und deshalb ..."

Der alte Craiks verstummte plötzlich.

James Pott hatte die lange Rede seines Freundes angehört, ohne ihn mit einer Silbe zu unterbrechen. Er billigte, als alter Staatsbeamter, Craiks Grundsätze von der Arbeit nur zur Hälfte. Und im übrigen zerbrach er sich den Kopf darüber, wieso Craiks von den siebentausend Pfund so unvermittelt auf die ‚Chronicle' zu sprechen gekommen war.

„Ja, aber was ist denn mit dem Geld geschehen?" platzte er aus seinen Gedanken heraus.

„Die siebentausend Pfund", lächelte der alte Craiks, „habe ich vor Jahren in die ‚Chronicle' gesteckt!"

„Bill!" fuhr der andere auf. „Das ist doch ... — So wahr ich hier sitze, du bist kein Gentleman. Wenn du dein Geld verspielt oder vertrunken hättest, so wäre das — in deinen Jahren — eine Dummheit gewesen. Daß du es aber deiner Konkurrenz ..."

„Reg dich nicht auf, James", unterbrach ihn Craiks. „Du wirst mir das wahrscheinlich nie verzeihen. Aber John wird es später vielleicht einsehen. Und er wird mir sogar dankbar sein, daß ich ihm diesen — Stachel seines Lebens eine Zeitlang erhalten habe."

Der Druckfehler

„Franz trat mit Frau und Schwiegermutter eine F u rienreise an."

Die drei Bummelanten

Drei Herren hatten nachts gebummelt. Auf dem Heimwege machten sie aus, jeder solle, wenn er nach Hause komme, tun, was seine Frau von ihm verlange. Wer es nicht tue, müsse am nächsten Abend ein Essen mit Champagner geben. — Als der erste des eheliche Schlafzimmer betrat, schrie seine Frau: „Recht, du Bummelant! Stoß' nur alle Vasen von der Kommode herunter!" Prompt tat er es. — Der Zweite stolperte beim Betreten des Zimmers gegen das Klavier und hieb mit seinem Spazierstock darüber. „Schlag' das Klavier doch lieber gleich mit dem Beil in Stücke!" kreischte seine Frau. Er ging in die Küche, holte das Beil und tat, wie sie gesagt hatte. — Dem Dritten trat seine Frau oben an der Treppe entgegen, als er gerade mühsam hinaufgeschlichen war, und brüllte ihn an: „Fall doch die Treppe gleich wieder hinunter und brich dir den Hals!" — „Keine Angst!" erwiderte er überlegen lachend. „Da bezahle ich lieber das Champagner-Essen!"

Pilze — Ernst Liebermann

Studie Sinterhaff

Ich heiße William Shakespeare

Von William Shakespeare

Mein ganzes Leben lang war ich die Zielscheibe von Verspottungen. Weil mein Name zufällig William Shakespeare ist, fühlt sich jeder, den ich kennen lerne, berufen, eine Bemerkung zu machen, die entweder witzig oder zurechtweisend sein soll. Ehrlich gesagt, die Zielscheibe von Witzen zu sein, stört mich lange nicht so sehr, wie der jämmerliche Mangel an neuen Einfällen bei den Witzbolden. In den letzten zwanzig Jahren ist nicht eine einzige Glosse zu meinem Namen von den abgedroschenen Redensarten abgewichen.

Ich muß bekennen, daß mir auch die Leute leid tun, die ich kennen lerne. Stellen Sie sich nur vor, jemand würde mich bei Ihnen einführen: „Darf ich meinen Freund William Shakespeare vorstellen?" Sie müssen einfach irgend etwas sagen!

Meine Belästigungen fingen an, als ich so weit war, eine Frage zu verstehen. Mein Fragesteller beugte sich gönnerhaft zu mir herunter und sagte: „Nun, kleiner Mann, du hast ja einen berühmten Namen. Bist du verwandt mit dem großen William Shakespeare?"

Später, in der Schule, ließen mich weder meine Mitschüler noch meine Lehrer jemals meinen Namen einen Augenblick lang vergessen. War ich ein wenig in einem Fach zurückgeblieben, bekam ich nicht die freundliche Aufmunterung, die den anderen Schülern zuteil ward. Gar keine Rede davon! Zu mir wurde immer gesagt: „Wer einen solchen Namen trägt, sollte sich schämen, eine solche Arbeit abzuliefern."

Nach erlangter Volljährigkeit aber begannen erst meine wirklichen Schwierigkeiten; denn unter dem täglichen Bombardement mit Banalitäten, das zu meinem Los gehört, haben mir viele Vorkommnisse größte Verlegenheit bereitet und manche haben sogar eine entscheidende Rolle dabei gespielt, nach welcher Richtung hin sich mein Lebensschicksal entwickelt hat.

Das erste Verhängnis trug sich zu, als ich als Bahnhofs-Telegraphist arbeitete. An einem Sonntag nachmittag, während ich im Dienstraum saß, erfolgte plötzlich ein heftiges Klopfen am Schalterfenster. Ich machte es auf und sah draußen eine Schullehrerin des Ortes stehen, die auf der Stelle eine Fahrkarte nach New York verlangte. Ich erklärte ihr, daß ich ihr keine Fahrkarte verkaufen könne, der zuständige Beamte komme jedoch gegen fünf Uhr vor Abgang des nächsten Zuges zurück und dann könne sie eine bekommen. Sie bekam einen Wutanfall und sagte mir, daß ihr noch nie im Leben eine solche Unhöflichkeit begegnet sei, und der Bahnvorstand würde schon das Nötige erfahren. Dann sagte sie: „Wie heißen Sie, junger Mann?" Ich fühlte die Sintflut hereinbrechen, antwortete aber trotzdem: „Ich heiße William Shakespeare."

Wie ein Höllenspuk war das, was nun folgte: Wollte ich sie zum Narren halten? Glaubte ich, ich sei witzig? Wußte die Eisenbahngesellschaft, daß sie einen Kerl angestellt hatte, der sich über die Fahrgäste lustig machte? Sie würde schon die nötigen Schritte unternehmen. Und sie tat es. Ich wurde nach zwei Wochen meines Amtes enthoben und vor ein Disziplinargericht gestellt, um den Vorfall zu erklären, was ich zur Zufriedenheit tat. Aber da die Beschwerde aus dem Vorstandsbüro gekommen war, wurde ich einer anderen Strecke zugeteilt. Jetzt konnte ich leicht lachen!

Einmal, glaube ich, wäre ich gerechtfertigt gewesen, wenn ich einen Mord begangen hätte. Meine Frau und ich waren spät abends in Buffalo angekommen und in einem der führenden Hotels' abgestiegen. Da wir überstürzt abgereist waren, hatten wir kein Gepäck mit uns außer der kleinen Handtasche meiner Frau für das Nachtzeug. Ich sagte dem Empfangschef, ich wolle ein Doppelzimmer. Er gab mir das Fremdenbuch und — Gott vergib mir! — ich trug unsere richtigen Namen ein: Herr und Frau William Shakespeare. Der Empfangschef drehte das Buch um, sah es an, sah mich und dann meine Frau an. Dann übergab er mit einem geschmeidigen, süßlichen Schmunzeln dem Hausdiener den Schlüssel. Ich ging zum Zigarrenstand, und wie ich wieder am Empfangsschalter vorüberkam, hörte ich den Empfangschef zu dem Telefonangestellten sagen: „Junge, Junge, ich habe manchen Schwerenöter gesehen, aber der da schießt doch den Vogel ab. ‚Herr und Frau Shakespeare'! Ich möchte wissen, ob er wirklich glaubt, daß er uns dumm machen kann?"

1931, als ich krank in einem Militärhospital war, trugen sich zwei Vorfälle zu, deren einen ich wohl nie werde überwinden können. Ich war unter den Patienten, die zu dem alljährlich im Weißen Haus stattfindenden Gartenfest des Präsidenten eingeladen waren. Die Veranstaltung war feierlich, die Marinekapelle und eine Reihe von Würdenträgern waren da. Ich unterhielt mich glänzend bis zu dem Augenblick, als der Präsident ankam. Wir stellten uns auf, und endlich war auch ich an der Reihe. Jeder nannte einem Major, der neben dem Präsidenten stand, seinen Namen, der seinerseits den Betreffenden Mr. Hoover vorstellte. Ich nannte dem Offizier ganz unbefangen meinen Namen und bemerkte, daß sich sein Lächeln, das bis dahin aufmunternd gewesen war, in mitleidige Bestürzung verwandelte. Er zwinkerte einem Geheimpolizisten in Zivil zu und der Mann trat näher heran. Ich wurde dem Präsidenten ordnungsgemäß vorgestellt, und dann verwandelte sich auch Mr. Hoovers Lächeln von einem der Begrüßung in eines des Mitleids. Wie ich wegtrat, hörte ich ihn zu seinem Marineattaché sagen: „Einige von diesen Fällen sind wirklich sehr traurig."

Der andere Vorfall trug sich zu, als General Hines das Krankenhaus besichtigte. Ich besuchte gerade einen Freund in der Abteilung für Nervenkranke, als der General hereinkam. In dem Augenblick legte ihm ein grobschlächtiger Mann, mit einem flackernden Blick in den Augen, die Hand auf die Schulter und fragte: „Wer sind Sie?" Der General antwortete: „Warum? Ich bin General Hines." Worauf-

hin der Grobschlächtige kicherte und sagte: „Ach was, in ein paar Wochen haben Sie das überwunden." Eine Pflegerin zog den General hinaus. Ich folgte ihnen auf den Gang und der General, der gesehen hatte, daß ich den Zwischenfall beobachtet hatte, fing ein Gespräch darüber mit mir an. Nebenher fragte er nach meinem Namen. Ich war im Begriff, ihn ihm zu nennen, als ich mich wieder an den Vorfall im Weißen Haus erinnerte. Mir blieb nichts übrig, als zu sagen: „Ach, zum Teufel damit!" und fortzugehen. Der einzig versöhnliche Zug bei diesem Vorfall war, daß die Pflegerin nach einem herzlichen Gelächter dem General die Sachlage erklärte. Ich traf ihn später und er klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Mein Sohn, ich mache Ihnen keine Vorwürfe."

Ein anderes Mal wurde ich in Washington verhaftet, weil ich einen Wagen ohne Führerschein fuhr. Auf der Polizeistation belegte mich der Wachthabende mit sämtlichen in der Strafliste vorgesehenen Strafen. Unglücklicherweise hatte ich nichts bei mir, um mich auszuweisen. Als man mich nach meinem Namen und Adresse fragte, wußte ich, daß weitere Verwicklungen daraus entstehen konnten, wenn ich zu schwindeln versuchte. Also nannte ich meinen richtigen Namen. Der Wachthabende drehte sich zu mir um und sagte: „Oh, ein Schlaukopf, was? Sie haben wohl noch nicht genügend auf dem Kerbholz und wollen noch den Spaßmacher spielen. Sie können sich gleich hier den Kopf abkühlen, bis Ihnen was Gescheiteres einfällt." Und ich kühlte meinen Kopf bis zum nächsten Morgen ab, als ich Freunde erreichen konnte.

Eines Tages stellte ich eine Fernverbindung her, um mich wegen gewisser Wertpapiere zu erkundigen. Nachdem ich sechs Minuten über die Zeit gesprochen hatte, gab ich Kaufauftrag und nannte dem Makler meinen Namen und Anschrift. Er bat mich, beides zu wiederholen, was ich tat, mit einem flehenden Gebet auf den Lippen. Der Ausbruch kam, wie ich befürchtet hatte, daß er kommen würde. „Hören Sie, mein Herr, ich habe keine Zeit für alberne Scherze, ich bin zu beschäftigt." Der Hörer wurde eingehängt und ich blieb sitzen mit 5 Dollar 50 für ein nutzlos geführtes Gespräch und absolut keiner Möglichkeit, das zu beweisen.

Ein Freund wollte mir einmal das Kapitol in Albany zeigen und mich darin herumführen. In den Aufzug, in dem wir standen, kam auch Gouverneur Smith herein. Mein Führer stellte mich Sr. Exzellenz vor. Wie er meinen Namen hörte, brach er in eines seiner herzhaften Gelächter aus und rief: „Der Witz ist gut, Jungens; kommt, nehmt eine Zigarre! Ich dachte immer, der Mann sei tot!"

Und so verläuft mein Leben — eine peinliche Lage nach der anderen, die eine lustig, die andere tief demütigend. Ich hoffe, mein eigenes fürchterliches Beispiel wird Eltern, die sich mit dem Gedanken tragen, ihre Kinder nach Unsterblichen zu benennen, als Warnung dienen. Wenn dein Name Edison ist, taufe das Kind nicht Thomas A.; ist er Nightingale, steuere vorbei an Florence; und wenn er Washington ist, nenne das Kind nur nicht George.

Was meinen eigenen Fall betrifft, so versuche ich zu lächeln, während ich tagtäglich mein Kreuz trage. Aber im Grunde meiner Seele wünsche ich herzlich, meine Eltern hätten mich Oswald getauft.

(Übertragung von Hans B. Wagenseil.)

Tantchen

„Nächstens wird man Radioapparate kaufen können, die auch Bilder übertragen", sagt Professor Technikus.

„Mit Rahmen?" fragt Tante Anna.

Immer noch etwas von den Frauen

Aphorismen von Alexander Kastner.

Eine Frau kann nur „ideal" sein, wenn man das Ideal der Ehe nicht mehr verlangt.

*

Die „Eroberin" ist immer die Frau, die — kapituliert.

*

Zeigt sich eine Frau gereizt, dann ist sie nicht mehr — reizend.

*

Wenn Frauen sich „den Mund verbrennen", tut es meist — den andern weh.

*

Fast jede Frau ist eine Enttäuschung — manchmal sogar eine angenehme.

*

An Gott und die Frauen muß man glauben; wissen kann man nichts.

*

Wer da meint zu wissen, was ein Weib denkt, wußte nicht, wie ein Weib denkt.

Gefeit

Emme, Studienrats Angestellte, war im „Faust". Frau Studienrat fragt sie, wie es ihr gefallen habe.

„Och, wissense, das is ja ganz hibsch im großen und ganzen, aber das Grädjn (Gretchen) vrschdeh ich nich. Auf einen middnem Vollbart wär ich nicht reingefallen."

Das Porträt

„Für den Betrag, den Sie von dem Maler Koller gut haben, hat er also ein Porträt von Ihnen angefertigt? Das sieht ihm ähnlich!"

„Aber leider nicht mir!"

Anfänge

„Als ich mich selbständig machte, hatte ich nichts als meine Intelligenz."

„Ja, man glaubt es nicht, aus was für kleinen Anfängen sich mancher heraufarbeitet."

F. S.

Takt-los

Hausvater: „Nun, wie gehts mit dem vierhändigspielen — meine Tochter kommt wohl leicht aus dem Takt?"

Klavierlehrer: „O nein — bis jetzt ist sie noch gar nicht drin gewesen."

F. S.

Schnaps

Gefängnisbeamter: „Jedenfalls ist es Ihre Leidenschaft für Schnaps gewesen, die Sie wieder einmal hierher gebracht hat!"

Vagabund: „Sie irren, Herr Wachtmeister! Wenn ich einen Schnaps trinken will, gehe ich ins Wirtshaus und nicht hierher!"

Skizze — Max Mayrshofer

DER BRUCKENWIRT

„Du hast kein' Grund, aber schon gar kein' auch zu mir dies z' sagen! Weils wahr isch, so a Wort nehmet i it amal ins Maul und du, du hoaßt sowas an Mitmenschen!"

„I sag was wohr isch! Und it mehr! Gar it meahr!"

Der Streit war da ... „Und wie die zwei auseinander bringen?" denkt sich der Bruckenwirt z' Auffing.

„I sag was wahr isch" sagt der eine wieder, „weil man dies sagen darf!"

„Und i sag dies isch verlogen und überhaupt dies Wort! Da drüber möcht i gar it reden!"

„Na, nachher hörts scho wieder auf auch!" sagt etz der Bruckenwirt, „weils doch kein' Wert hat, es hat's ja niemand g'hört!"

„Und wenns hundertmal niemand g'hört hat, g'sagt hat er's doch, und i? Bin i vielleicht niemand ders g'hört hat! Ha, i?"

„Von dir red't niemand" sagt wieder der Bruckenwirt.

„Von wem red't man nachher, wer isch denn da überhaupt g'moant g'wes'? I, niemand anderer als i! Ha etz tät mir der auch noch wegleugnen wer g'meint g'wesen isch!"

„Ja du ganz schöner du, bist denn du auch noch a Wirt, i bin g'meint g'wesen, aber sonst schon gar niemand als i, dies käm ja allweil no netter, zuerst meint mi der und etz, etz käm der scho' Bruckenwirt daher und saget. i, i wär gar it g'meint g'wesen ..."

„Was sagtst etz du do dazu?"

„I sag was wohr isch! Und it mehr! Gar it meahr!"

„Hast mi g'meint oder hast mi it g'meint? Weil der meinet du hätst mi gar it g'meint!"

„Verstehst Wirt, wenn mi der epas hoaßt, nachher meint der mi, mi ganz allein und überhaupts ..."

Da ist dann der Wirt schnell auf d' Seiten. Dadurch ist der Maßkrug an dem andern sein Kopf zersprungen. Der Ander ist dann übern Tisch rüber und hat an Wirt packt ... Warum bleibst denn du it stehn?" Und der erste hat dann mitgeholfen ... bis dann die Wirtin kommen ist. Da sind s' nachher aufg'standen die zwei und haben an Wirt auf Bank nauf g'legt.

Jeder hat neun Halbi g'habt, dies macht für jeden zweimarksechzehni, dies habens aufn Tisch hin g'legt — d' Wirtin hat g'rad a Wasser g'holt draußen, zum abputzen von ihrem Mann — also drum habens das Geld, grad recht, aufn Tisch g'legt und sind gangen ...

Draußen, auf der Straße, sagt der eine zum andern: „Der Bruckenwirt, ha?" Da sagt der ander zum einen: „Ha, der Bruckenwirt?" Und nebeneinander sind s' dann zum Kirchenwirt gangen, die zwei.

Einfach

„Gegen Ihre Krankheit kann ich Ihnen nichts verschreiben, die ist erblich. Mein Honorar beträgt zwanzig Mark."

„Wenn die Krankheit erblich ist, dann schicken Sie die Rechnung meinen Urgroßvater."

Tanzfigurine — Gustav Rheinen

Der Bescheid

Vor Friedrich dem Großen führte eine Dame Klage über ihren Gatten.

„Mein Mann benimmt sich für einen Edelmann skandalös", sagte sie. „Er ist tagelang außer Haus und wenn er daheim ist, behandelt er mich schlecht."

Der König, dem die Bittstellerin auf die Nerven ging, entgegnete kurz: „Madame, das geht mich nichts an!"

Nun glaubte die Frau, einen Trumpf gegen ihren Gatten auszuspielen.

„Er beschimpft auch Seine Majestät", erklärte sie.

„Meine liebe Frau", brach der Monarch das Gespräch ab, „das geht wieder Sie nichts an!" *K. L.*

DEINE KAMERA

GEHT GELD VERDIENEN

Ein zeitgemäßes Buch für jeden Fotoamateur mit 100 Adressen für den Bildabsatz. Preis 75 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Das Winterhilfswerk ist der lebendige Wille des gesamten Volkes zur Selbsthilfe und das mächtigste Bekenntnis zur Volksgemeinschaft.

Auch im 4. Winterhilfswerk wird das deutsche Volk beweisen, daß es bereit ist, für die Sicherung des Friedens und den Aufbau die größten Opfer zu bringen.

Hilgenfeldt
Reichsbeauftragter W.H.W.

I,6

Der Bücherwurm — Julius Maçon

Rom

Zwei Sachsen stehen auf der Tiberbrücke.

„Wie heißdn das da?" fragt der eine.

„Wassn?"

„Der Fluß da!"

„Das weeß'ch nich. Bei uns drheeme nennen mersch dä Bleiße." *K. M.*

Ehrlichkeit

„Es gibt heutzutage keine Ehrlichkeit mehr", seufzt Frau Schnadebiel.

„Mein Mädchen ist mit zwei Spitzendecken aus echt Brüsseler Spitze durchgegangen, die ich mit Mühe und Not über die belgische Grenze geschmuggelt hatte."

Liebe Jugend

In einem Aufsatz, in dem ein kleines Mädel sich bemüht, recht anschaulich davon zu erzählen, wie es einem Eichhörnchen zugesehen hat, das einen Kiefernzapfen zerknabberte, schreibt es den Satz:

„Es gebrauchte seine Hände wie Pfötchen." *B. W. K.*

Meteorologisches aus der Instruktionsstunde

Bei Behandlung der für den Schießdienst zu beachtenden Witterungsverhältnisse, stellt er dazwischen auch die Frage: „Schütze Müller wo ist Norden?" Und dieser, ganz auf die „Witterungsverhältnisse" eingestellt, antwortet: „Das kommt ganz auf die Witterung an, Herr Feldwebel." *B. W. K.*

Vor dem Richter

„Sie haben dem Kläger eine Ohrfeige gegeben, daß es ihm vor den Augen flimmerte! Was können Sie zu Ihrer Entschuldigung angeben?"

„Der Kläger ist Kinooperateur und daher das Flimmern vor den Augen gewöhnt, Herr Richter!"

Ähnlichkeit

„Mit dem Steuerzahlen ist es wie mit dem Sterben!"

„Wieso?"

„Na, bei den anderen kommt es einem ganz selbstverständlich vor!"

Dunkel

„An welcher Krankheit ist eigentlich Poller gestorben?"

„Das weiß ich nicht!"

„Hm — Poller war immer konsequent! Man wußte auch nie, von was er lebte!"

Schärf es auch den Kindern ein:

Abends als Letztes **Chlorodont**

BÜCHER

„Der Berg der Liebenden". Erlebnisse eines jungen Deutschen von Walter Seidl. (Verlag Julius Kittl Nachfolger, Leipzig-Berlin.)

Die Entwicklungsgeschichte eines jungen Sudetendeutschen wird in den spannendsten Phasen aufgerollt. Sie hebt an mit dem Beginn des Krieges und diese Ereignisse, vor allem der Heldentod des Vaters geben einen ernsten Hintergrund und dann die Herauskristallisierung des völkischen Gegensatzes zwischen Deutsch und Tschechisch schafft eine Basis tragischer Momente; sie klingen an in den Jahren der Schulzeit, der Militärrealschule und erweitern sich in der höheren Schule; zunächst eine typische Schulgeschichte, aber abgesehen von dem Hintergrund der hereinragenden geschichtlichen Ereignisse sind die Geschehnisse nicht nur mit feinem psychologischen Verständnis, sondern aus so viel frischer Freude geschildert, daß man mit gespanntem Interesse den Werdegang des jungen Studenten in der französischen Grenzstadt Grenoble verfolgt.

Hier weiß der Autor den latenten Gegensatz zwischen französischem und deutschem Wesen so unauffällig in die Geschichte einer Liebe zwischen Hermann, dem deutschen Studenten und Germanie, einer an modernen Ideen orientierten jungen französischen Aristokratin hineinzuverflechten. Die alltägliche und ewig neue Geschichte einer Liebe erhält so eine spannende Note von charakteristischer Prägung.

Unvergleichlich wie lebendig, wie sicher aus dem Vielerlei der internationalen Universitätsstadt mit östlichen und fernöstlichen Studententypen sich die beiden jungen Menschen herausheben, sich gegenseitig formen, sich in ihren Gegensätzen in wahrer echt menschlicher Tiefe entgegenstreben und ergänzen, sich begeistert lieben und doch am Ende Abschied nehmen müssen. Sie müssen Abschied nehmen, weil ein nach französischer Auffassung mögliches Dreiecksverhältnis ehelicher Gemeinschaft den Deutschen zu tragischer Spannung führt. Die fluchtartige Rückkehr in die noch drängenden chaotischen Verhältnisse seiner Heimat lassen diese tragische Spannung erst recht aufklaffen und der durch einen mehr konstruierten Zufall motivierte Tod des mit so großen Hoffnungen begonnenen Lebens bringt keine begründete Lösung. Der schwache Ausklang der Geschichte beeinträchtigt zwar das Ende der Lektüre dieses jungen Menschenschicksals, aber der Gesamteindruck einer bewegten durch die Nachkriegsverhältnisse bedingten Entwicklung einer neu sich orientierenden Jugend ist lebendig und tief genug, daß der Leser, vor allem die Jugend, zu den vom gleichen Verfasser erschienenen Büchern greift, weil sie in denselben nicht nur einen interessanten Unterhaltungsstoff findet, sondern tiefer gehende Anregungen in der Richtung des immer mit neuen Impulsen sich offenbarenden deutschen Idealismus, der gerade in der Bedrängung durch fremde Nationalität zu beispielhafter Größe sich emporringt.

Dr. C. Zimmermann

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

„Handschrift und Schicksal". Ein graphologischer Wegweiser von Heinrich Maria Tiede. (Falken-Verlag Erich Sieker, Berlin-Schildow.)

Seit L. Klages die wissenschaftliche Grundlage für die Handschriftkunde geschaffen, dringt das Interesse für das Studium der Handschriften immer mehr in weitere Kreise. Eine gründliche Durcharbeitung von Klages großen Werken ist jedoch dem durchschnittlich gebildeten Leser vielfach für den Anfang versagt. Erst eine richtige Orientierung über die wesentlichen Fragen der Ausdrucksgesetze und deren Anwendung bei der Deutung der Handschriften läßt falsche Vorstellungen und Voreingenommenheit überwinden und den Weg frei machen zu den schwierigen Problemen handschriftlich fundierter Charaktererkenntnis. Von den vielen Versuchen, eine derartige wegbereitende Einführung zu geben, sind nur wenige geglückt.

Eine solche erfreuliche Ausnahme bedeutet auch Karl Maria Tiedes graphologischer Wegweiser. Man fühlt sich von der Lektüre dieses Wegweisers um so mehr angesprochen, als man zuerst mit einigem Bedenken den stolzen Titel „Handschrift und Schicksal" in der negativen Richtung wahrsagender Handschriftendeutung vermutet. Aber schon das einleitende Kapitel klärt die richtigen Zusammenhänge auf, die zwischen individueller Handschrift und Schicksal bestehen. Die nachdrückliche Betonung, daß Schicksal in erster Linie das Auswirken der in der menschlichen Natur verankerten Kräfte bedeutet, zeigt, wie der Verfasser von falscher spekulativer Deutung des Schicksalsbegriffes abrückt und den Blick entschieden auf den wahren Kern der so oft verkannten Schicksalsfrage richtet. Diese Grundanschauung wird vertieft in einer nach von Klages gegebenen Darstellung über den so oft mißbrauchten Begriff vom Charakter. Ohne viel theoretischen Ballast wird an einem überzeugenden Beispiel der innere Aufbau eines typischen Charakters entwickelt und das Spiegelbild der Handschrift gegenübergestellt. Nun folgt eine übersichtliche Einführung in die eigentliche Arbeitsmethode bei der Deutung eines Schriftbildes. Die sich in Merkmalgruppen kristallisierenden Charakterzüge werden in wesentlichen Gesichtspunkten angeführt, so daß der Leser sich in die weiteren Abschnitte mit wachsendem Interesse vertieft. Das Werden der Persönlichkeit im Spiegel der Schrift lernt er so verstehen. Die Beziehung zur Umwelt, die Entwicklung seiner Bildungsbestrebungen, die Eignung für den Beruf, die leitbildnerische Einstellung auf reale oder ideale Ziele erfahren an geeigneten kurzen Schriftbeispielen ihre entsprechenden Erläuterungen.

Die informatorischen Angaben über Verbrechen und Krankheiten in der Handschrift haben mehr eine beschränkende Bedeutung. Dagegen verdient mehr Beachtung die Ausführung über die schriftbildnerische Auswirkung von Charakterzügen, die Melancholie, Pessimismus, Neigung zu Störungen des seelischen Gleichgewichtes begründen und an die Grenzgebiete der Psychopathologie führen. Anregend ist die Auffassung über Liebe in der Handschrift, die eine kurze Zusammenfassung von einer ausführlichen Schrift des Verfassers über dieses ebenso theorethisch wie praktisch wichtige Thema der Graphologie enthält.

Dieser Hinweis auf den Inhalt des graphologischen Wegweisers soll den Leser überzeugen, daß es kein anmaßendes Unterfangen ist, von Handschrift und Schicksal zu reden, sondern die Anregungen weisen, wie der Verfasser von seiner Absicht im Schlußkapitel sagt, auf die eigenen Schriftbilder hin, die am besten offenbaren, wo der Grundstock seines Wesens und wo das Gesetz im Menschen steckt, nach dem zu leben es sich allein lohnt.

Diese Absicht hat der Verfasser auch erreicht um so mehr, als er es versteht, seine Ausführungen in dem Streben nach Erkenntnis wahrer echter menschlicher Zusammenhänge an einfachem schriftbildnerischem Material zu unterstreichen und dabei ohne das gelehrte, das Verständnis eines weiten Leserkreises oft erschwerende Rüstzeug eine einfache und doch warme belebende Sprache zu führen weiß.

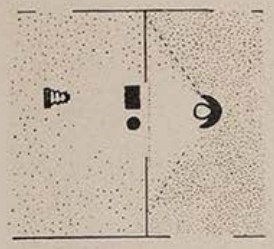
Dr. C. Zimmermann

John Habberton: „Helenes Kinderchen und anderer Leute Kinder" mit 32 Bildtafeln und einem Nachwort von Ruth Schaumann.

Das liebe alte Buch von den beiden holden Rangen Bob und Teddi, neben Mark Twains unsterblichem Tom Sawyer wohl eines der schönsten Bücher über Kinder — Philipp Reclam jun. hat es neu herausgebracht mit Bildern von Ruth Schaumann. Da kaum anzunehmen ist, daß es gebildete Menschen gibt, die dieses köstliche Buch nicht kennen, genügt es zu sagen, daß die bekannte Münchener Dichterin und Graphikerin ihren Illustrationen jenen feinen Reiz verliehen hat, der allen ihren geschriebenen und gezeichneten Werken eigen ist und der hier vielleicht, wo es sich doch eigentlich um ein paar recht handfeste Kerle handelt, fast zu ätherisch wirkt. Gleichviel, das alte Buch wird in der schönen neuen Aufmachung alle Freunde und Verehrer von Helenes Kinderchen noch einmal gewinnen und begeistern.

Avis

DIE FOTO-SEITE



Die Foto-Silhouette

Wußten Sie schon, daß man auch auf fotografischem Wege recht wirksame Silhouetten herstellen kann? Und daß dies so einfach ist, daß auch Sie solche Fotos mit der einfachsten Kamera fertigbringen?

Die Sache ist so: Wie es die Skizze zeigt, wird im Türrahmen zwischen zwei Zimmern ein weißes Tuch, etwa ein Laken, gespannt, das von dem einen Zimmer aus mit der Heimlampe angestrahlt wird. Als Heimlampenersatz kann evtl. eine Glühbirne von 100 oder 200 Watt oder auch Blitzlicht gelten.

Im anderen Zimmer stellen wir unmittelbar vor dem Laken die zu fotografierenden Gegenstände auf. Wir haben nun weiter nichts zu tun, als scharf einzustellen, eine entsprechende Blende wegen ausreichender Tiefenschärfe zu wählen und so kurz zu belichten, daß keine Grautöne auftreten können. Als Anhaltspunkt mag bei panchromatischem Material und der Nitraphot-S-Lampe für Blende 8 $^1/_{25}$ Sekunde, u. U. auch noch kürzer, gelten.

Selbstverständlich hat die Foto-Silhouette nichts mit dem Scherenschnitt zu tun. Denn wir werden schon rein äußerlich hier und da Feinheiten erfassen, die der Scherenschnitt nicht geben kann. Besondere Reize treten bei der Foto-Silhouette durch Zwischentöne auf, die wir hier und da gewissermaßen als Akzente antreffen. Man soll diese Grautöne durchaus belassen und nicht durch Retusche beseitigen. Denn sie sind in unserem Falle recht belebend, wenn sie hier und da auftreten.

Die Aufnahmen werden auf hartem Papier kopiert und vergrößert. Denn wir müssen ja darauf Wert legen, daß die schwarzen Töne satt und tief erscheinen. Zum Abschluß gibt man dem Bilde einen schwarzen Rand oder man deckt es vom Rand her im Negativ etwas ab, so daß es frei auf einer weißen Fläche steht.

Film und Foto

Im Kreise der Kino-Amateure ist häufig die Meinung vertreten, daß sein „Konkurrent", der Foto-Amateur, seine fotografische Tätigkeit in keinem Punkte mit sich vergleichen könne. Der Foto-Amateur erscheint hier vielfach als ein recht bequemer Anhänger der Fotografie, der nichts weiter tut, als daß er sein Album nach und nach mit seinen Erzeugnissen füllt. Auf der anderen Seite ist eine parallel gerichtete Meinung oft beim Foto-Amateur zu treffen, der vom Film-Amateur sagt, daß ihm die Entwicklungsanstalten der Filmfabriken eigentlich die ganze Arbeit abnähmen und er dadurch ein furchtbar einfaches Arbeiten habe. So erscheint der Kino-Amateur hier oft als „Salonfotograf", der mit raffinierten und ebenso teuren Mitteln schafft. — Wer von beiden hat nun in seiner Ansicht recht?

Antwort: Keiner!

Den keiner von beiden hat sich die Mühe gemacht, einmal nachzusehen, worin die besonderen Merkmale ihrer eigenen und der fremden fotografischen Betätigung bestehen.

Da wäre zunächst zu sagen, daß für den Foto-Amateur die Gestaltung mit Lichtwerten im Vordergrund steht. Für den Kino-Amateur wird die Gestaltung der Bewegung das Hauptmoment, wenn sie sich freilich auch auf lichtgemäße Grundlagen aufbaut. Beide Motive sind grundverschieden. Und damit allein ergibt sich bereits auch für die beiden fotografischen Darstellungsformen eine jeweils verschiedene Auffassung, Technik und Wiedergabeform. Wenn man hier tiefer sieht, wird man vor beiden Achtung haben müssen.

Die Wiedergabe der Bewegung im Film verlangt nach einem Gefühl für die Gestaltung dramatischer Zusammenhänge. Jede Bewegung ist als Dreiklang zu analysieren: die Vorbereitung oder Einführung vermittelt den Kontakt, die Verkettung verschiedener Ereignisse bringt die Problematik und steigert sie bis zum Höhepunkt, dem Lösung und Abklingen folgen. In der Verkettung liegt die Hauptaufgabe. Hier kommt es auf einen entsprechenden Filmschnitt an, auf ein richtiges Aneinanderfügen der einzelnen Szenen. Wechsel in der Perspektive, in Groß- und Totalbild, in der Beleuchtung und in der Bewegungsrichtung geben dem Ganzen schließlich seine Lebendigkeit. Das Schaffen des Film-Amateurs liegt also insbesondere im Inhaltlichen. Die Vielgestaltigkeit des Lebens will in eine immer neue Form gebracht werden.

Der Foto-Amateur aber bemüht sich um die Meisterung des Lichtes, der Gestalt und der Linie. Mit diesen drei Bausteinen bewältigt er seine Aufgaben. Das gelingt nicht durch bloßes Knipsen, sondern durch eine Erfassung unter besonderen Gesichtspunkten und durch eine sorgsame Ausarbeitung unter dem Vergrößerungsapparat neben anderen Dingen.

Der Foto-Amateur muß nach Hell-Dunkel-Verteilung werten. Denn sein Bild baut sich ja aus Helligkeiten auf. Und erst wenn mit diesen Mitteln eine geschlossene Herausarbeitung des eigentlichen Motivs gelang, geht es an die Einrichtung des Albums, wo auch wieder besondere Gesichtspunkte der Zusammenstellung einer Serie, als ein geschlossenes Ganzes zu gelten haben.

Wir wollen also jede Form aus ihren Grundlagen heraus verstehen. Erst hiernach wird eine gerechte Beurteilung möglich sein.

gi—t

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Gründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: i. V.: GEORG POSSELT; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11.
Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.A. III. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Er will nicht mehr!

Weps

Belgien: „In diesem Orchester will ich nichts mehr zu schaffen haben".

JUGEND

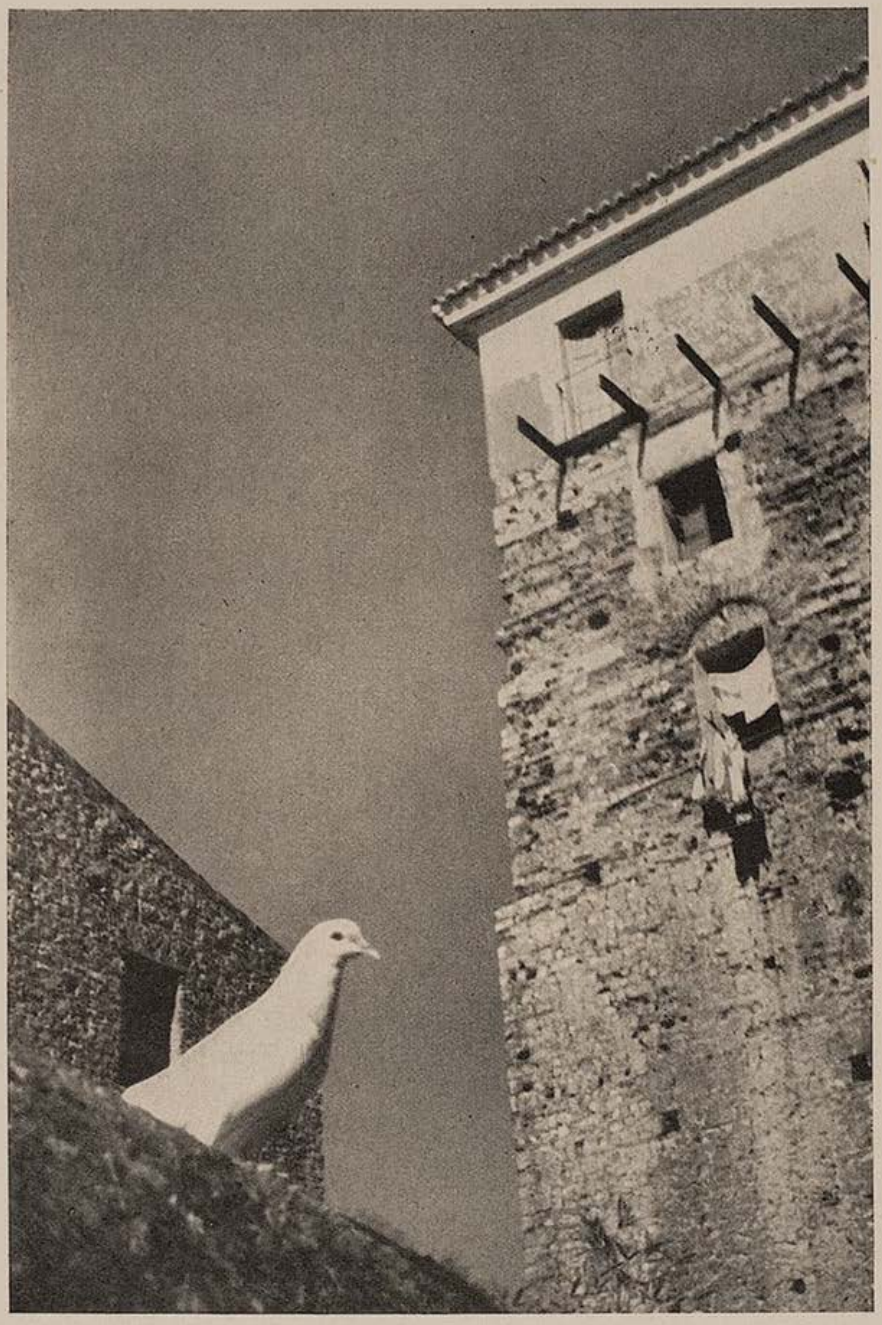
PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 48

Das histor. Tor am Dölitzer Schloß bei Leipzig

Richard Püttner

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 48



Die Taube v. Riedemann (phot.)

DAS PUPPENHAUS

VON KATHERINE MANSFIELD

Als die gute alte Mrs. Hay nach ihrem Besuch bei den Burnells wieder in die Stadt zurückgefahren war, schickte sie den Kindern ein Puppenhaus. Es war so groß, daß es der Fuhrmann zusammen mit dem Hausmeister in den Hof trug. Da stand es nun, auf zwei Kisten aufgebaut, neben der Türe zur Futterkammer. Es konnte ihm nichts passieren, denn es war Sommer. Und vielleicht würde der Geruch nach Ölfarbe weg sein, bis es hereingebracht werden mußte. Das Puppenhaus war von einem satten, öligen Spinatgrün, mit grellem Gelb verziert. Seine zwei festen kleinen Kamine, die auf dem Dach ritten, waren rot und weiß bemalt, und die Türe, die von gelbem Lack schimmerte, sah aus wie eine Scheibe Malzzucker. Vier Fenster, richtige Fenster, waren durch breite grüne Streifen in Rahmen aufgeteilt. Der Haken an der Seite hatte sich festgeklemmt. Der Hausmeister stemmte die Wand mit seinem Taschenmesser auf, die ganze Vorderseite des Hauses schwang zurück — und sieh da! mit eins und im gleichen Augenblick sah man in Wohn- und Eßzimmer, die Küche und zwei Schlafzimmer. So sollte sich jedes Haus öffnen! Wieviel aufregender, als durch einen Türspalt in eine elende kleine Diele mit Garderobeständer und zwei Regenschirmen zu lugen! Das ist's — oder nicht? —, was man von einem Haus wissen möchte, wenn man die Hand auf die Klinke legt. Vielleicht ist das die Art, wie Gott im Schutze der Nacht die Häuser auftut, wenn er mit einem Engel einen stillen Rundgang macht . . .

„Oh, oh!" Die Burnellkinder seufzten, als täte es weh. Es war zu wundervoll. Es war zu viel für sie. Sie hatten nie etwas dergleichen in ihrem Leben gesehen. Sämtliche Zimmer waren tapeziert. Es hingen Bilder an den Wänden, sogar mit den Goldrahmen auf die Tapete aufgemalt. Rote Teppiche bedeckten alle Böden, ausgenommen die Küche; rote Plüschsessel im Wohnzimmer, grüne im Eßzimmer. Tische, Betten mit richtigem Bettzeug, eine Wiege, ein Herd, eine Anrichte mit kleinen Tellern und einem großen Krug. Aber was Kezia mehr als alles entzückte, was sie begeisterte, war die Lampe. Sie stand mitten auf dem Wohnzimmertisch, eine süße kleine Alabasterlampe mit weißem Glassturz.

Sie war sogar richtig zum anzünden gefüllt, wenn man sie auch freilich nicht anzünden konnte. Aber es war etwas darin, das wie Petroleum aussah und schaukelte, wenn man es schüttelte. Die Lampe war einzig schön. Sie schien Kezia anzulächeln und zu sagen: „Hier wohne ich!" Die Lampe war lebendig.

Die Burnellkinder konnten am nächsten Morgen kaum schnell genug zur Schule kommen. Sie brannten darauf, jedem zu erzählen, zu beschreiben, kurz: mit ihrem Puppenhaus zu prahlen, ehe die Schulglocke läutete. „Ich erzähle", sagte Isabell, „denn ich bin die Älteste. Und ihr könnt dann auch reden. Aber ich erzähle zuerst." Darauf war nichts zu antworten. Lottie und Kezia kannten zu gut die Vorrechte, die sich an die Erstgeburt knüpften. „Und ich bestimme, wer zuerst kommen und es anschauen darf. Mutter hat gesagt, das darf ich."

Denn es war ausgemacht worden, daß sie, so lange das Puppenhaus im Hof stand, die Mädchen aus der Schule, jeweils zwei zugleich, herbitten dürften, um es ihnen zu zeigen. Nicht zum Tee natürlich, oder um durchs Haus zu trampeln. Sondern nur um eben still im Hof dazustehen, während Isabell die Schönheiten erklärte und Lottie und Kezia stolze Gesichter machten . . .

Die Pause kam und Isabell wurde umringt. Die Mädchen ihrer Klasse stritten sich fast, den Arm um sie zu legen, mit ihr beiseite zu gehen, sich schmeichelnd anzuschmiegen, ihre Busenfreundin zu sein. Sie hielt richtiggehend Hof unter den hohen Bäumen neben dem Spielplatz. Und die einzigen Zwei, die außerhalb des Ringes blieben, waren die Beiden, die immer abseits standen: die kleinen Kelveys.

Denn Tatsache war, daß die Schule, welche die Burnellkinder besuchten, keineswegs der Ort war, welchen ihre Eltern gewählt hätten, wenn es eine Wahl gegeben hätte. Aber es gab keine. Es war meilenweit die einzige Schule. Und die Folge war, daß sich alle Kinder der Nachbarschaft untereinander mischen mußten. Aber irgendwo mußte der Trennungsstrich gezogen werden. Er wurde bei den Kelveys gezogen. Viele der Kinder, unter ihnen die Burnells, durften nicht einmal mit ihnen sprechen. Sie gingen mit hocherhobenen Köpfen an den Kelveys vorbei, und da sie in allen Dingen des Betragens den Ton angaben, wurden die Kelveys von jedermann geschnitten. Die Kelveys waren die Töchter einer braven, hartarbeitenden Waschfrau, die tagsüber von Haus zu Haus ging. Das war schlimm genug. Aber wo war Mr. Kelvey? Niemand wußte es genau. Aber jedermann sagte, er sei im Gefängnis. Also waren sie die Töchter einer Wäscherin und eines Zuchthäuslers. Netter Umgang für anderer Leute Kinder!

Lil war ein kräftiges, untersetztes Kind mit großen Sommersprossen, das in einem Kleid zur Schule kam, das aus der grünen Sersche-Tischdecke gemacht war, die von den Burnells stammte, mit roten Samtärmeln aus Vorhängen von den Logans. Ihr Hut war der Hut einer Erwachsenen, einstmals Eigentum von Miß Lecky, dem Postfräulein. Ihre kleine Schwester, unsere Else, trug ein langes weißes Kleid, fast wie ein Nachthemd anzusehen, und ein Paar Knabenschuhe. Aber was immer unsere Else anhatte, sie hätte seltsam ausgesehen. Sie war ein kleines Hühnerbein von einem Kind, mit kurzem Haar und riesigen ernsten Augen — eine kleine weiße Eule. Sie ging durchs Leben, indem sie sich an Lil festhielt, mit einem Stück von Lils Rock in ihre Hand geklammert. Wohin Lil ging, dahin folgte unsere Else.

Jetzt trieben sie sich dort in der Ecke herum; man konnte ihnen nicht verbieten, zuzuhören. Als die anderen kleinen Mädchen sich nach ihnen umdrehten und kicherten, verzog Lil, wie gewöhnlich, ihr Gesicht zu einem törichten, verlegenen Lächeln; aber unsere Else schaute nur. Und Isabells Stimme, ganz erfüllt von Stolz, fuhr fort zu erzählen. Als sie fertig war, fiel Kezia ein: „Du hast die Lampe vergessen, Isabell!"

„Oh richtig, ja", sagte Isabell, „und außerdem ist ein winzige kleine Lampe da, ganz aus gelbem Glas, mit einem weißen Sturz, die auf dem Wohnzimmertisch steht. Man könnte sie nicht von einer richtigen Lampe unterscheiden."

„Die Lampe ist das Schönste von allem", rief Kezia. Sie fand, Isabell mache nicht halbwegs genug von der kleinen Lampe her. Aber niemand achtete darauf. Isabell wählte die Beiden aus, welche diesen Nachmittag mit ihnen kommen und sie ansehen sollten. Sie wählte Emmie Cole und Lena Logan. Aber als die anderen erfuhren, daß sie alle daran kommen würden, konnten sie nicht nett genug zu ihr sein. Eine nach der anderen legte den Arm um Isabells Hüfte und ging mit ihr fort: „Isabell ist m e i n e Freundin!"

Die Tage verstrichen, und da immer mehr Kinder das Puppenhaus sahen, verbreitete sich sein Ruhm. Es wurde der einzige Gesprächsstoff, eine Besessenheit. „Hast du das Puppenhaus von den Burnells schon gesehen? Ist er nicht süß?" — „Hast du es noch nicht gesehen? Oh, ich sage dir! . . ."

„Mutter", sagte Kezia, „darf ich nicht nur ein einziges Mal die Kelveys herbitten?"

„Natürlich nicht, Kezia."

„Aber warum nicht?"

„Weil du nicht fragen sollst. Du weißt recht gut, warum nicht."

Zuletzt hatte es jedermann gesehen, außer ihnen. Am Nachmittag hatten die Burnells Besuch. Isabell und Lottie, die es mochten, wenn Besuch da war, gingen hinauf, um ihre Schürzchen abzubinden. Aber Kezia trieb sich unten umher. Niemand war da; sie begann auf den großen weißen Torflügeln des Hofes hin und her zu schwingen. Wie sie jetzt die Straße hinuntersah, sah sie zwei kleine helle Flecke. Sie wurden größer, kamen auf sie zu. Es waren die Kelveys. Kezia hörte zu schaukeln auf. Sie schlüpfte von dem Gitter herunter, als wolle sie davonlaufen. Dann zögerte sie. Die Kelveys kamen näher und neben

Abend auf der Heuberg-Alm **W. Hely**

ihnen schritten ihre Schatten, lang über die ganze Straße gezogen, mit den Köpfen im Randstein. Kezia kletterte wieder auf das Gitter zurück. Sie hatte einen Entschluß gefaßt. Sie schwang sich hinaus.

„Hallo!" sagte sie zu den vorbeigehenden Kelveys. Sie waren so erstaunt, daß sie stehen blieben. Lil lächelte ihr törichtes Lächeln. Unsere Else machte große Augen. „Ihr könnt kommen und unser Puppenhaus ansehen, wenn ihr wollt", sagte Kezia und ließ eine Fußspitze über den Boden schleifen. Aber Lil wurde rot und schüttelte rasch den Kopf. „Warum nicht?" fragte Kezia.

Lil schluckte, dann sagte sie: „Deine Mamma hat unserer Mamma gesagt, du dürftest nicht mit uns sprechen."

„Oh, das..." sagte Kezia. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte. „Das macht nichts. Ihr könnt trotzdem kommen und es anschauen. Los, kommt. Niemand schaut her."

Aber Lil schüttelte den Kopf nur um so fester.

„Möchtet ihr nicht?" fragte Kezia.

Plötzlich war ein Zupfen, ein Zerren an Lils Rock zu spüren. Sie wandte sich um. Unsere Else schaute sie mit großen, flehenden Augen an. Lil runzelte die Stirne; sie wollte weiter. Einen Augenblick lang sah sie unsere Else sehr zweifelnd an. Aber dann zupfte unsere Else wieder am Rock. Lil machte einen Schritt vorwärts. Kezia führte. Wie zwei kleine Streunkatzen folgten sie ihr über den Hof dahin, wo das Puppenhaus stand.

„Da ist es", sagte Kezia. Eine Pause trat ein. Lil atmete hörbar, fast röchelnd; unsere Else war still wie Stein. „Ich will es für euch aufmachen", sagte Kezia freundlich. Sie hob den Haken hoch und sie lugten hinein. „Hier ist das Wohnzimmer und hier das Eßzimmer, und das hier ist..."

„Kezia!" Oh, wie sie zusammenschraken!

„Kezia!" Es war Tante Beryls Stimme. Sie wandten sich um. An der Hintertüre stand Tante Beryl und starrte, als könne sie nicht glauben, was sie sah. „Wie kannst du dich unterstehen, die kleinen Keveys in den Hof hereinzuführen?" sagte ihre kalte, wütende Stimme. „Du weißt so gut wie ich, daß du nicht mit ihnen sprechen darfst. Fort mit euch, Kinder, augenblicklich fort. Und kommt mir nicht wieder her!" sagte Tante Beryl. Sie trat in den Hof und scheuchte sie hinaus, als wären sie Hühner.

„Weg mit euch, sofort!" rief sie ihnen kalt und stolz zu.

Das brauchte man ihnen nicht zweimal zu sagen. Brennend vor Scham, in sich gekehrt, Lil mit schleppendem Gang wie ihre Mutter, unsere Else entsetzt, schlichen sie über den großen Hof und zwängten sich durch das weiße Tor.

„Ungezogenes, unfolgsames kleines Mädchen!" sagte Tante Beryl bitter zu Kezia und warf die Puppenhaustüre zu.

Als die Keveys reichlich außer Sichtweite der Burnells waren, setzten sie sich auf ein Entwässerungsrohr am Rand der Straße hin, um zu rasten. Lils Wangen brannten noch; sie nahm den Hut des Postfräuleins ab und legte ihn auf ihre Kniee. Träumerisch schauten sie über die gemähte Wiese nach der Einzäunung hinüber, wo Logans Kühe standen und warteten, gemolken zu werden. Was waren ihre Gedanken? Jetzt rutschte unsere Else näher an ihre Schwester heran. Inzwischen hatte sie die zankende Dame vergessen. Sie streckte einen Finger aus und streichelte über den Hut ihrer Schwester; sie lächelte ihr seltenes Lächeln.

„Ich habe die kleine Lampe gesehen!" sagte sie leise.

Dann waren beide wieder still.

(Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Hans B. Wagenseil.)

Zwischendurch

Irgendwo ist immerzu Krawall,
immer gibt es Sonnenschein und Bomben,
Kirchenlieder, Flüche, Donnerhall,
Schenken, Gräber, Wein und Katakomben.
Zwischendurch in jener kargen Zeit,
die du leben darfst und mußt mit Kuß und Grausen,
platzt ein Stern,
ein Kind, ein Engel schreit,
Flöten trillern und Kometen sausen.
Viele Worte polstern dein Gehör,
sind mit Teufeln und mit Gott im Bunde,
manches wiegt wie eine Welt so schwer,
andre wieder streifen kaum die Stunde.
Immer brüllt ein Jemand laut und wild,
sagt dir ein und reißt an deinem Herzen;
Jeder weiß wo ein Marienbild,
das er pflegt mit Blumen, Rauch und Kerzen.
Jeder liebt und jeder sucht den Pfad,
sucht die Straße, leidet, zeugt und tötet,
wenn es sein muß — bis der Morgen naht,
den die Ewigkeit verheißend rötet.

Arnold Weiß-Rüthel

Die Droschke — Gunter Böhmer

Bahnstrecke bei Edling — Wolf Panizza

Roman einer Tasse Kaffee

Von Ernst Hoferichter

In der Unteren Sakristeigasse einer süddeutschen Kleinstadt steigt aus dem Kellergitter des Kolonialwarengeschäftes Alois Borngräber sel. Erben jeden Freitag nachmittag zwischen vier und sechs Uhr ein kleiner und kostenloser Genuß.

Hausfrauen schlendern auf Riechweite die Länge des Ladens ab und spreizen die Nasenflügel. Unten wird ein Sack Kaffee „Echt Santos" frisch geröstet ... Und wenn er oben viertelpfundweise verkauft wird, dringt Wärme und Duft noch durch die Tüte und teilt sich in den Markttaschen auch dem Büschel Suppengrün, der Erbswurst und dem Hasenragout mit ...

„... ist wieder um zehn Pfennig teuerer geworden ..."

„... aber wenn man die Hälfte Malz nimmt, dann wird die Tasse billiger ..."

„... und wir trinken nur Sonntags Bohnenkaffee ..."

Eine Tüte ist gerissen, einige Bohnen fallen aufs nasse Pflaster. Und die Frau, die nur Sonntags Kaffee kochen kann, geht der lädierten Tüte wie im Märchen nach — und kann jetzt auch noch am Montag eine Tasse „Echt Santos" trinken — — —

Vom Kellergitter Alois Borngräber sel. Erben aus haben die Kaffeebohnen auf ihrer Reise imaginäre Linien und Bogen über den Globus gezogen, die rückwärtslaufend nach sechstausend Seemeilen in die Hafeneinfahrt von Santos abbiegen.

Inmitten der Fahrrinne liegt das Wrack eines Frachtdampfers. „Von Reise zu Reise sackt er tiefer ab", stellt der Kapitän einer La Plata-Linie fest, der alle acht Wochen an dieser Leiche vorbeisteuert. Im Bauch des Schiffes waren viele tausend Zentner Kaffee geladen, hunderttausend Sträucher sonnten sich umsonst auf den Plantagen im Innern Brasiliens — Millionen Tassen können nicht gefüllt werden ...

„... und vielleicht deshalb ist der Kaffee teuerer geworden", würde in falscher Richtung die Frau denken, die vom nassen Pflaster die Bohnen einsammelt. Schwarzgrün treten auf der Steuerbordseite die Hügel vor. An einer vorteilhaften Stelle ist der Urwald ausrasiert. Und grotesk und überlebensgroß schauen die Buchstaben einer Zigarettenreklame, von Wildnis umrahmt, auf das Promenadedeck unseres Schiffes herab.

Aus dem Dampf des Morgens heben Frachtdampfer aus fünf Erdteilen ihre Masten und Schlote. Endlos wie Alleen strecken sich die Lagerschuppen. Unter den Dächern ziehen sich die Eisengerüste des Laufenden Bandes hin, auf dem Sack um Sack, wie eine Perlenkette ohne Ende, auf die Schiffe rollt und den Kaffeeträgern das tägliche Brot — Brocken um Brocken — wegnimmt.

Ich versuche zu errechnen, wieviel pro Stunde, Tag und Jahr — — — aber wenn am Quai von Santos der beste Freund wartet, tritt aller Kaffee zurück, die Säcke rollen in die

Waldrand — Wolf Panizza

leere Luft — sind nicht mehr da. Schuppen, Krahne und Laufendes Band sinken zu billiger Umrahmung herab, in deren Mitte das Gesicht des Schulfreundes ersehnt wird. Die Bänke des gemeinsamen Klassenzimmers schwimmen mir über den Ozean nach. Im Tintenfaß sitzt noch das krampfhaft verhaltene Lachen der Geographiestunde, in der Südamerika leinwandaufgezogen über dem Spucknapf hing. Und wo der Professor bei allen Städtenamen auf „tsch" mit der Zunge anstieß.

Eine Sekunde lang wird dieser Studienrat von mir auf die Kommandobrücke gedacht, er muß „Belutschistan" über den Hafen von Santos sprechen, damit diese Stunde wieder handgreiflich werden kann. Und der Sprachfehler überschlägt nach rückwärts fünfzehn Jahre — und der Freund mit dem altbayerischen Namen „Wirthensohn" winkt wie einer, der vor Freude ersaufen muß. Wenn ich seinen Namen in dieser Umwelt rufe, klingt es, als würde ein verirrter Maßkrug gegen die Quaimauer geschwemmt, wobei man im Klappern des Zinndeckels noch ein Heimweh heraus hört.

„... wieviel Kilo enthält ein Sack Kaffee?" ist meine zweite Frage, weil Hitze und Wiedersehn mein Gehirn unter Überdruck setzen.

„... fünfzehn Jahre — und das ist viel ..." antwortet der Freund aus der gleichen Betäubung heraus.

„... so daß es ein Mann gerade noch tragen kann ..." rede ich an ihm vorbei, gerade auf die Säcke zu.

Karren, mit zwei — vier — und fünf Maultieren bespannt, hopsen mühsam Berge von Bohnen vor die Schuppen. Am Markt werden Bananen abgeladen, und das Stück kostet kaum einen Pfennig. Um den Platz liegen die abgefallenen Früchte zahllos, wie im deutschen Herbst das Laub, als nutzloser Kehricht im Staub.

Ich halte sinnlos einen kleinen Zettel in der Hand, den mir bei der Ankunft jemand zwischen die Finger drückte, „... Die Gepäckträger geben hier Visitenkarten ab ..."

Am Eingang eines Speisehauses erscheint ein vornehmer Herr, schreit ins Lokal — und verschwindet wieder. „... ist wieder eine Revolution ausgebrochen ...?" fahre ich erregt in die Höhe.

„... der lauft von Haus zu Haus und schreit den Namen einer neuen Zigarettenmarke aus!" Über diese Umgehung der Inseratenwege puste ich vor mich hin. „... lach nicht so laut ... ich gefährde sonst meine Stellung ..." korrigiert mich der Freund. „Hier schädigt man seinen guten Ruf, wenn man in Lokalen und auf der Straße schallend hinauslacht ..." Wir sind in Südamerika und die Geographiestunde war doch schöner ...

Das Essen ist kalt und ranzig. Ich will Krach schlagen „... Um Gottes willen, nur

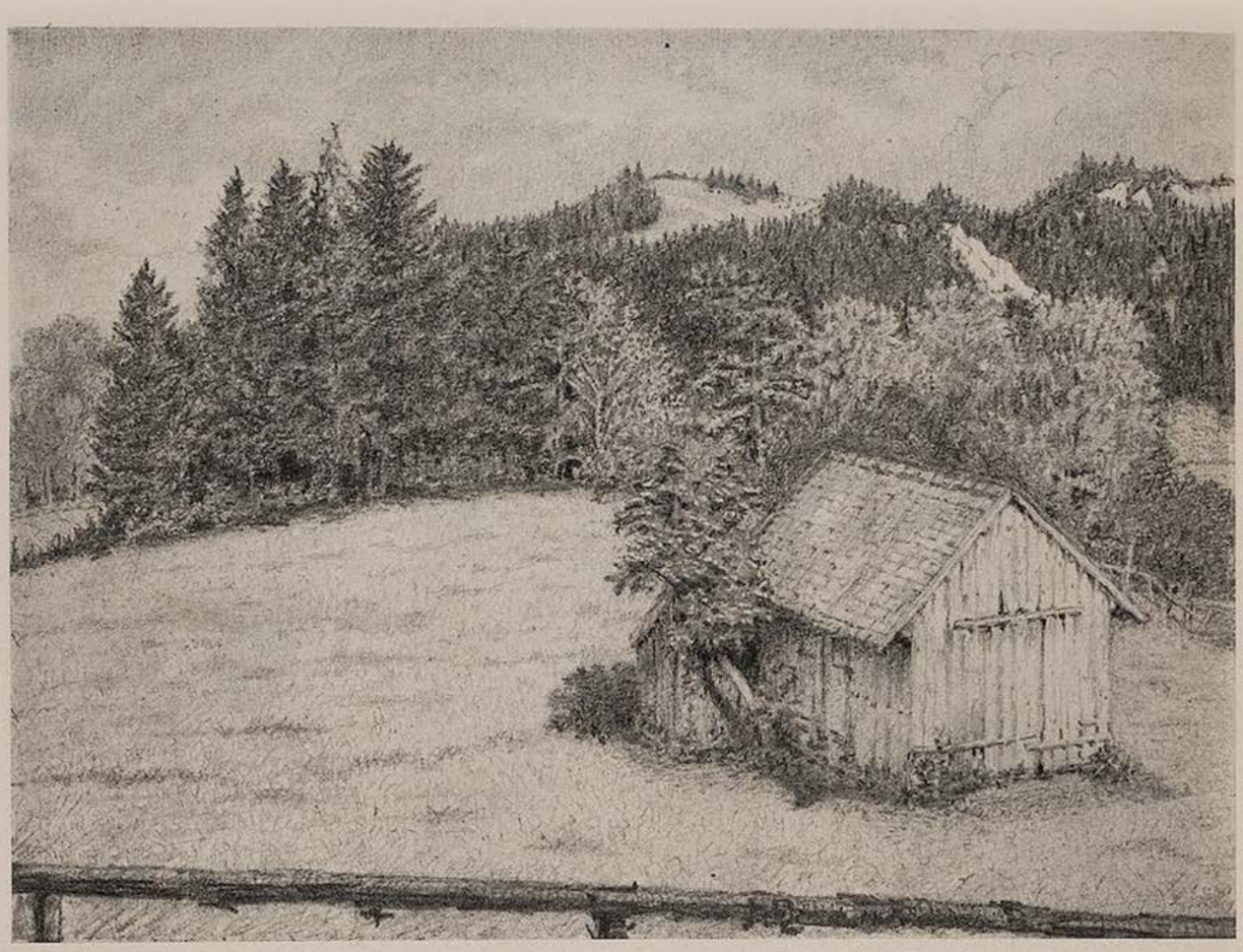
Mostschenke im Wald

Von Rudolf Kreutzer

Die Eulen rufen im Wald.
Wir sitzen in sternloser Nacht.
Der Wind im Gezweige erwacht
Im Laub unser Lachen verhallt.

Der Most in den Fässern gärt,
Der die Jugend birgt und die Trunkenheit.
Bald ist er still und es kommt die Zeit
Da lächelt er golden geklärt.

Bald sind wir still und es kommt die Zeit
Da lächeln auch wir und die Glut
Vergangener Sommer reift süß uns im Blut
Und schmerzlos das Glück und das Leid.



Waldwiese — Blumenröther

keinen Wortwechsel oder gar Beleidigungen ...! Der Wirt schießt sofort ..."

Beim Zahlen hebt der Ober die Schürze hoch, und ich sehe den langen Nickellauf eines Revolvers herunterhängen. „... der ist ja auch bewaffnet ...?" „... und schießt auch mit, wenn er gekränkt wird ..." Das wäre eine Welt für meine Freundin Franzi, die in München auf Caféhaustischen bauchtanzt, mit den Absätzen auf die Marmorplatten trommelt und dem Wirt das Geschirr auf den Kopf wirft — — —!

Über dem Innern der Stadt thront der Mont Serrat. Vor einigen Jahren rutschte ein Stück des Berges ab und verschüttete viele Menschen. Und die wohlerzogenen Bürger von Santos sagten: „... weil die Mädchen begannen, ärmellose Kleider zu tragen, geschah dies Unglück ...!"

Von der Höhe herab übersehe ich das Meer der Sümpfe, aus denen vor Jahren das Gelbe Fieber geboren wurde. In wenigen Tagen starben ganze Schiffe aus, und die Mannschaften weigerten sich, diesen Hafen anzulaufen.

Heute wurden im Hafen von Santos, wurden in diesem Hafen hunderttausend Sack Kaffee — Sorte Ia — in Brand gesteckt. „... nach langen Beratungen — um den Preis zu halten", wie die Regierung sagt

„... ist wieder um zehn Pfennig teurer geworden ..." murmelt die Frau über dem Kellergitter Alois Borngräber sel. Erben aus sechstausend Seemeilen Entfernung, steht erdacht plötzlich neben mir, sieht den Kaffee brennen — und schreit wie ein Tier auf.

Brüllt in den Dampf und Qualm, weil sie alle die Tassen Bohnenkaffee, die sie nicht trinken konnte, verprasseln sieht.

Stürzt sich in den Rauch, um einige Pfund zu retten ... hier eine Handvoll und dort noch eine Handvoll ... und für die Nachbarin, die einen kranken Mann hat, noch schnell in die Schürze einen kleinen Vorrat ...!

Arbeiter müssen ihr die Bohnen wieder aus der Hand krallen, weil das Beginnen der Frau nicht im Sinne der Zerstörung liegt. Der Kaffee soll Preis bekommen und nicht durch Verschenken wertlos werden. Ansehen der Regierung und das Wohlleben des Landes hängen von diesem Kaffee ab.

Die Frau hat nicht für eine einzige Tasse Bohnen zurückhalten können, schnellt von meiner Seite wieder an ihren Platz über dem Kellergitter von Alois Borngräber sel. Erben nach Europa zurück. Und muß bis Sonntag warten — ehe sie eine Tasse Bohnenkaffee trinken kann.

Indes über dem Hafen die Sirenen der Dampfer heulen, die Sonne 42 Grad Celsius in die Schatten wirft und hunderttausend Sack brennende Kaffeebohnen ihre Rauchschwaden in den Himmel aufwerfen.

Und die Stadt liegt wie unter einer Sünde wider den Heiligen Geist zwischen beiden Feuern und glüht mit — — —.

Splitter

Kein Gebildeter weiß so viel, daß nicht der Ungebildete irgend etwas wüßte, was er nicht weiß.

*

Je unbescheidener die Menge in ihren Forderungen an einen bedeutenden Mann ist, um so mehr Bescheidenheit erwartet sie von ihm.

*

Viele gelten für faul, weil sie nicht nach materiellen Gütern trachten.

*

Jede Zeit gebiert eine andere Furcht.

*

Vor einem Menschen, den man verachtet, kann man sich wohl demütigen, aber nicht erniedrigen.

Andreas Helds Wunderflasche

Von Karl Gideon Gössele

Es war früher nicht viel anders als heute: es gab gute und böse Menschen, etliche gebärdeten sich lustig und etliche traurig, einige glaubten leicht und einige schwer, die einen waren schlau, die anderen waren die Dummen. Das Gesicht der Zeiten ändert sich, ihr Wesen aber bleibt sich gleich.

Droben auf der schwäbischen Alb liegt seit fast tausend Jahren weltabgeschieden und idyllisch das Dorf Justingen. Es wurde aufgebaut von Leuten, die einen Ort der Gerechtigkeit schaffen wollten, denn justus ist die lateinische Bezeichnung für gerecht und die Endung ingen ist gleichbedeutend mit Stätte.

In diesem Ort der Gerechtigkeit ereignete sich im Jahre des Heils 1563 folgendes:

Eines Abends sprach bei dem Bauern Andreas Held, der inmitten von Justingen ein schönes Anwesen sein eigen nannte, ein fahrender Scholare vor und bat um ein Nachtlager im Heu. Obwohl der Bauer nicht viel von fahrenden Scholaren hielt, die nach seiner Meinung dem lieben Gott den Tag stahlen, anstatt im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu verdienen, brachte es Andreas Held nicht fertig, den späten Gast wieder in die Dämmerung hinauszuschicken. Er sagte das erbetene Nachtlager zu, ja er lud sogar den Fremdling ein, sich mit an den Abendbrottisch zu setzen, um den bereits Frau und Kinder, Knechte und Mägde versammelt waren. Es sollte niemand sagen können, daß Andreas Held nicht wisse, was die Christenpflicht erfordere. Der fahrende Scholare ließ sich nicht zweimal einladen. Er setzte sich mit an den Tisch, langte tüchtig in die Schüssel mit gebranntem Mus und ließ sich das Roggenbrot schmecken. Den Apfelmost aber, der ihm vorgesetzt wurde, ließ er stehen. Als er gefragt wurde, warum er das Getränk verschmähe, lachte er hochmütig auf. Er zwinkerte mit den Augen, tat geheimnisvoll und sagte:

„Warum soll ich schäbigen Most trinken, wenn ich zu jeder Zeit besten Wein haben kann?"

Und noch ehe der Bauer Worte gefunden hatte, den fahrenden Scholaren auf das Ungeziemende seines Benehmens hinzuweisen, hatte dieser eine Weinflasche aus dem Wams gezogen. Er hob sie gegen die Kienspanlampe, die über dem Tisch hing, so daß alle sehen konnten, daß sie leer sei, und hielt folgende Rede:

„Hochwerter Bauer, verehrte Bäuerin, liebe Kinder, Knechte und Mägde! Ihr denkt bestimmt, ich sei einer jener ganz gewöhnlichen und gemeinen fahrenden Scholaren, wie sie zu hunderten durchs Land ziehen. Da habt ihr euch aber schwer geirrt. Ich bin ein gelehrter Herr, der zwei Jahrzehnte lang studiert hat von den dreien, welche die Welt das Glück hat, mich zu beherbergen. Und in diesen zwei Jahrzehnten habe ich gar so manches gelernt, von denen andere keine Ahnung haben. So ist es mir auch gelungen, diese Flasche zu konstruieren. Sie sieht aus wie eine andere Flasche, aber sie ist nicht wie eine andere Flasche. Es handelt sich um eine Wunderflasche. Sie ist, wie ihr deutlich sehen könnt, leer. Wenn ich sie aber zum Fenster in die Nacht hinaushalte, dann füllt sie sich bis oben hin mit feinstem Wein. Ich sehe euren Gesichtern an, daß ihr mir nicht glaubt. Das kann ich euch nicht übelnehmen, solange ich euch den Beweis nicht erbracht habe. Diesen Beweis will ich euch aber nicht schuldig bleiben. Dann wird euch das Mißtrauen schon vergehen!"

Nachdem der fahrende Scholare also gesprochen hatte, stand er auf, öffnete das Fenster und hielt die leere Flasche hinaus. Nach

Dorfwirtshaus — Karl Wähmann

Stilleben — Adolf Büger

einer Weile setzte er sich wieder an den Tisch. Nur hatte er diesmal keine leere, sondern eine volle Flasche in der Hand. Er reichte sie den Anwesenden herum zur Kostprobe. Und siehe da: sie enthielt Rotwein von einem wunderbar milden und doch würzigen Geschmack. Als Andreas Held an der Flasche genippt hatte, schlug er sich voll Erstaunen mit den Händen auf die Schenkel und brach in den Ruf aus: „Arm und Zwirn, schmeckt des guet! Koi Wonder, daß dem mei Moscht nemme paßt!" Dann trank er die Flasche in einem Zuge leer.

Der fahrende Scholare hielt zum zweiten- und zum drittenmal die leere Flasche zum Fenster hinaus. Immer wieder brachte er sie gefüllt auf den Tisch. Nach der vierten Flasche nahm Andreas Held den „Konstruktor" der Wunderflasche beiseite und fragte ihn, für wieviel ihm die Flasche feil sei. Dieser wiegte lange den Kopf hin und her, machte ein Gesicht, das von einem gewaltigen inneren Kampfe zeugte, dann sagte er:

„Andreas Held, die Wunderflasche ist mir eigentlich nicht feil. Weil Ihr mich aber so gut aufgenommen habt, obwohl Ihr nicht wissen konntet, was für ein gelehrter Mann ich bin, will ich meinem Herzen einen Stoß geben. Für hundert Gulden sollt Ihr meine Wunderflasche haben."

Als Andreas Held diese Riesensumme nennen hörte, wurde ihm etwas schwummerig. Er besaß zwar genug Geld, denn er war ein fleißiger, strebiger und sparsamer Bauer, und die Ernten seiner Felder waren seit Jahren gesegnet. Aber von hundert Gulden sich trennen, das kam ihn doch etwas hart an. Doch dann berechnete er, wieviel Kreuzer er täglich einnehmen könnte, wenn er die Wunderflasche auch nur zehnmal des Abends zum Fenster hinaushielte. Ganz Justingen würde in Zukunft den Wein von ihm beziehen. Er erklärte sich also mit der Summe von hundert Gulden einverstanden. Als pfiffiger Bauer aber wollte er nur fünfundzwanzig Gulden anzahlen, weil er nicht mehr im Hause habe. Den Rest würde er in ein paar Tagen geben, wenn er den Zins von seinem ausgeliehenen Geld hereinbekäme. Der gelehrte Herr könne ja so lange noch im Hause bleiben und mitessen.

Der fahrende Scholare drückte die Anzahlung hinauf auf fünfzig Gulden und war sonst in allen Dingen einverstanden. Der Bauer zählte seufzend das Geld auf den Tisch und der Fremdling strich es ebenfalls seufzend ein. Dann überreichte er Andreas Held die Wunderflasche. Als der Käufer gleich darauf die Flasche zum Fenster hinausgeben wollte, wehrte der Verkäufer voll Entsetzen ab und äußerte:

„Mein lieber Freund, das dürft Ihr nicht machen. Niemals sollen zwei Personen am gleichen Abend die Flasche zum Fenster hinausheben, sonst muß die geheimnisvolle Kraft versiegen, die ich in die Flasche gebannt habe. Morgen ist auch noch ein Tag!"

Wohl oder übel mußte sich der Bauer fügen. Und weil es inzwischen spät geworden war, wies er dem Fremdling das Nachtlager an. Er hatte die Bäuerin veranlaßt, im oberen Stock des Hauses eine Kammer herzurichten und das Bett frisch zu beziehen. Der fahrende Scholare aber lehnte diese Schlafgelegenheit zwar bescheiden, aber entschieden ab. Er habe im Laufe der Jahre verlernt, im Bett zu schlafen. Wenn er ihm aber die Nachtruhe gönne, dann ließe er ihn ins Heu. So geschah es dann auch.

Bald lag auch der Bauer im Bett. Die letzten Worte, die er sprach, ehe er einschlief, waren:

„Alte, ich glaub, von morge ab send mr jeden Obed bsoffe!"

Diesem frommen Wunsch konnte aber der Himmel, der über Justingen ganz besonders gerecht waltete, nicht willfahren. Er veranlaßte den fahrenden Scholaren, um Mitternacht von seinem Lager im Heustock aufzustehen und sich nach dem nahen Wald zu schleichen. Dort traf er sich mit seinem Spießgesellen, und zwar mit eben jener geheimnisvollen Kraft, die die jeweils zum Fenster hinausgereichten leeren Flaschen gegen gleichaussehende volle umgetauscht hatte. Der eine fahrende Scholare log dem andern vor, daß er nicht fünfzig, sondern nur dreißig Gulden bekommen habe, teilte sie redlich mit ihm und fühlte sein Herz höher schlagen im Gedanken an die zwanzig Gulden, die er Schmus gemacht hatte. Dann trotteten sie selbander die ganze Nacht über weiter, um möglichst weit wegzukommen von Justingen, der Stätte der Gerechtigkeit.

Der Bauer hielt am andern Abend seine Wunderflasche zum Fenster hinaus. Nach einer Minute war die Flasche so leer wie vorher und nach einer Stunde war sie noch immer nicht voll. Am Ende tat Andreas Held der Arm so weh, daß er ihn nicht mehr bewegen konnte. Da mußte er einsehen, daß er gefoppt worden war.

Der arme Kerl hatte nicht nur den Schaden, er brauchte auch für den Spott nicht zu sorgen. Des Bauern Gesinde hatte mit dem Mundwerk nicht dicht gehalten und bald erhob sich die ganze schwäbische Alb entlang ein großes Gelächter, wenn auf Andreas Held die Rede kam. Sogar in die Geschichte ging unser Justinger Held ein. Denn noch heute sagt man in gewissen Gegenden Württembergs ein Sprichwort, wenn ein Faß im Keller länger Wein gibt, als man angenommen hatte. Und dieses Sprichwort lautet:

Das Faß gibt Wein wie Andreas Helds Wunderflasche!

Die Alpen

Von Georg Asso Peters

Ihr Berge steht unwandelbar
Und trotzt im Frühlichtschein;
Was heute ist, was gestern war,
Das wird auch morgen sein.

Und was da kommt, und was da geht,
Euch ist es nur ein Schall.
Ob Frühling durch die Bäume weht,
Ob Winterhauch am Fenster steht, —
Ihr trotzt ins All.

Die Straußen-Versteigerung

Von H. G. Wells

„Da wir gerade von Vogelpreisen reden", sagte der Tierhändler, sich an die Reisen erinnernd, „so habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie für einen gewöhnlichen Vogel Strauß fünftausend Mark bezahlt wurden. Und das noch dazu an Bord eines Ostindienfahrers, wo man doch meinen sollte, daß die Nachfrage gering sei. Aber das ganze Geheimnis war, daß einer der Vögel einen Diamanten verschluckt hatte.

Der Mann, dem der Diamant gehört hatte, war ein richtiger Stutzer, ein maskeradenhaft herausgeputzter Inder namens Mohim Padischa, mit einem riesigen Turban auf dem Kopf, und in eben diesem Turban hatte der Diamant gesteckt. Der verflixte Vogel hatte plötzlich losgepickt und das blitzende Ding verschluckt. Als dann der Beraubte ein Geschrei erhob, merkte das Tier vermutlich, daß es etwas Dummes angestellt hatte. Es lief davon und mischte sich unter seine Artgenossen, wohl um so sein Inkognito zu wahren, denn wir hatten insgesamt fünf Strauße an Bord. Die Matrosen, die dabei standen, und der Mann, der die Strauße zu warten hatte, barsten fast vor Lachen.

Ein derartiges Ereignis wird auf einem Schiff im Handumdrehen von Heck bis Bug bekannt. Jedermann sprach davon. Padischa, der in

Aus Assisi — Joseph Eberz

seine Kabine geflüchtet war, um dort seinen Jammer zu verbergen, erschien erst beim Mittagessen wieder. Er aß allein an einem Tisch mit zwei anderen Hindus zusammen und der Kapitän machte ein paar anzügliche Bemerkungen zu ihm hinüber, so daß er in possierliche Aufregung geriet. Es falle ihm gar nicht ein, die Vögel etwa zu kaufen — erklärte er heftig gestikulierend —, er wolle ganz einfach seinen Diamanten zurück. Er verlange sein Recht als britischer Untertan. Sein Diamant müsse her, daran wäre nicht zu rütteln. Wenn nötig, würde er bis zum Haus der Lords gehen!

Der Mann, der die Strauße pflegte, war einer jener Dickköpfe, die keinem Vorschlag zugängig sind. Er weigerte sich entschieden, den Vögeln irgendein Abführmittel oder sonst etwas einzugeben. Seine Anweisungen lauteten, sie so und so zu füttern und sie so und so zu behandeln; darüber hinaus wollte er von nichts wissen. Padischa hatte gewollt, der Magen solle ihnen ausgepumpt werden — ein bei Vögeln ohnedies undurchführbares Verlangen. Dieser Padischa kannte alle üblen Gesetzesschliche, wie die meisten dieser gerissenen Bengalen. Er sprach davon, ein Pfandrecht auf die Vögel zu erwirken und so weiter. Aber ein älterer Herr, der behauptete, sein Sohn sei in London Anwalt, führte dagegen an, daß alles, was ein Vogel fresse, eo ipso zu einem Bestandteil des Vogels werde. Padischas einzige Möglichkeit bestehe in einer Schadenersatzklage und selbst dann schiene es ihm wahrscheinlich, daß grobes Selbstverschulden in Frage komme. Er hätte keinerlei Recht auf einen Vogel Strauß, der ihm nicht gehörte. Das beunruhigte Padischa erheblich, zumal die meisten von uns ihre Meinung dahingehend ausdrückten, das sei der richtige Standpunkt. Es war kein Jurist an Bord, der die Sache hätte entscheiden können. Endlich — hinter Aden — schien es, als habe sich der Hindu der allgemeinen Ansicht angeschlossen. Er ging insgeheim zu dem Wärter und machte ihm ein Kaufangebot auf alle fünf Vögel.

Der Mann hatte keinerlei Vollmacht, über die Tiere zu verfügen und nichts auf Erden hätte ihn dazu bestimmen können, sie eigenmächtig zu verkaufen. Aber es schien, als hatte er Padischa erzählt, ein gewisser Eurasier namens Potter habe ihm hinten herum bereits ein Angebot gemacht und der Inder beklagte sich bei uns allen bitter über dieses unreelle Vorgehen. Aber ich glaube, die meisten von uns fanden das recht geschickt von unserem Mitreisenden, und als Potter sagte, er habe bereits von Aden aus nach London gekabelt, um die Vögel zu erwerben und erwarte in Suez Antwort, fluchte ich nicht schlecht über diese versäumte Gelegenheit. In Suez brach Padischa in Tränen aus, in echte, nasse Tränen, als Potter Besitzer der Vögel wurde. Er bot ihm sofort einen Betrag für alle fünf Tiere an, der mehr als zweihundert Prozent Aufschlag ausmachte. Aber Potter sagte, er wolle sich lieber hängen lassen, als auch nur eine Feder von ihnen hergeben. Vielmehr wolle er sie einen nach dem anderen abschlachten, um so den Diamanten zu finden. Aber später, als er sich die Sache überlegt hatte, wurde er wieder unschlüssig. Zuletzt verfiel er darauf, eine Art Versteigerung zu veranstalten und die Vögel einzeln mit einem Anfangspreis von tausend Mark an die verschiedenen Kauflustigen anzubieten. Einen davon aber, sagte er, wolle er selbst auf gut Glück behalten.

Sie müssen wissen, daß dieser Diamant sehr wertvoll war. Ein kleiner Aufkäufer, der mit Perlen handelte, hatte ihn auf vierzig- bis fünfzigtausend Mark geschätzt, als Padischa ihn ihm gezeigt hatte, so daß der Gedanke der Straußenversteigerung vielversprechend war. Nun gab es sich, daß ich mich verschiedentlich mit dem Mann, der die Wartung der Vögel besorgte, unterhalten hatte. Dabei hatte er ganz nebenher gesagt, einer der Vögel sei kränklich und habe offenbar Beschwerden. Das Tier hatte eine nahezu völlig weiße Feder im Schwanz, woran ich es sofort erkennen konnte, so daß ich, als am nächsten Tag die Versteigerung begann, Padischas tausend mit zwölfhundert überbot. Vermutlich war ich ein wenig zu sicher und hastig mit meinem Angebot auf den Vogel und ein paar von den anderen errieten, daß ich etwas wissen müsse. Jedenfalls versteifte sich auch Padischa gerade auf diesen Vogel wie ein Irrer. Zuletzt erhielt der Aufkäufer für viertausend Mark den Zuschlag. Padischa schrie zwar noch 4500, aber der Hammer wäre schon gefallen, erklärte Potter. Jedenfalls ging der Vogel in den Besitz des kleinen Aufkäufers über, der auf der Stelle ein Gewehr herholte und ihn erschoß. Padischa aber führte sich wie ein Wilder auf. Aber auch alle die anderen waren äußerst aufgeregt. Ich kann Ihnen sagen, ich war herzlich froh, als die Sektion vorüber und kein Diamant zum Vorschein gekommen war — herzlich froh! Ich wäre selbst am liebsten noch höher mit meinem Angebot gerade für diesen Vogel gegangen.

Von nun an weigerte sich Potter, mit der Versteigerung fortzufahren, ehe nicht die Bedingung angenommen worden wäre, die Handelsobjekte erst am Schluß auszuliefern. Der alte Herr, dessen Sohn Anwalt in

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllisch gelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

LEST DIE „JUGEND"

London war, sagte, er habe sich die Sache überlegt und es schiene ihm recht zweifelhaft, ob der in einem der eingesteigerten Vögel gefundene Diamant nicht dennoch an seinen ursprünglichen Eigentümer zurückgegeben werden müsse. Oder aber der Verkauf falle unter die Lotteriebestimmungen und sei somit ungesetzlich. Jedenfalls kamen wir dahin überein, die Vögel nicht mehr an Bord zu töten. Der Sache mit der Lotterie hielt Potter entgegen, er verkaufe die Strauße als Strauße und nicht als Diamantenbehältnisse. Die Vögel, die er versteigere, enthielten nach seinem besten Wissen keinen Diamanten. Vielmehr enthalte den jener eine, den er für sich selbst zurückbehalte.

Da jetzt die Chancen eins zu vier standen, kletterten die Preise beträchtlich. Sie erreichten einen Durchschnitt von gut 2000 Mark.

Bei der Ankunft in Brindisi zogen drei der Strauße mit ihren neuen Eigentümern ab, obwohl der alte Herr wetterte, das widerspreche den Zollbestimmungen. Der Hindu schien halb verrückt, als er seinen kostbaren Diamanten sozusagen hierhin und dorthin davongehen sah.

Wie das Ganze endete? Etwa eine Woche nach der Landung ging ich in London Piccadilly hinunter und wen sah ich da, Arm in Arm und offenbar in aufgeräumtester Stimmung daherkommen? Padischa und Potter! Ob einer der Vögel wirklich den Diamanten geschluckt hatte, wird ein ewiges Rätsel bleiben."

(Autorisierte Übertragung von Hans B. Wagenseil)

BÜCHER

Clarence Day: „Unser Herr Vater". Deutsch von Hans Fallada. (Rowohlt-Berlin.)

Abgesehen davon, daß es eigentlich nett wäre, wenn in einem so großen und schönen Verlag wie dem Rowohltschen mal wieder ein deutsches, soll heißen kein übersetztes Buch erscheinen würde — (so zwischenhinein, meine ich, Herr Rowohlt) — müssen wir uns über das vorliegende und aus dem Amerikanischen stammende herzhaft freuen. „Unser Herr Vater" das ist unser Aller Vater, jener uns nahestehende Herr, dem wir außer unserem Leben eine ganze Reihe kostbarer Anekdoten, Witze und Geschichten verdanken, Geschichten, die meist mit der Person des Ehrbaren in innigstem Zusammenhang stehen, weil sie ihm mit uns oder uns mit ihm passiert sind. Das ist also der „Herr Vater" schlechthin, der Herr Vater als Familienoberhaupt, als Kindskopf, als Respektsperson, als Diplomat, als Pantoffelheld, kurz als alles, was zu sein eben nur ein Vater vermag. Seit Plauen in der „Berliner Illustrierten" Woche für Woche das Verhältnis zwischen „Vater und Sohn" zu einer so heiteren und psychologisch durchaus richtigen Darstellung bringt, haben wir allesamt wieder etwas übrig für unsere Herren Erzeuger. Wer da also noch etwas ganz Besonderes dazu tun will, der lese das Buch von Clarence Day. Er wird sich manchmal schief lachen und dann mit Zärtlichkeit an seinen alten Herren denken — und das ist zweifellos eine schöne Wirkung der Literatur. Daß Hans Fallada das Buch ganz trefflich ins Deutsche hinübergedichtet hat, bedarf gar keiner Erwähnung. Weiß-Rüthel

Anton Schnack: „Zugvögel der Liebe". Roman. (Leipzig 1936, Paul List Verlag. 270 S.)

Der Name Anton Schnacks ist uns durch viele schöne Gedichte und zarte kleine Prosadichtungen längst vertraut und lieb geworden. Der erste Roman, der ihn nun ebenfalls trägt, darf darum auf besonderes Interesse rechnen. „Zugvögel der Liebe" ist ein romantischer Titel, voll Unruhe und Ungewißheit, voll fernschweifender Sehnsucht und Unbeständigkeit. „Du weißt gut, wie Vögel sind: unruhig, neugierig, sie fliegen da hin und dort hin, im Sommer nach Norden, im Winter nach Süden, sie sind lufthungrig, himmelansteigend, zur Erde sich senkend, suchend, spielerisch." Damit ist auch der Roman selbst schon gekennzeichnet, der auf einer kleinen Ostsee-Insel spielt, die zugleich eine Vogelwarte und ein Vogelschutzgebiet enthält. Der Sommergast Bertelsen verliebt sich in die Vogelwärterin Erika, die vom Mann sagt: „Wenn er nicht mit Liebe geladen ist, leuchtet er nicht." Aber das Naturkind wird von Fräulein Montherlot, dem Kind der Zivilisation, verdrängt, das seinerseits, mit Liebe geladen, unbegreiflich findet, daß Bertelsen „das Wundersamste und Süßeste, was es gäbe", nämlich die Liebe, eine „Gefahr" nennt. Viele Vögel flattern durch diese Blätter der Liebe: Lachmöwen, Halsbandregenpfeifer, Sägervögel, Sturmmöwen, Seeschwalben, Wildenten, — zuletzt macht sich ein junger Fink, namens Nils, aus dem Herzens Finnlands auf die Reise nach Süden, er fliegt aus diesem Buch hinaus ins Weite, Ungewisse ... nicht anders wie der „Held" Bertelsen, über den doch das Naturkind Erika den Sieg behalten wird. Denn: „Was ein richtiger Vogel ist, kommt wieder." W. Kunze

Nach und nach

Der alte Kaiser Franz Josef weilte anläßlich der Manöver in einem Marktflecken im niederösterreichischen Waldviertel. Nach der Huldigung der Veteranen, Feuerwehren und Schulkinder auf dem engen Hauptplatz durfte der Bürgermeister die Gemeinderäte vorstellen. Der simple Mandatar entledigte sich der Aufgabe in einziger Art. Er deutete mit der in weiße Zwirnhandschuhe gepreßten Fleischhauerhand auf Kaiser und Gemeinderat und vollzog die Vorstellung: „Herr Gemeinderat Pivonka — Seine Majestät, der Kaiser." Dann: „Herr Gemeinderat Piribauer — Seine Majestät, der Kaiser." Das ging so viermal. Dann lächelte der Kaiser und sagte kurz: „Ich glaube, jetzt kennen mich die Herren schon."

ZUR AUSWAHL 2 MODELLE

FHA Olympia

DIE SCHREIBMASCHINE FÜR JEDERMANN

wird jetzt in 2 Modellen herausgebracht, um mit der neuen Ausführung auch weitergehenden Wünschen von Zehnfingerschreibern gerecht zu werden. Beide Modelle schreiben schnell u. sauber mit mehreren Durchschlägen.

Neu!

MODELL A
Mit 22 cm Wagen, für Din A 4-Breite passend, linksseitiger Umschalttaste und Schraubenrandsteller

MODELL B
Mit 24 cm Wagen, auch für Quartformat, doppelseitiger Umschaltung und Druckrandsteller

109 50 RM. Mit Koffer RM. 8.— mehr 119 50 RM.

TEILZAHLUNG!

Beide Modelle auch gegen geringe Monatsraten. Verlangen Sie unverbindlich die Prospekte „Olympia F A" oder „Olympia F B" und „Olympia T"; letzterer informiert über das vorteilhafte Olympia-Teilzahlungssystem.

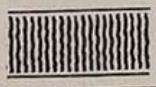
EUROPA SCHREIBMASCHINEN AG. ERFURT

An die EUROPA SCHREIBMASCHINEN A. G., ERFURT
Senden Sie mir kostenlos und unverbindlich Ihre ausführlichen Prospekte Olympia F A oder Olympia F B und Olympia T 686 J

Name: Stand:

Ort: Adresse:

Schwäche. verzeih. d. Männer heilbar. 25jähr. Erfahrung. Erfolg überraschd. Aufklär. Schrift u. Probe verschlossen geg. 24 Pf. Porto. Unverbindl. Chemiker Kaesbach. Berlin-Wilmersd. 151 Postfach 2.



Maçon

Das weiche Herz

„Die ganze Wochi' freu ich mich auf d' Jagd — und wanns nacha soweit is, erbarma mi die Viecherl a so, daß i net schießen kann!"

ANEKDOTEN

Hausmusik

Brahms musizierte einmal mit seinem Freunde, dem berühmten Wiener Gesangspädagogen Dr. Josef Gänsbacher, der wohl über eine großartige Gesangstechnik, nicht aber über besondere Stimmittel verfügte. Brahms, der ihn am Klavier zu einem Lied begleitete, spielte immer lauter, bis schließlich der Gesang seines Freundes ganz in dem Fortissimo der Begleitung unterging. Gänsbacher wurde nervös. Er brach ab und meinte ungehalten zu Brahms: „Aber Brahms, ich höre mich ja selber schon gar nicht mehr!"

„Du Glücklicher", gab ihm Brahms zur Antwort.

Der neugierige Bobby

Der Hauptdarsteller in „Lieder ohne Worte", der achtjährige Bobby Breen, wurde einmal mit seiner Mutter zu einer Jause bei Mae West geladen. Während er seine Schokolade trank, wandte er sich an die Filmschauspielerin.

„Sag, Tante West, wie alt bist du denn eigentlich?"

Mae West meinte etwas betreten: „Ach, siehst du, ich habe das Datum ganz vergessen!"

Damit gab sich der unhöfliche Bobby Breen jedoch nicht zufrieden.

„Sag mir wenigstens das Jahrhundert", bettelte er.

Christlich

In der Endperiode der Regierung Franz Josef I. häuften sich die Wohltätigkeitsarrangements. Einigen klerikalen Aristokratinnen, die unverdrossen Komitees für verschiedentliche Zwecke bildeten, attachierte sich als Kassier ein Wiener Bankfunktionär, der auf allen katholischen Veranstaltungen in den Vordergrund sich schob, wobei er durch seine alles eher denn arischen Gesichtszüge beträchtliches Aufsehen erregte. Eine anonyme aristophanische Zunge taufte ihn: „Monsignore Auspitz". Und der satirische Domherr Graf Auersperg bemerkte zu dem aufdringlichen Getue des Bankiers mit Nonchalance: „Bitt Sie! An dem Auspitz ist doch nichts christlich, als das Kreuz, das er mit seiner Frau hat."

Auf schwachen Beinen

Staatskanzler Fürst Metternich hatte den jüdischen Bankier Siena rufen lassen einer Anleihe wegen. Vorher aber machte der Staatslenker dem Geldmann Vorwürfe, weil dessen Sohn der deutschen Studentenbewegung sich angeschlossen und nach dem Berichte eines Polizeispitzels eine Mütze heimlich getragen hatte. „Ich mache Sie auf die schiefe Richtung Ihres Sohnes aufmerksam mit Nachdruck, weil sie den Staatsinteressen zuwiderläuft", sagte Metternich, „und nun verhandeln wir über das Geldprojekt." Da erwiderte Siena: „Durchlaucht! Es fällt das Projekt unter den Tisch! Ich leihe mein Geld nicht einem Staat, der sich vor mei Moritzl fürcht!"

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene

Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

mit Buchschmuck von Bold

zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat, der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts, hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München

Herrnstraße 10

Wie es gemacht wird

Wie Sie Ihre besten Aufnahmen finanziell verwerten, das zeigt Ihnen das Buch DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN, das soeben in neuer Auflage mit ca. 100 Adressen für den Bilderverkauf erschien und nur 75 Pfg. kostet. — Ein unentbehrliches Hilfsmittel werden aber auch für Sie gute Belichungstabellen sein. Unter dem Titel BELICHTE RICHTIG liegen von J. Drausinger für 60 Pfg. neue Tabellen für Tages- und Kunstlicht in einzigartiger Übersichtlichkeit vor, die ein handliches Taschenformat haben. Interessieren Sie sich aber besonders für die Fragen der richtigen Belichtung, dann lesen Sie am besten das Buch AUF DIE BELICHTUNG KOMMT ES AN von J. Drausinger, das RM. 1.10 kostet. Alle diese Schriften erhalten Sie durch jeden Foto- oder Buchhändler bzw. unmittelbar vom GERHARD ISERT VERLAG IN MAGDEBURG-SUDENBURG

4. Tausend **75 Pfg.**

Nicht im Buchhandel:

Der vorbeugende Gesundheitsdienst der Lebensversicherung

Für Vertrauensärzte und Lebensversicherungs-Fachleute

Von **Josef Mayer-Koy**
Schriftleiter in München

Als Manuskript gedruckt
portofrei **1.25** Reichsmark

Nur gegen Voreinsendung des Betrages zu beziehen durch:

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstr. 10, Postscheck-Kto. 5424 München

Na eben

Frau Breirachen hat einen Fridericus-Film gesehen.

„War ja ganz nett", meint sie, „aber ich habe mich doch gewundert, daß man als Hauptdarsteller so ein kleines, dünnes Männchen genommen hat. Es gibt doch so viele große stattliche Schauspieler!"

Der bessere Anwalt des Himmels

Dem berühmten Kanzelredner Bourdalone machte man einst das Kompliment, er sei der beste Prediger ganz Frankreichs.

„O nein", wehrte Bourdalone ab, „das ist der Kapuziner von St. Antoine! Auf seine Predigten hin haben schon Diebe die Uhren und Geldbeutel zurückgegeben, die sie bei den meinen gestohlen hatten!" *H. M.*

Bismarck und der Frankfurter Oberkellner

Von F. Silbereisen

Zu den Verhandlungen über den definitiven Frieden reiste Bismarck in Zivil nach Frankfurt am Main und stieg dort in seinem gewohnten Gasthof ab. Der Oberkellner erlaubte sich nun die Bemerkung, daß er den Fürsten im schlichten Schwarz beinahe nicht wieder erkannt hätte.

„Ja, mein Lieber", entgegnete der Reichskanzler, „das ist den Herren Franzosen nicht anders ergangen wie Ihnen: die haben uns auch erst erkannt, als wir die Uniform anhatten!"

Aus Amerika

„Gebisse für Säuglinge. Schon manche junge Mutter hat den zahnlosen Mund ihres kleinen Lieblings als störend empfunden. Tatsächlich kann man nicht leugnen, daß dieser Mangel einen gewissen Schönheitsfehler darstellt. Nun hatte Dr. Claude Wrapper die Idee, Zahnprothesen für Säuglinge und Wickelkinder herzustellen. Seitdem ein sechsmonatiges Baby bei einer in Palmbeach veranstalteten Kinderschönheitskonkurrenz mit einem Wrapperschen Gebiß den 1. Preis erhielt, kann Dr. Wrapper den vielen Bestellungen nicht mehr nachkommen. (Während des Säugens wird natürlich die winzige Zahnprothese entfernt.) Gebisse für Säuglinge sind jetzt große Mode bei den oberen Zehntausend, andere Schichten können sie sich ohnehin nicht leisten. Die Gebisse, die besonders sorgfältig, außerordentlich leicht und dabei doch sehr widerstandsfähig gearbeitet sein müssen, stellen sich nämlich vorläufig noch auf 800 Dollar. Aber man kann begreifen, daß viele Eltern die große Ausgabe nicht scheuen — gibt es etwas Schöneres, als wenn so ein süßer kleiner Fratz beim Lachen eine Reihe blitzender Zähne zeigt?" („Herald Post", Louisville, Kentucky.)

Und wie!

„Liebt Ihr Mann Sie noch?"

„Und wie! Besonders im Schlaf verrät er sich. Da sagt er mir so liebe Dinge — nur nennt er mich dabei immer versehentlich mit einem falschen Namen."

Der dunkle Punkt

„Die müßtest du heiraten. Sie hat zwar einen dunklen Punkt in ihrer Vergangenheit, aber sie besitzt 5000 Mark."

„Zu wenig. Kennst du nicht eine Frau mit ein paar mehr dunklen Punkten?"

Gentleman

„Mein Bräutigam ist ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle."

„Meiner auch. Außerdem ist er noch zehn Zentimeter länger als deiner."

Mißverständnis

Kurt: „Mutti, morgen machen wir einen Schulausflug!"

Mutter: „Wirklich?"

Kurt: „Ja, der Herr Lehrer hat gesagt, heute machen wir Schluß und morgen — — fahren wir fort!"

Beim Zahnarzt

Zu einem Zahnarzt in der Stadt kommt eine schüchterne Bauerndirne und fragt, was das Zahnziehen koste. Meint der Zahnarzt: „5 Mark und 10 Mark schmerzlos!" Nachdem der Zahn gezogen ist, greift sie zur Börse und fragt: „War das schmerzlos?"

Kindermund

Else: „Meine Eltern behandeln unser Dienstmädchen, als ob es zur Familie gehörte!"

Lotte: „Meine nicht — die müssen mit ihm sehr höflich sein!"

„Kannst du denn die Zeitung nicht lesen, wenn ich nicht zugegen bin?"
„Wann bist denn du einmal nicht zugegen?"

DIE FOTO-SEITE

Die Kunstlichtsaison ist eröffnet

Wenn der November mit seinen langen Abenden, seinen trüben Nebeltagen und seinem unfreundlichen Wetter einzieht, dann kommt besonders die Kunstlichtfotografie zu ihrem Recht. Kunstlichtaufnahmen lassen ein so ungezwungenes Basteln und Schaffen zu, daß gerade hierdurch die jetzt vor uns stehende Zeit nicht ungenützt bleiben soll.

Grundsätzlich können wir heute wegen der panchromatischen Filme mit jeder Lichtquelle fotografieren. Ein brennendes Streichholz, mit dem sich jemand die Zigarette anzündet, Kerzenlicht und gewöhnliche Glühlampen genügen vollauf, um gute und richtig durchbelichtete Aufnahmen herzustellen. Wer zu möglichst kurzen Belichtungszeiten gelangen will, mag sich eine besondere Aufnahmelampe, die Nitraphot-Lichtquelle, zulegen, die speziell fotografisch aktinische Strahlen entsendet.

Ein paar ganz unscheinbare Gegenstände aus der Küche, ein paar Gläser oder irgendwelcher Hausrat kann im Kunstlicht das schönste Motiv liefern. Wir bauen die Gegenstände auf einem hellen Untergrund oder vor einem entsprechend getönten Hintergrund auf und geben ihnen durch die Art der Beleuchtung ihr fotografisches Leben. Nicht viel tragen wir zusammen, sondern ein, zwei oder auch drei Teile genügen vollauf, um ein wirksames Motiv zu ergeben. Allzu viel würde sogar eher schaden als nützen. Denn dann entsteht ein Gewimmel, und das Licht- und Schattenspiel, das unsere Lichtquelle liefert, könnte nicht recht zur Geltung gelangen.

Je einfacher unsere Motive sind, um so besser werden sie wirken. Figuren aus Papier mit einigen Schatten vermögen ungeheuer viel zu sagen, wie das unsere „Ballett"-Aufnahme zeigt. Kunstlicht ist also eine Möglichkeit, um aus scheinbar nichts etwas recht Wirksames erstehen zu lassen.

Personenaufnahmen werden wir schlicht und einfach anfertigen. Nur keine „malerischen Hintergründe" oder anderes unnützes Beiwerk. Uns interessiert ja allein der Mensch, und jedes Drum und Dran muß notwendig ablenken.

Unser Hauptaugenmerk haben wir der Frage der Beleuchtung zuzuwenden. Im wesentlichen gibt es zwei Formen. Die mehr im Abstrakten liegende Weise betont Hell-Dunkel-Werte, bezieht sich also auf betonte Lichtgegensätze. Viel Schatten und einige markante Spitzlichter, das ist hier Prinzip. Am besten schaffen wir das mit Gegen- bis strengem Seitenlicht. Die andere Form bezieht sich auf eine Herausarbeitung des Körperlichen, der Gestalt. Musterbeispiel ist im wesentlichen das Porträt und der Mensch überhaupt, so weit er nicht Mittel für Lichteffekte wird. Hier muß mit Licht moduliert werden, und Härten sind ganz und gar nicht am Platze. Anderseits muß eine reine Beleuchtung von vorn unzweckmäßig sein, weil hier wieder das Körperliche, die Gestalt, zurücktritt. Auch hier werden wir also Seiten- und Gegenlicht verwenden, bloß zum Unterschied zur ersten Form für eine Aufhellung der Schattenpartie sorgen. Das gelingt durch Anwendung eines Reflektors oder einer Zusatzbeleuchtung. Und so wollen wir uns für die mehr körperhafte Kunstlichtfotografie merken, daß jeder Beleuchtung eine Gegenbeleuchtung zu entsprechen hat, von einigen wenigen Ausnahmefällen abgesehen.

Kunstlicht gibt keine technischen Schwierigkeiten. Denn die Lichtquellen sind ja konstant und ermöglichen daher eine stets passende Belichtungsdauer. Das befreit von gewissen Schwierigkeiten; und es bleibt eine ausschließliche Beschäftigung mit gestalterischen Fragen, die gerade das Arbeiten mit Kunstlicht so besonders reizvoll machen. Jetzt also gehört die Kamera schon gar nicht in irgendeine Ecke. Denn vor uns stehen neue Aufgaben, die heute jeder meistern kann.

gi—t

Lest die Fotowelt

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Gründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: i. V.: GEORG POSSELT; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11.
Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München.
— Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.A. III. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10, zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

JUGEND NR. 49 MÜNCHEN 1936 PREIS 60 PFENNIG

Spielendes Kind — Zumbusch

JUGEND
41. JAHRGANG 1936 / NR. 49

DIE VERSUCHUNG

Erzählung von Gert Lynch

Der Reisende, der im Gasthof „Zur guten Trifft" eingekehrt war, hatte die Illustrierte liegen gelassen. Der Wirt holte die Lesebrille hervor, setzte sich an den Fenstertisch und begann zu blättern. Mittendrin stutzte er, rückte die Brille, und hielt das Blatt vor die Nase. „Ja, was ist denn das!", rief er. „Albina, da schau her, das ist doch der Roder Hans!"

Die Wirtin kam aus der Küche herbei, trocknete die Hände an der Schürze und ergriff das Blatt. „Hast recht", sagte sie, „das ist der Hans, wie er leibt und lebt!" Und sie las die Unterschrift laut: „Der Bergführer Johannes Roder rettete unter eigener Lebensgefahr zwei Studenten, die sich verstiegen hatten, das Leben."

„Das freut mich für'n Hans", sagte der Wirt. „Der wird Augen machen, wenn er sich abgebildet sieht. Meinst, daß er daheim ist?"

„Ich mein' schon", sagte das Weib, „meines Wissens hat er heut' keine Tour gehabt."

„Dann gib her", sagte er, nahm seiner Frau das Blatt aus der Hand, stülpte den Hut auf und lief davon.

Im Roder-Anwesen, das abseits vom Orte liegt, schlug der Hund an, und als die Gartentür knarrte, kreischte der Hahn auf dem Dungshaufen. Der alte Roder trat aus dem Schuppen.

Der Wirt bot die Zeit. „Ist der Hans daheim?", fragte er.

„Geh nur hinein", sagte der Alte, „der Hans ist drinnen."

Und der Wirt ging hinein. Der Hans saß auf der Bank und steckte schnell einen Brief in die Hosentasche.

„Störe ich?", fragte der Wirt.

„Das nicht", sagte Hans, „aber was führt dich her?"

„Ich dachte, daß dich dieses hier interessieren wird!" Der Wirt zog die Illustrierte hervor, schlug sie auf und legte sie auf den Tisch.

Hans wollte seinen Augen nicht trauen. „Da hört sich doch alles auf", sagte er betroffen. „Kannst du dir vorstellen, Wirt, wie mein Bild in die Zeitung gelangte?"

„Sehr einfach", sagte dieser, „jemand hat es halt eingeschickt!"

„Was du nicht sagst! Jemand hat es halt eingeschickt!' Diese Weisheit kann ich mir selber vom Hosenboden abwischen!"

„Na also", sagte der Wirt, „dann frag' nicht so dumm."

Hans lenkte ein. „Entschuldige", sagte er, „aber der heutige Tag hat's in sich. Alles hat's auf mich abgesehen! Ich weiß kaum mehr, wo mir der Kopf steht. Erst kam der Vorsteher und sprach von einem Ehrenabend, den die Gemeinde mir geben will. Dann kam der Postbote mit einem Einschreiber, und nun kommst auch du noch daher mit diesem Blatte. Du ahnst nicht, Wirt, wie peinlich mir all das ist. Daß man so viel Aufhebens macht, wär' nicht nötig gewesen. Jeder andere Bergführer hätte dasselbe getan."

Der Wirt schüttelte den Kopf. „Das glaub' ich nicht", sagte er. „Und du brauchst wirklich nicht so übertrieben bescheiden zu sein! Was steht denn eigentlich in dem Einschreiber, von dem du sprachst?"

„So fragt man die Bauern aus", entgegnete Hans, „aber jedenfalls dank' ich dir schön, daß du eigens gekommen bist! Kann ich das Blatt behalten?"

„Leider nicht", sagte der Wirt, „ich brauch' es für meine Gäste." Und er steckte es wieder ein, klopfte dem Hans auf die Schulter und ging seiner Wege.

Hans stopfte sich eine Pfeife und brannte sie an. Dann holte er wieder den Brief hervor. Jetzt verstehe ich auch, dachte er, wie die Nannie zu meinem Bilde kam. Und er las den Brief nochmals:

„Lieber Hans!

Fünf Jahre bin ich nun fort von der Heimat. Das Heimweh hat mich hier, wo es keine Berge gibt, viel geplagt. Und nicht bloß das Heimweh! Auch an Dich, Hans, habe ich viel zurückgedacht. Weißt Du noch, als wir uns zufällig unter dem alten Ahorn trafen? Ich habe das nie vergessen. Du hast mich damals vor der Heirat mit dem Fremden gewarnt, und Du hast recht behalten. Aber das gehört nicht hier her.

Mein Mann ist vor einem Jahre gestorben. Unsere Ehe ist kinderlos geblieben.

Ich führe nun das Geschäft allein weiter. Auf der Bank habe ich 12 000 Mark. Das Warenlager ist das Doppelte wert. Auch das Haus gehört mir. Seit meine Eltern hier leben, ist es nicht mehr so einsam für mich. Trotzdem macht mir das große Geschäft keine Freude. Es fehlt ein Mann ins Haus. Als alleinstehende Frau kann ich es nicht mehr schaffen. Meine Eltern sind schon zu alt, um noch richtig mit zuzugreifen.

Kürzlich sah ich Dein Bild, Hans. Ich habe es mir ausgeschnitten. Du bist ja nun ein bekannter Bergführer geworden! Ein Landsmann, der hier als Rekrut dient, suchte mich auf und erzählte viel Gutes von Dir, und daß Du immer noch ledig bist.

So will ich denn anfragen, lieber Hans, ob Du Lust hast, mich zu besuchen. Wenn es Dir hier gefallen sollte, so kannst Du für immer dableiben. Anbei 100 Mark für die Reise. Mit herzlichen Grüßen Deine Jugendfreundin

Nannie."

Hans ging mit dem Brief und dem Hundertmarkschein in die Küche, wo die Mutter am Herd hantierte.

„Das hat vorhin der Postbote gebracht, Mutter", sagte er, „lies mal und sag', wie du darüber denkst."

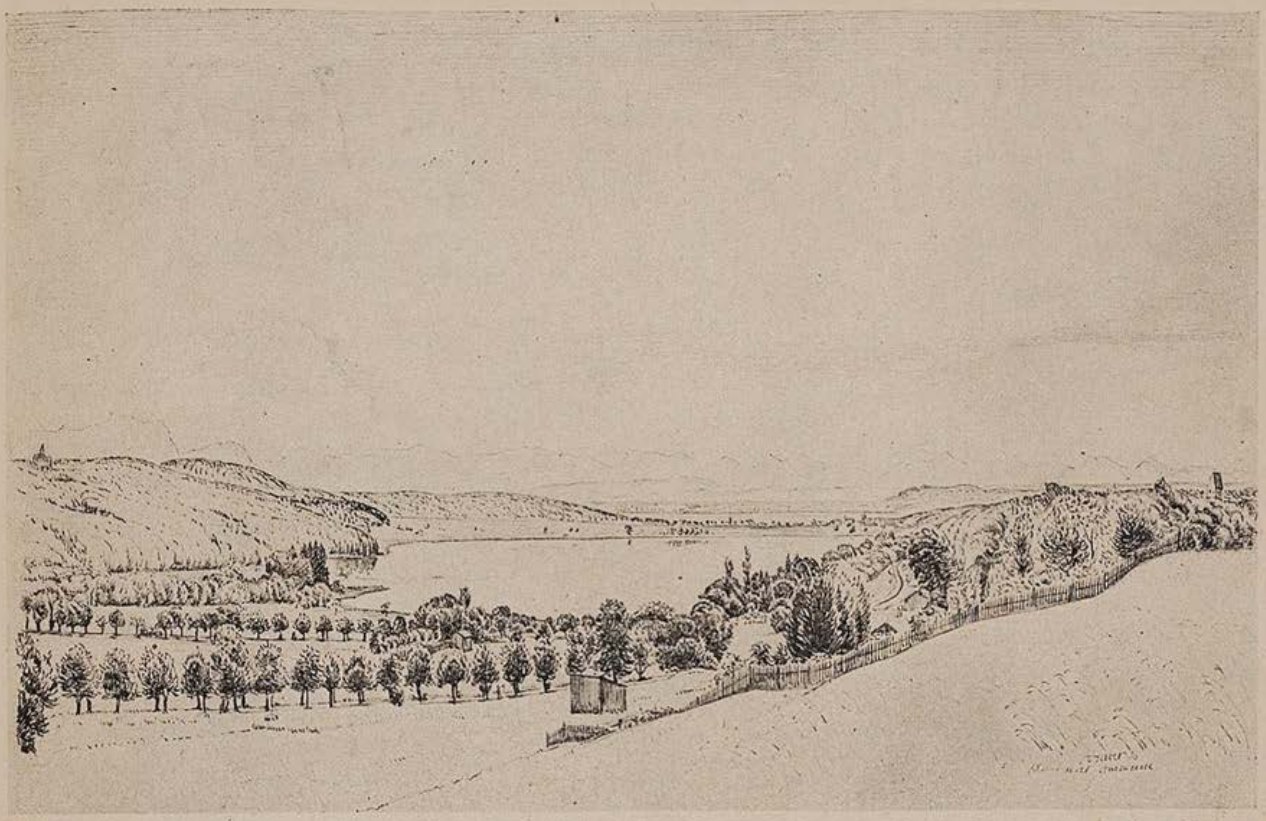
Die Roderin griff zuerst nach dem Schein und hielt ihn gegen das Licht. „Der ist echt!", sagte sie erstaunt. Dann nahm sie den Brief zur Hand und sah nach der Unterschrift. „Meiner Treu!", rief sie, „von der Nannie!" Und sie begann hastig zu lesen, und als sie zu Ende war, begann sie wieder von vorn. Ihre Lippen bewegten sich mit, und die Falten auf ihrer Stirn spielten durcheinander, wie immer, wenn ihr Gemüt sich erregte. „Wer hätte das gedacht", sagte sie. „Du bist ja ein Glückspilz, Bub! Natürlich fährst hin! Wie ich mich freue!"

Sie öffnete das Fenster. „Xaver" rief sie, „komm schnell mal her, der Hans hat einen Brief gekriegt!"

„Hoffentlich steht was Gescheites drin", sagte der alte Roder und kam zum Fenster.

„Du wirst staunen, Vater", sagte Hans, „da lies."

Hinterrücks zischte es. „Jessas, die Milch!", rief die Roderin und eilte zum Herd.



Ammersee — Arthur Huber

Der alte Roder las den Brief bedächtig und brauchte lang, bis er fertig war. Den Hunderter sah er kaum an. Er gab den Brief und Schein zurück und zuckte die Achseln. „Das mußt selbst am besten wissen, Hans", sagte er, „wie du dich da verhältst. Ich will dir nicht zu- und nicht abreden. War eine saubere Person damals, die Nannie. So eine Gelegenheit, in ein großes Geschäft einzuheiraten, wird nicht jedem geboten. Überleg' dir die Sache reiflich!"

Er haute sich eine Prise auf den Handrücken, sog sie ins Nasenloch und ging wieder zum Schuppen.

„Hast recht, Vater", rief Hans hinterher, „das werd' ich mir sehr überlegen!"

*

An diesem Tage hatte die Roderin so viel zu besorgen, wie schon lange nicht mehr. Sie mußte zur Kramerin und zur Störnäherin. Sie lieh sich von der Frau des Gemeindedieners den Roman, den diese aus der Zeitung geschnitten hatte. Sie brachte Stiefel zum Schuster. Und die Roderin, die auf ihren Hans nicht wenig stolz war, machte ganz im Vertrauen so viele Andeutungen, daß bis zum Abend das gesamte Dorf über den Brief von der Nannie Bescheid wußte.

Als der Hans nach dem Angelus-Läuten zum Bader kam, um sich das Haar schneiden zu lassen, erfuhr er zu seinem Verdruß, daß die Mutter geratscht hatte.

„Du bist ja nun ein gemachter Mann, Hans", sagte der Bader, „ich gratuliere! Und da es sicher das letzte Mal ist, daß du zu mir zum Haarschneiden kommst, kostet es heute nichts. Ich bin dein Freund —"

„Nichts da", unterbrach der Hans, „du nimmst dein Geld, wie sonst auch, und es ist noch lange nicht sicher, ob dieser Haarschnitt bei dir der letzte ist."

„Um Gottes Willen", tat der Bader erschrocken, „du wirst doch das Glück nicht mit Füßen treten? So viel Geld, wie die Nannie hat, kannst du als Bergführer niemals verdienen. Sei kein Narr, Hans, und greif' zu!"

„Jetzt sei stad", sagte Hans, „red' von was anderem, und schau zu, daß du fertig wirst. Hinten kurz schneiden, vorn halblang, wie immer."

Später ging Hans ins Wirtshaus. Die Kegelbrüder begrüßten ihn mit Gesang: „Hoch soll er leben, hoch soll er leben, drei Mal hoch!"

„Heut' mußt eine Runde ausgeben, Hans", sagte der Holzer-Sepp, „da hilft alles nichts."

„Hast du ein Massel", sagte der Steinbauer Hias, „da können wir allesamt nicht mehr mit!"

„Da ist er ja, unser Hans im Glück", sagte der Wirt, der mit vollen Bierkrügen in die Kegelbahn trat. „Wann geht's denn dahin?"

„Wieso?", fragte Hans.

„Stell' dich nicht so", entgegnete der Wirt und zog ihn beiseite. „Ich an deiner Stelle", sagte er leise, „ich wüßt', was ich tät! Zwölftausend in bar, fünfundzwanzig stecken im Lager, und an die fünfzig im Haus. Macht nach Adam Riese siebenundachtzig!"

„Als ob es bloß darauf ankäme!", sagte Hans, ließ den Wirt stehen und wählte sich eine Kugel. Und das Kegeln begann.

*

Am anderen Tage hatte Hans beim Seiler im Nachbardorfe zu tun. Er machte sich frühzeitig auf die Beine. Um die Berge qualmten noch dicke Nebel. Grüne Tannenzapfen, an denen die Eichhörnchen geknuspert hatten, lagen auf dem Wege, und die Büsche und Gräser waren tropfnaß vom Tau. Im Osterholz lärmte der Häher, und es roch anheimelnd nach dem Rauch des Holzfeuers, das im nahen Försterhaus brannte.

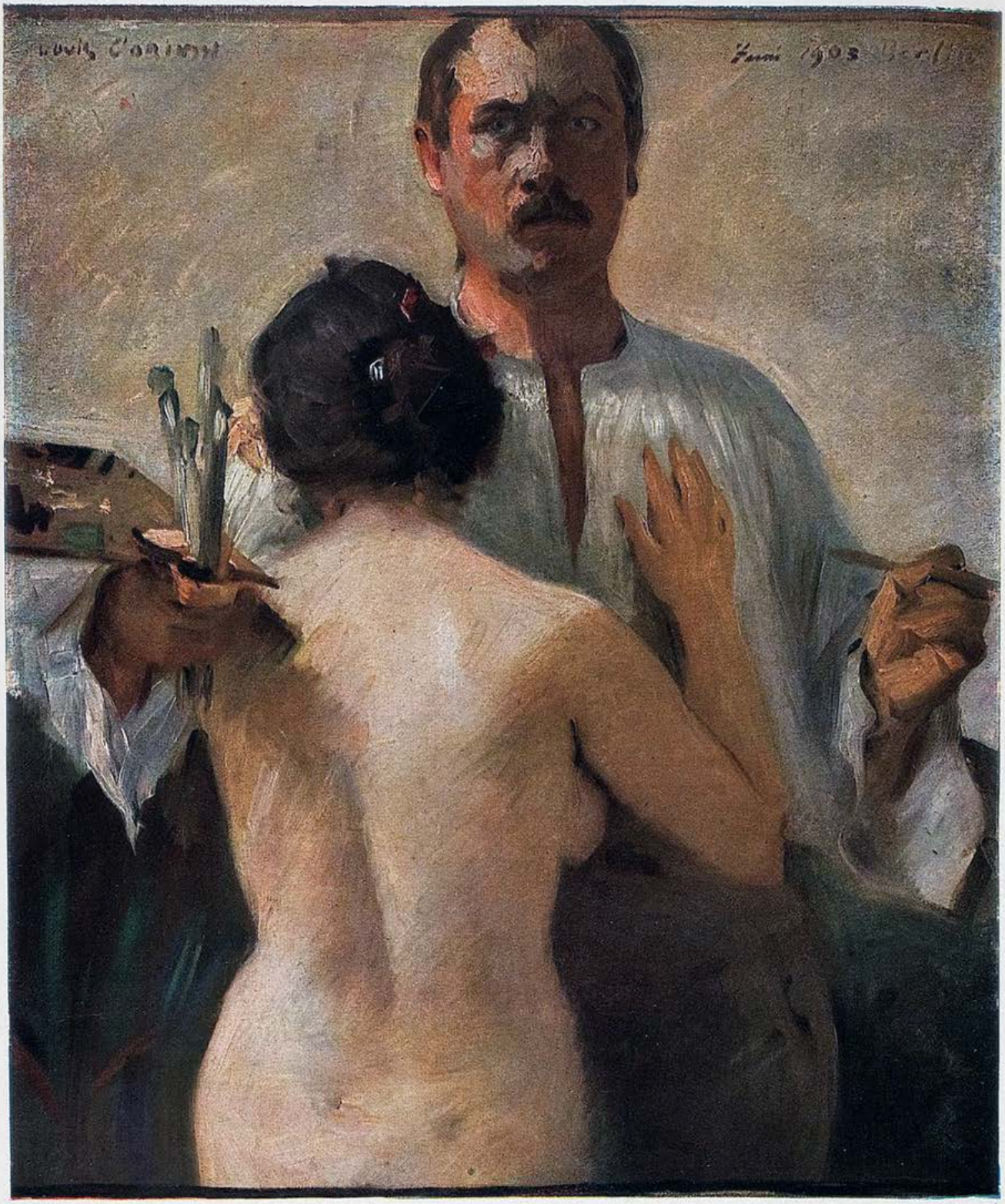
Hans kam heran und konnte durch das offene Fenster ins Zimmer blicken. Die Försterin hatte den Säugling im Arm und gab ihm die Brust.

Hans machte große Schritte, daß er vorbeikam, und in diesem Augenblick fiel die Entscheidung. Er konnte Nannies Vorschlag nicht annehmen!

Mittags, als Hans nach Hause kam, setzte er sich gleich hin und schrieb an die Nannie. Er habe sich überlegt, schrieb er, aber er könne nicht kommen, beim besten Willen nicht. Er bedanke sich für die Ehr und schicke hiermit das Geld zurück.

Und auf alle Fragen und Vorhaltungen antwortete er nur das eine: „Ich mag nicht, weil ich nicht mag!"

Hans ahnte nicht, daß er durch seinen Verzicht noch ein wirklicher Glückspilz werden sollte: Einige Monate später freite er ein junges Mädchen, das zu ihm paßte.



Der Maler und sein Modell **Lovis Corinth †**

TANGO 1912

Von Sigismund v. Radecki

Aus dem reizenden Buch Radeckis: „Nebenbei bemerkt" mit Erlaubnis des Verlages für Kulturpolitik Berlin

Illustriert von Maçon

Im Generalanzeiger stand folgende fettgedruckte Anzeige:

„Im Saal des städtischen Bräuhauses beginnt am 1. Oktober 1912, um 5 Uhr nachmittags, mein vierwöchiger Lehrkursus im

neuen Modetanz Tango.

Um zahlreiche Beteiligung bittet

Tanzlehrer Tzschaege."

Schreiber dieses ist in der Lage, hierzu einige Erläuterungen zu liefern. Die ganze Stadt war baff. Zwanzig Jahre lang hatte Tzschaege ihr mit gekrümmten Beinen und einer gewissen Meißner Porzellangrazie Polka-Papillon, Rheinländer und sogar „Konter" beigebracht. Dazu „Umgangsformen", was damals noch ein ganz anständiges Wort war. Doch in letzter Zeit begann sich da irgendein Niggergespenst auf seinem Parkett zu spiegeln. Tzschaege leugnete hartnäckig dessen Existenz, baute auf die eigne Mitgliedschaft bei der Schlaraffia und versicherte zum 1sten Male, bei seiner Hochzeit auf einem mittleren Suppenteller Walzer getanzt zu haben — das sollten ihm die Herren doch nachmachen! Hatte man ihn gefragt: „Was halten Sie vom Twostep, Herr Tzschaege?", so machte er bloß eine Bewegung mit dem Kinn aus dem Stehkragen heraus. Fragte man mit der Grausamkeit der Jugend weiter: „Und was halten Sie vom Onestep?", so sagte er gar nichts, aber bei der dritten Attacke: „Und was ist's mit dem Bärentanz?", brach er denn doch los. Das seien keine Tänze! Bären und Truthähne seien Tiere, keine Tanzlehrer. Ein Mädchen um die Schulter nehmen und schweren Trittes vorwärtsstampfen wie ein Asphaltarbeiter — das könne jeder. Walzer gegen den Takt tanzen und dazu noch die Partnerin plötzlich wie zu einer schweren narkotischen Operation zurückbiegen — das mache er nicht mit! Er nicht, der doch bei seiner eigenen Hochzeit ... und dann kam wieder der mittlere Suppenteller.

Selbst seine Schnurrbarthaare zitterten. Auch die weiße Berufskrawatte hatte sich verschoben. Doch hinter der Tapete seines Selbstbewußtseins vollführte irgendein Tierchen diskrete Nagegeräusche, Tag und Nacht, Tag und Nacht. Mußte es doch so kommen, daß gerade um diese Zeit die Leute plötzlich anfingen, alles eckig zu malen — sogar das, was offensichtlich rund ist, zum Beispiel eine Frau oder ein Velociped-Rennen! Und auch Gedichte zu machen ohne Sinn und Komma, aus lauter aneinandergereihten, oft lasziven Worten! Und dann die

Hosenröcke ...! Nein, da stimmte was nicht ... Tanzlehrer Tzschaege fühlte, daß irgend etwas Scheußliches langsam herankam. Was, wußte er nicht ...

Und auf einmal brach dann der Wahnwitz los. Wie immer, fing er zuerst mit einem unscheinbaren Wörtchen an: „Tango". Was es bedeutete, wußte der Teufel. Die Journale — man hielt sich doch auf dem laufenden — die Journale verschluckten sich fast an dem Wort: Tango beim Diner, Tango-Tee, Tango im Bahncoupé, schon gab es Tangofiguren, Tangoschleppen und sogar ein gewisses Tangobraun, das Tzschaege schon mit geschlossenen Augen unangenehm war. Gezierte Namen, wie El Choclo, El Castitzo und El Irresistible schwirrten durch die Spalten. Das Fräulein im Grammophonladen, die dumme Pute, rief hingerissen: „Nur Puppchen und Tango wird noch gekauft — Tango und Puppchen — Puppchen und Tango!"

Tzschaege fühlte den Boden unter den Füßen wanken. Doch gerade das darf ein Tanzlehrer nicht! Geht nur nicht mit der Mode, so trippelt sie über ihn hinweg, fi donc. Er beschloß, in die nächste Stadt zu fahren, um herauszubekommen, „was eigentlich los sei." Aber die dortigen Kollegen zuckten bloß düster die Achseln. Einer riet ihm ironisch, nach Paris zu fahren.

Da nun entschloß sich Tzschaege zu etwas, wofür er sonst tiefste Verachtung gehabt: dort, in der Nachbarschaft kaufte er sich heimlich ein Buch, das er im Schaufenster gesehen hatte — „Selbstunterricht im modernen Tanz. Boston, Onestep, Tango. Mit graphischer Anleitung." Er haßte das Buch unwillkürlich. Da war neuerdings solch eine Partei aufgekommen, die alles aus 30-Pfennig-Bändchen lernte, das ganze Leben, Archäologie, Maschinenlehre — und nun

auch Tanzen. Auf der Rückfahrt blätterte er es durch, sozusagen Tango im Bahncoupé. In dem Buch standen Fußstapfen wie auf frischgefallenem Schnee; die waren durch punktierte Kurven verbunden. Darunter las er: Fig. 1: Die Grundstellung; Fig. 2: Die Promenade; Fig. 3: Die Acht, und vieles andere. Tzschaege standen die Schweißtropfen auf der Stirn. Doch mit dem Mut der Verzweiflung beschloß er, den spanischen Stier bei den Hörnern zu packen. Er beschloß, wenn man so sagen darf, ein gemeiner Kerl zu werden. Übte eine Woche lang zu Hause (gegen seine Überzeugung) genau nach den Fußstapfen — und rückte dann die Anzeige im Generalanzeiger ein.

Um 5 Uhr nachmittags stand Tzschaege mit weißer Weste und bebenden Schnurrbartspitzen im Saal des Städtischen Bräuhauses versammelt. Das Kopfhaar trug er flott über die Glatze gekämmt, eine sogenannte innere Anleihe. Daneben saß sein Tapeur, ein schweigsamer Mann im fettigen Bratenrock, der immer ein Glas Helles auf dem Klavier stehen hatte. Und sie kamen, sie kamen: Neun Herren und sechs Damen (was sich sogar reimt), darunter Akademiker, bitte ... Es waren sozusagen sämtliche Copidi rerum novarum der ganzen Stadt, insbesondere auch die Inhaberin eines Schokoladengeschäfts. Zwei von den modernsten aber, Herr Lumichau und Herr Tzschertnitzer, waren insgeheim Todfeinde und gaben sich kalt die Hand. Tzschaege erklärte in kurzer Begrüßungsrede, daß der Tango sehr schwer sei, und daß er vor allem Wert auf die Grundfiguren lege. Dann klatschte er in die Zwirnshandschuhe, und der Tapeur verfiel in hämmernden Musikschlaf. Es begann.

Dieser vierwöchige Lehrkursus verlief nicht ungetrübt. Ich will nichts davon sagen, daß unter den überzähligen Herren meist die beiden Todfeinde, Lumichau und Tzschertnitzer, miteinander tanzen mußten, jawohl mußten, aus Gêne — was eine Tragödie war, weil es zugleich Furcht und Mitleid erregte —, nein, aber gegen Mitte des Kursus tauchte bei einigen ein scheußlicher Verdacht auf: daß das gar nicht Tango sei! Mit bösen Gesichtern machten sie die vorgeschriebenen Bewegungen, die allzu stark an Polka-Papillon erinnerten ... In der dritten Woche aber merkten diese Unzufriedenen, daß Tzschaege nach dem Unterricht mit der Schokoladendame und einigen andern stets tuschelnd beisammenblieb. Man entsandte Spione. Eine kränkende Verschwörung kam ans Licht: um endgültig zu beweisen, daß er streng modern sei, wollte Tzschaege mit drei auserwählten Paaren der ganzen Stadt den Tango vortanzen! Gegen Eintrittsgeld. Neidzerfressen kamen die übrigen, die Verschmähten, jetzt regelmäßig im „Fürst Bismarck" zusammen und gründeten so etwas wie einen Verein für Rache und Heimzahlung. Selbst Lumichau und Tzschertnitzer schlossen oberflächlich Freundschaft.

Wir aber lasen mit angehaltenem Atem im Generalanzeiger:

„Am 3. November, 8 Uhr abends, wird im Saale des Städtischen Bräuhauses der

neue Modetanz Tango

von meinen Schülern und Schülerinnen vorgeführt.

Um zahlreichen Besuch bittet

Tanzlehrer Tzschaege. Entree 50 Pfg."

Der Saal war festlich erleuchtet. Rings an den Wänden, um die Tische mit rotgemusterten Tischtüchern, saß die ganze Studentenschaft, trank Helles und schien allerhand zu erwarten.

Der Tapeur trat ein, stellte ein Gläschen Kirsch aufs Klavier und spielte dröhnend „Einzug der Götter in Walhall" — während Tzschaege jetzt die drei errötenden Paare mit krummem Arm hereinführte. Die Handschuhe lässig abstreifend, begann er nun eine streng dezente Ansprache, in der er auf die kulturelle Bedeutung des Tangos hinwies und dabei betonte, daß dieser entzückende Tanz aber auch richtig getanzt sein wolle — nur sorgsamer Unterricht, Arbeit, meine Herren, Arbeit und wieder Arbeit könne dazu führen! Dann klatschte er in die Hände, der Tapeur sank, vom Kirsch geschüttelt, auf die Tasten, und die Vorführung begann.

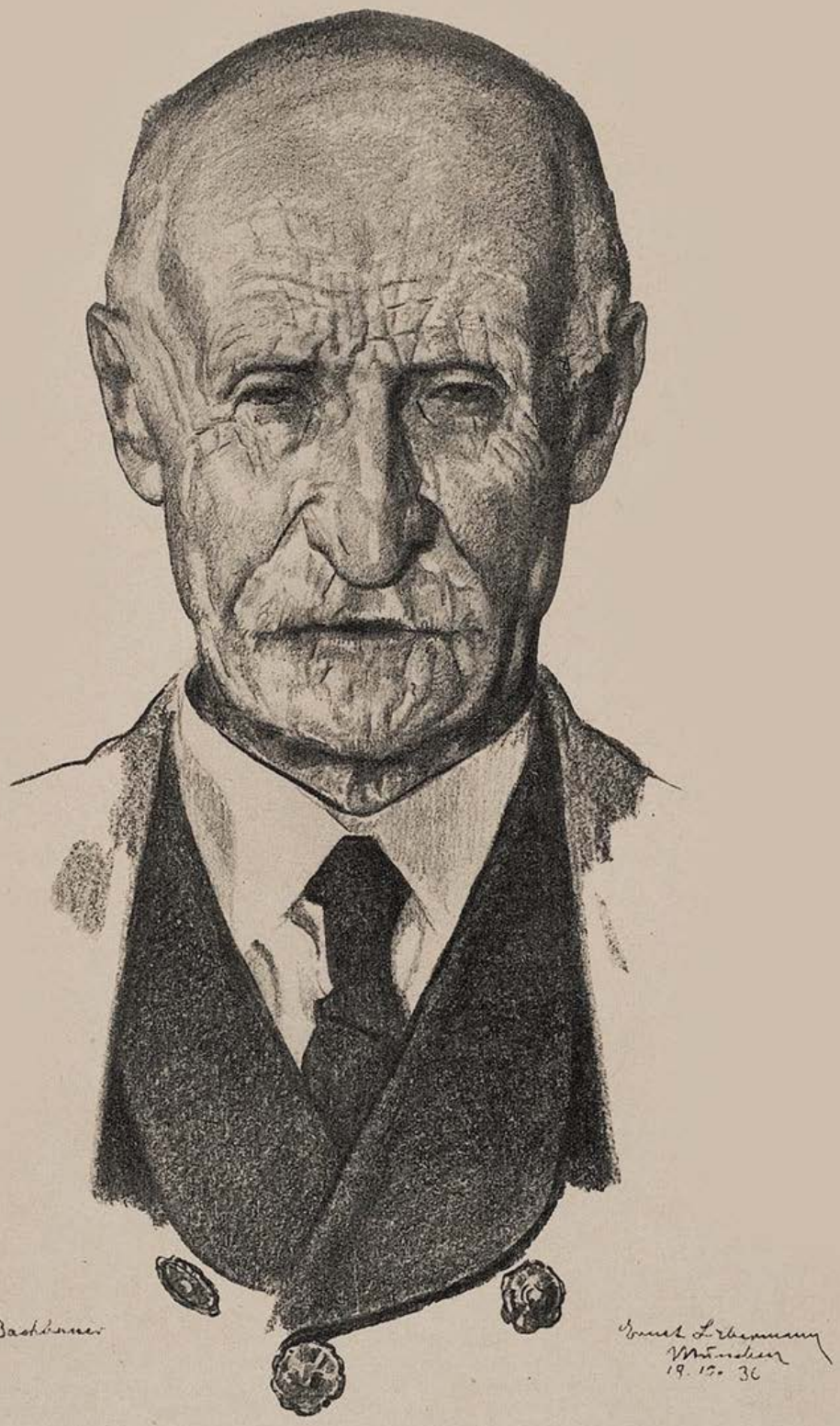
Was nun folgte, war etwas Unbeschreibliches. Die Paare hatten, bräutlich geschmückt, wie zu einem Staffellauf Posto gefaßt. Drei feierliche Gänse und drei automatisierte Friseurgehilfen begannen jetzt steif, wie auf punktierten Kurven, hin und her zu stapfen, zu knicksen, irgendwelche idiotische Verbeugungen zu machen, schauten dann immer wieder ängstlich auf Tzschaege (der ermunternd nickte), und fuhren in diesem ihren Tanz, den es nie gegeben hatte, mit verbissener Grazie fort ...

Anfangs starrte alles atemlos: das war ja unheimlich, das war gespenstisch. Dann rollte von der Ecke her ein Gelächter heran, das langsam zur Höhe des Saales anschwoll, bis endlich auch die rotbetuchten Tische wackelten. Mit fliegenden Schößen suchte Tzschaege zu beschwichtigen: die Handschuhe in der Hand, ging er die Tische entlang, nickte mit dem Kopf und sagte fortwährend: „Erst selber machen, dann reden ... Erst selber machen, dann reden ..." Aber schon ging einer krummbeinig in fünf Meter Abstand hinter ihm her und imitierte wie eine Schießbudenfigur: „Erst selber machen, dann reden ... Arbeiten, meine Herren, arbeiten und wieder arbeiten ..."

Und diesem Augenblick — die Paare tanzten tödlich weiter — platzte die Bombe der Gegenverschwörung. Die Mäntel abstreifend, stand plötzlich ein bronzebraunes, schwarzhaariges Paar auf dem Parkett (ein argentinischer Student mit seinem Liebchen, den die Jungens eigens per Lastauto aus Mittweida hergeholt hatten).

Und die tanzten nun vielleicht wirklich Tango. Das waren keine Fußstapfen mehr im Schnee, das waren zwei Flammen, die einander entgegenloderten. Katzenhaft, jeden Takt der Musik ausnutzend, wanden sich die zwei Leiber im Kreis, gaben sich frei, schmiegten sich einander an, knickten unmerklich in den Synkopen zusammen, und gehorchten so heiß dem Rhythmus, als ob die Klaviermusik von ihren Gliedern ausginge. Die tanzten mit dem Dolch in der Tasche, das sah man. Und das Mädchen hatte noch dazu eine Nelke im Mundwinkel hängen. Die Schokoladendame war zur Salzsäule erstarrt; der Tapeur wagte nicht, die Musik abzubrechen: solange die beiden da mit nimmersatter Tanzgier sich gefährlich anfaßten und umfaßten, wie wenn die ganze Welt aus der Welt verschwunden wäre ...

Dann aber brach ein Sturm der Begeisterung los, der das Städtische Bräuhaus in seinen Grundfesten erzittern machte. Sie tobten, sie schrien, sie hoben das Mädchen auf die Schultern, das noch immer die Nelke im Mundwinkel hängen hatte ... Man erzählt, daß das Ganze dann in ein Pilsener-Bacchanal ausgeartet ist — Tzschaege seinerseits zählte hingegen die Abendkasse, erklärte, daß der Tango jedenfalls gesiegt habe, und ging still nach Hause. Und das merkwürdigste: schon nach sechs Wochen hat er seinen Kursus mit Erfolg wiederholt! Die tanzen heute dort alle so.



Der Bachbauer — Ernst Liebermann

Reichsautobahn — Wolf Panizza

Das Phantom von Marseille

Von Jean Cocteau

Seit vier Tagen lebte Achill als Frau verkleidet in den Frauengemächern. Aber es handelt sich hier nicht um den Achill der Legende und ihr bekommt keine griechische Erzählung vorgesetzt. Der Achill, von dem ich euch berichte, war Araber, seine Mutter Marseillerin; er war zwanzig Jahre alt und sah aus wie fünfzehn. Sein bartloses, gemeißeltes Gesicht, seine schlanken Hüften, seine schmalen Gelenke erlaubten es diesem jungen Schlingel glänzend, Kleider einer Mode zu tragen, durch die sich die Frau dem Epheben anzugleichen versucht. Wir müssen eingestehen, daß er sich versteckte, oder genauer, daß man ihn versteckte, ihn den Nachforschungen der Polizei entzog; daß diese von einer Frau namens Marthe ausgesonnene List deren Gefährtinnen herzlich belustigte und daß diese Gefährtinnen und diese Rachel, weit weniger bekleidet als unser Held, ihn mit ihrem Lachen in einem geheimen Kämmerchen eines übel beleumundeten Hauses in Marseille umgaben.

Marthe liebte Achill. Achill liebte sie. Er trug gerade soviel an grausamer Gleichgiltigkeit zur Schau, wie nötig war, um seine Rolle in dieser Umwelt zu spielen, einer Umwelt, in der, außer bei seltenen Gelegenheiten, Zärtlichkeit nicht gezeigt wird.

Das Unglück hat es gewollt, daß sich Achill von Viktor (einem Kameraden) zu einem Einbruch verleiten ließ und daß, als die Polizei ihn suchte, Marthe und ihre Kolleginnen die Kühnheit hatten, ihn zu verkleiden und unter ihre Truppe einzuschmuggeln. Madame, durch die Liebenswürdigkeit Achills gewonnen, machte sich zur Mitschuldigen der Kriegslist und seit vier Tagen suchte man Achill, der, wie der Achilles der Mythe, in Frauenkleidern im Frauengemach verborgen war.

Leider haben auch die besten Dinge ein Ende! Madame sah eine Haussuchung voraus und es wurde beschlossen, daß unser Held die „Rote Laterne" verlassen und sich in den dunklen Gäßchen herumtreiben sollte, bis neue Weisung erfolgte.

Die ersten Schritte auf der Straße belustigten Achill. Die Verkleidung gab seiner Flucht etwas Karnevalistisches und die Drolligkeit verbarg ihm das Drama. Sie verbarg es ihm so gut, daß er sich gegen acht Uhr abends erst auf den Kai und dann mitten auf die Cannebière hinauswagte. Dort war es, daß er Marthe auf dem Gehsteig erblickte. Im Bestreben, ihr auszuweichen, flüchtete er auf die Fahrbahn. Der erstaunte Blick eines Verkehrsschutzmanns erinnerte ihn, daß die Riesenschritte, die er soeben gemacht hatte, nicht sehr zu seiner derzeitigen Aufmachung passen dürften. Er wollte zu rasch den Schritt wechseln, zauderte, geriet in den Verkehrsstrom Marseilles, der berühmt ist ob seiner Unordnung, und strauchelte, überfahren fast von einer Limousine.

Er fand sich im Handumdrehen inmitten einer gestikulierenden Menschenmenge, emporgehoben von den starken Armen des Chauffeurs der Limousine, und auf die Polster neben einem sehr würdigen Herrn niedergelassen, der mit einer Hand dem Chauffeur ein Zeichen gab, weiterzufahren, und mit der anderen der Menge und dem Polizisten bedeutete, daß der Zwischenfall zu Ende sei, man auseinandergehen und andere Zerstreuungen suchen könne.

Der Eigentümer der Limousine, Herr Fabre-Maréchal, besaß eines der bedeutendsten Vermögen Marseilles, und befand sich auf dem Heimweg aus seinem Klub. Er glaubte, unter dem Einfluß einer sehr natürlichen Regung der Menschlichkeit gehandelt zu haben, und während der riesige Wagen der Straße am Meer entlang glitt, streichelte er Achills Hände, fragte ihn, ob er verletzt sei, ob er noch etwas von seinem Sturz spüre. Achill war nie verlegen, wenn es sich darum handelte, ein Märchen zu erfinden. Er spielte seine Rolle bewunderns-

wert. Er seufzte, schalt sich töricht, gab sich für ein armes Mädchen namens Lilly aus, wandte den Kopf weg, als er von seinem Sturz sprach, so daß sich dieser Sturz als ein versuchter Selbstmord darstellen konnte, sprach von seiner Einsamkeit und seinem Abscheu vor den Lebensmöglichkeiten, die sich den jungen Damen bieten, deren Familie gestorben ist, kurz, rührte diesen wackeren Herrn Fabre-Maréchal so sehr, daß dieser brave Mann sich fragte, ob nicht das Schicksal ihm einen Fingerzeig gegeben und das gefühlvolle Herz, das er unter seiner Jacke eines Familienvaters verbarg, nicht endlich eine Gelegenheit gefunden habe, zu sprechen. Fabre-Maréchal hatte eine Frau, zwei Töchter und einen Sohn. Diese Persönlichkeiten befanden sich zurzeit in Pourville. Fabre-Maréchal genoß sein Junggesellendasein und seufzte beim Gedanken an sein Absteigquartier, das er leer unterhielt und das er eines Tags für irgend einen Traum zu nutzen gedachte. Er träumte, erwartete, hoffte ... und sieh da, wie mit einem Schlag und wie von einer Fee herbeigezaubert, saß jetzt ein junges Mädchen in seinem Wagen, ein Vögelchen von Mädchen, ein junges Geschöpfchen, so sanft, so blond, so märchenhaft wie Melisande.

Fabre-Maréchal hielt seine Eroberung für würdig, seine noch jungfräuliche Wohnung einzuweihen. So kam es, daß Achill plötzlich, statt gefährdet unter den Blicken der Polizei herumzustrolchen, inmitten eines Luxus strandete, der lang und liebevoll von einem reichen Industriellen vorbereitet worden war, um ein Idol zu vergolden und zu vergöttern.

Sein Plan war nicht verzwickt: „Wenn er mich anrührt", sagte er sich, „packe ich ihn, haue ihn nieder, erleichtere ihn um seine Brieftasche und nehme Reißaus."

Aber Fabre-Maréchal hatte es anders beschlossen. Und im Verlauf der Unterhaltung, angesichts des achtungsvollen Betragens des Siebzigjährigen, änderte Achill seine Pläne. Nach einigen Stunden handelte es sich um nichts andres mehr, als „Lilly" unterzubringen, es ihr wohnlich zu machen, sie durch die alte Hausmeisterin bedienen zu lassen und die Minute zu erwarten, in der es dank seinen kleinen Aufmerksamkeiten Fabre-Maréchal gelingen würde, das Eis zu schmelzen, eine berechtigte Scham zu besiegen und seine Glut gekrönt zu sehen.

„Sie verstehen", hatte Achill gesagt, „mit Ihnen ist es nicht wie mit andern. Ich möchte Ihnen nicht den Kopf verdrehen und Ihnen etwas vormachen. Sie wenden sich an mein Herz ... ich warte, bis mein Herz antwortet." Man sieht, daß er Lebensart besaß und sich aus der Geschichte zu ziehen wußte.

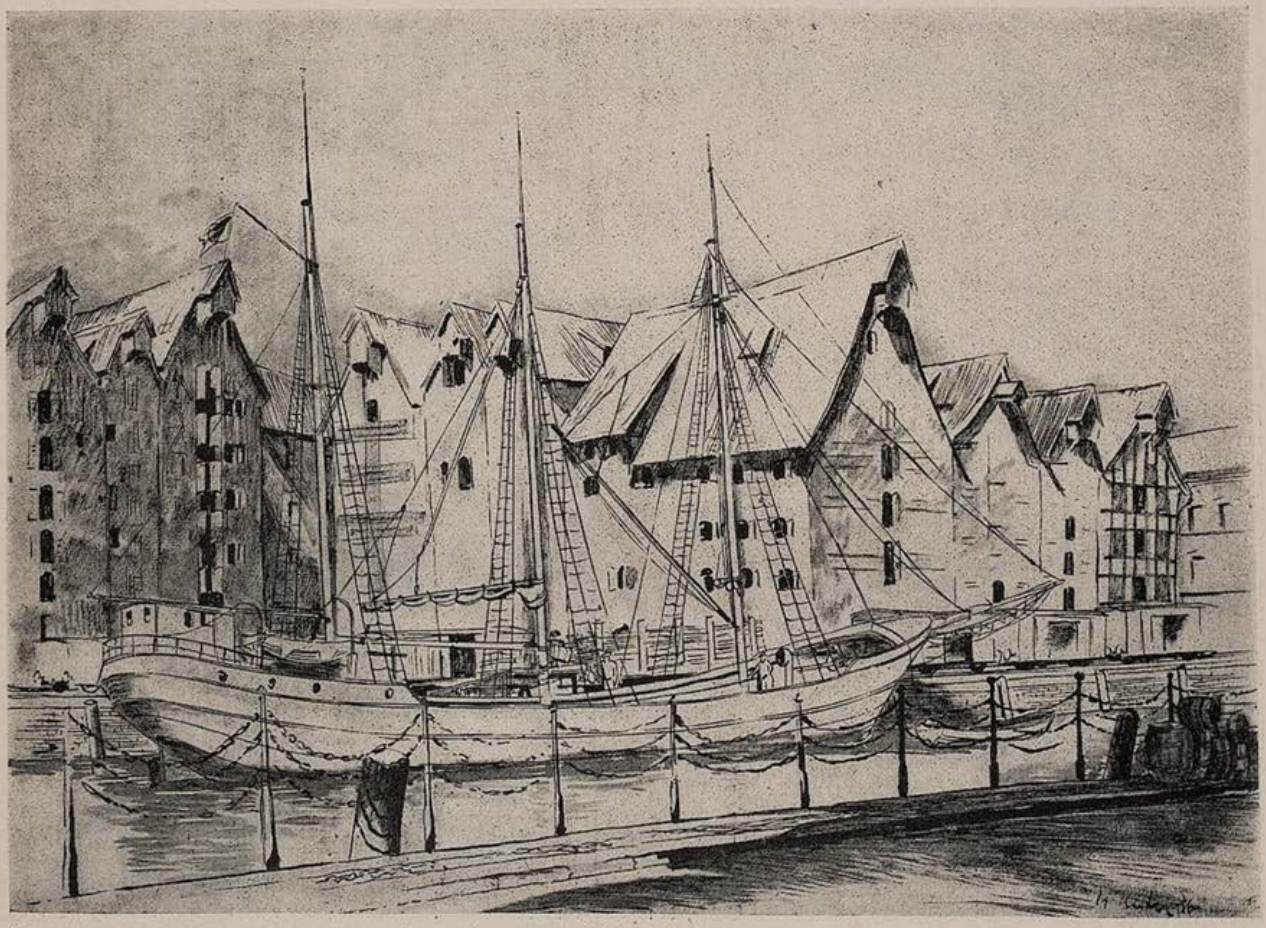
Ich füge hinzu, daß Fabre-Maréchal, trunken von Liebe und Vertrauen, Lilly fragte, ob sie nicht eine Freundin kenne, die ihr als Zofe dienen könne und daß unser Held, indem er blind der Linie der Opera buffa folgte, die Dienste Marthes vorschlug und zugebilligt erhielt.

Ich lasse die Überraschung Marthes ahnen, die tollen Lachausbrüche des Paars und die befremdlichen Szenen, die der arme Industrielle hätte überraschen können, wenn er nicht einen erstaunlichen Takt in der Innehaltung des Stundenplans seiner Besuche an den Tag gelegt hätte.

Die ausgefallene Lage dauerte fort. Das Pärchen wiegte sich in Sicherheit. Die Polizei beruhigte sich. Fabre-Maréchal hoffte. Freilich färbte sich seit einer Woche seine Hoffnung mit einer leisen Ungeduld, denn er sah nicht ohne Furcht den Zeitpunkt nahen, wann die Seinen zurückkommen würden und befürchtete mit Recht die Verwicklungen eines Doppellebens.

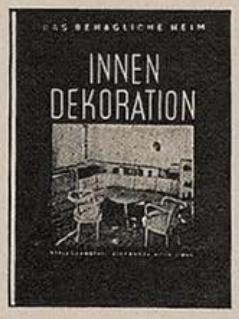
Marthe fühlte diese Ungeduld. Unverzüglich riet sie dem jungen Mann, die Zügel ein wenig zu lockern und zum Beispiel einen „Ausgang" vorzuschlagen, was der Eitelkeit des Greises schmeicheln würde. Dieser Ausgang war äußerst gefährlich. Achill wagte ihn. Man sah sie zusammen, man tuschelte.

Die Dinge wurden so gespannt, so unhaltbar, daß Marthe, weniger sorglos, der Sache ein Ende zu machen beschloß. Es galt eine Waffe zu kaufen (man weiß nie!) und jetzt, da Achill ein kleines Vermögen an Schmuck besaß, einen plötzlichen Überfall zu wagen, wobei der arme Industrielle geknebelt, gefesselt und allein eine Nacht inmitten der Ruinen seines Traums ver-



Aus Königsberg — Heinz Kistler

Älteste und führende Zeitschrift auf dem Gebiet der neuzeitlichen und künstlerischen Raumausstattung



47. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die

INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTTGART O 73

bringen würde. Dieses Vorhaben stimmte Achill äußerst düster.

Das Paar wählte für die Ausführung einen Abend, an dem Fabre-Maréchal, stolz auf seine Eroberung, diese in eine Art Tanzklub ausführte. Marthe sollte auf ihre Heimkunft warten, die Waffe in der Tasche ihres Schürzchens.

Das Tanzlokal war voll Menschen und Gedränge. Niemand wagte sich dem geheimnisvollen Tisch zu nähern, an dem Fabre-Maréchal seinen Triumph genoß. Achill, der sich nicht mehr um seine Rolle kümmerte, bot den Zuschauern einen einzigartigen Anblick. Tatsache ist, daß Achill unter seiner Schminke, seinen falschen Augenwimpern und seinen Schleiern ein mehr und mehr jugendhaftes Gehaben an den Tag legte. Er hörte nicht mehr auf die Kapelle, sah nicht mehr die Luster, achtete nicht mehr auf die buntfarbenen Papierbälle. Das Herz von einer unnennbaren Traurigkeit bedrückt, unfähig, die Abneigung zu verbergen, die er gegen seine schmähliche Undankbarkeit empfand, hing er seltsamen Hirngespinsten nach, sah sich, wie er Maréchal in den Wagen folgte, sich ihm zu Füßen warf, ihm alles eingestand, ihn bat, gütig zu sein, ihn wie einen Sohn zu behalten. Er würde Maréchal die Wahrheit eingestehen! Maréchal würde ihn nicht davonjagen, würde verstehen, verzeihen ... Er hatte eine gute Seele, ein sanftes Herz ... Ein Zusammenzucken: und Achill fand sich wieder in der Tanzdiele, angestreift von den Tänzern, angeblickt von dem ein wenig angetrunkenen Maréchal, gemustert von hundert Augen. „Gehen wir", sagte er.

Oben auf der Marmortreppe, die in die Halle hinunterführte, war es, daß die Katastrophe eintrat. Achill, in Gedanken verloren, wenig seiner Rolle einer eleganten Frau eingedenk, hatte sich soeben seinen Pelzmantel um die Schultern legen lassen, als er unten auf einem der Absätze der mächtigen Treppe Viktor, seinen Mitschuldigen am Einbruch, in der Uniform eines Liftjungen erkannte. Das weitere spielte sich so rasch ab, daß ich zu einer Art Zeitlupe greifen muß, um es zu beschreiben.

Nach einem Schrei: Viktor! und einem schrillen Pfiff, hervorgebracht durch das Hineinstecken — seltsam anzusehen! — ringgeschmückter Finger in knallrote Lippen, schwang sich Achill, als ritte er auf dem Tod selbst, im Reitsitz auf das Marmorgeländer und entglitt den offenen Mündern des Hoteldirektors und Fabre-Maréchals. Der arme Kerl, Opfer der Reflexhandlung eines Straßenjungen, in seine Träume und seine Röcke verwickelt, hatte nicht an diese Behinderungen gedacht. Was genau geschah? Man hörte schreien und plötzlich, von einer Sekunde auf die andere, wandelte sich diese himmlische Gleitfahrt in etwas Furchtbares, Verhängnisvolles, Regloses, Blutüberströmtes, Erledigtes, der ewigen Stille der Zerstörung Geweihtes.

Die Menge stürzte herzu. Fabre-Maréchal, Stufe um Stufe, den Zwicker in Unordnung, stieg hinunter zu einem Fächer aus Hahnenfedern und Schleiern, einem kleinen Etwas, das zerschmettert am Boden lag, und über dessen Artung jetzt kein Zweifel mehr bestehen konnte. Ein weißes Tuch war über den Körper gebreitet worden, aber jedermann hatte Zeit gehabt, sich am Anblick des Industriellen zu weiden, der mit aufgerissenen Augen auf die entschleierte Gestalt starrte. Verfolgt von einem anzüglichen Geflüster, ging Maréchal zu seinem Wagen. Einem umso spöttischeren Geflüster, als der Unglückliche Viktor mit sich entführte, einzigartige Vereinigung von Möglichem und Unmöglichem, diese seltsame Antigone im Kostüm eines Liftboys.

Im Wagen, während der Kopf Maréchals auf seiner Brust rollte wie der Kopf eines Enthaupteten, redete Viktor und redete. „Machen Sie sich nichts daraus", erklärte dieser Optimist. „Es gibt nicht nur diesen armen Achill auf der Welt. Sie werden sich trösten. Ich, zum Beispiel, wenn Sie mich so anschauen, sehe nach nichts aus; aber wenn ich mich als Frau anziehe, Sie würden sagen Marlene Dietrich!"

Man kam an, stieg hinauf, läutete. Marthe lauerte auf dieses Läuten, im höchsten Grad der Nervosität. Als sie den Mund auftun wollte: „Gib dir keine Mühe", erklärte Viktor: „Der Herr weiß alles."

Der Herr wußte nichts, begriff nichts. Gescheitert, hingeschmettert in seinen Lehnstuhl, sah er der Reihe nach stumpfsinnig Viktor an, dann Marthe, die Möbel, die spukhafte Einrichtung, die hier zusammengetragen worden war in der unklaren Hoffnung, hier glücklich zu leben. Eine dicke Träne rollte seinem Nasenflügel entlang, heftete sich an die Haare des grauen Schnurrbarts.

Marthe sah die Träne und mißverstand sie. Viktor hatte ihr soeben die Augen geöffnet. Voll Eifersucht riß sie den Revolver heraus, zielte, schoß.

Man kennt den Skandal der Gerichtsverhandlung. Vom Untersuchungsrichter befragt, sagte Marthe aus, daß sie ihre Tat bereuen müßte im Hinblick darauf, daß Maréchal ein braver Kerl gewesen, aber daß sie im Grunde nichts bereue, da sie nicht leben könne ohne Achill und daß dieser arme Herr auch nicht hätte leben können, „verliebt wie er laut Protokoll war in ein Phantom."

Berechtigte Übertragung
von Hans B. Wagenseil.

Original-Aphorismen

Von Johann Diedrich Warnken

Es gibt Zeiten, die weder durch Arbeit noch durch Ausschweifungen, sondern nur durch Stumpfheit zu überwinden sind.

*

Oft ist das Falscheste was man tun kann, daß man das „Richtige" tut.

*

Wie schwer wird doch dem Menschen jede Lüge ... von der er sich keinen Vorteil verspricht!

*

Einer Jugend voller Illusionen folgt immer ein Alter voller Enttäuschungen.

Sonntagsmorgen in der kleinen Stadt

Von Else Rüthel

Die Häuser erheben fromm die Gesichter,
die grünen Büsche umschmiegen sie dichter —
Glockenton wandelt groß durch die Stadt.

Fußgängerschritte beginnen zu tappen.
Behutsam hört man die Haustüren klappen.
Im Glockenturm schreiten die Menschen der Stadt.

Bald ist das Tönen verstummt im Morgen.
Es knien die Beter in Stille geborgen.
Ein tieferes Atmen geht durch die Stadt.

Da sind die Häuser lichter gelegen!
Man sieht, wie die Büsche sich wohlig bewegen.
Es tanzt die Sonne allein durch die Stadt.

Und es klirrt wie von tausend silbernen Gäbelchen,
da plötzlich die Vögel mit zwitschernden Schnäbelchen
Frühlicht speisen in der Halle des Tags.

Eine alte Fabel

Ein Affe wurde von einem Tiger gepackt. Voll Angst und Schrecken flehte er: „Oh, schone mich! Was hast du an mir?! Sieh doch wie mager ich bin! Und kein Fleisch schmeckt schlechter als meines! Gib mich frei! Ich zeige dir einen fetten Esel, der dir viel besser schmecken wird!" — Der Tiger willigte ein, und der Affe führte ihn zu dem Esel, der an einen Baum gebunden war. Als der Esel den Tiger erblickte, geriet er in die größte Angst, aber er beherrschte sich sofort und schrie den Affen in fürchterlichem Grimme an: „Was soll das heißen, Affe?! Du bringst mir nur einen Tiger? Du weißt doch, daß ich zwei zum Frühstück nötig habe!" Der Tiger hörte dies mit Entsetzen, machte einen Sprung nach rückwärts und floh in die Dschungeln zurück. W.

Phantasie — Max Mayrshofer

Maçon

„In Deutschland haben sie nicht einmal das Recht, zu streiken!"
„Merde, dafür haben wir das Recht, zu verhungern."

Bismarck und das eiserne Kreuz

Von F. Silbereisen

Ein Großherzog sprach sich eines Tages 1870/71 im Gespräch mit Bismarck tadelnd über die allzu reichliche Verteilung des Eisernen Kreuzes aus. Der Kanzler aber meinte mit ironischem Lächeln:

„Die Verleihung des Eisernen Kreuzes erfolgt aus zwei Gründen: entweder haben es die damit Geschmückten wirklich verdient, dann läßt sich nichts dagegen sagen; oder aber es wurde lediglich aus Gründen der Höflichkeit verliehen, wie Ew. Durchlaucht und mir, und dann läßt sich auch nicht gut etwas dagegen einwenden!"

Und der großherzogliche Tadler verstummte.

Selbstironie

Nach der Schlacht von Magenta, in der die Österreicher von den Italienern eine blutige Niederlage erlitten, äußerte sich der österreichische Feldmarschall-Leutnant Fürst Eduard Liechtenstein, voll Sarkasmus: „Merkwürdig, merkwürdig! Auf der Schmelz (dem Truppenübungsplatz in Wien) ist's immer gegangen und da geht's nicht!" *H. G.*

Liebe Jugend

Der zweite Offizier des schottischen Dampfers K., der in Neuyork lag, packte die Schiffskatze, einen bösen Faucher und Kratzer, in seinen Lederkoffer und ging an Land. Als er den Pierschuppen an der 44. Straße verlassen wollte, wurde er von einem Zollbeamten festgehalten. Dieser verlangte, daß der Schiffsmann den Koffer öffnen solle. Der weigerte sich. In dem Koffer sei die Schiffskatze, die er von einem Tierarzt untersuchen lassen wolle. Der Beamte bestand aber darauf, den Kofferinhalt zu sehen. Der Offizier öffnete also den Koffer, und heraus sauste mit bösem Fauchen der Kater und lief zum Schiff zurück. Der Zweite rannte hinterher. Nach einigen Minuten kam er wieder mit dem Koffer zu dem Zöllner und fragte, ob er ihm den Inhalt noch einmal zeigen solle. Der sagte: „Scheren Sie sich mit dem Biest zum Teufel!" Der Offizier verließ also das Hafengebiet und ging in seine alte Stammkneipe, aber nicht zum Tierarzt, denn diesmal hatte er statt der Katze 10 Flaschen Black-and-White-Whisky über die Zollinie gebracht. *C. E. B.*

•

Der freundliche alte Pastor M. stattete den Insassen der Strafanstalt in B. wie alljährlich seinen Weihnachtsbesuch ab. Einen Gefangenen, der sehr niedergeschlagen und traurig aussah, fragte er: „Warum sind Sie hier, lieber Mann?"

Der Gefragte hob seinen Kopf: „Nur wegen einer Kleinigkeit, Herr Pastor."

„Wollen Sie mir nicht sagen, was es ist?"

„Ja, sehen Sie, Herr Pastor, die Leute hier halten leider alle Türen verschlossen."

C. E. B.

Ein unfreundlicher Gatte

Frau Blank, die Gattin eines Gerichtspräsidenten, hatte das Pech, zu einer ungünstigen Zeit ihre Köchin zu verlieren. Das war zwar ärgerlich, aber es brachte sie doch nicht aus der Fassung, da sie sehr haushälterisch veranlagt war. Kurz entschlossen, stellte sie sich wieder an den Kochherd, wie in den ersten Zeiten ihrer Ehe, als sie noch die Frau eines kleinen Assessors gewesen war und sich keine Köchin leisten konnte. Der Präsident fühlte sich wie in den Flitterwochen, nannte sie wieder „Schätzchen" und war, wenn er sich zum Essen niedergesetzt hatte, über alles entzückt, was sie ihm hinstellte.

Doch, da er nicht nur ein kluger, sondern auch ein nobler Mann war, lobte er seine Frau nicht nur, sondern er beschenkte sie auch, und zwar mit einem kostbaren Hermelinmantel. — Dieser Vorfall beschäftigte die Ehefrauen des ganzen Blank'schen Verkehrskreises und wurde überall eingehend besprochen. Doch nicht nur das: er trieb auch zur Nacheiferung an. Die Gattinnen der hohen Beamten gingen auf einmal wieder in die Küche und sorgten selbst für das leibliche Wohl ihrer Herren und Gebieter. Der Lohn würde nicht ausbleiben, davon waren sie überzeugt. Der Winter war noch lange nicht zu Ende. Einige der Damen fanden ihren Pelz schon ganz schäbig und waren deshalb umso hoffnungsfreudiger; andere hatten überhaupt keinen. Sie kochten und kochten, aber die Gatten hatten es zu ihrer Enttäuschung gar nicht eilig mit der Belohnung. Schließlich fragte Frau Kanter, die Gattin des Landrats, ihren hohen Gemahl neckisch: „Sag', Arthurchen, was wird deine kleine Frau wohl bald anziehen müssen, wenn sie dir weiter so schöne Dinge kocht?" Der Landrat antwortete, bissiger als nötig gewesen wäre: „Einen langen schwarzen Kreppschleier, Wanda!"

Beim Rechtsanwalt:

„Es ist ziemlich sicher, daß Sie verurteilt werden, außerdem, Sie weisen nach, wo Sie zur Zeit des Einbruchs gewesen sind!"

„Tja — dann werde ich bestimmt verurteilt!"

Das Rätsel

„Der Junge macht dauernd dumme Streiche! Mir ist er direkt ein Rätsel!"

„Ja — und zwar ein ungeratenes!"

Geräusche

„Sind sie denn gar nicht erschrocken, als in Ihrer allernächsten Nähe das Pulvermagazin explodierte?"

„Oh, ich hatte das gar nicht gehört! Meine Frau hatte nämlich im Zimmer nebenan Kaffeekränzchen!"

Nichts leichter

„Sagen Sie, wie fängt man es an, einen guten Stil zu schreiben?" fragte jemand den Dechanten Jonathan Swift, Englands großen satirischen Schriftsteller (1667—1745), dessen politische Satire „Gullivers Reisen" zu den großen Werken der Weltliteratur gehört. — „Nichts leichter!" antwortete der geistvolle Satiriker. „Man muß nur immer das rechte Wort an die rechte Stelle setzen." *W.*

Fasse dich kurz!

Redseligkeit ist der geistigen Hohlheit Resonanz, in der die charakterlichen Obertöne der Klatschsucht mitschwingen. Im Privatgebrauch mag sich ihrer jeder bedienen, soweit er dafür willige und empfängliche Partner findet, die nicht leicht zu beleidigen sind. Aber im amtlichen Verkehr bedeutet sie eine Hemmung und vermindert sie die Aussicht auf den Erfolg des Mitgeteilten. Darum fasse dich kurz! Etwa in der Art, wie es die folgenden Musterbeispiele eines Briefwechsels aus dem an Zeit so reichen klassischen Altertum tun:

1. Xerxes an Leonidas:

„Streck die Waffen!"

Antwort:

„Komm und nimm sie!"

•

2. Philipp von Mazedonien an die Spartaner:

„Ich habe mit meinem Heer die Grenzen eures Landes betreten. Wollt ihr, daß ich als Freund oder daß ich als Feind komme?"

Antwort:

„Keins von beiden."

•

3. Artaxerxes an die Spartaner:

„Wenn ich in euer Land komme, werde ich eure Stadt verwüsten!"

Antwort:

„Wenn!"

Die tapferen Kuttenträger

Im Dreißigjährigen Kriege kam es hin und wieder vor, daß auch Mönche zu den Waffen griffen, um ihre Pfründe zu verteidigen. So fand Gustav Adolf nach der stürmischen Eroberung von Würzburg auf dem dortigen Schloßhof unter den Erschlagenen auch etwa zwanzig Kuttenträger. Die meisten von ihnen aber hatten auf ihren feisten Gesichtern einen derartig rosigen und von innerer Lebendigkeit zeugenden Schein, daß der König wie weiland der Meister, für den er kämpfte, mit lauter Stimme rief:

„Mönchlein, ich sage euch, stehet auf! Es soll euch nichts geschehen!"

Allsogleich standen fünfzehn der Mönchsleichen wieder auf den Beinen.

Motivierte Bitte

Wenzel Scholz, der berühmte Wiener Komiker des Vormärz, entschloß sich, bereits in den Sechzigern, nochmals zu heiraten und zwar ein ganz junges Mädchen. Eine Ehe, die trotz des Altersunterschiedes überaus glücklich wurde Als die Kollegen im Theater von seinem Plane hörten, versuchten sie Scholz mit allen Überredungskünsten von seinem Entschluß abzubringen. Als die Schauspieler sahen, daß jede Mühe vergebens sei, versuchte schließlich noch der Souffleur sein Glück und schloß mit den Worten: „Schaun S', Herr Scholz, Sie hab'n immer auf mi g'hört, tun Sie's doch auch diesmal!" *H. G.*

Die Ursache

Im Gespräch mit Diogenes meinte einer seiner Schüler, es sei doch merkwürdig, daß wohl Arme oder Kranke gerne beschenkt würden, aber fast nie jemand einem Philosophen etwas schenke. Worauf Diogenes antwortete: „Weil man eben an die Möglichkeit denkt, selbst einmal krank oder arm zu sein, dagegen aber vollkommen sicher ist, nie weise und ein Philosoph zu werden." *H. G.*

FÜR JEDEN FOTO-AMATEUR:

Deine Kamera geht Geld verdienen
mit 100 Adressen für den Bilderverkauf . . . . . RM 0.75

Fotografieren mit Infrarot
Das Infrarot-Buch mit der höchsten Auflage . . . . . RM 1.40

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

BÜCHER

Willy Seidel: „Der Tod des Achilleus" und andere Erzählungen. Herausgegeben von Ina Seidel. (Stuttgart und Berlin 1936, Deutsche Verlags-Anstalt. 386 S.)

Aus dem Nachlaß des leider zu früh verstorbenen Dichters Willy Seidel gibt dessen Schwester den vorliegenden Band heraus, der außer Erzählungen auch Briefe und Gedichte, sowie eine eingehende Lebensdarstellung enthält. Unwillkürlich wird jeder Leser zuerst nach dieser Biographie greifen; einerseits verlockt dazu die bekannte reife Kunst der Menschenschilderung Ina Seidels, anderseits die Persönlichkeit des Verstorbenen selbst. In gewisser Hinsicht steht dieser Nachlaßband ja auch mit den Erzählungen, die er bringt, eindeutig im Zeichen der Einheit von Persönlichkeit und Werk Willy Seidels. Die sieben Novellen sind in den letzten vier Lebensjahren entstanden und kennzeichnen nicht nur die künstlerische Ausdrucksfähigkeit (als deren höchstes Zeugnis mir „Die vier Augen" erscheint), sondern auch den weltanschaulichen Tiefgang des Dichters. Die Titelnovelle bringt in eindringlichster Weise zum Ausdruck, wie tief Willy Seidel das Todeserlebnis zu fassen wußte. Gleichzeitig aber entzieht er sich uns in keiner Weise als der Weltfahrer, den wir kennen, ja in dem beigegebenen Romanfragment „Der Sammetfrack" (um den Beau Brummell) läßt er seine ganze realistische Darstellungskunst mit vollendeter Überlegenheit spielen. So entsteht ein einheitliches Bild der vielseitigen und in ihrer Vielseitigkeit doch unzersplitterten Begabung des Dichters, die aus ursprünglichen und schon sehr früh sichtbar gewordenen Kräften gewachsen war. Von Haus aus mit einer herrlichen und schönen Phantasie gesegnet, ließ er sich von ihr in die Welt und in die Ferne treiben, und ließ sich von ihr auch dazu anleiten, sich mit den letzten und tiefsten Dingen der Seele zu beschäftigen. Diesem Nachlaßband darf nachgerühmt werden, daß er ein vollendetes Gesamtbild von Willy Seidels Wesen und Werk entwirft. Wilhelm Kunze

Hamsun: „Der Ring schließt sich." (Albert Langen-Georg Müller, München.)

Es geht natürlich nicht an, daß unsereiner einen Hamsun „kritisiert". Aber wir leben in einer Zeit, die es hinfällig gemacht hat, daß vor ehrwürdigen Standbildern um jeden Preis Weihrauchfackeln entzündet werden müssen — wenn auch der Begriff „Jugend" als eines zur Revolte um jeden Preis verpflichteten Faktors anderseits manchmal etwas übernommen erscheint. Am besten ist es wohl, sich auf den großen Dichter selbst zu berufen, der in jüngeren Jahren — etwa in seiner verwegenen Herausforderung des entsagenden alten Tolstoi in „Mysterien" — sogar vor Respektlosigkeit nicht zurückschrak, wenn ihm die Würde der Altersüberlegenheit nicht in den Kram paßte. Nun denn, wenn er selbst bei Tolstoi die eigensinnige Milde der Entsagung mit fröhlichem Hohn angriff, so wollen wir bei ihm die zunehmende Übersteigerung und Verdünnung der Weisheit wenn nicht benörgeln, so doch mit geziemendem Respekt feststellen. Er ist allmählich in so hohe Regionen aufgestiegen, daß die Atmosphäre um erdgebundene Dinge aus seiner Adlersicht schon etwas dünn zu werden beginnt. Ja, wie ein Adler kreist er in seiner Höhe und beobachtet das kribbelnde Kleinzeug, das seinen unermüdlichen Appetit auf Geschöpfe reizt. Und natürlich ist er ein unendlich humorvoller, ja sogar ein gütiger Adler, der mit Liebe verspeist, was in sein ungeheures Sehfeld kommt. Aber die Weisheit höret nimmer auf und je öfter ein Ring sich schließt, nach Jahr und Tag Rückschau gehalten wird und die Körner immer und immer noch einmal durchs Sieb geworfen werden — wodurch sie bei einem Landmann von der Art Knut Hamsuns ja gewiß nicht schlechter werden — um so unaufhaltsamer nähert sich der Zeitpunkt, da der Buddha nur noch mit gekreuzten Armen und Beinen in der vollendeten Weisheit des Schweigens verharren und dem Schöpfertum entsagen muß. Es versteht sich von selbst, daß auch dieser Hamsun ein Meisterwerk ist — nur werden die, die ihn am stärksten lieben, sich von solchen Büchern, die sie mit Ehrfurcht lesen, dazu gedrängt sehen, zu den früheren zurückzukehren, die sie sich mit voller menschlicher Hingabe und Begeisterung zu eigen machten. Peter Scher

Ruppert Recking: „Ein Kaiserreich auf Aktien." Ein Journalist erzählt. (In Leinen M. 7.50. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin.)

Tief im Innern Afrikas, unweit der Quellflüsse des Nil, dort also, wo Großbritanniens Streben, den englischen Sudan und damit Nordafrika mit seinen mittelafrikanischen Besitzungen zu verbinden, über Frankreichs Absicht, ein großes mittelafrikanisches Reich zu errichten, siegte, in einem Gebiet, wo sich englische Kolonialpolitik mit dem aufstrebenden Kongostaat und anderseits mit der überlegenen Tatkraft des großen abessinischen Kaisers Menelik zu messen hatte, dort liegt das Reich des letzten märchenhaften Kaiser-Gottes, des letzten Pharaonen von Kusch. Dieses Reich Kaffa, eben von dem abessinischen Ras Walde Giorgis unterworfen, soll nach den Plänen eines an der Grenze des Kongostaates seßhaft gewordenen arabischen Elfenbeinhändlers und Sklavenjägers, Zober Bey, auf Aktien neugegründet und so der europäischen Wirtschaft erschlossen werden. Was und wer dabei mitspielte, wie sich der in weitem Umkreis gefürchtete angeblich arabische Zober Bey als ein deutschblütiger Abenteurer von ungewöhnlicher Begabung herausstellt bis zu der denkwürdigen Unterhaltung im Park des belgischen Königsschlosses zu Laeken, in der König Leopold den Plan zu Ende formt, durch den verwirklicht werden soll, was Zober Bey beabsichtigt hatte, von all diesem wird in dem neuen Bande der Erinnerungen berichtet, und zwar in einer Art, die weit über das gewöhnliche Maß der Berichterstattung hinausgeht. Dramatisch spannende Abenteuer und kühn überwundene Fährlichkeiten, Begegnungen mit allen in der Kolonialgeschichte berühmt gewordenen Persönlichkeiten sind fast nur der selbstverständliche Umriß. Das Wesentliche und Unnachahmliche dieser Aufzeichnungen ist aber die meisterliche Art der Erzählung, die erleben läßt, wie sich politisches Geschehen, Machtkampf und Aufstreben der Völker verwirklicht in der Tatkraft, dem Opfermut und der Entschlossenheit einzelner führender Persönlichkeiten. Darum sind diese Erinnerungen weit mehr als ein Tatsachenbericht, sie sind ein Blick gleichsam in das Herz der großen Politik, der überdies Einsichten und Erkenntnisse vermittelt, die gerade heute, da Deutschland erneut sein Recht auf Kolonien anmeldet, von höchster Bedeutung sind.

Hans Reiser: „Einer ging in die Wildnis." (Paul List Verlag, Leipzig.)

Jahre hindurch konnte Hans Reiser seinen Freunden als verschollen gelten. Man erinnerte sich zuweilen noch seiner Absicht, der zivilisierten Welt den Rücken zu kehren und in der unberührten Wildnis südamerikanischer Wälder zu den Ursprüngen zurückzufinden. Immer spärlichere Kunde gelangte in die Heimat, die Jahre verstrichen, und man vergaß. — Unterdessen kämpfte sich der wagemutige Münchner, entsagend und entbehrend und nur vom Triebe des Wanderns und Erlebens besessen, über unermeßliche Strecken des südamerikanischen Kontinents zu den Quellflüssen des Amazonas hinauf, baute im menschenleeren Dickicht des tropischen Urwaldes seine Hütte. Und nun berichtet der in die Heimat Zurückgekehrte, von ihr Zurückgerufene, in einem inhaltsreichen Buch. Eine Reisebeschreibung also, ein Buch der Abenteuer? Weit mehr als das. Denn Reiser bleibt nicht an der Oberfläche dieser fremdartigen Welt und ihren Erscheinungsformen haften, er durchdringt sie, wird eins mit ihnen und spricht in ihrer Sprache. Einsamkeit und Naturnähe verleihen ihm die Hellsicht des Primitiven, aber sie verleihen ihm auch dessen Demut und heilige Scheu vor der Größe unlösbarer Rätsel. Aus der Schöpfung selbst, aus der fruchtspendenden Erde, aus der Berührung mit Pflanzen und Tieren quillt ihm ewige, unveränderliche Weisheit. — Nein, es ist kein Buch photographischer Wiedergabe, kein Buch der kalten Beobachtung, der Virtuosität und Überheblichkeit. Es ist die Offenbarung des ersten Menschen. So sah dieser die Welt, und so sprach er mit seinem Gott. A. Wisbeck

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

DIE FOTO-SEITE

Wir lernen vom Tonfilm

Wir Foto-Amateure gehen mit ganz anderen Augen ins Kino, wie das der Foto-Analphabet tut. Selbstverständlich lachen auch wir über eine echte Komik und wissen wir die Besonderheiten in wirklich gelungener Darstellung bestimmter Handlungen zu schätzen. Aber unser Wertmaßstab wird darüber hinaus noch erweitert; wir urteilen auch nach der fotografischen Seite oder besser: wir sollten es tun!

Denn da können wir allerlei lernen. Wir stellen fest, wie der Kameramann das Gegenlicht zu frischer Darstellung ausnutzt, wie er bei Schneeaufnahmen das streifende Licht bevorzugt, um Spitzlichter herauszuholen und das Stäuben des Schnees zum Ausdruck zu bringen, und wie er alle Möglichkeiten des Kunstlichts zu Hilfe nimmt, sich in der Beleuchtungswahl einzelnen inhaltlichen Momenten anpaßt. Und gerade diese gestalterischen Belange des Kunstlichtes liegen uns besonders nahe, weil wir ja selbst jetzt mitten in der Kunstlichtzeit drinstehen.

Ein Einwand, der selbstverständlich kommen wird und muß: Was nützen die schönsten Feststellungen, wenn die Kinoleute über alle möglichen Lichtquellen ganz nach Wunsch verfügen? Ganz sicher fehlt es hier an solchen Hilfsmitteln nicht. Aber wir müssen weiter gehen; wir sind ja nicht an Belichtungszeiten von $^1/_{48}$ Sekunde gebunden, wie sie der Tonfilm mit seinen 24 Aufnahmen pro Sekunde benötigt, sondern können wesentlich länger belichten. Und so bleibt die Feststellung, daß wir eine Hauptrichtung der Beleuchtung und Nebenrichtungen zum Aufhellen finden, auch für uns wegweisend. Denn das können wir mit einer oder zwei Nitraphotlampen und geeigneten Reflexschirmen ebenso gut erzielen.

Weiter finden wir Gelegenheit zu beobachten, wie durch Wahl einer geeigneten Perspektive Klarheit in der motivlichen Erfassung erzielt wird. Kulturfilme vermitteln oft ein gutes Bild vom Wesen der Heimatfotografie, wo man aus einzelnen Bausteinen das Ganze erfaßt. Und für den Kino-Amateur lohnt es sich in Sonderheit, auf die Bewegungsmomente, auf den Bildwechsel und Bildschnitt zu achten.

Gedanken über das Farbenfoto

Die Erfindungen auf dem Gebiete der Farbenfotografie sind inzwischen vorangeschritten und vor allem so weit gediehen, daß die Qualität hinsichtlich der Farbwiedergabe restlos vollwertig ist. Wir besitzen nicht allein Methoden für das farbige Einzelbild, sondern insbesondere auch für den Farben-Tonfilm. Einzelne Proben wurden inzwischen hier und da bereits der Öffentlichkeit vorgeführt.

Nicht zu Unrecht erwartet man heute vom Farben-Tonfilm aus eine Umstellung hinsichtlich der Auffassung des fotografischen Bildes überhaupt. Aber man darf nicht verallgemeinern; man darf nicht sagen, daß in der Zukunft ausschließlich das farbige Bild ein Recht besitzt. Vielmehr werden Farben- und Schwarz-Weiß-Bild nebeneinander bestehen und jede beider Formen wird ihren besonderen Bereich haben.

Denn wir wollen uns darüber klar sein, daß auch die Anwendung des Farbenfotos seine Grenze hat. Maßgebend ist ja nicht allein, daß wir ein Bild wegen seiner Farbe schneller und leichter erfassen als das in Helligkeiten übersetzte Schwarz-Weiß-Foto. Denn ein Farbenfoto kann erst dann Berechtigung haben, wenn motivlich und gestalterisch alle Voraussetzungen gegeben sind, um die Farbe als solche zu rechtfertigen.

Es darf also nicht gesagt werden, daß ein Schwarz-Weiß-Bild in Zukunft durch das Farbenfoto verdrängt wird. Die Ausdrucksmöglichkeiten im Schwarz-Weiß-Bild sind auf seinem Gebiete nicht durch ein anderes Verfahren zu ersetzen. Immer werden wir hier ein Vorherrschen elementarer Inhalte antreffen, die aber gerade auf Grund dieser Eigenschaft so besonders packen. Diese elementaren Momente müssen im Farbenbild zurückbleiben, weil hier der optische Eindruck alles überwiegt.

Die Farbe ist zweifellos das Primäre, welches den Menschen fesselt. Je oberflächlicher er denkt, je mehr er auf Entspannung ohne tieferes inneres Mitgehen eingestellt ist, desto mehr reagiert er auf Farbreize. Indem wir die Farbenfotografie so benutzen, damit eine spontane und bejahende Reaktion bei der Bildbetrachtung erfolgt, dürfen wir uns nicht allein von diesen Umständen leiten lassen, sondern wir müssen bemüht sein, auch die besonderen gestalterischen Faktoren zu berücksichtigen, die dem Farbenbild Wert geben. Das Farbenfoto bleibt also zunächst eine Komposition auf optischer Grundlage, bei der die Harmonie der Farben das Ganze trägt. Das Schwarz-Weiß-Foto ist mehr abstrakt, indem es auf Grund von Licht, Linie und Gestalt ein tieferes Einfühlen fordert.

Um auf dem Gebiete der Farbenfotografie Vollkommenes zu leisten, wird man sich einleben und einfühlen müssen in die Besonderheiten dieser Ausdrucksform. Und erst Erfahrungen werden hier den richtigen Weg bringen. Doch von einer Vorherrschaft wird man nicht sprechen dürfen. Vielmehr bleibt jedes in seinem Rahmen. gi—t

Lest die Fotowelt

1936 / JUGEND NR. 49 / 1. Dezember 1936 — *Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig*

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: i. V.: GEORG POSSELT; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.A. III. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10 zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

Die neue Amme

Hauber

„Gedeihen wird er wohl — doch nicht zum Heil der Welt".

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 50

Früher Schnee

W. Hely

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / NR. 50

DER PRÄMIIERTE TOD

Von Hans B. Wagenseil

Der alte Herr van Omneren warf sein Kartenblatt auf den Tisch und betrachtete nachdenklich einen Chip aus rotgefärbtem Elfenbein. „Ja, da spielt ihr nun damit!" sagte er kopfschüttelnd, „und laßt's durch eure Finger gleiten als wäre es ein Nichts. Ich bin ein alter Afrikaner, einer von der Garde, und sage euch: Hängt manchmal viel Schweiß daran und Blut, und würdet's mit euren wohlgepflegten Fingern nicht anrühren! Ihr könnt euch das nicht so vorstellen. Heutzutage, wenn einer hinüberkommt nach Ostafrika, so ein Amerikaner oder Engländer, läßt er sich seinen numerierten Bullen vor die Flinte treiben, zahlt seine Regierungsprämie und photographiert. Was aber seid ihr auch für Kerle!

Damals war Afrika noch eine Arche Noah und ein Paradies. Ihr könnt's nachsehen in eurem alten Geographiebuch, dort wo der weiße Flecken ist mit dem Vermerk: „Unbekanntes Gebiet." War nicht allen so unbekannt, ihr Herren, und könntet statt dessen getrost drei Namen einschreiben: Tom Felde, Omneren und Lagerkrantz. Wir sammelten dort Elfenbein, denn das war damals unser Geschäft.

Aber manchmal verhängte der schwarze Erdteil sein Gesicht und sah uns böse an aus fieberschmalen Augen: Das Pulver ging uns aus mitten im Busch. Oder die Schwarzen wurden rebellisch und hatten die Wasserlöcher umstellt, und nahmen wir sie endlich dennoch mit List oder Gewalt, so schwamm der gedunsene Kadaver eines Kaffernbüffels darin und pestete zum Himmel. Es war oft rein zum Verzweifeln!

„Laßt mich mal nachsehen", beschwichtigte dann Lagerkrantz meist, „ich will ein Wörtchen mit ihnen reden." Anfangs wollten wir bei solchen Gelegenheiten unsere Gewehre nehmen und ihn begleiten. Er aber wurde jedesmal zornig. „Nein, bleibt!" brach er aus und fluchte und konnte sogar mit der Faust nach uns schlagen. Unzählige Male dachten wir: Diesmal ist es aus, und er kommt nicht wieder! Aber ebenso oft kehrte er unversehrt zurück. „Der Teufel will mich noch nicht!" pflegte er dann zu sagen. „Noch bin ich nicht gargekocht, scheint's!" Und obwohl er dabei lachte, wurde uns unheimlich zumute. Denn sein Lachen klang ein wenig nach Verrücktheit.

Aber nicht immer hatten wir so schwere Zeiten. Manchmal stießen wir auf eine Tränke und schlugen dort das Zelt auf: Hungerte uns, so ging einer hinaus und schoß, was wir brauchten. Die übrige Zeit spielten wir Karten. Da war der gute Lagerkrantz groß und hatte ein Mundwerk für zwei, obwohl er sonst schweigsam war, ja manchmal geradezu verstockt. „Ich verdopple meinen Einsatz!" schwadronierte er dann los und warf noch eine Handvoll Stöckchen in die Mitte. Denn Geld hatten wir nicht. Also schnitten wir uns Stöckchen und kerbten sie ein. Tom Felde machte drei Kerbe und Lagerkrantz eine. Ein Stöckchen, das war soundsoviel Gewicht in Elfenbein oder ein englisches Pfund: Du konntest es draußen an der Küste einlösen in beiderlei Münze: beides war gleichgut.

Einmal schien mein Lagerkrantz nahezu gargekocht zu sein: Der Boden rings um ihn war schon ganz weiß von gesplintertem Holz. „Jetzt mußt du mir gleich dein Messer leihen", sagte er zu Tom Felde und blinkerte mit den Augen, „mein's ist schon ganz stumpf!" Aber Tom Felde war der Vernünftigere: Wir verständigten uns mit einem Blick und machten Schluß. Ja, ich muß lachen, wenn ich daran denke: Tom Felde sah aus wie ein Waschweib, das sich die Schürze hält — so viele Stöckchen hielt er in seinem Schoß.

„Nun, wie ihr wollt!" gab Lagerkrantz bei. Er war ein anständiger Kerl, er löste alles ein, als wir zur Küste kamen. „Nimm dein Geld, Wilhelm", sagte er damals, „ehe wir in den Salon kommen. Denn sonst ist es schon vertrunken und weg!"

„Aber dafür mußt du mein Gast sein", sagte Tom Felde darauf, „vielleicht hast das nächste Mal du Glück."

Der Salon, oder die Bar, war der Treffpunkt für alle Waldläufer. Seit vielen Jahren gingen wir dorthin. Und doch hatten wir diesmal Mühe, ihn zu finden, so sehr hatte sich der Platz verändert. Hohe Bohrtürme ragten auf, Getreidespeicher, Kinos und Lichtreklamen, und das Haus mit der Bar, das einmal das größte Gebäude am Platz gewesen war, hockte jetzt armselig zwischen Zementbauten. Auch die Bar selbst hatte sich arg verändert. Statt der Buschgestalten der Waldläufer saßen jetzt Herren in weißen Tropenanzügen darin. Es gab sogar einen Ingenieur mit steifem Kragen. Nur Josua, der Wirt, war noch derselbe.

„Habt ihr Elfenbein mitgebracht?" fragte er und wandte sich vor allem an Lagerkrantz. „Es ist sehr im Preis gestiegen, das sage ich euch offen, weil ich's gut mit dir meine, Piet. Ich aber zahle mehr als die Aufkäufer von der Compagnie, denn ich habe direkte Verbindungen Wenn ihr's in Ware verrechnet, so gewähre ich nochmaligen Aufschlag. Ja, ich mache jetzt so allerhand Geschäfte. Du kannst Konserven bei mir haben und gepreßten Tabak, Piet, und bevor du wieder hinausgehst, kannst du dein Leben auf Tod und Unfall bei mir versichern, denn ich bin jetzt Agent einer amerikanischen Gesellschaft."

„Das ist alles verdammter Unsinn", sagte Lagerkrantz kalt und spie aus. „Gib mir lieber zu trinken!"

„Was soll's sein?" fragte Josua eifrig.

Nun aber hatte sich der gute Piet über die

Vignette v. Welden

Aus der alten Au — Arthur Huber

weiße Jacke oder die Binde des Ingenieurs geärgert. Er zieht also ohne ein Wort sein Schießeisen heraus und knallt einfach eine der Flaschen vom Bord: „Davon schenke ein." Der Josua betrachtet, als müsse es so sein, die zerfetzte Etikette. Kriegt eine neue Flasche dieser Marke unter der Theke hervor und füllt langsam ein Glas: „Fünf Pfund und den Spiegel dazu."

In diesem Augenblick ging die Tür nach der Küche auf. Der Lärm und Krach hatte Josuas Frau herausgelockt. Sie stand da und hustete im Rauch: „Ach du bist das? Piet!" fängt sie zu lachen an und schüttelt sich. Sie war eine hübsche Person, blondhaarig und sauber. Gott sei's geklagt, denn der Mann war doch nichts als ein Bastard von einem Afrikander! Darauf begann sie ihrem Alten etwas ins Ohr zu tuscheln und sagte plötzlich laut: „Für dich ist ein Brief da, Piet. Geh' hin — er steckt dort."

„Für mich?" fragte Lagerkrantz ganz starr. Es geht wie ein Riß durch sein Gesicht. Und war doch da nichts so Seltsames und Verwunderliches dabei. Empfingen wir doch alle unsere Briefe nach der Bar; sie war von jeher unsere Poststation. So hatte ich dieses selbe Mal drei bekommen und Tom Felde einen ganzen Packen. Er aber sperrte sich und konnte sich nicht fassen vor Erstaunen. Endlich ging er hin und brach ihn auf. Uns den Rücken zugewandt, begann er zu lesen.

„Das ist wohl ein großmächtiger Brief?" fragte Josua neugierig und stieß uns mit dem Ellenbogen an. „Gute Nachrichten?" Aber er bekam keine Antwort. Da fühlte Josua sich beleidigt und sagte ungehalten: „Ich will mit dem Glaser reden, daß er es für zwanzig Pfund macht. Es ist ein teueres Spiegelglas und kommt über See."

Und da mit einem Mal drehte sich mein Lagerkrantz nach ihm um und entgegnete kleinlaut: „Nun, so bitte ich dich, ein wenig Geduld mit mir zu haben! Komme ich wieder von Safari, so zahle ich dir gern das Doppelte. Heute aber ist dieser Brief da — it is from my mother — und es gibt keinen Pfennig, den ich nicht brauche!" ... Er stand da, den Brief in der Hand, ehrlich verzagt.

Wir alle waren baff. „Na also!" triumphierte der Ingenieur und scharrte gereizt mit den Schuhen.

Josut seinerseits war wohl zu erstaunt, um das Ganze gleich zu begreifen. Dann aber schaute er Lagerkrantz ins Gesicht, und plötzlich wurde er grob: „Was spielst du dich denn auf, wenn du kein Geld hast? Kommt daher und vergrämt mir meine besten Gäste und ist doch nichts weiter als ein Buschklepper und Lump!"

Er wollte wohl so fortfahren im Text, doch blieb ihm das Wort im Halse stecken: Lagerkrantz nämlich hatte laut schallend zu lachen angefangen, er hielt sich förmlich den Bauch und stieß mühsam hervor: „Armseliger Hottentottensohn, konntest du dir wirklich einbilden, ein weißer Mann wende sich mit einer Bitte an dich? Hier zieh dein Geld ab, und versteh' einen Scherz." Damit warf er ihm eine große Banknote hin.

„Darauf bekommst du noch allerhand heraus!" stammelte Josua verlegen, und völlig an sich irre geworden, begann er aufzuzählen.

Lagerkrantz blieb stehen und überlegte einen Augenblick: „Behalt du das vorläufig!" entschied er wie aus einer Laune heraus und schob das Geld zurück: „Vielleicht können wir doch noch ein Geschäft machen." Dann erst kam er wieder an unseren Tisch.

Nun aber merkten wir bald, daß noch nicht alles so im Lot war. Er saß da und stützte das Kinn in die Hand, sprach kein Wort und war wie verstört. Wir bestürmten ihn, zu reden, und wollten auch den Teufelsbrief lesen; er aber wollte nicht. Plötzlich ließ er die Arme sinken, sah Tom Felde an und sagte fest: „Wilhelm, ich habe all mein Geld an dich verspielt, wohl dreihundert Stöckchen. Ich will dir sechshundert geben, zahlbar sofort nach dem nächsten Abschluß, aber jetzt sei ein Freund und leih' mir hundert Pfund bar."

Tom Felde begann zu überlegen. Das nun währte dem anderen zu lange und er bekam's mit der Angst. „Oder neunhundert", sagte er rasch. Und gleich darauf bot er die Hälfte seiner Ausbeute für die nächsten drei Jahre. Gerade damit aber hatte er den Bogen überspannt. „Nein!" sagte Tom Felde.

Und es wurde nicht mehr davon geredet.

Wintersonnwende am Feuchteck **W. Hely**

Sondern nur noch getrunken, und es kam wieder die alte Fröhlichkeit auf. Nach einer Weile traten wir hinaus — der Mond malte unsere Schatten grotesk auf die Erde —, da kommt uns der Lagerkrantz nach mit seinem schlendernden Schritt, geht direkt auf uns zu und schlägt uns derb auf die Schultern: „Jungens!" ruft er munter, „hättet ihr wohl Lust, hundertundfünfzig Pfund zu verdienen, heute noch und ohne viel Mühe?"

„Da sagt wohl keiner nein!" lachten wir.

Er aber wurde plötzlich ganz ernst. „Seht her!" sagte er und griff entschlossen in die Tasche. Kriegt ein abgegriffenes Papier heraus, groß wie ein Plakat, und faltet es auf. „Kennt ihr den?" fragte er. Und da war er richtig abkonterfeit, wie er leibte und lebte, nur noch um viele Jahre jünger, wie auch die Jahreszahl verriet am Fuß des Dokuments.

„Ja, wauhaftig, das bist du!" riefen wir beide wie aus einem Mund.

„Und wird im Original mit 250 englischen Pfunden entlohnt. Behaltet hundertfünfzig, den Rest aber sollt ihr der Post einzahlen und an eine Adresse, die steht hier im Brief."

„Da steht wohl fünftausend", sagte Tom Felde mißtrauisch, denn die Zahl war da ganz deutlich mit fetten Nullen geschrieben, „aber vielleicht ist das heute verfallen und amnestiert und nichts mehr wert?!"

„Nein, nein!" brauste da Lagerkrantz auf und runzelte die Brauen: „Es gibt Vergehen, für die gibt's keinen Verfall und kein Vergessen und keine Amnestie. Und so einer bin ich."

Dann trat für eine ganze Weile Schweigen ein. Endlich aber machte Tom Felde einen Schritt auf ihn zu, nahm ihm das Papier aus der Hand und sagte langsam: „Mag's nun damit sein, wie's will. Wir wollen damit nichts zu schaffen haben. Du warst uns allzeit ein lieber Kamerad, Piet, und so soll's bleiben."

Wie's nun weiter kam, das weiß ich nicht mehr so genau. Plötzlich aber stand Lagerkrantz erneut an der Theke und hielt große Reden, und sein Glas wurde nicht mehr leer. „Abgemacht!" sagte er mitten in ein Gelächter hinein und schüttelte Josua die Hand.

„Was ist abgemacht?" Wir wurden aufmerksam und drehten unsere Stühle.

„Er hat sich versichern lassen!" rief Josua erheitert und schrieb einen Schein. „Soll ich's wegschließen?"

„Nein, her das Papier!" sagte Lagerkrantz ungeduldig. „Und du, nimm das zu dir, Wilhelm, denn du bist ein ehrlicher Mann, wenn auch hart. Komm' ich nicht zurück", sagte er und hielt sein Weinglas nachdenklich hoch gegen die Lampe, sodaß das Licht purpurn hindurchfiel, „so hast du eine Anschrift, eine Adresse, und du zahlst gleich dorthin das Geld ein, das sie für meinen Kadaver bezahlen, diese deine amerikanische Gesellschaft! Und jetzt: Wohlsein!" Damit warf er sein Glas dem Herrn Ingenieur vor die Füße.

Ja, er war jetzt schon ganz betrunken und wollte sich nicht mehr halten lassen. „Mich zieht der Busch!" wehrte er ab und versuchte uns zuzulächeln. Er beschrieb genau und vernünftig den Platz, wo wir Lager schlagen und ihn finden sollten, gab jedem die Hand und ging hinaus . . .

Raureif — Wolf Panizza

Erst wollten wir zwei, Tom Felde und ich, gar nicht mehr ins Innere, sondern gleich an der Küste bleiben und Handel treiben, wie wir es auch später taten. Dann aber machten wir uns doch auf.

Nach einem Tag Bootsfahrt flußaufwärts ließ Tom Felde plötzlich das Ruder sinken und schattete die Augen mit der Hand. „Was ist das, Preben? Warum kreisen die vielen Geier?"

Ich aber hatte schon ein gekipptes Kanu erkannt. Es lag seitlich umgesunken, halb versandet in der Strömung. Etwas ragte heraus: ein Stock ... nein, ein Arm ... „Es ist Piets Boot!" schrie Wilhelm plötzlich und stieß hastig das Ruderblatt ins Wasser.

Wir fanden nicht viel mehr. Das Viehzeug hatte schon saubere Arbeit getan. Wir richteten das Boot auf und schöpften es aus. Da entdeckten wir ein sauberes Bohrloch im Boden der Planke. Der Tote war mit einem Strick an die Ruderbank gefesselt. Erst dachten wir, die Schwarzen hätten ihm einen üblen Streich gespielt. Dann aber errieten wir, daß der gute Piet sich selbst so gebunden hatte. Er hatte wohl an der Kraft seines Willens gezweifelt, denn es mochte eine Weile gewährt haben, ehe das Kanu voll lief und sackte!

„Vergiß nicht", sagte Tom Felde und nahm den Hut ab, „es kann sich ebensogut leck gestoßen haben an einem Felsen oder Wurzelschaft, und ich denke, Preben, wir wollen betreffs der Prämie in diesem Sinn an die Amerikaner schreiben ..."

Der alte Herr van Ommeren schwieg. Und so, als ahme er den Toten nach, hielt er den roten Chip eine Weile lang zwischen spitzen Fingern gegen das Licht ... Dann aber setzte er sich zurecht, sagte den Herren die letzte Runde an und ließ ihn achtlos über den grünen Tisch flitzen ...

Der Verleger

Hans von Bülow, den berühmten Dirigenten, wollte einmal der Musikverleger Spielmann aus Göttingen sprechen, um den Meister zu bewegen, eine Symphonie eines jungen Göttinger Musikers aufzuführen. Obwohl ihn Bülow nicht empfangen wollte, erzwang sich der Verleger dennoch hartnäckig eine Unterredung. Bülow hörte ihn an und sagte dann kurz: „Aus Göttingen beziehe ich meine Würste, aber keine Symphonien!", sprach's und ließ den Verleger stehen. *H. G.*

Königliche Kritik

Als in Berlin unter Meyerbeer's persönlicher Leitung die „Hugenotten" aufgeführt wurden, bildete die Aufführung das Stadtgespräch. Auch bei einer Hofgesellschaft wurde davon gesprochen und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen meinte: „Ja, Katholiken und Protestanten schneiden sich die Hälse ab und der Jude macht die Musik dazu!" *H. G.*

Aus Italien — Gunther Böhmer

Am Nikolaustage

Von Cajetan Zimmermann

Die Tage um Nikolaus sind auf dem Dorf von beängstigender Ruhe. — Da gibt es kein lautes Schreien und übermütiges Balgen nach der Schule; fast scheu gehen auch die verwegensten Helden die Zäune entlang und verschwinden unbemerkt in die Stuben. Eine geheimnisvolle Macht scheint auf den Gassen, in den Gärten zu walten, die jeden Laut im Keim erstickt. Noch mehr tritt dieses Gefühl zu Hause zutage. In allen Ecken und Winkeln lauert dieses unsichtbare Etwas und dämmt jede laute Ausgelassenheit ein. Was die Mutter sagt, wird auf das erste Wort verstanden und wenn der Vater befiehlt, gibt es keine Widerrede. Die schwersten Aufgaben werden mit einer knechtischen Willigkeit ausgeführt. Wo ist da der Trotz, der sonst bei Widerwärtigkeiten aufsteigt. So schnell und ganz bei der Sache ist nie ein Kind als in den Nikolausvorabenden.

Als mein Vater mir nach der Schule sagte, ich solle zum Messerschmied gehen, um die Messer für Weihnachten schleifen zu lassen. An Sommertagen war dieser Weg — etwa eine Stunde weit — ein Spaß, aber im Winter mußte man hurtig sein, daß man nicht in die Nacht hineinkam, und dies ist an einem Nikolausvorabend eine beängstigende Vorstellung.

Trotzdem ich beherzt war und sogar gern ein Abenteuer bestand, war der Auftrag für mich doch eine schwere Aufgabe und wenn es nicht gerade Nikolausvorabend gewesen wäre, hätte ich wohl eine Ausrede gebraucht und alles darauf verwandt um mit der Ausführung verschont zu bleiben. So aber begnügte ich mich damit wenigstens bei der Mutter durchzusetzen, daß meine Schwester mich begleiten durfte.

Nachdem mir der Auftrag nochmals recht eingeschärft war, machten wir uns auf den Weg. Die Schulkameraden sahen uns hinter den Fenstern nach und wunderten sich wohl über unseren Mut; an einem solchen Tag ist es am sichersten um das Haus herum oder gar in der Küche oder Stube. So kamen wir uns tapfer genug vor und passierten ruhig die Dorfstraße. Kaum hatten wir die letzten Häuser hinter uns, sahen wir die weiten Felder vor uns; Raben flogen auf und ließen sich mit lautem Gekrächze auf einer Anhöhe, dem sogenannten Vogelberg, nieder. Nebel hüllten das Nachbardorf, das man sonst gut sehen konnte, ein. So schien der Weg nochmals so weit wie sonst und wir fingen an zu eilen. Noch plauderten wir von der Schule und wagten auch von Weihnachten zu reden; aber wir hüteten uns den Nikolaustag zu erwähnen; ich hatte doch Grund die Rute des Nikolaus zu fürchten; mein Sündenregister war groß genug, um vom Nikolaus richtig hergenommen oder wenigstens abgekanzelt zu werden. Durch diesen Botengang glaubte ich mein Schuldkonto zu verringern und so war ich mit Ernst bei der Sache und glaubte, daß der Lohn für das Verdienst nicht ausbleiben könnte. Freilich war es gut eine Begleiterin zu haben, und meine Schwester war an diesem Tage gerade recht, weil sie doch gern betete und ich so glaubte eine Beschützerin zu haben; natürlich ließ ich dies nach außen nicht merken.

Wir hatten das Nachbardorf erreicht und gingen ebenso stolz an den Häusern vorbei wie im Heimatsdorfe. Erst wie wir an den letzten Häusern vorbei waren, und uns der Nebel noch dichter umfing, wurden wir stiller und ich folgte ruhig der Schwester, wie sie auf das Kreuz zuschritt, das am Weg zwischen Bäumen und Büschen stand. Schon längst war ich mit meinem Vater unser fertig, und so konnte ich allerlei Gedanken nachhängen; ob dies mit dem Nikolaus wohl Ernst wäre. Ob er wohl wirklich für fromme Kinder Gaben brächte. Rund herum war tiefes Schweigen, nur in den Bäumen war ein leises Flüstern, so geheimnisvoll, daß ich nochmals anfing zu beten und je schneller ich betete, desto mehr erschienen mir die Gaben des Nikolaus — Äpfel — Nüsse — Hutzelbrot. Nun betete ich im Eifer wirklich laut und meine Schwester fiel ebenfalls mit leiser Stimme ein. So klangen die zwei Kinder-

stimmen inmitten der lautlosen Stille wie wenn auf dem Chore der Kirche vorgebetet wird. Das Kreuz war der Altar und die Bäume und Büsche waren die Kirchenwände, über die der Nebel ein graues Gewölbe wob. Unsere Worte verhallten mit dem Wehen, das durch diese Kapelle zog und es war eine Andacht geworden, wie dies selten gelang inmitten der großen Kirche. Wir glaubten der Nikolaus müßte uns hören und er würde sicher zu Hause seinen Sack mit allen guten Sachen bringen, wenn wir zurück wären.

In dieser Stimmung war es nicht schwer weiter zu gehen, wenngleich jetzt das schwierigste Stück Weg vor uns lag. Ein Wald öffnete bald seine dunkle Pforte und wir gingen Hand in Hand tapfer zwischen den hohen Tannenmauern. Noch ganz in der Meinung, daß uns der Nikolaus gehört hätte, waren wir furchtlos und hörten nicht die geheimnisvollen Rufe aus dem Dickicht. Nicht einmal der Hall unserer eigenen Schritte machte uns ängstlich. So erreichten wir denn auch bald die Messerschmiede, die in einer Waldlichtung lag. Über einen Steg, der einen rauschenden Waldbach überbrückte, kamen wir zum Hause. Einsam lag es und versteckt inmitten eines kleinen Gartens. Der Hund meldete uns an mit lautem Gebell. So kam bald der Schmied, der schon Feierabend gemacht hatte, aus der Türe. Mit seinem Barte und seinem langen Rock erschien er wie Rübezahl und scheu blieben wir stehen; aber er redete uns lachend an und neckte uns, ob wir nicht dableiben wollten; es wären doch noch genug Geschwister zu Hause und wir hätten es gut bei ihm und der Nikolaus würde gewiß auch den Weg zur Waldschmiede finden; er würde die Rute ihm schon abnehmen und einen Sack voll Äpfel und Nüsse müßte er uns beiden dalassen.

Aber schnell richteten wir den Auftrag aus, übergaben ihm die Tasche mit den großen und kleinen Messern, und die ganz großen, die für die Häckselmaschine gehörten. In acht Tagen sollten sie fertig sein und der Vater würde sie am Sonntag mitnehmen, wenn er Nachmittag ins Nachbardorf käme. So bestimmt sagte ich dies her, daß der Schmied die Tasche nahm, während er seiner Frau rief, uns ein Stück Brot abzuschneiden. Wir steckten das Brot ein und wollten uns sofort auf den Rückweg machen. Der Schmied rief noch nach, wir sollten aufpassen, der Nikolaus käme sicher durch den Wald.

Inzwischen war es schon fast dunkel geworden und wir hielten uns ganz an die Wegspuren um nicht abzuirren. Immer finsterer wurde es, und wir fingen an zu laufen, um den unheimlichen Wald bald hinter uns zu haben. Ja wären wir nur bei dem Kruzifix, wir würden gerne beten und an Nüsse und Äpfel dachten wir nicht mehr. Da hörten wir Peitschenknallen und Pferdegewieher; wir ließen das Fuhrwerk vorüber und liefen noch schneller. Da hörten wir schon das Gebetläuten, bald waren wir an dem Wegkreuz angelangt.

Erleichtert atmeten wir auf und beteten noch andächtiger als vorher Vater unser und unser ganzer Mut kehrte wieder zurück; da was war das, die Büsche teilten sich und heraus trat eine große Gestalt mit langem Bart — Hlg. Nikolaus beteten wir laut und ängstlich, wir wollen brav sein und folgsam. Der Nikolaus lobte uns und sagte, er hätte unser Gebet gehört und so dürften wir unsere Tasche mit Nüssen und Äpfeln füllen — er schüttete unsere Messertasche voll und sagte, daß wenn wir immer so Vertrauen hätten, würden wir im Leben alles Schwere überwinden. Wie wir noch ganz bestürzt dastanden, verschwand indessen der Nikolaus. So war der Heimweg für uns leicht und alle Schrecken der Nacht hätten uns nichts anhaben können. In der frohen Stimmung überraschten wir zu Haus die Geschwister und teilten unsere Schätze aus. Wir wurden angestaunt, wie wenn der Glanz des Wunders uns noch umstrahlte. E. Zimmermann

Aufmerksam

„Daß du das wertlose Taschentuch, das du gefunden hast, extra zum Fundbüro getragen hast?"

„Deshalb, weil ein Knoten drin war. Wer weiß, an welch wichtige Sache es den Verlierer erinnern sollten!"

Körner

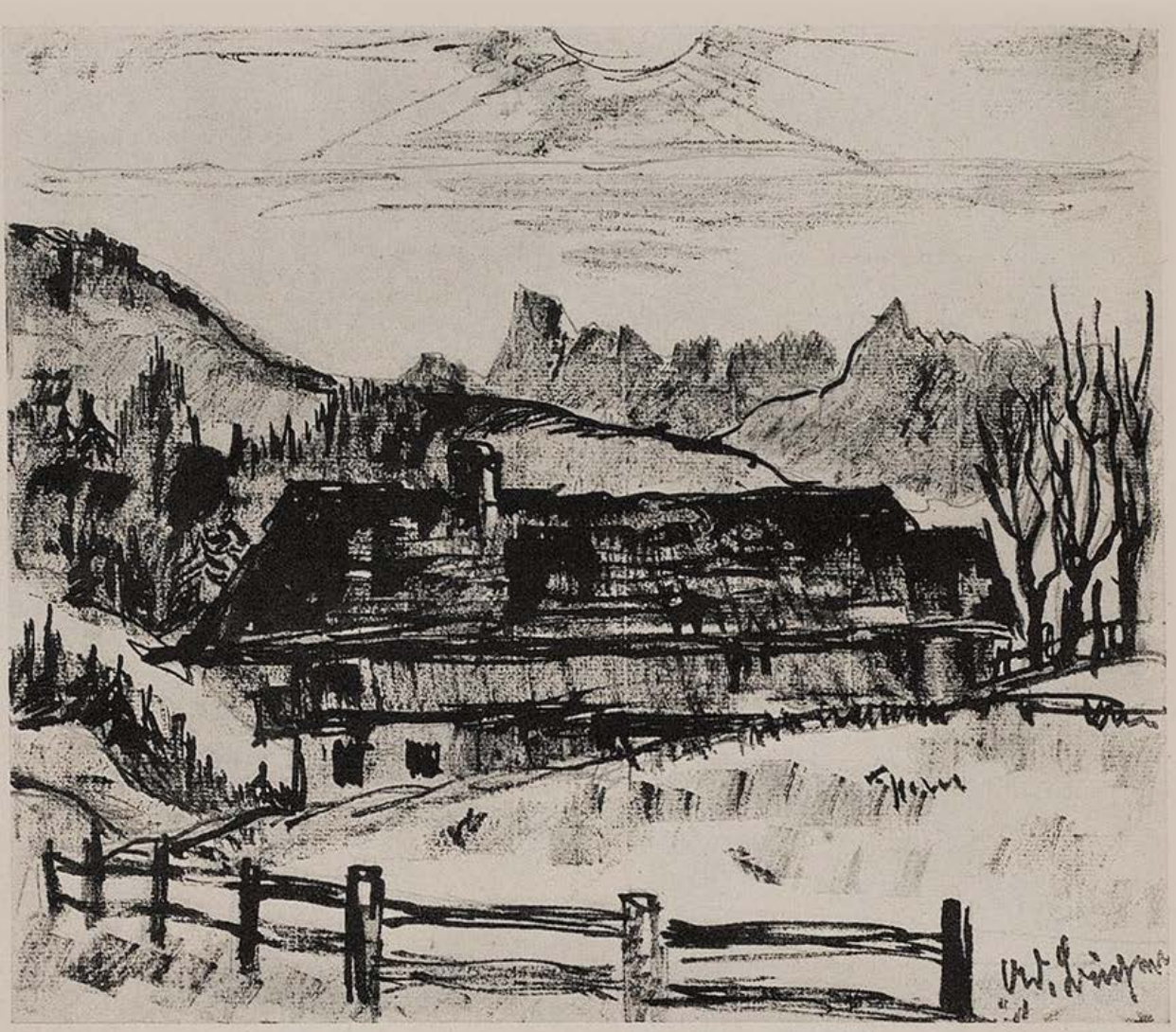
„Was schleppst du denn da?"

„Einen halben Zentner Samenkörner! Den habe ich ganz billig kaufen können!"

„Mensch, du hast wohl einen Vogel?!"

„Natürlich! Dafür habe ich die Körner ja gekauft!"

Aus Mailand — Georg Pevetz



Aus Bayern — Adolf Büger

DAS DAMENOPFER

Erzählung von Gert Lynch

Es war spätnachmittags in einem kleinen Café. Eder legte ab und nahm grüßend am Stammtisch Platz, wo der Schachspieler Reichel saß.

„Franz!" — Der Ober, der an der Säule lehnte und eine neue Illustrierte las, ließ das Blatt sinken und merkte auf. — „Bringen Sie mir einen Verkehrten, und ein großes Glas Wasser für meine Blumen."

Reichel steckte neugierig zwei Finger in den Bausch des Seidenpapiers und lüftete ihn ein wenig. „Nanu!" staunte er, „rote Rosen! Sie Schwerenöter, Sie! Das sieht ja ganz nach ernsten Absichten aus! Vielleicht darf man schon gratulieren?"

Eder lachte: „So weit ist es nun wieder nicht. Aber das eine steht fest, daß ich das Junggesellenleben satt habe, satt bis hierher." Er zeigte mit der gestreckten Hand an den Hals.

„Ist sie hübsch?" fragte Reichel.

„Bildhübsch!" versicherte Eder. „Es ist eine Norddeutsche, groß und blond. Ich lernte sie im vorigen Sommer im Gebirge kennen, und seitdem schreiben wir uns."

„Und nun, nun kommt sie wohl?"

„So ist es. Sie ist auf der Durchreise und will die Fahrt unterbrechen. Ich hole sie nachher vom Bahnhof ab."

„Na, dann viel Glück!"

„Danke, ich kann es brauchen!"

Franz kam und schob den Verkehrten und ein großes Glas Wasser auf die Marmorplatte.

Eder stellte die Rosen ins Wasser, goß zwei Drittel Milch und ein Drittel Kaffee in die Tasse, rührte um und trank alles auf einen Zug aus, so wie es seine Gewohnheit war.

„Ein Brett gefällig?" fragte Franz und wischte einige Tropfen vom Tisch.

Reichel blickte auf Eder: „Sollen wir?"

Eder zog die Uhr. „Meinetwegen", sagte er, „es geht gerade noch. Also Franz, bringen Sie das Brett mit den großen Figuren, aber möglichst schnell."

„Sehr wohl", antwortete Franz und eilte.

„Wenn ich nicht irre, bekomme ich diesmal Weiß", bemerkte Eder.

„Bitte, bitte", sagte Reichel, „bedienen Sie sich. Sie werden auch mit Weiß kein Bein auf die Erde bringen!"

„Abwarten", rief Eder. Er zog, und das Spiel begann.

Die ersten Züge folgten rasch aufeinander. „Da", sagte Eder, indem er einen Schwächling opferte, um einen Vorstoß durchzusetzen, „fressen Sie sich satt!"

Reichel schlug den Bauern. „Das wird Sie die Partie kosten", unkte er, „ich werde den Mehrbauern zum Turmendspiel verwerten."

„Verwerten Sie nur", höhnte Eder und ließ das Pferdchen springen.

„Ach, du meine Güte! Das ist ja Schnorz, was Sie da spielen! Für so einfältig dürfen Sie mich wirklich nicht halten, daß ich auf diesen Leim gehe. Ziehen Sie Ihren Klepper nur wieder zurück, sonst ist er heidi." Und Reichel griff tapfer den Springer an.

Eder aber ging nicht zurück, sondern deckte. „Prahlen Sie ruhig weiter", sagte er, „ich werde Ihnen schon zeigen, wo Barthel den Most holt!"

„Hm!" machte Reichel und steckte sich eine Zigarette an. „So also spielen Sie das. Wenn das nur gut geht! Gilt der Zug?"

„Er gilt! Berührt — geführt."

„Na, dann will ich Ihnen mal vorführen, was eine Harke ist. — Gardez!" Reichel bedrohte die Königin und schnob angriffslustig den Rauch durch die Nase.

Eder lächelte schief: „Auch hiergegen gibt es Mittel und Wege." Er brachte die Dame in Sicherheit.

„Weiß verschenkt kostbare Zeit", hänselte Reichel. „Bald werden Sie auf dem letzten Loch pfeifen!"

Eder ließ sich durch die gewohnten Sprüche nicht aus der Ruhe bringen. Er gewann den Bauern zurück und hatte das Feld für eine gute Entwicklung frei. Er stützte den Kopf in die Hand und überlegte, wie er Reichel am besten beikommen könne. Minutenlang brüteten sie beide stumm über den Feldern.

Der Ober Franz, der stehend zuschaute und das Spiel verfolgte, konnte sich nicht halten und warnte: „Geben Sie acht, der Läufer ist in Gefahr!"

Eder wandte sich entrüstet um: „Wie oft muß ich Ihnen noch sagen, Franz, daß Sie nicht kiebitzen sollen! Bringen Sie lieber zehn Zigaretten, aber ohne Mundstück!"

Franz lächelte verlegen und ging zur Theke.

Auf dem Brett entstand nun ein zäher Nahkampf. Bedächtig folgten die Züge. Mehrere Figuren kamen zum Abtausch, da Reichel bestrebt war, die Streitkräfte zu mindern. Sie standen sich immer noch gleich, doch Eder war in der Stellung ein wenig im Vorteil. Von Zeit zu Zeit atmete er tief auf; es klang wie ein Seufzer. Seine Finger wurden feucht, und er wischte sie mehrmals am Taschentuch ab. Immer, wenn eine Zigarette zu Ende war, zündete er die nächste an. Bei besonders kniffligen Lagen feilte er mit den Zähnen die Unterlippe. Den Gruß eines Bekannten, der am Tische vorüberging, überhörte er. Auf seiner Stirn spielten abwechselnd senkrechte und waagrechte Falten. Bisweilen zwickte er ein Auge zu, um es vor dem Rauch zu schützen, den die Zigarette verbreitete. Über dem Tisch stand bereits eine bläuliche Wolke von Striemen und Kringeln, die jedesmal brodelnd in Aufruhr geriet, wenn ein Luftzug wehte.

„Schach!" rief Reichel, und stellte den Turm so nachdrücklich hin, daß das Brett und die Figuren tanzten.

Eder brachte sie wieder in Ordnung. „Gewohnheiten haben Sie", sagte er strafend, „wie ein Steineklopfer." Und er ging aus dem Schach.

Reichel schwieg diese Worte tot und bot wiederum Schach. Eder konnte auch diesmal ausweichen. „Hören Sie doch endlich mit diesem ewigen Schach auf", sagte er ärgerlich, „Sie sehen ja, daß es nichts nützt. Wir fahren doch schließlich nicht Mühle, nicht wahr?"

„Kümmern Sie sich um Weiß", knurrte Reichel. „Sie werden nämlich bald ausgeholzt haben, mein Lieber! Ich habe da ein Springermanöver drin von einer verblüffenden Schönheit der Technik!" Er zog und wartete gespannt auf den Gegenzug.

Eder verzog höhnisch den Mund: „Daß ich nicht lach'! Sie Optimist, Sie!"

Doch Reichel ließ sich den Plan nicht durchkreuzen. Er brachte die Stellung des Gegners zum Erstarren und kam sichtlich im Vorteil. Eder

Aus Holland — E. M. Wagner

Porträt H. Kistler

Dann ging er in sein Zimmer. Hier schleuderte er die Rosen aufs Bett und sank erschöpft in den Lehnstuhl.

•

Als Gertrud Fiedler, groß, blond und frisch, in M. ausstieg, hatte sie ein beklemmendes Gefühl. Merkwürdig, dachte sie. Die Vorfreude war wesentlich größer gewesen.

Sie ließ sich Zeit und ging als eine der Letzten durch die Sperre. Hier blieb sie stehen und blickte sich um. Sie stellte den Koffer hin und blickte sich nochmals um. Sie musterte die Männer, die in der Nähe standen, und machte ein enttäuschtes Gesicht. Als sich die Leute verlaufen hatten und die Sperre geschlossen wurde, ging sie zum Seitenbau und gab den Koffer auf. Dann kam sie zurück und wartete weitere fünf Minuten.

Ein älterer, gut gekleideter Herr, der ein schwarzes Stöckchen am silbernen Griff schwang, strich auffällig um sie herum und wagte schließlich, sie anzusprechen. Sie zeigte ihm deutlich den Rücken.

Dann faßte sie einen Entschluß. Sie schritt zu den Taxen hinaus, nannte Straße und Nummer und ließ sich hinfahren. „Bitte, warten Sie hier auf mich", sagte sie zum Chauffeur.

Es war ein altes, baufälliges Haus. Die Treppenwände waren bekritzelt. Es roch nach Küche und Waschhaus, und sie rümpfte die Nase.

Richtig, da stand ja der Name. — Sie klingelte. — Sie klingelte nochmal. — Und noch ein drittesmal, laut und anhaltend. Dann gab sie es auf.

Langsam und nachdenklich stieg sie die Stufen hinab. Ihre Brauen hatten sich gehoben, und die Lippen waren sehr schmal geworden. Plötzlich schüttelte sie unwillig den Kopf und beschleunigte den Schritt.

Der Chauffeur riß den Schlag auf.

„Zurück zum Bahnhof", sagte sie.

Es traf sich gut. Sie hatte gleich Anschluß und bekam einen schönen Fensterplatz. Und als der Schnellzug die Stadt und die Vororte hinter sich hatte und durch freies Land raste, ließ sie die Scheibe herunter, nahm einen Brief aus dem Täschchen, zerriß ihn in kleine Teile und streute ihn in die Winde.

fühlte den Ehrgeiz brennen. Er hüllte sich in eine Rauchwolke und dachte angestrengt nach. Dann holte er tief Atem. Gottseidank, nun hatte er es. Er tat indessen, als ob er ans Aufgeben dachte und spielte zurückhaltend. Und dann kam sie, seine große Überraschung, die auf Schwarz wie ein Keulenschlag wirkte: Er opferte ohne Not die Dame und erreichte damit, daß Reichel im nächsten Zug matt wurde. Es war ein zwingendes, unumgängliches Matt.

Reichel bewegte den Kopf hin und her und baute den vorigen Stand wieder auf, um zu begreifen. Aber es war alles einwandfrei, und er mußte klein beigeben.

„Na", frohlockte Eder, wie habe ich das gespielt?"

„Da haben Sie mehr Glück als Verstand gehabt", bemerkte Reichel trocken, und begann die Steine für eine neue Partie aufzusetzen.

Eder zog die Uhr. „Was!" rief er aufspringend, „ist denn das möglich?! — Franz, zahlen!" Er warf das Geld auf den Tisch, riß die Rosen aus dem Wasser, griff nach Hut und Überzieher und stürmte davon. Es war zwölf Minuten über die Zeit.

Bis zur Straßenkreuzung machte er einen Dauerlauf. Dann sprang er in die erste Taxi. „Fahren Sie zu", keuchte er, „zum Bahnhof!"

Dort suchte Eder den ganzen Bahnsteig ab und verrenkte sich fast den Hals. Er lief in den Wartesaal und schaute an jeden Tisch. Er lief zur Gepäckaufbewahrung und zum Bankkiosk. Sogar in die Milchstube spähte er.

Dann stellte er sich eine geschlagene Viertelstunde lang mitten in die Bahnhofshalle, die Rosen unter dem Überzieher verborgen. Auf einmal kam ihm ein Gedanke. Er verließ den Bahnhof, stieg wieder in eine Taxi und fuhr nach Hause.

Hastig öffnete er den Briefkasten. Doch außer einer Werbeschrift lag nichts darin. Er knüllte das Blatt zusammen und warf den Knäuel die Treppe hinunter.

Ruf in die Wolken

Von Hans Franck

Weilet, ihr Wolken, weilt bei dem Armen,
der das Daheim in der Heimat verlor,
seit ihm zu Einer hin ohne Erbarmen
wehret die Ferne das tägliche Tor.
Weilet ihr Wolken, weilt!

Teilet, ihr Wolken, tilt meine Tränen!
Wie soll es atmen, dies einsame Herz,
wenn als verwerflich, als wunderlich Wähnen
lieblos der Himmel verlacht seinen Schmerz?
Teilet, ihr Wolken, teilt meine Tränen!

Heilet, ihr Wolken, heilt jene Leiden,
die allem irdischen Troste sind feind.
Denn wo sich Seele von Seele muß scheiden,
tröstet nur Eines: daß Gott um sie weint.
Heilet, ihr Wolken, heilt meine Leiden! — —

Eilet, ihr Wolken, eilt von hinnen
sonnedurchsilbert, sonnegesäumt,
daß die Geliebte vom Wiedergewinnen
— sieht sie euch nahen — heimatlich träumt.
Eilet, ihr Wolken, eilt!

Frau Ilsebill und ihr Mieter

Von Peter Scher

Vor einiger Zeit traf ich den dicken Florian wieder, der einmal stadtbekannt war, weil er bei den damals noch üblichen großen Gastereien, die er als witziger Plauderer und komische Figur beleben durfte, buchstäblich an seinen Platz gerollt werden mußte. Sein wehmütiger Seufzer: „Ach, wie lange habe ich meine lieben Beinchen schon nicht mehr gesehn!" war zu jener Zeit in den Sprüchwörterschatz unserer Stadt eingegangen. Jedes Kind kannte den dicken Florian, der seinen Stand ein bißchen zu üppig repräsentierte. Er war nämlich Maler und tüpfelte — wenn er wirklich einmal arbeitete — ganz zarte Bildchen im winzigsten Format. Na gut — ich traf ihn also wieder und sein Anblick erbarmte mich. Er war, wenn möglich, noch umfangreicher geworden. Aber die Fleischmassen, die er dem staunenden Blick darbot, erweckten den Anschein, daß sie aus viel bescheidenerem Material verfertigt seien als dazumal. Die ehemals blaurote Färbung seiner burgundergesättigten Wangen hatte sich in ein fahles Grau verwandelt; auch rauchte er anstatt der früher gewohnten Havanna eine verdächtige Zigarre, der übelriechender Qualm entschwelte. Er sah mich mit dem schwermütigen Blick eines Bernhardiners an.

„Wohin rollst du, Apfelchen?" fragte ich, eine zu jener Zeit oft gehörte Wendung mit Absicht gebrauchend.

Er machte mit seiner fleischigen Hand eine abwehrende Bewegung und erwiderte mit dumpfer Stimme, aber nicht ohne selbsterkennenden Humor: „Sie werden sich wundern — ich arbeite!"

„Wirklich?" fuhr es mir unvorsichtig heraus. Um abzulenken, setzte ich rasch hinzu:" Erinnern Sie sich an den Herrn von Quarr? Ich bin ihm dieser Tage begegnet. Auch er arbeitet."

„Quarr — —?!" fragte Florian erschrocken. „Sie wollen doch nicht sagen, daß Quarr — hm ja — handgreiflich beschäftigt ist?"

„O ja", sagte ich. „Er wirkt in der Autobranche — sogar mit Erfolg."

Der umfangreiche Florian stand, mit der schwarzen Zigarre im Mund, wie ein rauchender Vulkan vor mir und sagte nachdenklich: „Auch Quarr? Leihen Sie mir Ihr Ohr, Bester — ich will Ihnen eine Erkenntnis hineintuscheln, die nach der soeben empfangenen Mitteilung in mir zur Gewißheit gereift ist."

Ich neigte mich näher zu ihm und er flüsterte geheimnisvoll: „Mit der Kunst ist es vorbei — ich meine, mit der Kunst, von der Teilnahme an Soupers zu leben! Ein für allemal und für immer vorbei!"

Wir sahen uns an und mußten beide lachen. Man konnte dem dicken Florian viel nachsagen — aber seine Fähigkeit zur Selbstironie machte manches wieder gut.

Als wir uns verabschieden wollten, fragte er noch rasch, wie infolge einer plötzlichen Eingebung: „Wissen Sie eigentlich, wie es Frau Ilsebill geht?"

Frau Ilsebill war eine lebensfrohe Dame gewesen, deren festliche Veranstaltungen bei Künstlern wie bei beruflichen Faulenzern und Kavalieren in hohem Ansehen gestanden hatten. Florian und Herr von Quarr hatten bei Frau Ilsebill immer in vorderster Reihe um die saftigsten Happen gekämpft.

„Ich habe nie mehr von ihr gehört", sagte ich der Wahrheit gemäß.

Der Koloß puffte eine Rauchsäule aus. „Es soll ihr nicht zum besten gehen", sagte er. „Ein Skandal, daß ich sie nie besucht habe. Aber sehen Sie mich an — bin ich zum Mann geboren? Ich bin mitnichten ein solcher, sondern vielmehr ein Zustand hoffnungsloser Verfettung. Was kann ich tun? Nur einem Mann wäre

Der Schäfer — Lore Masius

Aus Wien R. Zinner

es gegeben, einer armen Frau gegenüberzutreten, bei der er so geschlemmt hat wie ich, als sie noch reich war. Eine Idee! S i e sollten einmal hingehn, mein Bester! Sie sind bei weitem weniger gepolstert und haben darum die Pflicht, mehr Mut zu beweisen als ich. Seien Sie ritterlich, Mann! Machen Sie sich auf und sagen Sie der Frau etwas Angenehmes! Es geht ja doch nicht an, daß man alte Freunde in der Not allein läßt!"

Eine Krokodilsträne schimmerte in seinem Auge. Aber es sollte nicht zur Auswirkung seiner Ergriffenheit kommen. Er sah einen Bekannten, der ihm zuwinkte, und wälzte sich ihm entgegen, ein tragi-komisches Ungetüm.

Im Weitergehen dachte ich an die arme Frau Ilsebill. Die Erinnerung an ihre einst so unbekümmerten Feste, die der dicke Waschlappen heraufbeschworen hatte, machte mir zu schaffen. Der Gedanke, daß sie, die als reiche Frau von allen bewundert und ausgebeutet worden war, nun in grauer Einsamkeit verkümmern müsse, ließ mich nicht wieder los. Ich stellte sie mir in einem öden Raum vor, mit anklagender Miene eine ganze Armee leerer Flaschen betrachtend: Sekt, edle Rheinweine, Himbeergeist. Und alle die leeren Flaschen grinsten sie hämisch an, bleckten Zungen nach ihr und höhnten: Ja — wenn das Geld, das wir gekostet haben, auf der Bank läge! Wo sind jetzt die werten Gäste, die uns erbarmungslos ausgetrunken haben? Weg sind sie, in alle Winde zerstoben!

Die Erinnerungsbilder beunruhigten mich immer stärker. Ich fühlte, daß ich mich von ihnen nur befreien konnte, indem ich an Florians Stelle wie ein Mann auftrat. Es gab keinen Ausweg — ich mußte Frau Ilsebill besuchen. Da ich aber fürchtete, am Ende doch wieder schwach zu werden, wenn ich es hinausschöbe, beschloß ich, es auf der Stelle zu tun.

Die Wohnung hatte sie noch. Das beruhigte mich ein wenig. Aber als ich den Kopf drückte, röchelte die Klingel kläglich — o weh. Ob sie abgestellt war, um unerwünschte Besucher fernzuhalten? Aber war i ch denn ein erwünschter Besucher? Im Begriff, meinem Mut abtrünnig zu werden, raffte ich mich auf und klopfte heftig mit dem Knöchel.

Ein Schritt im Gang, die Tür wird geöffnet — von ihr selbst.

Nun aber Haltung!

Wie ich dastehe und mir die Larve eines Grinsens der Unbefangenheit vorbinden will, erkennt sie mich sogleich und bittet mich hinein,

Ihr Gesicht ist schmal geworden. Ihr Hauskleid ist sehr einfach. Aber ihre Haltung finde ich nahezu unverändert.

Wir wechseln einige Sätze im Gang, der merkwürdig leer aussieht. Sie führt mich in ein Zimmer, das ich von früher zu kennen glaube. Da geht die Klingel auf dem Flur und Frau Ilsebill entschuldigt sich für einen Augenblick. Ich sehe mich um. Die Bücher und einige Bilder scheinen noch aus jener Zeit zu sein. Aber der Flügel fehlt. Und der kostbare Teppich, der damals so bewundert wurde, ist ebenfalls verschwunden. Statt seiner liegen billige Dinger am Boden. Ich denke: Da haben wir es — sie hat alles Wertvolle hergeben müssen! Aber Mut: Sich selbst hat sie behalten — das ist klar zu erkennen. Immerhin ist mir wenig wohl zumute und in meiner wankenden Männlichkeit verfluche ich den dicken Florian, weil er ein Feigling ist.

Da kommt Frau Ilsebill wieder herein und ersucht mich mit einem Lächeln, das ich nicht enträtseln kann, in ein anderes Zimmer zu treten; dies hier solle von der eben erschienenen Scheuerfrau aufgeräumt werden.

Wir gehen hinaus, sie öffnet eine Tür, ich trete ein und fahre zurück. Mit Mühe unterdrücke ich einen Aufschrei.

Es ist das greulichste Kitschmuseum, das man sich ausdenken kann. Ofenschirme, mit Nymphen bemalt, blecherne Ritter und bunte Zwerge, Aschenbecher mit der Aufschrift: Ruheplätzchen für Glimmstengel, Sofakissen mit gestickten Schwänen.

Ich denke entsetzt: Gibt es das wirklich noch? Frau Ilsebill war als eine der geschmackvollsten Frauen bekannt gewesen — damals schon. Und nun das — in unserer Zeit! Ist sie irrsinnig geworden, die Arme? Ich sehe sie bestürzt an.

Sie lächelt wieder seltsam wie vorher. Ihr nicht mehr junger, aber noch anmutiger Mund bemüht sich, standzuhalten. Doch es gelingt nicht recht, er zittert krampfhaft. So steht sie einen Augenblick da und weint lautlos. Was bedeutet das alles?

Da faßt sie sich und spricht: „Es ist das Zimmer meines Mieters."

Ihre Stimme fängt sich allmählich wieder: „Meines besten Mieters! Es sind seine Sachen. Er liebt sie — jedes einzelne Stück! Er ist viel fort und im Winter darf ich sein geheiztes Zimmer benutzen."

„Dürfen Sie —?" fragte ich abwesend, weil ich sonst nichts zu sagen weiß, und halte ihre beiden Hände in meinen, und dann nehme ich, ohne mir dessen richtig bewußt zu werden, mein Tuch und wische ihr damit die Tränen weg. Darüber erwachen wir beide zu uns selbst. Wir sehen uns an und brechen in ein hemmungsloses Gelächter aus. Schließlich beruhigen wir uns. Aber sobald unsere Blicke die Greuel wieder berühren, brüllen wir von neuem los. Die arme Frau Ilsebill ist ganz erschöpft.

„Er ist ein guter und anständiger Kerl!" sagt sie. „Er hat keine Ahnung, was er mir mit seinen gräßlichen Sachen antut. Wie sollte er auch — da sie ihm etwas bedeuten! Na ja, jeder hat sein Päckchen zu tragen. Mein besonderes ist, daß ich dieses Raritätenkabinett tagtäglich wieder schön finden muß. Meinem Mieter gegenüber gelingt es mir auch. Nur, als Sie so unerwartet kamen — —"

Ihre wiedergewonnene Heiterkeit ist in Gefahr. Aber sie ist tapfer und sagt mit einem bewundernswerten Lächeln: „War es nicht mutig von mir, Sie in dieses Zimmer zu führen?"

Ich beuge mich beschämt über ihre Hand und erwiderte ernsthaft: „Frau Ilsebill — so mutig wie Sie alle Tage sind, möchte ich wenigstens am Sonntag sein!"

WANDERWEGE

Euch gilt mein Gruß, ihr reichen Wanderwege,
Die ich gegangen bin und nicht gegangen,
Euch gilt mein Sehnen, euch all mein Verlangen,
Euch all mein Träumen, das ich schauend hege.

Für euch bin ich noch unermüdlich rege,
Such täglich euer Grüßen zu empfangen,
Und Lebensklänge, die mir herzwärts drangen,
Sind mir von euch gekommen allerwege.

Und immer wieder muß ich frisch beginnen
Nach jeder Richtung hin euch zu erwandern,
Muß euern Glanz und eure Kraft gewinnen,

Muß mich vereinen mit den fremden Andern,
Muß Seele geben, leuchtendes Besinnen,
Und jauchzend wieder weiter auf euch wandern.

Otto Lautenschlager

ANEKDOTEN

Eine Papageien-Geschichte

Eine fromme, vermögende, alte Jungfer besaß einen Papagei, der ihr Alles war. So gut sie den Vogel behandelte, so schlecht ging sie mit ihrer Köchin um, weshalb diese immer wieder ihrer Meinung mit den Worten „Wenn die Alte nur scho hin wär" Ausdruck gab. Es dauerte nicht lange und der Papagei hatte sich diese rüden Worte angeeignet. Sehr zum Entsetzen seines Frauerl, umsomehr als auch der Herr Pfarrer einen Papagei besaß, der lauter fromme Redensarten nachplappern konnte. Um ihren Vogel zu bessern, ersuchte sie den Herrn Pfarrer, ihren Papagei einige Zeit in Kost zu nehmen, damit er von dem anderen bessere Redensarten lerne. Aber was mußte sie hören, als sie nach zwei Wochen das Pfarrhaus betrat; ihr Papagei begrüßte sie mit den Worten „Wenn die Alte nur scho hin wär", worauf der Papagei des Herrn Pfarrer feierlich hinzufügte: „Der Herr erhöre unsere Bitte!"

H. G.

Wiens letzter Bohemien

So wird der Maler Hollitzer genannt. Eine große, breite Mannesfigur, mit Landknechtbart, tiefer Baßstimme, immer gekleidet in der Pariser Montmartre-Art wie zur Jahrhundertwende. Gemalt hat er sein letztes Bild auch zu dieser Zeit, aber als Sohn eines reichen Vaters hat er es nicht notwendig. Er präsidiert nur an seinem Stammtisch im Café Museum und die Marmorplatte des Caféhaustisches zeigt täglich neue Karikaturen und Skizzen von seiner Hand, die er im Gespräch mit genialem Talent hinwirft. Hollitzer hat nur einen Fehler, er hält nicht viel vom Wäschewechseln und vom Waschen. Neben vielen anderen Künstlern sieht man am Stammtisch auch oft den Maler Radler, Mitglied der „Sezession" und bekannter Porträtist, eine Mischung von Beethoven und Schubert im Aussehen. Eines Tages klagte Hollitzer dem Stammtisch sein Leid, daß es für ihn halt keine Emotionen mehr gäbe. Alles sei schon dagewesen, nichts Neues biete ihm das Leben mehr usw. Worauf Radler trocken einwarf: „Wie wär's, Karl, wenn Du es einmal mit an Bad probieren tätest?"

H. G.

Aus Bozen — R. Zinner

Wie es gemacht wird

Wie Sie Ihre besten Aufnahmen finanziell verwerten, das zeigt Ihnen das Buch DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN, das soeben in neuer Auflage mit ca. 100 Adressen für den Bilderverkauf erschien und nur 75 Pfg. kostet. — Ein unentbehrliches Hilfsmittel werden aber auch für Sie gute Belichungstabellen sein. Unter dem Titel BELICHTE RICHTIG liegen von J. Drausinger für 60 Pfg. neue Tabellen für Tages- und Kunstlicht in einzigartiger Übersichtlichkeit vor, die ein handliches Taschenformat haben. Interessieren Sie sich aber besonders für die Fragen der richtigen Belichtung, dann lesen Sie am besten das Buch AUF DIE BELICHTUNG KOMMT ES AN von J. Drausinger, das RM. 1.10 kostet. Alle diese Schriften erhalten Sie durch jeden Foto- oder Buchhändler bzw. unmittelbar vom GERHARD ISERT VERLAG IN MAGDEBURG-SUDENBURG

4. Tausend 75 Pfg.

Soeben erschien eine im Umfang erweiterte und in Ganzleinen gebundene

Geschenk-Ausgabe

von

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch
von Fred Endrikat
mit Buchschmuck von Bold
zum Exemplarpreis von RM. 1.80

Fred Endrikat, der einzigartige Bretteldichter, der geistreichste und temperamentvollste Konferencier des deutschen literarischen Kabaretts, hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchtränkten Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche" alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Wir bitten zu bestellen.

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Eine perfekte Kraft

Ein blutjunger französischer Leutnant wurde zu den Kolonialtruppen in Saigon versetzt. Ein echter Pariser, der er war, wurde er von den Kameraden freudig begrüßt und ihm in allem und jeden beigestanden. So riet man ihm auch, nur einen Chinesen als Boy zu nehmen, da ein solcher wirklich eine Perle zu nennen sei und überdies die Chinesen gute Köche seien. Es war auch bald einer gefunden, der dem Leutnant sein Bungalow in bester Ordnung hielt und auch einen prächtigen Koch abgab. Nur eines hatten die Kameraden vergessen, den Neuling darauf aufmerksam zu machen, daß der Chinese ein Gesicht zu wahren hat und daher in seiner Weise auch respektiert werden will. Das war nun nicht der Fall, der junge Leutnant, spaßhaft veranlagt, legte ihm eine Bürste unter das Leintuch, nützte jede Gelegenheit den Chinesen zu erschrecken, kurz spielte ihm einen Possen wo sich nur eine Gelegenheit dazu fand. Bis ihm sein Kommandant ins Gewissen redete und auch warnte. Der Leutnant sah alles sofort ein und um alles wieder gut zu machen, rief er den China-Boy und erklärte ihm, daß er ihn von nun an in Ruhe lassen würde. Der strahlte über das ganze Gesicht: „Sie mich nicht mehr schlagen, und mich nicht mehr erschrecken, dann auch ich nicht mehr machen PiPi in ihr Frühstück!" *H. G.*

Die Frage

Der Sternhofer-Xaverl war ein rechter Hallodri. Aber er war jung und fesch, die Dirndln liefen ihm nach, so war es kein Wunder, daß er nur an Liebeleien, Fensterln und dergleichen dachte, und auch nicht ungern im Wirtshaus saß. Und dort las er sogar die Zeitung, sehr aufmerksam, nur verstand er nicht alles. Er tat also, kurz gesagt, lauter Dinge, die im heiligen Land Tirol einem Pfarrer keine Freude bereiten. Umsoweniger, als Xaverl schon Monate nicht in der Kirche zu sehen war. Eines Tages aber treffen sich die beiden im Wald. Der Pfarrer tut recht leutselig, er weiß schon, beim Xaverl darf er nicht mit der Tür ins Haus fallen. Darum redet er vom Wetter, frägt was das Vieh macht, wie es den Eltern geht und lauter so harmlose Sachen. Da unterbricht ihn der Xaverl und frägt: „Sog, Herr Pfarrer, kunscht Du mir sog'n, wos dos isch, Ischias?" Diese Frage kommt dem Herrn Pfarrer gerade zu recht. Nun kann er es dem Xaverl sagen: „Freili weiß i dös", sagt er. „Dös is a gar grausliche Krankheit, die ma kriegt wenn ma sich der Völlerei hingibt, immer in dö Wirtshäuser umananda kugelt und dann im Straßengrab'n g'funden wird. Wann ma mit dem Weibszeug immer z'tun hat und nix wia ans Fensterln denkt, ja, die Folg'n von all dem Bösen, dös is dann a Malefizkrankheit, die Ischias heißt!" Also sprach der Herr Pfarrer salbungsvoll und fragte darauf triumphierend: „Seit wann haschst Du denn scho die Krankheit?" Darauf der Xaverl: „J, und krank, daß i nöt lach. I hab nur g'fragt, weil i in der Zeitung g'lesen hab', daß der Heilige Vater an der Krankheit leiden tut!" *H. G.*

Nicht im Buchhandel:

Der vorbeugende Gesundheitsdienst der Lebensversicherung

Für Vertrauensärzte und Lebensversicherungs-Fachleute

Von **Josef Mayer-Koy**
Schriftleiter in München

Als Manuskript gedruckt
portofrei **1.25** Reichsmark

Nur gegen Voreinsendung des Betrages zu beziehen durch:

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstr. 10, Postscheck-Kto. 5424 München

Aus einem Roman:

Verzweifelt rannte Kurt in dem engen Raum umher und hielt sich den Kopf, den er gänzlich verloren hatte!

Schwäche. vorzeit. d. Männer heilbar. 25 jähr. Erfahrung. Erfolg überrschd. Aufklär. Schrift u. Probe verschlossen geg. 24 Pf. Porto. Unverbindl. **Chemiker Kaesbach.** Berlin-Wilmersd. 151 Postfach 2.

Vor allem abends
brauchen Deine Zähne **Chlorodont**

Vom „höflichen" Brahms

Max Bruch, der heute schon vergessene Berliner Komponist, hielt ungemein viel von sich und war in bezug auf seine Werke von geradezu krankhafter Empfindlichkeit. So geriet er schon immer in Wut, wenn in Berlin ein anderer lebender Komponist aufgeführt wurde. Brahms hielt nicht viel von Bruch und verhehlte dies auch keinem, der es wissen wollte. Trotzdem gelang es gemeinsamen Freunden, bei einem Berliner Aufenthalt Brahms, diesen zu bewegen, sich von Bruch dessen neue Oper „Hermione" am Klavier vorspielen zu lassen. Bruch setzte sich zum Klavier und spielte. Zuerst den ganzen ersten Akt, dann sogleich den ganzen zweiten Akt. Und Brahms saß stumm wie eine Statue dabei. Als nun nach Beendigung des zweiten Aktes Bruch pausierte und ungeduldig auf ein Urteil Brahms wartete, fragte dieser: „Sagen Sie mal, Bruch, wo lassen Sie eigentlich abschreiben?" *H. G.*

Die klassische Rolle

Als Ludwig Martinelli, der berühmte Wiener Volksschauspieler, noch in Prag engagiert war, wurde er auch dort nur in Volksstücken, auch in Operetten verwendet, da sein harter Steirer-Dialekt ihm zu fest im Genick saß, als daß er im klassischen Drama hätte beschäftigt werden können. Um eine Vorstellung des „Uriel Acosta" jedoch zu retten, mußte er einmal als Rabbi Ben Akiba einspringen, wobei er auf die tatkräftige Hilfe des Souffleurs rechnete. In dieser Rolle hat er einigemale den Namen Elisa Ben Abuja auszusprechen, doch konnte er den ihm ungeläufigen hebräischen Namen aus dem Munde des Souffleurs nicht genau verstehen. Daher glitt er zuerst mit beabsichtigter Undeutlichkeit über das Hindernis hinweg. Dann aber brachte es die Rolle mit sich, daß er diesen Namen langsam und deutlich auszurufen hatte. „Elisa" verstand er noch und sprach es auch dem Souffleur nach. Aber was weiter kam, das konnte er sich nicht zusammenreimen, und als der Souffleur immer wieder den Namen wiederholte und er ihn immer wieder nicht verstand, packte ihn die Wut und er rief dem Souffleur coram publico zu: „Wia haßt der Saujud?"

Die Prager, deren Liebling Martinelli war, schrien vor Vergnügen und applaudierten lebhaft. *H. G.*

Soeben erschien:

Michel Vomland

Der Hupfinger Wastl

geht zum

Bauerntheater

Preis M. 2.50

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und flott geschrieben, die jeden, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Landbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines idyllisch gelegenen Dorfes, das durch Einbezug in den Bahnverkehr eine schnell aufblühende Sommerfrische wird mit Bauerntheater und sonstigem Drum und Dran einer Fremdenstation. Die Bauerntypen sind echt geschildert wie es nur einer kann, der dauernd mit ihnen in Berührung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art!

Zu beziehen durch den Buchhandel und den

G. Hirth Verlag, München, Herrnstr. 10

Der Fehler

Der Text, den die Opernsänger singen, ist in den meisten Fällen unverständlich: bei Verdiopern nicht gerade ein Nachteil. Der berühmte Bariton Betz, Wagner's erster Hans Sachs, fragte einmal einen musikliebenden Bekannten, nach einer Aufführung von Verdi's „Troubadour", was dieser zu seiner deutlichen Aussprache sage. Worauf dieser erwiderte: „Lieber Betz, das war der einzige Fehler, den Sie gemacht haben. Denn nun habe ich leider den Unsinn zum erstenmal verstanden!" *H. G.*

NEUE SCHALLPLATTEN

(TELEFUNKEN)

Wer den diesjährigen Bayreuther Festspielen nicht beiwohnte, dem spendet Telefunken einen Abglanz:

Auf 9 Platten **Ausschnitte** aus **Lohengrin, Walküre** und **Siegfried** in Bayreuther Besetzung mit Orchester und Chor des Festspielhauses, alles unter der Leitung Generalintendant Heinz Tietjens. Aus diesen Aufnahmen weht Bayreuther Luft. Man fühlt, daß hier anderes geschah, als daß sich Kammersänger vor ein Mikrophon stellten, und dirigiert wurden. Es sind Aufnahmen aus dem Festspielhaus selbst, nicht aus Aufführungen, doch aus Vorbereitungstagen des Festspiels. Die Gesamtheit der tonlichen Eindrücke dort ist auf Platte gebannt, Ausschnitte aus lebendigem Spiel, wie sie vorher bei Plattenübertragungen aus Theatern nur selten gelangen. Bayreuths Geheimnis ist in die schwarzen Rillen eingeschlossen.

Darum rundet sich das Ganze zu einem Bild von wundersam ausgeglichener Tonfarbe-Harmonie. Am höchsten werte ich das Orchester, das im Holzbau des Bayreuther Tempels wie auf einer ungeheueren Geige spielt. Wie warm und edel klingt das! In den berühmten Chören des Braut-Chors und Kirchzugs sowie in der Untermalung des Königsgebetes aus **Lohengrin**, das Manowardas mächtiger Baß führt, bewundert man das herrlich erhaltene und weitergepflegte Erbe des heimgegangenen Hugo Rüdel. Aus Lohengrin hört man außerdem den 1. Teil der Szene im Brautgemach (Völker als Lohengrin, Maria Müller als Elsa), und die vollständige Gral-Erzählung, einschließlich des bisher gestrichenen 2. Teils, der doch erst das Schwanen-Geheimnis erklärt! — und Lohengrins Abschied, leider ohne die Schluß-Szene des Werkes.

Aus **Walküre** geben Franz Völker und Maria Müller den 2. Teil des ersten Aufzugs vom Liebeslied an, aus **Siegfried** schmettert Max Lorenz Schmelz- und Schmiedelieder.

Das alles sind Denkmäler deutscher Kunst, die Bayreuths Glanz in die Welt tragen, Gesandte Deutschlands, die deutschen Klang auch „in fernem Land" zu Ehren bringen.

Technisch ist jede Platte ein Meisterwerk; klanglich im ganzen zurückhaltend aufgenommen, lassen sie bei elektrischer Vergrößerung reichen Spielraum für das Ohr des Einzelnen.

Alexander Dillmann

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer

soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

DIE FOTO-SEITE

Erster Schnee

Über Nacht kam der Winter: Glitzerndes und funkelndes Weiß, darüber ein blauer Himmel. So bot er sich unseren Augen und der Kamera dar. Als eine Welt voller Licht und Schatten, wirksamer fotografischer Elemente.

Und wir nehmen die Kamera, reichlich Filmmaterial, einen hellen Filter und die Gegenlichtblende und ziehen hinaus, um die Winterpracht einzufangen. Dazu brauchen wir nicht weiträumige Landschaften und sausende Skifahrer, sondern ein Stunde in der Mittagspause genügt vollauf, um den Fotohunger zu befriedigen.

Schneemotive finden wir überall. Auch in der nüchternen Großstadt. Gerade bei Kleinmotiven spüren wir besonders die fotografischen Qualitäten des von der Sonne beschienenen Schnees. Das ist ein Leuchten und Funkeln in all den winzigen Schneekristallen, eine Symphonie aus Licht und damit fotografisches Motiv. Und neben diesen hellsten Lichtern haben wir schwere Schatten, die auf Grund ihrer Gegensätzlichkeit das leuchtende Weiß heben und im Grunde erst leuchtend werden lassen.

Somit dürfen die Schatten im Schnee nicht fehlen. Wir werden sogar bemüht sein, sie möglichst groß, weiträumig und in der Menge vorherrschend abzubilden, um den Glanz des Lichtes zu heben. Deshalb wollen wir Seiten- oder noch besser Gegenlicht bevorzugen und die Sonnenblende auf das Objektiv der Kamera setzen, damit auch klare Bilder entstehen.

Und da nun die Schatten für die Bildwirkung so ungeheuer von Bedeutung sind, werden wir uns auch solche Motive aussuchen, die in der Gestalt der Schatten irgendwie originell sind. Da treffen wir zum Beispiel Gitter und Zäune, finden Spuren im Schnee, dick verschneite Pflanzen und anderes mehr. Dicht mit der Kamera heran, große Abbildung anstreben, — so kommt Klarheit ins Bild, und wir brauchen beim Vergrößern nicht allzu viel fortnehmen.

Schatten im Schnee haben eine blaue Farbe. Jede fotografische Schicht aber reagiert auch heute noch vorzugsweise auf Blau. Das würde eine übermäßige Schwärzung der betreffenden Stellen im Negativ und eine nicht hinreichende Deckung im Positiv geben. Die Schatten sind also auf normalem fotografischen Wege nicht mehr richtig Schatten, sondern graue Partien, deren Ursache ein halb verdeckter Himmel sein könnte. Damit ist uns aber nicht gedient. Denn jetzt leuchten ja auch die Lichter nicht mehr wirklich kräftig. Deshalb also gehört zur Schneeaufnahme unbedingt ein heller Filter, der das Blau dämpft und damit eine richtige Wiedergabe der Schatten zuläßt, wie sie auch von uns empfunden werden.

Kleinmotive des Winters in der hier wiedergegebenen Art sind eine gute Schule für uns. Farben sind nicht vorhanden oder herrschen zumindest nicht vor. Das Auge stellt sich also von selbst ausschließlich auf eine Beurteilung von Helligkeiten ein, auf die es ja allein in der Schwarz-Weiß-Fotografie ankommt. Damit aber wird ein Sinn und Verstehen der Lichtwerte wach, und diese Momente werden später auch bei anderen Motiven als wirksam empfunden. Nur muß man hier abstrahieren, Farben umdenken, anderseits aber auch dann zur Farbenaufnahme gehen, wenn die Farbe an sich in ihrer Anordnung und Verteilung Motiv oder schlechthin „schön" ist. Diese hieraus notwendig folgende Trennung werden wir immer wieder vorzunehmen haben, um uns den Besonderheiten der verschiedenen fotografischen Möglichkeiten anzugleichen.

Für unser Winterbild bliebe zu erwähnen, daß wir natürlich auf weißem Papier kopieren oder vergrößern und eine Glanzoberfläche wählen, um die Leuchtkraft auch im Foto zu bewahren. gi—t

LEST DIE FOTOWELT

1936 / JUGEND NR. 50 / 8. Dezember 1936 — Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: i. V.: GEORG POSSELT; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11.
— Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. —
Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.A. III. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10 zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

JUGEND NR. 51 MÜNCHEN 1936 PREIS 60 PFENNIG

Mädchenkopf

Paul Bürck

J U G E N D
41. JAHRGANG 1936 / NR. 51

Acker und Himmel H. Mayrhofer-Passau

BRÜGGE 1917

VON CARL CONRAD

Kap Lizard war nicht mehr als ein schmaler Streifen Dunst über dem sehr bewegten Wasser, aber sobald ich es sah, dachte ich an Brügge, obgleich wir uns immer wieder den weisen Rat gegeben hatten, erst hinter der Dover-Calais-Sperre an Brügge und solche Dinge zu denken. Ich glaubte das Photo in meiner Brusttasche unter dem Leder zu fühlen. Ich mußte es herausnehmen und ansehn. Johanna Forster hatte nicht diese Schwesterntracht mit der großen, weißen, steif gestärkten Haube, die ihrer Trägerin alles Menschliche nimmt; — sie war nur Hilfsschwester und trug einen weißen Kittel und eine sehr kleine, flache Haube mit einem roten Kreuz, die leicht und liebenswürdig aussah über ihrem schmalen Gesicht und dem schwarzen Haar. — Ich hörte eine Stimme hinter mir: „Bei manchem Sturm in mancher Not, hab immer nur an dich gedacht —." Ich drehte mich um, es war der Kommandant. Unwillkürlich hatte ich eine Bewegung gemacht, das Bild in den Ärmel zu schieben. „Ist sie so schön?" fragte von Barding lächelnd

„Ich — ich weiß nicht", stotterte ich und zog das Photo wieder aus dem Ärmel heraus. Von Barding betrachtete es.

„Danke", sagte er und gab es mir zurück. „Arme Kleine".

„Wieso?"

Er sah nach Kap Lizard hinüber. Die Ölmotoren liefen mit voller Kraft.

„Nun — Sie wissen doch —" Er pfiff den Anfang eines Liedes, das wir alle kannten. Es war dieses „Donna auf vierzehn Tage", weil wir immer drei Wochen auf See waren und dann vierzehn Tage in Brügge, und da die flämischen Mädchen aus der Zigarrenfabrik, mit denen die Matrosen abends im „Eldorado" und „Kalkofen" und „Weißen Bär" tanzten, alle sehr gleichmäßig nett aussahen, weiß ich nicht, ob man es besonders genau damit nahm, immer das Mädchen wiederzufinden, das man vor drei Wochen verließ. Aber es hatte mich wie ein Blitz getroffen, daß Johanna mit diesen Dingen in Verbindung gebracht wurde, obgleich es nur sehr andeutungsweise geschah und von Barding wahrscheinlich gar nicht weiter darüber nachgedacht hatte. Er hörte auf mit Pfeifen.

„Nun, was ist denn los mit Ihnen? Sind Sie beleidigt? Ist es Ihre Frau?"

„Noch nicht — aber ich hoffe, daß sie es eines Tages sein wird."

Er sah wieder nach Kap Lizard hinüber.

„Wissen Sie, wieviele von unseren Booten nicht zurückkommen, — prozentual?" — Ich wußte es.

„Warum wollen Sie, daß dieses junge, frische, nette Mädchen eines Tages einen schweren Verlust hat — und sich halb zu Tode grämt dieses Verlustes wegen, und sich einbildet, das sei alles gewesen, was sie überhaupt zu verlieren hat — und das ganze Unglück zu vermeiden gewesen wäre, wenn —" Er zögerte. „— wenn sie das, was sie verliert, gar nicht erst besessen hätte?"

Ich sah ihn an. Er schien sehr erregt. Es wunderte mich, ihn so reden zu hören, — ich wußte, vor drei Wochen war er, während wir in Brügge lagen, einige Tage in der Heimat gewesen, um zu heiraten.

„Deshalb — sehn Sie — bereue ich es furchtbar", sagte er, als habe er auf irgendeine mystische Weise gefühlt, was ich dachte. — Ich hatte mitunter die Vermutung, daß er auch vor Gewaltsamkeiten nicht zurückschreckte, wenn es galt, das strenge Bild, das er sich von der Ordnung dieser Welt gemacht hatte, zu bewahren. Er war noch sehr jung, und alles in seinem Leben war bis dahin glatt gegangen —

Dann gab es die Rauchfahne eines Zerstörers in Nord-Nord-West, und sie wurde größer von Sekunde zu Sekunde. Fast gleichzeitig setzte unser Backbordmotor aus. Von Barding gab Befehl zum Schnelltauchen, in ungefähr fünfzig Meter Tiefe fanden wir Grund und setzten das Boot auf, aber sie warfen mit Wasserbomben nach uns, und das Wasser wurde unruhig und schaukelte uns hin und her, und dann, ich war gerade dabei, nach dem defekten Backbordmotor zu sehn, rutschten wir kopfüber ab auf einhundertacht. Es gab eine offizielle Bestimmung des Reichsmarineamtes, nicht tiefer als sechzig zu tauchen, und tatsächlich preßte sich das Wasser schon zwischen den Nieten herein, aber wir kamen doch glücklich hoch und fuhren eine ganze Zeit und ließen zuletzt das Periskop heraus, nun alles hell über dem Meer, Scheinwerfer, sie mußten Verstärkung herbeigefunkt haben, und da wir sie nicht los werden konnten, versuchten wir, unterhalb der Stahlnetze durch die Sperre zu kommen. Nicht, daß wir gerade mit der Schraube hineingeraten wären; wir hörten es schon vorher. Es war das „Salzburger Glockenspiel", — hohle Glaskugeln, an denen die Netze hingen, schlugen von außen gegen die Bordwände, und das machte ein schauerliches Geklingel. Wir hingen fest.

Ich hatte Befehl, im Maschinenraum zu bleiben. In den ersten zwei Stunden war nichts zu tun, weil wir nicht wußten, ob sie uns noch verfolgten. Sie hätten dann gesehn, wie das Netz sich bewegte, und mit ihren Wasserkugeln festgestellt, wo wir hingen, und uns mit Bomben erledigt. Aber nach zwei Stunden gab von Barding Befehl, mit Preßluft hochzugehn, und dann stoppen, und immer noch Glockenspiel, und die Steuerbordschraube fest im Netz, und absacken lassen, die Schraube wieder los, und alle Kraft voraus, und alle Kraft zurück, das über vier Stunden, die Leute zum Umfallen kaputt, und die Luft schon sehr verbraucht und voll Schwefelsäuredunst von den Akkumulatoren, zuletzt kein Strom mehr da und die Backbordschraube fest und jedermann überzeugt, es war vorbei, — die ganze Zeit über hatte ich von Bardings Stimme im Sprachrohr gehört, klar, dunkel, sehr ruhig, — jetzt war sie still. Und dann hörte ich sie wieder in der Stille, fern, und offenbar nicht für mich bestimmt. Ich wußte, es war niemand im Turm, zu dem er hätte sprechen können, und es hörte sich auch gar nicht so an, als ob er zu jemand spräche, der bei ihm im Turm sein könnte. „Verlaß dich darauf, ich komme", sagte die Stimme, leise, Wort für Wort, fanatisch, und ich stellte mir vor, wie der Kommandant an seinem Kartentisch saß, unter der Lampe, zurückgelehnt, und sein Blick ging über die Karte hinweg, während seine Lippen sich bewegten. Sofort, aus irgendeiner Gedankenverbindung, dachte ich an Johanna. Meine Knie zitterten. —

Tatsächlich hatten die Akkumulatoren sich ein bißchen erholt, — jetzt kamen wir beim zweiten Versuch los. Acht Stunden später waren wir in Brügge.

Es regnete. Die Ordonnanz saß auf der Diele neben der offenen Tür und sah schläfrig zu uns herüber, wie wir durch den Regen kamen. Der Matrosenposten salutierte, von Barding drehte sich nach mir um.

„Ich denke, auch Sie legen sich sofort zur Ruhe", sagte er.

„Ich weiß nicht", sagte ich, „vielleicht mache ich vorher noch einen Besuch."

Er sagte nichts. Sein Gesicht lief plötzlich dunkel an. Er wandte sich von mir ab. Die Ordonnanz hatte ein Telegramm für ihn. Ich sah, wie er es aufriß, und wollte gehn, aber er hielt mich zurück, indem er mir seine breite, schwere Hand mit ziemlichen Druck auf den Arm legte. „Sie haben recht", sagte er, und ich erschrak über den merkwürdigen, gepreßten Klang seiner Stimme, „Ruhe — ist auch eine Art von — Tod — nicht wahr? Man — löst sich so ab von allem und — beschäftigt sich zu viel mit sich selbst — glaube ich. Vor zwei Minuten glaubte ich noch das Gegenteil." Er befahl der Ordonnanz, sofort seine Koffer packen zu lassen. „Ich fahre noch heute", sagte er. —

Ich wollte mich umkleiden und zu Johanna gehn, aber dann mußte ich mich doch für eine Stunde hinlegen. Ich fühlte mich schrecklich erledigt und hörte draußen den Regen fallen und mit kleinen Böen gegen das Fenster schlagen, und dann, mit einem Gefühl von Ohnmächtigwerden, fiel ich in Schlaf. Als ich wach wurde, war er sehr hell und ich wußte nicht, wie lange ich geschlafen und was für ein Tag es war, aber Johanna stand an meinem Bett und sah auf mich herab, mit ihrem kleinen Lächeln, das stets einen leichten Schatten von Bedrängnis hatte, und das ich liebte an ihr. Es war ein Teil des seltsamen Schleiers, der zwischen ihr und allen Dingen dieser Welt ausgespannt schien, sie trennend von allem auf eine sanfte, unmerkliche Art, so daß sie in ihrem Geheimnis lebte wie auf einer Insel, und oft glaubte ich in ihren Augen einen

Abglanz von Unendlichkeit zu sehn, — Unendlichkeit der Sehnsucht und der Phantasie, die eine Welt war für sich, ihre Welt, unberührbar und unzugänglich. —

Sie beugte sich über mich. Als wir uns küßten, war mir ein bißchen schwindlig. Ich legte meinen Arm um ihre Schulter, aber sie machte sich los und ging zum Fenster. Sie öffnete es, jetzt schien die Sonne, aber der Regen konnte nicht lange aufgehört haben, denn die Bäume und der Rasen waren noch naß von ihm, und es war ein sehr heißer Tag, die Sonne blank und klar, wie oft nach Regen, und über dem Garten ein feiner Hauch von verdunstender Feuchtigkeit.

„Bitte, denk nicht, es ist, weil ich dich nicht liebe", sagte Johanna, „aber ich kann einfach nicht. Es tut mir so leid für dich. Du hast wenig Freude von mir. Es ist eine ganz andere Sache, und — ich komme nicht darüber hinweg."

Da sie nicht weiter davon sprach, wollte ich nicht fragen. Ich hatte mir das Wiedersehen anders vorgestellt. Aber ich bemühte mich, mir nichts merken zu lassen, und es wurden trotz allem schöne, angenehme Tage, mit Ausflügen ans Meer, nach Heyst, Zeebrügge und Blankenberghe, und immer in der freien, reinen Luft, und bei den Mahlzeiten weißgedeckte Tische, und Zeitungen lesen, und immer wieder Ausflüge ans Meer.

An einem Abend gegen Ende der zweiten Woche traf ich den Kommandanten vor dem „Eldorado", Gesang und Lärm waren laut und alle Fenster erleuchtet, die Schatten der Tanzenden dahinter bewegt, und von Barding ging vor dem Gebäude auf und ab und sah nach den Fenstern. Er mußte erst an diesem Abend zurückgekommen sein.

„Ich sehe zu, wie das Leben weitergeht", sagte er, „und wie es — einfach nicht umzubringen ist." Sein spitzer kleiner Bart, vom Wind bewegt, leuchtete hell wie eine Flamme unter dem dunklen Gesicht. — Ich war auf dem Weg zum Lazarett, Johanna abzuholen, aber dann sah ich sie schon durch den Lichtschein herankommen.

„Es freut mich, Sie kennenzulernen", sagte von Barding, „unser braver Robert treibt an Bord einen Kult mit ihrem Bild, — zufällig sah ich's einmal." Johanna lachte, ich auch.

„Sie waren in der Heimat", sagte ich, „wie geht es Ihrer Frau?"

„Sie ist tot. Vorgestern — war die Beerdigung."

Johanna und ich starrten uns an, der Kommandant strich sich mit der Hand übers Gesicht. „Bitte, entschuldigen Sie mich", sagte er, „ich habe zu tun. Übermorgen gehn wir in See."

Ich sah ihm nach, wie er durch das Licht vom „Eldorado" davonging, sehr aufrecht, in unbeugsamer Haltung.

Wir gingen ein Stück den Kanal entlang nach Norden, dann kehrten wir um und saßen noch eine ganze Zeit im „Rondo". Es fiel uns schwer, über irgend etwas zu sprechen. — Auch am letzten Abend gingen wir den Kanal entlang, durch das hohe, zähe Gras auf dem Damm, und schließlich wollte ich zu dem kleinen Gehölz hinüber, das jenseits des Dammes und der Telegraphenleitung war. „O bitte, bleiben wir hier", sagte Johanna. Sie zuckte zusammen. Ich sah zum Kanal hinüber, es stand da jemand, starr und dunkel gegen das helle Wasser. An der Breite der Schultern und dem hellen Glanz des Haares erkannte ich, daß es von Barding war. Er stand reglos und sah auf das Wasser.

„Gut, mein Junge", sagte Johanna leise, „gehn wir in den Wald."

Vom „Eldorado" herüber hörten wir das Orchestrion und dann den Gesang der Mädchen. Es war kein sehr anständiges Lied, es handelte vom flämischen Blut und gewissen Fähigkeiten der Deutschen. Die damals mit uns in Brügge waren, kennen es, und die Übrigen brauchen es nicht zu kennen. Jedenfalls war es Gesang.

Ich nahm Johannas beide Hände. Eine ganze Zeit bemerkte sie es nicht, aber dann, als sie es bemerkte, schien es ihr plötzlich unerträglich.

„Bitte, laß mich los."

Ich glaubte noch, es sei Scherz, und hielt ihre Hände fester.

„Robert, bitte, laß los! Bitte, sofort!" Sie versuchte, sich loszureißen. Sie begann zu zittern. Ich ließ sie los.

„O, es ist nichts", sagte sie, „bitte laß es nichts gewesen sein. Halte mich nur fest, wenn du willst."

Sie begann zu weinen, und ich konnte sie nicht mehr beruhigen. Das war der letzte Abend. Gegen zwei Uhr nachts gingen wir in See. —

Irgend etwas mußte sie quälen, und ich hatte den Eindruck, sie könnte es nicht mehr lange ertragen. Übrigens erzählte man sich an Bord, die junge Frau des Kommandanten sei nicht auf natürliche Weise gestorben, sie habe sich selbst das Leben genommen. — Ich bemühte mich, an nichts zu denken als an das Boot und an das, was ich in ihm zu tun hatte. Aber wir kamen nicht einmal bis zur Sperre, der Backbordmotor war wieder defekt und fiel endgültig aus. So hatten wir keine Aussicht, irgend etwas zu erreichen, und von Barding mußte sich entschließen, umzukehren.

Ich ging sofort zum Lazarett hinüber. Johannas Freundin, Schwester Cornelia, war im Garten bei den Liegestühlen. „Schnell, schnell!" rief sie mir zu, „gehn Sie hinauf, bevor es zu spät ist!" Ich fror, während ich die Treppe hinauflief und durch die langen, kahlen, weißgetünchten Korridore. In einem von ihnen sah ich Johanna, gegen die Wand gelehnt, und ihr Gesicht weißer wie die Wand. „Beruhige dich doch", sagte ich, „ich bin kein Gespenst. Wir hatten einen Motordefekt."

„Siehst du" sagte sie und hob die Hände, „so hatte er mich an den Händen, und starrte mich an, und zog mich näher, mitten im Hohen Venn, meinen Vater hatten die Franktireurs schon niedergeschossen — der Krieg hatte uns in Spa überrascht und wir waren auf der Flucht — nun weißt du alles — nun tu mit mir, was du willst."

„Liebling — warum quälst du dich so? Jedem von uns hat der Krieg irgend etwas getan. Und irgend etwas zerstört. Ich werde dich einfach nicht mehr bei den Händen halten, aber das soll mich nicht hindern, sie zu —"

Ich küßte sie da, wo die Gelenke sind.

„Es ist gut, daß du gekommen bist. Ich dachte, ich könnte das Leben einfach nicht mehr ertragen. Ich hätte dir früher alles erzählen sollen. Aber ich hatte Angst, dich zu verlieren. Dann dachte ich, daß ich, wenn ich nichts sagte, und so war, wie ich war, dich auch verlieren würde. Und da war alles aus mit mir. Es war ein Verbrechen, dich — so — gehen zu lassen. Ich habe dir sehr Unrecht getan, Robert. Bitte, verzeih."

Am Abend dieses Tages, im „Rondo", setzte sich von Barding an unseren Tisch. Aus irgendeinem Grunde schien er es zu vermeiden, Johanna anzusehn. „Ein — wie sagen doch die Philosophen — eine sittliche Forderung — durch Denken aufzustellen — o ja, ich war so überspannt. Der Gedanke — sie zu verlieren — war mir furchtbar. Da drehte ich das Ganze einfach um. Nichts als Egoismus. So weit kann man kommen. Ja."

Eine Welt mußte für ihn zusammengebrochen sein. Und nun, nach dem Zusammenbruch, eine ungeheure, sanfte Stille, eine fast überirdische Klarheit. So war der Klang seiner Stimme und der Ausdruck seines schmalen, harten Gesichtes. — Er richtete sich auf und sah zu Johanna hinüber.

Sie trug an diesem Abend einen großen, weißen Sommerhut, dessen Rand ihre Augen verdeckte, so daß man nur den unteren Teil des Gesichtes sah, die leichte und sehr angenehme Rundung ihres Kinns, den Mund, der vielleicht etwas zu breit war, aber wunderbar geschwungen. Sie lächelte, die Lippen spannten sich frisch und straff über die weißen, matt glänzenden Zähne.

„Das Leben —" sagte von Barding, „ja, meine liebe gnädige Frau, ich muß Ihnen beichten, was ich damals zu Robert sagte, als ich im Boot Ihr Photo sah." Ich wollte verhindern, daß er sich auf solche Weise demütigte, aber es gelang mir nicht. Möglicherweise erleichterte es ihn. Als er alles erzählt hatte, erhob er sich.

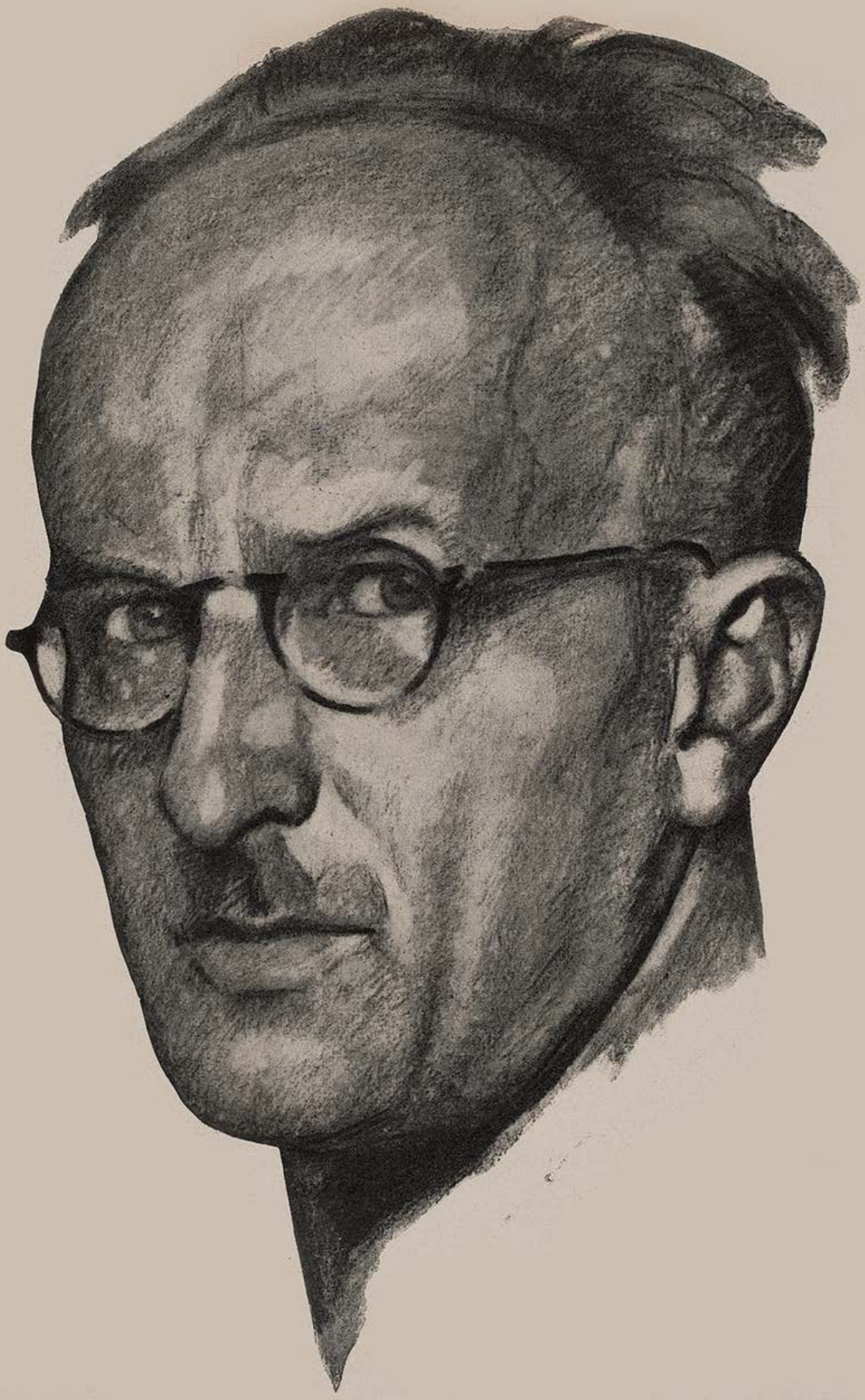
„In etwa vier Tagen geht es wieder in See", sagte er, „in geheimer Mission. Eine gefährliche Aufgabe, aber auch eine — na ja. — Und ich hoffe, Sie —" Er sah Johanna und dann mich sehr scharf und aufmerksam an, fest beschwörend, „— Sie werden sich des Lebens — freuen — in diesen Tagen — — sie vergehen so schnell."

Er beugte sich sehr tief, als er Johannas Hand küßte.

Wir sahen ihm nach, wie er zwischen den Tischen hindurch ging und zum Ausgang. —

Wir hatten dunkle, warme Nächte, und sehr still, die Scheinwerfer glitten über den Himmel, und wir hörten unten vor der alten Villa, in der ich wohnte, die Posten auf und nieder gehn und das leise Klirren ihrer Seitengewehre.

„Mein Gott, Johanna", sagte ich, „diese Tage kommen niemals wieder. Ich weiß genau, sie kommen niemals wieder, und so glücklich



Porträt Ernst Liebermann

Der Einödhof — Adolf Büger

werden wir niemals mehr sein. So in Gefahr, und Abenteuer, und soviel Liebe, Mut, Treue, Ausdauer überall, und viel stärker und wahrer in der Ungewißheit und Gefahr. Und dann doch immer zu wissen, daß wir mit alledem teilhaben an der ungeheuren Anstrengung, mit der Deutschland noch einmal versucht, die Umklammerung der ganzen Welt zu durchbrechen."

„Wann geht ihr in See?"

„Übermorgen. — Johanna, das muß ich dir noch sagen, du kannst immer ganz ruhig sein; wenn mich mein — mein Leben nicht verläßt, dann werde —"

„— dann wirst auch du mich nicht verlassen. Ja, ich weiß, ich weiß. Schon gut, mein Junge."

„Du sagst das so. Es ist die Wahrheit."

„Robert, — es gibt jetzt so viele andere Dinge, auf die es ankommt für einen Mann. Denk nicht zu viel an mich."

„Ich werde immer an dich denken."

In dem gleitenden Licht eines Scheinwerfers sah ich, daß sie lächelte.

„O ja", sagte sie.

An diesem Abend hörte man die Musik vom „Eldorado" nur leise, denn der Wind kam vom Meer.

SCHNEE

Von A. P. Tschechow

Das Pferdchen trabte vor dem Schlitten hurtig im Schnee. Auf dem Bock saß der Tischler Iwan Iwanitsch. Er führte Wanka ins Spital, sein Weib, das er während ihrer ganzen vierzigjährigen Ehe hungern und entbehren ließ und ab und zu sogar auch verprügelt hatte.

Iwanitsch liebte sehr den Branntwein, und er hatte auch heute bereits einige Gläschen hinter die Binde gegossen. Er redete halb zu sich, halb zu der Frau, die unbeweglich und wortlos in dem Schlitten lag.

„Nur Geduld, Alte! Im Spital wird wieder alles gut werden. Der Arzt ist ein sehr tüchtiger Mann, er wird dir helfen. Zuerst wird er mich wohl anschreien: ‚Du Trunkenbold warum bist du nicht früher gekommen! Wir ordinieren nur am Vormittag. Komm morgen wieder!' Aber ich werde ihm antworten: ‚Gnädiger Herr, helfen Sie meinem Weib! Ich bin schon am frühen Morgen vom Hause weggefahren,

Dorfstraße Sinterhauf

aber wegen des Schneesturmes sind wir nur langsam vorwärts gekommen.' Der Doktor wird ein ärgerliches Gesicht machen; ich aber werde vor ihn hinsinken und seine Knie umfassen ... ‚Oh, guter Herr Doktor! Machen Sie mein Weib gesund. Ich werde Ihnen dafür ewig dankbar sein.' Aber der Arzt zankt weiter mit mir: ‚Hättest du dein Weib besser behandelt, du Trunkenbold! Du würdest Schläge verdienen!' — ‚Sie haben wahrlich recht, gnädiger Herr Doktor. Seien Sie aber trotzdem barmherzig. Wenn meine Wanka gesund wird, rühre ich keinen Branntwein mehr an. Und ich werde mich ganz der Arbeit widmen. Ich werde dem gnädigen Herrn ganz umsonst einen kleinen Kasten aus feinstem Rosenholz anfertigen.' Daraufhin wird der Doktor lachen. ‚Nun gut! Wir werden sehen, was sich tun läßt ...' Siehst du, Alte, so muß man mit den feinen Herrschaften sprechen. Höflich und untertänig ... Wir sollen nur den Weg nicht verfehlen. Die Schneeflocken werden immer dichter, man sieht kaum zehn Schritte weit."

So redete Iwan Iwanitsch vor sich hin. In seinem Hirn, das an Denken nicht gewöhnt war, wirbelten verschiedene Gedanken durcheinander. Das Unglück hatte ihn jäh ereilt. Wie ruhig war sein Leben bisher gewesen, alles ging seinen gewohnten Lauf. Er trank seinen Branntwein, arbeitete, wenn er Lust dazu hatte, und schlug aus Langeweile sein Weib ...

Wankas plötzliche Erkrankung brachte ihn aber aus dem gewohnten Gleis, sie löste sogar Zärtlichkeit in dem Mann aus. Der eigentümliche Blick seines Weibes war ihm gestern abend sofort aufgefallen. Ohne langes Zögern lieh er sich vom Nachbar ein Pferd aus und führte nun sein Weib nach der Stadt ins Spital.

„Wanka", sprach er wieder, „wenn dich der Arzt fragen sollte, ob ich dich geschlagen habe, so antworte darauf: ‚Nein!' Ich habe dich nie aus Böswilligkeit geschlagen. Ich werde dich auch nie mehr verhauen, das schwöre ich bei allen Heiligen, — ich bin um dich besorgt. Andere würden dich daheim gelassen, ich aber führe dich in die Stadt. Schau, wie die Schneeflocken durcheinanderwirbeln. Ich soll nur nicht etwa den Weg verfehlen! — Schmerzt dich die Seite noch so sehr?"

Iwanitsch blickte zurück.

„Komisch", dachte er bei sich, „wie auf ihrem Gesicht der Schnee liegen bleibt. Auf meiner Nase schmilzt er gleich."

Der Tischler wunderte sich über die Beobachtung wohl sehr, er wollte aber darüber nicht weiter nachdenken.

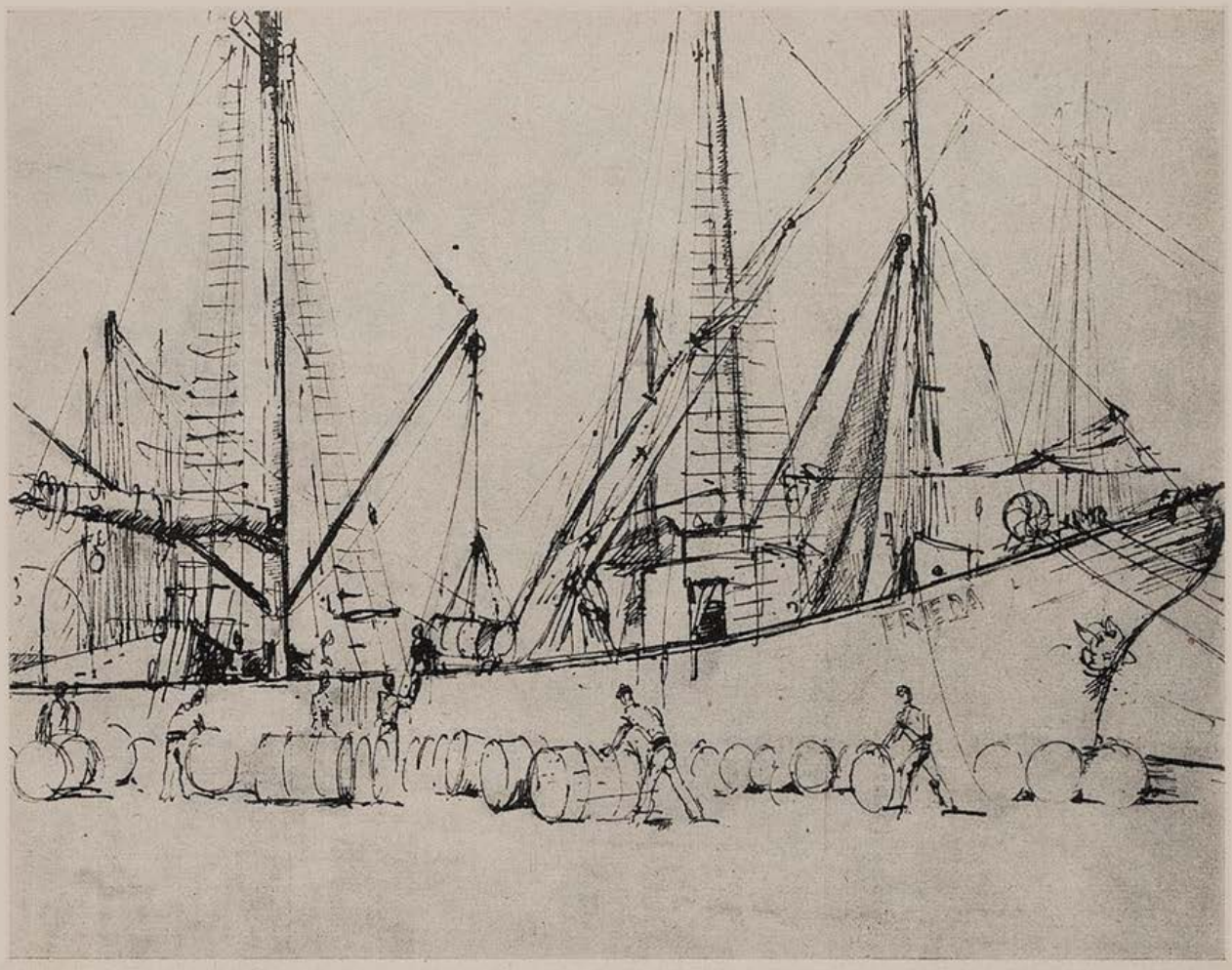
„Du bist dumm", setzte er fort. „Ich spreche so besorgt zu dir und du gibst mir gar keine Antwort!"

Iwanitsch grübelte traurig nach. Eine volle Stunde saß er wortlos da. Endlich, um die bedrückende Ungewißheit loszuwerden, griff er zurück nach der Hand seines Weibes. Die Hand war eiskalt und steif.

Dem Tischler traten Tränen in die Augen. Jetzt, wo er sich bessern wollte, starb ihm das Weib ... „Nun steigt sie mit der Überzeugung ins Grab, daß ich ein unverbesserlicher Trunkenbold gewesen bin ... Ein paar Jahre hätte sie noch leben sollen! Ich hätte sie gehegt und gepflegt."

„Wohin fahre ich denn da?" unterbrach er sein Grübeln. „Was habe ich noch in der Stadt zu suchen? Geholfen kann da schon nicht mehr werden, jetzt bleibt nur mehr die Beerdigung übrig."

Er zog die Zügel an und kehrte mit dem Schlitten um. Der Sturm wurde immer heftiger und schlug ihm die Zweige der jungen Tannen ins Gesicht. Es begann zu dämmern.



Im Hafen — Gunter Böhmer

In dem Schlitten hinter dem Tischler klopfte etwas. Iwanitsch wußte sehr wohl, daß der leblose Kopf seines Weibes an die Kante des Schlittens anschlägt. In seiner Angst trieb er das Pferd zu noch größerer Eile an.

Plötzlich entsanken die Zügel seiner Hand. Er griff nach ihnen, aber seine Hände waren steif und müde. „Das Pferd wird schon von selbst nach Hause finden", dachte Iwanitsch.

Seine Augen schlossen sich. Er lehnte sich müde zurück und — schlief ein ...

Auf einen Stoß wachte er plötzlich auf. Der Schlitten blieb stehen. Im dumpfglänzenden Schnee erhob sich etwas Dunkles, Hohes vor ihm. Ein Stall oder eine Hütte? Iwanitsch wollte sich erheben, wollte es betrachten, aber die Müdigkeit drückte ihn nieder ...

•

Als er erwachte, sah er sich in einem großen Saal, dessen Wände weiß getüncht waren.

Die Sonne schien zum Fenster herein, gerade auf das Bett, in dem der Tischler lag. Auch in den übrigen Betten befanden sich Leute.

„Man müßte eine Messe lesen ... ich werde den Herr Pfarrer bitten", sagte Iwanitsch.

„Schone dich, liege ganz ruhig", sprach eine gütige Stimme zu ihm.

Es war der Arzt.

„Lieber Herr Doktor!" rief der Tischler aus. „Sie sind also hier?"

Er wollte aufspringen, vermochte es aber nicht.

„Gnädiger Herr, ich fühle meine Hände und Füße gar nicht!"

„Du hast schon keine mehr. Sie sind dir abgefroren ... Na, weine nur nicht! Du hast ein hohes Alter erreicht, danke dem lieben Gott dafür!"

„O, Herr Doktor! Nur noch einige Jahre möchte ich leben ... Ich muß meinem Nachbar das Pferd zurückgeben, muß mein Weib begraben ... Erbarmen Sie sich! Ich werde Ihnen einen kleinen Kasten aus den feinsten Holz anfertigen und Billardkugeln, gnädiger Herr Doktor ..."

Der Arzt winkte mit der Hand und verließ den Saal. Die Augen des Tischlers, des verstümmelten Wrackes, verglasten sich ... Der Mann hatte sich im Schnee verirrt, genau so wie im Leben ...

Kritik

„Nun, wie war es in der Sommerfrische?"

„Es ging! An der Gegend konnte man sich nicht sattsehen und in den Gasthäusern nicht sattessen!"

Beim Heiratsvermittler

„Bei dem fraglichen Herrn handelt es sich doch hoffentlich um einen Ehrenmann!"

„Aber freilich!"

„Ist er blond?"

„Nein — es ist ein dunkler Ehrenmann!"

Summen

„Wie geht es dir denn, Peter?"

„Nicht besonders. Ich habe dauernd Summen in die Ohren!"

„Ach wie hoch sind denn die Summen?"

Wie das klingt

„Fräulein Lindner, was suchen Sie denn unter dem Schreibtisch?"

„Herr Direktor, mir ist das Löschblatt heruntergestürzt!"

SÄGESPÄNE

Von Fred Endrikat

Wenn man als Kind vor einem Spielzeugladen stand
und sah im Schaufenster die herrlich bunte Pracht,
wie hat vor Sehnsucht da das kleine Herz gebrannt.
Das Kinderauge hat geleuchtet und gelacht.
Ja, das möchte ich so gerne haben,
Und auch das da ist so wunderschön.
Das Püppchen und den blonden Knaben,
den Teddybär mit aufzudrehn,
und das — und das — und noch viel mehr.
Wenn man dann hat — ja was ist dann nachher?
Erst freut man sich beinahe bis zu Tränen.
Und was ist dann?
Dann polkt man dran —
und steht vor lauter, lauter Sägespänen.
So ist nun mal das kindliche Gemüt,
es braucht ein bißchen Hoffen und ein Sehnen.
Wenn man das Spielzeug durch ein Schaufenster besieht,
dann merkt man nichts von all den Sägespänen.

So lang man klein ist sind die Wünsche auch ganz klein,
dann wird man größer und will immer mehr und mehr.
Man möcht gern irgend etwas von Bedeutung sein,
vergessen sind die Puppen und der Teddybär.
Man möcht gern etwas groß erleben,
man möcht gern etwas Tolles sehn.
Man möcht den höchsten Ruhm erstreben,
umjubelt vor der Menge stehn,
und Geld und Rang und noch viel mehr.
Wenn mans dann hat — ja was ist dann nachher?
Erst freut man sich, — erreicht ist all das Schöne.
Und was ist dann?
Man schaut es an, —.
Erfüllte Wünsche sind meist Sägespäne.
So ist und bleibt nun mal das alte Lied,
der Mensch braucht Hoffnung und ein kleines bißchen Sehnen.
Wenn man das Leben durch das Schaufenster besieht,
freut man sich an den bunten Sägespänen.

Melonenverkäufer — G. Pevetz

Skizze Buhe

Ein Sixpencestück

Von Katherine Mansfield

Kinder sind unberechenbare kleine Geschöpfe. Warum sollte ein kleiner Junge wie Dicky, der in der Regel artig war wie Gold, empfindsam, feinfühlig, folgsam und erstaunlich vernünftig für sein Alter, manchmal Launen haben, in denen er ohne die leiseste vorausgehende Warnung plötzlich „tollwütig" wurde, wie seine Schwestern es nannten, und nichts mit ihm anzufangen war?

Es hatte beim Tee angefangen. Während Dickys Mutter und Mrs. Spears, die den Nachmittag bei ihr verbrachte, ruhig über ihren Handarbeiten im Wohnzimmer saßen, hatte sich, laut Bericht des Dienstmädchens, folgendes am Teetisch der Kinder ereignet. Sie aßen ihr erstes Butterbrot so brav und artig wie man sich nur wünschen konnte, und das Mädchen hatte gerade Milch und Wasser aufgegossen, als Dicky plötzlich den Brotteller ergriff, ihn sich umgekehrt auf den Kopf stülpte und das Brotmesser wie einen Säbel präsentierte. „Schaut mich an!" rief er. Seine verblüfften Schwestern rissen die Augen auf, und ehe das Dienstmädchen hatte zugreifen können, geriet der Brotteller ins Wanken, rutschte, fiel und zerbrach in Scherben. In diesem fürchterlichen Augenblick erhoben die kleinen Mädchen ihre Stimmen und schrieen in den höchsten Tönen: „Mutter, komm und schau, was er getan hat! Dicky hat einen großen Teller zerbrochen. Komm und verbiet's ihm, Mutter."

Man kann sich vorstellen, wie die Mutter angeflogen kam. Aber sie kam zu spät. Dicky war von seinem Stuhl heruntergerutscht, durch die Fensterfüre auf die Veranda hinausgerannt — und da stand sie jetzt und streifte hilflos ihren Fingerhut an und ab. Was konnte sie tun? Sie konnte dem Kind nicht nachlaufen. Es war mehr als peinlich, es war zum Verzweifeln. Besonders da Mrs. Spears, ausgerechnet Mrs. Spears, deren zwei Jungens so musterhaft waren, auf sie im Wohnzimmer wartete.

„Schon gut, Dicky", rief sie. „Du wirst deine Strafe schon noch bekommen."

„Ich habe keine Angst!" kam die kleine helle Stimme und ein klingendes Lachen. Das Kind war ganz außer Rand und Band . . .

„Oh, Mrs. Spears, ich weiß garnicht, wie ich mich entschuldigen soll, daß ich Sie so allein gelassen habe."

„Bitte, bitte, Mrs. Bendall", sagte Mrs. Spears mit ihrer sanften, zuckerigen Stimme und zog dabei auf die ihr eigene Art die Augenbrauen hoch. Sie schien in sich hinein zu lächeln, während sie einen Saum nähte. „Diese kleinen Zwischenfälle kommen von Zeit zu Zeit vor. Ich hoffe nur, es war nichts Ernstes."

„Es war wegen Dicky", sagte Mrs. Bendall und suchte ziemlich hilflos nach ihrer einzigen dünnen Nadel. Und sie erklärte Mrs. Spears die ganze Geschichte. „Das Schlimmste daran ist, daß ich nicht weiß, wie ich ihn anpacken soll. Nichts scheint, wenn er in dieser Stimmung ist, die leiseste Wirkung auf ihn zu haben."

Mrs. Spears öffnete ihre blassen Augen. „Auch nicht eine Tracht Prügel?" sagte sie.

Aber Mrs. Bendall, die ihre Nadel einfädelte, verzog den Mund. „Wir haben die Kinder nie geschlagen", sagte sie. „Die Mädels haben es nie gebraucht. Und Dicky ist noch so ein Kind, und der einzige Junge . . ."

„Nun, meine Liebe", sagte Mrs. Spears und legte ihr Nähzeug weg. „Dann wundere ich mich nicht, daß Dicky diese kleinen Anfälle hat. Sie verübeln mir es nicht, wenn ich das sage? Aber ich bin sicher, Sie machen einen großen Fehler, daß Sie die Kinder ohne Schläge zu erziehen versuchen. Nichts kann das wirklich ersetzen. Ich versuchte es auch erst mit sanfteren Mitteln" — Mrs. Spears zog mit einem kleinen Zischlaut den Atem ein — „aber nein, glauben Sie mir, es gibt nichts besseres, als sie gelegentlich ihrem Vater auszuhändigen."

„Ihrem Vater?" fragte Mrs. Bendall. „Also hauen Sie sie nicht selbst?"

„Nie!" Mrs. Spears schien ganz empört ob der Zumutung. „Ich glaube nicht, daß es die Aufgabe der Mutter ist, die Kinder durchzuhauen. Es ich die Pflicht des Vaters. Und außerdem macht das viel mehr Eindruck auf sie."

„Das kann ich mir denken", sagte Mrs. Bendall matt.

„Ich bin sicher, meine zwei kleinen Jungens" — Mrs. Spears lächelte Mrs. Bendall freundlich aufmunternd an — „würden sich genau so aufführen wie Dicky, wenn sie sich trauen würden. So wie es ist freilich . . ."

„Oh, Ihre Buben sind richtige kleine Musterknaben!" rief Mrs. Bendall.

Das waren sie. Stillere, wohlerzogenere Kinder in der Gegenwart von Erwachsenen konnte man nicht finden. Tatsächlich machten Besucher bei Mrs. Spears oft die Bemerkung, man hätte nie gemerkt, daß ein Kind im Hause sei. Das war auch meist nicht der Fall. In der Diele hing unter einem großen Bild eine alte, nachgedunkelte Reitgerte, die Mrs. Spears Vater gehört hatte. Und aus irgend einem Grunde zogen es die Buben vor, außer deren Reichweite zu spielen, hinter der Hundehütte, oder im Schuppen, oder bei den Mülltonnen.

„Es ist ein so großer Fehler", seufzte Mrs. Spears, während sie ihre Handarbeit zusammenlegte, „schwach mit Kindern zu sein, so lange sie klein sind. Es ist so unrecht gegen das Kind. Daran muß man immer denken. So schien mir Dickys über-die-Stränge-schlagen heute nachmittag, als habe er es mit Absicht getan. Es war die Art des Kindes, Ihnen zu zeigen, daß es Prügel brauchte."

„Glauben Sie wirklich?" Mrs. Bendall war ein schwaches kleines Persönchen und das beeindruckte sie sehr.

„Doch ja; ich bin dessen sicher. Und ein scharfer Denkzettel dann und wann", rief Mrs. Spears in einer ganz sachlichen Art, „vom Vater verabreicht, wird Ihnen so viel Ärger in der Zukunft ersparen! Glauben Sie mir das, meine Liebe." Sie legte ihre kalte, trockene Hand auf die Mrs. Bendalls.

„Ich werde mit Eduard sprechen, sobald er heimkommt", sagte Dickys Mutter entschlossen.

Die Kinder waren zu Bett gegangen, als die Gartentüre ins Schloß schlug und Dickys Vater mit seinem Fahrrad die steile, geschlossene Treppe heraufgestapft kam. Es war ein böser Tag im Büro gewesen. Er war erhitzt, verstaubt, erschöpft. Aber inzwischen hatte sich Mrs. Bendall für den neuen Plan begeistert. Sie selbst machte ihm die Türe auf. „Oh, Eduard, ich bin so froh, daß du da bist!" rief sie.

„Warum, was gibt's?" Eduard stellte das Fahrrad hin und nahm seinen Hut ab. Eine rotgeschwollene, ärgerliche Ader erschien da, wo der Hutrienen gedrückt hatte.

„Komm ins Wohnzimmer herein." Mrs. Bendall sprach sehr hastig. „Ich kann dir einfach nicht sagen, wie ungezogen Dicky heute war. Ich habe alles versucht, Eduard, aber nichts will helfen. Das Einzige ist", vollendete sie atemlos, „ihn durchzuhauen, daß du ihn durchhaust."

„Aber warum sollte ich damit anfangen, ihn zu hauen?" sagte Eduard. „Wir haben das bis jetzt nie getan."

„Weil, weißt du", sagte seine Frau, „es das einzig Richtige ist. Ich habe keine Macht über das Kind." Ihre Worte flogen von ihren Lippen. Sie hämmerte auf ihn ein, auf seinen ermüdeten Schädel. „Wir können uns kein Kindermädchen leisten. Und seine Ungezogenheit läßt sich garnicht mit Worten sagen. Du weißt das nicht, Eduard, weißt es nicht, denn du bist den ganzen Tag im Büro."

Eduard sank in seinen Stuhl. „Womit soll ich ihn schlagen?" sagte er schwach.

„Mit deinem Pantoffel natürlich", sagte seine Frau, die niederkniete, um ihm seine staubigen Schuhe aufzuschnüren. „Oh, Eduard", jammerte sie, „du hast noch deine Radfahrklammern an, — im Wohnzimmer! Nein, wirklich . . ."

„Nun, genug!" Eduard stieß sie fast weg. Er stieg die Treppe hinauf. Und jetzt wollte er Dicky schlagen. Jawohl, verflucht nochmal, er wollte etwas prügeln!

Er stieß die Türe von Dickys Kämmerchen auf. Dicky stand in seinem Nachthemdchen mitten im Zimmer. „Nun, Dicky, du weißt, warum ich gekommen bin", sagte Eduard. Dicky machte keine Entgegnung. „Ich bin gekommen, um dir eine Tracht Prügel zu verabreichen." Keine Antwort. „Mach keine Umstände", sagte Eduard und damit verabfolgte er Dicky mit seinem Pantoffel drei harte Streiche. „Da, das wird dich lehren, dich anständig gegen deine Mutter zu betragen."

Dicky stand da und ließ seinen Kopf hängen.

„Eil dich und marsch in dein Bett", sagt sein Vater.

Noch immer rührte Dicky sich nicht. Aber eine bebende Stimme sagte: „Ich habe meine Zähne noch nicht geputzt, Pappi."

„Was ist los?"

Dicky schaute auf. Seine Lippen flatterten, aber seine Augen blieben trocken. Er gab keinen Laut von sich und vergoß keine Träne. Er schluckte nur und sagte würgend: „Ich habe meine Zähne nicht geputzt, Pappi."

Aber beim Anblick dieses kleinen Gesichts wandte Eduard sich weg und nicht wissend, was er tat, stolperte er die Treppe hinunter und hinaus in den Garten. Guter Gott! Was hatte er getan? Dicky geschlagen — seinen kleinen Puppemann mit einem Pantoffel geschlagen — und weswegen das, zum Teufel? Er wußte es nicht einmal. Plötzlich war er ins Zimmer gestürzt — und da stand der kleine Kerl in seinem Nachthemd. Und weinte nicht einmal. Nicht eine Träne. Wenn er nur geweint hätte oder zornig geworden wäre. Aber dieses: ‚Pappi!' Und wieder hörte er das würgende Geflüster. So zu verzeihen, ohne ein Wort! Aber er selbst würde sich nie verzeihen — nie! Feigling! Rohling! Und plötzlich erinnerte er sich, wie Dicky einmal von seinem Knie heruntergefallen war und sich das Handgelenk verstaucht hatte, als sie mit einander spielten. Auch damals hatte er nicht geweint. Und das war der kleine Held, den er soeben geschlagen hatte.

Irgend etwas mußte getan werden, dachte Eduard. Er ging zurück zum Haus, die Treppe hinauf in Dickys Zimmer. Im Halblicht hob sich Dickys dunkler Kopf, mit dem waagrecht geschnittenen Stirnhaar, deutlich von dem fahlen Kissen ab. Er lag ganz still, und selbst jetzt weinte er nicht. Eduard machte die Türe zu und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Was er tun wollte, war an Dickys Bett niederknieen und selbst weinen und um Verzeihung bitten. Aber natürlich, so etwas kann man nicht tun.

„Schläfst du noch nicht, Dicky?" sagte er obenhin.

„Nein, Pappi."

Eduard kam und setzte sich auf das Bett seines Sohnes, und Dicky sah ihn durch seine langen Wimpern hindurch an.

„Fehlt's irgendwo, kleiner Mann?" fragte Eduard, fast flüsternd.

„Nei—n, Pappi", kam es von Dicky.

Eduard streckte seine Hand vor und ergriff sorglich Dickys heiße kleine Pfote.

„Du . . . du mußt nicht daran denken, was eben gewesen ist, kleiner Mann", sagte er heiser. „Verstanden? Das ist jetzt alles vorbei. Ist vergessen. Das wird nie wieder vorkommen. Verstanden?"

„Ja, Pappi." Dicky lag still wie zuvor. Das war schrecklich. Dickys Vater sprang auf und ging zum Fenster hinüber. Es war noch nicht völlig dunkel im Garten. Das Mädchen war hinausgelaufen und holte weiße Wäsche von den Büschen herunter und bündelte sie über ihrem Arm. Aber in dem grenzenlosen Himmel glänzte der Abendstern und ein großer Ahornbaum, schwarz gegen den fahlen Schimmer, bewegte leise seine gefingerten Blätter. All das sah er, während er in seiner Hosentasche nach seinem losen Geld tastete. Er holte es hervor, wählte ein neues Sixpencestück und ging zu Dicky.

„Da hast du was, kleiner Mann. Kauf dir was", sagte Eduard leise und legte das Sixpencestück auf Dickys Kissen.

Aber konnte selbst das — konnte selbst ein ganzes Sixpencestück — vergessen machen, was gewesen war?

(Berechtigte Übertragung von Hans B. Wagenseil.)

Porträt H. Kistler

Polizei-Inspektor Scheible

EINE GESCHICHTE

von Karl Ude

Brinkmanns, Herr und Frau Brinkmann, Besitzer eines gutgehenden kleinen Modesalons der Innenstadt, bewohnten in einem vornehm abgelegenen Hause die geräumige erste Etage. Die begüterte Geruhsamkeit des ganzen Stadtteils brachte es mit sich, daß wie alle anderen Anwohner auch Brinkmanns immer wieder von Bettlerbesuchen und Hausiererangeboten heimgesucht wurden. Kaum eine Stunde verging, ohne daß laut oder zaghaft die Glocke gezogen wurde und irgendeine heisere Stimme vor der Tür um ein Almosen flehte oder Postkarten und Schnürsenkel feilbot. Brinkmann erboste sich nicht nur über diese hartnäckigen Störungen, sondern er machte sich auch ernsthafte Sorge um das Geschick der Wohnung, wenn er sie demnächst während der Urlaubsreise sich selbst überlassen mußte. Er war schon im Begriff, auf die ersehnten Erholungswochen zu verzichten und seine Frau wieder einmal allein fahren zu lassen, da kam ihm ein Gedanke, von dem er sich ohne besonderen Kostenaufwand Rettung versprach: er heftete an die Wohnungstür neben sein eigenes Namenschild eine Visitenkarte mit der deutlich lesbaren Aufschrift:

Josef Scheible, Polizei-Inspektor.

Und wahrhaftig, dieses kleine Schildchen wirkte Wunder! Von Stund an hielt die Furcht, ungewollt den neueingezogenen Polizisten herauszulocken, auch den verwegensten Streuner davor zurück, an der Brinkmann'schen Wohnung zu läuten. Brinkmanns waren ob dieser Feststellung höchst erfreut und fanden, als die Wirkung des Schildchens tagelang anhielt, bald den Mut, ihre Wohnung für einige Wochen dem also bewährten Herrn Inspektor Scheible anzuvertrauen; nicht ohne vorher allerdings den im Souterrain wohnenden Hausmeister aufzufordern, des öfteren nach der Wohnung zu sehen, denn sie sei in der Tat verlassen, da der gewichtige Untermieter Scheible nur eine Art Vogelscheuche oder besser noch: Bettlerscheuche sei, in Wahrheit also garnicht existiere.

Der Hausmeister hatte, kopfschüttelnd davon Kenntnis nehmend, das Gewünschte versprochen und Brinkmanns waren leichten Herzens abgefahren, um sich in einer milden Ferne Erholung zu gönnen.

Kaum, daß sie vierundzwanzig Stunden aus dem Hause waren, erschien ein Mann beim Hausmeister und gab einen Brief für den in der ersten Etage wohnenden Scheible ab. Der Hausmeister sah den Mann verlegen an, nahm den Brief für den Polizisten mit einer nur unsicheren und sprachlosen Gebärde an sich.

„Ich komme morgen wieder, um die Antwort des Herrn Inspektors abzuholen!" sagte der Mann noch und ging.

Der Hausmeister drehte den geheimnisvollen Brief zwischen den Fingern und wußte nicht, was zu tun sei; schließlich stieg er verwirrt zum ersten Stock herauf und läutete nach Herrn Scheible, aber niemand rührte sich hinter der Tür.

Als der fremde Mann am nächsten Tage nach der Antwort des Inspektors fragte, stammelte der Hausmeister, um die Wahrheit nicht zu verraten, eine kleine Notlüge: der Inspektor habe sich geweigert, den Brief an sich zu nehmen, und wenn einer etwas von ihm wolle, möge er ihn in seinem Büro aufsuchen. Der fremde Mann erregte sich ob dieser Botschaft und sagte, nun werde er draußen warten und aufpassen, wann der Inspektor nach Hause komme: er kenne ihn sehr genau und wisse auch, wann jener seine Wohnung betrete. Er ging und der Hausmeister blieb abermals in ratloser Verwirrung zurück.

Am nächsten Morgen, als er, wie mit Herrn Brinkmann ausgemacht, die Wohnungstür überprüfen wollte, wurde diese plötzlich geöffnet und ein gutangezogener Herr trat heraus. Der Hausmeister erschrak, obwohl ihm schien, wenn auch nicht den Herrn, so doch den Anzug irgendwann schon gesehen zu haben, und machte aus diesem Erschrecken keinen Hehl.

Der andere sah ihn gelassen an und fragte:

„Wollten Sie zu mir? Scheible ist mein Name!"

„Nein ... ja ... ich wollte nur ... Herr Brinkmann hatte mich beauftragt"

„... etwas mit auf die Wohnung acht zu geben, nicht wahr! Ja, ich weiß, er ist sehr ängstlich. Er hat mir dasselbe auch aufgetragen ..."

„Ihnen?!"

„Ja, mir! Als er fortfuhr. Ich wohne doch schon an die drei Wochen hier bei Brinkmanns und gehe jeden Tag mehrmals an Ihnen vorbei!

„Sie? Aber Herr Brinkmann hat mir doch gesagt, Sie gäbe es gar nicht!"

„Aber Mann! Das sehen Sie doch! Vielleicht hat er Ihnen nichts gesagt, weil er verschweigen wollte, daß er ein möbliertes Zimmer vermietet."

„Ach, so ist das! ... Sie meinen ... Ach so! ..."

Der Hausmeister beruhigte sich und begann verschmitzt zu lächeln.

„Wenn das so ist! Dann entschuldigen Sie bitte, daß ich Sie belästigt habe, Herr Polizei-Inspektor!"

Kopfschüttelnd stieg er die Treppe hinab, ehrfürchtig Herrn Scheible an sich vorüber lassend.

Ein paar Tage später sah er wieder jenen Mann, der den Brief abgegeben hatte, ins Haus kommen; er grüßte ihn freundlich, nicht ohne im Innern auf Herrn Brinkmann zu schimpfen, der ihn so an der Nase herumgeführt hatte.

Als Brinkmanns nach vierzehn Tagen eine Karte aus der Sommerfrische schickten und nach ihrer Wohnung fragten, antwortete der Hausmeister eine Woche später, daß selbstverständlich alles in bester Ordnung sei und daß sie völlig beruhigt sein könnten, zumal doch auch noch der Herr Polizei-Inspektor, den sie ihm allerdings verheimlicht hätten, in der Wohnung sei und sie allein schon kraft seiner beruflichen Tätigkeit vor allem Mißgeschick bewahre.

Hierauf erhielt der Hausmeister nach zwei Tagen schon eine neue Karte von Brinkmanns mit dem nervösen Vorwurf, er solle sich gefälligst nicht solche Späße mit seinen Mietern erlauben und für den Fall, daß wirklich irgendetwas zu Bedenken Anlaß gebe, sofort die Polizei benachrichtigen. Im übrigen aber würden sie hoffen, daß es sich um nichts mehr als um einen schlechten Scherz des Hausmeisters handele.

Der Hausmeister war ob dieser Karte, da er sich keines Scherzes bewußt war, nicht wenig verdutzt und er entschloß sich, damit die letzte Verantwortung nicht an ihm hängen bliebe, der Polizei von der Angelegenheit Kenntnis zu geben. Er stieg also die Treppen zu Brinkmanns Wohnung hinauf, läutete und bat den

Dujardin Jubiläumsbrand
Ladenverkaufspreis: RM 4.- die 1/1 Fl., RM 2.25 die 1/2 Fl.
WEINBRENNEREI DUJARDIN & CO. G.M.B.H. VORM. GEBR. MELCHER ★ UERDINGEN A. RHEIN

Herrn Polizei-Inspektor, der selber die Tür öffnete, um eine kurze dienstliche Unterredung. Hastig und entrüstet erzählte er dann von der Angst und dem Mißtrauen, das Brinkmanns auf ihrer letzten Karte geäußert hätten. Inspektor Scheible zog seine Stirn in Falten und sagte, die Sache, wie Brinkmann sie darstelle, käme auch ihm verdächtig vor und er wolle die Angelegenheit weiter verfolgen. Einstweilen aber solle er, der Hausmeister, sich Brinkmanns gegenüber in Schweigen hüllen.

Der Hausmeister tat, wie ihm amtlich geraten worden; was zur Folge hatte, daß Brinkmanns vier Tage später mit Sack und Pack vor dem Hause vorfuhren und den an der Tür stehenden Hausmeister mit einer Flut erregter Worte überfielen.

„Bitte, meine Herrschaften!" entzog sich dieser allen Vorwürfen. „Bitte, wenden Sie sich an den Herrn Polizei-Inspektor persönlich, dem ich die Sache übergeben habe!" und er wies mit überlegen herausfordernder Geste zur Treppe. „Herr Polizei-Inspektor Scheible wohnt im ersten Stock, bitte schön!"

Brinkmanns stiegen ächzend die Stufen hinauf, stürzten an die Tür mit dem kleinen Schildchen des Untermieters, das Brinkmann mit eigener Hand geschrieben und angeheftet hatte, und betasteten atemlos das Schloß: Wahrhaftig, alles war unverändert, die Tür geschlossen und das weiße Schildchen ... Halt! Was war das? Unter dem Namen stand, von fremder Hand geschrieben:

„Zur Zeit auf einer Dienstreise!"

Brinkmanns blickten einander offenen Mundes an, wühlten den Schlüssel aus ihren vollen Taschen und öffneten die Wohnungstür: Ein farbiges Durcheinander gähnte ihnen entgegen; Schränke, Schubfächer waren durchstöbert und zeigten beachtliche Lücken; die Teppiche grau verstaubt, ungespült standen Berge von gebrauchtem Geschirr umher, auf dem Schreibtisch aber, durch den Brieföffner sorgsam beschwert, lag ein von fremder Hand gefaßtes Schreiben, das als einziges von der mittlerweile angekommenen Post ohne Vermittlung des Briefträgers seinen Bestimmungsort erreicht hatte.

„Sehr jeehrte Herrschaften!" hieß es da. „Donnerwetter! Da werden Se aber Aujen machen, wenn Se hören, dat de Herr Inspektor Scheible die letzten Wochen Ihre anerkennenswert behagliche Wohnung benutzt hat! Und Se werden sich ans Köpken fassen und frajen, wo der denn so mit einemal herjekommen ist! Ja, da will ich Ihnen mal 'ne Latüchte aufstecken: Wie ich kurz vor Ihrer Abreise noch mal bei Ihnen vorsprechen will, von wejen so 'ner kleinen Unterstützung und so, wat meinen Se, wat mir da auffällt! Dat in Ihr ach, so stilles Heim 'nen Untermieter eingezojen sein soll! Und wie ich mir jetzt dat Schildchen an Ihrer Tür genauer angucke, da seh ich: dat ist ja 'ne Visitenkarte mit Ihrem eijenen Namen; auf der Rückseite, versteht sich! Na, dat ich da nicht mehr an die Erischtens von dem Polypen jejlaubt habe, werden Se mir nich' übel nehmen! Noch zwei Taje Beobachtung und ich war mir klar! Dat übrije verdanken wir dem Hausmeister. Aber seien Se ihm nicht böse, er hat bloß seine Pflicht jetan! Und wat jetzt uns anjeht, meinen Kollegen und mich, da machen Se sich man keine Sorjen! Wir haben uns erlaubt, für alle Fälle ein paar überflüssige Jejenstände Ihrer Wohnung miteinzupacken, bevor wir 'ne neue Dienststelle antreten! Also nichts für unjut! Herzlich Willkommen im eijenen Heim und schönen Dank auch für die freundliche und nach langen Entbehrungen verdammt wohltuende Aufnahme, die Se mir und meinem Kollegen während Ihrer Sommerfrische durch Ihren schlauen und jelungenen Einfall möglich jemacht haben!

Es hält sich bestens empfohlen

Gez. Scheible
Polizei-Inspektor a. D."

Wurst wider Wurst

„Unverschämt sind die Menschen heutzutage, du machst dir keine Vorstellung", klagt Frau Fellgiebel entrüstet. „Hat mich doch der Schaffner in der Elektrischen dauernd so angesehen, als wäre ich ihm was schuldig."

„Und du?" meint Frau Ossendarp.

„Ich habe ihn so angeschaut, als hätte ich bezahlt."

Männer unter sich

„Was ist denn eigentlich ein ‚Bigamist?'" fragt Dollbrägen am Stammtisch.

„Ein Mann, der eine Frau zu viel hat", erklärt Aulenkamp.

„Ja, sind wir denn alle hier Bigamisten?"

DIE KUNSTZEITSCHRIFT
„Der Sportfischer"
mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer
soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer" bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke
½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim
FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60

FÜR JEDEN FOTO-AMATEUR:

FOTOS MIT NITRAPHOT +VACUBLITZ
Deine Kamera geht Geld verdienen
mit 100 Adressen für den Bilderverkauf . . . . . RM 0.75
Fotos mit Nitraphot und Vacublitz
Das erste Spezialwerk zu diesen so wichtigen und bekannten Osram-Kunstlichtquellen. Neuartig aufgemacht und in einzigartiger Qualität gedruckt . . . . . RM 1.60
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Kleinbahn

Langsam schlängelt sich der Zug durch das Land. Ein Reisender im Abteil fragt seinen Nachbarn:

„Können Sie mir sagen, wieviel Uhr es ist?"

Der antwortet: „Was man hier braucht, ist keine Uhr, sondern ein Kalender!"

Belehrung

„Nicht wahr, ein Defraudant ist ein Dieb?"

„Nein — das ist schon etwas Besseres!"

Widerspruch

„Das Durcheinander im Warenhause macht mich wahrhaftig ganz kopflos", klagt Frau Piesewitt.

„Darum hast du dir also wohl drei Hüte gekauft?" meint der Gatte spitz.

Fertig

„Nun, ist die Villa, die sich Oskar bauen lassen wollte, schon fertig?"

„Die Villa noch nicht, aber — Oskar!"

Idyll — Julius Maçon

Vielversprechendes

„Welche Grabinschrift wünschen Sie nun für Ihren Mann?" fragt Steinmetz Borstegahr.

„Ruhe sanft in Frieden, bis wir uns wiedersehen", erklärt Witwe Büschenkamp ohne Zögern.

Hoffnungsstrahl

„Jede Dame aus dem Publikum verschwindet spurlos, sobald sie sich in diese Zelle einschließen läßt", verkündet Zauberkünstler Quicktickel.

„Wie wär's denn, Anna?" fragt Sonnenstößer ermutigend.

Vorsorglich

Der Katzorkebauer ist sterbenskrank und gibt seine letzten Wünsche bekannt. „Drei Kirchenlieder sollen bei meinem Begräbnis gesungen werden."

„Welche willst du denn hören?" fragt die Bäuerin und wischt sich die Augen.

Er kennt seinen Pappenheimer

„Nun schreibt also jeder von euch auf, was er sich zu Weihnachten wünscht", sagt Lehrer Quicktickel.

Eifrig kritzeln die Finger der Kleinen über das Papier.

Ab und zu sieht der Lehrer über die Schultern von dem und jenem und fragt plötzlich erstaunt: „Zwei Autos, zwei Eisenbahnen und zwei Kameras. Warum denn gleich zwei?"

„Papa spielt mit", entgegnete Fritz Dollbrägen.

Praktisch

„Und welches Geschenk hat dir am meisten Spaß gemacht?" fragt Lehrer Laubenpferch.

„Meine Trompete", erklärt Fritz Unband.

„So gern machst du Musik?"

„Doch nee, aber Papa gibt mir immer gleich 10 Pfennige, damit ich aufhöre."

Der Sonntagsjäger

„Was machst du denn morgen, Sonntag?"

„Da gehe ich jagen!"

„Recht hast du, man muß leben und ... leben lassen!"

Ah so

„Mein Arzt gibt mir nur mehr zwei Monate!"

„Um Gottes willen —, so krank bist du?"

„Nein — für die Honorarzahlung!"

Der Grund

„Sie sehen schlecht aus —, was fehlt Ihnen denn?"

„Mir nichts, nur meine Frau muß Diät halten!"

Ursache und Wirkung

„Warum die Männer so viel lügen?"

„Weil Frauen so viel fragen!"

Der Druckfehler

„Und als die Familie gegessen hatte, begann die Hausfrau, den Tisch abzulecken."

Ladenpreis:
RM 4.50
1/2 Fl. RM 2.75

BÜCHER

E. Scott: „Die Stuarts". (Verlag Georg D. W. Callwey, München 1936.)

Mit Burckhardts „Richelieu" und Giardinis „Don Carlos" hatte der Callwey-Verlag eine wertvolle Folge geschichtlicher Monographien eröffnet. Der Vorzug dieser Werke, die tiefgründige wissenschaftliche Durchdringung und formvollendete Behandlung des historischen Stoffes muß auch dem jüngst erschienenen Buch der Reihe wieder in vollem Maß zuerkannt werden. Denn auch in diesem Werk, „Die Stuarts" verbindet sich das Stoffliche mit dem Vortrag in glücklichster Weise zu groß gesehener Form. — Von dunklem Verhängnis schon früh gezeichnet taucht das schottische Königsgeschlecht aus der Vergangenheit auf, trägt sein Schicksal zwischen Glanz und Düsterkeit durch die Jahrhunderte und bestätigt es nochmals in seinen fernsten Nachkommen. Ungewöhnliche, einmalig und nur ihrem eigenen Blut unentrinnbar verhaftet sind diese königlichen Menschen, maßlos im Guten, wie im Schlechten, stehen sie schemenhaft im Helldunkel ihres rätselvollen Wesens und überstrahlen doch mit der geheimnisvollen Leuchtkraft ihrer starken, kühnen Herzen die Jahrhunderte. In Abenteuer verstrickt, zu ewigem Kampf verdammt und von Leidenschaften durchtobt, verrinnt ihr Leben, hinterläßt die breite Spur eigenen und fremden Blutes. — Eva Scott hat diesen schwer faßbaren, zerfließenden Gestalten Körperlichkeit zu geben gewußt, und sie tat es nicht mit hart umreißendem Stift, sondern mit breiter Pinselführung, die den Reiz des Stofflichen nicht zerstört und in kalter Sachlichkeit seiner letzten Rätsel entkleiden will. Es mag nur einen Vorzug bedeuten, daß sich hier eine Frau für die Bearbeitung eines geschichtlichen Stoffes entschied, der leichter durch die Einfühlung und Eingebung des Herzens, als von kühler, „distanzierter" Betrachtungsweise erschlossen wird.

A. Wisbeck

Franz v. Kobell: „Wildanger: Ein Buch von Rotwild, Gemsen, Bären, Murmenteln, Hähnen und anderen jagdbaren Tieren." (München 1936, Gesellschaft alpiner Bücherfreunde.)

Wem es an nebelbrauenden Herbsttagen versagt ist, auf die Jagd zu gehen, und dort draußen an solchen Tagen und Wochen die Natur und Kreatur in fast mythischer Urweltstimmung zu erleben, der greife in abendlichen Stunden zu Franz v. Kobells „Wildanger". Die historische Umrahmung, die mit wohltuender Sachlichkeit Bilder von fast miniaturartiger Schönheit erstehen läßt, weitet den Horizont und läßt Perspektiven sichtbar werden, die den nach Jagdabenteuern neugierigen Leser im Banne halten.

Wenn aber der gelehrte Kobell seinem Gelehrtengewissen Genüge getan hat, dann weiß der naturbegeisterte Mensch Kobell farbige Bilder zu zeichnen von der Landschaft und jenen köstlichen und kostbaren Tieren, die an festlichen Tagen unsere Tafeln zieren. Keins der Tiere ist vergessen, die dem Nichtjäger fast wie Fabeltiere vorkommen, die aber den leidenschaftlichen Jünger der Diana hinauslocken in die tiefsten Wälder, in die verschwiegensten Gebirgswinkel, auf die steilsten Höhen und ihn auf seinen Pirschgängen zu jenen überraschenden Beobachtungen und fast seelischer Freundschaft mit dem gehegten Wild führt, die ihm immer wieder eine Quelle unerschöpflicher Freude sind. Das versteht der Mensch Kobell mit psychologischem Spürsinn und lebendiger Sprache darzustellen, von fast franziskanischer Schlichtheit bis zur hochgestimmten dichterischen Gestaltungsfülle.

Und wenn dann der Jäger Kobell zu seinem Rechte kommt, dann wird die kontemplative Natur von dramatischer Kraft abgelöst, die sich in Begeisterung für das Grandiose alles echten Jägertums steigert. Kühn wie ein Urweltmensch zieht der Jäger hinaus in seine Jagdgründe und steht Aug' in Aug' dem Wild gegenüber. Und wenn sie einmal erwacht ist, die hohe Leidenschaft für weidgerechtes Jagen, bleibt sie Lebensbedürfnis und Lebensnotwendigkeit, die wieder in hunderten von lustigen Sprüchen und übermütigen Versen ausklingt, die sich in ehrwürdigen Bräuchen offenbart und in stolzen Vereinen bewahrt.

Die Neuausgabe des vor über dreiviertelhundert Jahren erschienenen Buches hat die Gesellschaft alpiner Bücherfreunde besorgt. Sie hat dem Buch ein sachlich braunes solides Gewand gegeben, noch mehr Liebe für die Innenausstattung im Druck verwendet, in reichen Illustrationen aber durch Wiedergabe von Bildern, Stichen, Zeichnungen und Photos sich verschwenderisch gezeigt.

So verdient diese Neuausgabe der alpinen Büchergesellschaft volle Anerkennung und Verbreitung, vor allem in jenen Kreisen, die der Jagd nahe stehen, dann bei allen alpinen Freunden und nicht zuletzt unter den Laien, die gerade durch die Fülle des Wissenswerten und menschlich Erlebbaren außerordentlich angesprochen werden.

Prof. Dr. C. Zimmermann.

DIE FOTO-SEITE

Wir besuchen das Handwerk

Das Handwerk ist zeitgebunden. Gerade deshalb wollen wir die Kamera nehmen und festhalten, was es noch irgend festzuhalten gibt. Denn die Neuzeit brachte hier verschiedenste Änderungen, ließ neue Handwerksberufe erstehen, denen andere weichen mußten. So wird es wichtig, daß wir das Vorhandene im Bilde darstellen, um es für spätere Zeiten zu bewahren.

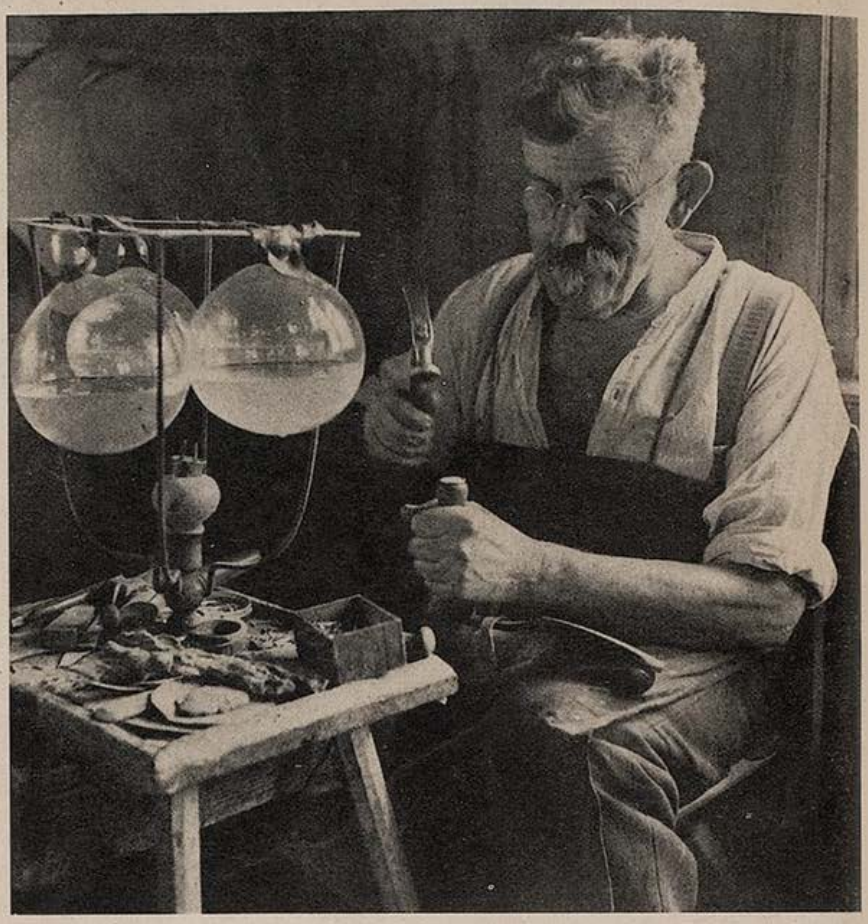
Die Fotografie will uns ja neben allen ihren anderen Aufgaben Zeitdokumente schaffen, die späteren Generationen einen Rückblick ermöglichen. Wenn wir das nicht beachten, so wird man uns später berechtigte Vorwürfe machen müssen. Denn wir haben ja heute die Möglichkeiten, ein vielseitiges und getreues Abbild unseres gesamten Lebens zu geben, was es in jeder Hinsicht auszunutzen gilt.

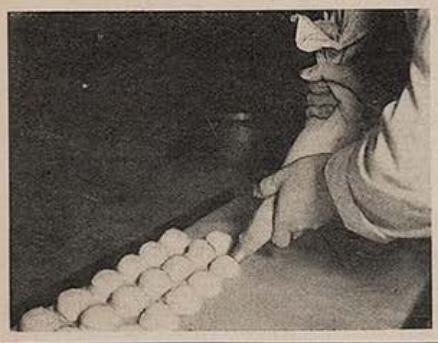
Wir wollen nicht sagen, daß ein Schneider oder Schuster nicht „modern" sei, weil man von der Stange kauft. Denn auch diese Schaffenden finden heute noch ihr Brot und stellen im wesentlichen Wertarbeit her, die sich gegenüber allem anderen nicht nur rentiert, sondern die auch ihre Vorteile hat. Doch das sind Fragen, die ja nur mittelbar etwas mit der Fotografie zu tun haben.

Festzuhalten bleibt: Daß all diese Handwerker da sind, daß wir sie brauchen und daß sie in unsere Zeit gehören. Und soll unsere Fotoserie vollständig sein, so werden auch von ihnen Aufnahmen erforderlich.

Daß solche Bilder relativ wenig gemacht werden, hängt zweifellos mit einer gewissen Scheu zusammen. Ich kann doch nicht einfach in eine Werkstatt gehen, dort Kamera und Kunstlicht aufstellen, ein paar passende Worte sagen und den Mann von der Arbeit abhalten — das sind die ersten hemmenden Gedanken, die man aber überwinden muß. Es gibt gerade unter diesen Handwerkern Leute, die in ihrem Leben noch nicht ein einziges Mal fotografiert wurden und die sich freuen, daß man auch an sie denkt. Ein paar Worte, daß wir den Handwerker bei seinem Schaffen aufnehmen wollen, genügen meist, um das nötige Verständnis zu finden und jede gestellte Pose zu vermeiden. Nur zum Schluß darf nicht vergessen werden, daß wir dem Meister, Gesellen oder Lehrjungen wenigstens ein Foto verehren. Das kostet uns nur kleine Mühe und bedeutet für den Fotografierten doch so viel.

Wenn wir es richtig anstellen, so brauchen wir den schaffenden Menschen so gut wie gar nicht in Anspruch zu nehmen. Und das wird auch der beste Weg sein, um Echtheit in die Bilder zu bringen. Da nehmen wir ein paar Vacublitze mit, die am besten mit dem Kameraverschluß gekuppelt werden; weiter kann eine Nitraphotlampe gute Dienste leisten und ein Blendschirm (vielleicht schon weißer Glanzkarton) zum Aufhellen bei einseitiger Beleuchtung wichtig werden. Wenn wir mit dieser Ausrüstung in die Werkstatt einziehen, so wird nicht gleich drauflosgeknipst, sondern zunächst beobachtet. Wir werden uns für typische Arbeiten interessieren müssen, die Handgriffe studieren und nach einiger Kenntnis mit der eigentlichen Aufnahme beginnen. Dabei wollen wir den Handwerker möglichst wenig beeinflussen, wir richten uns nach ihm und bekommen so die besten Bilder. Höchstens bei längeren Belichtungszeiten wird es erforderlich sein, daß wir einen Moment in der Bewegung innehalten lassen. Das läßt sich meist sehr schnell einexerzieren, wenn wir begreiflich gemacht haben, daß es uns nicht auf schöne und dekorative Gesichter ankommt, sondern daß wir alles ganz natürlich haben möchten. So, wie es eben ist.





Viel hängt von der Beleuchtung ab. Denn im Arbeitsraum ist sie oft schlecht, so daß wir mit Kunstlicht nachhelfen müssen. Meist hängen, liegen und stehen im Arbeitsraum auch so vielerlei Dinge herum, daß eine verwirrende Buntheit entstehen kann, wenn wir das alles mit auf unseren Film bekommen. Wir helfen dem ab, daß wir im wesentlichen nur den Menschen scharf abbilden, also mit großer Blende fotografieren, dann aber auch die Beleuchtung nur auf den Darzustellenden richten. Dann liegt das andere im Schatten und wird nur angedeutet hervortreten, was gerade richtig ist.

Auch mit Einzelheiten, mit Nahaufnahmen wollen wir uns befassen. Einmal nur ein paar schaffende Hände abbilden oder ein Porträt mit seinem vielseitigen Ausdruck geben. Auch Stilleben lassen sich aufnehmen. Kurz, es erwartet uns eine ungeahnte Vielseitigkeit, und indem wir mit Freude vorgehen, erzielen wir nicht nur schöne Bilder, sondern noch weit mehr: Ein getreues Dokument unserer Zeit von bleibendem Wert.

gi-t

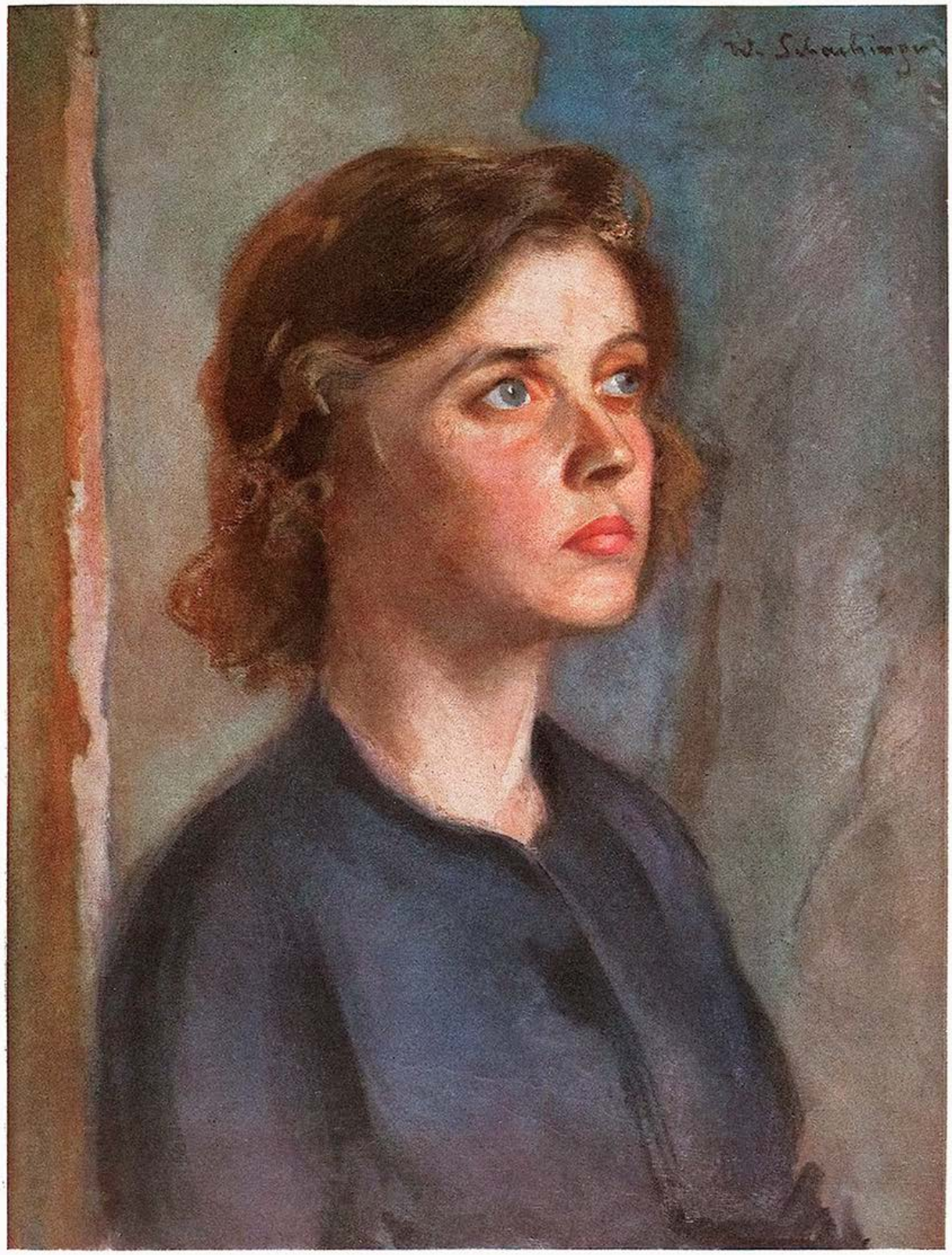
Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfenn

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: i. V.: GEORG POSSELT; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile
— Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Drucker München, Herrnstraße 10. — D.A. III. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt.

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 52



Mädchenporträt

Walther Schachinger

J U G E N D

41. JAHRGANG 1936 / Nr. 52

Barockengel
(Aus der Sammlung von Prof. C. Zimmermann)

Weihnachtliche Heimkehr

Von Ernst Flessa

Das Altroder Anwesen liegt hoch oben in den Grenzwäldern des östlichen Gebirges. Der Schneefall hat für eine Weile ausgesetzt. Für einen der junge Kräfte in den Beinen hat, sind die Waldsteige noch gangbar. Wer aber hätte am Heiligen Abend noch in dem weltfernen, verwitterten Haus zu tun, dessen einsames Fensterlicht weit hinaus sichtbar ist im winterabendlichen Land? Ein Fremder könnte es für einen Stern halten, wenn er aus den Tälern heraufblickt.

Der Altroder schlurft noch krummen Rückens in den Stall hinüber, nach Ochs und Kuh zu sehen. Er hat ein hartknochiges Waldgesicht; die Augen darin sind winterlich inwendig. Der trauliche Schein aus der Laterne in seiner Hand muß durch viel Eis schlagen, bis er in den alten Augen der Herzwärme begegnet. Verloren blicken sie in den wohligen Dunst, der von den ruhenden Tieren ausströmt. Die Scheckin hat lange Mühe, den Kopf mit den milden, großen Augen nach dem Bergbauer hinzuwenden, ehe er es merkt. Wenn man noch jünger wäre, hätte man dem Tier dafür die wollige Stirn zwischen den matt glänzenden Hörnern gestreichelt, aber die steifen Beine sparen jeden Schritt. Es tut gut, sich eine Weile an den Viehstand zu lehnen. „Alte-Leut'-Weihnachten —", denkt der Altroder mit murmelnden, schmalen Lippen. Es kann auch sein, daß es nur ein wenig Schäche ist, die zusammenhanglos die Lippen regt und sein Haupt der Scheckin zunicken läßt. Aber es wird doch noch ein richtiges Zwiegespräch daraus, wenn man es so nennen will. Er erzählt der Kuh davon, daß er jetzt wieder in die Stube hinübergehen wird, um sich fröstelnd neben den Ofen zu setzen. Nein, einen Christbaum lohnt es nicht mehr; der ist gut, wenn Kinder im Hause sind. Und die kargen, morschen Kraftreste im Leib muß man für den kurzen Sommer aufheben, um dem harten Boden die dürftige Ernte abzuwerken: Da steigt man nicht mehr stundenweit nächtlich zur Christmette ins Dorf hinunter. Wenn man dann lange neben dem langsam auskühlenden Ofen sitzt, den Blick an der Altroderin vorbei in blinde Ferne gerichtet, dann kommt manchmal ein dünner, leiser Schlaf. Vielleicht sitzt dann auch noch ein Zweiter nebenan auf der Bank, der ebenso schweigsam ist wie der Vater. Weil Weihnachten ist, ist der leicht hinwehende Traum vielleicht so gut, dem fremden, stummen Gast ein frisches, junges Gesicht zu geben: Das ist der Sohn, gefallen in Flandern; mitten im ersten Saft hat ihn eine schwere Art gefällt. Sie haben nichts miteinander zu reden. Aber schön ist das, so nebeneinander zu sitzen. Und dann, ach, dann ist die Ofenbank wieder leer. Die Altroderin humpelt ihrem Mann voran in die Kammer. Schlafen können sie wohl beide nicht, aber reden taugt zu nichts. Ist denn noch jemand da in der Kammer, der heute wiederkehrt? Zweimal war doch die Altroder Wiege, in der schon Großvater und Urahn gelegen, vor langer Zeit eine Mulde von Glück unterm Christbaum gewesen. —

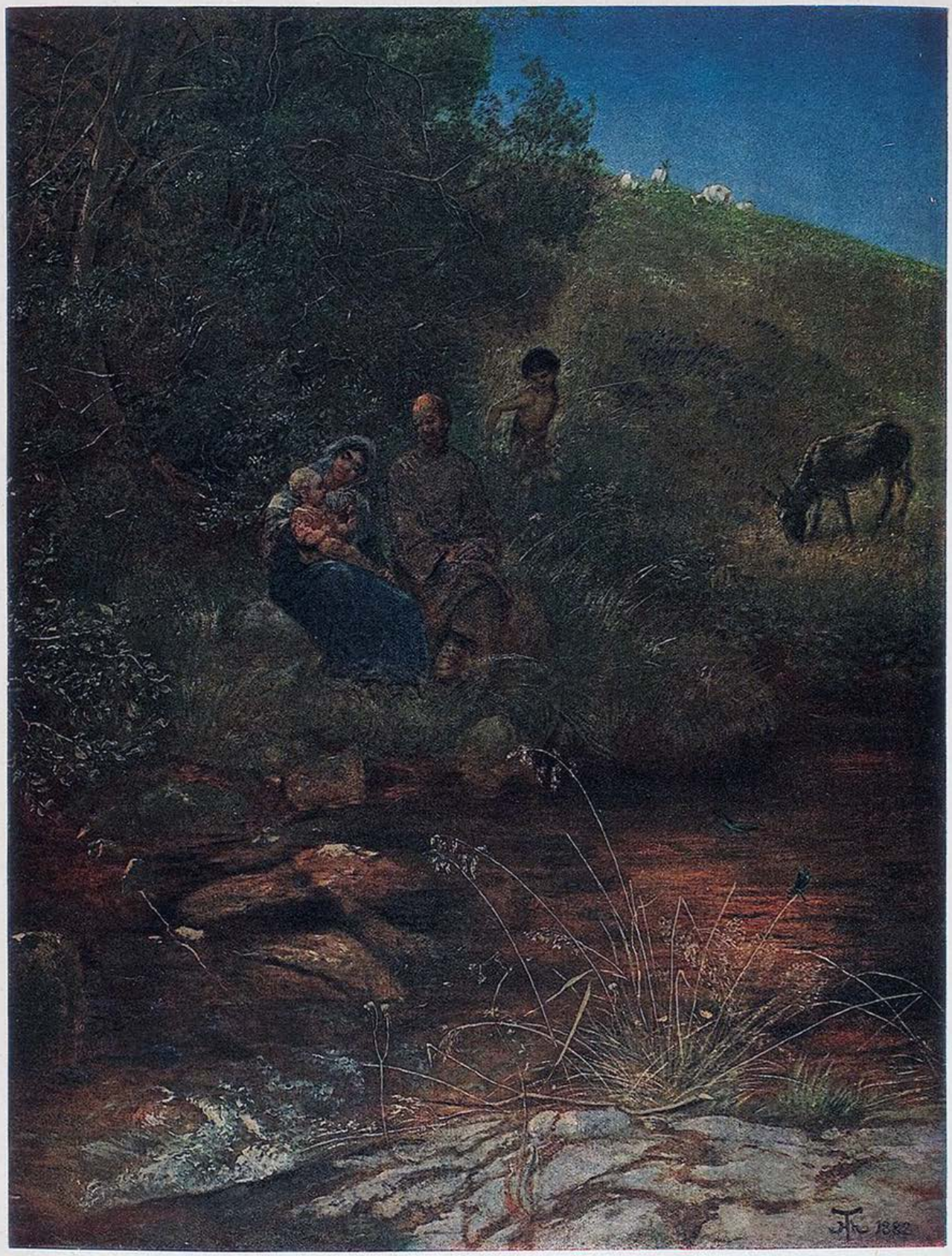
Mächtig schnauft die Scheckin, daß ihr ein warmer, weißer Rauch

vor den rosig weichen Nüstern steht. Darüber richtet sich der Altroder auf. Die Stalltüre ist fest verschlossen; dicke Strohbüschel vor allen Fugen wehren dem Frost. Und wenn der Bergsturm aufwacht, wird er draußen noch eine weiche, dichte Schneewehe davor legen. Wie viel Trost in einem nächtlichen, winterlichen Stall wohnt! Wenn man nicht in die Christmette gehen kann, ist es darin fast so wie in der Kirche. —

Die Altroderin sitzt in der Stube drüben am Tisch. Den beiden alten Leuten ist es nicht gegeben, einander groß anzublicken, wenn schwere Gedanken aufs mürbe Herz fallen, wie warme Wachstropfen von der Kerze auf die greise Hand. Sie sieht nicht von der großschriftigen Bibel auf, die sie vor sich hat. Gut, daß sie allweihnachtlich das Lukasevangelium nachgelesen hat. Die verbogene Brille ist selbst für die großen Buchstaben zu alt geworden; sie ist nur eine bescheidene Eitelkeit, gut dazu vielleicht auch, den müden Augen ein wenig Festigkeit zu geben, die so leicht feucht werden wollen. Als sie umblättert, fällt ein Brief heraus. Einen Augenblick lang bleibt der Altroder bei ihr stehen und denkt daran, daß er ihr den Brief wegnehmen sollte. Er hat Angst, daß er ihr bei solcher Gelegenheit plötzlich aus der gichtigen Hand fällt, und daß er dann den Pfarrer holen muß aus dem Dorf, damit er ihr letztes Labsal auf den tödlichen Schmerz lege. Aber wo soll ein alter Mann noch die Kraft zu solchem Willen hernehmen, wenn neben dem Sohn auch die Tochter fortgegangen ist, die Beistand hätte sein können in alter, einsamer Not. —

„Karl", sagt er auf der Ofenbank zu seinem toten Sohn, „nun mußt du ein wenig warten! Ich habe da noch etwas auszumachen. —" Darum könne er jetzt nicht herumkommen. Ob es recht war? — Hier, mitten in der Stube, wo jetzt die Mutter über dem abgegriffenen Brief sitzt, stand die Tochter. Wohl würde einem, wenn man sie ansah: So kräftig war sie in den Hüften, — nicht schön eigentlich, aber so herb und gesund wie ein frisches Roggenbrot. Konnte man das dann überhaupt einen Streit nennen? Es ist so mühsam, sich genau zu besinnen, aber jetzt muß es sein. Um irgend ein Recht ging es. Als ob ihr nicht genug Recht darin widerfahren war, daß sie unter der Obsorge der Eltern in der Heimat aufgewachsen war, die sie ihr gaben! — Ein zweites Bild dunkelt neben ihr herauf: Das war ein Stadtmensch, ein Händler oder so etwas, der besser niemals über diese Schwelle getreten wäre. Unnötig, daß er jedesmal, wenn er, seine Zeit vergeudend, hier herumstreifte, etwas

Vor dem Stall — August Beck



Auf der Flucht

Hans Thoma †

zurückließ, was man dem Altroder zu verbergen suchte: Ein buntes Tuch, ein Kettlein und wahrscheinlich viele, leicht hingeredete Worte vom Leben in einer fernen Stadt und von der Arbeit, die eine Häuslerstochter dort im Dienst bei feinen Leuten finden könne, leicht wie ein Spiel, gemessen an der Schinderei auf dem kargen Waldboden. — Schließlich war nichts mehr auszurichten mit einem harten „Nein!". Ein zweites Mal redet ein Waldbauer nicht von der selben Sache. Darüber aber muß man jetzt noch, nach Jahren, nachdenken, ob es recht war, daß man dem Kind nicht nachgerufen hatte: „Wenn es etwa dort draußen in der Stadt nicht so ist, wie du denkst, dann kannst du wiederkommen; die Stube daheim wartet auf dich!" — Weihnachten, nachdem sie fortgegangen war, kam Geld von der Tochter aus der Stadt. Dort auf dem Wandbrett liegt es unberührt in der Büchse. Das Jahr darauf kam wieder Geld, aber weniger. Später blieben auch die spärlichen Briefe aus. Auch heuer sind auf dem Waldsteig, der nach Altrode führt, keine Fußstapfen vom Postboten, dem die Mutter dort auf dem Brett neben dem Geld des Kindes die Schnapsflasche zu wärmendem Trunk bereitgestellt hat. Einmal hat der Altroder einen Zuträger, ehe er drei Worte gesagt, von der Hofstatt gejagt, der zu wissen vorgab, wie es mit der Tochter stehe und das Maul dabei spitzte. —

Die Mutter dort am Tisch hat die Brille auf den Brief gelegt. Kann sein, daß sich draußen ein Wind aufgemacht hat, auf den sie horcht. Kann auch sein, daß jetzt in langen Kolonnen die toten Bauernsöhne über die Waldberge marschieren, die Axt über der Schulter, und heilige Bäume fällen, um sich in ihrem Soldatenhimmel eine riesige Hütte zu bauen mit einer waldweiten Tenne, darein sie sitzen können und rasten und heimdenken. — Tritt ein, Sohn! Setz dich zu mir und hilf dem Vater, damit er Ruhe finde! — Wie ähnlich ihm die Tochter gewesen ist! Redet er? — Ob der Vater nicht noch einmal vor die Türe schauen könnte? Müde schüttelt der Alte den Kopf. Aber dann nimmt er das wollene Tuch um den Hals, damit der Sohn seinen Willen habe. Ängstlich sieht ihm die Frau nach. Aber er gibt keine Auskunft.

Draußen fällt ihn scharfer Frost an. In unendlicher Helle glänzen die Weihnachtssterne vollzählig über Wald und Land. In den Tälern unten webt Kälterauch. Die dick behangenen Fichten schweigen in einfältiger, ewiger Ehrfurcht. Kein Schatten zieht darüber hin. Die gefallenen Söhne sind schon längst heimgekehrt in die ewige Ruhe, und auf dem Schnee, die Bergwiese hinab, leuchtet blauer, heiliger Schein. — Dort aber, wo der Weg darunter liegt, führt eine Trittspur bis zu einem Schattenbündel, das neben der verschlossenen Stalltüre kauert.

Eine Weile steht der Altroder lauschend vornüber gebeugt. Schmerzhaft überlegt er, ob er nicht noch in seiner Ofenecke eingeschlafen sei und seinen armen Weihnachtstraum halte; aber dann reißt ihn ein heißer Herzstoß auf. — Das Weib vor ihm im Schnee ist so schwach, daß es nicht mehr allein aufstehen kann. Wie festgefroren hält es die Arme über einem kleinen Bündel vor der Brust. An einem Greis ist nicht viel Stütze, wenn der Schritt zurück über die heimatliche Schwelle so schwer wird.

Nun aber ist sie dennoch in der warmen Stube. Niemand fragt, als schließlich ein Kindlein in der alten, wurmstichigen Wiege liegt, die der Altroder vom Boden herbeigeschleift hat. Die Mutter aber weiß nicht, wohin sie sich zuerst wenden soll: Sie hat der ermatteten Tochter die frostblauen Glieder zu reiben, sorgend, daß sie nicht krank werde und sich nicht so bitter hart um ein erstes, scheues Wort mühe. Sie will aber auch keinen Blick des Kindleins verlieren, das in der Wiege erwacht ist. Der Altroder steht ihr allzuviel mit seinem krummen Rücken zwischen ihr und dem lieblichen Weihnachtswunder. Da schiebt er sich endlich nochmals zur Türe hinaus. Es ist ihm eingefallen, daß nun doch vielleicht ein Christbaum in die Stube da drinnen gehöre. Wie Glockenschläge klingen die wenigen Axthiebe, mit denen er ein Tännlein am Wiesenrand fällt, durch die stillen Wälder.

Ruhe auf der Flucht

Von Hermann Gerstner

Der schwache Esel konnte nicht mehr traben,
er harrte abgewandt vor einer Schlucht.
Da wartete Maria mit dem Knaben,
und Josef ruhte aus vom Schritt der Flucht.

Im Sattel saß die Mutter, nach der bangen
Verfolgung schwieg sie mild, und zärtlich ging
der Atem über ihres Knaben Wangen,
der selig in dem Tuch der Arme hing.

Das Reittier hatte Josef schon gefüttert,
dann stützte er sich schwer. Und es geschah,
daß er von einem hohen Gott erschüttert
das ferne Opfertum des Kindes sah.

So weilten sie, die Mutter noch vom Zittern
der Flucht befangen. Doch der Vater litt,
als schaute er schon Golgatha, am bittern
Geschick des Sohnes, bevor er weiterschritt.

Geburt in der Vorstadt

Eine Weihnachtslegende von Ernst Hoferichter

Die Stadt war klein. — Von der Kirchturmspitze aus gesehen nicht größer wie ein Kinderbaukasten. Wie eine mit Wasserfarben ausgefüllte Malvorlage.

Morgenfrische Brunnen durchsangen sie wie eine Suppenschule. Sieben Milchfrauen ließen ihre Ladenklingeln über die Gasse trillern. Und dickbauchige Wirtsstuben reckten aus allen Winkeln ihre Schilder gleich winkenden Armen hervor. Am Fensterbrett trockneten in der Sonne Bierfilze.

Außen lief eine fette Mauer, wie ein überfütterter Hofhund, um die Stadt herum.

Zwischen Viehmarkt und Heuwaage bog die Grasgasse ein. Da stand wie aus einem Sacke gefallen ein verlorenes Häuschen. Gleich einer Laubsägearbeit. Drinnen wohnte ein leises Ehepaar. Maria und Joseph. Sie waren arm. Und darum reich nach innen. Er war Zimmermann und arbeitete am Dachstuhl des Bankhauses der Firma Tannenwald & Co. Sie bügelte Blusen für Wassermädels und drehte Papierrosen für den Allerseelentag.

Die Kammer hatten sie an eine Schlafgeherin vermietet. Die war Platzanweiserin in einem Kinematographen.

In Marias Küche roch es nach aufgewärmtem Kaffee. Und über dem gußeisernen Sparherd blauten durch den Dampf der Suppen ihre Tassen wie ein aufgerissener Himmel.

Abends zog Joseph seine Stiefel aus und sie las ihm aus dem „Nazarether Tageblatt" die Todesanzeigen und steigenden Fleischpreise vor.

Über der Ofenstange hingen seine Socken wie turnende Papageien. Im Rohr hüpften gebratene Äpfel auf und ab.

Eines Abends, als Joseph in der Versammlung eines Sterbekassenvereins war, saß Maria

am Herd und nähte in seine Sonntagshose eine neue Messertasche ein ... Da trat mit einem Male ein großer magerer Engel über die Schwelle der Küchentür. So unverhofft wie ein Geldbriefträger. Er blieb zwischen der Kohlenkiste und dem Ausgußrohr stehen. Sein Flügelschlag bewegte das Küchenhandtuch mit der eingenähten Aufschrift: „Mahlzeit!".

Maria erschrak und zuckte zusammen, als wäre plötzlich über ihr die Decke eingefallen. Und von der Stirne rannen ihr die warmen Tropfen wie ein warmer Regen ins Gesicht ...

Der weiße Gast redete so schön und glockentönend wie ein Hofschauspieler. Maria bat den Engel, auf dem Kanapee Platz zu nehmen und mit ihr geröstete Kartoffeln und Salzgurken zu essen.

Er aber nahm keinen Bissen. Rückwärtsschreitend verschwand er durch die Tür. Mit einem Flügel streifte er an dem blechernen Briefkasten vorbei. Das war das letzte Geräusch, das der Engel hinterließ und das Maria noch lange in den Ohren behielt ...

Und so ganz Demut war sie, daß sie von der hohen Botschaft nicht überhoben wurde. Daß sie sich noch immerfort an den Drahtstielen der Papierrosen die Finger wund stieß und bis tief in die Nacht hinein das Bügeleisen schwang.

Als Joseph das hörte, wurden seine Augen eine Überschwemmung von Tränen. Und er streichelte ihr Haar.

Das Zimmerfräulein, die Platzanweiserin im Kino, deutete den Engel als eine spiritistische Erscheinung, wie man sie jederzeit auch beim Tischrücken hervorrufen kann. Sie glaubte nicht an Himmlisches.

— — —

Und etliche Monde vergingen. Vier, fünf ...

Die Baumkronen setzten Rost an wie alte Grabkreuze. Äpfel und Zwetschgen fielen zur Erde ... Herbst!

Nebel zogen Schleier durchs Geäst. Der Tag wurde immer kleiner, wie ein Sonntagskuchen mit Weinbeeren und Rosinen.

Maria und Joseph blieben in Ergebenheit der hohen Botschaft eingedenk. Um ihre Häupter wuchsen ganz allmählich Heiligenscheine. Wie zunehmende Monde. Wenn Maria sich den Scheitel zog, erschaute sie das Wunder im Spiegel. Immer deutlicher. Und Joseph merkte es beim Haarschneiden in der Stube des Baders.

Sie wurden Heilige.

Alle Nazarether ließen, wenn sie an ihnen vorbeigingen, den Ton ihrer Rede tiefer werden. Und sahen mit einem Auge nach dem wachsenden Lichtreif. Und blickten ihnen noch lange nach. Blinzelnd und geblendet. Daß die Beiden dieses Schauen wie eine warme Brause an ihren Rücken herunterrieseln fühlten.

— — —

Und immer mehr gingen die Worte des Engels ihrer Reife entgegen.

Um diese Zeit mußte der Bezirksamtmann auf Anordnung seiner Regierung die Invalidenversicherung und Ortskrankenkasse einrichten. Jedermann mußte deshalb in seine Heimatstadt, damit ihm dort die Versicherungskarte ausgestellt werden könnte.

In Josephs Briefkasten fiel eines Morgens ein solcher Schrieb. Maria mahlte gerade den Kaffee.

Heute noch müßten sie nach Bethlehem! ... Sie ließ vor Schreck die Bohnenschublade aus ihrer Kaffeemühle fallen.

Draußen lief der Wind ums Haus. Wie ein pfeifender Handwerksbursche. In Nazareths Gassen fiel Schnee — Schnee ... So weich und weiß. Und dick ...

Der Morgen war noch voll Nacht. Maria nahm Josephs Bratenrock, seinen Zylinderhut und die Veteranenvereinsorden aus dem Kleiderschrank und legte sie über das Bett hin. Dann sperrte sie die Kommodenschublade ab, in der Joseph seine Feiertagsschulzeugnisse und die Briefmarkensammlung aufbewahrt hielt. Und den Kanarienvogel trug sie zur Krämerin hinüber und tat noch dies und das.

Die zwei Heiligen trabten durch den Schnee. Hintereinander. Leicht und weich. Daß sie ihre Tritte nicht hörten. Sie trat in seine Fußstapfen. Flocken fielen als weißer Brief vom Himmel. Und blühten schwebend zu Brillanten auf. Das Land um und um glich einem frischgemachten Bett. Weißes Linnen überall.

Sie gingen und gingen. Maria aß aus Josephs Manteltasche gedörrte Zwetschgen und warf die Kerne nach links und rechts.

„Hast der Kramerin für'n Kanarienvogel aa gnua' Hanf mitgeb'n?"

„Ja, a ganze Bierflaschen voll."

„Und hast d' Zeitung abb'stellt, weil wir jetzt länger nimmer z'ruckkomanen wer'n?"

„A ganze Woch' lang, hab' i g'sagt, soll'n s' as zruckhalt'n ..."

„Und hast für's Zimmerfreilein an Hausschlüssel unter's Fußabstreiferdeckerl g'legt, daß s' herein kann, wenn's vom Kino heimkommt?"

„Ja, und an Zettel hab' i' ihr auf's Nachtkastel hirg'legt, wo i' draufg'schrieb'n hab', daß die Laubfrösch a paar Würmer 'neintun soll ..."

„Wenn's an Mehlwurmhafen findt', schon ..."

„Dös hab' i' ihr ja hing'schrieb'n, daß er neben dem Krug mit den Preiselbeeren steht ..."

„Dann wird's ihn schon finden ..."

Und die Heiligen schwiegen wieder lange.

Um ihre Häupter schwebten korngelb, wie die Ränder von Strohhüten, die runden Heiligenscheine ...

Der Nachmittag ging und der Abend kam. Er kroch aus dem Straßengraben wie ein Landstreicher. Alles um sie her war mit chinesischer Tusche pechschwarz übermalt. Nur der Himmel glitzerte gleich einem Karusseldach. Die Sterne sind winzig kleine Laternen geworden.

Maria war schon müde. Ihre Füße wurden geknickte Halme. Jedem Wind gehorsam. Gleich einem Wagen mit zerbrochenem Rad, lehnte sie sich an Josephs Arm.

Der ließ sich nichts Müdes anmerken. Er spielte auf seiner Mundharmonika den Tölzer Schützenmarsch ...

Die heiligen drei Könige — A. Beck

Damenbildnis

Heinz Kistler

Winter — August Beck

Da — flimmerten die ersten elektrischen Bogenlampen der Stadt Bethlehem auf. Wie Glasaugen ausgestopfter Raubvögel.

Über den Schnee sangen Glocken. Kinderhell. Aufgetürmte Feuermauern wuchsen schwarz in die Nacht hinein. Magere Türme überwachten neidisch ihren Wuchs.

Die ersten Trambahnhäuschen kamen.

Die zwei Heiligen gingen den Schienen nach. Joseph sammelte sonst auch Straßenbahnbilletts. Aber er war heute schon zu müde, um sich zu bücken.

Vor einem Wirtshaus stand ein römischer Maronibrater. An seiner Ofentüre wärmten sie sich die Hände. Und dann traten sie auf eine kleine Weile in den Hausgang ein. Ihm war der Hosenträger gerissen.

Sie schüttelte sich die Flocken aus dem Haar. In seine streichelnden Hände hinein.

„Druckt di' der Stiefel?"

„Joseph, mir is' nicht guat . . .!"

„Oder gehst auf an Nagel?"

„I weiß net, wo's fehlt . . ."

„Hast nasse Füaß?"

„Wenn wir nur schon was zum Schlafen hätten! . . ."

Alle Gasthöfe waren bis unters Dach hinauf mit Fremden angefüllt. In den Badewannen schliefen Amerikaner und in den Kommodenschubladen Engländer.

Weiter! Den Berg hinauf — da kamen rotdurchleuchtete Fenster. Dahinter Geigenstriche und Soubrettentriller.

Die beiden Heiligen standen vor dem Bethlehemer Kabarett: Das Nachtlicht! Joseph hielt es für ein christliches Hospiz.

Unter dem Emailleschild „Fremdenzimmer" lief eine Glocke in die Mauer. Er läutete schüchtern. Der Portier wankte heran. Warf vorauseilend seinen Kopf als Schatten durch das Milchglas. Aus seinem Gesicht lachte die Fülle eines reichhaltigen Glückshafens, der auf die Verlosung wartet. Seine Augen steckten als Billardkugeln im sulzigen Antlitz, zu dessen beiden Seiten die Ohren als zu massiv geratene Henkel befestigt waren.

Durch den Türspalt wehte der Geruch des Abendessens. Der Portier leuchtete die Armen mit seiner Taschenlampe ab. Und da Joseph weder Cutaway noch Monokel trug — und Maria nicht einmal nach Eau de Cologne roch und keine polierten Fingernägel hatte — schlug der Portier das Tor wie einen Raubtierkäfig wieder zu.

Drinnen knallten Sektpfropfen, Rundgesänge stiegen auf, Walzer plätscherten warm dazwischen hinein . . .

In Marias Füßen war bald kein Schritt mehr.

An allen Dachrinnen lasen sie die aufgeklebten, handgeschriebenen Zettel ab. Aber der Regen und Schnee hatte sie gänzlich verwaschen.

Um so mehr ihre Not wuchs, um so lichter strahlten ihre Heiligenscheine. Sonnengelbe Kreise warfen sie vor ihre Tritte her in den blauen Schnee. Wie frischgeputzte Fahrradlampen . . .!

Maria sank auf die Stufen des Bühneneingangs zum Bethlehemer Stadttheater hin. Auf dem Programmzettel standen „Hasemanns Töchter" angekündigt. — Held, Charakterspieler, Liebhaber, Naive, komische Alte und Heldenvater gingen ohne Blick an den Armen vorüber. Sie hielten die zwei Heiligen für Garderobefrau und Logendiener.

„Joseph, jetzt werd'n ma halt unter der Eisenbahnbrücken übernachten müssen . . .?"

Die Souffleuse huschte vorbei. Sie sah die fremde Armut durch ihre eigene durch. Und holte für Maria aus der Apotheke Baldriantropfen und Pfefferminzpastillen. Dann zeigte sie ihnen den Weg in Bethlehems Vorstadt hinaus, wo sie in einem Hinterhaus einen Mietstall wußte. Zwischen Schutt und Müll. An Kiesgruben vorbei . . . Durch einen grauen Hof mit Kehricht-

tonnen, Ausklopfstangen und leeren Obstkarren.

Da lag der Stall des Limonadenfuhrwerks einer Mineralwasserfabrik.

Die Hausmeisterin schloß ihnen auf. Und brachte Roßdecken, Kopfkissen von ihres Mannes Bett. Und eine Wärmflasche. „Gute Nacht!"

Drinnen roch es nach abgemähten Herbstwiesen, Bauernhöfen und Wagenöl. Von der Decke herab hing ein Stearinlicht als tröstender Stern, der einen wächsernen Regen herabtropfen ließ.

Das Pferd schlief stehend. In einer Ecke lag der Esel eines Karussells, das draußen in der verschneiten Wiese aufgebaut war. Daneben träumte ein bilderbuchfleckiger Ochs.

An den Wänden krochen Kreuzspinnen, Tausendfüßler und Ohrenschlüpfer hin und her. Ratten raschelten durchs Stroh . . .

Maria und Joseph nickten bald ein . . .

Und eine heilige Stille wurde laut.

Mit einemmale knisterte es im dunklen Raum vernehmlich. In den Wänden des Stalles rauschten Quellen. Vn der Decke herab fielen Sterne.

Ein Engel kam weiß aus einer Ecke. Noch einer! Viele! Große und kleine! Wie die Kinder des Bahnwärters, dessen Frau jedes Jahr eines zur Welt brachte!

Ihre Flügel waren so hoch wie die Ladentüren der Milchfrauen und so nieder wie Kammerfensterchen der Almhütten. Voll Leuchte und Schöne!

Ihr Gewand war weißer als die Vorhänge des Pfarrhauses, strahlender als die Bogenlampen aller Kinematographen der Stadt und glänzender als die Auslage des Hofjuweliers bei Nacht.

Einer der Engel hatte eine Laterne um den Hals hängen. Ein anderer trug eine Drehorgel und ein Dritter brachte ein Grammophon herbei. Eine feine Musik hub an. Himmlischer Gesang stieg auf. Hallelujalieder! Hosiannachöre!

Der Stall war hell wie der erste Tag. Heller als ein Sonnenbad. Heller als das Atelier eines Photographen, — oder als das Operationszimmer eines Zahnarztes, der im 4. Stock wohnt. Und warm wie die Wärmestuben der Droschkenkutscher . . .

Joseph sprang vor Freude im Stall hin und her, als hätte er das große Los gewonnen. Tränen liefen wie junge Rekruten über seine Wangen.

„Uns is a Kind geboren . . .!"

Sie legten das Kindlein in eine Krippe mit Heu und Stroh. Der Karusselesel und das Ochslein des Krautbauern erwachten aus ihrem Schlaf und gaben ihm von ihrem Hauch . . .

Und schwer tappte draußen im Hof der Morgen herum.

Vor der Stalltüre hielt einer der Engel heilige Wacht. Er saß auf einem schwarzen Wiegenpferd, das die Kinder des Hausherrn am Abend vergessen stehen ließen.

Die Zeitungsfrauen und Bäckerjungen sahen als erste die lichte Gestalt.

Und bald wußte das ganze Vorder- und Hinterhaus davon.

Noch in Nachtjacken und Unterhosen liefen sie über den Hof in die Stalltür, um das Wunder zu schauen.

Und immer mehr kamen. Und nur Arme. Wie sie in den Mietkästen der Vorstadt wohnen: Zigarettendreherinnen, Feuerwehrmänner, Kohlenträger, räuspernde Volkssänger, schwindsüchtige Knopflochnäherinnen, kropfige Chorsängerinnen und schwitzende Möbeltransporteure. Und dann und wann ein hungernder Student . . .! Der mitten im Examen stand und über seinem Kollegheft eingeschlafen war.

Und allen versagte das Wort im Munde. Denn aus dem Kindlein kam ein Glanz von innen. Und man konnte es schon auf zwei Jahre schätzen. Dem stillen Lächeln nach.

Das spürte Jegliches ganz insgeheim. Und sie wußten nicht wie und was.

Und bald schleppten sie gar vielerlei aus ihrem Kreis herbei. Jedes auf seine Art. Und taten ihm alles zu Gefallen. Arme geben dem Armen.

Pfennigwerte wurden bei diesem Umlauf zu Königreichen . . . Eine Jahrmarkthausiererin brachte dem Kind einen knallroten Luftballon, ein Versicherungsagent seinen halbechten Angorakater, ein Veteran sein Goldfischaquarium und ein Realschüler seine Meerschweinchensparbüchse. Der Silhouettenschneider vom vierten Stock schnitt ihm seinen Schattenriß, der Schnellphotograph machte eine Blitzlichtaufnahme und ein oberbayerischer Zitherspieler schlug dem Kindlein auf seinem Brettl ein Wiegenlied.

Von den Altanen herab sangen die Dienstmädchen „Stille Nacht, heilige Nacht . . .!"

Ein Dekorationsmaler zeichnete über die Stalltür die Inschrift: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen . . ." Mit Buchstaben, so groß, wie sie im Lesebuch am Anfang der Geschichten stehen. Und in deren Bäuche fliegenkleine Engel gemalt sind.

Ein Zeitungsreporter schrieb über das himmlische Wunder einen langen Artikel, dem er den Titel gab: „O du fröhliche, o du selige . . .!" Er schickte ihn als Erstdruck an das Blatt mit dem höchsten Zeilenpreis ein. Dann lief er sogleich ans nächstgelegene Postamt, ließ sich ein Buch Telegrammformulare geben und verständigte von hier aus sämtliche Blätter mit über zwanzigtausend Abonnenten.

So kam die heilige Kunde in die Welt hinaus.

Unter den Vielen, die gekommen waren, vor dem Kinde hinzuknien und es anzubeten, stand auch ein Teerbrenner. Er behielt seinen steifen Hut auf dem Kopf und kicherte Witze in die heilige Stille hinein. Er hatte alle Schriften

Skizze Planken

München — Julius Hüther

von Karl Marx gelesen und bezeichnete jedes Wunder als Schwindel.

Ein Schulhausmeister schlug ihm voll heiligen Zornes den Hut vom Kopf. Und alle lobten diese Tat.

Der Teergießer aber fieberte vor Wut. Er fühlte in sich einen Topf siedendes Wasser überlaufen. Schnurgerade lief er in die Geheimkanzlei des Königs Herodes, erzählte dort von Volksverdummung, einem himmlischen König und drohendem Verfassungssturz. Daraufhin wurden alle Schutzmannschaftsstationen alarmiert. Kriminalbeamte durchliefen die Stadt, Plakate mit dem photographischen Bild des Jesusknaben waren angeschlagen...

Joseph und Maria aber trugen inzwischen das Kindlein, voll böser Ahnung, in die Dachkammer einer Kartenschlägerin.

Dort roch es nach Essig und Glaser. In der Dachrinne sang der Regen graue Lieder. Nebenan ging ein Schmierenschauspieler an der Wand hin und her und studierte Rollen. Unten schwammen im Stadtbach ertränkte Katzen vorbei. Auf den Altanen flatterte Steckerlwäsche.

Eines Tages sah ein Stern mitten in den Kamin hinein. E-Trompetengelb und so warm, daß es im Ofen der heiligen Familie das Feuer verschlug. Sie heizten mit Zeitungspapier...

Kerzengerade über dem Dach hing er, wie an einem Bindfaden vom Himmel herab. Wunderbar... nicht einmal der Zimmerherr, der als Fremdenführer sogar schon in Tirol war, hatte je ein solches Geglitzer gesehen.

Bald klopften drei Weise an die Tür.

Sie gingen dem Sterne nach — bis hierher.

Sie brachten dem Knaben Lebertran, Haferflocken und eine Tafel Schokolade als Geschenke mit.

Bald aber bekam das Kindlein Langeweile — und spielte mit den Gerichtsvollzieherwäppchen, die an der Rückwand der Kästen klebten „Eisenbahnschalter" —

Nachts fuhren die drei Weisen mit dem letzten Zug nach Hause.

Inzwischen hub in der Stadt eine blinde Verfolgung an. Überall spürte man dem Kinde nach. Höhere seelische Regungen und jede Art heiliger Gefühle wurden verboten. Herodes war Materialist.

Auf das Leben des Knaben war ein Preis gesetzt. Unten im Bäckerladen fragten Detektive nach.

Da mietete Joseph mit seinem letzten Gelde den Karussellesel. Und um Mitternacht floh er, nur mehr mit einer Briefmarke versehen, mit Maria und dem Kindlein nach Ägypten. Denn dieses Land kannte er schon nach den Abbildungen auf den Zigarettenschachteln.

Über gefrorene Äcker ging der Weg, am Rande von Kiesgruben und Steinbrüchen vorbei, durch Müll und Schutt.

Joseph rauchte Pfeife. Maria sang ein leises Lied und der Knabe schlief. Zuweilen lächelte er aus seinem Traum heraus.

Im Westen fielen die Sterne ins Meer...

Breitmoser rettet das Holz

Von Gert Lynch

Daß Mathias Breitmoser, den sie den Hias nannten, ein armer Schlucker von einem Holzfäller war, besagt überhaupt nichts. Er hätte sich niemals einfallen lassen, aus seiner Haut zu fahren, um mit jemand zu tauschen. Am wenigsten jetzt, wo die Förster-Margret mit keinem auch nur annähernd so freundlich wie mit ihm war. Er wäre beinahe selber erschrokken, so schneidig hatte sie den reichen Marthelbauernsohn abblitzen lassen, als sie beide den ersten Walzer gleichzeitig von ihr wollten. „Schon vergeben!" schwindelte sie keck drauflos, indem der Hias erst heraneilte. Der faßte sie flink und schwenkte sie mit Begeisterung durch den Saal. So wild war ihr Rock noch keinmal geflogen!

Der Holzhauerball nahm ein unschönes Ende. Der Marthel, vor Eifersucht blind, hatte mit

Hias Händel gesucht und dabei das Griffeste hinterrücks aus der Naht gezogen. Doch der Hias war ihm noch früh genug auf den Schlich gekommen und hatte ihm, ehe er sich's versah, die Hand mit der Klinge aus dem Gelenk gebrochen, daß der Marthel wie ein Frauenzimmer hochauf schrie, was ein wieherndes Gelächter unter den Zuschauern auslöste. Fortab würde zwischen den beiden Todfeindschaft sein.

Hias schlug's geringschätzig in den Wind. Den und fürchten? Bierbanzen mit einem Hektoliter konnte er glatt unter den Arm nehmen, und einmal hatte er einen bis an die Achsen versunkenen Heuwagen ganz allein aus der Moorwiese gezogen.

•

Hias brachte zuerst seine Margret nach Hause, und da er kein bißchen müde war, beschloß er, noch an der Luft zu bleiben. Er schlug aus alter Gewohnheit den Gangsteig zur Brüllschlucht ein. Dort war seit einigen Wochen sein Schlag. Haushohe Weißtannen, dicker, als vier Arme umzingeln konnten, mußten für eine holländische Firma umgelegt werden. Tag um Tag donnerten die Riesen zu Boden, daß das Echo fünffach aus der Runde zurückbellte. Jeder Baum, den sie lostrennten, riß ein gewaltiges Loch in den Wald. Bald würde er ausgerauscht haben, und es wird dort bloß noch harzende Wurzelstöcke geben und viel Reisignester, Moder und Totenstille.

Hias riß einen Tannenzweig ab und steckte ihn in den Mund. Es war eine schwüle Nacht. Ein Volk Mücken siedete auf einem hohen, dünnen Ton hinter ihm her. Aus der Moorwiese knarrte unaufhörlich der Wachtelkönig, und im Soldatenhölzl schrie jämmerlich eine Toteneule. Allmählich steilte sich der Weg zur Kuppe hinauf. Hias mußte beim Steigen den Atem tiefer nehmen, wobei ihm plötzlich ein brenzlicher Geruch auffiel. Er blieb stehen und sog die Witterung ein. Kein Zweifel, es schmeckte nach Reisigbrand. Irgendwo im Walde mußte es sengen.

Hias jagte die Halde zum Schluchtkopf empor, wo der Wald teilweise schon abgeholzt war und einen guten Beobachterstand bot für das Gelände im Umkreise. Der Pfad lief durch dichten Baumbestand; es wurde stockfinster, und Hias mußte sich meistens nach dem Gefühl richten. Endlich hatte er die freie Höhe erreicht.

Hias dampfte. Seine Hand war patschnaß, als er sich über die Stirn wischte. Und was er nun sah, ließ ihm das Blut stocken: Auf drei Stellen zugleich brannte der Jungwald hellichterloh am Fuße des Berges, und das Vorfeuer, von einer flotten Brise geritten, lief schnellfüßig wie ein Wiesel auf einem Streifen verdorrten Grases in das trockne Unterholz des Hochwaldes hinein, prasselte auf, wurde zur Lohe und — Hias stieß einen heiseren Schrei aus — schlängelte sich gleich einer Natter an einer Rottane hinauf, und dann pufften unzählige Sprühsterne gen Himmel, und die Krone stand in einer einzigen Feuerlache. Ein Windstoß plusterte hinein, zwei, drei, vier weitere Bäume wurden in Brunst getaucht, eine turmhohe Flamme sprang wie jauchzend empor und warf ihren blutigen Schein bis zum Brüllpaß herauf. Der Hochwald brannte! Der Hochwald brannte!

Hias quirlten die Gedanken durcheinander. Er preßte die Fäuste zusammen, um sich zur Ruhe zu zwingen. Er mußte um Gottes willen etwas tun. Retten, was noch zu retten war! Löschen? Ein Ding des Unmöglichen! Wabernd, schleckend, schlürfend wälzte sich die Hölle dahin mit rußschwarzen Qualmschlangen, deren flak-

Kinder in der Sonne — Erich Wilke †

Dujardin Jubiläumsbrand
Ladenverkaufspreis: RM 4.- die 1/1 Fl., RM 2.25 die 1/2 Fl.
WEINBRENNEREI DUJARDIN & CO. G.M.B.H. VORM. GEBR. MELCHER ★ UERDINGEN A. RHEIN

kernde Schatten die Hänge in einen brodelnden Hexenkessel verwandelten. Das Holz für Holland, seine ehrliche Arbeit von Wochen, stand in größter Gefahr! Die durch den niedergelegten Wald entstandene Schneise war viel zu schmal, um die Stichflammen aufzuhalten. So mußte der Berg ausbrennen mit Gras und Kraut, mit Strunk und Stiel, mit Wurz und Wipfel!

Hias verlor keine Zeit mehr. Die Schichten der Blochhölzer lagerten am äußersten Rande der Brüllschlucht und sollten nach Abnahme des Maßes zum Flößen ins Tal gestürzt werden. Hias riß das Schloß der Werkzeughütte mit der bloßen Hand herunter, nahm die längste Axt zu sich, sprang auf den Blöcherstapel, setzte das Eisen als Hebel an und wuchtete einen Stamm nach dem anderen in die Tiefe hinab, daß der Berg in seinen Grundfesten erschütterte. „Krachchch — kröchchch — kruchchch" dröhnten die Lasten von der Talsohle herauf, und das fünffache Echo käute es, sich überhudelnd, wahnwitzig wieder, und die Luft war nur noch ein Bersten, Grollen, Grunzen und Wubbern.

Hias gebärdete sich wie ein Rasender. Er spürte seine Arme nicht mehr. Sein Schädel kochte. Er arbeitete im Takt: „Eins — zwei, eins — zwei, eins — zwei", ging es. Mit eins legte er seinen Beilhebel an, mit zwei rollte der Stamm bereits in die Leere hinaus.

So walzte der letzte Stamm in den Felstrichter. Hias hatte es geschafft! Aber er kam nicht zum Verschnaufen. Eine Rauchbank warf sich auf ihn und stahl ihm die Luft weg. Er tastete sich hinter eine Tanne und preßte das Gesicht so lange auf ihre Rinde, bis die Wolke anderwärts trieb. Als er wieder ausblicken konnte, sprang ihm der Schreck wie ein Ring um den Hals: einige hundert Schritte vor ihm schmolzen die Bäume gleich Wachskerzen dahin. Er spürte bereits den stechenden Odem der Glut, die in geschlossenem Halbkreis herankroch.

Hias hatte vergessen, an sich selbst zu denken. Eine Rettung war nur durch die Brüllschlucht möglich. Er trat hinaus auf die Felsennase. Gar kein Drandenken, hinunter zu klettern. Lotsteil liefen die Wände hinab. Aber der Spalt war nur zwölf Meter breit.

In diesem Augenblick kam Hias der rettende Gedanke. Er wählte die längste Tanne am Schluchtrande (sie war so stark, daß sie ein Mann grad noch umfassen konnte), suchte sich festen Stand, und dann sauste das Beil in den Stamm. Vier Hiebe; zwei faustdicke Batzen schnellten nacheinander in die Luft, und aus der Tanne klaffte eine große Wunde. Damit hatte er ihr die Fallinie gegeben. Und nun zuckte die Schneide von der anderen Seite ins Holz. Jeder Hieb saß. Die hellen Baumsplitter spritzten. Da knatterte und prasselte es auf einmal wie ein Maschinengewehrfeuer. Eine unbändige Flamme lief heran, und Millionen grüner Nadeln rundum explodierten in Salven. Das zischte und zackte und knackte und burrte, worauf ein Regen glühender Asche niederging und Hias von oben bis unten versengt wurde. Nun ging es um die Minute! Und er schlug und schlug um sein nacktes Leben! Mit jedem Schlage biß sich das Eisen eine Handbreit tiefer ins Mark des Baumes, daß die Späne und Scheiter nur so herumschmurrten. Bis ein Zittern die Tanne durchlief. Der lodernde Wipfel neigte sich langsam zur Seite. Hias trennte mit einem letzten gewaltigen Hieb den Stamm vom Stock, und der Baum polterte rittlings über die Brüllschlucht und wurde zur Brücke. Hias verlor keinen Augenblick mehr. Glücklich kam er über den grausigen Steg. Hier trat die Erschöpfung ein. Atemlos, ausgepumpt bis zum Letzten, mit blutigen Händen und voller Brandwunden, taumelte er zu Boden, während drüben die Lohen zu einem einzigen Feuermeer zusammenschlugen und alles verschlangen, was weder Erde noch Fels war.

Die Brüllschlucht hatte dem Brande ein Ziel gesetzt. Aber der schwarze Berg rauchte noch neun Tage und zehn Nächte.

•

Die Tat des Mathias Breitmoser indessen war wochenlang das Gespräch in sämtlichen Wirtschaften der umliegenden Waldämter. Wenige aber wußten, daß Marthel, der reiche Hoferbe, am Fuße des Brandberges vor einem leeren Graben, den er, wie die Spuren erwiesen, überspringen wollte, in schlimmem Zustand gefunden wurde. Sein Schuh war beim Absprung auf einem Schleimpilze ausgeglitten, wodurch er zu Fall kam, mit dem Schädel auf einen Knorzen schlug und ohnmächtig liegenblieb. So konnte es geschehen, daß die roten Ameisen über ihn herfielen. Als er wieder zu sich kam, redete er bereits irr.

Hias jedoch erholte sich bald und hatte dann mit Margret eine gewichtige Aussprache, bei der er sie fragte, ob ihr der Name „Frau Breitmoser" in den Streifen passe. Auf dem Heimwege machte er an jedem erreichbaren Baumast drei Klimmzüge. Sie waren sich einig geworden!

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß Hias vor der Brandstätte, vor jenem Graben, ein Feuerzeug fand, das dem Marthel gehörte. Und er nahm das Ding auf drei Finger, warf es von sich, soweit er nur konnte, und wunderte sich im stillen über das buchstäblich erfüllte Sprichwort von jener Grube, die man andern gräbt.

Der Trompeter

„Bist du zufrieden mit deinem Bräutigam, dem Trompeter?"

„Sehr. Schade ist nur, daß er immer ein bißchen nach Messing schmeckt."

Einwand

„Das hätte ich mir vor meiner Hochzeit auch nicht träumen lassen, daß du mich nachts stundenlang warten läßt, während ich vor Angst halb vergehe", klagt Frau Winkelspohr.

„Wie sollst du dir aber auch was träumen lassen, wenn du nicht schlafen gehst", wendet der Gatte ein.

Leider

„Doktor Lehmann hat mich von meinem alten Leiden befreit!"

„Unsinn! Der Mann ist doch Rechtsanwalt und nicht Arzt!"

„Es stimmt schon! Er hat die Scheidung durchgeführt!"

Einfach

„Du willst dich also mehr einschränken? Wie machst du denn das?"

„Ich bleibe in Zukunft alles schuldig!"

Die Xanthippe

„Hat Sie der Verlust Ihrer Frau schwer getroffen?"

„Danke! Nur die Aussicht auf die Wiedervereinigung hält mich noch am Leben!"

Nächtliche Stadt

Von Georg Unterbuchner

Der Wächter hat geblasen,
Daß alles schlafen mag,
Und durch die stillen Straßen
Zittert der Glockenschlag.

Der Wind löscht die Laternen
Still nacheinander aus,
Und wie in weiten Fernen
Steht dunkel Haus an Haus.

Und nur des Windes Wehen,
Und nur der Sterne Meer —
Die Stille hört man gehen
Aus fernen Wäldern her.

Keine Geheimnisse

Junge Frau zum Gatten: „Wir haben uns doch versprochen, nie Geheimnisse voreinander zu haben!"

Er: „Gewiß, Liebling, warum denn?"

Sie: „Ich wünsche mir nämlich heuer einen Pelzmantel!"

Der Druckfehler

Gast: „Herr Wirt, Ihre Speiskarte weist einen Druckfehler auf!"

„Wieso?"

„Da heißt es Kalbsleber statt richtig Kalbsleder!"

Die Wette

Als Justus von Liebig in Bonn studierte, besuchte auch ein junger Graf von Z. die dortige Universität. Der junge Herr war sehr eingebildet, faul und dabei sehr stolz auf den Uradel, dem er angehörte. „Ich bin der Graf von Z." betonte er bei jeder Gelegenheit und machte sich durch ein solches Benehmen bei den übrigen Studenten sehr verhaßt.

Seit einiger Zeit besuchte dieser Herr auch das Gasthaus, in dem Justus von Liebig mit seinen Freunden zu essen pflegte. Die Gäste waren nicht sehr erbaut davon, besonders Liebig ärgerte sich gründlich über das dumme Gehaben des eingebildeten Grafen und beschloß, ihm das Wiederkommen gründlich zu verekeln. Er wettete um eine Runde, daß es ihm gelingen würde, den Grafen für immer aus ihrem Gasthaus zu verscheuchen.

Am anderen Morgen erschien der junge Graf wie immer im Gasthaus, warf sich geräuschvoll in seinen Sessel, klemmte das Monokel fester ins Auge und rief näselnd den Kellner. Dieser erschien sofort mit der Speisekarte. „Vorlesen!"

Gehorsam begann der Kellner:

„Kaltes Huhn"

„Sonst nischt?"

„Lachs"

„Sonst nischt?"

In dieser Tonart ging es noch eine Weile weiter. Endlich erklärte der junge Herr geringschätzig:

„In diesem blöden Nest kann man schon rein gar nischt bekommen. Na ... dann bringen Sie mir mal ein kaltes Huhn!" —

Drüben erhob sich Justus von Liebig und kam nach einer Weile wieder mit einem riesigen Monokel im rechten Auge. Dicht neben dem Grafen warf er sich auf einen Stuhl und rief näselnd:

„Garçon!"

Der Kellner brachte die Karte.

„Vorlesen"

„Kaltes Huhn"

„Sonst nischt?"

„Lachs?"

„Sonst nischt?"

„Sandwichs, Eier im Glas, Schinken ..."

„Sonst nischt?"

Das Ekel verfolgte diesen Vorgang mit stets steigender Entrüstung. Plötzlich sprang er auf und brüllte Liebig an: „Herr, was erlauben Sie sich?! Ich bin der Graf von Z.!"

Liebig klemmte das Monokel noch fester ein und näselte:

„Sonst nischt?"

Das Lokal erdröhnte von dem fröhlichen Gelächter der Studenten. „Bravo Liebig" rief man von allen Seiten. Der Graf von Z. verschwand schleunigst und ließ sich nie mehr in diesem Gasthaus sehen. Justus von Liebig hatte seine Wette gewonnen.

Das Los der Großen

Sesostris, König von Ägypten (um 1300 v. Chr. Geb.), war ein grausamer Herrscher und hatte das kalte Gemüt des Eroberers. Um sich in seinem Machtbewußtsein zu sonnen, erniedrigte er die Menschen und scheute selbst nicht davor zurück, die besiegten Könige zu zwingen, seinen Triumphwagen zu ziehen. Einmal bemerkte er, wie einer von diesen den Blick unverwandt auf eines der Räder gerichtet hielt. Er fragte ihn nach dem Grunde. Der Besiegte antwortete: „Ich erblicke in dem Rad ein Sinnbild irdischer Größe. Kaum ist das eine Ende der Speiche oben, so muß es wieder hinab, und das welches unten war, kommt nach oben." Diese Erwiderung machte Sesostris nachdenklich. Er gab dem gefangenen König die Freiheit zurück.

FÜR JEDEN FOTO-AMATEUR:

Deine Kamera geht Geld verdienen
mit 100 Adressen für den Bilderverkauf . . . . . RM 0.75

Fotos mit Nitraphot und Vacublitz
Das erste Spezialwerk zu diesen so wichtigen und bekannten Osram-Kunstlichtquellen. Neuartig aufgemacht und in einzigartiger Qualität gedruckt . . . . . RM 1.60

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Vaszary, Gábor, von: „Mosepti". (Deutsch vom Verfasser.) Berlin, Rowohlt. 350 S. Lw. 4.80 RM.

Ein junger Ungar, den es nach Paris verschlagen hat, und ein kleines Pariser Mädel: die alte zunächst alltäglich anmutende Geschichte von zwei jungen Menschen, die sich suchen und nicht finden. Aus einer rührend-täppischen Liebelei erwächst die große Liebe erst, da das Schicksal schon seinen tragischen Lauf genommen hat. Das alles ist mit vollendeter Grazie und ironischer Heiterkeit erzählt, mit einem leisen wehmütigen Unterton, der ergreift und erschüttert. Das Paris von heute, die Großstadt mit ihrem betörenden Taumel und daneben die stillen verschwiegenen Gäßchen und Gärten des alten Paris, bilden den eindringlich und lebendig geschilderten Hintergrund. Man liest das Buch mit Spannung von Anfang bis zu Ende, und wenn auch der Autor in seinem unbekümmerten Drauflosplaudern — ein Einfall überstürzt oft den andern — manchmal über die Stränge schlägt, man verzeiht es ihm gerne, denn er ist ein wirklicher Dichter. Dr. Max Stefl

Hesse, Hermann: „Stunden im Garten". Wien, Bermann-Fischer. 11,5×18,5 cm. Pp. und in Hülse 2.60 RM.

Eine köstliche Idylle, aus Vergilischem Geiste geboren, hat uns Hermann Hesse in diesem seinem neuesten Gedichtband geschenkt. Ein hübscher Einfall war es, das Bändchen im Format jener altmodischen Poesiealben, wie sie unsere Großeltern kannten und in denen man heute noch mit Rührung blättert, herauszubringen. Auch die antike Form der Verse paßt gut zu den beschaulichen Betrachtungen, die der Dichter bei seiner Arbeit im Garten, fern vom Lärm und Getöse der Welt, anstellt. Wie schön, wenn der Dichter seiner Jugend gedenkt:

„Ferne Jugend! Auch du wehst aus den Freuden des Gartens
In die herbstlichen Jahre mir sehnlich herüber und rührest
Oft so mahnend und herb und süß ans alternde Herz mir."

In der Ruhe und Abgeschiedenheit dieses Gartens, unter Bäumen und Sträuchern, zwischen Blumen und Kräutern sind dem Dichter die letzten und tiefsten Weisheiten des Lebens aufgeblüht, und wir folgen ihm gerne für ein paar stille Stunden in diese entschwundene Zauberwelt. Dr. Max Stefl

Bodo Kaltenboeck: „Armee im Schatten." (Verlag Georg D. W. Callwey, München 1936.)

Die „Armee im Schatten" ist die k. u. k. österreichisch-ungarische Armee des Weltkrieges, und der Titel des Buches bezeichnet mit treffendem Schlagwort jenes düstere Schicksal, wie es unheilvoll über dem Heere und den Waffentaten unseres Bundesgenossen hing. Gewiß, das ungeheuerliche Erlebnis des Weltkrieges mußte die Berufenen (und leider auch manchen Unberufenen) dazu treiben, sich durch das Wort von den andrängenden Schatten einer blutigen Vergangenheit zu befreien. Groß ist die Zahl jener Bücher, die, aus der schreckensvollsten und erhabensten Spanne eines Menschenlebens heraus geschrieben, Ereignisse und Taten schildern. Auch das Werk des österreichischen, in Deutschland aufgewachsenen Frontkämpfers Kaltenboeck ist ein Kriegsbuch, und an Glut und Kraft der Darstellungsweise kaum zu übertreffen. Doch klingt aus der stürmischen, mitreißenden Schilderung ein neues Motiv auf und steigert sich zum beherrschenden. Es ist Bitterkeit und Anklage. Leidenschaftliche Anklage jener billigen Entstellungen, die schon vor dem Weltkrieg, in dessen Verlauf und in der Nachkriegszeit teils in humoristischer, teils in gehässiger Form das Soldatentum der österreichischen Armee herabzuwürdigen suchten. Und es ist Bitterkeit gegenüber einer verständnislosen Überhebung, die den schwierigen Verhältnissen eines in Sprache und Volkstum zerspaltenen, aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzten Heeres nicht gerecht zu werden vermochte. So lebte und kämpfte eine Armee, die ihre ruhmreichen Fahnen dereinst über ganz Europa getragen und das Gedeihen des Reiches vor dem Ansturm östlicher Völker beschirmt hatte, im Schatten. Ein aufschlußreiches Buch, an Gehalt und Formgebung gleich meisterlich, dessen Mahnruf zum deutschen Gedanken nie mehr verklingen soll!

A. Wisbeck

„Dichter des Deutschen Barock", „Dudelsack und Schalmei", „Schock schwere Not!" (Dr. Ernst Hauswedell & Co.-Verlag, Hamburg.)

In der gleichen reizvollen Ausstattung, in der Dr. Ernst Hauswedell im Vorjahr das prächtige Bändchen „Alte Seemannslieder und Shanties" herausgebracht hat, liegen jetzt drei weitere köstliche Bändchen vor. Die „Dichter des Deutschen Barocks" eine glücklich getroffene Zusammenstellung deutscher Barocklyrik vom alten Rudolf Weckherlin bis zu den Meistern des 17. Jahrhunderts, Weise, Auschatz, Neukirch u.s.w. mit Kupfern und Stempel aus der Zeit, „Dudelsack und Schalmei" eine von Robert Walter besorgte Sammlung polnischer Volkslieder und schließlich „Schock schwere Not" — drei Dutzend Original Moritaten, schauerlichen Inhalts von Prof. Karl Rössing trefflich bebildert. Wir empfehlen diese drei wertvollen Bändchen jedem, der sich für das unvergängliche und doch oft schwer zugängliche Gut reiner Volkspoesie interessiert. Er wird nicht enttäuscht sein. Avis.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer"

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. *„Der Sportfischer"* bringt Text- und Bildermaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung München, NW 2, Karlstraße Nr. 44 Tel. 59 61 60

DIE FOTO-SEITE

Kinder und Weihnachten

Weihnachtsfreude und die Kamera: Das sind zwei Dinge, die unbedingt zusammen gehören. Und wenn da noch erwartungsvolle oder freudige Kinder dazukommen, so gibt das Bilder voll Leben und Fröhlichkeit! Da wäre unsere gute Kamera traurig, wenn sie unverrichteter Dinge irgendwo liegen und warten müßte, bis vielleicht jemand auf die Idee kommt, daß man auch zu Weihnachten fotografieren kann.

Dann aber ist es meist schon zu spät. Denn die Höhepunkte sind vorbei und gestellte Freude ist keine echte Freude.

Wer auf der Suche nach Motiven trotz scharfen Nachdenkens nichts findet, hat einfach keine offenen Augen im Kopf. Ja, ich möchte sagen, daß ein Nachdenken völlig überflüssig ist. Denn die Motive kommen uns ja förmlich entgegengelaufen; wir müssen nur mitten hineingehen in das vielgestaltige Leben. An uns also liegt es.

Da schauen wir doch einmal nach Kindermotiven aus. Denn gerade zu Weihnachten werden wir nirgends eine solche Erwartung und Freude finden, wie gerade bei unseren Kindern. Die kleinen und großen Geheimnisse und die Veränderungen in ihrem Lebenskreise drücken sich auch auf ihren Gesichtern aus. Drum dicht mit der Kamera heran! Den Fotokasten zu einem ständigen Begleiter gemacht! Dann wird es gar nicht besonders auffallen, wenn wir hier und da knipsen.

Des Abends im trauten Familienkreise erzählt die Großmutter immer so spannende Weihnachtsgeschichten. Da sitzt alles in buntem Kreise um sie herum und lauscht auf die Dinge, die sich in einem Wunderreiche ereignen. Da müssen wir einmal mit der Kamera tief in die Kindergesichter hineinblicken, beobachten und festhalten. Oder wenn Ingemarie der Mutti beim Kuchenbacken hilft oder der größere Karl für seinen kleineren Bruder ein Kasperle-Theater zusammenbastelt, so sind ja das alles nur ein paar Beispiele der vielen Knipsgelegenheiten.

Oder gehen wir einmal hinaus auf die Straße. Dort führt der Vater seine Kinder über den Weihnachtsmarkt; hier stehen sie vor den Auslagen, und große und kleine Wünsche werden wach. Da müssen wir einmal ganz dicht mit der Kamera herangehen. So auf zwei oder drei Meter. Nur keine Angst. Denn die Kinder sind ja so mit ihrer Umgebung beschäftigt, daß man uns nicht gleich bemerken wird. Mit $^1/_{50}$ oder $^1/_{100}$ Sekunde muß es klappen. Länger wollen wir nicht belichten. Denn Abblendung ist unnötig und allzu lange Zeiten führen nur zu Verwackelungen, die schon „andeutungsweise" stören, wenn nachher vergrößert wird.

Sind Sie jetzt noch im Zweifel, was Sie vor dem eigentlichen Fest fotografieren sollen? Ist nicht das Belauschen erwartungsvoller Kinderherzen so reich an Möglichkeiten und bringt es nicht so viel Freude, daß unbedingt die Kamera dabei sein muß?

Und dann ist endlich der Heilige Abend gekommen, wo der Lichterbaum erstrahlt, Weihnachtslieder erklingen und tausend Wünsche in Erfüllung gehen. Wenn da die Kinder ihre Herrlichkeiten bestaunen, oder ein richtiger Weihnachtsmann auftritt, so sind das die richtigen Augenblicke. Da entstehen ja viel bessere Bilder, als wenn wir nachträglich noch einmal alles improvisieren. Denn man kann Weihnachtsmotive schwer auf Wunsch herbeizaubern, weil sie etwas Einmaliges sind, weil hier das Herz mitspricht.

Der brennende Baum ist für die Kamera insbesondere wirksames Motiv. Denn in der Fotografie schaffen wir ja mit Licht, und weil hier brennende Kerzen Motiv werden, liegt das Thema für uns schon von der Sache her so besonders nahe. Aber nicht den ganzen Baum mit einem Male fotografieren. Denn dann wird alles mächtig klein, ist von den strahlenden Kindergesichtern kaum etwas zu sehen. Ein Zweig mit einer brennenden Kerze und ein fröhliches Kindergesicht genügen ja vollauf, um die ganze Weihnachtsstimmung ins Bild zu tragen.

Und wenn nachher die Lichter verloschen sind, so sind die Kinder noch eifrig mit ihren Herrlichkeiten beschäftigt. Zumal man heute nicht so früh wie sonst ins Bett muß.

Kinder und Weihnachten: Das zieht wie ein Film an uns vorüber. Es ist sprühendes Leben. Und wer eine Kinokamera besitzt, findet hier zusammenhängende Motive für einen guten Kinderfilm, dessen Gestaltung nicht einmal so schwierig ist. gi—t

Vierteljahres-Preis 7 Mark, Heft-Preis 60 Pfennig

Begründer: Dr. GEORG HIRTH. — Verantwortlich für die Schriftleitung: i. V.: GEORG POSSELT; für die Anzeigen: GEORG POSSELT, München. — Verlag: G. HIRTH VERLAG AG., München. — Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. EMMERICH MORAWA, i. Fa. Morawa & Co., Wien I, Wollzeile 11 — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by G. HIRTH VERLAG AG., München. — Druck: G. HIRTH VERLAG AG., Buch- und Kunst-Druckerei, München, Herrnstraße 10. — D.A. III. V.J. 5700. — Entered as second class matter, Postoffice New York, N. Y. — Manuskripte sind nur an die Redaktion der „Jugend", München, Herrnstr. 10 zu senden; Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt

Madrid

Weps

„Ehre sei Gott in der Höhe — und Friede auf Erden!"